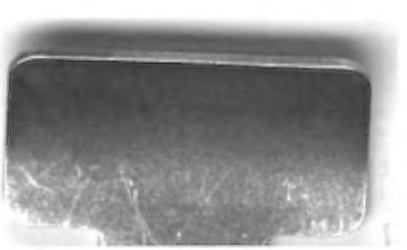
Tool. 66 kd
6 1

A



Digitized by Google

<36600899800013

<36600899800013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zool. 6

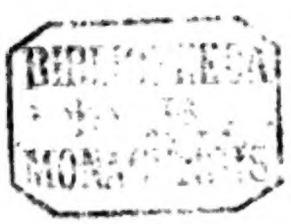
A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben

Erster Band.

Digitized by Google

Tom. 66 kd /1



77° G

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Phantom

H. G. Slater

Illustrirtes

Thierleben

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von **R. Kretschmer.**

Erster Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1864.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

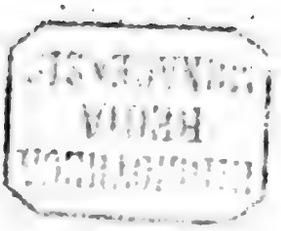
Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Der

Zoologiſchen Geſellſchaft zu Ha

gewidmet vom

V



ed by Google

Erſte Abtheilung.

Die Säugethiere.

Erſte Hälfte.

Affen und Halbaffen, Flatterthiere und Raubthiere.

BIB
MO

BIBL... MON...

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

Selbst wissenschaftlich gebildeten Männern kommt es schwer an, die Lehrbücher der Naturbeschreibung des Thierreichs aus der Hand zu legen, ohne eine Regung ihrer verletzten Eitelkeit zu verspüren. Der „nach dem Bilde Gottes" geschaffene Mensch, der „Herr alles Dessen, was da fleucht und kreucht", der „Gebieter der Erde," wird in diesen Lehrbüchern in seiner ganzen Blöße dargestellt: er eröffnet oder schließt die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Thiere" nennen. Er, für den schon die uralte Sage einen besonderen Schöpfungstag ansetzt; er, welcher von den Wortgläubigen mit Dem begabt wird, was allen übrigen Geschöpfen mangeln soll; er, welcher allein einen aufrechten Gang erhielt, „damit seine ausschließliche Befähigung zur Erkenntniß Gottes, sein Aufblick zum Himmel, deutsam werde": erscheint hier nur als — ein Säugethier! „Erste Ordnung, einzige Familie, einzige Sippe: *Mensch!*" — so heißt es im Lehrbuche; und unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt — der Gorilla oder der Orang-Utang.

Die Naturwissenschaft kennt keine Rücksichten, wenn es gilt, die Wahrheit, die thatsächliche Wirklichkeit zu verkünden: und sollte sie auch noch so theuren, weil Jahrtausende lang gehegten Wahn, noch so beglückende Gefühle der Eitelkeit zerstören müssen. Der Mensch ist, leiblich betrachtet und von dem Naturforscher angesehen, wirklich Nichts mehr und Nichts minder, als ein Säugethier, oder *ein lebendes*, fühlendes Wesen mit rothem, warmen Blute, welches lebendige Junge gebiert und sie mit seinem, nur verwandelten Blute großsäugt: und jede Mutter, welche sich ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde hingibt, welche das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, — daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; und jeder, auch der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter muß zugestehen, daß zwischen dem Menschen und dem Orang-Utang die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferd oder Rind. Wir Naturforscher können darin, daß wir den Menschen zu den Säugethieren zählen, nichts Verletzendes für ihn finden.

Die große Menge stößt sich gewiß auch nicht an das Wort „säugen": es verletzt sie wohl blos der Begriff „Thier". Und sie hat Recht. Jeder wahre Mensch beweist auch, daß zwischen seinem Geschlechte und den höchststehenden Thieren in der gewöhnlichen Bedeutung eine weite Kluft besteht. Mag auch der Mensch in noch so traurigem, beklagenswerthen Zustande sich zeigen: er bleibt immer Mensch, er ist immer noch erhaben über dem höchsten Affen, leiblich, wie geistig. Selbst wenn wir vergleichend unseren Maßstab an den durchaus verthierten Menschen legen, finden wir noch immer genug Berechtigung für uns, auch ihm die unbestreitbar höchste Stellung unter allen Geschöpfen anzuweisen.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß man eine solche Berechtigung ganz ohne Weiteres voraussetzen könne. Der Kaukasier, der bildungsfähigste und gebildetste Mensch allein, reicht zur Vergleichung nicht aus. Es gibt Menschen auf unserem Erdball, welche scheinbar tief unter dem Thiere stehen. Baron von Hügel hat eine Menschenart gezeichnet, gegen welche uns der Pavian als *ein glückseliges*, beneidenswerthes Wesen erscheinen muß. Ich will seine Worte hier wiedergeben; sie werden wesentlich dazu dienen, uns Menschen den Menschen kennen zu lehren:

„Von den unglücklichen Bewohnern Neuhollands ein Bild zu entwerfen", sagt er, „ist für den Menschenfreund eine traurige Aufgabe. Von der Natur ist wohl kein Thier grausamer, als diese Menschen behandelt worden. Ihr Körper ist häßlich und unförmlich, ihre Züge sind Abscheu erregend. Der

Ausdruck ihres Gesichts ist gräßlich: es ist ein Mittelding zwischen jenem eines Cretins und eines Betrunkenen. Wenn man in ihr Auge sieht, so findet man den eigenen Blick bald wie an einer Mauer abprallen; es ist Nichts, was sich dem Innern des Auges zeigt, keine Frage, keine Neugierde, kein Erstaunen, kein Gedanke; kein Geist bewegt sich darin, — mit einem Worte: es ist seelenlos. Ihr Auge trügt nicht: — es ist leider der treue Spiegel ihres Innern. Wie bei einem Thiere hat die Seele des Neuholländers keinen Aufschwung; nur mit dem leiblichen Leben ist er beschäftigt, nur mit Dem, was sein Körper bedarf. Hat nun die Natur diese ihre Stiefkinder einerseits blos auf die seelenlosen Freuden des Körpers angewiesen, so hat sie ihnen anderseits nicht die Möglichkeit gegeben, ihre Wünsche zu befriedigen, kaum ihren Unterhalt zu finden, ja, nicht einmal den Instinkt der Vorsicht, wie es bei manchen Thieren der Fall ist, welche sich Vorräthe anlegen. Und wie nöthig wäre Dies gerade hier; denn Neuholland erzeugt keine eßbare Frucht, keine Pflanze, welche zum Genusse, keinen genießbaren Samen, keine Körnerfrucht, kein eßbares Knollengewächs, welche zum Anbau tauglich wären, kein vierfüßiges Thier, welches als Hausthier gebraucht werden könnte, keines, welches Milch gibt, kein sich schnell vermehrendes, kein Huhn. Schöne und wunderbare Pflanzen, außerordentliche Thierformen, — allein Nichts, was für die Bedürfnisse des Menschen dienen kann. Geschmückt, wie der herrlichste Garten, in welchem der Gärtner jede Pflanze zum Liebling erkoren hat, breitet sich das Land unabsehbar vor dem staunenden Fremdlinge aus: kräftig und unberührt von Menschen und Thieren ist Wald und Flur; kein Fußpfad schlängelt sich durch den bunten Teppich der Wiesen, keine Spur des Wildes erspäht der Blick. Es ist, als sei Neuholland nur für die Pflanzenwelt erschaffen. Ihre Formen sind edel und schön, — von Menschen und Thieren hat die Natur nur Zerrbilder geliefert."

Die Familienbande unter dem Urvolk Neuhollands sind lose: es gibt unter ihm keine engeren Verbindungen, als die einer Horde. Wie ein Rudel wilder Thiere durchziehen die Neuholländer in der jeder Horde gehörigen Gegend das Land, ohne ein Dorf, ohne ein Haus, ohne eine Hütte, ohne ein Zelt zu besitzen. Keine Höhle, keine Grube schützt sie gegen das Wetter, nicht einmal Kleidung; von keinem Anbau, von keinem Herde ist die Rede: — auf solch einer niederen Stufe der Menschheit steht der Neuholländer. Und dennoch! sollte man es glauben, ist es noch ein Schritt weiter, bis der Uebergang des Menschen zum Thiere fast unmerklich ist. Diese niedrigste Menschengattung bewohnt manche Gebirgsgegenden Indiens; es ist ein Stamm, welcher unstreitig zu derselben Rasse, wie der Neuholländer gehört; allein jener Indianer hat es nicht bis zur Bildung einer Horde gebracht, kaum eine Familie findet man vereinigt; — Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet."

Auch diese hier geschilderten Geschöpfe heißen und sind Menschen; auch sie muß man in den Kreis der Betrachtung ziehen, wenn man den Menschen mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Bei ihnen gilt die so beliebte Auffassung des Menschen vom Standpunkte der Gottesgelehrten nicht mehr; auf ihren Leib sind die Worte der Bibel kaum mehr anwendbar, und ihr Verstand erreicht die Ausbildung nicht, daß wir von ihm und der Vernunft als Gegensätzen reden könnten. Und dennoch stehen sie noch immer hoch über den Thieren: die ebenmäßige, einhellige Ausbildung des Leibes allein schon ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Durch sie, durch die ihm gewordene Vollendung der thierischen Gestalt, unterscheidet sich auch der thierähnlichste Mensch noch immer unendlich weit von dem menschenähnlichsten Thiere. Und so mag es erlaubt sein, von dem Menschen im Gegensatze zum Thiere zu reden; so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier die erste Ordnung der Klasse, welche wir im Nachstehenden betrachten wollen, ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige, wo wir vergleichen müssen. Unser Buch überläßt den Menschen Denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft," theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft giltig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegen-

ihre der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbel-Thieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linnés zu der einen, die beiden letzten zu einer andern Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen funfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut.

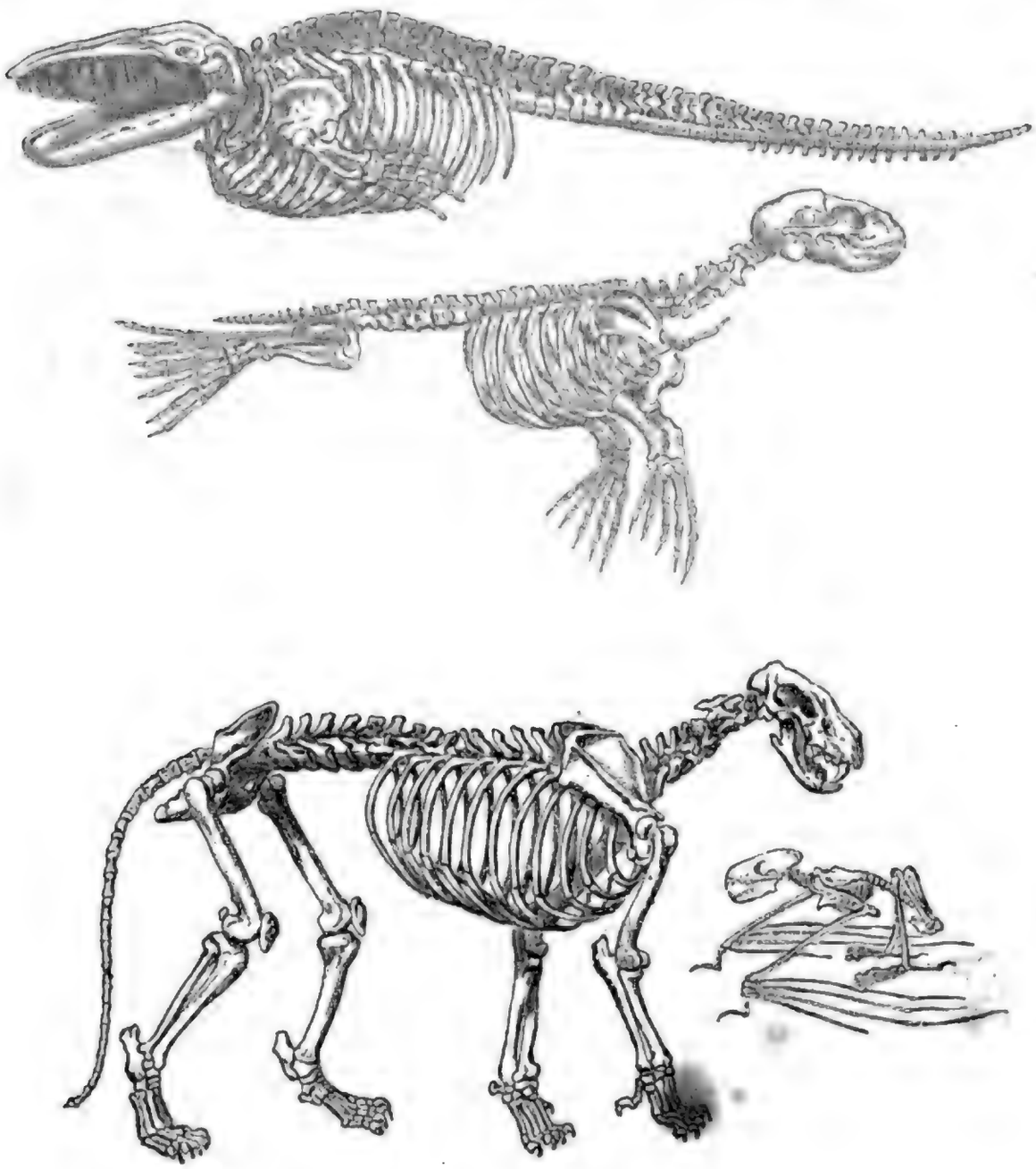
Es ist unerläßlich, daß wir zunächst, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnet das innere Knochengerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Zahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut und ein vollständiges Gefäßnetz. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit, welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge sind mehr oder minder einhellig, gleichmäßig entwickelt: Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug; die stets schmeckfähige Zunge ist ausschließliches Eigenthum der Abtheilung. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz ist nur selten nicht vorhanden. Alle sind getrennten Geschlechts und pflanzen sich blos durch Begattung fort. Bewegungsfähigkeit, Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein.

Die Säugethiere stehen in dieser Abtheilung entschieden oben an: und eine solche Stellung verlangt der Walfisch ebenso gebieterisch, wie der Mensch, welcher die höchste denkbare Entwickelung im Thierreiche darstellt. Eine ebenmäßige Ausbildung aller Leibestheile und die überwiegende Masse des Gehirns spricht sich beim Elefant wie bei der Maus, beim Hunde wie beim Schnabelthier aus. Die Säugethiere haben eine sehr vollkommene Lungenathmung und deshalb rothes, warmes Blut, und sie gebären lebendige Junge, welche sie mit einer eigenthümlichen Drüsenabsonderung, der Milch an ihren Brüsten oder Zitzen eine Zeit lang säugen. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß ist die Uebereinstimmung ihres inneren Baues.

Dem Uneingeweihten wird es freilich schwer, zu glauben, daß der Löwe und der Walfisch, der Seehund und die Fledermaus nach ein und demselben Plane gebaut sind: ein einziger Blick auf das Gerippe dieser Thiere aber überzeugt auch ihn von der Uebereinstimmung der ganzen Anlage bei allen diesen so verschiedenen Gestalten.

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt; er besteht überall aus den nämlichen, im Wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sind, doch das Eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Giraffe ebensowohl als den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere mehr und einige Wale weniger Wirbel des Halses zählen, so zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet und hier die fehlenden als zusammengeschmolzene angesehen werden müssen. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebensovielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen blos die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Zahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Zahl der wahren oder fest mit dem Brustbein verwachsenen im Verhältniß zu den falschen oder durch Knorpelmasse an das Brustbein befestigten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Gerippe die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf ganz unbedeutende Stummel!

Auch am vorderen Gliederpaar weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder blos Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Huf oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können alle diese Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen. Sie ist vielmehr



Gerippe von Wal, Seehund, Löwe und Fledermaus.

so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Gerippe eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch" zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen

hin. Ich würde eine genaue Kenntniß des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschr
ben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch allzugelehrte Auseinandersetzungen lästig werde
So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß alle Muskeln im genauesten Einklange mit den Eige
thümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Thieres stehen, welche ja von der Gestalt d
selben bedingt und bestimmt wird. Manchfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zude
eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Thiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem andern ist er b
sonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebe
so ausgebildet, wie bei dem Menschen; die Säugethiere, welche klettern, graben, flattern oder greife
haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes; diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Sch
kelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmu
keln; die Gesichtsmuskeln mangeln dem Schnabelthier, sind aber bei allen Raubthieren auß
lend verstärkt u. s. w. Kurz, jedes Thier ist eben für seine Lebensweise besonders ausgerüstet word
oder aber, die Ausrüstung hat seine Lebensweise bestimmt.

Nicht minder verschiedenartig gebaut sind die weichen Theile des Säugethierleibes. D
Verdauungswerkzeuge lassen, so ähnlich sie auch im Ganzen sind, viele Abweichungen in ih
Baue erkennen. Der Mund ist bezeichnend für die ganze Klasse: er hat Lippen, welche fleischig
feinfühlend sind, und eine Zunge, welche im Vergleich zu der bei andern Klassen eigentlich erst Zu
genannt werden kann, weil sie wirklich den Geschmack vermittelt. Die in beide Kiefern eingekeilten
sie bewaffnenden Zähne kommen in solcher Ausbildung nur den Säugethieren zu und sind für
Lebensweise und Fähigkeiten, sowie für ihre wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung entscheid
Ihre Eintheilung in Schneide-, Eck- und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch,
wiederum der Mensch in seinem Gebiß die schönste Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten ze
denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schnei
zähne, oder wie sehr diese im Maule des Eichhorns die Backzähne durch ihre Ausbildung ü
bieten. Die Zähne stehen immer im vollsten Einklange mit der Ernährungsweise des Thieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung."

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenfres
oder über 200 Zähne zählen, wie bei einem Delfin: immer wird er aufs Genaueste der Ernährun
weise des Thieres entsprechen.

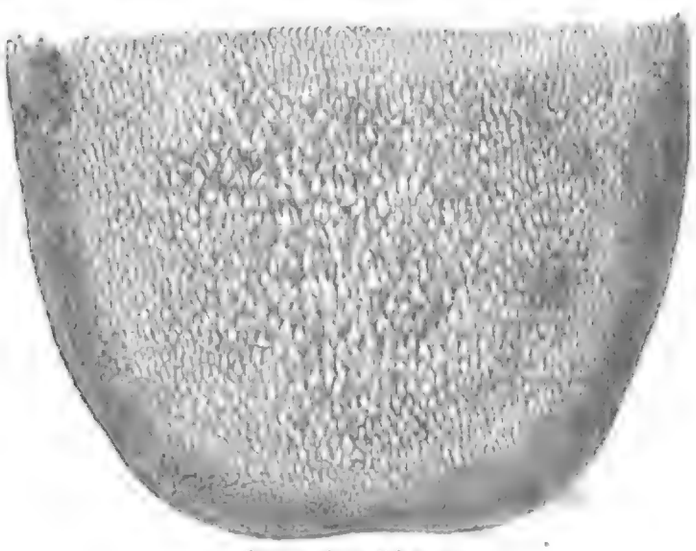
An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche dadurch ausgezeichnet ist, daß sie
niemals kropfartig erweitert, wie bei den Vögeln. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht
eben so wenig jemals ein Vogelmagen, wie ihn selbst die naturunkundigsten Hausfrauen vom Hu
kennen, sondern immer nur ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingesch
ter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hi
schlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden
den ersten Speichern vorüber. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Ba
speicheldrüsen und Nieren ist im Allgemeinen eben so wenig zu sagen, als über den Darm
genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei den Säugethieren besonders entleert wird,
daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche ganz eigenthümliche, gewöhnlich
stark riechende oder stinkende Stoffe absondern.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Auff
gefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem andern, obgleich auch hier Schwanku
in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vo
mern, die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen, die Saugadern h
viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen, die Lunge hängt frei
und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung, die Luftröhre theilt sich in zwei und zu
(bei den Walen und mehreren Hufthieren) in drei Zweige und besitzt immer blos einen ei

Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus sieben Knorpeln besteht. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus: allein die Schädelhöhle ist auch oft verhältnißmäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen andern Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade, wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn so entwickelt, wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Bei den geistesarmen Säugethieren ähnelt das Gehirn noch ganz dem der Vögel; doch erhebt es sich von den am wenigsten Begünstigten zu den vollkommeneren rasch und zu außerordentlicher Entwickelung und zeigt bald die eigenthümlichen Windungen, deren Anzahl und Ausdehnung im Verhältniß zu der geistigen Befähigung stehen. Die Sinneswerkzeuge zeigen eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, aber in ihr keinen Geruchssinn: denn ihr Riechnerv fehlt gänzlich, und die Nase ist einzig und allein zu einer Athmungshöhle bestimmt. Uebrigens sind die Nasenlöcher bei allen Säugethieren paarig und von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden. Die Riechmuscheln, auf denen der Riechnerv sich ausbreitet, stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes in geradem Einklange. Die Werkzeuge des Gehörs sind weit vollkommener, als die aller anderen Klassen; das Ohr besitzt stets die drei Ohrknöchelchen, Hammer, Ambos und Steigbügel, und bei allen höheren Ordnungen und namentlich bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade, wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind immer verhältnißmäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich, wie die der zweiten Thierklasse; die Nickhaut ist bereits verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und auch die Wimpern schon hier und da vorhanden; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugethieren, wie bei dem Blindmoll, verkümmern die Augen. Die Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher, als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener, als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich, oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein; sie ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie z. B. die Zunge des Löwen oder



Zunge eines Löwen.

aller Katzen überhaupt. Sie kann unter der eigentlichen Zunge noch Anhängsel, die Unterzunge, haben ꝛc. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in ziemlich hohem Grade und kann durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibestheilen bemerklich.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere“ genannt, damit aber niemals die ganze Klaſſe ſcharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borſten unterſcheiden, ſind allerdings vorherrſchend, doch kommen auch Schuppen und Stacheln, hornige Schilder und hornartige Hautſchwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchſt verſchieden ſein können, obgleich ſie alleſammt nur als manchfaltige Ausprägungen ein und deſſelben Stoffes betrachtet werden müſſen. Eine ſolche Verſchiedenheit zeigt ſich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, ſtumpf und ſcharf, oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe ſind.

Weit bezeichnender, als alle dieſe bisher betrachteten Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes ſind die Geſchlechtstheile für unſere Klaſſe. Die äußere Geſtalt derſelben darf als bekannt vorausgeſetzt werden, den inneren Bau derſelben müſſen wir jedoch etwas ausführlicher betrachten. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Geſchlechtswerkzeuge die allervollkommenſten in der ganzen Thierreihe ſind. Was in den unteren Klaſſen nur angedeutet oder wenigſtens nicht ausgeführt iſt, erſcheint hier vollendet. Schon die äußeren Reiz- und Begattungswerkzeuge ſind weit vollkommener, als bei den Vögeln; die inneren erzeugenden und ernährenden Drüſen ſind bei dieſen ebenſowenig vorhanden, als die Milchdrüſen, welche dem neugeborenen Jungen ſeine Nahrung liefern. Alle weiblichen Säugethiere beſitzen einen paarigen, nur bei dem Schnabelthier und Ameiſenigel verkümmerten Eierſtock und Eileiter, ſowie einen Fruchthälter, in welchem das befruchtete Ei zur Reife gelangt. Der Eierſtock iſt rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele, aber ſehr kleine Eierchen, ſo daß erſt die Neuzeit Näheres über ſie berichten konnte. Von hier aus führen die Eileiter zum Fruchthälter hinab, welcher bei den obengenannten Thieren blos eine Erweiterung des hier ſehr einfachen Organs iſt, bei den Beutelthieren und vielen Nagern als eine doppelte Ausweitung beider Eileiter angeſehen werden kann, bei den höher ſtehenden Ordnungen aber zu einem einzigen Sacke zuſammenſchmilzt. Er mündet bei den Schnabelthieren in den unteren Maſtdarm, bei allen übrigen mit dem Harnleiter in die Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüſen für das neugeborene Junge, die Brüſte oder Zitzen, fehlen bei keinem Säugethiere, ſind aber bald an die Bruſt allein, bald zwiſchen die Leiſten, bald endlich auf Bruſt, Bauch und Leiſtengegend zugleich geſtellt und ſchwanken auch in ihrer Zahl zwiſchen Zwei und Zwölf. Sie beſtehen aus zelligen, blinden und offenen Röhren und ſondern aus dem Blute die Milch ab, welche durch eine mehrfach durchbohrte Warze ausfließen kann. Kurz vor und nach der Zeugung treten ſie in Wirkſamkeit; in der Kindheit ſind ſie nur angedeutet.

Dieſe allgemeinen Bemerkungen mögen für unſere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer ſich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verſtändlicher oder dunkler Weiſe mehr berichten können, als er vielleicht ſelbſt wünſcht. Unſer Zweck iſt, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und dieſen Zweck faſſen wir daher vor Allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der erſten Klaſſe bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht ſo viel, wie die Vögel; denn ihr Leben iſt bedächtiger und ſchwerfälliger, als das jenes leichtſinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerſchöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes: ſie zeigen dafür eine gewiſſe Behäbigkeit und Lebensgenußſucht, welche vielen ſehr gut und vielen ſehr ſchlecht anſteht. Hinſichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit ſtehen ſie weit hinter den Vögeln zurück. Nur wenige kennen die unbeſchreibliche Luſt einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher, wie die mit ihren herrlichen Gaben ſcherzenden und ſpielenden Kinder der Luft. Die Säugethiere haben ein ernſthafteres Weſen, als dieſe; ſie verſchmähen ein unnützes Anſtrengen ihrer leiblichen Kräfte. Blos in der Kindheit, und wenn ſie die allmächtige Liebe kindiſch oder kindlich macht, ſind ſie zu luſtigem Spiel geneigt und geben ſich ganz der Luſt der Bewegung hin. Bei den Vögeln iſt es anders. Hier heißt ſich bewegen, leben, und leben, ſich bewegen. Der ganze Vogel iſt in ſteter Unruhe und möchte am liebſten die ganze Nacht zum Tage machen, um ſeiner ewigen Regſamkeit volles Genüge zu leiſten. Sein kleines Herz

schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugethieren der Fall ist. Dem Vogel ist die Bewegung Bedürfniß, unbedingte Nothwendigkeit; dem Säugethiere ist sie meist nur ein Mittel zum Zweck. Es scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht dem Schlafe, so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochse mögen meine Behauptung bildlich erörtern: ersterer hat mit letzterem auch noch Das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die nöthige Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun" mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem toll- und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs-, jene Empfindungsthiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei. Die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen, wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie: und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja, selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Roß oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugethiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter den Begabten zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels!

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat blos der Mensch, kein zweites Thier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht; die Känguruus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eins ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitliche Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Giraffe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann unsern gezähmten Einhufern ebensogut anerzogen werden, wie der natürliche Trab. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Thier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöhe: in Wirklichkeit aber behält es seinen ursprünglichen Gang. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unthunlich ist; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebniß dieser Messungen ist übrigens in hohem Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben und mögen deshalb auch hier als Belege aufgeführt werden. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in sechs Minuten und vierzig Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde achtundfunfzig Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in vierundsechzig Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig. So machte sich ein Herr Wilde verbindlich, eine Strecke von 127 englischen Meilen mit untergelegten Pferden in neun Stunden zu durchreiten, und löste sein Wort durch einen Ritt von nur 6 Stunden und 21 Minuten. Er hatte dabei zehn Pferde benutzt, von denen einige in einer Stunde Zeit zwanzig englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugethiere übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs?! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses?! Auch dieses klebt an der Scholle: — drum gewährt die himmelanstrebende, Zeit und Raum übersliegende Dichtung ihrem Rosse die göttliche, den irdischen Leib vergeistigende Schwinge!

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugethiere, welche springend laufen, wie die vorhin Genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hinderniß übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das Hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses nothwendige Steuer besonders entwickelt, beim Affen ebensowohl, wie bei der Springmaus, bei der Katze, wie bei dem Känguru. Nur sehr selten, bei den Langarmaffen z. B., verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, — wie ja auch alle sehr kurzschwänzigen Vögel (die Alken, Steißfüße, Seetaucher und andere) blos mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagrechter Richtung zwanzig bis dreißig Fuß von ihm entfernten Zweig springend erreichen; ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von sechszig und mehr Fuß zur Tiefe nieder; ein Hirsch setzt über eine Wand von acht, ein Löwe über eine solche von zehn Fuß Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Steinbock schnellt sich bis zehn Fuß senkrecht empor ꝛc. Der hüpfende Gang der Springbeutelthiere fördert fast ebenso schnell, wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugethiere Meister; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutende hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine ganz eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes. Alle altweltlichen Affen klettern, indem sie das Gestein oder die Äste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst: denn der Gegensatz zwischen Händen und Füßen ist ja bei ihnen gleichsam aufgehoben. Ganz anders klettern viele Affen Amerikas. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer, als ihre übermüthigen Verwandten in der alten Welt: auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt: der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon eine Stütze oder einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen, an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. — Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie sind im Stande, mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagrechten, schiefen und senkrechten Flächen sich zu bewegen, ja, förmlich herumzulaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern Etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faulthiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen: sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde, als vielmehr zum Umklammern der Äste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher, keineswegs aber ungefährlicher, ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, welche auf den Bäumen tölpisch sind, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden: gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar blos; allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit, als das Klettern aller vorher genannten Thiere.

Übrigens habe ich in den Urwäldern Afrikas die Ziegen mit großer Geschicklichkeit auch an schiefen Stämmen hinan und auf dem Gezweig der Bäume herumklettern sehen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugethiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet" allerdings schneller an einem Stamme hinan, als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab, wie die Spechtmeise (Sitta), mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Thiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten, wie der erwähnte Vogel. Dagegen steht die Wiedergabe derselben Grundform in einer andern Klasse, ich meine den Vogelaffen Papagei, weit hinter seinem Vorbilde zurück. Er stümpert nur, wo jener vollkommen Künstler ist.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen, doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfang, bei dem Versuch stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, welche Uebergangsglieder von den Affern zu den Fledermäusen sind, vermögen nicht, etwas Anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hilfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von Statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie blos von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können; sie streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich-Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist eine Fläche, welche nicht wie der Vogelflügel bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders ist der Flug des Vogels! „Er ist die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen. Bald ist er ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Lustwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Aethermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittige netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer bleibt und immer heißt er Flug. Blos das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er den Teufel, die tollste Mißgeburt des krankhaften Wahns. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde, während der nach oben schwebende Bote des Himmels die Schwinge erhielt: deutet Dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugethier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch Eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden: der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugethier ist ein trauriges Mittelding

zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das Flattereichhorn schwerfällig dahin: die Fledermaus aber humpelt eben blos noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie dahin! Nur halb vertraut mit dem Aether, fremd auf der Erde: — welch trauriges Loos ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!“ —

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, sich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten: ich glaube blos der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Orang- und Langarmaffen und die Pariane; — daß letztere ertrinken, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen schwimmen, oder sie versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch blos die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie sind eben zu säugenden oder kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, sie leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: die Wassersäugethiere und die Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist sehr anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein dieses vervollkommnet sich rasch in demselben Grade, in dem der Huf sich theilt: und so treffen wir unter den Vielhufern bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja, im Nilpferd schon ein echtes Wasserthier. Die Hand steht höher, als der Huf, aber sie erfordert, wie immer, so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird Dies den Pfotenthieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Uebrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erforderniß zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft eben so gut, wie das Schnabelthier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben sind Uebergangsglieder von den Pfotenthieren zu den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit aber bereits Flossen; denn die Zehen sind schon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel lassen sie äußerlich noch sichtbar erscheinen. Bei den Walen fehlt auch dieses Merkmal, die Zehen sind durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich mit einander verbunden, und blos die gesammte Flosse ist noch beweglich; die hintern Gliedmaßen verschwinden, aber der Schwanz breitet sich wagrecht zur echten Flosse aus: das Mittelding zwischen Säuger und Fisch ist fertig geworden. Eine solche Verschiedenheit der Werkzeuge bedingt auch die Verschiedenheit der Bewegung. Die Huf- und Pfotenthiere gehen oder strampeln im Wasser und stoßen sich dadurch weiter; die Flossen- und Fischsäuger fördern sich, indem sie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der schmalen Kante durch die Wellen vorschieben und dann mit der Breitseite gegen sie drücken, oder aber den Flossenschwanz kräftig seitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann sein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieses im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, aber immer mit der Breitseite wirken läßt. Die Pfotenthiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zusammen, wenn sie die Beine vorwärts bewegen, und breiten sie aus, wenn sie gegen das Wasser arbeiten: sie rudern wie die Vögel.

Wenn die Beobachtungen des berühmtesten aller Walfischjäger, Scoresby, wirklich richtig sind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfisch versinkt so pfeilgeschwind, daß er, wenn er so forttauchen könnte, in einer Stunde

Zeit eine Strecke von 12 englischen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugethieren durchschnittlich langsamer, als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugethieres, als in der eines gleichgroßen Vogels. Hiermit steht die etwa um 2 Grad geringere Blutwärme der ersteren im Einklange. Den Wassersäugethieren gewährt diese verhältnißmäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach meinen eigenen, mit der Uhr in der Hand angestellten Beobachtungen durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, soll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfniß des Athemschöpfens empor treibt: so lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, selbst wenn ich sie angeschossen hatte und heftig verfolgte, bereits drei Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erschienen und nach Luft schnappten. Die Eidergans soll zwar bis sieben Minuten unter Wasser bleiben können: ich habe Dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. — Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch höchstens siebzig Sekunden lang unter Wasser verweilen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden und stehen nur mit den Aussagen gewisser Schwimmkünstler im Widerspruch, welche behaupten, fünf und mehr Minuten lang unter Wasser lustwandeln zu können.

Am Eigenthümlichsten und zugleich Auffallendsten zeigt sich die Trägheit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterschlaf halten, so lange dieser Todtenschlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraums von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut Dies während des Winterschlafs in Zeit von sechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Athmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Säuger auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugethier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja, seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Die Sprache im menschlichen Sinne ist allerdings ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher im Allgemeinen durch seine Stimme dem Ohre nicht lästig wird, wie die übrigen Säugethiere. Schwatzhafte oder zornig kreischende Menschen, zumal Menschenweiber, müssen wir freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugethier im Allgemeinen vor die Seele führen. Dieses ist ein klang- und sangloses Geschöpf, ein Wesen, welches im Reich der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar irgendwo, daß der Esel ein tonverständiges Säugethier sei, weil sein bekanntes J—A sich in einer Oktave bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugethier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten ist in hohem Grade widerwärtig und wird es um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung des Thieres ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugethieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugethieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem

einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetſcht, verunſtaltet und gemißhandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Mißklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Muſik, die Muſik zu dem herrlichſten und reichſten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze iſt ein Lied,

„Das Stein erweichen,
Menſchen raſend machen kann!"

das Lied der Nachtigall iſt

„Nichts als ein Ach,
Das Ach iſt Nichts als Liebe!"

Nicht einmal den Menſchen begabt die Liebe immer mit Dem, was ſie dem Vogel ſtets gewährt; nicht einmal er läßt ſich in allen Fällen mit der Nachtigall vergleichen, wie ja auch unſer Rückert behauptet:

„Wenn Jemand liebt, und im Vertraun
Davon zu Andern ſpricht er,
Wird er die Hörer ſchlecht erbaun,
Oder er iſt ein Dichter!"

Der Vogel, welcher von ſeiner Liebe redet, erbaut den Hörer immer; ſelbſt die rauheſten Töne ſeiner Bruſt werden dann klangreich und wohllautend.

Aber nicht blos zur Zeit der Liebe iſt die Stimme des Säugethieres unſerem Ohre unwillkommen: ſie iſt es ſtets, ſobald ſie irgend welche Aufregung bekundet, ja ſie iſt's auch, wenn dies nicht der Fall, faſt immer. Wir Alle freuen uns der Worte unſeres Lieblingsdichters,

„Blökend ziehen heim die Schafe"

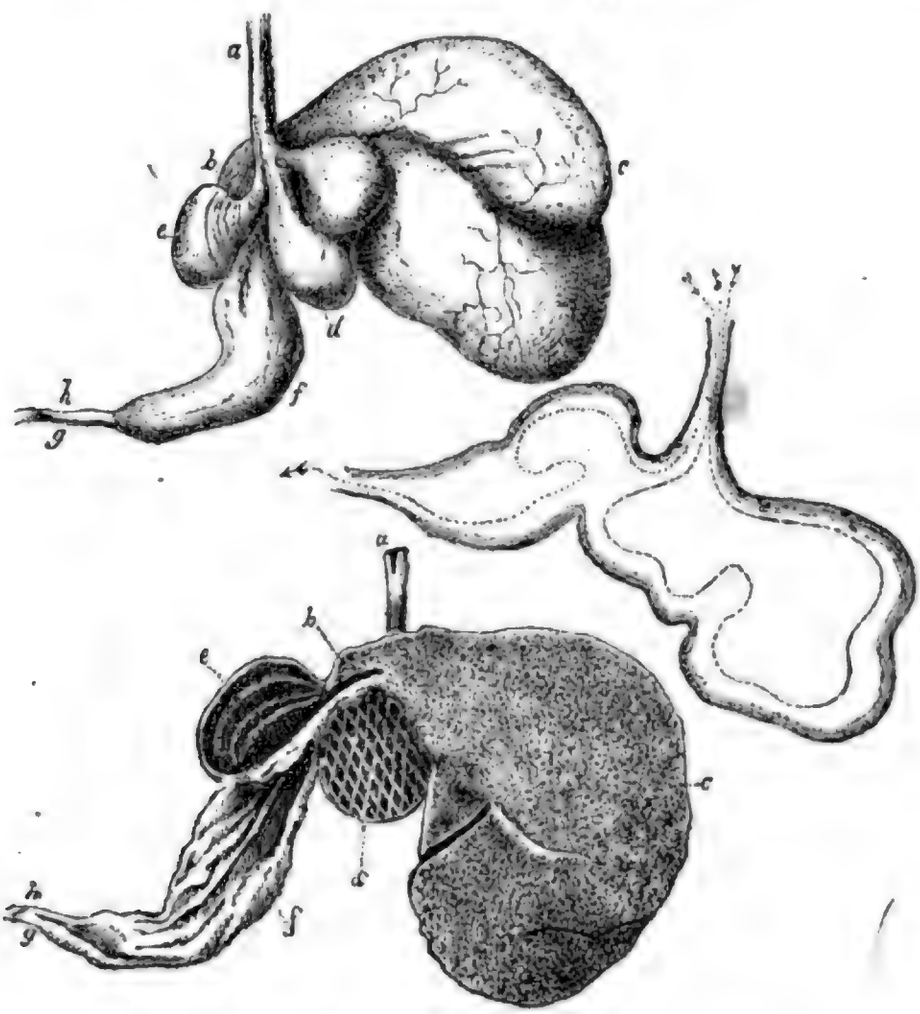
— ſicherlich aber weniger des Blökens, als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken ſelbſt iſt ebenſo großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweins, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuſe, das Knurren des Eichhorns ꝛc. Es fällt Niemanden ein, von ſingenden Säugethieren zu reden*), weil man den Menſchen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Säugern ſpricht, und dann nur von Bellen, Schreien, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen ꝛc. reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir ſind zwar an die Stimmen vieler unſerer treuen Hausgefährten ſo gewöhnt, daß wir ſie zuletzt ebenſo gern vernehmen, wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes oder mancher Hausfrau „theure Stimme" trotz des frevelhaften Gebrauchs der Töne, welche ſich in ihr kund gibt: fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerth des Hundegebells, Katzenmiauens, Roſſewieherns oder Eſelgeſchreies: ſo lautet die Antwort ſicherlich nicht anerkennend, und ſelbſt das tonkünſtleriſch verbeſſerte Hunde-Wau-Wau in Preciosa dürfte ſchwerlich vor dem Ohre eines ſtrengen Beurtheilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugethiere, mit Ausnahme des Menſchen, iſt rauh, mißtönig, unbiegſam und unbildſam, und ſogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, anſprechend dünkt, hört auf, beides zu ſein, ſobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all Dem ſtattfindet. Auch hinſichtlich der Stimme iſt der Vogel Bewegungsthier. —

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsſchlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie iſt eine ganz vortreffliche, wenn ſie auch nicht ſo raſch vor ſich geht, als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterſchläfern, monatelang unterbrochen ſein kann. Wer ſich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder, falls dieſes Wort unverſtändlich ſein ſollte, über die „Phyſiologie" des Menſchen zur Hand nehmen: dort findet er dieſen Abſchnitt ausführlicher behandelt, als ich ihn behandeln kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil ſie blos bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzen-

*) In der Neuzeit hat man allerdings mehrfach von „ſingenden" Mäuſen geſprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuſe iſt wahrſcheinlich eben auch nur ein zwitſcherndes Pfeifen.

fressenden Säugethiere nothwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten," als die gelehrten Herren selber zu ihren Gastereien und deshalb die ihnen nöthige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären: ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne; ich darf dafür aber glauben, daß sie dazu da sind, um vielen Menschen durch ihre, gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen. Doch betrachten wir lieber das Wiederkäuen selbst ohne Nutzanwendungen.

Der Magen der Wiederkäuer zerfällt, wie ich schon oben andeutete, in vier Abtheilungen, von denen man die erste Wanst oder Pansen (c), die zweite Netzmagen, Haube oder Mütze (d), die dritte Falten- oder Blättermagen, Buch, Kalender, Psalter und Löser (e) und die vierte Fett-, Lab- oder Käsemagen (f) nennt. Die erste Abtheilung steht mit der Speiseröhre



Magen der Wiederkäuer.

(a), die letztere mit dem Darmschlauch (g, h) in Verbindung. Der Pansen, welcher durch ein Muskelband in zwei Abtheilungen getrennt ist, nimmt das nur sehr grob zerkauete Futter zuerst auf und stößt es dann in kleinen Mengen in den Netzmagen hinüber, dessen gitterartige Falten es durch theilweises Zerreiben oder mehr durch Einspeicheln, d. h. Tränken, mit dem abgesonderten Magensaft vorverdauen und in Kügelchen formen. Diese werden nun durch Aufstoßen, Aufrülpsen oder Erbrechen wieder in den Mund hinauf gebracht, dort mit den Mahlzähnen sehr gründlich verarbeitet, noch mehr eingespeichelt und so dann zwischen zwei, eine Rinne bildenden Falten der Speiseröhre in den dritten, blätterig gefalteten Psalter oder Löser hinabgesandt, von welchem sie endlich dem letzten und eigentlichen Magen übergeben werden. Auf unserer Abbildung ist der Weg der Speise durch die punktirten Linien bezeichnet.

Uebrigens ändert der Bau des Magens bei den verschiedenen Wiederkäuern nicht unbeträchtlich ab; hier haben wir den Magen des Schafes zu Grunde gelegt.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erforderniß zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher blos Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar Nichts, oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leitthier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen"

wird von den sehr eß- und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch noch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnißmäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren, sind vorzugsweise Augen-, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser, als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreichs.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Thiere sind gefühllos zu nennen, im Vergleich zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer, als die Empfindung, aber doch auch überall mindestens in demselben Grade, wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen, trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Pferd beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf- oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Thiere tasten wohl fast ebenso gut, wie viele Kerbthiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugethieren sind die Schnurrhaare ganz unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie schützen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichts und Geruchs. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack ist bei den Vögeln und auch bei den Lurchen und Fischen nicht zu leugnen; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen, als andere: allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff durch sie gelöst und seine Annehmlichkeit fühlbar gemacht wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen, finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kund gibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reiz dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken leben, und leben schmecken! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern!

Der Geruchssinn erreicht bei den Letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will blos an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumenduft nachschwärmen oder zu Aas und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens Nichts mit ihm aufspüren können (gleichwohl behauptet man, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hilfe dieses Sinnes aufsuchen und finden). Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders ist es bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn in wahrhaft überraschender Weise ausgebildet ist. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich ist, blos noch Andeutungen solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen: das wird ein ewiges Räthsel bleiben. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigenthümlichen Geruchs aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt, als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, ist geradezu unmöglich. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig, vierzig Ellen Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedlen, unserem geselligen Leben nothwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigenthümlichen Gerüche unserer Hausthiere auf fünf oder zehn, ja zwanzig Ellen Entfernung noch wahrzunehmen vermag: daß aber ein Renthier den Menschen noch auf fünf- bis sechshundert Ellen hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es, offen

gestanden, auch gewiß nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus, regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinns der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugethieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten riechen, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und Anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich; eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kund gibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Thiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem kölnischen Wasser ab, wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Thiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrian; die wahren Geruchsthiere meiden alle hirnerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind.

Es ist fraglich, ob bei den Säugern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht, wie in keiner andern. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreichs ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel ist immer nur eine Nachbildung des Säugethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; diese Begabung aber kann sich so steigern oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung, als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs, wie der des Geruchs, auf einer tieferen Stufe steht, als bei anderen Säugern; dies thut aber seiner Stellung unter den Thieren durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Thiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein Einziger von ihnen: aber wirklich feinhörig sind nur Wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurtheilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Thiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser, als diejenigen, deren Ohrmuschel hängend, klein oder gar verkümmert ist. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeug vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großöhrige Säuger hassen, kleinöhrige lieben Töne und Klänge. Der Delfin folgt entzückt dem Schiffe, von dessen Bord Musik zu

ihm herabklingt; der Seehund erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift; das Roß wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das Kamel stelzt frischer dahin, wenn die Zugglocke läutet; der Bär erhebt sich beim Ton der Flöte; der Elefant, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, ja, er unterscheidet schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Thiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich, wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden. Sie ähneln vielmehr noch den Lurchen, der Schlange z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt, ja gebändigt wird. Anders benehmen sich die feinhörigen Säuger beim Empfinden der Töne und Klänge, die ihren Ohren zu stark sind. Der Hund erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender gebehrdet sich eine großöhrige Fledermaus, wenn sie Musik hört: sie geräth in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das Wild beim Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist, wie die anderen großöhrigen Thiere.

Uebrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des Gehörsinns nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im Stande, bei den einzelnen Thieren von bezüglicher Schärfe zu reden: die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir gar nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus beim Laufen verursacht, vernimmt: allein es ist unmöglich zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden Nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können; der Wüstenfuchs hört vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte: alle diese Angaben beweisen aber gar Nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der Gesichtsinn der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe, wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, ist schwer zu sagen, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens sind keine Beobachtungen bekannt, welche Dem widersprächen. Anders verhält es sich mit den Nachtthieren, also mit fast allen Räubern, einigen Affen, allen Äffern, den Flatterthieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder ein sehr entwickeltes Gesicht oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubthiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind aber auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm ist. Das Raubthierauge besitzt daher auch viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche, wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle im genauen Einklange steht. Unsere Hauskatze zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es sich mit der Dunkelheit verhältnißmäßig ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichts die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnißmäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig ist die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden" Bruder

verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges: und deshalb enthalten auch die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie ers brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß ers weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder."

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat das Auge noch nicht die Beredtsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig ꝛc.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst Das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an: bei dem Auge der Säugethiere ist Dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdruck reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntniß längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Giraffe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen ꝛc.: denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der trugloſe Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge; dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübniß und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Thiergeistes führen.

Es zeugt von ebensoviel Hochmuth als Unverstand, wenn der Mensch mit hohlem Stolze alle höheren Geistesfähigkeiten für sich beansprucht und dem Thiere vornehm nur unbewußten Trieb, gleichsam nur Ahnung anstatt der Erkenntniß läßt. Noch heutzutag leugnen viele Leute nicht nur den Verstand, sondern alle edleren Geistesgaben der Thiere überhaupt, aus demselben Grunde, mit welchem sie behaupten, daß alle Thiere blos des Menschen wegen erschaffen worden seien. Diese Leute thun Dies freilich nicht aus vernünftiger, d. h. auf der Beobachtung und Erkenntniß fußender Ueberzeugung, sondern aus Furcht, daß ihr schwankendes Wahngebäude zusammenstürze, wenn sie dem Menschen einen Theil seiner Halbgöttlichkeit nehmen, indem sie dem Thiere etwas Menschliches zugestehen. Der Naturforscher urtheilt anders, weil er nicht in seiner Meinung, sondern in seinem Wissen die Grundbedingung eines gerechten Urtheils findet. Ihm wird es niemals einfallen wollen, die weite Kluft wegzuleugnen, welche zwischen dem Geiste des Menschen und dem des Thieres besteht: ebensowenig aber kann er hohe Entwickelung der Geisteskräfte, welche sich im Thiere bemerklich macht, in Abrede stellen.

Das Säugethier besitzt Gedächtniß, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntniß, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Er-

fahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen: es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft: es sammelt und spart für sie.

Diese verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen Andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch Alles!

Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, — und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Bei der Einzelbeschreibung der Säugethiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Dem Menschen geschieht kein Unrecht, ihm wird nicht Abbruch gethan, wenn wir die Thiere auch hochstellen. Herder nennt diese „die erstgeborenen Brüder des Menschen" und Scheitlin sagt sehr wahr und treffend: „Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch." Dieser bleibt auch neben dem höchsten Thiere, was er ist.

Eins dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Thieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu Theil wird. Es gibt ebensowohl gesittete, wohlerzogene, oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Thiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Thier aus. Schon eine wohlerzogene Thiermutter vererbt einen guten Theil ihrer Tugenden auf ihre Kinder: der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Thier, der Hund, soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich, so zu sagen, dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Nur Männer können Thiere erziehen: Dies beweisen oder bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Thier verlangt Ernst und Festigkeit von Dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmuth.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter, als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade, wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich blos folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn auch sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an, als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, welche man thierkundliche (zoologische) genannt hat. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt. Um Dies deutlicher zu machen, will ich hier die besonders abgeschlossenen Reiche angeben und ihre Bewohner dazu nennen:

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Renthier, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pottfisch, Narwal, die Finnfische und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 6000 Fuß über Meer an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt den ersteren in fünf Gebiete: nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst diesen Thieren verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf, Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Auerochsen; Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon; Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springmaus und Andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. — Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Auerochs dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalten zeigen sollte. Hochasien bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat Vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Vorder- und Hinterasien, Japan, Nepal und die Euphratländer. Diese Länder zeichnen aus: der japanesische Hundsaffe, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandilis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burrhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder das Gebirgsrind. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher, als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter diesem neuen Gebiete Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo, sowie die übrigen Molucken. Hier leben der Orang-Utang, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband-

und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, Gepard und noch viele andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Rylgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Ochsen.

Afrika zeigt ein nicht minder selbständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorila und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Äffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der großöhrige Hund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hiänenhund, der Löwe, Leopard, Jagdparder, Serwal und Karakal, sowie die Nilkatze, die meisten Erdeichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Giraffe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europas. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmuth Afrikas ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Giraffe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheuere Gebirg und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, Alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen blos noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerikas hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel-Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, zwei Tapire, die Bisamschweine, einige Hirsche, drei, oder richtiger vier Lamas ꝛc. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre: wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerikas oder Chile, die Pampas des Rio de la Plata, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind Dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Chinchillen und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbständiges Gepräge, bei all seiner Armuth an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren zu. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt: der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Äffer bewohnen blos die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich

in Neuholland, Amerika und Asien, die Wenigzähnigen fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer sind ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch gewesen; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt, als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf, als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrikas, immerhin eine große Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt etwas über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an, ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: Die Affen und Affer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähnigen 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten.

Hierzu würden noch die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kennt man nach H. von Mayer etwa 780 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium"; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern auch das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse, sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil), von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich jetzt noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebensoviele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnigen 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, soweit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Die leiblichen und geistigen Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugniß, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich eben nach seinen Gaben ein: es benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden, als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel: allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen, als diese.

Die Säugethiere sind wesentlich Landbewohner, und je vollendeter eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landthier sein. Im Wasser finden wir daher blos die plumpsten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die entwickeltsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleich zu dem Walfisch nur Zwerge. Das Wasser erleichtert aber auch jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse ungemein: und je leichter ein Thier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Thiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nöthig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältniß verkümmert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Bestimmung für die Lebensweise des Thieres. Noch mehr aber wird diese Bestimmung durch die Ausrüstung ausgesprochen. Daß ein Fisch- oder Flossensänger schwimmt oder ein Flatterthier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst: ebenso gut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Thieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich Folgendes sagen: Die altweltlichen Affen sind Baum- oder Felsen-, die neuweltlichen Affen und die Äffer aber ausschließlich Baumthiere; die Fledermäuse leben in der Luft, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Felsen. Die Kerbthierräuber leben größtentheils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen. Die fleischfressenden Raubthiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser; doch gehört die größere Anzahl den Erdthieren an, und nur sehr wenige führen ein theilweise unterirdisches Leben. Die Beutelthiere leben auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagethiere überall, nur nicht im Meere, größtentheils aber in Höhlen. Die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumthiere, die Dickhäuter leben wieder größtentheils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Einhufer und Wiederkäuer sind ausschließlich Erd- oder Felsenthiere; die Flossenfüßler und Wale endlich Meerbewohner.

Es muß Jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß sich nicht allein die Heimat im weiteren Sinne, sondern auch der Wohnkreis, ja, der eng begrenzte Aufenthaltsort des Thieres in dem Geschöpfe selbst kund gibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Thier offenbart sich nämlich nicht allein in der jedem Thiere eigenthümlichen Gliederung, sondern auch, und zwar sehr scharf und bezeichnend, in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Thier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes genau entspricht. Der außerordentliche Vortheil, welchen das Thier von einer solchen Gleichfärbigkeit mit seiner Heimat ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß sich das Raubthier an seine Beute möglichst unmerkbar anschleichen, das schwache Thier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß. Es liegt mir fern, in der Gleichfärbigkeit des Thieres und seiner Heimat ein Schöpfungswunder zu erblicken, weil ich das Thier einfach als Erzeugniß seiner Heimat betrachte und über das Wie dieser Zusammengehörigkeit nicht früher grübeln mag, als mir die Wissenschaft haltbare, auf natürlichem Grunde fußende Vorlagen zur Erklärung gewähren kann. Ich will hier auch keine Erklärungen, sondern einfache Thatsachen geben.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt: Braun, Grasgrün und Grau sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides, und sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase, sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flatterthiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen — oder der Dämmerung. Unter den Raubthieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reinecke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebenso wohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbne Gewand der Wüste. Die Hiänen, als Nachtthiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Leopard, Gepard und Serwal geben sich als echte Steppenthiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und darf daher auch das Thier schon malen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal ist wieder echtes Wüstenthier; der Tiger zeigt sogar die Rohrstängel seiner Bambuswälder in den schwarzen Streifen, der Leopard die buntlaubigen Gebüsche Mittelafrikas auf seinem Fell; die amerikanischen Katzen spiegeln ihre bunten Wälder wieder. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdthiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen, und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün sind die hauptsächlichsten

Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allſeitigkeit auch im Fell. Beim Baummarder iſt es braun, beim Steinmarder graulicher, beim Iltis fahler; das Wieſel endlich wechſelt ſein Sommerkleid mit dem Winter- oder Schneekleide. Unſer Bär iſt erdbraun, der Eisbär weiß, der Waſchbär rindenfarbig. Die Beutelthiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfärbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Haſen. Jeder Jäger weiß, was es ſagen will, einen Haſen im Lager zu ſehen. Die Aehnlichkeit ſeines Pelzes und des Bodens iſt ſo groß, daß man auf zehn Schritt Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüſtenhaſe iſt natürlich iſabellgelb, der nordiſche oder Hochgebirgshaſe aber wechſelt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlenthier, hat graue Färbung. Unſer Eichhörnchen iſt fichtenrindenbraun, das nordiſche und das fliegende dagegen ſind birkenrindenfarbig. Feldmäuſe haben ein graubraunes, Wüſtenmäuſe ein fahlgelbes, Steppenmäuſe ein gelblichbraunes, oft geſtreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirſche ein Waldkleid, die Gemſen, Renthiere und Steinböcke ein Felſenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüſtenkleid. Die Einhufer geben ſich wenigſtens im Quagga, Zebra und wilden Eſel als Steppenthiere, die Vielhufer in ihrem unbeſtimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel iſt eine allgemeine, und Ausnahmen ſind nicht häufig. Man wird ſelten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder ſilbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, röthlichgrau, erdbraun und ſchneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermuthet. Iſabellgelb iſt Wüſtenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aſchgrau Felſenfarbe; bei Nachtthieren iſt Grau vorherrſchend, Tagthiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemiſcht. Große Unſicherheit, Unbeſtimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielſeitigkeit in der Lebensweiſe ſchließen; beſtimmte Färbung deutet auf einen abgeſchloſſenen beſtimmten Wohnort des Thieres: einfach gelbe Thiere ſind immer Wüſtenbewohner, einfach weiße ſtets Schneethiere.

Bei weitem die meiſten Thiere ſind geſellig und ſcharen ſich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleinen oder großen Trupps zuſammen. Niemals erlangen ſolche Verbindungen die Ausdehnung oder die Zahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei dieſen thun ſich, wie bekannt, oft ſogar Millionen zu einem Ganzen zuſammen. Unter den Säugern kommen nur unter gewiſſen Umſtänden ſtärkere Rudel vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweiſe vereinigt die Noth: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe daher jagen ſelbſt erklärte Feinde in dichtem Gedränge.

In jedem größeren Vereine erwirbt ſich das befähigtſte Mitglied die Oberherrſchaft und erlangt ſchließlich unbedingten Gehorſam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu ſolcher Ehre und namentlich diejenigen, welche kinderlos ſind; bei andern geſelligen Thieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer und zwar erſt nach ſehr hartnäckigem, nebenbuhleriſchen Kampfe, aus dem ſie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen; hier iſt die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Bei allen geſelligen Thieren übernimmt das erwählte oder wenigſtens anerkannte Leitthier die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die ſchwachen Glieder derſelben unter Umſtänden mit Aufopferung. Minder Verſtändige und Schwächere ſchließen ſich Klügeren an und leiſten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewiſſe Säugethiere leben einſiedleriſch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt, und hierdurch nur noch mürriſcher und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einſiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge ſofort in heftigſter Weiſe den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht ſelten vor, daß der Sieger den Beſiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt ſich, wie bekannt, ſchon der Menſch eine ſolche Scheußlichkeit zu Schulden kommen.

Die Mehrzahl unſerer Klaſſe wacht bei Tage und ſchläft bei Nacht; jedoch gibt es faſt unter allen Ordnungen Tag- und auch Nachtthiere. Einzelne haben keine beſtimmte Zeit zum Schlafen, ſondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: ſo die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im Ganzen genommen wohl mehr eigentliche Tag-, als Nachtthiere geben: jedoch iſt die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig ſind, nicht viel geringer, als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen

gibt es blos einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, so lange noch die Sonne am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen Lebenden sind Tagthiere: sie sind aber auch einer Verfolgung weniger ausgesetzt.

Es würde sehr voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien, als die, welche bei Tage thätig sind: denn wir brauchen eben blos an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage ruhen und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfresser verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräser, Disteln, Moose, Flechten, oder einzelne Theile von Pflanzen, als Blüthen, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüsse, Zweige, Aeste, Dornen, Rinde u. s. w. Die Raubthiere nähren sich von andern Säugern oder von Vögeln, Lurchen, Fischen, Würmern und Weichthieren; einige fressen blos ihre selbst erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verschonen sogar ihr eigenes Fleisch und Blut nicht: sie fressen ihre Jungen!

Diese Mannichfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verschiedenheit des Erwerbs derselben, d. h. die Verschiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu sich: der Elefant steckt sie mit dem Rüssel in das Maul; die größte Mehrzal aber nimmt sie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem sie dieselbe vorher mit den Tatzen erfaßt und festgehalten hat. Die Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüssel abgebrochen, mit den Zähnen abgebissen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüssel aus der Erde gewühlt; die thierische Nahrung dagegen wird bei wenigen, z. B. bei den Fledermäusen, Hunden, Fischottern, Robben und Walen gleich mit dem Maule aufgenommen, bei andern aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüssel ausgegraben, so von den Maulwürfen, Spitzmäusen, Igeln und Schweinen.

Die Säugethiere fressen viel, verhältnißmäßig aber doch weniger, als die Vögel. Dies steht auch mit der geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder blos in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen sind, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden sind sie unfähig: und so würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden: allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient blos dazu, sie während der Zeit, in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf.

Wenn der Herbst fast zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen sich die Schläfer in ihre künstlichen, sehr warmen Schlupfwinkel zurück, rollen sich zusammen und fallen nun bald in eine schlafähnliche Erstarrung. Ihr Herzschlag wird langsamer und ihre Athmungsthätigkeit Dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden steif und kalt; der Magen und Darmschlauch entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Der ganze Leib erhält hierdurch eine Fühllosigkeit, die ohne Gleichen ist. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterschlafe enthaupteten Murmelthiers noch drei Stunden nach seiner Tödtung fortschlug, anfangs 16 bis 17 Mal in der Minute, dann immer seltener; — der abgeschnittene Kopf zeigte nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit. Der Winterschlaf ist ein wirklicher Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich blos noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß ihn das Thier überdauert. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Thiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein. Die geringe Athmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe oben mitgetheilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzig Mal weniger athmet, als im wachen Zustande, und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältniß auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Ein Wärmemesser, welchen man in den Leib eines während des Winterschlafes getödteten Murmelthiers senkte, wies blos noch 7½° R. Wärme nach, während die Blutwärme der Säugethiere sonst durchschnittlich zwischen 28 und 31° beträgt. Setzt man das schlafende Thier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintodten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählig in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Uebrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nach einander. Jeder Wechsel ist ihm während seines Halblebens schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Todtenschlaf halten, während sie Dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer, wie so oft selbst von gediegenen Leuten fälschlich geschieht.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer sich eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht von einer wirklichen Wanderung sprechen, wie bei den Vögeln. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen, der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene muntern und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen; das Renthier und der nordamerikanische Büffel, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an, und einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug. Allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist überhaupt viel einförmiger, als das der beweglichen Lufbewohner. Blos die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen,

indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichlichere Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise, als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die Weibchen bekümmern, finden sich bei diesen ein und zeigen nun bald eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe zwischen diesen werden ausgefochten, und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen: selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres zeigt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnißmäßig ebenso wacker, als der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher sind: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden sehr zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn sich die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstand ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne sehr bald in ein höchst wüthendes Fauchen übergehn; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein, so bald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Theiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen wird u. s. w. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen, oder wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später aber doch gefallen lassen. Die Begattung erfolgt bei Vielen in der häßlichsten und für uns widerstrebendsten Weise: sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielweiberei zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugethiere zur Befruchtung aller Keimbläschen oder Eier, welche für ein und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als vierundzwanzig Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer vierzehn oder sechszehn werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge, als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei Denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Thier dabei behilflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hilfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Giltiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in

eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die Nachgeburt wird von vielen Thieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so z. B. von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beutelthieren ähneln sie einem rohen Stück Fleisch; sie werden aber in die diesen Thieren eigenthümliche Hautfalte am Bauche, die sogenannte Tasche, gesteckt und in ihr gleichsam ausgetragen; die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie zur Welt kommen und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein sehr bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch. Alle höheren Thiere gebären ebenfalls sehende Junge, die jedoch so hilflos sind, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; deshalb sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit an ihrer Mutter hangen, an welcher sie sich mit allen vier Gliedern fest angeklammert haben.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ganz ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheile oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar Theil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er vertheidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesammtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen ihre Brüste oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht im Laufen, Klettern, Schwimmen ꝛc., hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, der es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wüthend, bösartig und zornig nach Außen hin. Sie lebt und sorgt blos für ihre Kinder und scheint, so lange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts Anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Thier wird als Mutter kindlich und spielluſtig, wenn sein Kind Dies wünscht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sei: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten; — keine Menschenmutter kann stolzer, als sie, auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugethiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freude bereiten.

Man kann bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältniß zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, sich ihre Nahrung selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Thier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Theil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den andern zu kümmern. Die geistig begabtesten Thiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so von einander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammen kommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältniß zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden, wie seine Größe. Im Allgemeinen ist diese maßgebend, d. h. ein Säugethier entwickelt sich um so langsamer, je größer es ist und umgekehrt: allein wir sehen an uns selbst, daß auch die Höhe der Ausbildung, welche erreicht wird, auf die Zeit der Entwickelung des Leibes von Einfluß sein kann, und ebenso trägt wohl auch die größere oder geringere Schwierigkeit des Nahrungserwerbes, die Beschaffenheit der Nahrung und der höhere oder geringere Wärmegrad eines Heimatkreises Vieles zum schnelleren oder langsameren Wachsthum bei. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seinem Wachsthume; denn auch der Elefant wird eher groß, als er. Es

kommt schon selten vor, daß eine Mutter ihr Kind jahrelang leitet und pflegt, und wahrscheinlich niemals, daß sie dasselbe länger als Jahresfrist säugt, wie Dies bei dem Menschen oft genug der Fall ist. Das junge Thier ist schon lange vor seinem Erwachsensein von seiner Mutter verlassen worden und hat auch vollständig die Fähigkeit erlangt, für sich zu sorgen.

Gewöhnlich kann das Säugethier als erwachsen angesehen werden, sobald es zeugungsfähig geworden ist. Es hat dann meist die Kennzeichen erhalten, welche dem alten Thiere zukommen, und auch der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Thier macht sich bemerklich. Ersteres zeichnet sich nämlich vor dem letzteren regelmäßig durch die Größe aus, oft auch durch Gehörne, Geweihe, Stoß- und Reißzähne, besondern Haarschmuck, welcher sich als Mähne und Schwanzquaste kundgibt, sowie durch mancherlei andere Eigenthümlichkeiten; doch kommt es nicht selten vor, daß auch das zeugungsfähige Thier mit steigendem Alter in mancher Hinsicht noch zunimmt. Hiervon mag uns der Hirsch als Beispiel gelten, weil er ja bekanntlich mit den Jahren mehr und mehr Sprossen auf sein Geweih setzt. Die Stoßzähne des Elefanten, des Walrosses, die Narwals nehmen ebenso mit dem Alter an Größe bedeutend zu.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersauger ein höheres Alter, als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu, oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahr alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden, bei andern tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüthe gelangt, ist schon recht selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte, als auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf, als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nicht häufig, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten sehr wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche. Man kann Scheitlin wohl Recht geben, wenn er behauptet, daß die edlen Thiere würdig, die unedlen unwürdig, die „Menschenthiere" menschlich sterben. Elefanten, Hunde, Pferde, Löwen und andere kluge Thiere, kennen den Tod und wissen, was Sterben zu bedeuten hat; sie verscheiden auch ruhig und ohne zu winseln; sie trotzen dem Schmerz, ächzen und seufzen nicht, zucken nur krampfhaft im Tode und sterben still dahin; der Hund, dieses herrliche Bild der Treue, kriecht noch sterbend zu seinem Herrn und leckt ihm liebend die Hand, ihm gleichsam den letzten Abschiedsgruß seiner Treue und seiner Liebe vererbend. Im freien Leben suchen die Thiere sich, wenn der Tod naht, gewöhnlich ein stilles Plätzchen, auf welchem sie ihr Sterbelager halten, und auch manche Hausthiere, welche der Mensch irgend einem seiner Zwecke opfert, thun Dies; so z. B. der Stier auf dem Fecht- und Kampfplatze, wenn er die tödtliche Wunde von dem Schwerte des Espada empfangen hat.

Ich will noch einmal mich auf Scheitlin stützen, indem ich mit ihm sage: „Das Thier hat auch ein Schicksal. Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Theil auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Thieres theilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere wirft die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann frei zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald hierauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert, es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über, rohe Menschen treiben es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser; es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und sein Vorderrücken bluten vom Riemenwerk, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft, es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die

Rippen geſchlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, todtgeſtochen, oder es verreckt endlich. Das iſt der Fluch mancher Pferde, und dieſen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manche andere Thiere. Tagelöhner ſind auch ſie, und ihr Leben iſt ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchſten Stufen der Ehre ſteigen ſie zur tiefſten Schande herab; ihr Daſein geht vom üppigſten Ueberfluß bis zum nagendſten Hunger, von raſcher Jugendfülle und Blüthe zur elendeſten Krankheit und Altersſchwäche herab. Glücklich, daß wenigſtens das tiefſtehende Thier ſeinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Menſch vergeſſen kann, daß die höheren Thiere ſehr wohl zwiſchen guter und ſchlechter Behandlung unterſcheiden lernen!"

„Andere Thiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekoſt, geküßt, zu Tiſch geladen, koſtbar geſpeiſt, Aerzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schickſal, deſſen Glück dasjenige der meiſten Menſchen übertrifft, ſo daß er ſagen müßte: Das Loos iſt mir gefallen auf das Lieblichſte, mir iſt ein ſchönes Erdentheil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reiſen, mit genießen, kurz, ſo weit er kann, gerade wie ein Menſch thun; es wird an ſeinem Grabe noch geſchluchzt. Mancher völlig untaugliche, biſſige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt bis zu ſeinem Sterben ein ſchönes Gnadenbrod, wie es Tauſende von Menſchen, die es beſſer verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Thier hat ſein Schickſal."

Schon mit dieſen erborgten, ſchönen Worten habe ich das Verhältniß berührt, in welchem der Menſch mit dem Thiere oder das Thier mit dem Menſchen lebt. Dieſes Verhältniß iſt aber ein viel ausgedehnteres, als hier geſagt wurde. Die Klaſſe der Säugethiere iſt diejenige, welche ſich der Menſch bei weitem am meiſten zu Nutzen macht; es gibt wirklich nur wenige Säugethiere, aus deren Leib und Leben der Menſch keinen Vortheil ziehen kann. Den Nutzen der Hausthiere hat Lenz ſo anziehend dargeſtellt, daß es unrecht von mir wäre, wollte ich meine Worte an die Stelle der ſeinigen ſetzen.

„Wie elend und mühevoll wäre das menſchliche Leben ohne die Hilfe der Hausthiere! Wollen wir uns eine bequeme Wohnung bauen, gleich arbeiten von allen Seiten her Pferde und Ochſen, die ſchweren Laſten herbeizuſchaffen. Wollen wir uns mit Vorräthen der herrlichſten Früchte verſorgen, gleich bearbeiten ſie das Erdreich mit Pflug und Egge. Wollen wir auf ſchnelle und bequeme Weiſe weithin über Berg und Thal zu einem guten Freunde reiſen, gleich ſtehen vor Freude und Ungeduld ſtampfende Wagenpferde vor der Thüre, oder ein muthiges Reitpferd ladet uns durch lautes Wiehern zum Aufſitzen ein. — Hören wir bei nächtlicher Weile ein unheimliches Poltern, Raſſeln und Nagen in Speiſekammer, Küche und Keller, und ſehen wir dann mit tiefer Betrübniß, wie unſere Bratwürſte, Speckſeiten, Kohlrüben und Kartoffeln von Mäuſen und Ratten zerfreſſen ſind und wie der Deckel des Honigtopfes gelüftet iſt, und müſſen wir gar auch noch das Unglück im Kleiderſchranke erleben, daß unſer neueſter Frack von dem benannten Ungeziefer in Stückchen zernagt iſt und ihren Säuglingen als Neſtſtoff dient, und bedenken wir, daß unſer vom Geiſte des Mittelalters beſeſſener Schneider ſich unſägliche Mühe gegeben hatte, uns durch die Länge und Breite des ſinn- und wirbelloſen Frackſchwanzes prachtvoll aufzuputzen, und ſuchen wir dann endlich nach Hilfe in all der Noth: iſt da ein lebend Weſen zu finden, das uns zu retten vermag? O freilich! Mit Hut und Stock und mit ſechs Silbergroſchen gehen wir auf Handel aus, kaufen ein ſchönes, zahmes, wohlgezogenes Kätzchen, ſchaffen es nach Haus und hegen und pflegen es mit liebevoller Sorgfalt. Am erſten Tage miauzt es jämmerlich und ſucht zu entwiſchen; am zweiten erkennt es unſern guten Willen an und ſchließt mit Schmunzeln, Schnurren und Anſchmiegen zärtliche Freundſchaft; am dritten bringen wir's an den Ort ſeiner Beſtimmung, laſſen's los, und ſieh, mit Schwung und Sprung, wup, wup, da hat's mit ſcharfem Zahn die Höllenbrut am Kragen und bricht ihr das Genick. — Wollen wir in's Freie gehen, um ein fettes Häschen oder ein Entchen für die Küche zu erlegen, ſo weiß der Hühnerhund im Augenblicke, wo wir die Flinte ergreifen, weder Maß noch Ziel ſeines Entzückens zu finden, macht vor Freuden entſetzliche Sprünge, hüpft hoch an uns empor, beſchmiert uns mit ſeinen Tatzen bis an die Schultern und leckt uns, wenn wir ihm nicht Eins hinter die Ohren geben, Geſicht und Ohren ſo rein, als wenn ſie gewaſchen wären; und ſind wir nun draußen, ſo ſtürzt er ſich, um angeſchoſſenes, flüchtiges Wild einzuholen, blindlings durch Dornen und Sumpf, oder ſpringt, die Todesgefahr nicht achtend, in die ſchäumenden Wogen des Stromes. Wollen wir

Erste Reihe.

Handthiere (Primates).

Zweite Ordnung.

Die Affen (Simiae).

Die erste Ordnung der Säugethiere lehrt uns den Menschen, die zweite — seine Zerrbilder kennen.

Wagler nennt die Affen „verwandelte Menschen" und wiederholt mit diesen Worten die uralte und noch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und noch verkehren.

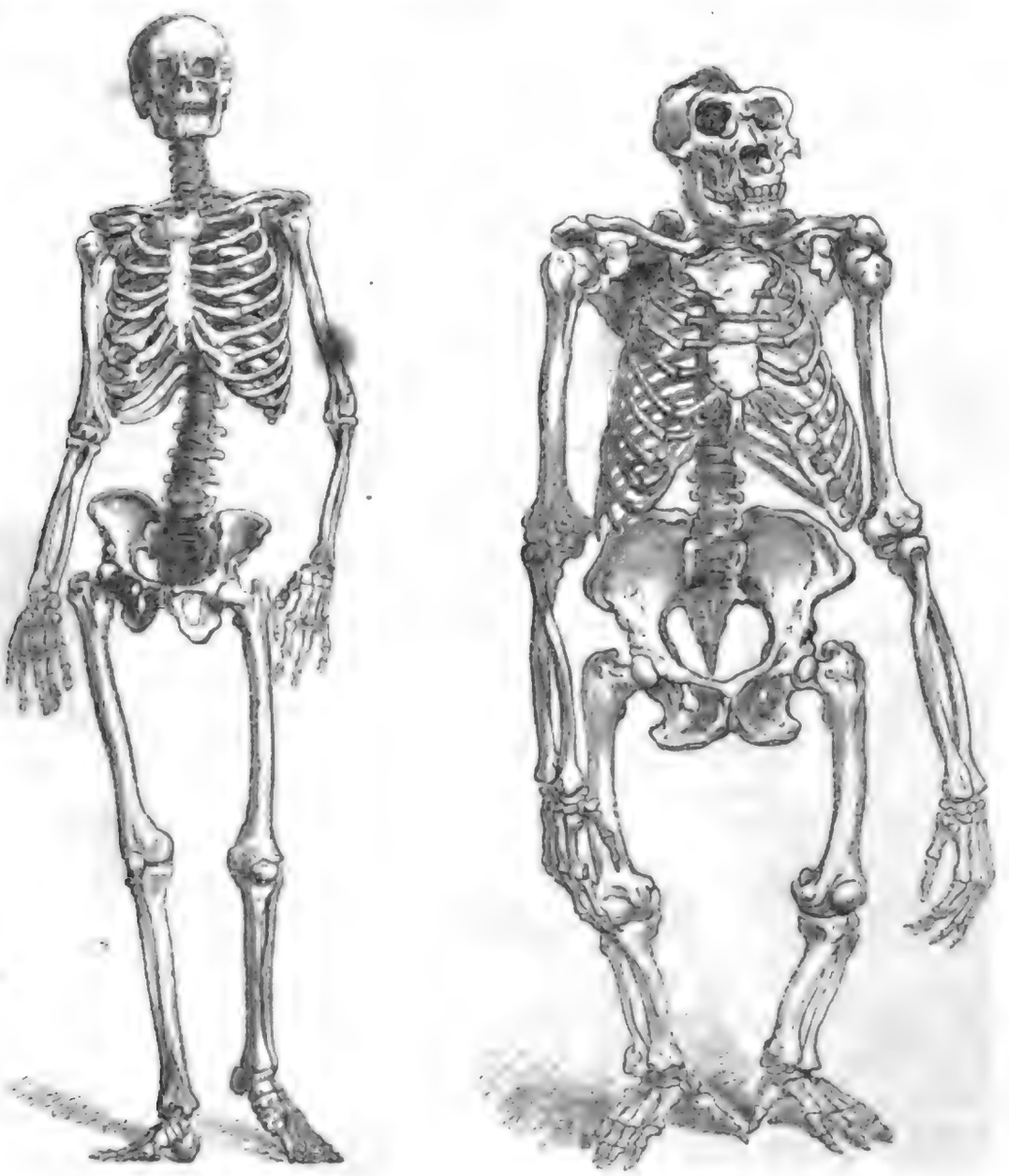
Von den alten Völkern scheinen nur die Inder und Egypter eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, tempelartige Häuser, in denen sie schalten und walten durften; die alten Egypter gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porfir ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter. Bei den übrigen Völkern war es anders. Salomo ließ sich Affen aus Ophir kommen, wahrscheinlich nur zu seiner Belustigung; die Römer hielten sie sich zu ihrem Vergnügen und studirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den innern Bau des Menschen; sie freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Thiere, ließen sie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten auch niemals das „Thier" in ihnen. Anders war und ist es bei den Arabern. Diese sahen oder sehen in den Affen geradezu Verworfene, von Allah Verdammte, welche aus verabscheuungswürdigen Menschen zu Thieren verwandelt wurden und jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders. Die Affen sind uns nur Zerrbilder des Menschen und belustigen uns, so lange sie sich von ihrer guten Seite zeigen: so bald sie aber ihre schlechten Eigenschaften kund geben, schleudern auch wir noch das Urtheil der Verdammniß auf sie.

Es ist beachtenswerth, daß wir blos diejenigen Affen wirklich gern haben, wirklich anmuthig finden, welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche, wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen hinsichtlich ihres Leibes nur oberflächlich, geistig aber blos im schlechten Sinne und nicht im guten. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß und die schönste

Einhelligkeit: in der Affengestalt giebt sich meist nur widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den schon in der ganzen Anlage begründeten Unterschied; noch greller aber tritt die Unähnlichkeit beider so nah verwandter Säuger hervor, wenn wir vergleichend das vollendete Bild des Menschen und das eines Orang-Utang betrachten.

Kaum eine einzige andere Säugethierordnung zeigt eine solche Mißbildung, wie die Affen; Nichts ist hier regelrecht, Nichts ebenmäßig; überall bemerkt man nur Verzerrung und Unregelmäßig-



Gerippe des Menschen und des Gorilla.

keit. „Jeder Körpertheil," sagt Giebel, „kennzeichnet die Affengestalt. Sie verräth bisweilen einige Aehnlichkeit mit andern Thieren, z. B. in den Pavianen mit den Hunden: aber es verhält sich dabei nicht anders, als mit der vielbewunderten Menschenähnlichkeit des Orangaffen. Es ist eben nur eine ganz allgemeine und oberflächliche, welche bei näherer Vergleichung mehr und mehr verschwindet. Bei der Unregelmäßigkeit, welche den ganzen Körperbau beherrscht, dürfen wir selbstverständlich keine Uebereinstimmung in der äußern Erscheinung der Affengestalten erwarten. Schon die Körpergröße spielt in ziemlich weiten Grenzen: die Orangaffen erreichen Mannesgröße, die Seidenaffen und

andere nur die des Eichhörnchen. Die Paviane sind kräftig, untersetzt; ihre Körperformen sind stark und fleischig, und ihr Bauch ist stark eingezogen: bei den Orangaffen dagegen ist der Leib stark aufgetrieben und besitzt lange, dünne Gliedmaßen; bei den Klammeraffen sind Leib und Gliedmaßen gleich dünn und mager, bei einzelnen Halbaffen sogar klapperdürr. Die einen tragen ein dünnes, spärliches Haarkleid, welches die Umrisse des Körpers deutlich durchschimmern läßt; andere hüllen sich in einen kurzen, dichten, enganliegenden Pelz; noch andere bekleiden sich mit einem langen, lockern, der am Kopfe, Rumpfe oder Schwanze sogar buschige Mähnen, Quasten oder einen struppigen Bart bildet. Die Farben sind im Allgemeinen zwar düster, grau, braun, schwarz, eintönig oder gemischt, jedoch fehlt es auch nicht an bunten Zeichnungen, hervorstechenden Tönen und darunter an solchen, welche wir sonst nirgends unter den Säugethieren finden. So mischt sich meergrüne Farbe mit grauer, Weiß sticht am Kopfe scharf gegen die allgemeine schwarze Färbung ab; ja, selbst Grün, Himmelblau, Blut- und Purpurroth kommen vor, wenn auch nur an nackten, haarlosen Stellen. Die Ohren ragen frei hervor oder verstecken sich ganz im Pelze; das Gesicht ist hundsartig verlängert oder kurz und glatt; die Hände sind fünfzehig; der Schwanz fehlt oder ist mehr als körperlang."

Die Affen haben also Nichts, was ihnen einen Anspruch auf Schönheit geben könnte, und selbst ihre Vorzüge vor andern Thieren sind nur scheinbar. So könnte man vielleicht glauben, daß sie in ihren vier Händen größere Begabungen erhalten hätten, als der Mensch, welcher nur zwei Hände besitzt: allein dem ist nicht so. Die Hand ist allerdings schon von den alten Weltweisen als dasjenige Werkzeug anerkannt worden, welches den Menschen leiblich zum Menschen macht: allein die Affenhand ist eben auch nur eine ungelungene Nachbildung der vollendeten Menschenhand. Und „nicht die Zahl gleichförmiger Werkzeuge," sagt Oken, „sondern die Zahl der ungleichförmigen, nicht die Vielheit, sondern die Mannichfaltigkeit ist die Vollkommenheit. Der Affe kann mit seinen vier Händen nur Einerlei thun: nämlich sich halten und klettern; er kann daher die vordern Hände nicht einmal als Hände gebrauchen, weil er sie nicht frei bekommt, weil die hintern nicht im Stande sind, allein den Leib zu tragen, wie beim Menschen." Somit hat er auch in seinen vier Händen Nichts voraus, so erscheint auch dieses edle Werkzeug bei ihm nur verbildet, nur verzerrt.

Die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer, als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Gerippe enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich; die Handwurzelknochen sind gestreckt, die der Finger aber theilweise verkümmert, während an den Hinterfüßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzentheil hervor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen immer vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbögen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten und zwar in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: — vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer, pflegen es zu bilden. — Unter den Muskeln verdienen die, welche die Vorderhände bewegen, unsere Beachtung, weil sie im Vergleich zu denen der Menschenhand außerordentlich vereinfacht, ja verkümmert sind. Hierdurch eben wird der Affenhand jene tausendfältige Beweglichkeit unmöglich, welche unsere Hand auszeichnet. „Die Vergleichung beider Hände allein," sagt Giebel, „erweist die behauptete Abstammung des Menschen von den Affen als durchaus unmöglich und bekundet deren Unbildungsfähigkeit, zu so mancherlei häuslichen Handgeschäften sie sich auch abrichten lassen." Die Hinterhände der Affen sind der Menschenhand ähnlicher, als die Vorderhände, verlieren aber als Körperstützen ihre Freiheit und damit ihre Brauchbarkeit. Wie die Hand, unterscheidet sich auch der Kehlkopf vielfach von dem des Menschen; er befähigt das Thier nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre begünstigen dagegen gellende, heulende Laute, welche unserem Ohre geradezu entsetzlich vorkommen.

Der Affenleib zeigt also äußerlich und innerlich so viele Eigenthümlichkeiten, daß die Unähnlichkeit zwischen Affe und Mensch größer erscheinen muß, als die Aehnlichkeit. Der hagere, behaarte Leib ohne Gesäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thierische Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen, dünnen Lippen müssen auch den oberflächlichsten Beobachter das Thier im Gegensatze zum Menschen erkennen lassen. Ein einziger Blick auf den vollendeten Menschen, auf Denjenigen, welchen der Künstler vor sich sah, als er das Götterbild seines Apollo schuf: — ein einziger Blick auf ihn genügt, um die unübersteigliche Schranke festzustellen, welche Mensch und Thier auf ewig scheidet.

In dem Affen zeigt sich das Thier aber in noch abschreckenderer Weise, wenn man seine geistigen Fähigkeiten einer Prüfung unterzieht. Man braucht nur das Affengesicht zu studiren, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat. Niemals hat dieses Gesicht einen edlen, gutmüthigen, treuherzigen Ausdruck. Es kann wohl sanft erscheinen, dann aber fehlt auch das Kluge, Geweckte: der sanfte Affe ist ein schläfriger, trauriger Gesell und nur leiblich noch ein Affe. Bei dem wirklichen, echten Affen schaut das geistige Wesen immer grell aus dem Gesicht heraus. Dies wird am auffallendsten, wenn man vergleicht. Der bei voller Geistesruhe gemüthlich, menschenartig aussehende Orang-Utang wird ganz Thier, sobald sich eine Leidenschaft in seiner Seele regt. Auch der für den Affen Eingenommene vermißt dann augenblicklich die hohe, unbehaarte Menschenstirn und das zurücktretende Menschenkinn, vermißt selbst die Zornesgluth im Menschenauge: denn die gefaltete, haarige Stirn, die fletschende Schnauze mit den Raubthierzähnen und der flachen Nase und die funkelnden Augen des zornigen Affen lassen sofort jeden Gedanken an Menschenähnlichkeit verschwinden. Aber der Orangaffe ist noch nicht das vollendete Thier im schlechten Sinne: dieses ist der Pavian oder Hundskopf. Er ähnelt entfernt unserem edlen, treuen Hausfreunde, dem menschlichsten aller Thiere — soweit es das geistige Wesen anlangt — unserem Hunde: aber er ähnelt ihm, wie bemerkt, nicht mehr, als der Orangaffe dem Menschen ähnelt, und im Zorn ist von dieser Aehnlichkeit keine Spur mehr zu bemerken. Das gerade bei den Pavianen und noch mehr bei den Mandrilen in der auffallendsten und widerwärtigsten Weise gefärbte, dickwulstige und tiefgefurchte Gesicht mit den tückischen, falschen Augen erscheint dann so viehisch, so scheußlich abschreckend, daß uns das liebe Hundegesicht dagegen wie das eines treuen Herzensfreundes anspricht.

Die Beweglichkeit des Affengesichtes ist unglaublich groß. In einem Nu durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke; Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht, Geilheit und hundert andere Eigenschaften und Leidenschaften geben sich rasch nach und durch einander auf diesem treuen Spiegel des Innern kund. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

Unter den verschiedenen Arten der Ordnung zeigt sich hierin eine merkwürdige Steigerung. Je klüger, listiger, schlauer, tückischer, geiler, unverschämter und wilder der Affe ist, um so beweglicher, zugleich aber verzerrter, mißgebildeter und häßlicher ist sein Gesicht. Unschuldig, kindlich sehen blos die geistesärmeren, stilleren Affen aus, und doch ist der Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck noch immer ein erstaunlich rascher und umfassender. Mit zunehmendem Verstand mehren sich nur die schlechten Eigenschaften, nicht auch die guten.

Oken beschreibt den Affen im Vergleich zu dem Menschen in seiner kurzen Weise mit folgenden Worten:

„Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es giebt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie sittlicher Hinsicht."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung fast durchgängig richtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derselben nicht vergessen. Ueber ihre geistigen Eigenschaften in Einem abzuurtheilen, ist nicht gerade leicht, weil die ganze Sippschaft zu viele sich widersprechende Eigenthümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, listig, tückisch, zornig oder wüthend, rachsüchtig, sinnlich in jeder Hinsicht, zänkisch, herrisch- und raufsüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenschaftlich sind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menschen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernsthaftigkeit, ihre Geselligkeit, ihren Muth und ihr Einstehen für das Wohl der Gesammtheit, ihr kräftiges Vertheidigen der Gesellschaft, welcher sie angehören, selbst gegen die ihnen überlegenen Feinde, und ihre oft sehr unschuldige Lust an Spielereien und Neckereien nicht vergessen. Und in einem Punkte sind sie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ja sogar anderer Klassen des Thierreichs. Der Affe ist in seiner sinnlichen Liebe ein Scheusal; er kann aber in seiner sittlichen Liebe manchem Menschen ein Vorbild sein! Eine Tugend hat der Affe also doch: — aber leider übertreibt er diese einzige gute Eigenschaft oft in solchem Grade, daß er selbst sie lächerlich erscheinen läßt.

Wie soll man nun diese in jeder Beziehung so widersprechende, so verschiedene Gesellschaft hinsichtlich ihrer geistigen Eigenthümlichkeiten beschreiben? Ich glaube am besten und kürzesten mit den Worten der Araber: als ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel! Freilich sagen die Araber auch, daß sie Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten seien und wiederum nur Ungerechte zeugen würden, daß ihnen Nichts heilig, Nichts achtbar, Nichts zu gut und Nichts zu schlecht sei, daß sie keine Freundschaft hielten mit andern Geschöpfen des Herrn und verflucht wären seit dem Tage, an welchem sie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menschen zu Affen verwandelt worden seien: — wir aber gedenken der heiteren Stunden, welche sie uns schon in der Kindheit bereiteten, und des Vergnügens, welches wir noch heute empfinden, wenn wir im Thiergarten vor dem Affenhause stehen, wir urtheilen und richten über sie mit möglichster Gerechtigkeit und Milde.

Die geistige Ausbildung, welche die Affen überhaupt erreichen können, erhebt sie keineswegs so hoch über die übrigen Säugethiere mit Ausschluß des Menschen, als man gewöhnlich angenommen hat. Namentlich ältere Schriftsteller sind der Bewunderung voll über die geistigen Leistungen der Affen. Sie haben sich bestechen lassen durch die Fertigkeiten, welche, da nur die Affen außer den Menschen sich dieselben aneignen können, geistigen Ursprungs zu sein scheinen. In Wahrheit aber leistet der Affe geistig nicht mehr, ja sogar viel weniger, als andere gescheite Säugethiere, z. B. der Elefant oder der Hund. Die Hand, welche er besitzt, gewährt ihm vor den genannten Thieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen bei weitem größer erscheinen, als sie sind. Der Affe ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechts besitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunst oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Uebung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß die Affen das ihnen Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben ausführen, niemals aber mit der Freude und dem Bewußtsein, mit welcher die früher genannten Thiere für uns arbeiten. Es hält nicht schwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Messer und Gabel zu essen, aus Gläsern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratspießes oder zum Wasserholen u. s. w. abzurichten; allein er wird Solches nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen, Gewissenhaftigkeit thun, wie ein wohlerzogener Hund: er beweist dabei auch nicht halb soviel Verstand, wie dieser. Dennoch kann man die großen geistigen Gaben, welche die Affen durchschnittlich besitzen, nicht leugnen. Ein gewisser Grad von Ueberlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein ganz vortreffliches Gedächtniß und wissen ihre Erfahrungen sehr verständig zu benutzen. Sie verstehen es, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vortheile immer wahrzunehmen; sie bekunden ein gewisses Geschick in der Ver-

stellung und lassen es sich oft gar nicht merken, daß sie irgend welche heillose Absicht in ihrem Gehirn ausbrüten; sie wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, sich gegen sie zu wahren oder zu vertheidigen. Doch alles Dieses bemerken wir auch beim Elefanten und Hunde, und zwar in noch größerer Ausdehnung. Auch Gemüth ist den Affen nicht abzusprechen. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig; sie besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen Diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Allein ihre Liebe ist ebenso leicht verscherzt, wie gewonnen. Nur bei einem einzigen Affen, welchen ich lange Zeit besaß, habe ich bemerkt, daß er unter allen Verhältnissen mir seine unverbrüchliche Zuneigung bewahrte. Sein Herz hatte blos für eine Liebe Raum, diese hatte ich gewonnen, und Niemand anders konnte sie erringen. Er biß Den, mit welchem er eben erst Freundschaft geschlossen hatte, sobald ich mich ihm und seinem neuen Freunde nahte.

Es ist beachtenswerth, daß alle Affen, trotz ihres Verstandes, oft auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihren Verstand davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen. Hierin unterscheidet sich z. B. der Fuchs außerordentlich weit und sehr zu seinem Vortheil von ihnen. Den Fuchs kann blos der ärgste Hunger in die Falle treiben, und auch dann muß diese noch mit größter List gelegt worden sein. Man hat oft beobachtet, daß er sich aus einer Falle selbst durch Abbeißen des gefangenen Gliedes befreit: einem Affen würde Solches nie einfallen. Die Malaien höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie dann mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen sehr gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von dem Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen, und deshalb eben sind wir berechtigt, ihren Verstand nur einen untergeordneten zu nennen. Mit dem wahren Menschenverstande hat der des Affen gar keine Aehnlichkeit; und es macht sich bei der Vergleichung der beiden Wesen auch sofort noch ein höchst wichtiger Unterschied bemerklich. Der Mensch nimmt mit den Jahren an Verstand und Weisheit zu: der Affe ist nur in der Jugend gelehrig, und mit den zunehmenden Jahren tritt das Vieh in ihm immermehr hervor, und die Leidenschaft unterjocht dann den Verstand vollständig. Die Erziehung vermag viel beim Affen zu leisten; sie schärft seine geistigen Fähigkeiten außerordentlich: allein ein wirklich befriedigendes Ergebniß erreicht sie nie, und deshalb eben kann der Affe nimmermehr Gesellschafter des Menschen werden.

Im freien Naturleben zeigen alle Affen übrigens keineswegs mehr geistige Fähigkeiten, als andere hochstehende Thiere. Ihr Verstand scheint sich erst zu entwickeln, wenn sie in Gesellschaft des Menschen gekommen sind.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen viel größeren Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig. Sie lebten im südlichen Europa, in Frankreich und England. Freilich waren es nicht dieselben Arten, welche gegenwärtig noch leben, sondern anders gestaltete, die das rauhe Klima wohl vertragen konnten. Gegenwärtig ist ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde beschränkt. Gleichmäßige Wärme ist für sie Lebensbedingung. Blos einige Paviane gehen ziemlich weit in die Hochgebirge hinauf und ertragen dort größere Kältegrade, als man vermuthen möchte. Fast alle übrigen Affen sind höchst empfindlich gegen die Kälte und brechen in Klagen aus, sobald sie ihnen fühlbar wird. Mangel an Wärme ist auch einer der Hauptgründe, daß sie bei uns nur kurze Zeit ausdauern. — Jeder Erdtheil hat seine eigenen Arten: Asien und Afrika besitzen einige zusammen, wie sich aus der Lage dieser beiden Erdtheile zu einander auch leicht erklärt. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die Stammväter dieser Herde erst von dem nahen Afrika eingeführt wurden. Gibraltar ist übrigens nicht der nördlichste Ort, welcher Affen besitzt; denn der javanesische Affe geht noch weiter

nach Norden hinauf, etwa bis zum 37° nördl. Br. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35° südl. Br., doch nur in der alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen blos vom 28° nördl. Br. bis zum 29° südl. Br. erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdtheils gewisse, sich sehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die große Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an, und nur ein kleiner Theil lebt in felsigen Gebirgen. Ihre Leibesausrüstung weist sie auf das Klettern an, und deshalb eben sind Bäume ihr Lieblingsaufenthalt. Alle echten Felsenaffen sind sehr ungeschickt auf Bäumen und besteigen diese daher auch blos im Nothfalle.

Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten, beweglichsten Säugethieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt Dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögelchen ꝛc. sind Leckerbissen. Da giebt es nun immer Etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen erfordern aber viel Bewegung, und deshalb ist auch die ganze Bande nie ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ist groß: sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn er so unverschämt ist, an der Affentafel — und das ist der ganze, große Wald — schmausen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme nur sehr mangelhafte Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten," sagen die Araber Ost-Sudahns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchst erquickliche Orte angesehen und gebrandschatzt, daß es eine wahre Lust oder ein wahrer Jammer ist. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er Dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt, und ist deshalb nur dem frommen, oder besser, abergläubischen Hindu erträglich, jedem andern Menschen aber tief verhaßt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen die Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirth sich halb todt über sie ärgern kann. Für den Unbetheiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzugs in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten! Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfall auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben. Nur die Orangaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen sind vollendete Gaukler; sie scheinen fliegen zu können. Sätze von zwanzig, ja dreißig Fuß Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie dreißig Fuß hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung; der Schwanz oder die Hinterbeine werden als Steuer lang ausgestreckt, und wie ein Pfeil durchfliegt das Thier die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, durch die fürchterlichsten Dornen hindurch, als wandelte man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, kopfoberst und kopfunterst, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, dann steigen sie an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut's doch ein dritter, und im Nothfalle macht ein Sturz eben auch Nichts aus. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand, oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser muß gründlich herhalten. Er wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge gemacht werden sollen, dient aber auch sonst noch zu allem Möglichen, sei es auch nur als eine Leiter für den nächsten.

Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Alle Affen sind unglaublich starkgliederig und heben Lasten, welche verhältnißmäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden; ein Pavian, den ich besaß, hängte sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. Ihr Gang ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Die leichten Meerkatzen und die behenden Krallenaffen gehen noch am besten, manche Arten sogar recht leicht; schon die Paviane aber humpeln in sehr spaßhafter Weise dahin und bewegen ihren dicken Hintern dabei so ausdrucksvoll, daß es aussieht, als wollten sie einen deutschen Bauerntanz aufführen. Der Gang der eigentlichen Baumaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während die vorher Erwähnten mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Vorderhände und schlenkern den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die hinteren Hände zwischen die vorderen zu stehen kommen. Dabei werden diese seitlich aufgesetzt und die Thiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Vorderhände und auf die Außenseite der hinteren. Unter Umständen gehen viele Affen auch wohl ein kleines Stück weit auf den Hinterbeinen allein; ein eigentlich aufrechter Gang ist das aber nicht zu nennen. Wenn sie mit den Vorderarmen das Gleichgewicht nicht mehr herstellen können, fallen sie nieder, und wirklich aufrecht, wie der Mensch, können sie überhaupt nicht gehen. Bei ernsterem Laufe, etwa wenn eine Balgerei bevorsteht, oder wenn sie verfolgt werden, gehen sie stets auf allen Vieren.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen unter wie Blei, sobald sie ins Wasser fallen. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen deshalb auch das Wasser in hohem Grade: — man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum sechzig Schritt entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, ein Naturforscher, welcher über brasilianische Thiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Thiere eine recht hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Jener Gelehrte erzählt nemlich, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines andern packe und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittelst des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Uferbaumes befestigt und dann durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Der Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel"; es ist aber um so merkwürdiger, daß noch in unserer Zeit einige Naturforscher an ihr mit voller Glaubensinnigkeit festhalten.

Das gesellige Leben unserer Thiere ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch; die meisten Affen schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne ihren festen Wohnsitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind Paradiese; der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm

gut sind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obst-, Melonen-, Bananen- und Pisanganpflanzungen gehen über alles Andere; Dorfschaften, in denen Jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Noth und Sorge. Das befähigtste männliche Mitglied einer Herde wird Zugführer oder Leitaffe. Diese Würde wird ihm aber nicht durch das „allgemeine Stimmrecht" übertragen, sondern ihm erst nach sehr hartnäckigem Kampf und Streit mit andern Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone; in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Es ist aber auch erklärlich, daß dem so ist: die stärksten Affen sind regelmäßig auch die ältesten, und ihnen müssen sich wohl oder übel die jüngeren, unerfahrenen unterordnen. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schöne Geschlecht ist nicht seine Sache: im Sturm erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich, gleich dem Abrahams, Isaaks und Jakobs, „wie der Sand am Meere". Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist sehr streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Affinnen, welche sich, oder besser, ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit andern Helden der Bande gewiß vergeht; der betreffende Affenjüngling, welcher die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Affin, solche Eifersucht heraufzubeschwören; denn der Leitaffe ist Manns genug für sämmtliche Affinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Theil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung des Ganzen und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo Mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten, so wird man gewiß sehr bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen.

Im Uebrigen übt der Leitaffe sein Amt mit großer Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit in seinem Betragen, welche den ihm Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß sich selbst die Affinnen bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu Theil werden zu lassen. Sie beeifern sich nämlich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Paschas gefallen, dem seine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt er nun aber auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen und ist deshalb in noch größerer Unruhe, als sie. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affensprache kann ziemlich reichhaltig genannt werden, wenigstens hat jeder Affe sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt sehr bald die Bedeutung der Töne, mit welchen der Affe seine Herde führt, und der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist nun vollends bezeichnend. Er ist allerdings sehr schwer zu beschreiben und noch weniger nachzuahmen. Man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Bedeutung der Affe durch die Verzerrung des Gesichts noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihr fest und mit der süßen Bürde eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baum

oder Felsen. Der alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung — denn nur von einer solchen flüchten sie — wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die Stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehr und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Die größeren Affen, zumal die Paviane, besitzen in ihren Zähnen auch so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, besonders wenn dieser, wie gewöhnlich, einzeln herankommt, während sie die Vertheidigung stets in Masse unternehmen und im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Die Weibchen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Kämpfe ein; dann aber zeigen sie verhältnißmäßig ebenso große Tapferkeit, wie die Männchen. Die meisten Affen kämpfen mit ihren Händen und Zähnen, sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß manche Arten auch mit Stöcken, zumal mit abgebrochenen Baumästen, sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian läßt sich kein Eingeborner in Kämpfe ein, vor Allem aber nicht, wenn er ohne das furchtbare Feuergewehr ihm entgegentreten sollte. Die Orangaffen und namentlich die Gorillas sollen so stark und gefährlich sein, daß der Mensch, welcher mit ihnen in Streit geräth, sein Feuergewehr ausschließlich zu seiner Selbstvertheidigung, niemals aber zum Angriffe benutzen kann. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Freiheit lebt jede Affenart für sich oder vereinigt sich höchstens mit ganz ähnlichen Arten; in der Gefangenschaft halten jedoch fast alle Arten gute Freundschaft, und es bildet sich hier ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniß, wie unter einer Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft. Größere Arten nehmen sich der kleineren, hilfloseren regelmäßig an, und zwar thun Dies die Männchen ebensowohl wie die Weibchen. Große Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinern Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Kinder oder Pfleglinge, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden. Am meisten zeigt sie sich natürlich an den eigenen Affenkindern.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und mit einem Gesichte, welches dem eines Greises viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und runzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter in noch weit höherem Grade, als es bei dem Menschen unter ähnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt: sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise, wie man will; denn die Liebe streift an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit seinen beiden Vorderhänden an den Hals, mit seinen beiden Hinterhänden aber an die Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Größer gewordene Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist das kleine Wesen natürlich sehr gefühl- und theilnahmslos, um so zärtlicher aber ist seine Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihrem Liebling zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, und bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wollte sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn sich an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wollte sie ihn einwiegen. Plinius versichert ganz ernsthaft, daß die Aeffinnen ihre Jungen aus lauter Liebe oft zu Tode drückten; doch ist Dies in der Neuzeit niemals beobachtet worden. Nach

einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbstständig zu werden und verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihr Schoskind aus ihren Armen, und es darf mit andern Affenkindern scherzen und spielen; sie verwendet aber keinen Blick von ihm und hat es in beständiger Aufsicht; sie geht ihm willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm Alles, was sie ihm gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigenen Ton hören und ladet es durch denselben ein, sich an ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu, denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl der Mutter. In der Gefangenschaft theilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschick einen solchen Antheil, daß man sich oft der Rührung nicht entwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mutter zur Folge; der Gram bringt sie um. Stirbt eine Aeffin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und Dies thut sowohl die Aeffin, wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer, als die, welche dem eigenen Kinde zu Theil wird; bei anderen Pfleglingen aber ist Dies anders; hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Räthsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, laust oder reinigt ihn sonstwie, behält ihn unter steter Aufsicht u. s. w., giebt ihm aber gewöhnlich Nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, und hält auch, während er frißt, den kleinen Hungrigen sorgsam vom Napfe weg. Ich habe das mehrfach an meinen zahmen Pavianen und Meerkatzen beobachtet, wenn sie sich junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen auserkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wieviel Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachsthum braucht. Daß diese Zeit bei den Größeren eine längere, als bei den Kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Die Meerkatzen und die amerikanischen Affen sind wahrscheinlich in drei bis vier Jahren vollkommen erwachsen, die Orangaffen und die Paviane aber mögen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthum bedürfen. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; wenigstens weiß man Nichts von Seuchen, welche dann und wann unter den Affen wütheten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann auch nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die größeren Arten einige vierzig Jahre alt werden können. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie sehr, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich bekommen sie auch bald die Lungenschwindsucht, und diese pflegt dann ihrem Leben rasch ein Ende zu machen. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jeden Menschen rühren muß. Der arme, sonst so lustige Bursche sitzt traurig und elend da und schaut den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Jemehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Thierische verliert sich ganz und gar, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich immer heller. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke und sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter. Man hat oft beobachtet, daß Affen, denen einmal ein Aderlaß verordnet worden war, dem Arzte, wenn sie sich wieder krank fühlten, immer gleich den Arm hinhielten, als wollten sie ihn bitten, daß er sie noch einmal von ihrem Leiden befreie. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem andern fällt ab. Gegen diese Krankheit habe ich die Abnahme einiger Glieder als gutes Mittel kennen gelernt, untrüglich ist es freilich auch nicht. Gegen die entsetzliche Lungenschwindsucht giebt es nun gar keine Hilfe, und so bekommen wir selten Affen, welche unsere Luft lange ertragen, wenn auch einzelne Arten sich eher an unser Klima gewöhnen können, als andere.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anrathen darf. Die Kerle machen viel Spaß, verursachen aber noch weit mehr Aerger. Auf dumme Streiche aller Art darf man ge-

faßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studiren will, bekommt man die Dummheiten doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich, denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier ist der Affe gar nicht zu dulden, denn sein ewig regsamer Geist verlangt beständig Beschäftigung. Wenn ihm solche sein Herr nicht gewährt, schafft er sie sich selbst und dann regelmäßig nicht eben zum Vortheil des Menschen. Einige Arten sind schon wegen ihrer Unanständigkeit nicht zu ertragen; sie beleidigen jedes sittliche Gefühl fortwährend in der abscheulichsten Weise. Gegen alle Untugenden, die der Affe zeigt, gegen die tausend Dummheiten, die er sich zu Schulden kommen läßt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen der zahme Affe Dem gewährt, welcher nicht ein Affenführer oder Besitzer einer Affenbühne ist. Uebrigens ist es erstaunlich leicht, einen Affen zu allerlei Kunststücken abzurichten. Man zeigt ihm in handgreiflicher Weise Dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: — hierin beruht die ganze Kunst, die man anwenden muß! In der Regel lernt der Affe nach ein bis zwei Stunden ein Kunststück vollkommen; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er es rasch wieder vergißt. Mit der Ernährung hat man keine Noth; der Affe frißt Alles, was der Mensch genießt, und ist nicht gerade wählerisch in seiner Kost. Der Aufwand also, den er verursacht ist sehr gering. — In ihrer Heimath schaden die Affen ungleich mehr, als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln u. dgl.: allein dieser geringe Nutzen kommt gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Thiere im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in den bei ihnen wohnenden Affen heilige Geschöpfe sehen können und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir die verschiedenen Familien, Sippen und die ausgezeichnetsten Arten der Affen genauer betrachten.

Die **erste Familie** unserer Ordnung umfaßt die Affen der alten Welt (Catarrhinae). Zu ihr gehören die meisten, die größten und menschenähnlichsten Affen, welche es giebt; zugleich finden wir in ihr aber auch die häßlichsten oder wenigstens die durch eigenthümliche Absonderlichkeiten nicht eben zu ihrem Vortheil ausgezeichneten Arten. In früheren Schöpfungsabschnitten waren diese Affen auch über Europa verbreitet; gegenwärtig finden sie sich blos noch in Afrika und in dem wärmeren Asien. Ihre Hinterhände haben immer, ihre Vorderhände meistens einen Daumen, welcher den übrigen Fingern entgegengestellt werden kann; alle Nägel sind platt. Die Augenhöhlen öffnen sich ganz nach vorn. Die Nasenscheidewand ist schmal. Das Gebiß ist stark und kräftig. Einige besitzen keinen äußerlich sichtbaren Schwanz, andere haben ihn. Der Schwanz kann von verschiedener Länge sein, dient aber niemals als Greifwerkzeug. Einige Arten haben innere Backentaschen, d. h. Wangen, welche sich weit ausdehnen lassen, und nackte, verdickte, oft durch die sonderbarsten Farben ausgezeichnete Gesäßschwielen. So viel zur allgemeinen Kennzeichnung. Doch ist die Verschiedenheit der Arten so groß, daß man eigentlich kaum etwas Gemeinschaftliches über die Familie sagen kann. Ihr wissenschaftlicher Familienname Catarrhinae bezeichnet sie als Thiere, deren Nasenlöcher nach unten sich öffnen.

Unter den Affen stehen die Waldmenschen (Pitheci) als die menschenähnlichsten oben an.

Gegenwärtig kennt man von ihnen drei Arten, welche in der Neuzeit zwei verschiedenen Sippen, den Waldmenschen (Troglodytes) und Orangs (Pitheeus), zugezählt werden. Zu der ersten Sippe rechnet man den Gorilla und den Schimpanse, welche in Afrika wohnen, die letzte

bildet der Orang-Utang, welcher höher blos auf Borneo und Sumatra gefunden wurde. In hohe Menſchenähnlichkeit, die langen Arme und der gänzliche Mangel an Geſäßſchwielen zeichnen ſie aus. Weil wir ihnen größere Theilnahme ſchuldig ſind, als anderen Thieren, betrachten wir ſie einzeln, d. h. jeden für ſich, und beginnen mit dem Gorilla (Troglodytes Gorilla).

Merkwürdig, daß eine naturwiſſenſchaftliche Entdeckung, welche wahrſcheinlich ſchon vor vielen Jahrhunderten gemacht wurde, erſt in der Neuzeit ihre Beſtätigung erhalten konnte. Der mehr als

(Ein Gorilla. (Troglodytes Gorilla.)

tauſendfach Jahren rüſteten die Karthager eine Flotte aus zu den Inſeln, Anſiedelungen an der Weſtküſte von Afrika zu gründen. Auf lockig großen Schiffen gegen ungeſtüm treibsgetummt Meereur und Braun zu vielen Dokad von Karthago aus, weder verſehen mit Nahrung und allen Gegenſtänden zur Anſiedlungsmachung. Der Befehlshaber dieſer Flotte war Hanno, welcher ſeine Reiſe in einem Bericht, aber wahrſcheinlichen Werke (dem Periplus Hannonis) der damaligen Welt beſchrieb. Im Verlaufe der Reiſe gründete die Mannſchaft zwar Städte ſeiten Anſiedelungen, aus nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang ſie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die

kühnen Seefahrer die Sierra-Leona bereits hinter sich, als Dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von großer Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." — Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno mit den wilden, behaarten Menschen nur Affen meinen kann. Zwar ist es schwer zu urtheilen, ob der Waldmensch, welchen die Karthager sahen, gerade dieser Affe, oder ob er unser Schimpanse war, aber für uns ist Dies vollkommen gleichgiltig. Der Heidenprediger Savage, welcher im Jahr 1847 den gewaltigen Affen am Gabunflusse entdeckte, ist jedenfalls in seinem unbestreitbarem Rechte, wenn er dem noch unbekannten Waldmenschen einen geschichtlichen Namen verlieh. Mit der von Savage gemachten Entdeckung bestätigen sich die Gerüchte, welche im Laufe von zweitausend Jahren wiederholt auftauchten und von Wäldern berichteten, in denen Satirn oder wilde Menschen wohnen sollten. Jedermann hielt sie für Fabeln, für Gebilde der Einbildungskraft unkundiger Eingeborener jener Gegenden, welche an den Europäern willige Gläubige gefunden hätten, bis endlich die fabelhaften Affen selbst in Fleisch und Bein, wenn auch nur todt, in Europa ankamen. Lange Zeit glaubte man, daß dieser Affe nur ein sehr alter Schimpanse sei; die genauere Untersuchung jedoch hat durchgreifende Unterschiede zwischen beiden Arten festgestellt und berechtigt die Forscher, ihn als eigene Art anzuerkennen.

Der Gorilla bewohnt diejenigen Länder an der Westküste von Afrika, welche vom Gleicher etwa bis zum 10° oder 15° südlicher Breite reichen und von den Flüssen Gabun und Danger durchschnitten sind. Savage erhielt seine ersten Nachrichten von den Mapongwe-Negern, welche beide Ufer des Gabun, von der Mündung an einige funfzig oder sechzig Meilen landeinwärts, bewohnen. Wahrscheinlich blieb anderen Europäern, welche den Fluß besucht hatten, der große Affe blos aus dem Grunde unbekannt, weil er nicht nahe an die Küste kommt, vielmehr erst im Innern des Landes angetroffen wird. Doch spricht schon Bodwich, ein wohlbekannter Afrikareisender, von einem furchtbaren Affen der Westküste Afrikas, welcher den Landesnamen „Ingina" (Ingheena) trage.

Hanno hatte so Unrecht nicht, wenn er in diesem merkwürdigen Thiere einen Menschen zu erblicken glaubte; denn wirklich steht der Gorilla dem Menschen unter allen Thieren am nächsten, trotzdem daß er, wie der Schimpanse, 13 Rippenpaare besitzt, während der Orang-Utang ebenso, wie der Mensch, nur 12 Paare hat. Auf den ersten Anblick hin will es freilich scheinen, als ob er weit mehr Vieh sei, als der mildere Schimpanse; die genauere Vergleichung jedoch läßt keinen Zweifel über seine hohe Stellung zu. Der Gorilla ist nicht nur der größte und stärkste aller Affen, sondern auch derjenige, welcher die höchste leibliche Ausbildung erreicht hat. Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle beträgt 5½ Fuß, die Breite seiner Schultern 3 Fuß, die Länge seiner Vorderglieder 3 Fuß 4 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 4 Zoll, die Länge des Rumpfes und Kopfes zusammen 3 Fuß 6 Zoll, ½ Fuß mehr als beim Menschen. Der Körper ist außerordentlich stark und kräftig, und die Vorderarme erreichen die Stärke eines Mannsschenkels. Der Schädel ist stark und umfänglich, das nackte, dunkelbraune oder schwarze Gesicht breit und groß ohne Wangenwülste, die Nase platt, die Schnauze vorstehend, die Unterlippe sehr beweglich und verlängerbar. Ein furchtbares Gebiß und gewaltige, mit riesengroßen Daumen bewehrte Hände, kennzeichnen

das Thier noch außerdem. Mit Ausnahme des Gesichts, eines Theils der Brust und der inneren Handflächen, deckt ziemlich langes, schwarzes Haar den Leib, und auf dem Scheitel erhebt sich ein hoher Haarkamm, welcher nach Belieben vor- oder rückwärts gesträubt werden kann. Der Schwanz und die Gesäßschwielen fehlen dem Gorilla wie andern Orangaffen gänzlich.

Der Gorilla lebt in Gegenden, in denen Thäler und Hügel mit einander abwechseln. Die Hügel sind bedeckt mit hohen Bäumen, die Thäler mit groben Gräsern und einzelnen Gebüschen; viele von den Bäumen tragen Früchte, welche von den Negern unbeachtet bleiben, von dem Gorilla aber sehr gesucht werden. Hauptsächlich sind es die Oelpalme, der Pfefferkuchenbaum, die Papayen, zwei Bananenarten und der Affenbrodbaum, welche ihm die meiste Nahrung liefern. Von den ersten frißt er die Nüsse und die weichen, jungen Blätter, und er soll es gewesen sein, welcher den Vorfahren der Neger durch sein Beispiel gezeigt hat, daß die Oelpalme eßbare Früchte hervorbringe; der Pfefferkuchenbaum liefert ihm pflaumenartige Früchte von ausgezeichnetem Geschmack, und die übrigen eine Kost, welche selbst dem Europäer vortrefflich mundet. Eier und junge Vögel werden auch von ihm nicht verschmäht.

Unser Affe lebt zwar in Gesellschaften, diese sind jedoch nicht so zahlreich, wie die, welche der Schimpanse bildet. Die Weibchen sind in solchen Banden immer in überwiegender Zahl vorhanden; denn unter den Männchen entstehen heftige Kämpfe um die Oberherrschaft, welche wie versichert wird, regelmäßig mit dem Tode des Schwächeren enden. Die Gesellschaften durchstreifen den Wald und sind in ihm die unbedingten Herrscher. Sie fürchten sich vor keinem Thiere, nicht einmal vor dem Menschen; sie flüchten nie, sondern greifen stets an, gewöhnlich mit ihren furchtbaren Händen und ihrem nicht minder gefährlichen Gebiß, sonst aber auch mit Aesten und Nüssen, welche sie abbrechen und auf ihren Gegner schleudern. Sie sind es, welche selbst dem Elefanten, der von ihren Bäumen Laub und Früchte pflückt, mit einem Knüppel auf seinen empfindlichen Rüssel schlagen, bis der Riese des Waldes vor dem wüthenden Gegner sich zurückzieht. Den Leopard besiegen sie leicht, und diesem fällt es daher auch gar nicht ein, sich in einem Kampf mit ihnen einzulassen; selbst mit dem Löwen werden sie fertig, wahrscheinlich, weil der König der Wildniß immer von mehreren zugleich angefallen wird. Alle Berichte der Neger über ihre Kämpfe mit dem Gorilla sind wirklich entsetzlich. Die Elfenbeinjäger fürchten unter allen Waldthieren den Gorilla am meisten und namentlich die Art seines Angriffes; sie versichern Dies jedem Europäer, welcher nach dem Affen fragt. Ein Jägertrupp zieht ruhig seine Straße durch den Wald; plötzlich wird einer der Mannschaft vom Boden erhoben: ein Gorilla, welcher an einem niedrigen Aste hing, hat ihn mit der hintern Hand am Genick gepackt und zieht ihn zu sich auf den Ast empor, schwingt sich mit seiner Beute höher und höher zum Wipfel des Baumes hinauf, würgt den ihm gegenüber vollkommen wehrlosen Menschen, daß er auch nicht einen Laut von sich geben kann, und läßt ihn dann plötzlich wieder herunterfallen, erdrosselt, eine Leiche! Die Reisenden würden die Erzählungen der Neger nicht geglaubt haben, hätten sie nicht furchtbar Verstümmelte gesehen, welche aus Kämpfen mit den gefürchteten Thieren noch mit dem Leben davon gekommen waren. Wenn der Gorilla seine Familie bei sich hat, greift er stets, ohne gereizt zu sein, den sich Nähernden an, und der Kampf zwischen ihm und dem Menschen endet regelmäßig mit dem Tode des einen Kämpfers, leider gewöhnlich mit dem des Menschen. Ein Mapongwe-Neger zeigte sein Gewehr vor, welches ein Gorilla sprenkelkrumm gebogen, und dessen Läufe er mit seinen Zähnen platt gebissen hatte. Es gilt für viel schwerer, einen jungen Gorilla zu erhalten, als zehn Schimpanses. Die Weibchen fliehen mit ihren Jungen, sobald sich die Jäger nahen, auf die Bäume, die Männchen aber bereiten sich augenblicklich zum Angriffe vor. Die großen grünen Augen funkeln, der Haarkamm sträubt sich, die Zähne werden gefletscht, ein gellender Laut ertönt, welcher wie „kahi! kahi!“ klingt, und wüthend stürmen die Thiere auf den Feind ein. Glücklich, wenn das Feuergewehr den Menschen obsiegen läßt, denn sonst ist er verloren. Wird der Gorilla gefehlt, dann ist das Gewehr nicht einmal mehr als Keule zu gebrauchen: der rasende Affe zerbeißt es in Stücke, wie ein Esel eine Mohrrübe zerbeißt, zerfleischt und zerreißt den

Jäger mit seinen Zähnen, obgleich diese nicht hierzu, sondern, wie ein amerikanisches Blatt bemerkt, vielmehr zum anständigen Gebrauch eines grasfressenden Thieres bestimmt sind. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Der, welcher einen Gorilla erschlug, unter seinem Volk als der größte Held angesehen wird; wir dürfen es aber auch keinem Neger verargen, wenn er taub bleibt gegen die Versprechungen eines Europäers, der ihm einen lebenden Gorilla gern mit Geld aufwiegen würde.

In dieser wirklich beispiellosen Furchtbarkeit des gewaltigen Affen ist noch etwas Anderes begründet: die Unkenntniß nämlich, welche wir über seine Lebensweise und seine Sitten besitzen. Nur sehr spärliche Nachrichten hierüber sind uns zugekommen, sie genügen noch lange nicht, um uns ein vollständiges Bild des Thieres zu geben. Man sagt, daß er auf der Erde auf allen Vieren gehe, zuweilen aber zum aufrechten Gange eine Keule benutze; man erzählt, daß er, wie die Elfenbeinjäger, die Zähne aus dem Gerippe eines Elefanten brächte und sie lange Zeit mit sich herum trüge, gleichsam als Keule; man berichtet, daß er vortrefflich klettere und den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zubringe, sich auch dort, wie die andern Orangaffen, aus zusammengebogenen Zweigen eine Hütte ohne Dach errichte; ja, man behauptet sogar, daß er seine Todten begrabe u. dergl. mehr; allein wir wissen durchaus noch nicht, wieviel Wahres daran ist. Die Reisenden sind so ziemlich einstimmig in Folgendem: Der Gorilla lebt weniger in Gesellschaften, als vielmehr in Familien, welche aus dem Männchen, dem Weibchen und einem oder zwei Jungen bestehen. Am häufigsten sieht man ihn in den Monaten September, Oktober und November, nachdem die Neger ihre Ernte eingebracht haben und in ihre Dörfer zurückgekehrt sind. Dann kommt der Affe, welcher den Menschen, den er haßt, dennoch meidet, näher an die Dörfer heran, als sonst, wo er sich in dem tieferen Walde aufhält. Gewöhnlich sieht man den Gorilla auf einem Baumaste sitzen, den Rücken an den Stamm gelehnt, und hiervon kommt es, daß ihm die Haare an der betreffenden Stelle abgerieben sind. Während seiner Ruhe kaut er langsam und gedankenlos an Früchten, wie wir Solches auch häufig bei Pavianen sehen. Wenn die Familie aufgeschreckt wird, bringt das Weibchen sein Junges in Sicherheit, der männliche Affe aber stellt sich zur Vertheidigung und bricht in in ein Siegesgeheul aus, wenn er sein Opfer mit teuflischer Lust zerfleischt hat. Das Weibchen vertheidigt ihre Nachkommenschaft mit Aufopferung ihres Lebens. Eine Familie wurde von Jägern überrascht: die Mutter rettete das eine ihrer Jungen, indem sie es nach einem entfernten Baume trug, das andere suchte zu flüchten, wurde jedoch gestellt. Wüthend stürzte jetzt die Alte herbei, nahm ihren Sprößling auf den Arm und ging auf die Jäger los. Diese rückten ihr mit den Gewehren auf den Leib und zielten auf sie; da erhob sie flehend den Arm, als wollte sie die tödliche Kugel abwehren; die Kugel drang ihr aber in das Herz, und sie verendete. Das Junge kam somit in die Gewalt seiner Feinde. Außer diesem hat man noch andere Gorilla gefangen, doch haben dieselben niemals lange in der Gefangenschaft gelebt, und kein einziger ist noch lebend nach Europa herübergekommen.

Die Eingeborenen glauben, daß diese große Affen wirkliche Menschen seien, und blos thäten, als wären sie so wüthend und dumm, weil sie fürchteten, zu Sklaven gemacht und zur Arbeit angehalten zu werden; denn das ist eine Sache, welche für einen ächten Afrikaner wohl das Schrecklichste sein dürfte. Außerdem wähnen sie, daß die Seelen ihrer abgeschiedenen Könige in dem Leibe des Gorilla Wohnung nähmen, und daß dieser daher hauptsächlich aus alter, lieber Gewohnheit seine früheren Unterthanen hasse und peinige!

In der Neuzeit hat der Amerikaner Du Chaillu sehr ausführlich über den Gorilla berichtet. Ich würde die Mittheilungen dieses Reisenden vorzugsweise meiner Beschreibung zu Grunde gelegt haben, könnte ich ihnen soviel Glauben schenken, als ich selbst wünschte. Die Darstellungsweise Du Chaillu's ist nicht geeignet, großes Vertrauen zu erwecken; und wenn auch unser Mann sich als Forscher geberdet und seine Angaben durch lateinische Namen zu bekräftigen sucht: es will immer scheinen, als sei Alles darauf berechnet, die Aufmerksamkeit in ungebührlicher Weise zu spannen. Man urtheile selbst, was wohl von einem Berichterstatter zu halten ist, der in folgender Weise sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla schildert:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsch, und mit einem Male stand ein ungeheuerer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns: — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheuere, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus: — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, dann geht es in ein tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: — habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Scheusals blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: — da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde Alles ruhig — der Tod hatte seine Arbeit gethan. Ich bekam nun Muße, den gewaltigen Leichnam zu untersuchen. Die Messung ergab, daß er 5 Fuß 8 Zoll lang war, und die Entwickelung der Muskeln an den Armen und an der Brust zeigten, welch ungeheuere Kraft er besessen hatte."

Es scheint wirklich, als habe sich in solcher Darstellung einer unserer schlechten Liebesgeschichtenschreiber versucht und seiner Feder freien Spielraum gelassen. Das Nachfolgende aber mag mich entschuldigen, wenn ich hier überhaupt Etwas von Du Chaillu aufnehme. Wir sind noch nicht im Stande, bei den verschiedenen Beschreibungen des Gorilla die Spreu von dem Weizen zu sondern, und müssen deshalb auf alle Berichte Rücksicht nehmen, welche uns zugehen. „Mein langer Aufenthalt in Afrika," sagt Du Chaillu auf Seite 347 seiner Explorations and adventures in Equatorial Africa, „gewährte mir die größte Leichtigkeit, mich mit den Eingebornen ins Einvernehmen zu setzen, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, auf das Höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und mit eigenen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der Erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrung und Beobachtung zeigen, daß Vieles von dem über den Gorilla Erzählten auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruht, kann ich andererseits bestätigen, daß keine Beschreibung das Entsetzliche der Erscheinung, die Wuth des Angriffs und die wüste Bosheit des Wesens eines Gorilla versinnlichen wird."

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer von einer Menge anmuthiger Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden mit seinen Klauen zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingebornen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt unter dessen Dach, wie man sonst behauptet hat; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und die zahlreichen Erzählungen von seinen Angriffen in größerer Zahl haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich."

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit ungeheuren Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich findet, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastlos umherschweifendes Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil von der Schwierigkeit bedingt, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheueren Reißzähne ohne Mühe jedes andere Thier des Waldes, welches er gefangen, auch zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu tödten ich so glücklich war, und niemals etwas Anderes gefunden, als Beeren, Ananasblätter und andere Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er an einem Ort Alles auffrißt und dann, im beständigen Streit mit dem Hunger, zum Wandern gezwungen ist. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist, daß er ein tüchtiger Esser ist; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die ungeheure Muskelentwickelung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden."

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um dort Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach allen meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nothwendig hat, die Bäume zu erklettern. Ganz besonders behagen ihm Zuckerrohr, die weißen Rippen der Ananasblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlag vermittelst eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt der Gorilla das ungeheure Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen."

„Nur die jungen Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Mal die frische Spur eines Gorillabetts gefunden und konnte es deutlich sehen, daß das Männchen mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen, zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, weil ich hiervon die Spuren gesehen habe."

„Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, wie der Schimpanse, haben an ihren vier Händen längere Finger," viel längere als der Gorilla, dessen Handbau sich mehr dem menschlicher Gliedmaßen nähert. In Folge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe, und deswegen zu dem Schluß gekommen bin, daß er kein derartiges Gebäude aufführt.

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, mit welchem nicht zu spaßen ist. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stücken an. Sie liefen immer auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; ihr Gehör ist außerordentlich scharf, und sie verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr schwer macht, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu, und ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu kommen, wobei ich bemerken mußte, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden und Zusammentreffen mit dem Gorilla habe ich nicht einen einzigen gefunden, welcher mir den Rücken gekehrt hätte. Ueberraschte ich ein Paar Gorillas, so fand ich gewöhnlich das Männchen an den Felsen oder Baum gelehnt

in dem dunkelsten Dickicht des Waldes sitzen, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davon rannte. Dann erhob sich das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blick dagesessen hatte, langsam auf seine Füße, schaute mit glühenden, wüthenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich habe Grund zu glauben, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen hörte (!)".

„Das Entsetzliche in der Erscheinung des Thieres läßt jede Beschreibung weit hinter sich. Bei solchem Anblick konnte ich meinen braven, eingebornen Jägern es verzeihen, daß sie zuweilen eine übernatürliche Furcht überkam, konnte ich mir die Wundergeschichten erklären, welche die Neger über den Gorilla erzählen."

„Es ist ein Grundsatz eines gutgeschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zu dem letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anprall kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und Flucht ist vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre sich vertheidigen wollen; aber sie haben nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streich gehabt: — im nächsten Augenblick erschien der lange Arm mit verhängnißvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüber stellt und seine Arme als Waffen zum Angriff gebraucht; gerade wie der Mann oder ein Preisfechter thun würden, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt."

„Die dunkeln und undurchdringlichen Dickichte, in denen man sich der vielen Ranken und Dornen halber kaum bewegen kann, bilden den Aufenthalt des Gorilla; deshalb bleibt der Jäger kluger Weise stehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an und stößt sein höllisches Gebrüll aus, ab und zu mit den Armen seine Brust schlagend. Zuweilen hält er länger an und setzt sich auch wohl; dabei blickt er wüthend auf seinen Gegner. Sein Gang ist wacklig; die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen; daher behilft sich das Thier durch Schwingungen mit den Armen, um sich im Gleichgewicht zu halten; aber der dicke Bauch, das runde stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen muskelkräftigen Arme und die weite Brust: — alles Dies verleiht seinem Schwanken ein unsäglich Entsetzliches, welches das Furchtbare seiner Erscheinung nur noch vermehrt. Zugleich blitzen die tiefliegenden, grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Reißzähne und die furchtbaren Kinnladen erscheinen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde, wie Zwieback."

„Der Jäger steht mit ängstlicher Sorge, seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange, bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Entfernung, in welcher geschossen wird, beträgt 14 bis 18 Fuß. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen, als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: so schnell als möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los: — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück

ihn von dem tödlichen Streiche errettet, und er davon kommt, wenn auch vielleicht gelähmt für immer. Glücklicher Weise stirbt der Gorilla ebenso leicht, als der Mensch: ein Schuß in die Brust bringt ihn sicher zu Falle. Er stürzt vorwärts auf sein Gesicht, die langen, gewaltigen Arme ausstreckend und mit dem letzten Athem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung kündet, dennoch sein Ohr peinigt, wegen der Aehnlichkeit mit dem letzten Seufzer eines sterbenden Menschen."

„Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt und die Brust bedeutend erhöht, weil seine Arme verhältnißmäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbaren wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß der Gorilla auch in erhabener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist die Fährte, welche er bildet, wenn er auf allen Vieren läuft. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und der Daumen, welcher unserer großen Zehe entspricht, scheint aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin. Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Vertheidigung denkt; die Neger aber haben mir erzählt, daß Dies zuweilen wohl der Fall ist."

„Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! Ich habe Beide öfters in den Wäldern beobachtet, und so begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältniß zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und tödteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Wenn die Mutter vor dem Jäger flüchtet, springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich dann zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend."

„Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur $2^1/_2$ Jahre alt war, konnten vier starke Männer nicht fest halten; er biß einen davon nicht unbedeutend. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf platt beißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 4 bis 6 Zoll im Durchmesser (?). Die Neger greifen den Gorilla nur mit den Flinten an, niemals mit andern Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Unthier unbelästigt, als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getödtet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Lebenlang die größte Achtung selbst der muthigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im Allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind."

„Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Vertheidigung: er greift mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen an. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in welchen die gewaltigen Reißzähne ausgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß solcher Verlust in den Kämpfen entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren. Ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten."

„Die Eingebornen des Innern essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Innern weisen Negerfamilien eine Gorillamahlzeit zurück, weil sie den Aberglauben hegen, daß vor Zeiten einer ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe. — Das Fell des Thieres ist so dick und fest, wie eine Ochsenhaut, aber verhältnißmäßig viel zarter, als das anderer Affen."

Ueber die Gefangenschaft junger Gorillas hat Du Chaillu ebenfalls Beobachtungen mitgetheilt. Er glaubt, daß erwachsene Affen dieser Art vollständig unzähmbar seien; denn auch die Jungen, welche er am Leben hatte, zeigten sich wild und ungestüm, bis zu ihrem Tode. Ich will ihn noch einmal selbst erzählen lassen.

„Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen, lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Alle die Beschwerden und Entbehrungen, welche ich in Afrika ausgehalten hatte, waren in einem Augenblick vergessen."

„Der Affe war ein kleiner, etwa 2 bis 3 Jahr alter Gesell, $2^1/_2$ Fuß hoch, aber so wüthend und halsstarrig, als nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger, die ich am liebsten an das Herz gedrückt hätte, fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Bericht gingen sie zu Fünft nahe einer Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald und hörten da ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten. Der Wald war still; es war ungefähr Mittag. Sie beschlossen sofort, dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts nach einem düstern Dickicht des Waldes, wo sich das Thier aufhalten mußte. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte; allein, wohl wissend, welche Freude sie mir bereiten würden, beschlossen sie, Alles auf das Spiel zu setzen, um wo möglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen hatten sie einen selbst den Negern seltenen Anblick. Das Junge saß einige Schritte entfernt von seiner Mutter auf dem Grunde und beschäftigte sich, Beeren zu pflücken. Die Alte schmauste von denselben Früchten. Meine Jäger machten sich augenblicklich zum Feuern fertig, — und nicht zu spät! — denn das alte Weibchen erblickte sie, als sie ihre Gewehre erhoben. Glücklicher Weise tödteten sie die besorgte Alte mit dem ersten Schusse. Das Junge, erschreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu seiner Mutter, hing sich an sie, umarmte ihren Leib und versteckte sein Gesicht. Die Jäger eilten augenblicklich zu Beiden hin; das hierdurch aufmerksam gemachte Junge verließ aber sofort seine Mutter, lief zu einem schmalen Baum und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, dann setzte es sich und brüllte wüthend auf seine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen sich nicht verblüffen. Nicht ein Einziger fürchtete sich, von dem kleinen, wüthenden Vieh gebissen zu werden. Man wollte das seltene Wild nicht schießen und hieb deshalb den Baum um. Als es fiel, deckte man schnell ein Kleid über seinen Kopf und konnte es so geblendet leichter fesseln. Doch der kleine Kerl, seinem Alter nach nur ein unerwachsenes Kind, war bereits erstaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, so daß die Leute nicht im Stande waren, ihn zu führen. Augenblicklich stürzte er sich auf sie, und sie waren endlich genöthigt, seinen Hals in eine Holzgabel zu stecken, welche vorn verschlossen wurde und nun ihnen als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich hier der Gemüther. Als der Gefangene aus dem Boot gehoben wurde, in welchem er einen Theil seines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, gleichsam versichernd, daß er sich gewiß rächen werde, sobald er könne. Ich sah, daß die Gabel seinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb augenblicklich einen Käfig für ihn machen. Nach zwei Stunden hatten wir ein festes Bambushaus für ihn gebaut mit sicheren Stäben, durch welche wir ihn nun beobachten konnten. Es war ein junges Männchen, jedenfalls nicht älter als drei Jahre, doch erwachsen genug, um seinen Weg allein zu gehen, und für sein Alter mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüstet. Gesicht und Hände waren schwarz, die Augen aber noch nicht so tief eingesunken, als bei den alten. Das Haar der Brauen und des Armes, welches röthlichbraun aussah, begann sich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlider waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa drei Viertel Zoll lang; ein eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiß vollständig weiß erschien, bedeckte seinen Nacken; Brust und Bauch waren dünner behaart, die Arme länger."

„Nachdem ich den kleinen Burschen glücklich in seinen Käfig gelockt hatte, nahte ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu sagen. Er stand in der fernsten Ecke; so wie ich mich aber näherte, bellte er auf und machte einen wüthenden Satz nach mir. Obgleich ich mich so schnell zurückzog, als ich konnte, erwischte er doch noch meine Beinkleider, zerriß sie und zog sich augenblicklich

wieder nach ſeinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorſicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erſte Sorge war natürlich, Futter für ihn zu ſchaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und gab ihm dieſelben nebſt Waſſer in ſeinen Käfig. Er war außerordentlich ſcheu und wollte nicht eher eſſen noch trinken, als bis ich mich auf ziemlich bedeutende Entfernung zurückzog."

„Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am erſten; er fuhr nach Jedermann hin, wenn er nur einen Augenblick bei ſeinem Käfig ſtand, und ſchien bereit, uns Alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Ananasblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Theile fraß. Er ſchien eben nicht wähleriſch zu ſein, obſchon er jetzt und während ſeines kurzen Lebens alles Futter verſchmähte, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte, welche man in ſeinen heimiſchen Wäldern für ihn geſammelt hatte. Am dritten Tage war er noch mürriſcher und wüthender, bellte Jeden an und zog ſich entweder nach ſeinem fernen Winkel zurück oder ſchoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusſtäbe aus einander zu ſchieben und zu entfliehen. Ich kam dazu, gerade als ſeine Flucht entdeckt worden war, und forderte augenblicklich alle Neger zur Verfolgung auf. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettſtelle hervorkam. Es war Meiſter Sepperl, welcher hier lag, ſorgfältig alle meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich ſchloß ich die Fenſter und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufſichtigen. Als Freund Joe Dies ſah, zeigte ſich ſeine ganze Wuth in ſeinem Geſicht; ſeine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und raſend kam er unter dem Bette hervor. Wir ſchloſſen das Thor und ließen ihm das Feld, indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu ſeiner ſichern Gefangenſchaft zu entwerfen, als uns ſeinen Zähnen auszuſetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war ſchon ſo ſtark und wüthend, daß ich ſelbſt einen Fauſtkampf mit ihm ſcheute, aus Furcht, von ihm gebiſſen zu werden. Mitten im Raum ſtand der biedere Burſch und ſchaute wüthend auf ſeinen Feind, dabei mit einiger Ueberraſchung die Einrichtungsgegenſtände prüfend. Ich hatte große Sorge, daß das Picken meiner Uhr ſein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriff auf dieſen unſchätzbaren Gegenſtand begeiſtern oder, daß er Vieles von Dem, was ich geſammelt hatte, mir zerſtören möchte. Endlich, als er ſich etwas beruhigt hatte, ſandte ich einige junge Leute nach einem Netz aus, und dieſes warfen wir ihm auch glücklich über den Kopf. Das junge Scheuſal brüllte fürchterlich und wüthete und tobte unter ſeinen Feſſeln. Ich warf mich ſchließlich auf ſeinen Nacken, zwei Mann faßten ſeine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte uns das kleine Geſchöpf viel zu ſchaffen. So ſchnell als möglich trugen wir ihn nach ſeinem, inzwiſchen ausgebeſſerten Käfig zurück und bewachten ihn dort ſorgfältiger."

„Niemals in meinem Leben ſah ich ein ſo wüthendes Vieh, wie dieſen Affen. Er fuhr auf Jeden los, der zu ihm hin kam, biß in die Bambusſtäbe, ſchaute uns mit giftigen und tollen Augen an und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüth hatte." —

Im Verlauf der Erzählung theilt Du Chaillu ferner mit, daß Joe nicht einmal durch Hunger und, wie er ſich ausdrückt, durch „geſittete Nahrung" zu bändigen war, daß er nach einiger Zeit, als er zum zweiten Male durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widerſträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich ſtarb. Er lernte ſeinen Herrn zuletzt wohl kennen.

Später erhielt Du Chaillu noch ein junges Gorillaweibchen, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche ſeiner Mutter hing und das ganze Dorf durch ſeine Betrübniß in Aufregung verſetzte. Das Thierchen war noch ſo klein, daß es nur mit Milch hätte ernährt werden können und weil dieſe nicht zu bekommen war, ſtarb es ſchon am dritten Tage nach ſeinem Fang.

Außerdem beſchreibt der genannte Reiſende noch zwei andere „neue" Affen, von denen er den einen Kulu-Kamba (Troglodytes Kulu-kamba) und den andern Nſchiego-Mbuwe (Troglodytes calvus) nennt. In ihren Lebensverhältniſſen ſcheinen dieſe Thiere, wenn der Entdeckung überhaupt Glauben geſchenkt werden darf, ſich dem Schimpanſe zu nähern. Der Kulu-Kamba ſoll ſehr

künſtliche Regenſchirme auf die Bäume bauen, und Du Chaillu giebt auch eine Abbildung davon, welche freilich ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſehr gerechte Zweifel eines Sachverſtändigen erwecken muß. Die Zweige ſind gleichmäßig ausgeſucht, mit ihren dicken Enden rings herum um den Baumſtamm gelegt, dort ſehr hübſch und künſtlich mit Weinreben angebunden und dann nach außen ſchirmartig umgebogen, gerade ſo, als ob ſie ein recht geſchickter Gartenarbeiter, welcher mit Meſſer und Weidenzweigen gehörig umzugehen weiß, gemacht hätte!

Eine Vergleichung der gegebenen Schädel würde allerdings für die Artverſchiedenheit der genannten Thiere ſprechen; doch dürften wir wohl thun, erſt die Unterſuchung bewährter Männer der Wiſſenſchaft abzuwarten, bevor wir ein endgiltiges Urtheil fällen. Alle Abbildungen in Du Chaillus Werke beweiſen unzweifelhaft, daß ſie erſt in England von Künſtlern angefertigt wurden, welche durchaus nicht naturwiſſenſchaftlich gebildet genannt werden dürfen. Wenn Du Chaillu unter Anderm dem Künſtler geſtattet, daß er einen der afrikaniſchen Affen ſich am Schwanze ſchaukeln läßt, ſo kann er nicht erwarten, daß den bildlichen Erläuterungen zu ſeinem Werke an maßgebenden Stellen Glauben geſchenkt wird.

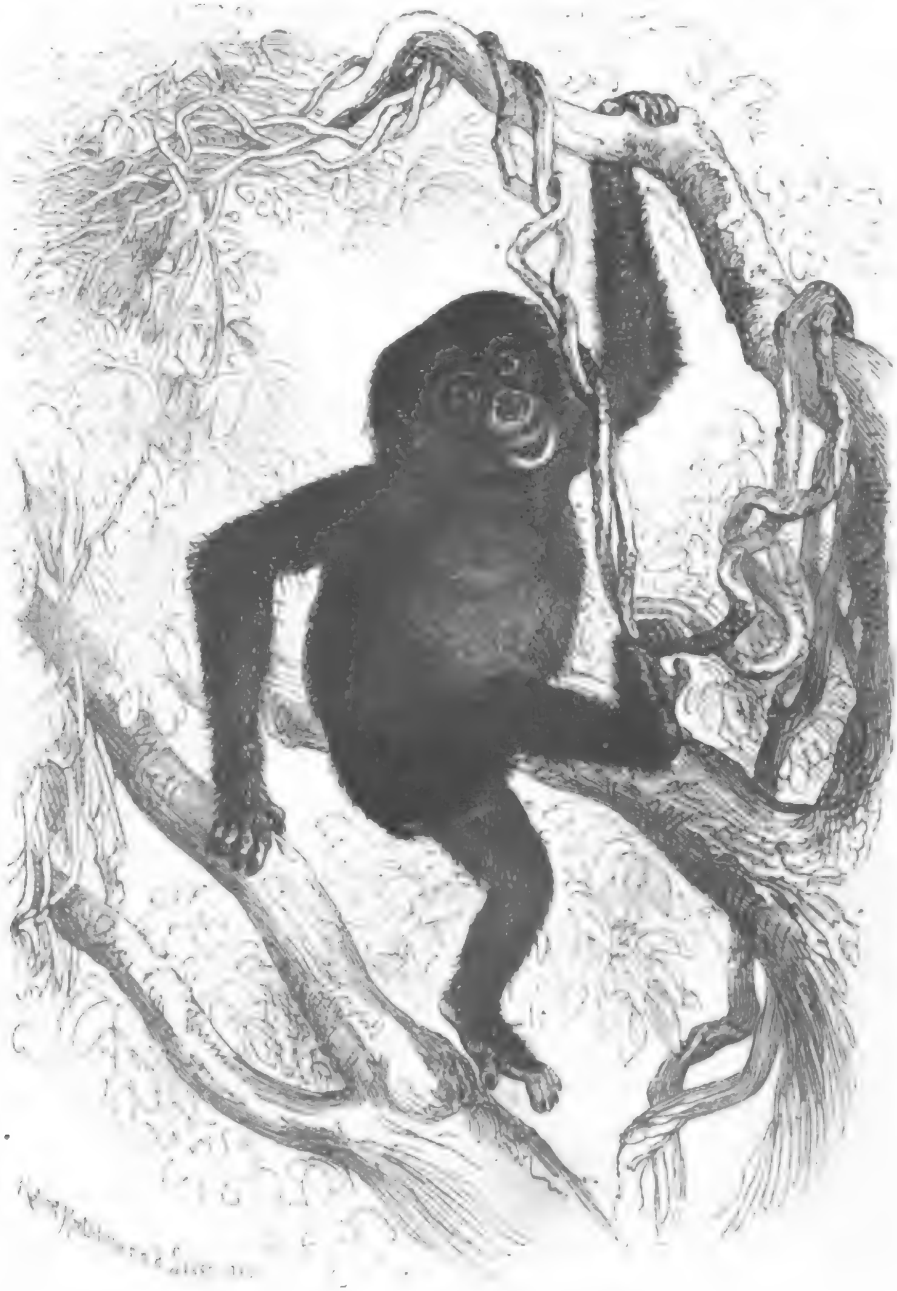
Wenden wir uns nunmehr zu einem andern, weniger Zweifel herausfordernden Waldmenſchen welcher dieſelbe Gegend Afrikas bewohnt, zum Schimpanſe (Troglodytes niger). Wie er zu dem ſonderbaren Namen gekommen iſt, weiß man nicht; wohl aber iſt jetzt entſchieden, daß er ſchon ſehr lange bekannt, aber auch ſehr oft mit dem Vorhergehenden, vielleicht ſelbſt mit dem Mandril verwechſelt worden iſt. Es liegen uns viele Berichte vor, in denen des Schimpanſe Erwähnung geſchieht. Pyrard hat ihn im 14. Jahrhundert in der Sierra-Leona beobachtet und giebt ihm den Landesnamen „Barris"; Battel erzählt in ſeiner 1717 erſchienenen Beſchreibung von Kongo von ihm und nennt ihn „Pongo", wie den Orang-Utang, erwähnt aber auch bereits einer zweiten größern Art; Buffon tauft ihn „Jocko", weil die Eingeborenen ihn „Entſchocko" oder „Intjoko" nennen ſollen; Schaw unterſcheidet ihn von ſeinem aſiatiſchen Verwandten, Ogilby hält ihn für den wilden Menſchen des Hanno; Broſſe ſpricht endlich von einem Affen Namens „Quimpeze" und bietet uns ſomit einigen Anhalt zur Ableitung ſeines jetzt allgemein üblichen Namens ꝛc. Buffon giebt uns auch ſchon Beſchreibungen ſeines Weſens in der Gefangenſchaft, in welcher er das Thier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beobachten konnte.

Der Schimpanſe iſt bedeutend kleiner, als der Gorilla, immerhin aber noch ein großer Affe von 3 bis 4½ Fuß Höhe. Sein Leib iſt kurz und dick, denn der Bauch hängt etwas vor; an dem geſtreckten, großen Kopfe tritt die Stirn zurück, während die Ohren, welche denen des Menſchen ähneln, abſtehen; die Naſe iſt kleiner und platter, als die des Gorilla, die Lippen ſind dünn und äußerſt beweglich, die Augen haben Wimpern und Brauen: die dünnen, aber kräftigen Arme reichen bis unter die Knie herab; die Hände ſind mittelgroß, und alle ihre Finger haben platte Nägel. Das lange, grobe und ſtraffe, ſchwarze, im hohen Alter graue Haar läßt nur das Geſicht und die innern Handflächen, gewöhnlich auch die Handrücken, frei, bedeckt den Oberkörper dichter als den Unterkörper, bildet im Geſichte einen Bart, welcher unter dem Kinn wegzieht, aber an den Wangen die größte Länge erreicht, und iſt auf dem Oberarm nach unten, auf dem Unterarm aber nach oben gerichtet. — Der Geſichtsausdruck des Schimpanſe zeigt niemals jene unbegrenzte Wildheit, welche ſich im Geſicht des Gorilla ausſpricht, ſondern iſt ſanft und gemüthlich. Alle dieſe Merkmale unterſcheiden unſer Thier hinlänglich von dem Gorilla.

Die Eingeborenen behaupten, daß der Schimpanſe im vollkommen erwachſenen Zuſtande fünf Fuß hoch und daß ſein Wachsthum im neunten oder zehnten Jahre beendet werde. Ein ſolches erwachſenes Thier ſoll ſo ſchwer ſein, daß es eine hinreichende Laſt für zwei ſtarke Männer bildet.

Die Verbreitung des Schimpanſe iſt beſchränkt; wie es ſcheint, beherbergen ihn blos Ober- und Niederguinea. Hier bewohnt er die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küſte

Er lebt in größeren Geſellſchaften, und man hört Nachts oft das grelle Geſchrei der vereinigten Herden. Unſer Affe ſcheint ein ziemlich tölpelhafter Burſche zu ſein. Die einſeitige Verwendung der Hände zum Umfaſſen der Aeſte oder zum Greifen überhaupt krümmt und zieht ſie ſchließlich ſo zuſammen, daß er, wenn er ſie dann zum Gehen benutzen will, auf die Knöchel, anſtatt auf die



Der Schimpanſe (Troglodytes niger).

Sohlen treten muß. Hierdurch erhält ſein Gang natürlich etwas ſehr Unſicheres und Ungeſchicktes; gleichwohl aber ſoll er ſich viel auf dem Boden aufhalten und die Bäume blos dann beſteigen, wenn er nach Nahrung ſpäht oder ſich ſichern will. Zuweilen geht er auf den Hinterfüßen allein und legt dann die Vorderhände im Nacken zuſammen, um ſich im Gleichgewicht zu halten; ſowie er aber geſtört

Digitized by Google

wird, wirft er sich augenblicklich auf alle Viere und humpelt nun mit seltsamen Sprüngen, jedoch ziemlich rasch, davon. Beim aufrechten Gange ist er nicht im Stande, wie der Mensch die Ferse vom Boden zu erheben, sondern tritt gleichsam stampfend mit der ganzen Sohlenfläche oder vielmehr mit den Knöchelseiten der Hände und Füße auf, wodurch diese Außenseiten der Hände schwielig werden. Wenn er ruht, nimmt er eine sitzende Stellung an, die Nacht aber verbringt er, wie der Gorilla und asiatische Waldmensch, in Nestern, welche er sich aus den zusammengebogenen Zweigen der Bäume bereitet und mit abgebrochenen Aesten und blätterreichen Zweigen auspolstert. Diese Nester sah Savage gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß über dem Grunde. Er bemerkte selten zwei auf einem Baume, nur ein einziges Mal fünf, niemals aber eine solche Menge zusammen, welche berechtigen könnte, von einem Affendorfe zu sprechen, wie früher so oft geschehen ist.

Der Schimpanse nährt sich fast von denselben Pflanzen, wie der Gorilla. Früchte, Nüsse und Wurzeln sind wohl die Hauptnahrung. Zuweilen besucht er die Bananen und andere Fruchtbäume, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen. Das Aufsuchen der Nahrung bestimmt die Thiere zu häufigem Wechsel ihres Aufenthalts. Verlassene Negerdörfer, in denen die Papaya in großer Menge wächst, sind Lieblingsorte für sie, so lange es dort Nahrung giebt; wenn diese aber aufgezehrt ist, unternehmen sie Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Auch ihre Gesellschaften werden immer von dem stärksten Männchen geführt und geleitet; die Wachsamkeit desselben ist eben so groß, als seine Stärke. Man versichert, daß ein erwachsenes Männchen des Schimpanse im Stande sei, Aeste abzubrechen, welche zwei Männer kaum beugen können. Ja, die Neger behaupten, daß ein Schimpanse kräftig genug sei, zehn Männern Widerstand zu leisten. Doch sagen sie auch, daß der Schimpanse niemals ungereizt angreife, sondern sich stets auf seine Vertheidigung beschränke. Bei Gefahr stößt der Leitaffe einen Schrei aus, welcher dem Angstruf eines in Todesgefahr schwebenden Menschen ähnelt, die übrigen erklettern schnell die Gipfel der Bäume und lassen ihre Laute hören, welche an das Hundegebell erinnern. Erst dann, wenn der Jäger einen Affen der Herde getödtet hat, gehen die Männchen auf den Jäger los, welcher unterliegt, falls die Zahl seiner Angreifer groß ist. Man sagt, daß derselbe sich retten könne, wenn er den Angreifern Stücke seiner Kleidung oder auch seine Waffen überlasse, die dann von den erbosten Thieren mit Wuth in Stücke zerrissen und zerbrochen würden. Bei jenen Angriffen oder der Vertheidigung bedienen sich die Affen hauptsächlich ihres Gebisses und ihrer Hände, obwohl noch immer berichtet wird, daß sie Stöcke, Nüsse, Steine u. dergl. zur Vertheidigung zu benutzen wüßten. Uebrigens ist schon um deshalb schwer zu glauben, daß sie Stöcke oder Keulen in unserer Weise zum Kampfe benutzen, weil ihr schwankender Gang auf zwei Hinterbeinen eine freie Benutzung nicht gestattet; aller Wahrscheinlichkeit nach würde jeder aufrechtstehende Affe durch die Kraft der zu einem ordentlichen Schlage erforderlichen Armbewegung aus dem Gleichgewichte gebracht und zu Boden gerissen werden.

Sehr groß ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde. Die Männchen lieben die Weibchen und diese ihre Kinder außerordentlich, und die Stärkeren vertheidigen stets die Schwächeren. In der geschlechtlichen Liebe sollen sich die Schimpanses weit weniger abschreckend zeigen, als andere Affen, namentlich die Paviane. Man spricht sogar von gewisser Sittsamkeit, welche sie beweisen. Es ist wiederholt erzählt worden, daß die männlichen Schimpanses an weiblichen Menschen Gefallen finden; sie sollen zuweilen junge Negerinnen gewaltsam mit sich fortführen, jahrelang in dem Walde bei sich behalten, sie sorgsam bewachen und ihnen durch ihre rohe Zärtlichkeit sehr lästig fallen; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß solche Erzählungen noch sehr der Bestätigung bedürfen. Es wäre übrigens sehr merkwürdig, wenn die Affen ihre Verwandtschaft mit dem Menschen ebenso ahnten, als die Neger sich ihrerseits als Vettern des Orangs fühlen. Diese erblicken in dem Schimpanse die Mitglieder eines eigenen Menschenstammes, welcher aber wegen seiner schlechten Aufführung von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurde und durch die Bebarrlichkeit in seinen schlechten Sitten nach und nach zu dem Zustande herabsank, in welchem er jetzt

lebt. Dieſe Anſchauung hindert die guten Leute übrigens nicht, die von ihnen erlegten Affen zu eſſen.

Der Schimpanſe iſt namentlich in der Neuzeit öfters lebend nach Europa und ſelbſt nach Deutſchland gebracht worden, wenn auch gewöhnlich nur jung. Unſer ihm fremdes Klima hat ihn aber immer bald umgebracht. Es iſt bis jetzt kein Beiſpiel bekannt, daß einer dieſer Affen mehrere Jahre hier am Leben geblieben wäre; dagegen erzählt man, daß Schimpanſes in ihrer Heimat über 20 Jahre in der Gefangenſchaft ausgehalten haben und dabei ſehr groß und ſtark geworden ſind. Bis jetzt hat man ſtets beobachtet, daß die Gefangenen ſanft, klug und liebenswürdig waren. Der Kapitän Grandpret erzählt von einem Weibchen, welches bewunderungswürdige Beweiſe ſeiner Klugheit gab. Er ſah es auf einem Schiffe, mit welchem es nach Amerika gebracht werden ſollte. Man hatte es gelehrt, den Backofen zu heizen, und es erfüllte ſein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab ſorfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, und wußte auch, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte. Dann ging es hin und berichtete den Bäcker durch ſehr ausdrucksvolle Geberden davon, und dieſer konnte ſich auf ſeinen Gehilfen ſo gut verlaſſen, daß er niemals ſelbſt nachzuſehen brauchte. Derſelbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matroſen mit ebenſo viel Geſchick als Einſicht. Er wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band ſie feſt und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matroſen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Leider verlor dieſes herrliche Thier, ehe es Amerika erreichte, ſein Leben in Folge viehiſcher Grauſamkeit, welche es von dem Steuermann erleiden mußte. Dieſer hatte es ungerechter Weiſe mißhandelt, ohne ſich um die flehenden Bitten des armen Geſchöpfes zu kümmern. Es hielt, wie ein Menſch, die zuſammengefaltenen Hände vor, um das Herz ſeines Peinigers zu erweichen; allein der Unmenſch achtete nicht auf die beredte Sprache des ſo hoch begabten Weſens. Er fuhr fort in ſeiner gemeinen Grauſamkeit. Der Affe erlitt ſie geduldig, weigerte ſich aber von dieſem Augenblicke ſtandhaft, irgend welche Nahrung zu ſich zu nehmen, und ſtarb am fünften Tage darauf aus Hunger und Gemüthserregung. Die ganze Mannſchaft betrauerte ihn, als ob einer ihrer Kameraden geſtorben wäre.

Broſſe brachte zwei Schimpanſes mit ſich nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie ſetzten ſich an den Tiſch, wie ein Menſch, aßen von Allem und bedienten ſich dabei des Meſſers, der Gabel und der Löffel. Auch die Getränke theilten ſie redlich mit den Menſchen, und namentlich Wein und Branntwein mundeten ihnen vortrefflich. Sie riefen die Schiffsjungen, wenn ſie Etwas brauchten, und wurden böſe, wenn dieſe es ihnen verweigerten, faßten dann die Knaben an dem Arme, biſſen ſie und warfen ſie unter ſich. Das Männchen wurde krank und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; ſo oft es ſich ſpäter unwohl fühlte, hielt es ihm ſtets den Arm hin. — Buffon's Schimpanſe ging faſt immer aufrecht, ſelbſt wenn er ſchwere Sachen trug; er ſah traurig und ernſthaft aus und bewegte ſich abgemeſſen und verſtändig. Von den häßlichen Eigenſchaften der Paviane zeigte er keine einzige; er war aber auch nicht muthwillig, wie die Meerkatzen. Seinem Herrn gehorchte er aufs Wort oder auf ein Zeichen. Er bot den Leuten den Arm an und ging ordentlich mit ihnen herum, ſetzte ſich zu Tiſch, benutzte ein Vorſteckтuch und wiſchte ſich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er ſchenkte ſich ſelbſt Wein ein und ſtieß mit den Andern an. Er holte ſich eine Taſſe und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, ſondern näherte ſich Jedem beſcheiden und freute ſich ungemein, wenn ihm geſchmeichelt wurde. Alle Leute, welche Buffon beſuchten, gewannen ſeinen Hausgenoſſen außerordentlich lieb und brachten ihm Zuckerbrod oder Obſt mit. Leider tödtete ihn die Lungenſchwindſucht innerhalb eines Jahres. — Dr. Traill brachte einen Schimpanſe mit nach England, welcher nicht gern aufrecht ging, ſich vielmehr beim Gehen auf die Finger ſtützte. Er war furchtſam, aber mit Bekannten vertraulich. Wenn es kalt wurde, wickelte er ſich in eine Decke. Eines Tages hielt man ihm einen Spiegel vor, ſogleich war ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt; auf die größte Beweglichkeit folgte ſofort die tiefſte Ruhe. Er unterſuchte neugierig das merkwürdige Werkzeug und ſchien ſtumm vor Erſtaunen. Dann blickte er fragend ſeinen Freund an,

hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er die wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe: — ganz so, wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum ersten Male ein Spiegel gereicht wird.

Der Lieutenant Henry K. Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangennahme an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war er für Kleidungsstücke, und das erste Beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich, mit selbstzufriedenem Gurgeln darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte," fährt der Erzähler fort, „versah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er sich dann, zur allgemeinen Belustigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn zum Aufgeben desselben auch nur für einen Augenblick zu bewegen."

„Die Lebensweise der Thiere in der Wildniß war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren und hatte den besten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brod in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Pisang, und ehe er sich niederlegte, wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, verfiel er in die heftigste Wuth, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel; stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles Dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Streit aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln und Murren hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht thun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so bös er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen, oder sich sonst wie an uns zu vergreifen." —

Das sind einige von den unzähligen Geschichten, welche man von diesen Affen berichtet; schade, daß die fast unausbleibliche Lungenschwindsucht die armen Thiere gewöhnlich so rasch tödtet. Schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Europa beginnen sie zu husten und damit stiller und trauriger zu werden. Je weiter die Krankheit fortschreitet, um so ruhiger und milder werden sie; sie sehen zuletzt wahrhaft erbarmungswürdig aus. Wie lungenkranke Menschen beugen sie den Kopf nach vorn, husten von Zeit zu Zeit und legen ihre Hände dann auf die wunde Brust, dabei sehen sie so kläglich und bittend mit ihren dunkelbraunen Augen auf den Menschen, daß dieser sich der Rührung unmöglich erwehren kann. Gewöhnlich unterliegen sie der fürchterlichen Seuche schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre; unser kaltes Klima kann den glücklichen Kindern des Südens niemals ihre schöne Heimat ersetzen.

Von dem afrikanischen Waldmenschen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utang oder Pongo genannt wird (Pitheeus Satyrus), durch die bedeutend längeren Arme, die bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit seiner weit vorstehenden Schnauze, welche alten Thieren jede Menschenähnlichkeit benimmt. So lange der Pongo jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Thierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel dann nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Das alte Männchen des Orang-Utang wird 4 Fuß hoch, das alte Weibchen etwa einen halben Fuß weniger. Der Leib ist an den Hüften breit und durch den stark hervortretenden Bauch ausgezeichnet; der Hals ist kurz und sehr kräftig, weil das Thier einen großen Kopfschild besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die Nägel der letzteren sind immer platt, selten aber sehr hinfällig von Traumen der Hinterhänden. Das Gesicht ist bezeichnend. An dem kurzhaarigen Obrige treten die Schläfen stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer; die Lippen sind gewulstet, stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenlöcherbreiten verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und

Der Orang-Utang (Simia Satyrus).

Ohren sind klein, aber braun der Menschen ähnlich gebildet. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken, sehr dünn an der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich karakteristisch; auf den Oberlippen und am Kinn, am Backbart und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, fonst aber abwärts gerichtet. Das Gesicht und die Handflächen sind ganz nackt, die Brust und die Oberseiten der Finger sind ganz nackt. Gesichtsfalt ist die Färbung der Haare ein rauhes Rothbraun, bisweilen ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust trauliser, am Bart aber heller ist. Die nackten Theile sehen ähnlich, aber schiefergraue

Digitized by Google

aus. Alte Männchen unterſcheiden ſich von den Weibchen durch ihre Größe, dichteres und längeres Haar, reichlichern Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche ſich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Geſicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere ſind bartlos, ſonſt aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Gegenwärtig ſcheint es ſo ziemlich feſtzuſtehen, daß der Orang-Utang ausſchließlich auf Borneo gefunden wird. Früher nannte man oft auch Sumatra und die anderen Sunda-Inſeln als ſeine Heimat; doch ſcheint es, daß ſolche Angaben auf falſchen Ausſagen der Eingebornen beruht haben. Lange Zeit war man nicht abgeneigt, zwei, drei, ja vier Arten des Thieres anzunehmen, von denen jede eine beſondere Inſel bewohnen ſollte; in der Neuzeit aber ſcheint man ziemlich einig geworden zu ſein, daß alle die verſchiedenen Orangaffen Aſiens, welche man als eigene Arten anſah, bloſe Altersverſchiedenheiten einer einzigen Art darſtellen, deren Heimat Borneo iſt. Hier lebt unſer Thier auf der Süd- und Weſtſeite der Inſel in den großen, ſumpfigen Waldniederungen, am liebſten an den Ufern der Flüſſe. Im Gebirge ſoll er niemals vorkommen. Ausgedehnte Wälder, in denen er unbehelligt von ſeinem Hauptfeinde, dem Menſchen, hauſen kann, dürften für ſein Vorkommen unerläßliche Bedingung ſein. Aus allen bevölkerten Gegenden, in deren Gebiet er ſonſt gefunden wurde, iſt er jetzt verſchwunden. In der eigentlichen Wildniß dagegen ſcheint er keineswegs ſelten zu ſein, aber ſo ſelten beſucht und belauſcht zu werden, daß wir noch heute nur äußerſt wenig von ſeinem Leben in der Freiheit wiſſen.

Er ſelbſt iſt ſchon ſeit alter Zeit bekannt. Bereits Plinius giebt an, daß es auf den indiſchen Bergen Satirn gäbe, „ſehr bösartige Thiere mit einem Menſchengeſicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn ſie alt oder krank ſeien.“ Seine Erzählung erbt ſich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zuſätze. Man vergißt faſt, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menſchen. Uebertreibungen jeder Art verwirren die erſten Angaben und entſtellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, ſpricht wieder einmal aus eigener Anſchauung. Er ſagt, daß er den Waldmenſchen einige Male geſehen habe, und zwar ebenſo wohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten ſich ganz wie andere Menſchen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen geweſen. Es habe ſich geſchämt, wenn es unbekannte Menſchen betrachtet hätten, und nicht nur das Geſicht, ſondern auch ſeine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geſeufzt, Thränen vergoſſen und alle menſchlichen Handlungen ſo ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Menſch zu ſein. Die Javaner ſagten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn ſie nur wollten; allein ſie thäten es nicht, weil ſie fürchteten, arbeiten zu müſſen. Daß die Waldmenſchen aus der Vermiſchung von Affen und indianiſchen Weibern entſtänden, ſei ganz ſicher. Schouten bereichert dieſe Erzählung durch einige Entführungsgeſchichten, in denen die Waldmenſchen der angreifende, indiſche Mädchen aber der leidende Theil ſind. Broſſe verſichert ſogar, daß eine von den Affen entführte Negerin drei Jahre im Walde feſtgehalten worden wäre: — ob die wilde Ehe in des Worts verwegenſter Bedeutung, welche die Braut allem Anſcheine nach mit ihrem Entführer einging, auch mit Kindern geſegnet wurde, ſteht nicht dabei. Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß die Orang-Utangs nach allen dieſen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß ſie auch auf allen vier Beinen laufen könnten.“ Eigentlich ſind aber die Reiſebeſchreiber an den Uebertreibungen, welche ſie auftiſchen, unſchuldig; denn ſie geben blos die Erzählungen der Eingebornen wieder. Dieſe wußten ſich natürlich die Theilnahme der Europäer für unſere Affen zu Nutze zu machen, weil ſie ihnen junge Pongos verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften prieſen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierſchauſteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Verſucht man nun, die Naturgeſchichte des Orang-Utang von allen Ausſchmückungen, Zuthaten, Lügen und Fabeln zu entkleiden, ſo ergiebt ſich etwa Folgendes:

Der asiatische Waldmensch bewohnt die einsamen, großen Wälder Borneos und zumal die in den Niederungen der Flüsse Kahayan, Sampit, Mandawej, Kotaringin und andere. Nur die Weibchen und jüngeren Thiere leben gesellig, aber immer noch nicht in zahlreichen Banden; die alten Männchen dagegen sind Einsiedler und nähern sich den Weibchen blos zur Brunstzeit. Beide rufen sich dann laute Schreie zu, welche an das Brüllen des Rindes erinnern. Im hohen Greisenalter stehende, abgestumpfte und schwache Thiere halten sich auf dem Boden auf und schleppen sich auf ihm die letzten Jahre ihres Lebens mühselig dahin. Die jüngeren und kräftigeren leben auf den Bäumen. Dazu bestimmt sie auch ihre Ausrüstung. Ihre langen Vorderglieder gestatten ihnen nur einen höchst unbehülflichen, schwerfälligen Gang, während sie beim Klettern ihnen gerade vortreffliche Dienste leisten. Im Gehen stützen sie sich auf die Oberseite der eingeschlagenen Füße und auf den Außenrand der Hinterhände. Zum aufrechten Gange für längere Zeit sind sie außer Stande, und deshalb mögen sie wohl auch nicht öfter, als die übrigen Affen, blos auf beiden Hinterfüßen gehen. Schon in der Jugend sind sie still oder wenigstens nicht eben lebhaft, und mit zunehmendem Alter zeigen sie sich immer träger und schwerfälliger. Auch ihr Klettern ist langsam und bedächtig, bärenartig. Sie erfassen mit den Vorderhänden einen Zweig und ziehen gemächlich ihren Körper nach. Auf weite und kühne Sprünge lassen sie sich nicht ein. In den Baumkronen finden sie, was sie bedürfen: Früchte, Fruchtknospen, Blüthen, Blätter, Sämereien, Rinden, Kerbthiere und Eier. Hieraus besteht ihre Nahrung in der Freiheit. Die Nacht bringen sie am liebsten in den Niederungen des Urwaldes zu und wählen sich dann gern die dichtesten Baumwipfel, um gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Schmarotzerpflanzen, welche auf dicken Aesten wuchern, große Farren und niedere, dichtblätterige Bäume sind für diesen Zweck ihre Lieblingsorte. Eine Art von Nest bauen sie sich ebenfalls, gewöhnlich in einer Höhe von 12 bis 20 Fuß über dem Boden. Es ähnelt dem Horste eines großen Vogels und trägt niemals ein Dach. Dicke Aeste, welche entweder abgebrochen oder blos zusammengebogen sind, werden mit losen, blätterreichen Zweigen, auch mit Laub und Gräsern bedeckt, um die Lagerstätte weich und warm zu machen. Man behauptet, daß der Pongo niemals in sitzender Stellung schlafe, sondern sich immer dazu niederlege, wie ein Mensch; ja, bei kühler Witterung soll er sich auch eine Zudecke aus Blättern bereiten. Da man Aehnliches an gefangenen Orang-Utangs beobachtet hat, darf diese Angabe glaubwürdig erscheinen.

Der Orang-Utang ist ein friedliches und ruhiges Thier. Er ist nicht furchtsam und flieht auch vor dem Menschen nicht, sondern betrachtet diesen mit aller Ruhe. Falls er Gefahr vermuthet oder wirklich verfolgt wird, sucht er in den höchsten Baumwipfeln Schutz und versteckt sich hier entweder hinter einem dicken Aste oder zwischen dem Dickicht des Laubes;. fühlt er sich auch da nicht sicher, so flüchtet er von Wipfel zu Wipfel, aber keineswegs ungestüm und eilig, wie die übrigen Affen, sondern zögernd, überlegend und umsichtig. Wird er durch einen Kugelschuß oder einen Pfeil verwundet, so schreit er laut auf, bricht alle Aeste und Zweige, welche sich in seiner Nähe befinden, ab und schleudert diese von der Höhe herab auf seinen Gegner, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Selbst wenn er in größten Zorn und in Wuth geräth, ist er noch immer so langsam, daß man ihn bequem verfolgen kann. Daß er sich mit abgebrochenen Aesten wie mit Keulen vertheidige, ist von glaubwürdigen Berichterstattern niemals erzählt worden und jedenfalls auch nur eine müßige Erfindung der Eingebornen. So viel steht wohl fest, daß er, wenn er verwundet wurde und sein Verfolger ihm auf den Leib rückt, sich seiner Haut gut zu wehren weiß und kein zu verachtender Gegner des Menschen ist. Seine Arme sind sehr kräftig und sein Gebiß wahrhaft furchtbar. Er zerbricht mit Leichtigkeit einen Spergriff oder den Arm eines Menschen und beißt gräßlich. Ein altes Thier lebend in seine Gewalt zu bekommen, soll ganz unmöglich sein, jung dagegen läßt er sich leicht fangen. Man erzählt, daß die Jäger, um sich seiner zu bemächtigen, rings um den Baum, auf welchem er sitzt, alle übrigen Bäume niederschlagen und ihm so den Weiterweg verwehren; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Dies nur eine Fabel mehr ist. Höchst wahrscheinlich werden die Jungen, wie auch schon Schouten sagt, in Schlingen gefangen.

Wir haben eine Menge Erzählungen, welche uns von gefangenen Thieren berichten, und alle stimmen darin überein, daß die jungen Pongos außerordentlich gutartige, etwas langsame und schwerfällige Geschöpfe sind. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Bosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Dasselbe war sehr gutmüthig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bei anderen Affen, doch konnte es recht gut aufrecht gehen und sich an einem Stocke lange Zeit halten. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches herum und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß Alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht, doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es, wie mancher Mensch, die Lippen mit der Hand ab, ja, es bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise, wie ein Mensch. Den Taschendiebstahl verstand es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und berach sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan Nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt, wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es Etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes, dann wurde es immer gröber und rauher und ähnelte zuletzt dem Geräusch einer Holzsäge. — Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Pongo, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Ueberreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein dritter Orang-Utang zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen Alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Von den übrigen Berichten, welche mir bekannt sind, enthalten noch zwei sehr anziehende und wichtige Thatsachen aus dem Leben unsers Thieres; derjenige nämlich, welcher die Beobachtungen des großen Cuvier uns mittheilt, und ein zweiter, welchen Kapitän Smitt in der „Gartenlaube" veröffentlichte. Ich will auch von diesen das Wichtigste im Auszuge geben.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden ganz schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste ꝛc. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußern Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum andern. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei, dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Aeste. Wenn ihm Jemand nachstieg, schüttelte er die Aeste aus allen Kräften, als wenn er seinen Verfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergl. zu halten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeug, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Mit seinem Wärter war er sehr vertraut; oft saugte er an seiner Hand, als ob er ihn küssen wollte. Die Essenszeit kannte er genau; er kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei bekannten Personen that er Dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Wärters setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch Alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich; er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld, als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er Etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen scharfen Kehllaut hören. Denselben hörte man gleichfalls, wenn er im Zorn war, doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, wenn man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm Dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Die erwähnte Mittheilung in der Gartenlaube rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utang drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier lebte, so lange sich das Schiff auf den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdeck, seinem beständigen Aufenthalt, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utang außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, die sich an Bord befanden und lustwandelte im Takelwerk umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen, und er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswerth. Der Erzähler hatte einige hundert Kokusnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt.

Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beil nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuß und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern einige der natürlichen Oeffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstand und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor das Thier mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Es hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald es stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt es sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopf regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete auch dieser Waldmensch mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände aufgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig, wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr Morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreis entschwunden, also Punkt sechs Uhr Abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging der Orang-Utang zu Bette und um so früher stand er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältniß, allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging das Thier bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bett und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt es später bei, obwohl sich das Schiff im Verlauf seiner Reise noch um zwei Stunden Zeit veränderte.

Außer den Kokusnüssen liebte der Affe Salz, Fleisch, Mehl, Sago ꝛc. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit sich eine gewisse Fleischmenge zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch vertilgte er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimmt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, am Tisch Theil zu nehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich, doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb auch jeden Mittag sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigenthümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vortheil von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Dieſer Orang-Utang ging niemals aufrecht, ſondern ſetzte immer die beiden Hände auf den Boden und ſchob dann ſeine Beine hindurch, gerade wie ein an den Füßen gelähmter Menſch ſich auf Krücken fortbewegt. Nur ein einziges Mal ſah ſein Beſitzer, daß er ſich an der Schiffwand aufrichtete und einige Schritte weit ging. Dabei hielt er ſich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen feſt. Während der Reiſe kletterte er ſelten umher und dann immer langſam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, ſein Liebling, wegen einer Unart beſtraft werden ſollte. Dieſer flüchtete ſich regelmäßig an die Bruſt ſeines großen Freundes und klammerte ſich dort feſt, und Bobi, ſo hieß der Orang-Utang, ſpazierte mit ſeinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verſchwunden ſchien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen ſchwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein ſchreckliches Gebrüll, welches dem einer geängſteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Dieſe wurde einmal durch eine Herde von Pottfiſchen hervorgerufen, welche nahe am Schiff vorüberſchwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verſchiedener Waſſerſchlangen, welche ſein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge blieb ſich ewig gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des ſchönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutſchland erreichte. Bobi hatte von ſeiner Lagerſtätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieſer Rumflaſchen umpackte, und hatte dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaſchen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als ſich der Affe ſchon um zwei Uhr Nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm ſein Herr ein Geräuſch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaſchen klappere, und ſah beim Schimmer der auf dem Tiſche brennenden Nachtlampe wirklich eine Geſtalt an dem Weinlager beſchäftigt. Zu ſeinem Erſtaunen entdeckte er in dieſer ſeinen Orang-Utang. Bobi hatte eine bereits faſt ganz geleerte Rumflaſche vor dem Munde. Vor ihm lagen ſämmtliche leere Flaſchen behutſam in Streh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geſchickte Weiſe entkorkt und ſeinem Verlangen nach geiſtigen Getränken völlig Genüge leiſten können. Etwa zehn Minuten nach dieſem Vorgange wurde Bobi plötzlich lebendig. Er ſprang auf Stühle und Tiſche, machte die lächerlichſten Bewegungen und geberdete ſich mit ſteigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnſinniger Menſch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zuſtand hielt ungefähr eine Viertelſtunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag ſteif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu ſich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches ſeinem jungen Leben ein Ziel ſetzen ſollte. Während ſeiner Krankheit nahm er nur Wein mit Waſſer und die ihm gereichten Arzeneien zu ſich, Nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, ſtreckte er ſeinem Herrn jedesmal, wenn dieſer an ſein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte ſein Blick etwas ſo Rührendes und Menſchliches, daß ſeinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen ſeine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verſchied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Bei keiner Sippe der Affen zeigt ſich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade, wie bei den Gibbons oder Langarmaffen (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollſtem Rechte: denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn ſich ihr Träger aufrecht ſtellt, die Knöchel ſeiner Füße. Dieſes eine Merkmal würde genügen, um die Langarme von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterſcheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erſt ſieben Arten, welche ihr zugezählt werden müſſen. Sie ſind ſämmtlich Aſiaten und gehören ausſchließlich Oſtindien und ſeinen Inſeln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über drei Fuß hoch wird. Ihr Körper erſcheint trotz der ſtarken und gewölbten Bruſt ſehr ſchlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verſchmächtigt iſt; die Hinterglieder ſind bedeutend

lirgr alß die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch dadurch ausgezeichnet, daß Zeige- und Mittelfinger theilweise mit einander verwachsen sind. Der Kopf ist klein und eiförmig, von vielen menschenähnliche, die Gesichtsmuskeln sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht kürzer. Ein reicher und oft leidenschaftlicher Trieb umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Zwischen sind ihre Hauptfarben.

Von den bis jetzt bekannten Arten der Klammeraffen sind drei Arten am häufigsten beobachtet worden: der Stammaffe (Hylobates syndactylus), der Klapfe (H. agilis) und der Lar (H. leuciscus). Ersterer ist der größte und stämmigste seiner Körperbildung und besitzt einen eigenthümlichen Kopfbau, welcher beim Schreien sich kugelig aufbläht und die Stimme sehr verstärkt. Die Färbung seines Balgs ist verschieden, je der nachen Zonen entsprechend, einer dunkelbraun. Seine Heimat ist Sumatra. Der Klapfe, welcher außer auf Sumatra auch auf der malayischen Halbinsel vor-

Der Stammaffe (Hylobates syndactylus).

kommt, ist kleiner und schlanker und variirt in seiner Färbung so außerordentlich ab, daß er von Weiß an Gelb zu Braun und Schwarz alle Schattirungen auf seinem Balge zeigt. Der Lar oder Wanmun der Javanesen endlich, ist weiß gran oder bräunlichgrau, am Vorderkopfe und der Brust braunschwarz, am Kinn und Wangen aber, sowie über den Augen weißlich. Er lebt auf allen größeren östlichen Inseln und auch dem Festlande. Diese wenigen Worte genügen vollkommen, um die ausgezeichnetsten Thiere unserer Gruppe äußerlich zu bestimmen.

Die Gibbons bewohnen die Wälder Indiens von der Meeresküste an bis zu 4000 Fuß über das Meer hinauf. Jene merkwürdigen Tiefebe der kannattigen Ebenen, welche und unter dem wohlklingenden Namen „Tschungka" bekannt sind, stellen von einigen Arten jedem andern Aufenthalte vorzuziehen scheinen, während die übrigen hochstämmigere Waldungen lieben. Nur auf den Bäumen

ſind ſie heimiſch, und hier bewegen ſie ſich mit wunderbarer Gewandtheit im dichteſten Dickicht, wie in der luftigſten Höhe.

Ihre ganze Ausrüſtung weiſt ſie zum Klettern an. Sie beſitzen jede Begabung, welche zu einer raſchen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich iſt. Die volle Bruſt giebt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienſt verſagen, wenn das Blut durch die raſche Bewegung in Wallung geräth; die ſtarken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Aſtes, welcher zu neuem Stützpunkte werden ſoll, mit kürzeren Armen aber eher verfehlt werden könnte. Wie

Der Ungko (Hylobates agilis).

lang dieſe Arme im Verhältniß ſind, wird am deutlichſten klar, wenn man vergleicht. Ein Menſch klaftert, wie bekannt, ebenſo weit, als er lang iſt: der Gibbon aber klaftert faſt das Doppelte ſeiner Leibeslänge; ein aufrechtſtehender Mann berührt mit ſeinem ſchlaff herabhängenden Arme kaum ſein Knie, der Gibbon hingegen ſeinen Knöchel. Daß ſolche Arme als Gehwerkzeuge faſt unbrauchbar ſind, iſt erklärlich: ſie eignen ſich blos zum Klettern. Deshalb iſt der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein ſchwerfälliges Dahinſchieben des Leibes, welcher nur durch die ausgeſtreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen

der Thiere aber ein luſtiges, köſtliches Bewegen, ſcheinbar ohne Grenze, ohne Bewußtſein des Geſetzes der Schwere. Die Gibbons ſind auf der Erde langſam, tölpiſch, ungeſchickt — kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von allem Dem, ja, wahre Vögel in Affengeſtalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen iſt, ſind ſie der leichte Merkur: — trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, ſeinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des Letztern, an die ſchöne, aber ſchwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glück noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.

Der Oa (Hylobates leuciscus).

Alle Berichterſtatter ſind einſtimmig in ihrer Bewunderung über die Kletterkünſte der Langarmaffen. Dieſe ſind unſtreitig die beſten Seiltänzer unter der Sonne; ihnen gebührt unter allen Affen, hinſichtlich ihrer Gewandtheit, die Krone.

Mit unglaublicher Raſchheit und Sicherheit erklettert der Gibbon einen Bambusrohrſtengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, ſchwingt ſich auf ihm einige Male auf und nieder oder hin und her und ſchnellt ſich dann, durch den zurückprallenden Aſt unterſtützt, mit ſolcher Leichtigkeit über Zwiſchenräume von vierzig Fuß hinüber, drei-, viermal nach einander, daß es ausſieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein ſchief abwärts ſtoßender Vogel. Man vermeint, es dem Thiere anzuſehen, daß

das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Der Gibbon springt ohne Noth über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte; er ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten, besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könnte: er lebt mehr in der Luft, als in dem Gezweig. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde?! Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er erleben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Ungko, den man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Ast zum andern betrug nur achtzehn Fuß, — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Thier, welches seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mißlichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung gerade zu außer sich waren."

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den andern zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte sein erstrebtes Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen sichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nöthigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Aeste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher, wie seine Bewegungen, waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe werth zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben! Damit ist wohl Alles gesagt.

Die Beobachtung der Thiere im wilden Zustande ist übrigens sehr schwierig; denn sie sollen außerordentlich furchtsam und scheu sein, bei der geringsten Störung augenblicklich die Flucht ergreifen und dann in wenig Minuten dem Auge entschwinden. Nur ein gutes Fernrohr — das unersetzliche Werkzeug zur Beobachtung des Freilebens aller scheueren Thiere — gestattet dem vorsichtigen Forscher, Einiges von ihrem gewöhnlichen Treiben zu erspähen. Durch dieses beobachtete Duvaucel auch das gesellige Leben der Gibbons, namentlich das Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Er erzählt von der außerordentlichen Liebe der erstern zu ihrem Sprößlinge und versichert unter Anderm, daß sie diesem noch eine andere Art der Reinigung zu Theil werden lasse, als man sonst bei den Affen kennen gelernt hat. „Ein wunderliches und anziehendes Schauspiel," sagt er, „habe ich, obschon mit einiger Vorsicht, oft beobachtet. Die Mütter bringen nämlich ihre Kinder von Zeit zu Zeit an das Wasser und waschen ihnen hier, ohne sich durch ihr abwehrendes Geschrei stören zu lassen,

das Gesicht so rein, daß manche Menschenkinder die jungen Affen um diesen Genuß so großer Sorgfalt beneiden könnten." Die Mutterliebe der Langarmaffen zeigt sich übrigens unter allen Umständen. Duvaucel beobachtete, daß bei Gefahr jedes Mitglied einer Gibbonbande nur für seine eigene Sicherheit bedacht ist und sich nicht im Geringsten um das Schicksal seines Mitbruders kümmert: allein niemals verläßt eine Mutter ihr Kind. Geräth dieses in Gefahr oder wird es gar verwundet, so bleibt die Mutter, welche es bis dahin trug oder wenigstens begleitete, treu in seiner Nähe, schreit fürchterlich, breitet jammernd ihre langen Arme aus und öffnet das Maul, als wolle sie damit ihrem Gegner drohen. Zu einem wirklichen Angriffe ist sie viel zu schwach, ja, auf der Erde sogar zum Ausweichen zu ungeschickt: sie ist nicht im Stande, einen Schlag auszutheilen, und unfähig, einem auszuweichen. Man kann alle Gibbons leicht fangen, wenn man sie auf dem Boden überrascht; sie versuchen zwar, zu entfliehen, aber ihre Unbehilflichkeit wird dann erst recht sichtbar. Der für ihre Hinterglieder viel zu hohe und schwere Leib neigt sich nach vorn, sobald sie sich gehend in Bewegung setzen, und ihre Vorderglieder dienen ihnen gleichsam nur als Stelzen: sie hüpfen auf ihnen dahin, wie ein hinkender Mensch, welcher aus Angst sein Möglichstes thut. Wenn man ihnen nur nahe auf den Leib rückt, scheint sie das Gefühl ihrer Schwäche gänzlich zu entmannen; denn sie lassen sich erfassen und leisten dann keinen nennenswerthen Widerstand. Daher verdient es auch wohl Glaubwürdigkeit, wenn die Malayen erzählen, daß der herbeischleichende, furchtbare Tiger die Gibbons mit seinem glühenden Auge förmlich bezaubern und festbannen könne, ohne daß sie auch nur einen Versuch machten, ihm oder ihrem Verderben zu entrinnen. — Dies ist so ziemlich Alles, was man von diesen Affen, so lange sie ihre Freiheit besaßen, gesehen hat. Man sieht sie freilich nicht oft; denn ihr feines Gehör soll ihnen regelmäßig die Annäherung eines Menschen verrathen und sie zur schleunigen Flucht veranlassen, welche sie dann immer bald der Beobachtung entzieht.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenauf- und Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah ist, und wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der alten Welt, die Wecker der malayischen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen sie den Aufenthalt auf ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmen hat man es auch oft vernommen und zwar von denen, welche Kehlsäcke besitzen, ebenso gut, wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, besaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichterförmig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein Truthahn. Er schrie ebensowohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das Ungkoweibchen in London schrie zuweilen laut und zwar in höchst eigenthümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundton E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb immer hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelnen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Thier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Aeffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel spannte sich an und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung.

Schon das Geschrei des einen Affen war für das Zimmer zu gellend; es gab aber auch einen Maßstab für die vereinigten Tonaufführungen großer Banden im freien Walde. Der gefangene Gibbon schrie übrigens nur am Morgen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter getheilt. Duvaucel nennt den Siamang langsam, dumm, tölpisch, faul, ungeschickt, furchtsam und langweilig, gleichgiltig gegen seinen Pfleger und vollkommen unempfänglich für Gefühle des Wohlwollens,

wie für solche der Rache: Bennett scheint ihm, nach anderweitigen Urtheilen zu folgern, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerk herum und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuan-Mädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich am Bord befanden, auch gern Kameradschaft gehalten: doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und bewiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig, — dafür rächte er sich aber. Wenn er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an dem ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raa empor und ließ ihn von dort herunter fallen, kurz, er machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Thier jemals im Stande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich Alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzusehen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer solange auf seinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und geberdete sich dann, wie ein unartiges Kind, wälzte sich, mit Verrenkung aller Glieder und Verzerrung des Gesichts auf dem Verdeck herum, stieß Alles von sich, was ihm in den Weg kam und schrie ohne Unterlaß „Ra! Ra! Ra!" — denn mit diesen Lauten drückte er stets seinen Aerger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch auf einander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum lebhaften Bedauern der Mannschaft starb dieser Affe, noch ehe er England erreichte.

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Ungko war sehr liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundschaftlich gegen Alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühl zwischen Frauen und Männern. Zu Ersteren kam es freiwillig herab, reichte die Hand und ließ sich streicheln; gegen Letztere bewies es sich mißtrauisch, wohl in Folge früherer Mißhandelungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber Jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

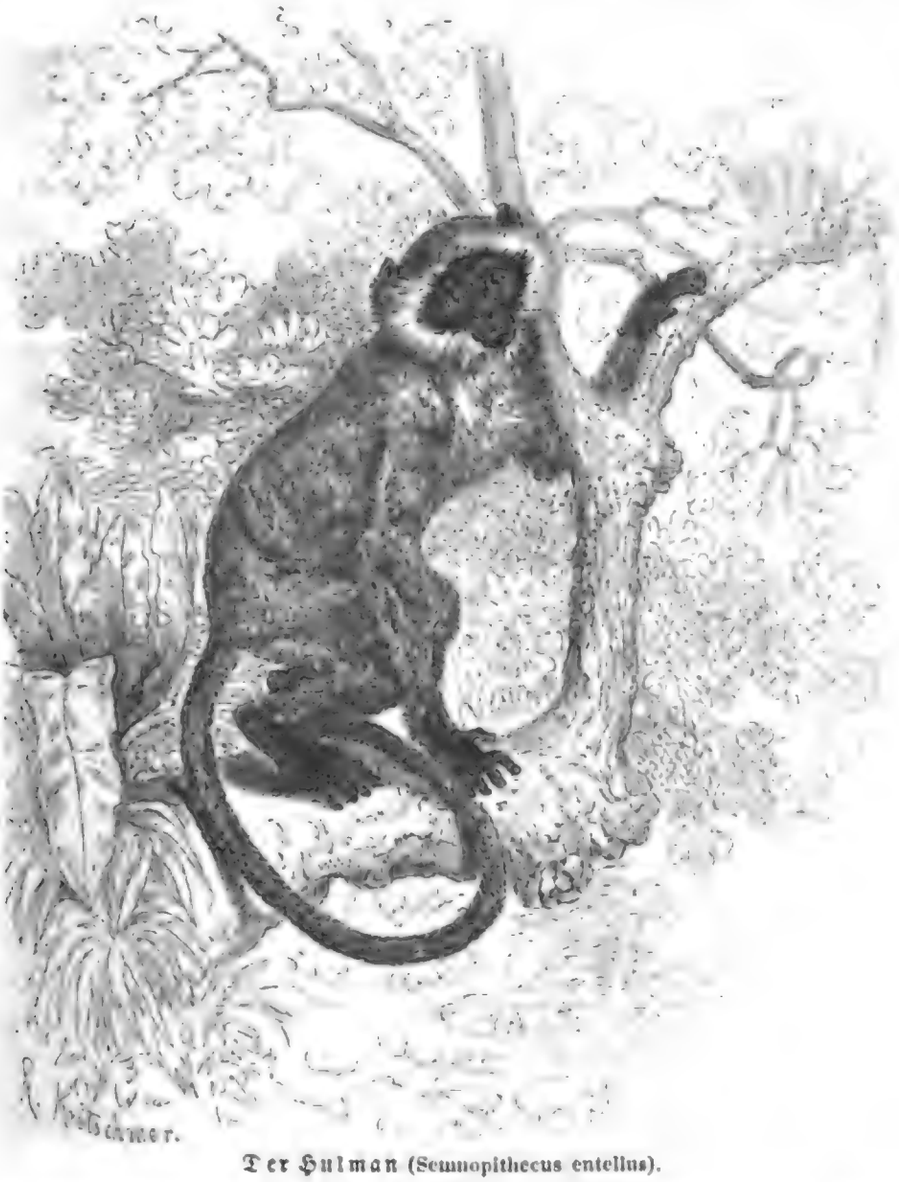
Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

Wie genau sich das eigenthümliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir, unter tausend anderen Fällen, auch bei Betrachtung dieser und der folgenden Affengruppe bemerken. Die Schlankaffen (Semnopitheeus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der Einen Asien, die der Andern Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundgedanke der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge. Eine nachherige Vergleichung beider Sippen mag diese Wahrheit verständlich machen; jetzt liegt es uns zunächst ob, die Einen kennen zu lernen.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem, hohen Kopfe, nacktem Gesicht und ganz verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten

untern Backenzahne noch ein beſonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert, wegen ſeiner ſchlanken Formen, an das Gerüſt der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände iſt bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung iſt wundervoll fein; ihre Färbung iſt ſtets anſprechend, bei einer Art höchſt eigenthümlich: die Haare verlängern ſich am Kopfe oft bedeutend. Höchſt merkwürdig iſt der Bau des Magens, weil er wegen ſeiner mehrfachen Einſchnürung und hierdurch entſtandenen Abtheilung entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Kängurus erinnert. Ein Kehlſack von verſchiedener Größe iſt bei ſämmtlichen Arten vorhanden.

Alle Schlankaffen ſind Bewohner Südaſiens und zwar ebenſowohl des Feſtlandes, wie der



Der Hulman (Semnopithecus entellus).

Inſeln. Es ſind echte Baumaffen und geſellige Thiere. Sie finden ſich vom Meere an bis zu zehn und elftauſend Fuß über dem Meere. Ihre geiſtigen Eigenſchaften ähneln denen der Gibbons oder Meerkatzen; bei Beſchreibung der ausgezeichnetſten Arten werden wir ſie kennen lernen.

Unter dieſen Ausgezeichneten der Gruppe verdient zunächſt berückſichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Maudi der Malabaren oder der Mabur der Mahratten — der heilige Affe der Inder, weil er von Letzteren abgöttiſch verehrt wird. Sein wiſſenſchaftlicher Name iſt Semnopitheeus entellus. Dieſes Thier iſt der gemeinſte und in den meiſten Gegenden Indiens vorkommende Affe und verbreitet ſich immer mehr, weil er faſt überall geſchützt wird. Er iſt etwa zwei und einen halben Fuß lang und mit einem drei Fuß langen, gequaſteten

Schwanze versehen; die Farbe seines Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Theile aber dunkelviolett. Das Gesicht, die vier Hände, so weit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich.

Der Hulman nimmt einen der ersten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die alte indische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceylon. Der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls; er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurtheilt, — von wem, wird nicht gesagt —; er löschte aber das Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen, vielen Jahren kennt man diesen Affen in seinem Vaterlande: allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Jedermann glaubte nämlich, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unsern Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es seine Schwierigkeiten oder vielmehr seine Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn blos die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leichterregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel „geschwänzte Rana", weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceylon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe ist wohl niemals für einen Zahn geboten worden; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn natürlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Geistlicher aber war dagegen und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und andern Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und da nun, wie bekannt, die Pfaffen schon seit undenklichen Zeiten selbst das Verrückteste durchzusetzen wußten, gelang es dem blinden Eiferer auch diesmal, seiner albernen Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns Dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Ueberbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinods gewesen sei — doch für den echten Pfaffen hat es ja niemals Wissenschaft und am allerwenigsten Naturwissenschaft gegeben!

Heut zu Tage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe, wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend Etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit schelen Augen, der es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und sie wohl mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfang ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran hinderten. So oft sie den

Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmane ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Thiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Dhuboy ebensoviel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er eine Menge Reis und andere Körner auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das ausgestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses dann den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand am Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen und Kühe u. s. w. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionär John versichert, daß er blos durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor den Dieben habe schützen können. Einmal rief ein Fakir vor dem Zelte Hügels die Affen zusammen, gab ihnen aber Nichts zu fressen. Da fielen drei der ältesten ihn so boshaft an, daß er sie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung stand jedoch nicht auf seiner, sondern auf der Affen Seite und schimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Thiere erst getäuscht habe und noch prügele. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seelen nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen.

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schöne und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe, als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit steigen sie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, und von da stürzen sie sich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherz, große Zweige herunter, springen auf Gipfel weit entfernter Bäume und sind in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum andern gekommen, ohne die Erde zu berühren. Sie sind oft in wenig Minuten in unglaublicher Menge versammelt, plötzlich verschwunden und ein paar Minuten später alle wieder da. In der Jugend haben sie einen ziemlich runden Kopf und sind sehr klug; sie wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich oder nützlich ist, lassen sich auch sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern sich die geistigen Eigenschaften, wie sich ihr Kopf verändert. Dieser wird platter; der Affe wird also thierischer, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit, der Hang zur Einsamkeit verscheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geschicklichkeit, so daß die alten Affen mit den jungen kaum noch Etwas gemein haben. Es scheint, daß die Hulmans zuweilen größere Wanderungen unternehmen. In Nieder-Bengalen z. B. erscheinen sie beim Anfang der Regenzeit und wandern um das Ende derselben wieder in höhergelegene Gegenden. Sobald sie an den heiligen Orten eingetroffen sind, beginnt für die frommen Brahmanen eine Zeit der größten Sorge und Geschäftigkeit; sie haben nun die Thiere zu pflegen und zu beschützen. Der eigenthümlichste Baum Indiens, die prachtvolle heilige Feige, soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von unseren Stubengelehrten frischweg für baare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende

Schlange finden, dieſelbe hinten am Kopfe greifen, dann mit ihr auf den Boden herabſteigen und den Kopf des Lurches ſo lange an Steine ſchlagen, bis ſie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das ſich windende und zuckende Thier ihren Jungen vorwerfen! Alle Affen haben gegen die Schlangen einen unüberwindlichen Abſcheu und fürchten ſich vor keinem Thiere in gleich hohem Grade, als eben vor ihnen: es iſt deshalb gewiß nicht anzunehmen, daß nur eine Art eine derartige Ausnahme machen ſollte.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an ſeine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieſes Affen erlegt habe, aber dann Zeuge eines wirklich rührenden Zugs geworden ſei. Das arme Thier, welches ein Junges mit ſich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, nahm ſein Junges, hängte es an einen Aſt und fiel dann todt herunter. „Dieſer Zug," ſetzt unſer Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal iſt das Vergnügen, ein ſo ſchönes Thier erlegt zu haben, nicht Meiſter geworden über die Empfindung der Reue, ein Weſen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigſte Gefühl bethätigte."

Der Budeng (Semnopithecus maurus).

Unſere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein ſehr ſchöner Affe iſt der Budeng der Javaneſen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er iſt im Alter glänzend ſchwarz, im Geſicht und an den Händen wie Sammt, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher ſpärlicher behaart iſt, als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge ſehen goldgelb aus, und nur die Haarſpitzen des Unterrückens, der Oberſeite des Schwanzes und der Schwanzquaſte ſind dunkler. Bald aber verbreitet ſich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten ſind die Hände, die Oberſeite des Kopfes und die Schwanzquaſte ſchwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Geſammtlänge dieſes ſchönen Affen beträgt 4½ Fuß, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommen.

„Der Budeng," ſagt Horsfield, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Javas. Man findet ihn in zahlreichen Geſellſchaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht ſelten in Trupps von

Digitized by Google

mehr als 50 Stück zusammen. Es ist wohl gethan, solche Scharen aus einiger Ferne zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen unter entsetzlichem Lärm so wüthend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Aeste von den absterbenden Bäumen brechen und somit herab auf ihre Verfolger schleudern."

„Der Budeng ist weniger ein Liebling der Eingeborenen, als der Lutung, ein jenem nah verwandter, aber rother Affe, vielleicht blos eine Abart. Wenn die Javanesen diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigenthümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun Nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn denn auch selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von Seiten der Javanesen gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stall, vom prinzlichen an bis zu dem eines Mantry oder Schultheißen, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."

„Gleichwohl wird unser Affe oft von den Eingeborenen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Thiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck; namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen."

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden."

Als ich den Budeng im Thiergarten von Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat ein trauriges Zerrbild des Thieres gegeben; Pöppig und Giebel haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Thieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Mißgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Thier vermuthen, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemüthlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen Beide dicht an einander gedrängt in sehr zusammen gekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigenthümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Ganz eigenthümlich benahmen sich die Budengs zwei schwarzen Pavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, üppige, übermüthige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt; dann hatten die harmlosen Javanesen Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellirten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Thieren

herum, als wenn es Baumzweige wären, hielten sich am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer andern Ecke Schutz suchten. Geschah Dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten Jene angstvoll nach ihnen herab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht gerathen. Während sie unter den Fäusten ihrer Marterer litten, schrien sie oft jammervoll auf: aber das vermehrte nur die Wuth der Paviane; sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich Jene verhielten.

In Antwerpen lebt ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs sind kaum halb so groß wie er, und trotzdem ist auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum ein Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des schwarzen Pavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javanese leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen, so zu sagen, nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte gar nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmüthigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche Andere seines Geschlechts so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserm nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Gluth seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Der Kleideraffe (Semnopitheeus nemaeus) verdient wenigstens erwähnt zu werden; denn seine Pelzfärbung ist die eigenthümlichste, welche man sich denken kann. Der Kleideraffe sieht allerdings aus, als habe sich ein Mensch den Spaß gemacht, ihn in die bunte Tracht eines Hanswurstes zu stecken. Um im Bilde zu bleiben, beschreibe ich dieses Kleid mit Okens Worten: Die Jacke ist grau, die Hosen, ein Stirnband und die Handschuhe sind schwarz, die Strümpfe braunroth, Aermel, Bart, Kreuz und Schwanz weiß; das Gesicht ist gelb, eine Halsbinde braunroth, ein anderes Band schwarz. Diese Farben schneiden scharf gegen einander ab und treten daher um so greller hervor. Der Körper erreicht zwei Fuß Länge, der Schwanz ist etwas kürzer.

Der Kleideraffe ist noch niemals lebendig nach Europa gekommen und befindet sich erst in wenigen Sammlungen. Er soll in Cochinchina leben und daselbst „Duk" genannt werden. In zahlreichen Gesellschaften kommt er in den dichten Küstenwäldern vor und besucht auch oft die Dörfer der Eingeborenen. Er ist furchtsam und scheu und entflieht, sobald er merkt, daß man auf ihn jagen will. Die Eingeborenen schätzen seinen Pelz nicht und geben sich deshalb auch keine Mühe, ihn zu erlegen. Für die Gefangenschaft eignet er sich nicht, weil er sehr bald hinstirbt.

Von den übrigen Arten der Schlankaffen will ich blos noch eine einzige nennen, den Nasenaffen oder Kahau (Semnopitheeus Nasica), welcher in jeder Hinsicht ein wirklich ausgezeichnetes Thier ist. Am merkwürdigsten an ihm ist jedenfalls die vorspringende, verzerrte Menschennase, welche, wie ein Rüssel, beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann. Dieser Nase verdankt er es, daß er als Träger einer eigenen Sippe (Nasalis) betrachtet worden ist. Sein Leib ist schlank, wie bei den übrigen, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, der Schwanz ist sehr lang, die Vorder- und Hinterhände sind fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußern Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasen-

Fig. 1.—Head of Parrot.

The bill is short, strong, and curved, with the upper mandible hooked and overlapping the lower, which is short and deep. The cere is large, and in which the nostrils are placed. The tongue is short, thick, and fleshy, and the feet are zygodactyle, or two toes before and two behind. The wings are long and pointed, and the tail is of moderate length, and generally rounded. The plumage is usually very brilliant, and the sexes are alike in colour. The young are hatched naked, and remain in the nest for a long time after they are able to fly. The eggs are white, and are laid in holes in trees, or in the ground.

The Parrots are found in all parts of the world, but are most numerous in the tropical regions. They are gregarious birds, and live in large flocks. They feed on fruits, seeds, and nuts, and are very destructive to crops. They are also very fond of insects, and will eat them when they can get them. They are very intelligent birds, and can be taught to imitate the human voice. They are also very long-lived birds, and some have been known to live for more than a hundred years.

The Parrots are divided into two families, the Psittacidæ and the Cacatuidæ. The Psittacidæ are the true Parrots, and the Cacatuidæ are the Cockatoos. The Psittacidæ are found in all parts of the world, but are most numerous in the tropical regions. The Cacatuidæ are found only in Australia and the neighbouring islands.

The Parrots are very useful birds, and are kept in cages as pets. They are also very valuable for their feathers, which are used for ornamental purposes. They are also very good to eat, and are hunted for food in many parts of the world.

The Parrots are very intelligent birds, and can be taught to imitate the human voice. They are also very long-lived birds, and some have been known to live for more than a hundred years.

The Parrots are very useful birds, and are kept in cages as pets. They are also very valuable for their feathers, which are used for ornamental purposes. They are also very good to eat, and are hunted for food in many parts of the world.

verbergen, ſich aber mit großem Muthe vertheidigen, wenn ſie angegriffen werden. Wirklich ſpaßhaft iſt die Behauptung der Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Naſe mit den Händen bedeckten, um ſie vor unangenehmen Zuſammenſtößen mit dem Gezweig zu ſchützen. Ihre Nahrung kennt man nicht, darf aber vermuthen, daß ſie auch keine andere, als die der übrigen Schlankaffen iſt. Die Dajacken, ein Stamm der Eingeborenen Borneos, ſollen fleißig Jagd auf die Naſenaffen machen, um ihr Fleiſch zu erhalten, welches ſie als wohlſchmeckend ſchildern. Dieſe Leute nennen die Thiere übrigens nicht Kahau, ſondern Bantangan. Etwas Weiteres über das merkwürdige Geſchöpf iſt nicht bekannt.

Auch die afrikaniſchen Vertreter der ſchlanken Aſiaten, die Stummelaffen (Colobus), ſind ſehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, ſonderbare, aber ſchöne Mähnen und andere Haar-

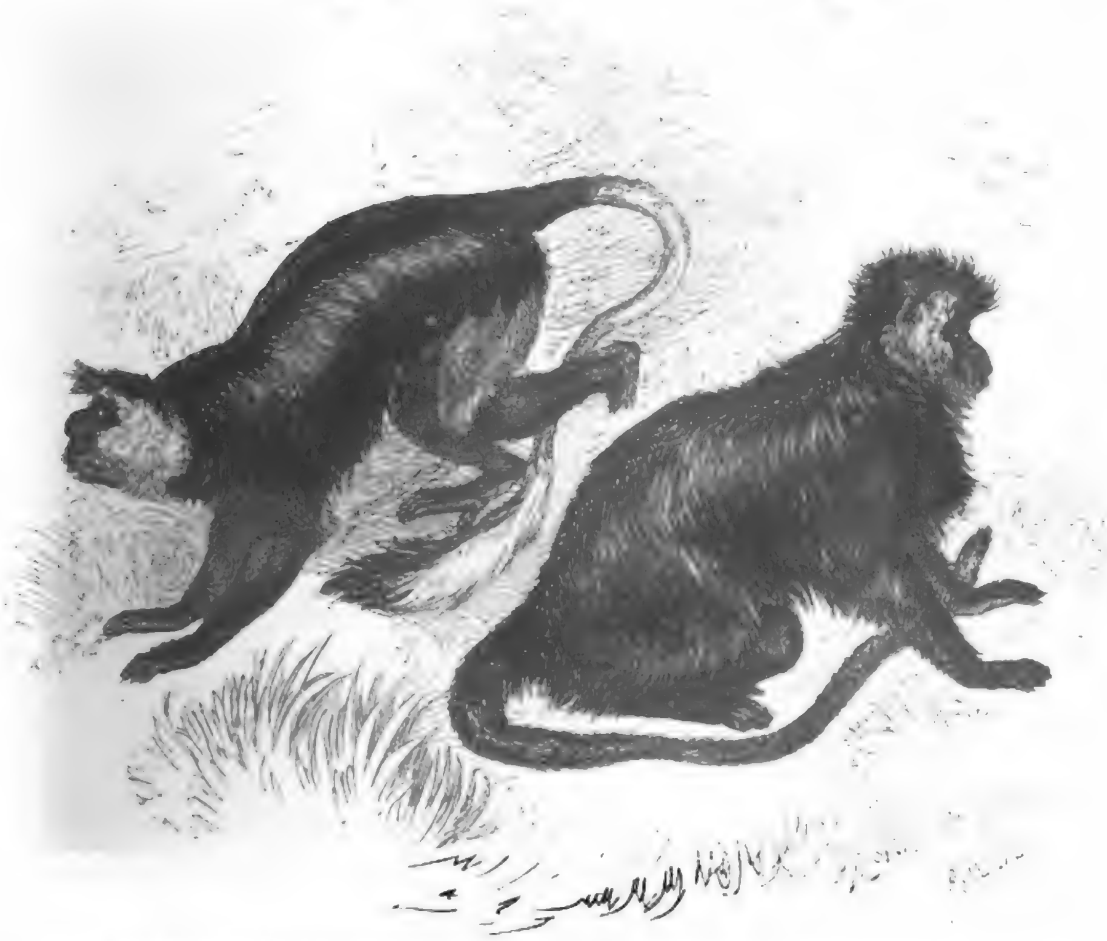
Der Guereza (Colobus Guereza).

wucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher iſt, als das trockene Afrika, ſo ſind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt, als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß dieſe weniger ſchön oder weniger angenehm für unſer Auge wären, als jene. Im Ganzen ſind die Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen beiden Gruppen nur ſehr geringfügige. Die Stummelaffen ſind hauptſächlich dadurch vor den Schlankaffen ausgezeichnet, daß ſie an den Vorderhänden immer blos vier Finger und keinen Daumen beſitzen, während, wie wir ſahen, dieſes Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen iſt noch immer ſchlank und zierlich, die unter ſich faſt gleichlangen Gliedmaßen ſind ſchmächtig, die Schnauze iſt kurz, und die Naſenlöcher ſtehen auf der Oberſeite derſelben, der Schwanz iſt ſehr lang, Geſäßſchwielen ſind vorhanden, Backentaſchen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.

Unter dieſen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza der Abiſſinier (Colobus Guereza) oben anſtellen. Meiner Anſicht nach iſt er der ſchönſte aller Affen. Seine Färbung iſt, obgleich ſie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme und

ſeine Behaarung eine ſo eigenthümliche und zugleich ſo zierliche, wie kaum noch bei einem andern Thiere. Das Verdienſt der Entdeckung dieſes wunderſchönen Geſchöpfes gebührt unſerm ausgezeichneten Landsmann Rüppell, welcher es, bei ſeiner großen Reiſe in Abiſſinien, in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wiſſenſchaftlichen machte. Uebrigens war der Affe ſchon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte ſeiner in einem ſehr ſchätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der ſehr mangelhaften Beſchreibung eine noch mangelhaftere, ja falſche Abbildung und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als beſondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reiſender, Salt, gedenkt des Guereza, giebt aber ebenfalls eine ganz fehlerhafte Beſchreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'ſche Zeich-

Fig. 1. Fig. 2.



Der Stummelaffe (Colobus ursinus). Der Teufelsaffe (Colobus Satanas).

nung und die Bruchſtücke einer Haut, in deren Beſitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell ſah den Guereza lebend und konnte ſo aus eigner Anſchauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforſcher ihn beobachtet. Ich ſelbſt fand in den Händen eines Haſſanie am untern weißen Nil ein Fell deſſelben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter ſüdlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforſcher Afrikas, beobachtete ihn öfters in Abiſſinien und auf dem weißen Fluſſe und erhielt ſichere Nachrichten über ſein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrikas, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer iſt, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Sein ganzer Leib ist schön sammetschwarz, dagegen sind ein Stirnband, die Gegend der Schläfe, die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze weiß gefärbt. Jedes weiße Haar ist aber vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des untern Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behänge hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunkelen Hände und das dunkele Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. Soviel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, sich in der Bekleidung ausspricht, so zierlich und anmuthig ist dieselbe.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mittheilte, vom 13. Grad nördlicher Breite an, überall in Abissinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 6—8000 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von zehn bis funfzehn Stück auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe fließender Gewässer und häufig auch unmittelbar neben den in Habesch immer einsam stehenden Kirchen, welche regelmäßig im Schatten geheiligter Bäume liegen. Eine Wachholderart, welche, im Gegensatz zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unseren Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderm Ausdruck sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Thier", welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Hiermit steht im Uebrigen sein Wesen nahe im Einklange. Nur selten vernimmt man seine Stimme; blos Verwundete schreien nach Art der Meerkatzen. Wenn der Guereza Menschen sieht, schweigt er gänzlich. Auch sonst hat er mit anderen altweltlichen Baumaffen wenig gemein. Er ist durchaus harmlos, d. h. er verschont die Pflanzungen oder richtet wenigstens niemals Verwüstungen in ihnen an. Verfolgt zeigt sich der Guereza in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmuth als Leichtigkeit, mit eben soviel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweig oder aus Höhen von vierzig Fuß in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf seinem Araber fliehend dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Uebrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; er ist ein vollendetes Baumthier und findet in seiner luftigen Höhe Alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüthen, Beeren, Früchte, Kerbthiere ꝛc.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte verwundet man wohl das starke, lebenszähe Thier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und ist noch heute dem Eingebornen ein Ding, mit welchem er Nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem so ist; mit der Büchse in geübter Hand hätte der Abissinier den schönen Affen vielleicht schon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgestellt. Es galt als besondere Auszeichnung, ein Schild zu besitzen, welches durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abissinier und anderer ostafrikanischer Völkerschaften sind länglichrund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmuck des Schildes wurde.

Man bezahlte in Gondar, der abissinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man vier bis sechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierrath bedeutend im Werthe gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicher Weise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicher Weise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes

Geschöpf vor der Hand noch der abscheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgebornen Brüdern" entgegentritt.

Bis jetzt ist der prachtvolle Affe noch nicht lebend nach Europa gekommen. Heuglin erhielt ein lebendes Junges, war aber nicht im Stande, dasselbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beste Pflege zu Theil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingebornen sieht man niemals einen zahmen Guereza: der schöne Waldbewohner erträgt keine Gefangenschaft.

Die beiden auf Seite 49 dargestellten Mitglieder der Sippe sind der bärenartigen Stummelaffe (Colobus ursinus, Fig. 1) und der Teufelsaffe (Colobus Satanas, Fig. 2).

Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmutzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet ist, die längere Körperbehaarung und den fast ganz weißen Schwanz. In der Größe stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein und ebenso in der Lebensweise; seine Heimat aber ist der Westen Afrikas: er findet sich in den Wäldern der Sierra-Leone, Guineas und auf Fernando-Po.

Der Teufelsaffe, welcher einfärbig schwarz ist, und hauptsächlich auf Fernando-Po lebt, wird von vielen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Vorigen angesehen.

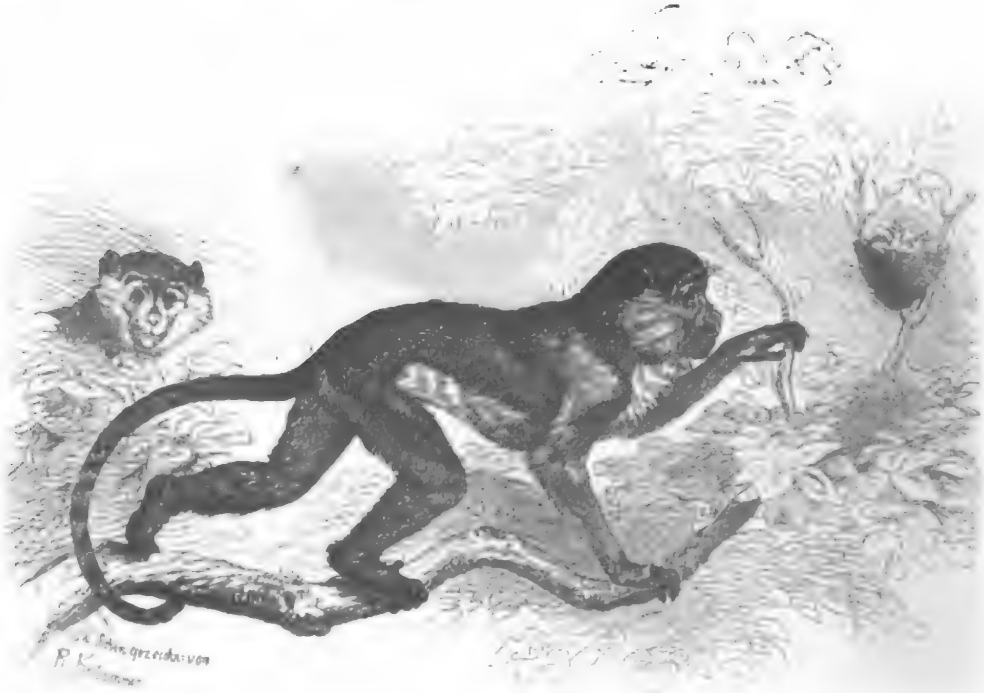
Afrika beherbergt nicht nur die größten, klügsten und häßlichsten Affen der alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemüthlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen" bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls weil sie zuerst von dem Westen Afrikas, nemlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unserm nützlichen Hausthiere ist übrigens nur eine sehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen sind echte Affen in Gestalt und Wesen. Sie sind Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils und, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auch Bewohner des afrikanischen Festlandes. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch diese Affen in großer Anzahl. Manche Arten gehen fast durch ganz Mittelafrika hindurch. Wir erhalten sie ebensowohl aus dem Osten, wie auch aus dem Westen und aus der Mitte Afrikas; wohl die meisten aber kommen aus Abissinien und den oberen Nilländern.

Eine ausführliche Beschreibung der Meerkatzen erscheint mir, ihrer Allbekanntschaft wegen, kaum nöthig. Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem 16. Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen den trockenen Baumgegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erscheinung, daß sich Affen und Papageien nicht blos in Gestalt, Lebensart und Wesen, sondern auch der Verbreitung entsprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt, Papageien zu vermuthen hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemüthlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es

iſt eine wahre Luſt, wenn man einer Horde dieſer Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein ſich Zürnen und Verſöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Geſichterſchneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eignen Staat und erkennen keinen Herrn über ſich an, als den Stärkern Ihresgleichen; ſie beachten kein Recht, als das, welches durch ſpitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenſtammvater geübt wird; ſie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gäbe; ſie machen ſich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen ſo ihr Leben in beſtändiger Regſamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloſer Leichtſinn und ein höchſt ſpaßhafter Ernſt im Verein iſt ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen ſie alle ihre Geſchäfte. Kein Ziel iſt zu weit geſteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz ſicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingebornen Oſt-Sudahns nur mit grenzenloſer Verachtung und mit Zorn von ihnen ſprechen; ebenſowenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er ſie als höchſt ergötzliche Weſen betrachtet.



Der rothe Affe (Cercopithecus ruber).

Man bemerkt eine Meerkatzenbande im Urwalde ſehr leicht. Wenn man auch den wechſelvollen Ausruf des Leitaffens nicht vernimmt, hört man wenigſtens bald das Geräuſch, welches die laufende und ſpringende Geſellſchaft auf den Bäumen verurſacht, und wenn man dieſes nicht hört, ſieht man die Thiere laufen, ſpielen, ruhig daſitzen, ſich ſonnen, ſich gewiſſer Schmarotzer halber Liebesdienſte erzeigen: — niemals fällt es ihnen ein, ſich vor irgend Jemand zu verbergen. Auf dem Boden trifft man ſie blos da, wo es Etwas zu freſſen giebt; ſonſt leben ſie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Aſt zum andern. Und dabei iſt es ihnen völlig gleichgiltig, ob ſie durch die dickſten Dornen durchmüſſen oder nicht.

Aeußerſt anziehend für den Beobachter iſt es, wenn er eine auf Raub ausziehende Bande belauſchen kann. Mich hat die Dreiſtigkeit, welche ſie dabei zeigen, immer ebenſo ergötzt, wie ſie den Eingebornen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrnen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen, welche Kinder haben, tragen dieſe

in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberfluß auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mamma geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum andern verfolgt. Der alte Herr geht stets voran, die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste, wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einen Baum bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebniß derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit rüstigem Springen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben oder Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und nun mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen, und die Vergeudung, welche sich alle Affen zu schulden kommen lassen, zeigt sich im höchsten Grade. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker blos ein Paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingebornen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und schaut in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augenblicklich die Schar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind Alle zur Flucht bereit; Jeder aber sucht in der Eile noch soviel Futter aufzuraffen, als er nur fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarm, die übrigen nahmen sie in die drei anderen Hände und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht und die Thiere wirklich alle vier Hände zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte; sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast ebenso groß, wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hinderniß für sie zu geben, die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander stehende Bäume — Nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Sie sind im Stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlten, einen zweiten; sie werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen; sie setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam, über Gräben

hinweg, einem andern Baume zu, laufen pfeilſchnell an dem Stamme empor und flüchten weiter und immer weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe ſtets voran und führt die Herde durch ſein ſehr ausdrucksvolles Gegurgel bald raſcher, bald langſamer. Man gewahrt niemals bei den flüchtenden Affen Angſt oder Muthloſigkeit, muß ſich vielmehr ſtets von ihrer unter allen Umſtänden ſich gleichbleibenden Geiſtesgegenwart überzeugen. Ohne zu übertreiben, kann man ſagen, daß es für ſie, wenn ſie wollen, eigentlich gar keine Gefahr giebt. Nur der tückiſche Menſch mit ſeinen weittragenden Waffen kann ſie in ſeine Gewalt bringen; den Raubſäugethieren entgehen ſie leicht, und die Raubvögel wiſſen ſie ſchon abzuwehren, falls es ſein muß.

Die Diana (Cercopithecus Diana).

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in ſeinem eiligen Laufe an, ſteigt raſch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewiſſert ſich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen ſeine Schar wieder zuſammen. Dieſe hat jetzt zunächſt ein wichtiges Geſchäft zu beſorgen. Während der raſenden Flucht hat man nämlich nicht darauf achten können, Fell und Glieder von Ketten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall am Pelz oder ſtecken oft tief in der Haut. Nun macht ſich die Geſellſchaft darüber her, ſich gegenſeitig von den unangenehmen Anhängſeln zu befreien. Eine höchſt ſorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt ſich der Länge lang auf einen Aſt, der andere ſetzt ſich neben ihn und durchſucht ihm das Fell auf das gewiſſenhafteſte

und gründlichſte. Jede Klette wird ausgelöſt, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelaſſen, ſondern vielmehr mit Leidenſchaft gejagt und mit Begierde gefreſſen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollſtändig; denn manche Dornen ſind ſo tief eingedrungen, daß die Affen ſie bei aller Anſtrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies kann ich ganz gewiß behaupten, weil ich ſelbſt eine Meerkatze geſchoſſen habe, in deren Hand noch ein Mimoſendorn ſteckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß Solches möglich iſt, hat mich nicht verwundert, weil ich mir ſelbſt einmal einen Mimoſendorn durch die Lederſohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels hindurch geſtochen habe und mir ſehr wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Aſt ſpringender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Erſt wenn die Reinigung im großen Ganzen beendet iſt, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. ſie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzuſetzen. So kommt es, daß ſie der Einwohner des Landes eigentlich niemals aus ſeinen Feldern los wird, ſondern ſtets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger, als die der Heuſchrecken iſt. Da die Leute keine Feuergewehre beſitzen, wiſſen ſie ſich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu ſchützen, denn alle anderen Kunſtmittel zur Vertreibung fruchten bei dieſen loſen Geiſtern gar nichts — nicht einmal die ſonſt unfehlbaren Kraftſprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb ſehen die braunen Leute Innerafrikas alle Affen als entſchiedene Gotteslenguer und Glaubensverächter an. Ein weiſer Schêich Oſt-Sudahns ſagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichſten Beweis von der Gottloſigkeit der Affen kannſt Du darin erblicken, daß ſie ſich niemals vor dem Worte des Geſandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allah's Frieden ſei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet ſchreibt und in ſeine Felder aushängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen ſeine Früchte nicht auffreſſen und ſeinen Wohlſtand ſchädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieſes Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier iſt, der Affe aber iſt ein durch Allah's Zorn aus dem Menſchen in ein Scheuſal verwandeltes Geſchöpf und ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, und das Nilpferd die abſchreckende Hülle des ſcheußlichen Zauberers."

In Oſt-Sudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man ſie und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speiſen aufſtellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln ſich dergeſtalt in dieſe, daß ſie nicht im Stande ſind, ſich frei zu machen, ſo wüthend ſie ſich auch geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehr ohne alle Schwierigkeit, weil ſie erſt dann fliehen, wenn Einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelaſſen haben. Sie fürchten ſich wenig oder nicht vor dem Menſchen. Oft habe ich beobachtet, daß ſie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter ſich wegziehen ließen, ohne zu mucken, während ſie dagegen beim Anblick eines Hundes ſofort ihr Angſtgeſchrei ausſtießen.

Bei der Affenjagd ging es mir, wie ſo vielen Anderen vorher: ſie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich ſchoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Geſicht zudrehte; ſie war getroffen und ſtürzte von dem Baume herab, blieb ruhig ſitzen und wiſchte ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieſelnde Blut mit der einen Hand ſo menſchlich, ſo erhaben ruhig ab, daß ich aufs äußerſte erregt hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeſchoſſen waren, dem armen Thiere mein Jagdmeſſer mehrere Male durch die Bruſt ſtieß, um es von ſeinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von dieſem Tage an nie wieder auf kleine Affen geſchoſſen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menſchen gemordet, und das Bild des ſterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt, obgleich ich doch manches Thier gejagt habe.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibiſſe und Reiher auf einer einzelnen Mimoſe am Stromufer des

Asrakh zum Schlafen bäumten, und beschloß, dort anzustehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demselben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zusammengestellten Schirm verborgen hatte: die Gesellschaft oben am Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter schien man übereingekommen zu sein, die belagerte Stelle zu verlassen. Vorsichtig stieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Aesten. Er untersuchte und prüfte. Sein Vorsatz schien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Besinnen stieg er langsam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Absicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die säugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In diesem Augenblick bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerstrahl aus meinem Gewehr blitzte durch die Dämmerung. Unbeschreiblicher Wirrwarr im Wipfel war die erste Wirkung des Schusses. Der Leitaffe kehrte sofort wieder um, Alles flüchtete nach den höchsten und dichtesten Aesten. Jeder suchte ein sicheres Versteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herspringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entsetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte sich in höchsten Aengsten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beschäftigen — kein einziger schien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verursachte schließlich ein geradezu unsinniges Handeln. Einzelne Affen sprangen von den Aesten auf den Boden herab und kletterten dann wieder angsterfüllt am Stamme desselben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unsicher erschienen war. Endlich regte sich Nichts mehr da oben. Jeder Affe saß ergebungsvoll auf dem Baume, so dicht an den Stamm gedrückt als möglich. Mein Anstand währte sehr lange, weil die wiederholt aufgeschreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten: — nach den letzten Schüssen vernahm ich aber nur noch ein ängstliches Stöhnen der fast dem Entsetzen erliegenden Affenbande. Erst als ich schon längst nach meinem Schiff zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen versuchte.

Von Raubthieren haben die freilebenden Affen nicht viel zu leiden. Den Raubsäugethieren gegenüber sind sie viel zu behend; höchstens der Leopard dürfte dann und wann auch ein unvorsichtiges Aeffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen die Meerkatzen durch vereinigte Kraft. Einer der kühnsten Stößer ihrer Heimat ist unstreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die bissigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert sich nicht im geringsten um ihre scharfen Zähne und um ihr Fauchen. An die Affen aber wagt er sich nur selten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei: der Vogel hatte sich nämlich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen gelegenern Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit seinen vier Händen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn sofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, den Affen zu nehmen, sondern gewiß blos an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe frei gemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft herum und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler zum zweiten Male auf keinen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Vor derartigen Raubthieren fürchten sich die Affen also ebensowenig, wie vor dem Menschen. Um so größeres Entsetzen aber bereiten ihnen alle Lurche und namentlich die Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß die Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht blos

die Eier, ſondern auch die jungen Vögel leidenſchaftlich gern freſſen. Wenn ſie aber das Neſt eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren ſie ſtets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieſer Furcht vor den Schlangen, welche, wie bekannt, oft in ſolchen Neſtern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich geſehen, daß, wenn ſie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, ſie dann ſtets ſorgfältig unterſuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerſt wurde hineingeſchaut, ſo weit dies möglich war, hierauf nahmen ſie das Ohr zur Hülfe, und wenn auch dieſes ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, ſtreckten ſie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem ein-

Die Weiß-Naſe (Cercopitheeus petaurista).

zigen kühnen Griff in die Tiefe, ſondern ſtets in Abſätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und ſchaute er dazwiſchen wieder in das Loch hinein, ob ſich drin der gefürchtete Lurch verrathe. In der Gefangenſchaft habe ich ihre Angſt vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können, — doch davon ſpäter.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen ſcheint an keine beſtimmte Jahreszeit gebunden zu ſein. Man ſieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachſene, der mütterlichen Zucht nicht mehr Bedürftige. — In den Gärten und Thierſchaubuden Europas pflanzen ſich die meiſten Arten ohne Umſtände fort.

Digitized by Google

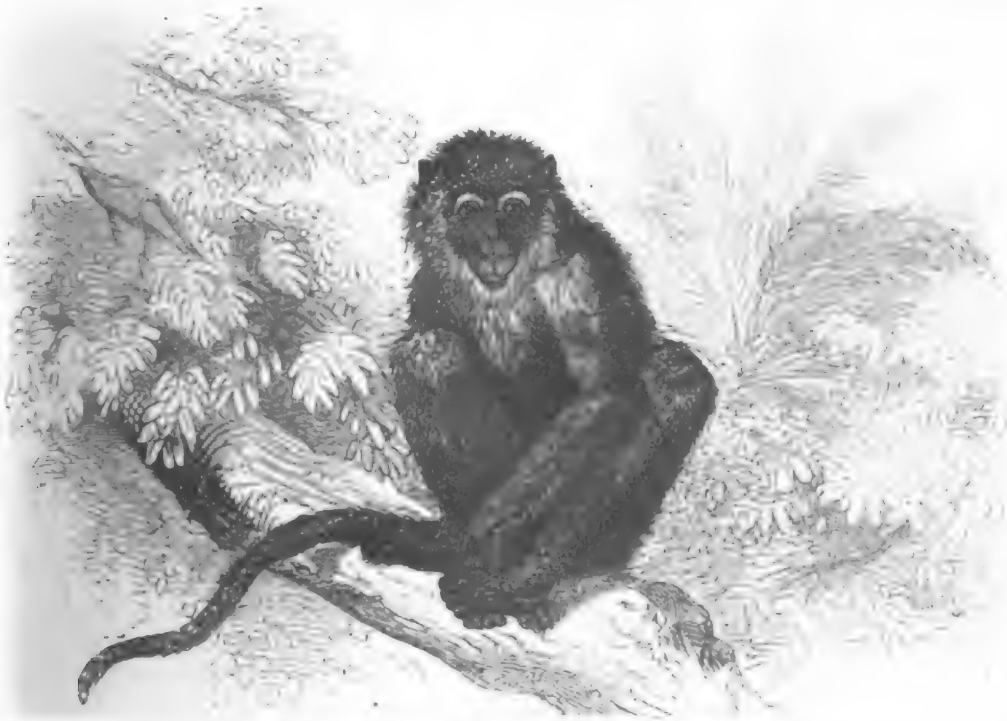
Während meines langjährigen Aufenthalts in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen und zwar hauptsächlich den Abalandj der Araber (Cercopitheeus griseoviridis) in der Gefangenschaft gehalten und berichte also nach eigner Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man eben fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eignes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte ewig heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines großen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne wirklich liebgewonnen.

Als ich auf dem blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkauf. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte blos zehn Groschen unsers Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen, denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, der sich in der Nacht begab, auch mit Ergebniß ihrer Gurgelei zu sein. Am andern Morgen nämlich saß blos noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen, die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig aufgelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser Uebriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meines Theils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als echter Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er giftig und biß Jeden, der sich ihm nahte, doch schien sich sein Herz nach einem Gefährten zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte wählen können, einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus demselben Walde, dem er entstammte, mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung Beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling unverschämt; dieser aber ließ sich Alles gefallen. Er war frei und konnte hingehen wohin er wollte, gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun Alles über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebensogut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugethiere, und der Vogel schien sich wirklich bald so daran zu gewöhnen, daß er später gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an dem Beine, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geschöpf auch nicht auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen, fraß das vor diesem liegende Brod weg, putzte sich und schien seinen vierhändigen Freund fast herausfordern zu wollen, sich mit ihm zu beschäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Charthum zurückgekehrt waren und

der Vogel im Hofe frei herumlaufen konnte. Erſt der Tod des Letztern löſte das ſchöne Verhältniß. Koko war wieder allein und langweilte ſich. Nun verſuchte er zwar, ſich mit gelegentlich vorüberſchleichenden Katzen abzugeben, bekam aber von dieſen gewöhnlich Ohrfeigen anſtatt Freundſchaftsbezeigungen und wurde einmal auch in einen ernſthaften Kampf mit einem biſſigen Kater verwickelt, welcher unter entſetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentſchieden blieb, wenn er auch mit dem Rückzuge des jedenfalls unverſehens gepackten Mäuſejägers endete.

Ein junger, mutterloſer Affe gewährte endlich Kokos Herzen die nöthige Beſchäftigung. Gleich als er das kleine Thierchen erblickte, war er außer ſich vor Freuden und ſtreckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und ſahen, daß er ſofort ſelbſt zu Koko hinlief. Dieſer erfaßte den angenommenen Pflegeſohn faſt mit Freundſchaftsbezeigungen, drückte ihn an ſich, gurgelte vergnügt und begann dann ſogleich die allerſorgfältigſte Reinigung ſeines vernachläſſigten Fells. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, diſtel- und dornenreichen



Der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus).

Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgeleſen und weggefreſſen. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweiſe der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko ſein Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm ſich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waiſenkindes wäre. Dieſes hing nun auch mit großer Hingabe an ſeinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider ſtarb dieſes Aeffchen trotz aller ihm erwieſenen Sorgfalt ſchon nach wenig Wochen. Koko war außer ſich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie ſie unſer Affe jetzt zeigte. Zuerſt nahm er ſeinen todten Liebling in die Arme, hätſchelte und liebkoſte ihn, ließ die zärtlichſten Töne hören, ſetzte ihn dann an ſeinen bevorzugten Platz an dem Boden, ſah ihn immer wieder zuſammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, den ich

Digitized by Google

vorher nie vernommen hatte; sie wurden weich, ergreifend, ton- und klangreich, und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleid. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulniß begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, geberdete sich wie toll, zerriß in wenig Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier: — eine halbe Stunde später war Koko verschwunden, und am andern Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein sehr menschengewöhnter Affe zu sehen gewesen sei.

Ungefähr einen Monat später erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältniß zwischen Beiden belauschen; auch dieses Kleine starb, obwohl ihm Nichts mangelte. Von diesem Augenblicke an hörte die Alte auf, zu fressen, und starb nach wenig Tagen.

Solche Thatsachen tragen gewiß nicht wenig dazu bei, diese Affen zu wahren Lieblingen des Menschen zu machen; sie sind vielleicht die einzigen, mit denen man sich wirklich befreunden kann.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmutzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, die er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in Kairo in dem Geschäftshause der ostindischen Compagnie. Im Untergeschoß befand sich die Schreiber- und die Kassenstube der Gesellschaft. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe einer war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der andern zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse herauf geholt hatte. Das Geld wurde natürlich an den Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr da recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten machen, was sie wollten, Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und soff sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. — Am andern Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Sahne am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und fraß es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos

weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg: hier sprang er wahrhaft verzweifelt von einem Bein auf das andere, wenn ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde, und führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, den ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, wie ein kleiner unverständiger Affe, obgleich er vollkommen erwachsen war. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Arm, und Beide hielten sich dann so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Der Pavian und die Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters kindlichen Gehorsam, wie jenes oben erwähnte junge Aeffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er weitere Ausflüge, und wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er theilte jeden guten Bissen mit seiner Pflegemutter; diese aber erkannte solche Herzensgüte nur selten und niemals dankbar an. So oft Hassan auch einmal etwas für sich behalten wollte, änderte sich das Verhältniß zwischen Beiden. Denn wie ein Raubthier fiel dann der große Pavian über den armen Burschen her, brach ihm das Maul auf, holte sich mit seinen Fingern das Futter aus Hassans Backentaschen heraus, fraß es auf und kniff und puffte den armen Wehrlosen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbstständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh dann mit beifälligem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heitern Wesens und seiner Gemüthlichkeit.

Nicht alle Meerkatzen sind so hübsch, wie die eben beschriebene Art; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der rothe Affe (Cercopithecus ruber — Seite 52), welcher dieselben Gegenden bewohnt, wie die eben geschilderte Art, der langweiligste und unliebenswürdigste, und sein Geist entspricht so durchaus nicht seinem schön gezeichneten Leibe. Er ist ein sehr schmuckes Thier: der Pelz ist oben goldglänzend, unten, wie der Backenbart, weiß; das Gesicht, die Ohren und Hände sind schwarz, und um die Augen zieht sich ein fleischrother Ring. Seine Größe übertrifft die des Vorigen um etwas. Dieser Affe dürfte die Callitriche des Plinius sein. Man findet ihr Bildniß auf den egyptischen Denkmälern und sie selbst einbalsamirt in den Pyramiden von Sakhara, obwohl man nicht zu sagen weiß, warum gerade sie und nicht der vorhergehende Affe zu solcher Ehre gekommen ist. In ihrer Jugend ist die Callitriche lebhaft, anständig und liebenswürdig, je älter sie aber wird, um so ernsthafter, langweiliger und bösartiger zeigt sie sich. Sie verliert dann gewöhnlich alle Zahmheit und beißt giftig um sich. Ihre Reizbarkeit ist sehr groß und der Ausdruck derselben wirklich lächerlich: sie sperrt nämlich, wenn sie wüthend wird, das Maul weit auf, als ob sie gähne und faucht leise dabei. Wie es scheint, kommt sie niemals in so großen Herden vor, wie der vorhergehende Affe. —

Außer ihr zeichnen sich noch manche andere Meerkatzen durch ihre Schönheit aus. Eine der bekanntesten derselben ist die Diana (Cercopitheeus Diana — Seite 54). Diese ist ein ziemlich kleines, schlankes Thier und an ihrem langen Backen- und Stutzbart leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, der untere Körper weiß, die Schenkel hinten gelblich, das Gesicht schwarz; dem Weibchen mangelt der Bart. Wenn wir nun noch die Weiß-Nase (Cercopitheeus petaurista — Seite 57) aufführen, haben wir der merkwürdigsten und bekanntesten Arten unserer Sippe Erwähnung gethan.

An die folgende Gruppe erinnert der Mohrenaffe (Cercopitheeus oder Cercocebus fuliginosus — Seite 59), welcher an der Küste von Guinea lebt, durch seine gedrungene Gestalt und die vorstehende dicke Schnauze. Seine Länge mit dem Schwanz beträgt über drei Fuß, die Leibeslänge gegen zwei Fuß; seine Färbung ist oben rußbraun, unten graulich. In Thierschaubuden ist er eine häufige Erscheinung.

Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe getrennt und unterscheiden die asiatischen und geschwänzten Makaken (Macacus) von dem japanesischen und dem afrikanischen ungeschwänzten Magot (Inuus), welcher auch die Felsen Gibraltars bewohnt. In ihrer Gestalt und Lebensweise haben beide Sippen übrigens so viel Gemeinschaftliches, daß wir sie recht wohl zusammenfassen können.

Alle Affen beider Sippen haben eine untersetzte Gestalt, gleichlange und ziemlich starke Gliedmaßen, eine stark vorspringende Schnauze, fünfzehige Vorder- und Hinterhände mit langen Daumen und eine weiche lockere Behaarung. Nur der Schwanz spielt in verschiedener Länge; er ist bei den einen blos ein Stummel, bei andern mittellang und bei den dritten länger als der Leib.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europas verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber auch wiederum den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie die Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemüthlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie sieben Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtstheile ihrer Weibchen stark an, wie bei den weiblichen Pavianen. — Unter den acht Arten der Gruppe, welche man mit Sicherheit als von einander verschieden betrachten darf, wählen wir uns die Ausgezeichnetsten und Bekanntesten aus.

Eine Art aus Malabar kommt uns sehr häufig in Thierschaubuden zu Gesicht und heißt deshalb auch der gemeine Makako (Macacus sinicus). Bezeichnender dürfte der lateinische Name oder der Titel „Hutaffe" sein, weil beide an die „chinesische" Mütze erinnern, welche das Thier auf seinem Kopfe trägt. In seiner Heimat heißt unser Affe übrigens Munga oder Malbruk. Seine Leibeslänge beträgt nur einen Fuß, die des Schwanzes aber $1\frac{1}{2}$ Fuß; der Leib ist ziemlich schmächtig, die Schnauze zusammengedrückt und vorstehend, das Scheitelhaar strahlig. Die Färbung ist ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammtausdruck der grauen, schwarz und gelb geringelten Haare hervorgerufen wird; die Unterseite ist weißlich, Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt. Von den Meerkatzen unterscheidet er sich hauptsächlich durch den kräftigern Leibes- und Gliederbau.

In ſeinem geiſtigen Weſen iſt der Munga ein ächter Affe, d. h. wetterwendiſch wie kaum ein anderes Thier. Seine Launen wechſeln ohne Urſache in jedem Augenblick, und daher kommt es, daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran iſt. Sein Muthwillen, die Munterkeit ſeines Weſens, ſeine Nachahmungsſucht und ſeine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern geſehenen Geſellſchafter und laſſen nicht nur ſeine Unarten, ſondern auch ſein wirklich garſtiges Geſicht vergeſſen.

Recht gemüthlich mag ſein Freileben ſein. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingebornen betrachten ihn als ein heiliges Weſen und erlauben ihm nicht blos, in ihren Gärten nach Luſt und Willkür zu ſchalten, ſondern errichten ihm noch beſonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem ſaubern Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweiſen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeſchrieben werden, wie dem Hulman, iſt mir unbekannt.

Der Munga (Macacus Sinicus). Der Bhunder (Macacus Rhesus)

Es iſt nicht unmöglich, daß der Munga mit einem andern indiſchen Affen, dem Bhunder oder Rheſus (Macacus Rhesus) verwechſelt wird. Dieſes Thier ſcheint in den Augen der Inder ein ſehr großer Gott zu ſein, ſo eine Art Erzheiliger oder Erzengel. Seine Verehrung überſteigt das Maß von kindlicher Einfalt.

„In der Nähe von Bindrabun, zu Deutſch Affenwald", ſagt Kapitän Johnſon, „giebt es mehr als hundert wohlbeſtellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum Beſten dieſer Affen, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erſcheint."

„Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baum, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte ſich damit in kurzer Zeit, ohne wieder geſehen zu werden.

„Ich wohnte einſt einen Monat in dieſer Stadt, und zwar in einem großen Hauſe an den Ufern des Fluſſes, welches einem reichen Eingebornen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren, und die Affen kamen oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brod und andere Dinge vor unſeren Augen von dem Tiſche weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes ſchliefen,

Digitized by Google

brandschatzten sie uns auch in anderer Hinsicht. Ich habe oft mich schlafend gestellt, um sie in ihrem Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut ihrer Pfiffigkeit und Geschwindigkeit. Sätze von zwölf bis funfzehn Fuß von einem Haus zum andern, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brod, Zucker und anderen Gegenständen, schienen für sie nur Spaß zu sein."

„Als ich einmal auf einem Ausflug in Jeckarry war, wurden unsere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeschlagen und unsere Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tische waren, kam unser Reitknecht und erzählte, daß eins von den Pferden sich losgebrochen hatte, weil es die Affen auf den Bäumen erschreckt hatten durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen, und daß wahrscheinlich die übrigen Pferde dem Beispiel des einen folgen würden, wenn wir nicht Hilfe schafften. Sobald als das Essen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehr, um sie wegzutreiben. Ich schoß auf einen mit einem schwachen Schuß, und er entfloh eilig zwischen die dichtesten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet sitzen und versuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen seiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erschütterte mich so, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beschreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar todt gewesen sei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, Niemand wisse, wohin."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingebornen gegen diesen Affen fast ebenso groß sei, wie die gegen den Hulman. Die Eingebornen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem daß sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht, daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbild nehmen könnten. Auch in dem Schutz, welchen sie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich meines Theils nichts Lächerliches oder Unpassendes finden: mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen, daß dort die Menschen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit; denn sie rauben dem Menschen, welcher einen Affen tödtete, das Leben. Zwei junge britische Offiziere begingen auf einem Jagdzug die Unvorsichtigkeit, einen Bhunder zu schießen. Die Eingebornen erhoben sich in Masse gegen sie und versuchten, sie zu steinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, suchte dem zu entgehen, indem er nach dem Fluß rannte und mit seiner Last in ihm abwärts schwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr gesetzt hatten, das Land, allein seine Reiter waren beide ertrunken.

Für die Fremden ist es freilich schwer, mit diesen Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Wenn man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der andern wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigne Leben.

Ein dort wohnender Engländer wurde, wie man erzählt, durch die Thiere zwei Jahre lang in dieser Weise bestohlen und geärgert. Er wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte immer gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaun abzuwehren. Die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemüthsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden. Da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen

Baum, fällte denſelben mit Hilfe ſeiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm ſie mit ſich nach Haus. Hier hatte er ſich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinſtein die Hauptbeſtandtheile waren. Mit dieſer Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelaſſen. Die ängſtlichen Eltern hatten ſorgend nach ihrer Nachkommenſchaft geſpäht und waren froh, als ſie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen ſie zurück! Unſauber, beſchmutzt, beſchmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß ſofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beſchwerde der Säuberung ſchien ſich zu lohnen, denn zuckerſüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen wurde vernommen, doch nicht lange Zeit: der Brechweinſtein zeigte ſeine tückiſche Wirkung, und ein Fratzenſchneiden begann, wie niemals früher, als die Affen ſich anſchickten, mit heißem Flehen den heiligen Ulrich anzurufen. Nach dieſer bittern Erfahrung kamen ſie nie wieder in die Nähe des Verräthers und ließen ſein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der Bhunder iſt 1½ Fuß lang, ſein Schwanz ½ Fuß. Er iſt von kräftigem, unterſetzten Bau, am Oberleib reichhaltig, am Unterleib ſpärlich behaart. Seine Haut iſt ſchlaff und bildet an dem Halſe, der Bruſt und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung iſt oben grünlich oder taubgrau, an den Schenkeln mit hellgelblichem Anflug, an der Unterſeite weiß. Der Schwanz iſt oben grünlich, unten graulich. Das Geſicht, die Ohren und Hände ſind licht kupferfarben, die Geſäßſchwielen lebhaft roth gefärbt. Das Weibchen trägt ſeinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt. Unſer Affe iſt weit verbreitet in ganz Indien und ſteigt bis zu zehntauſend Fuß übers Meer empor.

In der Gefangenſchaft iſt der Bhunder nicht eben angenehm, ſondern ärgerlich, wüthend und ſehr reizbar. Er zerbricht und zerreißt Alles, was man in die Nähe ſeines Käfigs bringt, und ſcheint ſich außerordentlich zu freuen, wenn ihm ein ſchlechter Streich gelang. Dabei iſt er eiferſüchtig und ſchelſüchtig gegen ſeines Gleichen und geräth in Wuth, wenn er einen andern Affen freſſen ſieht. In dem Thiergarten zu Paris hatte man im November des Jahres 1824 das Vergnügen, ein trächtiges Weibchen dieſer Art zu erhalten und es vor und nach der Geburt ſeines Jungen beobachten zu können. Der ausgezeichnete Forſcher Cuvier theilt uns hierüber Folgendes mit:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bhunder ſich an dem Bauche ſeiner Mutter feſt, indem er ſich mit den vier Händen an ihrem Pelz feſthielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüſte ſeiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung immer zum Saugen bereit und ſchlafend, wenn die Alte ſich niederſetzte, aber auch im Schlafe ſich feſthaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und ſo gingen ihm die erſten Tage ſeines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte, als die der Lippen, um zu ſaugen, und die der Augen, um zu ſehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es ſchien, daß er vom erſten Augenblicke an ſeine Umgebung zu unterſcheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit ſeinen Augen.“

„Es läßt ſich kaum beſchreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für Alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf. Sie zeigte ſich ſtets verſtändig und ſo umſichtig, daß man ſie bewundern lernte. Das geringſte Geräuſch, die mindeſte Bewegung erregte ihre Aufmerkſamkeit und zugleich auch eine ängſtliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für ſich ſelbſt; denn ſie war an die Menſchen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geſchahen mit größter Gewandtheit, doch niemals ſo, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen ſchien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterſchied in der Gewandtheit oder in dem Ungeſtüm derſelben zu bemerken. Wohl aber ſah man deutlich, daß die Alte ſich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzuſtoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieſes ſich von ſeiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in ſeinen erſten Schritten eine Gewandtheit, eine Stärke, welche Alle in Erſtaunen ſetzen mußte, weil beidem doch

weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bhunder klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an welchen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später versuchte sie, sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber stets gleich besorgt um ihr Kind, und wenn sie nur die mindeste Gefahr zu befürchten glaubte, nahm sie es sogleich wieder zu sich. Die leichteste Berührung desselben mit ihrer Hand war dem folgsamen Zögling ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Brust der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältniß ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfang an Entfernungen beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblick an und wußte durch sie Das zu erreichen, was ein anderes Thier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und manchfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben sollen?"

„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung, als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eignen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise zu berühren. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich solcher, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr Nichts entgehe. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb, als die Freßgier, sie zu diesem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte sie das Junge nicht nöthigen wollen; denn sie hatte keine Milch mehr, und ebensowenig konnte sie Besorgniß hegen, daß die Speisen ihrem Jungen schädlich sein könnten; denn dieses fraß dieselben begierig und befand sich dabei recht wohl. Der Hunger machte es nun bald sehr kühn, unternehmend und behend. Es ließ sich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückschrecken; und was sie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und Alles für sich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, doch immer sich des einen oder des andern Bissens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, so fern als möglich von ihr, rasch zu verzehren. Diese Vorsicht war auch gar nicht unnöthig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteste Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte nun bei guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, so lange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit."

Ich habe die ausgezeichnete Beobachtung des großen französischen Forschers absichtlich hier in aller Ausführung gegeben, weil meine eigenen Wahrnehmungen an den Meerkatzen uns das mütterliche und kindliche Verhältniß in einem andern Licht gezeigt haben.

Der rote Affe (Macaca fascicularis) bewohnt Indien und die Inseln des Malayischen Archipels. Er ist 50 cm lang, sein Schwanz ist 50 cm lang. Sein Fell ist rötlich braun, Gesicht und Ohren sind fleischfarben. Wenn diese Affen in Gruppen beisammen sind, so sind sie sehr bösartig und beißen sich dann gegenseitig die Ohren ab. Sie sind sehr gelehrig und werden deshalb oft von Affenführern gehalten, die mit ihnen Kunststücke machen. Sie sind sehr diebisch und stehlen alles, was sie erwischen können. Sie sind sehr gute Kletterer und können sich mit dem Schwanz an Ästen festhalten. Sie sind sehr gute Schwimmer. Sie werden von Tigern gefangen. Die Weibchen werden 5 Monate trächtig und werden 1 Junges. Sie werden 20 Jahre alt.

1, 2 Macaca fascicularis (Macaque monkey).

Macaca fascicularis (Macaque monkey).

Macaca fascicularis (Macaque monkey).

rischer Affe bekannt. Er ist der einzige Makake, welcher in Afrika lebt, und der einzige seiner Ordnung, welcher noch heutigen Tages in Europa wild gefunden wird. Wahrscheinlich ist er seit den ältesten Zeiten bekannt; denn es ist anzunehmen, daß die alten Römer hauptsächlich ihn anstatt des Menschen zur Zergliederung benutzten.

Der Magot ist von schmächtigem Körperbau und hochbeinig. Sein runzliches Gesicht ist fleischfarben; die Ohren sind rund und menschenähnlich; der Schwanz ist nur ein kurzer, kaum sichtbarer Stummel. Sein Pelz ist ziemlich reichlich, auf der Unterseite des Leibes aber spärlich. Im Gesicht zeigt sich ein dichter, gelblichweißer Bart, während die Stirnhaare und ein Haarstreifen über den Augen schwarz sind. Der Rücken und die Außenseite der vorderen Gliedmaßen sind grünlichbraun, die Außenseite der hinteren Gliedmaßen und die Hände sind röthlichgelb. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß.

Unser Affe ist der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserm gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Seine Heimat ist das nordwestliche Afrika. Hier lebt er in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Nothfall mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Sein Verlangen, sowie Freude, Abscheu, Unwillen und Zorn giebt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in felsigen Gegenden, wie die Paviane, ist aber auch geschickt auf Bäumen. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viel Kerbthiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Die Scorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbthier wird sorgfältig aufgenommen, dann vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun sofort gefressen. In der Gefangenschaft besteht sein Hauptvergnügen darin, Hunde, Katzen und unter Umständen auch Menschen nach allerhand kleinen, schmarotzenden Gästen abzusuchen, und er selbst zeigt sich höchst dankbar, wenn man ihm dieselbe Gefälligkeit anthut.

Dieser Affe ist jedenfalls derjenige, von welchem Plinius uns berichtet, daß er Alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, in den Häusern Junge hervorbringe, es gern habe, wenn man sich mit ihm abgäbe, und dergleichen. Auch spätere Schriftsteller erwähnen den Magot. Leo Africanus sagt, daß derselbe in den mauritanischen Wäldern häufig sei und nicht blos an Händen und Füßen, sondern auch im Gesicht wie ein Mensch aussähe, auch von der Natur mit wunderbarer Klugheit begabt sei. Von den abgerichteten sagt er, daß sie unglaubliche Dinge leisteten, zum Zorn geneigt und sehr bissig seien, sich aber leicht besänftigen ließen. In gleicher Weise sprechen sich noch andere Schriftsteller über ihn aus.

Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Gesellschaft noch immer ziemlich zahlreich sei, aber nicht eben häufig gesehen werde. Von der Festung aus beobachte man die Thiere oft mit Fernröhren, wenn sie ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg herabrollen. In die Gärten kämen sie selten. — Auch die Spanier wissen nichts Sicheres darüber anzugeben, ob die Thiere von allem Anfang an Europäer waren, oder solches erst durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden. Um so erfreulicher war es mir, vor kurzem eine ebenso anziehende als belehrende Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen.

A. G. Smith berichtet im „Zoologiſt“ (Mai 1862) über ſeine an Ort und Stelle geſammelten Erfahrungen. Er theilt zunächſt mit, daß das Vorkommen der Thiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja, als einfältiges Märchen betrachtet und ſelbſt von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geläugnet worden ſei, und verſichert, daß er beinahe ſelbſt allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines Beſſern belehrt, als er den Flaggenſtock auf dem Gipfel des Felſens beſuchte, um ſich an der herrlichen Rundſchau zu laben. Der Flaggenwächter theilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen ſeien“. Sofort zog unſer Gewährsmann nunmehr die ſorgſamſten Erkundigungen ein, und ihnen danken wir das Nachſtehende.

„Auf dieſem Felſen haben die Affen ſeit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie ſie über die See gekommen ſind, iſt nicht leicht zu beſtimmen, und die mauriſche Sage, daß ſie zwiſchen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdiſchen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, iſt doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß iſt nur, daß ſie da ſind, obſchon bedeutend an Zahl zurückgebracht, ſo, daß während einiger Jahre die ganze Geſellſchaft ſich auf eine kleine Bande von vier belief. Man ſieht ſie ſelten; ſobald aber der Wind wechſelt, ändern auch ſie ge-

Der Magot (Innus ecaudatus).

wöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie ſie ſind, ſcheuen ſie jede plötzliche Abwechſelung des Wetters, namentlich das Umſetzen des Windes von Oſt nach Weſt oder umgekehrt, und ſuchen ſich dagegen zu ſchützen, indem ſie ſich hinter die Felſen ducken. Sie ſind ſehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebſten die ſteileren Abgründe, wo ſie im ungeſtörten Beſitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockern Felſen ſind. Jedenfalls kann es ihnen nicht ſchwer werden, ſich ihre Nahrung zu verſchaffen; denn ſie erſcheinen ſehr wohlgenährt. Ueppig wachſen zwiſchen den loſen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte ſie freſſen; beſonders aber lieben ſie die ſüßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort ſehr häufig iſt; zur Abwechſelung verzehren ſie ſonſt auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal ſollen ſie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) die Felſen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obſt allzuſehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einſamkeit beſiegen ſollte. Man hält ſie gewöhnlich für außerordentlich ſcheu und ſagt, daß ſie bei dem geringſten Geräuſch flüchteten; mein Berichterſtatter ſtellte Dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweiſe ſeiner Behauptung einige Felſen, von wo aus ſie ihn an demſelben Morgen angeſtiert hatten, ohne durch die Farbe ſeiner engliſchen Uniform oder durch ſeinen

Unteroffiziersblick ſich irre machen zu laſſen — ziemlich lange Zeit blieben ſie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Bruſtwehr halten, an welcher er lehnte, und zogen ſich ſchließlich in aller Muße zurück. Daß man ſie ſo ſelten ſieht und faſt nur während ihres „Umzugs“ zur entgegengeſetzten Seite des Felſens, ſcheint auf ein ſehr ſcheues, ungeſelliges Weſen zu deuten; denn Niemand verfolgt ſie, vielmehr bewahrt man ſie ängſtlich vor jeder Beläſtigung. Seit wielange ihnen ein ſolcher Schutz ſchon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geſchieht es bereits ſolange, als Gibraltar im Beſitze der Engländer iſt. Seit 1855 hat der Quartiermeiſter ſie nicht nur unter ſeine beſondere Obhut genommen, ſondern auch ſorgfältig über ihr jedesmaliges Erſcheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieſer Buchung, daß ſie durchſchnittlich alle zehn Tage einmal geſehen worden, manchmal etwas häufiger; daß ſie im Sommer ebenſowohl wie im Winter „umziehen“, ſtets mit der Abſicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß ſie im Jahre 1856 ſich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen ſind. Ihr gänzliches Ausſterben ſteht leider zu

Der Wanderu (Macacus Silenus).

erwarten, denn dieſe vier ſollen ſämmtlich eines Geſchlechtes ſein. Sollte unter den vielen engliſchen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug ſein, einige Affen von der entgegengeſetzten Küſte der Barbarei einzuführen, da dorthin mindeſtens wöchentliche Verbindung ſtatthat? Wäre Keiner zu finden, der auch nur ein halbes Dutzend kaufte und ſie unter ihre Vettern auf dem Felſen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieſer Affenſtamm noch einmal aufblühte und ſo dieſe anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe.“

Ich brauche wohl kaum auszuſprechen, daß ich, und wohl wir Alle, die zuletzt ausgeſprochenen Wünſche des Engländers theilen. Es würde unbedingt als ein Verluſt für Europa zu betrachten ſein, wenn es ſeine Affen verlieren ſollte.

Der letzte Makake, welchen ich noch mit einigen Worten erwähnen will, iſt der ſchwarze Bartaffe, Wanderu oder Nil-Bandar (Macacus Silenus). Er ähnelt in ſeiner ganzen Erſcheinung

Digitized by Google

einem gemähnten Pavian ebensosehr, wie einem Makaken. Der Körper ist untersetzt, der Schwanz mittellang. Eine große Mähne hüllt das Gesicht, den Kopf und die Schultern ein. Der ganze oberste Theil des Pelzes ist schwarz gefärbt, die oberen und unteren Theile der Gliedmaßen lichtbräunlichgrau, wie die Mähne, welche oben am dunkelsten, am Kinn am lichtesten ist. Gesicht und Hände sind schwarz, die Gesäßschwielen röthlich. Erwachsene Thiere sind zwei Fuß lang, wobei der Schwanz 1 Fuß Länge hat.

Der Wanderu bewohnt vorzüglich Ceylon und zwar ausschließlich die dichten Wälder. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besät mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volks achten sie sehr hoch, wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Bewundern gut benehmen. Andere sagen, daß sie in der Gefangenschaft nicht eben viel werth seien. Zwar sollen sie leicht an allerlei Nahrung gewöhnt und auch ziemlich gezähmt, aber auch oft sehr grämlich werden können und dann höchst unliebenswürdig sein. Außerdem sind sie ungesellig und maßen sich die Herrschaft über alle übrigen Affen an, welche man mit ihnen zusammenhält, necken und ärgern die anderen Thiere, beißen die Wärter und betragen sich auch sonst noch unartig.

Ich sah einen Wanderu in Amsterdam lebendig, konnte aber von dem eben Mitgetheilten Nichts wahrnehmen. Freilich steckte das Thier allein in seinem Käfig und hatte deshalb keine Gelegenheit, sein eigentliches Wesen zu zeigen; — denn einen Affen muß man mit anderen seiner Art oder Familie zusammensehen, wenn man ihn kennen lernen will. Der Wanderu, welchen ich sah, war ein stiller und ziemlich langweiliger Gesell, welcher ruhig und gemessen in seinem Käfige auf- und abging und sich um die Außenwelt wenig zu kümmern schien. Nur zuweilen bewies ein Blitzen des hübschen, braunen Auges, daß er doch nicht ganz so theilnahmlos war, als er vorgab. Mit den Wärtern stand er auf bestem Fuße; gegen Fremde zeigte er sich artig und bescheiden.

Die Affengruppe, welche wir nunmehr betrachten wollen, ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen, den Pavianen oder Hundsköpfen (Cynocephalus), den Affen gleichsam noch einmal verzerrt oder sehen ihn wenigstens auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt, als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebensogut eine abscheuliche Verzerrung seines Vorbildes, wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichtes ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Orangs die größten aller Affen. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich, wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hintern Seite scharfkantig sind; die

Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet, die Gesäßschwielen sind wahrhaft abschreckend groß und gewöhnlich äußerst lebhaft gefärbt. Die Behaarung ist lang und locker, verlängert sich bei einigen Arten am Kopf, Hals und Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün ꝛc.

Das Vaterland der Hundsköpfe ist Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen und Hadramaut. Den persischen Meerbusen und den Tigris scheinen sie in Asien nicht zu überschreiten. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, der ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abissinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten. Blos eine einzige Art, der Gelada (Cynocephalus Gelada), ist erst in der Neuzeit entdeckt worden, die übrigen waren schon den alten Egyptern und durch sie den Griechen und Römern wohl bekannt.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen die Hochgebirge oder wenigstens die höheren Gebirgsgegenden Afrikas. In Wäldern trifft man sie nicht; sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirg gehen sie bis zu zehn- und zwölftausend Fuß über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen vier bis sechstausend Fuß den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom rothen Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, so daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren. Auch die meisten anderen Reisenden, welche uns über jene Gegenden berichteten, sind darin einstimmig, daß die Paviane Gebirgsthiere seien, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß manche neuere Forscher ihnen ohne weiteres von ihrem Zimmer aus die Urwaldungen zum Wohnorte anweisen.

Dieser Lebensweise der Paviane auf Gebirgen entspricht auch ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind, Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern u. s. w. Eine Pflanze Afrikas, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina“ nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja, man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Geßner herstammenden, in welchen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hinter einander anrückten und sich so stellten, daß einer dem andern das abgerissene Obst zuwerfen könne, etwa zehn Fuß weit. Käme dann Jemand, welcher diese Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig als möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird), solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntniß setzen; und ihre Wachsamkeit

sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den andern zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe!

So viel ist jedenfalls richtig, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen und den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Die Paviane zeigen mehr, als alle übrigen Affen, durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen blos ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen vier Füßen gehen und blos dann sich auf zwei Beine stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange mehr plumpen Hunden, als Affen, und nehmen nur selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf einen ihrer Vorderfüße. Solange sie ruhig sind und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hintertheils, wie man es kaum bei einem andern Thiere sieht; und dabei tragen die Paviane den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung von ihrer niederträchtigen Anmaßung Kenntniß giebt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußern Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger, als die schon angegebenen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie geberden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf. Hätten sie zum Hundskopf nur auch die Hundeseele! Wenn es gewiß wäre, daß sie im Freien gemeinsam Menschen und große Thiere, z. B. Elefanten, mit Prügeln angriffen, so deutete dieses allerdings auf Hundeverstand und Art, ja sogar auf etwas Menschliches; es ist jedoch nur Das gewiß, daß sie mit einander ihren Koth von den Bäumen herunter auf ihre Feinde werfen, dann aber ist noch gewiß, daß sie diesen nach Belieben von sich geben können, wie die Hunde nach Belieben pissen."

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen. Das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber viel mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige gute Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, der sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten sind nicht in Betracht zu ziehen ihren schlechten Eigenschaften gegenüber. List und Tücke im Vereine sind Gemeingut aller Hundsköpfe und namentlich zeichnet sie eine furchtbare Wuth aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer; so rasch lodert er auf, aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend

machen, und in der Wuth vergißt er Alles, selbst Den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Thiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber sind sie wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben sehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Mensch fürchten sie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menschen, lassen sich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm, wie mit Raubthieren, in Kampf ein, und dieser wird, weil sie regelmäßig gemeinschaftlich angreifen, oft äußerst gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein, doch stellt er mehr den Jungen nach, als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachsen sind. Eine Herde greift er nie an. Dies thut selbst der Löwe nicht, wie mir und anderen Reisenden die Eingebornen einstimmig versicherten. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Lust, als die Jagd solcher Affen. Man sollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Thieren zu thun gehabt hat, sich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zusammenzukommen: allein Dem ist nicht so. Die Jagdhunde der Kapbewohner lassen vielmehr jede andere Fährte, sowie sie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwischen beiden Thieren soll, wie Augenzeugen versichern, ein furchtbarer sein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn diese einen Pavian verfolgen, als wenn sie sich zum Kampfe mit dem Leoparden rüsten. Wenn eine Meute guter Hunde eine Pavianherde erblickt, stürzt sie sich wüthend auf dieselbe los. Die Affen ergreifen die Flucht und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerstreuen sich Feinde und Verfolger. Alle schwächeren Hundsköpfe eilen so schnell als möglich den Felsen zu, um sich dort in Sicherheit zu begeben. Die stärkeren Männchen der Affen gehen langsamer und nehmen die Verfolger auf sich. Nur dann und wann werfen sie blitzschnell einmal den Kopf herum und ein tückisch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieser seinen Feind und versucht, ihn zu fassen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei wirft sich dieser herum, hängt dem ungeübtem Hunde im nächsten Augenblick mit seinen vier Händen fest an Brust und Gurgel, setzt sein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihn mit den scharfschneidigen Eckzähnen drei, vier, sechs lange und tiefe Risse in Kehle und Brust, balgt und windet sich mit ihm, wälzt sich auf dem Boden herum, versetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er selbst mit einem wahrhaft teuflischen Hohngeschrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde sind geschult und wissen Dem zu entgehen. Sie trennen sich nie, sondern halten in der Meute zusammen, und diese überfällt dann einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde stürzen sich auf einen Feind, und dann helfen diesem gewöhnlich seine furchtbaren Waffen Nichts. Er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen steht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen schädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf sie zu fahnden. Der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwächlichste Junge eines Hundskopfs. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als die Thiere dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege der Thiere werden können. Nur die Lurche sind es, welche die Paviane in wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor. Es ist wohl sicher, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Sie leben in beständiger Angst vor den gefährlichen Würmern. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Scorpione fürchten die klugen Thiere nicht. Sie wissen dieselben mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstachel zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Scorpion mit demselben Vergnügen, wie andere Spinnen oder ein Kerbthier.

Nach Diesem möchte man sich wundern, daß es möglich ist, Paviane überhaupt in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist Dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere ist ihr Verderben. In ganz

Digitized by Google

Afrika ist es eine bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und sich in ihnen leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Thiere vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen dann regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden.

In ihrer sinnlichen Liebe sind die Paviane wahrhaft scheußlich. Die vorhin erwähnte Geilheit und Frechheit zeigt sich bei keinem andern Thiere in so abschreckender Weise als bei ihnen. Ich möchte sagen, daß die Größe ihrer Leidenschaftlichkeit erst hierbei sich offenbare. Die Männchen sind nicht blos lüstern auf die Weibchen ihrer Art, sondern auf alle größern Säugethiere weiblichen Geschlechts überhaupt. Es wird wiederholt und von allen Seiten versichert, daß sie zuweilen Negerinnen rauben oder wenigstens überfallen und mißhandeln. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, zwei oder drei Mal im Jahre. Die Brunst zeigt sich auch äußerlich in häßlicher Weise. Die Geschlechtstheile schwellen bedeutend an und erhalten eine glühendrothe Farbe; man meint, daß das Gefäß in bedenklicher Weise erkrankt sei. Um diese Zeit sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen, als diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Paviane in der Gefangenschaft (wenigstens in ihrer Heimat) fortpflanzen, weiß man doch noch nicht, wie lange ihre Tragzeit dauert.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Paviane sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es giebt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtige Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath dem Ende nahe ist, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durst gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an. —

Eine Art der Paviane spielt schon in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle, wahrscheinlich ebensowohl seines ausgezeichneten Verstandes, als seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber. Dies ist der Hamadryas oder der Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Bei den Egyptern, welche ihn göttlich verehrten, hieß er Thoth und Och; die Bibel führt ihn unter dem Namen Koph auf; Herodot, Plutarch und Plinius bezeichnen ihn mit Cynocephalus, Strabo nennt ihn Cebus, Juvenal Cercopitheeus, Agatharchides Sphinx. Bei den heutigen Abissiniern heißt er Hebe, bei den Arabern Nobah und in Egypten endlich Khird. Unter all diesen Namen ist nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „Sphinx" als solchen betrachten wollen.

Auf den egyptischen Alterthümern steht unser Pavian gleichsam als Oberster seines Geschlechts da. Die heilige Bilderschrift stellt öfters Affen dar, allein nur der Hamadryas, und zwar immer das alte Männchen, wird abgebildet als auf dem Altar sitzend, die Verehrung der Menschen empfangend. Mehrere Male sieht man ihn auch als Richter, welcher über die guten Werke und Vergehungen des Menschen urtheilt; er hat eine Wage vor sich und prüft ernsten Blickes die schwankenden Schalen. Eine hohe Achtung vor der Gottheit, deren Sinnbild er war, spricht sich in allen altegyptischen

Bildern aus. Wahrscheinlich hatte die Verehrung des Hamadryas und die des Krokodils denselben Grund: sie geschah aus Furcht; denn schon damals gab es Menschen, welche ihren Gott fürchteten, anstatt ihn zu lieben.

Merkwürdiger Weise waren es nicht die Egypter allein, welche diesen Affen Achtung bezeigten. Diese erstreckte sich weiter. Noch heutigen Tages tragen alle Bewohner der Steppenländer des innern Afrika und auch ein großer Theil der Abissinier ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt, wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbild für jene Leute geworden, mögen diese auch mehr die Bildsäulen als das lebende Thier im Auge gehabt haben.

Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Wahrscheinlich wurden die Hamadryaden bereits zu der alten Egypter Zeiten vom Süden her eingeführt. Gegenwärtig findet sich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll, fährt er fort, daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo."

„Besonders die Männchen sind den Bewohnern auffässig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanständig sie sind. Jene, welchen großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf den Feldern und deshalb beschmieren sich diese ihr Gesicht und selbst den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben sie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl und sie könnten selbe nicht gebrauchen."

Hinsichtlich der letzten Angabe läßt sich unser Forscher zu falschen Folgerungen verleiten. Ich selbst habe beobachtet, daß sich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Gesicht mit Safran beschmieren: allein Dies geschieht keineswegs der Affen halber, sondern aus denselben Rücksichten, welche unsere Frauen bewegen, zartes Roth auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit als Alpinus in Afrika und zwar in Abissinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheuren Herden gesehen habe, und giebt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen, sagte er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, bis die Hand bedeckt ist; dann bringen sie dieselbe rasch zu Munde und lecken die Ameisen ab. Wenn man sie nicht hütet, verheeren sie gleich die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt Nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Unter den neueren Forschern giebt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Paviane, welchen er in Arabien und an der Küste von Abissinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählen Rodatz und Bayssière von ihnen. Ich meines Theils traf das Thier auf meiner ersten Reise nach Afrika im Freileben nirgends an, um so häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abissinien im Frühjahre 1862, und kann also nunmehr aus eigner Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebirge Abissiniens und Süd-Nubiens, nach Norden hin soweit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so

angenehmer scheinen sie ihnen zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht $1\frac{1}{2}$ oder 2 Meilen im Durchmesser. Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener, als größeren. Ich sah ein einziges Mal eine Schar von funfzehn bis zwanzig Stück, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer hundert und funfzig zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa zehn bis funfzehn vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viel erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen messen die Mantelhaare zehn pariser oder fast zwölf leipziger Zoll; — die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe: die Jungen ähneln der Mutter. Unser Bild überhebt mich einer Beschreibung der sonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern so großen Beifall fand; hinsichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar wechselnd grünlich braun und gelblich geringelt ist, wodurch eine sehr schwer zu beschreibende, dürr gewordenem Grase am meisten ähnelnde Gesammtfärbung des Pelzes entsteht. Die Kopfseiten und Hinterbeine sind immer lichter, meist aschgrau. Das Gesäß ist brennend roth, das nackte Gesicht schmuzig fleischfarben. Je älter die Männchen werden, um so mehr lichtet sich die Farbe ihres Mantels. Jedoch ist es mir wahrscheinlich, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Paviane giebt: eine kleinere mit aschgrauem Mantel, welche Asien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikanische Art, bei welcher der Mantel auch im höchsten Alter immer grünlich braungrau gefärbt ist: — unsere Abbildung stellt die erstere dar.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzugroßen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmal eingenommen, steigt Alles nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequasteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer nach dem Winde zugekehrt. Die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, so lange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Wenn die Paviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem andern ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts Anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammtheit zu erregen. Bei

gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Pavianherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen aber vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durch einander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingebornen fürchtet sich der Hamadryas so gut als gar nicht. Er zieht unbekümmert um die braunen Leute dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entfliehen. Mehr noch, als andere Familienverwandte, zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenblicklich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Die erste Gesellschaft, welche ich sah, ruhte eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für Felsblöcke gehalten, die auf dem Kamme lägen; denn mit solchen haben die Affen, so lange sie ruhig sind, die größte Aehnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute: „Kuck" vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern suchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer durch. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und üppige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampf gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf jene Laute, und nun bemerkten wir einen allgemeinen Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sicherern Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Ueberraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in einer langen Reihe, in einer mir heut noch unbegreiflichen Weise, wie an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzumächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verspürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufsteigen; denn die Paviane erschienen uns durchaus nicht als Zerrbilder des Menschen, sondern als wüthende, grimmige Raubthiere, keiner Schonung werth und zur Jagd ganz geeignet. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen zehn Fuß in die Tiefe und beinahe eben so wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel

Ueberraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Ueberaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schuß urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die bloße Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen Alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigne Berechnung diesmal ganz außer Acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die ganze Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriff, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Theil der Herde war schon am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse aber noch zurück. Unsre Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, stürzten sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß diese sonst so muthigen, kampflustigen Thiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns auch glücklich, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die entfernte Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erwischen zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom andern Ufer herüber eins der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen wüthige Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsch, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden während dem alle nur denkbaren Töne laut, und einige Mal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubthiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; jedoch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftritts bis zur Beschreibung des Leoparden selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Affen noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebensfähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar Nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob Nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir gar nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Bessern belehrt werden.

Als ich mit dem Herzog von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abissinier auf

einige Paviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne Dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der andern Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Stein unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfang so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des ganzen Gefechts blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Paviane rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder. Daß die gesunden, den Indianern gleich, ihre Leichen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen auch etwas darauf Bezügliches anderweitig vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssière erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter auch im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehr bewaffneten Menschen im Augenblick der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abissinier, sowie übereinstimmend auch gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten sich nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen zurückziehen. Schimper versicherte mich, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angriffe, sondern auch bewältige und tödte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben, wenn sie sich widersetzten. Auch Rüppell giebt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Egypten und namentlich in Kairo sieht man den Mantelpavian häufig genug im Besitz von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigen Tages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größern Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigne Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt dem Herrn nur zu gut zu Statten. Wie gescheit ein solcher Affe werden kann, sehen wir ja übrigens häufig genug in Affenschaubuden, welche uns gezähmte und abgerichtete Thiere derselben Sippe vorführen. Uebrigens benutzen die egyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Egypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb

ausgeführt werden. Dieſer hindert ſie jedoch immer noch nicht, Unfug zu ſtiften. Ich ritt einſt durch die Straßen Kairo's und ſtieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße ſitzenden Hamadryas; mein Reiteſel lief im ſchnellſten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächſten Augenblick mich am Beine erwiſcht und riß mir mit wenigen Griffen die Kamaſche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen ſeiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein Paar ziemlich tiefe Wunden hinterlaſſend. Die Frechheit und Geilheit dieſer Thiere, ihre Unverſchämtheit und Flegelhaftigkeit verbannen ſie ganz entſchieden aus der Geſellſchaft des Menſchen.

Der Gelada (Cynocephalus Gelada).

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, der Gelada (Cynocephalus Gelada). Er iſt der Rieſe ſeiner Familie und noch bedeutend größer, als der Hamadryas, wenn auch ſein Entdecker, unſer Rüppell, dieſes verneint. Ich ſtütze mich bei meinen Angaben auf die mündlichen Mittheilungen Schimpers, welcher ſeit 28 Jahren in Habeſch lebt und oft genug Gelegenheit fand, den Gelada zu beobachten. Mein Gewährsmann verſichert, daß recht alte Männchen des Gelada Mannsgröße erreichen. Unſer Affe unterſcheidet ſich vom Hamadryas auf den erſten Blick. Seine Hautfarbe iſt dunkelbraun, der Kopf, der Oberhals, die Mähnenhaare und der Schwanz ſind lichtbraun, die Kehle und Unterſeite, die untere Hälfte der Vorderglieder und die Rückenſeite der vier Hände ſchwarzbraun. Auf dem Vorderhals und über der Bruſt finden ſich zwei große, dreieckige, nackte, fleiſchfarbige Hautſtellen. Die Geſäßſchwielen ſind dunkelgrauſchwarz gefärbt.

Der Gelada bewohnt nach Rüppell die höheren Berggipfel in Simeen, dem eigentlichen Hochlande von Abissinien. Schimper sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 9—14,000 Fuß über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheuren Scharen; an der unteren Gränze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von 100 bis 200 Stück. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände blos, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus verschiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräsern, Kräutern, Früchten aller Art, und selbstverständlich auch Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder besucht er ebenfalls und zwar, wie die Abissinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden ist. Obgleich weit weniger unverschämt und zudringlich, als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptsächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menschen flüchtet stets die ganze Herde, ohne sich jemals zu vertheidigen; doch ist es immerhin nicht rathsam, einem aufs äußerste getriebenen Gelada zu nahe zu kommen: denn sein Gebiß ist mindestens ebenso furchtbar, wie das seines Verwandten.

Mit diesem lebt der Gelada durchaus nicht in freundschaftlichen Verhältnissen. Die Berge von Simeen gleichen großen Häusern: sie fallen von oben her nur sanft, ungefähr dachartig, dann aber plötzlich Tausende von Fußen mehr oder weniger steil, bis senkrecht ab. In diesen Wänden nun giebt es Felsenhöhlen genug, in denen unsere Affen schlafen. Bei Tage sieht man sie oft in langen Reihen, zu Tausenden vereinigt, auf den Gesimsen und Vorsprüngen sitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und sind gesättigt von oben herabgekommen. Selten steigen sie bis zu dem Fuße der steilen Wandungen hernieder, eben, um einmal ein Feld da unten zu besuchen. Bei solchen Ausflügen treffen sie dann zuweilen mit den Hamadryaden zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt Dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem sie auf einander losstürmen. Zwar kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Geladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geschrei; dann rollen erstere große Steine auf letztere herab, denen diese mit funkelnden Blicken unter Brüllen, Brummen und Bellen auszuweichen suchen. Einzelne alte Recken stürmen auch wohl auf einander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wuthfunkelnden Blicken. Für den Zuschauer haben diese Kämpfe etwas überaus Ergötzendes.

Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindschaft zum Trotz zuweilen Vermischungen zwischen Gelada und Hamadryas vorkommen.

Nach der festen Ueberzeugung genannten Forschers giebt es in Habesch einen andern Affen, kleiner und grauer, als der Gelada, sonst ihm aber ähnlich, welcher sich nicht nur durch anderes Geschrei auszeichnet, sondern auch mehr in der Tiefe, sowie in Herden von geringerer Zahl vorkommt und sich durch verschiedene Lebensweise unterscheidet. Er soll den Hamadryas auf seinen Raubzügen begleiten oder ihm vielmehr in die Getreidefelder folgen und dort sich friedlich zu ihm stellen. Nach der Beschreibung, welche Schimper nach Paris sandte, wurde das betreffende Thier für eine neue Art erklärt.

Endlich findet sich in dem Wunderlande Abissinien noch ein gewaltiger, unseren Museen gänzlich unbekannter Affe, größer als ein Mensch, ganz schwarz, sehr roth auf den nackten Stellen der Brust, welcher in Gestalt und Lebensweise dem Gelada am meisten ähnelt, jedoch in Herden von nur 30 oder 40 Stück lebt und sich nur in Höhen findet, welche selten bestiegen werden. Schimper sah eine einzige Herde dieser fraglichen Thiere und konnte trotz aller Mühe von seinen Jägern blos ein Stück, aber leider ein Junges, erhalten. Dieses hatte mit gleich alten Geladas kaum Aehnlichkeit; es unterschied sich in jeder Hinsicht.

Apes are found in the forests of Africa and Asia, and are divided into two groups, the Anthropomorphous Apes and the Gibbons. The former group includes the Chimpanzee, Gorilla, Orang-utan, and Pongo, and is characterized by the absence of cheek-pouches and callosities, the presence of a rudimentary tail, and the great development of the arms, which are longer than the legs. The Gibbons are distinguished by the presence of callosities, the absence of cheek-pouches and tail, and the relatively short arms.

Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt. Ich habe deshalb mir auch regelmäßig weibliche Paviane ausgesucht.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon in drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingssitz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung erhob er den Schwanz und stellte sich auf drei von seinen Händen, die vierte benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte, wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten im Zorne, er ließ ein bellendes Geschrei hören und rannte dann wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit ausgesuchter Niederträchtigkeit, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er Etwas auswischen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er wie ein Teufel nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein Stückchen Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Strauße haben nun die Unart, nach allem Möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu beißen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd heran kam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Vorderhänden am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang nicht aus seiner Wuth herauskam. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erwischen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Egypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Er probirte nämlich regelmäßig seinen festen Strick und ließ sich dann an diesem bis nah über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Hinterhände in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Thiere zeigte er große Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, war er auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug, sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm aber, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste aufgebracht über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte nun seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter und ihm blieb keine Zeit übrig, auf ihn hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gefaßt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den obern Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine

Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in ſo hohem Grade, daß keiner derſelben ihm ſein geraubtes Pflegekind abnahm; ſie jagten ſchließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit ſich in unſere Behauſung, hätſchelte, pflegte und wartete ihn ſorgfältig, ſprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an ſolchen Tänzerkünſten zu haben ſchien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichſten Lage los und erlaubte ſich andere Uebergriffe, die wohl an einem Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt ſein mochten. Seine Freundſchaft zu dem Kleinen war groß, Dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde brachten, ſelbſt an deſſen Stelle zu freſſen und das arme hungrige Thier auch noch ſorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberiſche Vormund, das unſchuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demſelben Abend das Junge abnehmen und es zu ſeiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verluſt ärgerte ihn dergeſtalt, daß er mehrere Tage ſehr mürriſch war und verſchiedene dumme Streiche verübte.

Der Babuin (Cynocephalus Babuin).

Während meines zweiten Aufenthaltes in Oſt-Sudahn hatte ich oft viele Paviane derſelben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöft. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte ſeinen Herrn genau und ebenſogut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einen friſchgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Thier in das Innere unſerer Wohnung und ſorgten durch aufgeſtellte Wachen dafür, daß er den Raum nicht verlaſſen konnte. Dann nahm Einer von uns die Peitſche und bedrohte den betreffenden Affen, der Andere geberdete ſich in ausdrucksvollſter Weiſe als Schutzherr des Verfolgten. Nur ſelten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu ſchlagen; er begriff ſchon die Drohung und dem ihn in Ausſicht geſtellten Schutz vollkommen und erwies ſich ſtets ſehr dankbar für die ihm in ſo ſchwerer Bedrängniß gewordene Hilfe. Ebenſo leicht wurde es, einem Paviane begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden ſei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falſch antworteten. Hierin beſtand das ganze Kunſtſtück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu ſchlagen, bewirkte oft mehr, als die Schläge ſelbſt, und verſetzte jeden Pavian ſtets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unſere Behauſung gebannt. Das Fieber ſchüttelte wohl auch den Einen oder den Andern von uns; ich war damals arm, hatte ſchwere Verluſte erlitten und befand mich in einer ſehr traurigen Lage. Da waren es die Affen vor Allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl ſagen, daß ſie uns geradezu unumgänglich nothwendig wurden. Wir trieben tolle

Digitized by Google

Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen sehr genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Thiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassendern Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reitthier eines noch dickern und jedenfalls unausstehlichern Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Werth der höhern Reitkunst vollkommen klarzumachen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumuthungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände zustatten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich. Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der Erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den hinteren Händen aber krampfte er sich in dem Felle des Thieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Vorderhänden an ihn an, mit den Hinterhänden aber genau in derselben Weise, wie jener, an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tollern Anblick denken kann, als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grauthiers.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingebornen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudahnesen aus den Körnern der Durrah oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudahnesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein — andern hatten wir nicht — tranken die Affen auch, Branntwein verschmähten sie aber immer. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Thiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am andern Morgen stellte sich der Katzenjammer mit all seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige; sie hielten sich wohl auch wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargereichte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Citronen außerordentlich: kurz, sie geberdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich.

Mit den anderen Thieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen sie sich sehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängstigte zwar die Meerkatzen auf das höchste, nicht aber die muthigen Hundsköpfe. Sie flohen auch, wenn sich das gefürchtete Thier nahte, hielten ihm aber tapfer Stand, sowie die Löwin einen Versuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasselbe habe ich später stets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf sie hetzte, trieben dieselben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, sie am Fell zu packen. Der flüchtende Affe sprang dann unter furchtbarem Gebrüll blitzschnell herum, hing sich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulschellirte, biß und kratzte ihn derartig, daß dieser in höchster Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite suchen mußte. Um so lächerlicher war ihre jedes Maß übersteigende Furcht vor Lurchen aller Art. Eine unschuldige Eidechse, ein harmloser Frosch brachten sie förmlich in Verzweiflung! Sie rasten dann, suchten die Höhe zu gewinnen und klammerten sich krampfhaft an Balken und Mauern fest, soweit es

ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde so groß, daß sie nie umhin konnten, sich die ihnen entsetzlichen Thiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechschachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Wesen diese Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerstehen, die geschlossenen Gefängnisse der Schlangen aufzumachen und weideten sich dann gleichsam an ihrem eignen Entsetzen. In dieser Furcht vor Lurchen sind meiner Erfahrung nach alle Affen gleich.

Einer dieser Paviane verendete auf sehr traurige Weise. Mein Diener wollte ihn im Nil baden und warf ihn vom Bord unsers Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befestigt, dessen Ende mein Diener in der Hand behielt. Unglücklicherweise aber entfiel ihm dieser, der Affe versank, ohne auch nur einen Versuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch sehr viel lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpf im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eignen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er aber einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Aeffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die Aeffin. Diese nahm die herausfordernde Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächsten Augenblick wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigung zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wuth schäumte, konnte ich ihm nicht verdenken. Es half ihm aber Alles nichts, und schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — so lange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmüthige Hassan so zu sagen jeden Bissen mit ihr theilte, schien sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit; sie brach ihm — wie schon bemerkt — augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich Etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihre Liebe verlangte mehr Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie nur immer konnte, und trug sie oft lange mit sich herum. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menschliche Gesellschaft liebte sie sehr, zog aber Männer ganz entschieden Frauen vor und neckte und ärgerte Letztere in jeder Weise. Auf Männer wurde sie blos dann böse, wenn diese ihr Etwas zu Leide gethan hatten, oder wenn sie glaubte, daß ich sie auf die Leute hetzen wolle. In diesem Punkte war sie nämlich ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr blos ein Wort sagen oder Jemand zeigen: sie fuhr dann sicher wüthend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß sie wochenlang nicht und rächte sich, sobald sich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend Etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie oft zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und

dieſes dann mit Feuerſchwamm anzündeten. Sie ſchrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, ſoweit ihr Strick es zuließ. Doch ließ ſie ſich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war ſie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu erſticken und ſo die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß ſie daſſelbe regelmäßig auf, wahrſcheinlich des ſalpeterigen Geſchmackes wegen.

Während des Winters bewohnte ſie gewöhnlich den warmen Ziegenſtall, trieb aber hier häufig Unfug, indem ſie Thüren aushob und ſo die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere derartige unerlaubte Dinge ausführte. Das eingemeiſchte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß ſie leidenſchaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigen-

Der Schopfpavian (Cynocephalus niger).

thümern an. Hierbei benahm ſie ſich äußerſt geſchickt: ſie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der andern packte ſie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieſelbe gewundenen Stricke und hielt ſie, während ſie ſelber trank, ſoweit als möglich von ſich ab. Wenn die Ziegen ſie ſtießen, ſchrie ſie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächſten Augenblicke an dem Halſe ihrer Gegnerin, um ſie zu beſtrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptſpeiſe bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für ſie. Ganz abweichend von anderen Thieren, liebte ſie auch den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch und ſperrte, wenn ich ihr denſelben in das Geſicht blies, immer das Maul weit auf, um davon ſoviel als möglich einzuſchlürfen. Dieſelbe Beobachtung habe ich auch bei andern

Affen gemacht; sie sind meines Wissens aber auch die einzigen Thiere, welche an dem Tabaksrauche Gefallen finden.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wüthend, sondern immer nur auf Diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor; sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr sehr; Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eignen Ermessen ausführte, und Hassan lief wiederum ihr treulich nach.

Als Hassan starb, war sie sehr unglücklich und stieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geschrei aus, auch des Nachts, welche sie sonst regelmäßig verschlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß sie den Verlust ihrer Gefährtin nicht überleben würde und verkauften sie deshalb an den Besitzer einer Thierschaubude, bei welchem sie andere Gesellschaft fand. —

In der neuern Zeit hat man den Rhird als eigne Art angesehen und ihm den Namen Cynocephalus Anubis gegeben. Der Unterschied zwischen ihm und dem Pabuin ist übrigens so gering, daß jene Trennung nicht genug gerechtfertigt erscheint.

Schließlich müssen wir noch eines Affen gedenken, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von andern aber unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermüthigen Schwarzen, dessen ich, als Peinigers des Budeng, bereits auf Seite 45 gedacht habe. Wie wir dort sahen, ähnelt er in seinem Wesen den eigentlichen Pavianen vollständig; hinsichtlich seiner Gestalt aber unterscheidet er sich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und eben daher rührt die verschiedene Meinung der Forscher. Ich vertrete, seitdem ich den Schopfpavian, wie wir unser Thier nennen können, lebend gesehen habe, unbedingt die Ansicht Cuviers, welcher den Schwarzen zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm.

Der Schopfpavian (Cynocephalus niger) unterscheidet sich von den bis jetzt beschriebenen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Gesicht und Gesäß sind nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die sammetartig nackte Gesichtsfarbe übergeht. Das Gesäß ist roth. In der Größe steht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt nur zwei Fuß, die Länge des Schwanzstummels kaum einen Zoll.

Verschiedene Eilande des indischen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den schwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch ist über sein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigstens — noch Nichts bekannt geworden. Schon mehrmals ist er lebend nach Europa gebracht worden, und hier hat er sich auch stets längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Thiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhaus die Zuschauer belustigten. Ich habe der Beschreibung seines Wesens und Treibens nach Dem, was ich oben bemerkte, kaum noch Etwas hinzuzufügen. Der üppige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen ebenso gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte, wenn

Fig. 1.—Gorilla.

Gorilla (Gorilla gina) is the name of the largest of the anthropoid apes, which is found in the forests of Western Africa, and is distinguished from the chimpanzee by its greater size, by the absence of a tail, by the greater length of the arms, and by the shortness of the ears. The gorilla is a powerful animal, and is said to be very fierce when attacked. It is also said to be able to carry off a man with ease. Its habits are not well known, but it is believed to be a vegetable feeder, and to live in small troops. Its cry is described as a deep bass bark, which can be heard at a great distance. Specimens have been brought to Europe, but they have not lived long in captivity.

Chimpanzee (Troglodytes niger) is the name of the second largest of the anthropoid apes, which is found in the forests of Western Africa, and is distinguished from the gorilla by its smaller size, by the presence of a tail, by the greater length of the ears, and by the shortness of the arms. The chimpanzee is a powerful animal, and is said to be very fierce when attacked. It is also said to be able to carry off a man with ease. Its habits are not well known, but it is believed to be a vegetable feeder, and to live in small troops. Its cry is described as a deep bass bark, which can be heard at a great distance. Specimens have been brought to Europe, but they have not lived long in captivity.

in jeder Beziehung, und ſein Geiſt gleicht leider dem Leibe. Dieſer iſt überaus kräftig und plump, der Kopf iſt abſcheulich und das Gebiß wahrhaft furchtbar. Die Behaarung iſt ſehr eigenthümlich rauh und ſtruppig, und die Färbung der nackten Theile im höchſten Grade grell und abſtoßend. Der Pelz iſt dunkelbraun mit ſchwach olivenfarbigem Anfluge; jedes einzelne Haar iſt ſchwarz und olivengrün geringelt; am Bauche ſind die Haare weißlich, an den Seiten hellbräunlich gefärbt, der Kinnbart iſt citronengelb, und hinter den Ohren findet ſich ein graulichweißer Flecken. Geſicht und After ſind gleich widrig. Die Naſe iſt blutroth und die ſeitlich angeſchwollene von zwei Längswülſten durchzogene nackte Schnauze hellbraun. Der After und der Hodenſack ſind roth und die außerordentlich großen wulſtigen Gefäßſchwielen lebhaft blau und roth gefärbt und glänzend; die Ohren und Hände ſind ſchwarz. In der Jugend iſt das Geſicht ungefurcht und ſchwärzlich, ſpäter zeigen ſich die zwei braunen Längsfurchen, und erſt mit reiferem Alter treten die grellen Färbungen hervor. Die Weibchen ſind niemals ſo lebhaft gefärbt, wie ſie auch nicht die Größe des Männchens erreichen. Die Höhe der Letzteren beträgt in aufrechter Stellung 4½ Fuß, in gehender 3 Fuß. Der Leib mißt von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel ebenfalls 3 Fuß, der Schwanz hingegen nur 3 Zoll. Man kann ſich kein Thier denken, welches mit lebhafteren Farben begabt und doch ſo häßlich iſt, als der Mandril.

Das garſtige Thier findet ſich häufig in Guinea, namentlich an der Goldküſte. Es lebt in Truppen in gebirgigen Wäldern, theils auf Felſen, theils auf Bäumen, verläßt aber dieſen waldigen Aufenthalt oft genug, um die naheliegenden Anſiedlungen der Menſchen zu beſuchen und dort nach Herzensluſt zu plündern. Man ſagt auch, daß Rotten dieſer Thiere oft in die Dörfer einfallen, während die Neger das Vieh hüten oder mit der Ernte beſchäftigt ſind, und dann Frauen und Kinder auf das ſcheußlichſte mißhandeln. Die unglaubliche Kraft und beiſpielloſe Wildheit des Mandril macht es den Eingebornen ſeines Landes und auch den meiſten Thieren überaus furchtbar.

Unter allen Pavianen erſcheint uns der Mandril als der hoffnungsloſeſte Wilde, und diejenigen, welche man jung gefangen nahm und ſo weit zähmte, als ein Hundskopf überhaupt gezähmt werden kann, ſind faſt als Ausnahmen zu betrachten. Aber auch bei ihnen bricht, wenn ſie älter werden, die Wildheit regelmäßig durch, und dann zeigt ſich das Thier in ſeiner ganzen Furchtbarkeit und Scheußlichkeit. Seine Kraft, ſeine Gewandtheit und ſein gefährliches Gebiß machen es zum Herrn der Wildniß. Es fürchtet ſich vor keinem Feinde und läßt ſich nicht einmal durch den Knall des Schießgewehrs erſchrecken. Seine Leidenſchaften ſind ſo furchtbar, daß es ſcheint, als ob es während derſelben in eine förmliche Raſerei verfiele und den Verſtand vollkommen verlöre. Der Zorn der anderen Affen iſt, wie ein engliſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, der Wuth dieſer Thiere gegenüber, ein leiſes Fächeln des Windes, während die Raſerei des Mandril einem jener entſetzlichen Stürme der Wendekreisländer gleicht, welche Alles vor ſich niederwerfen. Wenn das abſcheuliche Vieh erzürnt wird (und hierzu genügt ein einziger Blick, ein lautes Wort, eine Drohung), kommt es in ſo entſetzliche Aufregung, daß es Alles vergißt und förmlich kopflos wie raſend auf ſeine Feinde losſtürzt. Ein wahrhaft dämoniſcher Glanz ſtrahlt aus den Augen des Scheuſals, welches in Wahrheit auch mit dämoniſcher Kraft und Böswilligkeit begabt zu ſein ſcheint. Es wird verſichert, daß ſeine ſtürmiſchen Leidenſchaften es ſelbſt ſo fürchterlich erſchüttern, daß es wohl vor Zorn unter wildem Schreien und Röcheln leblos zur Erde ſtürze. Und dabei ſagt man, daß es weit länger, als andere Paviane, eine Beleidigung nachtrüge, ja, daß es eigentlich niemals einem Feinde verzeihen und vergeben könne. So iſt es kein Wunder, daß die Eingebornen ſeiner Heimatländer ſich niemals in einen Kampf mit ihm einlaſſen, ja nicht einmal diejenigen Wälder betreten, in welchen ſich gerade Mandrils aufhalten, außer wenn die Männer in bedeutender Zahl und gut bewaffnet ſind. Wie die Wuth des Thieres, kennt auch ſeine Sinnlichkeit keine Grenzen. Seine Frechheit und Unverſchämtheit übertrifft die aller übrigen bekannten Affen weit. Die Männchen fallen nicht blos weibliche Affen, ſondern auch weibliche Menſchen mit ihren frechen Gelüſten an und werden hierdurch überaus gefährlich.

In der Freiheit halten ſich die Mandrils in großen Banden zuſammen. Sie klettern bei all ihrer Plumpheit doch mit viel Geſchick und Gewandtheit auf Felſen und Bäumen herum. Ihr Gang

iſt ziemlich leicht und ſicher; ſie gehen aber niemals aufrecht, ſondern immer auf allen Vieren. Ihre Stimme klingt tief und hohl, nicht aber laut, weil ſie durch einen häutigen Kehlſack gedämpft wird. Am beſten vergleicht man ſie mit dem Grunzen des Schweines.

Alte Mandrils können niemals gezähmt werden. Sie ſind überhaupt nicht lebendig zu erlangen, weil ſie auch berauſcht noch allzu gefährliche Gegner des Menſchen ſind. Gewöhnlich kommen nur Junge nach Europa und unter dieſen vorzugsweiſe Weibchen, weil die Männchen gar zu abſcheulich ſind und, wenn ſie älter werden, ihre Wärter oft in bedenklicher Weiſe mishandeln. Kein Thier haben die Wärter mehr zu fürchten, als den alten Mandril. Er verträgt übrigens die Gefangenſchaft ſehr gut und hält auch in unſerm Klima viele Jahre aus. Seine Leidenſchaften zeigen ſich ſelbſt bei der beſten Behandlung und wachſen mit zunehmendem Alter unverhältnißmäßig. „Sein Blick, ſein Geſchrei und ſeine Stimme," ſagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehiſche Unverſchämtheit an. Die ſchmuzigſten Gelüſte befriedigt es auf die ſchamloſeſte Weiſe. Es ſcheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Laſters mit all ſeiner Häßlichkeit habe aufſtellen wollen."

Der Dril (Papio leucophæus).

An den gefangenen Mandrils beobachtete man mehr, als an anderen Hundsköpfen, eine große Eiferſucht gegen ihren Wärter und, wenn die Gefangenen Männchen ſind, noch mehr gegen weibliche Perſonen, welche ihnen bekannt wurden. Sie werden raſend, wenn ein Mann ſolche Freundinnen von ihnen liebkoſt oder zu liebkoſen vorgiebt, und tragen ihm ein ſo großes Verbrechen ſicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde dieſe Eiferſucht einmal ſehr gut benutzt, um einen Mandril (oder, wie Andere ſagen, einen Tſchakma), welcher aus ſeinem Käfig ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängniß zu bringen. Er hatte alle gütlichen Verſuche ſcheitern gemacht und bereits einige von ſeinen Wärtern verwundet, als der ſchlaueſte derſelben auf den Gedanken kam den Affen durch ſeine eigene Leidenſchaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückſeite des Käfigs nämlich befand ſich eine kleine Thüre: hinter dieſe mußte ſich die Tochter eines der Wärter ſtellen, und zwar ſo, daß ſie der Affe ſehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und ſtellte ſich dann an, als ob er es küſſen wollte. Dies war zu viel für den liebenden Mandril. Er ſtürzte wie raſend auf den Mann los, gewiß in der beſten Abſicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war ver-

gessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thür und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

Von anderen gezähmten Mandrils berichtet man, daß ihre Leidenschaftlichkeit sich auch auf den Genuß geistiger Getränke erstreckte und sie sich, so oft sie nur konnten, in Bier oder Wein berauschten. Die Beobachter, welche die betrunkenen Mandrile sahen, versichern, daß sie dann womöglich noch einmal so scheußlich seien, als vorher.

Einer der berühmtesten Mandrils lebte in England unter sehr glücklichen Verhältnissen. Er war wohlbekannt unter dem Namen: „Hans im Glück" und ziert noch heute nach seinem Tode das britische Museum. Das Thier hatte mehrmals die Ehre, in Folge besonderer Einladungen, ein Gast der königlichen Familie zu sein: kurz, es genoß, wie mein englischer Gewährsmann sagt, ein so glückliches Leben, als es nur immer ein Pavian leben kann.

Es ist kein Wunder, wenn über diese wüthenden Thiere früher die allermerkwürdigsten Geschichten erzählt wurden. Topsel glaubt, daß es der „Arktokyon" oder Bärenhund der Alten sei, ein Vieh, welches als Bastard von einem Bären und Hunde angesehen wurde. Andere nennen es auch die zweite Art der scheußlichen Hiäne. Bei den Eingebornen heißt es Barris, und wahrscheinlich ist es der Urheber der Missethaten, welche man dem Schimpanse zuschreibt.

Die zweite Art dieser Sippe, der Dril, hat so ziemlich dieselbe Gestalt, wie der Mandril, aber in jedem Alter ein schwarzes Gesicht. Sein Pelz ist mehr grünlich gefärbt, als der des Mandril. Die längs der Nase verlaufenden runzeligen Wülste sind nicht gefaltet. Der Schwanz ist ein gepinselter Stummel. In der Größe steht er weit hinter dem Mandril zurück. Seine Heimat ist dieselbe, wie die seines greuligen Verwandten. Von seinen Sitten in der Freiheit weiß man nur sehr wenig, doch scheint es, daß dieselben denen des Mandrils ähneln. Auch der Dril kommt öfters nach Europa, namentlich nach England, und erfreut sich dort einer ziemlich guten Gesundheit. Das geistige Wesen der Gefangenen hat gezeigt, daß sie eben auch echte Paviane sind: gelehrig in der Jugend, wild und tückisch im Alter.

* * *

Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerikas, ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber fast immer ein durchaus selbständiges Gepräge: Alles in ihm ist anders, als in der alten Welt, und nur hier und da erinnert Etwas noch an diese; aber dann haben wir es auch nicht mit dem eigentlichen Amerika zu thun: denn dieses sind die Landstriche zwischen den Wendekreisen. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — Alles ist anders, als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens Alles und Jedes so märchenhaft oder zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist Dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die neuweltlichen Affen oder Schmalnasen sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur einzelne. Und Eines muß augenblicklich auffallen: nur der Leibes- und Gliederbau stempelt sie zu Affen, nicht aber auch das geistige Wesen. Alle neuweltlichen Affen sind viel unbeholfenere, trägere, traurigere, geistlosere Geschöpfe, als ihre Familienverwandten der alten Welt. Sie sind harmloser, gutmüthiger, unschädlicher, als diese: aber deshalb keine echten Affen mehr. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen

zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist. Und nicht blos wir Männer hegen eine solche Ansicht, sondern auch die Frauen, welche doch regelmäßig abgesagte Feinde jeder Verspottung des eigenen Ichs, ja alles Menschlichen sind: ich habe stets erfahren, daß von Frauenmund die amerikanischen Affen als widerliche Geschöpfe bezeichnet worden sind.

So streng wollen wir nun zwar nicht urtheilen; doch können auch wir die in jener Bemerkung wirklich vorhandene Wahrheit nicht ganz wegleugnen. Wir müssen jedoch ein vollgültiges Urtheil noch aufsparen, bis wir unsere Thiere vollständiger kennen gelernt haben.

Die neuweltlichen Affen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau, so wie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig, die Glieder sind lang, der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenüber gestellt werden, wie dies an den Hinterhänden der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt zweiunddreißig Zähnen bilden sechsunddreißig das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite sechs Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar mannichfaltig, aber niemals so bunt, wie die vieler Affen Asiens und Afrikas.

Der Heimatskreis der neuweltlichen Affen beschränkt sich auf Südamerika. Die Nordgrenze desselben bildet das Antillenmeer, auf dessen schönen Inseln schon keine Affen mehr vorkommen, wie sie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Westen hin begrenzt die Andeskette, nach Osten hin das atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen sind ausschließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr, als trockene. Auf die Erde kommen sie blos im äußersten Nothfalle herab; denn auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Thiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aesten und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen Alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzentheilen aller Art, sowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen, wie die anderen, sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch giebt es unter den größeren Affen mehrere Arten, welche äußerst träge und gewissermaßen die Orang-Utangs der neuen Welt sind. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu Alles in Allem für die sonst sehr tölpischen Thiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nöthig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend Etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die der übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben, und ersetzt ihnen vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt im Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht immer auf allen vier Beinen und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend, kurz schlecht.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie sind im Ganzen zwar sanft, gutmüthig und zutraulich, aber auch dumm, ungeschickt, ungelehrig und schwerfällig. Einzelne sind neugierig, muthwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese immer scheu und furchtsam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch als möglich in dichtem Gezweig zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach Dem, welcher sie fassen will; Gesunde vertheidigen sich wohl blos gegen schwache Raubthiere. Es sind kraftlose, feige Thiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermüthiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, ihre Weichlichkeit und Hinfälligkeit: — alle diese Eigenschaften und Sitten sind eben auch nicht geeignet, sie als Hausgenossen und Zeitvertreib des Menschen zu empfehlen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche besitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke; sie drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Lachen oder Weinen aus und werden aus diesem Grunde namentlich weichherzigen Frauen besonders theuer.

Ihre Mutterliebe ist eben so erhaben, wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Liebe erwerben muß.

Dem Menschen werden die neuweltlichen Affen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben sich dort einen geringen Zoll, welcher gar keine Aehnlichkeit hat mit den Erpressungen, die sich die Altweltsaffen erlauben. Der Mensch dagegen zieht mancherlei Nutzen aus den harmlosen Waldbewohnern Amerikas. Er jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildpret betrachten und sich aus ihrem Fleische Suppen und Braten bereiten müssen, und manche feine europäische Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingebornen Amerikas ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn sein Fleisch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen sie sich zu ihrer Jagd des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch empor geschleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn sie blos die Haut durchbohrt haben. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen: allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz andern Thiere die Lebenskraft zu rauben. Das Blasrohr, aus dem solche tückisch wirkende Bolzen abgeschossen werden, bleibt unter allen Umständen das gefährlichste Menschengewehr für die leichten Kinder der Höhe.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch die Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas," sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient etwas zu sich gekommen, so

wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeit lang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth; das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und auch der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt." So fesselt der Mensch das freie Kind der Wildniß an sich und zwingt es, auch lebend, ihm zu dienen.

Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der zweiten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen. Die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend; die Behaarung ist dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor Allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen," sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem untern Kehlkopf der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hintern Ende kahl, dort nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle tropischen Länder und Gegenden Südamerikas. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder sind ihr Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen sich zu kleinen Wäldern vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich. Ihre Lebensweise ist so gleichförmig, daß man allen Arten gerecht wird, wenn man das Treiben und Schaffen einer einzigen beschreibt.

In unseren Lehrbüchern finden sich mehr als ein Dutzend Namen für die Brüllaffen, welche nach der Meinung der betreffenden Forscher besondere Arten bezeichnen; doch ist es jetzt ausgemacht, daß jede Art unserer Thiere vielfach abändert, und es ist daher so gut als entschieden, daß alle Brüllaffen auf sehr wenige, vielleicht nur auf drei oder vier Arten zurückzuführen sind.

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche von Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger und von Schomburgk über zwei Arten, den rothen Brüllaffen oder Alauten (Mycetes seniculus) und den schwarzen Brüllaffen oder Caraya (Mycetes niger) gesammelt wurden. Das Männchen des erstern hat einen lebhaft glänzenden, rothen Pelz, welcher auf dem Rücken in das Goldgelbe spielt. Das Weibchen ist dunkler und oft rein schwarzbraun; die Jungen ähneln der Mutter. Beim Carayamännchen ist der Pelz kohlschwarz gefärbt; die nackten Theile aber sind rothbraun. Weibchen und Junge sind lichter, gewöhnlich graulichgelb gefärbt. Immer haben die Männchen einen längeren und dichteren Pelz und namentlich einen längern Bart, als die Weibchen. Vielfache Spielarten kommen von beiden vor. In der Größe gleichen sich der Alaute und der Caraya so ziemlich. Neuwied giebt die Länge des erstern zu $20^1/_4$, die Schwanzlänge dagegen zu $21^2/_3$ Zoll an, Rengger die des letztern zu 20 Zoll. Dieser ist hinsichtlich seines Vorkommens der südliche Vertreter von jenem. Er bewohnt Paraguay und Südbrasilien, während jener mehr in der Nähe von Guiana zu finden ist. Beide Arten sind an manchen Orten unglaublich

Singes.

Digitized by Google

häufig: Humboldt schätzt, daß auf einer mit geeignetem Wald bestandenen Quadratmeile wohl zweitausend Stück Brüllaffen vorkommen mögen, und sah Banden von ihrer vierzig. Rengger begegnete nur kleinern Gesellschaften, meist Familien von drei bis zehn Mitgliedern.

Der Brüllaffe ist eines derjenigen amerikanischen Thiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur unvollständig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Solche haben heutigen Tages noch unter den nicht selbst beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir lassen sie gänzlich bei Seite und halten uns dafür an unsere Gewährsmänner. Schomburgk mag uns die Thiere zuerst vorstellen; dann wollen wir den Mittheilungen der Uebrigen folgen.

„Nach meiner Ankunft," sagt jener ausgezeichnete Beobachter, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstück, mit meinem Jagdzeug versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrüll entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Concert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien in tödlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihre Resonanz der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreies auf und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke sich Spuren eines Lächelns gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Concertgeber sich mit langen Bärten starr und ernst einander anblickten. Man hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eignen Vorsänger besäße, der sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt; — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmuthige Schilderung beweist uns schon hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigenthümlichen Geschöpfen zu thun haben. Man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererseits anerkennen muß, daß die Indianer zu entschuldigen sind, wenn sie die Brüllaffen ihres trübseligen Aeußern und ihres langweiligen Betragens halber mißachten und hassen. Selbst die Verläumdungen, welche man sich zu Schulden kommen ließ, sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unsere Thiere weder im Freileben noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmuth, ja selbst irgend welche Abwechslung in ihrer Lebensweise zeigen.

Grämlich und mürrisch sondern sich die Brüllaffen von allen übrigen Familienverwandten ab. Niemals sieht man sie untereinander spielen. Wenn sie nicht fressen oder brüllen, sehen sie bewegungslos vor sich hin oder schlafen. Ihr ganzes Leben ist außerordentlich einförmig.

Während des Tages ſind die höchſten Bäume des Waldes der Lieblingsaufenthalt des Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung zieht er ſich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überläßt ſich da dem Schlafe. Langſam, faſt kriechend klettert er von einem Aſt zu dem andern, Blätter und Knospen auswählend, langſam mit der Hand ſie abpflückend und langſam ſie zum Munde bringend. Iſt er geſättigt, ſo ſetzt er ſich in zuſammengekauerter Stellung auf einem Aſte nieder und verharrt hier regungslos, wie ein uraltes, ſchlafendes Männchen erſcheinend, welches den Kopf auf die Bruſt ſtützt; oder er legt ſich der Länge lang über den Aſt hin, läßt die vier Glieder zu beiden Seiten ſteif herabhängen und hält ſich eben nur mit dem Wickelſchwanze feſt. Was der Eine thut, wird von dem Andern langſam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eins der erwachſenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie ſich gerade aufhält, ſo folgen ihm alle übrigen Glieder der Geſellſchaft rückſichtslos nach. „Wahrhaft erſtaunlich," ſagt Humboldt, „iſt die Einförmigkeit in den Bewegungen dieſes Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zuſammenreichen, hängt ſich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Faſſen beſtimmten ſchwieligen Theile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei ſchweben und ſchwingt ihn hin und her, bis es den nächſten Aſt packen kann. Der ganze Zug macht an derſelben Stelle genau dieſelbe Bewegung."

Für die Brüllaffen iſt der Schwanz unzweifelhaft das wichtigſte aller Bewegungswerkzeuge; ſie brauchen ihn, um ſich zu verſichern — und das thun ſie in jeder Stellung; — ſie benutzen ihn ſelbſt, um Etwas mit ihm zu erfaſſen und an ſich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptſächlich dazu, jeder ihrer langſamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß ſie ſchlecht kletterten: ſie ſind im Gegentheil ſehr geſchickt; aber niemals machen ſie, wie andere Affen, weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinſchreiten halten ſie ſich feſt auf dem Aſte an, bis der hin- und hertaſtende Schwanz einen ſichern Halt gefunden und denſelben in einer oder zwei Windungen umſchlungen hat; beim Herabklettern halten ſie ſich ſo lange an dem Aſte, welchen ſie verlaſſen wollen, bis ſie mit den Händen einen neuen ſichern Halt gefunden haben, beim Aufwärtsſteigen an dem untern Aſte, bis ſie mit allen vier Füßen den obern ſicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes iſt größer, als die der Hände. Die Beugemuskeln an ſeiner Spitze ſind ſo ſtark, daß ſie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zuſammenrollen. Der Brüllaffe kann ſich mit der Spitze ſeines Schwanzes, auch wenn er dieſelbe nur mit einer halben Windung um den Aſt ſchlingt, wie an einem Haken aufhängen, er kann alles einem ſolchen Werkzeuge nur Mögliche ausführen und iſt verloren, dem Verderben Preis gegeben, wenn er ſeines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Laſt des Körpers, und nicht immer ſtrecken ſich unter dieſer Laſt die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen ſchon halb verfaulte Caraya noch feſt an ihrem Aſte hängen ſieht.

Wenig andere Thiere ſind ſo ausſchließlich an die Bäume gebunden, als die Brüllaffen. Sie kommen nur höchſt ſelten auf die Erde hernieder, wahrſcheinlich blos dann, wenn es ihnen unmöglich iſt, von den niederen Aeſten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt ſagt, daß ſie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme ſetzen ſollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten ſich," ſagt er, „ſo ſehr vor dem Waſſer, daß, wenn ſie durch das ſchnelle Anſchwellen des Stromes auf einem Baume iſolirt werden, ſie eher verhungern, als daß ſie durch Schwimmen einen andern Baum zu gewinnen ſuchen. So traf ich einſt eine ſolche Affenherde auf einem von Waſſer rings umgebenen Baum an, welche, ganz abgemagert, ſich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, ſondern ſogar einen Theil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte ſie nur eine Strecke von ſechzig Fuß zu durchſchwimmen gehabt." Derſelbe Naturforſcher verſichert, daß er niemals einen Brüllaffen auf einem freien Felde geſehen oder ſeine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen habe.

Wenn der Brüllaffe keine Nachſtellung erfährt, hält er ſich in einem beſtimmten Gebiete auf, welches höchſtens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf ein und demſelben Baume. Höchſt ſelten ſieht man ihn einzeln. Die Familie hält ſich ſehr treu zuſammen. Sie zu beobachten, hält nicht ſchwer, weil ſie ſich durch ihr Gebrüll verräth, zumal Morgens und Abends und am öfterſten in der warmen Jahreszeit. Bei kalter oder regneriſcher Witterung und zur Nachtzeit hört man ſie nicht oft. Rengger behauptet ſogar, daß ſie Nachts niemals einen Laut von ſich geben. Gewöhnlich machen die Männchen den Anfang bei dieſem Geheul und führen es auch am eifrigſten durch; die Weibchen und Jungen ſtimmen blos zuweilen mit ein. Beim Brüllen ſitzt die ganze Geſellſchaft regungslos in der einmal eingenommenen Stellung, die Männchen gewöhnlich weithin ſichtbar auf den höchſten Aeſten und Bäumen, die Weibchen etwas tiefer unten in der Krone. Manchmal brüllen die Thiere ſtundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen noch auf 800 Klaftern Entfernung höre; der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar ſei; doch ſtützt ſich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. „Mitten auf den weiten mit Gras bewachſenen Ebenen, ſagt er, unterſcheidet man leicht eine vereinzelte Baumgruppe, welche von Brüllaffen bewohnt iſt und von welcher der Schall herkommt. Wenn man nun auf dieſe Baumgruppe zugeht oder ſich davon entfernt, kann man den Abſtand, in dem das Geheul noch vernehmbar iſt, ziemlich genau ermeſſen.“ Warum die Thiere eigentlich ihre ſonderbaren Geſänge aufführen, iſt ein Räthſel, wenn man eben nicht annehmen will, daß ſie ſich durch die ihnen eigene Tonkunſt gegenſeitig ergötzen wollen. Beim Erſcheinen eines Hundes endigt das Gebrüll der Affen augenblicklich; die Geſellſchaft ſucht ſich ſo ſchnell als möglich hinter dichte Aeſte oder zwiſchen dem Laube zu verſtecken; ſie flieht auch wohl durch die höchſten Gipfel der Bäume, immer aber ſo langſam, daß der Jäger, wenn der Wald von Unterholz ziemlich rein iſt, ſie leicht verfolgen kann. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angſt, beſtändig ihren breiigen Koth fallen laſſen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Affen ihre Feinde mit Koth bewerfen, iſt ſomit erklärt.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm ſein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Manchfaltigkeit und der Reichthum der verſchiedenen Früchte laſſen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er noch alles Mögliche: Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verſchiedenſten Art, wahrſcheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehilfliche Vögel, wie ſeine übrigen Stammgenoſſen. Den Pflanzungen wird er niemals ſchädlich, wenn er ſich auch Tage lang am Saume derſelben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Die Familien der Brüllaffen beſtehen immer aus einer größern Zahl von Weibchen als Männchen. Im Allgemeinen darf man drei Aeffinnen auf einen Affen rechnen. Ob dieſe Männchen in Sachen der Liebe unter einander kämpfen, weiß man nicht; bei der Trägheit und Langweiligkeit der Thiere iſt es nicht eben wahrſcheinlich. Gewöhnlich trifft man die ganze Familie, ſie mag ſo groß oder klein ſein, wie ſie will, auf demſelben Baume an, und immer hält ſie ſich eng zuſammen.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch ſchon zu Ende Mai oder erſt Anfangs Auguſt ein einziges Junges. Während der erſten Woche nach der Geburt hängt ſich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit allen vier Armen an den Unterleib der Mutter an; ſpäter trägt dieſe ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkoſungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigſtens in der erſten Zeit niemals, während ſie ſpäter das ſchon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängſtlicher Flucht manchmal von ſich abſchüttelt oder gewaltſam auf einen Aſt ſetzt, um ſich ihren eignen Weg zu erleichtern. Indianer, welche Letzteres ſahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgiltig gegen ihre Jungen wäre; Prinz von Wied ſagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und ſelbſt tödlich angeſchoſſen, verläßt ſie ihr Junges nicht.“ Dieſes Letztere iſt ebenſo langweilig als die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfs, wo möglich noch häßlicher.

Man giebt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über ein Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder andern Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Manioc oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schos oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis sie der Hunger vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Händen schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie sich kaum einen Augenblick erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Ihr Verstand schien sehr gering zu sein; sie bewiesen ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit, als fremden Leuten, und ließen sich zu Nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihren Herrn außerordentlich zugethan waren und kläglich zu schreien begannen, wenn sich derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit, sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber Allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich.

In einem großen Theile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken ꝛc. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. „Aller Widerwille," sagt Schomburgk, „wird in Dem rege, welcher solchen Braten zum ersten Male sieht, denn er kann nicht anders glauben, als daß er an einem Mahle von Kannibalen theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt wird, und es gehört wahrlich bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach solchem Braten auszustrecken."

Humboldt bestätigt diese Worte vollkommen. „Die Art, wie diese menschlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, daß ihr Anblick dem gesitteten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter an; Flamme und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Einwohner Arm oder Bein eines gebratenen Affens verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Genuß des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern; daher auch Europäer, wenn sie sich von Vierhändern nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so trocken und mager, daß Bonpland in seinen Sammlungen zu Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, die in Esmeralda am Feuer geröstet worden; nach mehreren Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten." In vielen Gegenden Südamerikas wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise;

die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost, und Affenfleisch bildet einen der gewöhnlichsten Nahrungsstoffe bei ihnen allen.

Es ist nicht so leicht, die Brüllaffen zu erlegen. Das Auffinden der Thiere hat allerdings keine Schwierigkeit, da sie sich selbst verrathen, allein bei der Höhe der Bäume, bis zu deren Wipfeln nur wenig Feuergewehre tragen, muß ein sehr starker Schuß aus langen Röhren abgefeuert werden, um den Affen zu tödten. Oft kommt es vor, daß dieser noch im Fallen den Schwanz fest um einen Zweig schlingt und stundenlang hängen bleibt, und noch öfter geschieht es, daß er, obwohl verwundet, noch weithin flieht und dem Auge des Jägers bald entschwindet. Mit unseren Gewehren können wir es überhaupt der furchtbaren Waffe der Indianer, dem Blasrohre, nicht gleichthun, und die Rothäute besteigen trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihr Gewehr zu führen wissen, noch gern einen der benachbarten Bäume und senden von dessen Gipfel aus ihre tödlichen Geschosse nach der harmlosen Herde. „Das geräuschlose, vergiftete Pfeilchen," sagt Schomburgk, „trifft dann sicher sein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe in Folge der Wirkung des Giftes zu wanken und stürzt hernieder. Mit langen Hälsen und unter Ausstoßen kurzer, eigenthümlicher Töne, sehen die Gefährten ihrem herabstürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem sichern Versteck folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuschlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem andern nieder, bis der Jäger ihrer so viel erlegt hat, als er braucht."

Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Klammer- oder Spinnenaffen, Ateles. Sie sind die Langarme der alten Welt, nur daß sie nicht deren Vogelschnelle und Lebendigkeit besitzen. Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet: — selbst der Laie kommt unwillkürlich zu solchem Vergleiche.

Um die Thiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos, der Daumen ihrer Vorderhand stummelhaft und der Greifschwanz an unterm Ende kahl ist.

Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat des Klammeraffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt; nur selten kommen sie auf den Boden herab. Wo sie sich finden, sind sie häufig. Ihr Leben ähnelt jenem der so nahe verwandten Brüllaffen. Sie sind, wo möglich, noch weniger schön, als die eben Genannten, dafür aber gemüthlicher. Wahrhaft komisch sind ihre Bewegungen. Sie verrenken ihre Glieder in einer Weise, daß es erscheinen will, als hätten sie gar keine Gelenke; sie verzerren selbst das höchst gutmüthig aussehende Gesicht zu den widerlichsten Fratzen.

Die Arten unterscheiden sich wenig von einander; gleichwohl ist es fast nothwendig, dem Laien mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die manchfachen Stellungen anschaulich gemacht werden sollen.

Von den in Guiana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth). Ersterer ist einer der größern seiner Sippschaft. Sein Leib wird gegen zwei Fuß lang, der Schwanz ist noch länger. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter, als unten, auf der Stirn lammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesicht röthlich. Die Haut ist dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmüthigen Gesicht verleihen ein paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

Der Marimonda ist kleiner als der Koaita, im Ganzen nur 3½ Fuß lang; sein glatter und glänzender Pelz ist schwarzbraun, an den Händen dunkler, an den Seiten, Lenden und Hüften graubraun, am Unterhals und auf der Unterseite weißlich. Den Vorderhänden fehlt der Daumen gänzlich.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tſchamek (Ateles Chamek) die Genannten. Er wird etwas über vier Fuß lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefſchwarzen Pelz und beſitzt einen Daumenſtummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe endlich (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Braſiliens. Er iſt der größte aller braſilianiſchen Affen, über vier Fuß lang, ſtarkleibig, kleinköpfig, kurzhälſig, langgliederig und dicht, faſt wollig behaart. Gewöhnlich iſt der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlich graugelb gefärbt; die Innenſeite der Glieder pflegt lichter zu ſein. Das nackte Geſicht iſt in der

Der Koaita (Ateles paniscus).

Jugend ſchwarzbraun, im Alter ſeitlich dunkelgrau, in der Mitte aber fleiſchroth. Der Daumen der Vorderhand iſt ein kurzer Stummel ohne Nagel. —

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Banden von ſechs bis zwölf Stücken durchſtreifen unſere Thiere die großen Hochwälder der Niederungen Südamerikas. Der Nahrung nachgehend zieht jede Familie ſtill ihres Weges, ohne ſich um andere ungefährliche Geſchöpfe zu kümmern. Nur in den Niederungen ſind die Affen häufig; den kahlen Wald der Höhe meiden ſie. Ihre Bewegungen ſind im Vergleich zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen ſchnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen die Spinnenaffen weit aus und

eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Sie klettern sicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus. Doch werfen oder schleudern sie ihre Glieder bei allen Bewegungen sonderbar hin und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeschickt, einen Anhalt zu suchen, ehe der Affe sich entschließt, den Ast, auf welchem er sitzt, zu verlassen. Zuweilen findet man ganze Gesellschaften, welche sich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendsten Gruppen bilden. Nicht selten sitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Aesten und Zweigen, behaglich sich sonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem Rücken verschränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden arbeiten sie sich mühselig fort. Man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Uebrigens haben europäische Beobachter die Klammeraffen niemals auf

Der Marimonda (Ateles Beelzebuth).

dem Boden gesehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, so lange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun.

Die Fortpflanzung der Klammeraffen fällt in die Monate August und September; wenigstens gewahrt man um diese Zeit Mütter mit hängenden Jungen. Letztere werden entweder unter dem Arme oder auf dem Rücken getragen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche sich mit Blättern und Früchten begnügen, Niemandem Schaden thun. Gleichwohl werden sie eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor. Sie unternehmen in starken Gesellschaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Das heimgebrachte Wild wird enthäutet und in sitzender Stellung geräuchert. Mit solchem Rauchfleisch treibt man denselben Handel, wie mit dem Fleisch der Brüllaffen; denn auch andere Stämme suchen sich den Genuß, welchen ihre Heimat ihnen nicht bietet, durch Tausch zu verschaffen.

Digitized by Google

Bei der Jagd werden die Baumwipfel sorgsam durchspäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleich mit dem Gebrüll der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verräth unsere Thiere schon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmlosen Waldkinder ihren furchtbarsten Feind gewahren, flüchten sie schnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängstlicher Hast vorwärts schleudernd, befestigen sich mit letzterm und ziehen rasch den unbeholfenen Leib nach sich. Zuweilen versuchen die Vertrauensseligen wohl auch, die Menschen durch Fratzenschneiden und lautes Geschrei abzuschrecken, und dann sollen sie, selbst wenn schon mehrere von ihnen dem Geschoß erlagen, wie besinnungslos das Walten des Schicksals über sich ergehen lassen, ohne zu flüchten. Die Angeschossenen harnen und lassen ihren breiigen Koth fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Aesten hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löst und der Leib sausend zur Erde herabfällt. Außer dem Fleisch verwenden manche Indianerstämme auch das Fell, so z. B. die Botokuden die Schwänze der Klammeraffen als Diademe.

In der Gefangenschaft werden unsere Thiere nicht eben oft gesehen. Bei uns zu Lande gehören sie noch immer zu den Seltenheiten. Man muß sie liebgewinnen. Sie zeigen weder Muthwillen noch Bosheit, und ihr Zorn, den sie durch Grimassen und Geschrei bekunden, verfliegt ebenso schnell, als er gekommen. Durch ihre sonderbaren Stellungen und Gliederverrenkungen wissen sie zu unterhalten. Guter Behandlung sind sie in hohem Grade zugänglich und suchen sie durch Zärtlichkeiten zu vergelten. Im Hamburger Garten lebt gegenwärtig ein Koaita, welcher ein sehr liebebedürftiges Herz besitzt. Er umhalst seine Bekannten mit den langen Armen auf das Zärtlichste, schmiegt sich Dem, welcher ihn hätschelt, traulich an und schreit vor Kummer, wenn sein Freund ihn verläßt.

Ein englischer Schiffskapitän, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Gewährsmann. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sallys lieblicher Erscheinung", so sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg und ihr Schwanz ringelt sich um sein Knie, während ihn der eine Hinterfuß festhält. Auf einem andern steht sie auf einem Fußgestell neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie vor Allen anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen; einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals."

„Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Thier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Secunden hinter einander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnißmäßig genau wiedergegeben, und seine eigenthümliche Stellung tritt deutlich vors Auge."

„Sally ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antigua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben, und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie aber nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie sich das jedenfalls nicht zu Schulden kommen lassen."

„Im Allgemeinen ist sie so sanft, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen, denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Herr erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran Schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen herum; sie tummelt sich im Tauwerk umher, und

wies sie ihr gerade Haare, wenig Bart, lange Ohren, eine Kopfbedeckung, die sie nicht kannte, und eine Kleidung, die sie nicht kannte. Sie sagte: Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die so aussah wie du. Sie sagte: Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der so aussah wie du. Sie sagte: Ich bin Semiramis, die Tochter der Göttin Derketo. Sie sagte: Ich bin Simmas, die Tochter des Königs Hatatos. Sie sagte: Ich bin Semiramis, die Gattin des Königs Menones. Sie sagte: Ich bin Semiramis, die Gattin des Königs Onnes. Sie sagte: Ich bin Semiramis, die Gattin des Königs Ninos

für ſie gar nicht vorhanden wäre. Mit echtem Affeninſtinkt kann ſie Geſundes von Schädlichem unterſcheiden, und nachdem ſie ſchon lange keine tropiſche Frucht mehr geſehen hatte, ergriff ſie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern."

„In Belize wurde es ihr geſtattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchſtreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über ſich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Affen, auffiel. Er blickte auf und ſah Sally auf einem Erker ſitzend, wie ſie erfreut über das Wiederſehen ihres Herrn knurrte."

„Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage. Ihr Herr ging in ſeine Kajüte und fand ſie dort ganz zuſammengerollt auf einer Fußdecke ſitzen. Er ſprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, ſah ihm ins Geſicht und ſank wieder in ihre frühere, trübſelige Stellung zurück. Komm Sally, ſagte der Kapitän; aber Sally rührte ſich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorſam zu finden. Ueberraſcht durch dieſen auffallenden Umſtand ergriff der Herr ſie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally ganz

Der Tſchakmek (Ateles Chaemek).

berauſcht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtſein genug, um ihren Herrn zu erkennen. Sehr krank war Sally dieſe Nacht und ſehr moraliſch-katzenjämmerlich am nächſten Tage."

„Der Grund dieſes traurigen Ereigniſſes war folgender. Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagseſſen veranſtaltet, und da ſie den Affen ſehr gern ſahen, hatten ſie ihn ſo reichlich mit Mandeln, Roſinen und Früchten der verſchiedenſten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz beſonders, und da er ſich reichlich an ihnen eine Güte gethan, ſo quälte ihn natürlicher Weiſe bald ein ungeheurer Durſt. Als nun Branntwein und Waſſer herumgereicht ward, ſteckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte faſt den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere".

„Ihr Herr ſetzte die Offiziere deshalb zur Rede, aber es war durchaus nicht nöthig, auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen. So gänzlich war dem guten Thiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es ſpäter nie wieder den Geſchmack oder auch nur den Geruch deſſelben vertragen

konnte. Selbst eingemachte Kirschen, die sonst sein Leckerbissen gewesen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüssigkeit nehmen."

„Kälte schien Sally ziemlich wohl zu ertragen; sie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung versehen, die ihr an der eisigen Küste Neufundlands sehr zustattenkam. Gleichwohl drückte sie ihr Mißbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, die sich an Bord befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemüthlich ihre Arme den beiden Hündchen um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Thieren zugethan, besonders wenn sie klein waren, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge waren diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie ganz eifersüchtig auf sie war, und wenn irgend Jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, so sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringling mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wollte. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein."

„Sie ist ein sehr empfindliches Thier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläfrigen Wesens, geht gern zeitig zu Bett und schläft früh lange".

„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn; ihren Zähnen nach ist sie vier Jahre alt, obschon man sie nach ihrem altrunzeligen Gesichte für einen hundertjährigen Greis halten möchte."

Während die beiden ersten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter einer andern Sippe, einen Rollaffen (Cebus), fast in jeder Thierschaubude. Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, der Kapuziner- oder Winselaffe, dürfte wohl Jedermann bekannt geworden sein.

Die Rollaffen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligern Leibesbau und dann sicher durch den allenthalben behaarten, sehr langen Rollschwanz, welcher zwar noch um Aeste gewickelt werden kann, aber als Greifwerkzeug nichts mehr taugt. Der Scheitel ist rundlich; die Arme sind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Gesicht; im Uebrigen ist der Pelz dicht und kurz.

Man kann die Rollaffen die Meerkatzen Amerikas nennen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen, als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt, als alle übrigen, und kommen demnach auch viel häufiger zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme verdanken sie den Namen „Winselaffe". Diese Stimme hört man aber nur, so lange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim, wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich gern mit allen ihnen nahestehenden Affen, denen sie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinschaftlich umherzuschweifen. Manche Naturforscher glauben deshalb die verschiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge ansehen zu dürfen. „Keine Affensippe," sagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung, als die Rollaffen, und eben deshalb sind eine Menge von Arten aufgestellt worden, welche weiter Nichts als Abänderungen sind, die aus einer Vermischung des Kapuziners und des Apella entstanden. Ich bin fast nie einer Herde der ersteren begegnet, unter

welcher sich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus diesem fortwährenden Zusammenleben beider Arten scheint auch die Vermischung derselben herzurühren, und aus dieser Vermischung entstand eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Thierkundigen in Verlegenheit gesetzt wurden."

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Sie sind Lieblinge der Indianer, und deshalb findet man sie auch am häufigsten bei ihnen gezähmt. Aber sie sind im höchsten Grade unreinlich und lassen sich Dinge zu Schulden kommen, welche selbst unter den Affen beispiellos dastehen. So lassen sie sich z. B. den Harn in die Hände laufen und waschen sich dann damit den ganzen Körper. Wie die Paviane lieben auch sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wurde ein gezähmter Rollaffe," sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so rieb er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schloß dabei die Augen. Der Speichel lief ihm dabei aus dem Munde; er fing ihn aber mit den Händen auf und rieb ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal war der Speichelfluß so stark, daß der Affe zuletzt wie gebadet aussah; dann war er ziemlich erschöpft. Dieselben Entzückungen rief auch eine angerauchte Cigarre hervor, die man ihm gab, und es scheint mir also, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüstiges Gefühl errege." Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen bei unseren Affen fast dieselbe Erscheinung hervor.

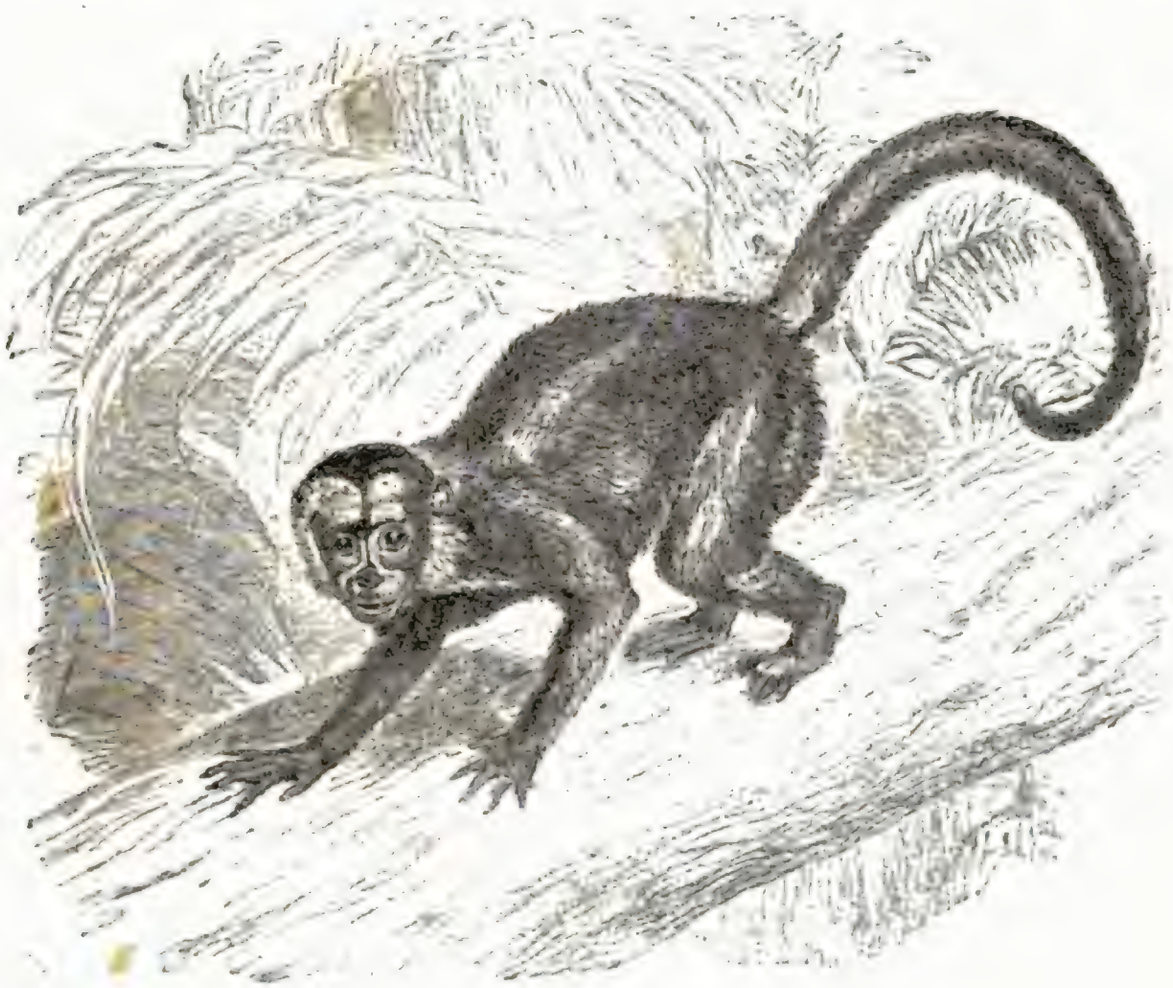
Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Sai (Cebus capucinus) eben der Kapuziner der wichtigste sein, und zwar aus dem einfachen, sicherlich aber schlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genauesten bekannt geworden ist.

Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig, als der erwähnte deutsche Name.

Der Cay gehört zu den größten seiner Familie. Sein Leib wird bis 16 Zoll, der Schwanz etwas über einen Fuß lang. Der Pelz ist dicht, die Färbung wechselt, wie bemerkt, außerordentlich. Junge Thiere sind hell, etwa bräunlichgelb; auf dem Scheitel, den Armen, Beinen und am Schwanze braun; an den nackten Theilen, wie das Gesicht, bräunlich fleischroth; an den Händen und Füßen mehr veilchenfarben. Wenn das Thier erwachsen ist, verändert sich die Farbe: der Kopf wird gelb, Arme, Scheitel, Backen, Schwanz und Hände werden schwarzbraun oder schwarz, und im Gesicht zeigen sich kurze, anliegende, glänzend weiße, blauspitzige Haare, welche an der Stirn einen großen lichten Fleck bilden. Ganz alte Kapuziner tragen einen Pelz von schwarzer, nur an Brust und Bauch brauner Färbung und einen sehr langen Bart. Die Weibchen sind schmächtiger und immer mehr bräunlich gefärbt.

Der Verbreitungskreis des Kapuziner reicht über den südlichen Wendekreis und über die Andes hinüber. Von Bahia bis Columbien ist der Affe überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Theil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baum, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stück, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt sich schwer beobachten, weil es sehr furchtsam und scheu ist. Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam herumblickend auf die höchsten Baumgipfel, näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen naheſtehenden

Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von ſich und ſprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Geſellſchaft dort verſammelt und beſchäftigte ſich mit Abreißen und Freſſen der ſüßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen ſprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächſten Bäume, deſſen ſtarke Aeſte ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie ſetzten ſich auf einen Aſt, umſchlangen dieſen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwiſchen die Hinterbeine und verſuchten nun bei dieſer die Schale in der Vertiefung des Stielanſatzes mit den Fingern zu löſen. Gelang es ihnen nicht ſogleich, ſo ſchlugen ſie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Aſt, wodurch die Schale dann einen Riß erhielt. Kein einziger verſuchte, die Schale mit den Zähnen zu löſen, wahrſcheinlich weil ihnen der bittere Geſchmack derſelben bekannt war: ſobald aber eine kleine Oeffnung in derſelben



Der Cay oder Sai (Cebus capucinus).

gemacht worden war, zogen ſie mit der Hand raſch einen Theil davon ab, leckten gierig an dem herabträufelnden Saft, nicht nur an der Frucht, ſondern auch den, der an ihrem Arm oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleiſch. Der Baum war bald geleert, und jetzt ſuchten die ſtärkeren Affen die ſchwächeren um das Ihrige zu berauben, und dabei ſchnitten beide die ſeltſamſten Geſichter, fletſchten mit den Zähnen, fuhren einander in die Haare und zauſten ſich tüchtig herum. Andere durchſuchten die abgeſtorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorſichtig auf und fraßen die darunter hauſenden Kerbthierlarven. Als ſie ſich geſättigt hatten, legten ſie ſich in der bei den Brüllaffen beſchriebenen Stellung der Länge nach über einen wagerechten Aſt weg, um zu ruhen. Die Jüngeren aber begannen mit einander zu ſpielen und zeigten ſich dabei ſehr behend. An ihrem Schwanze ſchaukelten ſie ſich oder ſtiegen an ihm, wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Noth mit den Kindern, welchen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Mutter an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Thierchen waren sehr schläfrig.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen sachte, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell als möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als Rengger sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Gipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit einem Säugling auf dem Rücken von einem Aste zum andern stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, sich vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter gedrückt worden war, suchte das arme verwaiste Thierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säugling vor seiner Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Cay die Zahl der Weibchen die der Männchen überträfe, und vermuthet wohl mit vollstem Recht, daß dieser Affe in Vielweiberei lebe. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf einen Ast setzte; doch ist wohl wahrscheinlich, daß das mehr deshalb geschah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen.

Der junge Cay wird häufig eingefangen und gezähmt; alte lassen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen, Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenig Wochen. Der junge Cay dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich an den Menschen an und theilt sehr bald, wie viele andere Affen, mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seiner Gattung Verwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf alle vier Hände und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden ist sehr verschieden, bald im Schritt, bald im Trapp, bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritt weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gang, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet; Anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit dem Arme und dem Schwanze. Er schläft des Nachts, und wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; die übrige Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres steht der Tastsinn oben an; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer ist sein Geruch; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmacks als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durst nimmt er seinen eignen Koth zu sich und trinkt seinen eignen Harn. Der Tastsinn ersetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigstens einigermaßen. Er zeigt sich hauptsächlich in den Vorderhänden, weniger in den Hinterhänden und gar nicht im Schwanze. Durch Uebung und Erziehung wird dieser Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Rengger's Cay brachte es so weit, daß er seinen Herrn in der dunkelsten Nacht erkannte, sobald er nur einen Augenblick dessen gewöhnliche Kleidung betastet hatte.

Die Laute, welche der Cay von sich giebt, wechseln im Einklange mit seinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es scheint, aus Langeweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen Etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorn schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „Hu, hu!" Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen theilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit. Diese sprechen sich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, sondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das Erstere besteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er giebt dabei aber keinen Ton von sich. Beim Weinen füllen sich seine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Wie alle Affen ist auch der Cay sehr unreinlich. Er läßt seinen Koth überall fallen und beschmutzt sich auch häufig damit und zwar um so mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit seinem Harn besudelt er sich unaufhörlich.

Auch dieser Affe unterscheidet männliche und weibliche Menschen, und der männliche Affe liebt mehr Frauen oder Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht selten vor, daß sich die Cay's in der Gefangenschaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein, als in der Freiheit. Sie geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es blos Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Andern.

Der Cay ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen sie geschützt sein, wenn er nicht erkranken soll. Dies ist leicht, weil er sich gern in eine wollene Decke einwickelt. In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er sich durch Schwimmen zu retten versuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Husten ausgesetzt und leidet, wie seine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindsucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigstens dieselben Wirkungen hervor wie beim Menschen. Nach Rengger's Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa funfzehn Jahre belaufen.

Die geistigen Eigenschaften des Cay sind unserer vollsten Beachtung würdig. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hilfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einiger Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und giebt sich demselben zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthier wird. Ein altes Männchen, welches Rengger besaß, machte sich zuweilen von seinem Riemen los und entfloh im ersten Gefühl der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen immer wieder in seine Gefangenschaft zurück, suchte seinen Wärter wieder auf und ließ sich nun ohne alle Umstände von diesem anbinden. Diejenigen

Affen, welche niemals mißhandelt worden sind, zeigen auch gern Zutrauen, besonders gegen die Neger, denen sie überhaupt mehr zugethan sind, als den Weißen.

Der Cay schließt sich nicht allein den Menschen an, sondern auch den Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er in ein Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig, denn bei Balgereien mit anderen Hunden vertheidigt er seinen Freund mit großem Muthe.

Aber ganz anders zeigt sich das Thier, sobald es Mißhandlungen erleben muß. Wenn es sich stark genug fühlt, sucht es, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung und versucht sich dann an ihm zu rächen, wenn es ihn unvermuthet überfallen kann. Neuggers Cay biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte dann immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Affen, welche man früher neckte, sind gegen Jedermann äußerst mißtrauisch, und man muß sich vor ihnen in Acht nehmen. Sie selbst necken aber gern und lassen kein Thier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren sie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus; selbst Pferde, welche in ihrer Nähe angebunden sind, ziehen sie am Zaume, und ihre Freude ist um so größer, je mehr sie ein Thier geärgert oder geängstigt haben.

Auch der Cay ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf, wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob Nichts geschehen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen (Seite 6) fangen kann. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Das Thier ist sehr selbstständig und unterwirft sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von Etwas abhalten, nicht aber zu Etwas zwingen. Dagegen sucht er, andere Geschöpfe seinem eigenen Willen zu unterwerfen und auch den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrsamkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt blos Das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Giebt man ihm zum ersten Mal ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert; später öffnet er es blos an der Spitze und läßt Nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als ein Mal durch Etwas täuschen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht Das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen brauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegung ein. Sein treues Gedächtniß und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich. Diese beiden Geisteskräfte sind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entschiedener, als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleisch des Thieres und stellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen halten den Affen höchstens in der Gefangenschaft. Außer den Menschen sind ihm noch die schon bei den früheren amerikanischen Affen genannten Katzen gefährlich.

Zwei andere Arten derſelben Sippe ſind der Apella (Cebus Apella) und der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus). Beide Arten werden von manchen Forſchern nur als Abänderungen der vorhergehenden angeſehen, dürften ſich aber denn doch hinlänglich unterſcheiden.

Der Apella oder braune Rollaffe vertritt den Cay in Guiana und iſt hier ſehr gemein. Da er in ſeiner Färbung vielfach abändert, iſt er nicht eben leicht zu beſchreiben. Sein Körperbau iſt ziemlich gedrungen; der verhältnißmäßig reichliche Pelz beſteht aus glänzenden Haaren, welche ſich auf dem Scheitel zu einem Schopfe erheben und im Geſicht zu einem Barte verlängern; ihre allgemeine braunſchwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Geſicht und Kehle ſind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft ſind auch die Seiten und die Beine lebhaft kaſtanienbraun gefärbt. In der Größe kommt das Thier dem Cay etwa gleich.

Ueber das Freileben des Apella haben wir bis jetzt nur dürftige Berichte erhalten, Schomburgk giebt noch die ausführlichſte und anziehendſte Schilderung. „Dicht an einen Baum gedrückt," ſo erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erſchien jetzt vor uns, das Hauptheer

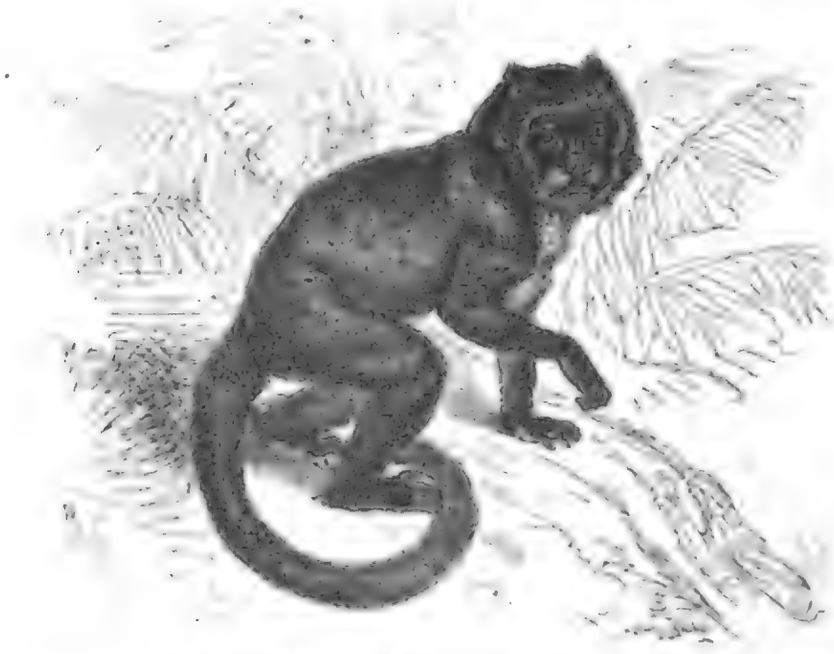
Der braune Rollaffe (Cebus Apella).

folgte bald und nach etwa einer Viertelſtunde auch der letzte Trupp, den ich freilich durch mein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen in wilde Flucht zerſprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit ſich auf den Aeſten hätte hinbewegen ſehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche ſie den Stärkeren zuwarfen, ſobald ſie dieſen in den Weg kamen und nun von ihnen gebiſſen und geſchlagen wurden; wenn er die altklugen Geſichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernſthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit welchen auf der Reiſe jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren unterſucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußerſten Geſchicklichkeit gefangen wurde. Unter ſolchem Geſichterſchneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert Kapuziner und Apellas über uns weggeeilt ſein (denn eine andere Bewegung ſcheinen ſie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerſtehen konnte. Wie vom Donner gerührt, blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos ſitzen, ſtießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, der vor, hinter und neben uns ſein Echo fand; alle ſahen ſich ängſtlich nach allen Seiten um, bis ſie uns bemerkten, ſtarrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller, als das erſte Mal,

Digitized by Google

und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre."

„Bei einem solchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von seiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Thier die fremde Gestalt, als ihm die Angst einige lautere Töne auspreßte, die plötzlich vom nächsten Baum von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Thiere gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, die nun andererseits ebenfalls ihren Wiederklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angsttöne ausstieß, und sprang, ungeachtet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, trotz meines strengen Verbotes, ein dritter Schuß



Der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus).

tödtete. Noch im Todeskrampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuche auf den Boden herab."

Man bringt den Apella sehr häufig zu uns, und er ist deshalb in Thiergärten und Thierschaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europas umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirksamer zu bearbeiten, als sie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Musik dieser oft recht erbärmlich verstimmten Werkzeuge ist in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens so gewöhnlich, daß kein Mensch mehr auf den armen Bittsteller achtet, welcher die heitere Muse zu Hilfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verschließen ihm diese Herzen; sie rufen den Unmuth wach, und der Beutel bleibt geschlossen. Da gebietet der Tonkünstler seiner zahmen Meerkatze, seinem Apella und Apollo zu seinem Besten an die verschlossenen Menschenherzen zu klopfen. Das Thier ist an einer langen, dünnen Leine befestigt, welche sein Herr zum größern Theile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marseillaise oder irgend eines Gassenhauers steigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Gesimsen empor, von Stockwerk zu Stockwerk, bis zur Mansarde hinauf. Und nun erscheint er am Fenster, ein Kind entdeckt ihn, heller

Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaschen hätte! — aber auch manchen Sou, manchen Cuarto, manchen Soldo für seinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldstück wirft das Thier seinem Herrn zu; der sammelt unten lustig auf, so lange noch Etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit seinem Bettelgehilfen, und wenige Häuser weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell; denn er ist schmuzig, frostig und traurig, wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß gräuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmüthig, wenn auch blos gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie erwischt hat.

Der gehörnte Rollaffe oder Sapaju ist noch weniger bekannt, als der Apella. Das bürstenartige Haar auf seinem Kopfe, welches einen gleichsam in zwei Hörner auslaufenden Schopf bildet, und der blonde Bart zeichnen ihn aus. Die Färbung des Pelzes wechselt wie bei seinen übrigen Sippschaftsverwandten. Gewöhnlich ist die braune Farbe am Körper, die gelbliche im Gesicht vorherrschend. Die Leibeslänge beträgt 15, die Schwanzlänge 17 Zoll. Seine Heimat ist der Osten Südamerikas.

In der Gefangenschaft ist er lebhaft und unterhaltend. Seine Gutmüthigkeit erwirbt ihm gewöhnlich große Zuneigung seiner Herren. Leider hält er nicht lange in Europa aus, und nur selten erreicht er das Alter, in welchem sein sonderbarer Kopfputz deutlich hervortritt.

Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnen und schlaffen Schwanze, ein runder Kopf mit bartlosem Gesicht und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, sehr kleinen Eckzähnen und fünfzehigen Vorder- und Hinterhänden kennzeichnet eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen und wegen ihrer geringen Größe auch wohl Eichhornaffen (Callithrix) genannt hat. Es sind gesellige Thiere, welche in den Baumkronen der dichten Wälder den ganzen Tag munter und rasch herumklettern und springen. Furchtsam größeren Thieren gegenüber, werden sie selbst doch kleineren gefährlich. Ihre Liebenswürdigkeit in der Gefangenschaft macht sie zu gern gesehenen Genossen des Menschen; doch hindern uns die Zärtlichkeit und Hinfälligkeit der Thierchen, sie außer ihrem eigentlichem Vaterlande zu halten. Ihr schmackhaftes Fleisch wird gern gegessen.

So viel im allgemeinen; zwei der hervorragendsten Arten mögen uns die netten Geschöpfe im besondern kennen lehren. Wir erwählen uns den gemeinen Saimiri oder Todtenkopfaffen (Callithrix sciurea) und den Titi oder die Witwe (Callithrix torquata), über welche uns namentlich Alexander v. Humboldt Ausführliches berichtet hat.

Der Erstere ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet, wie durch die Zierlichkeit der Bewegung und durch seine Heiterkeit. Er kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden, trägt deshalb mit vollstem Rechte seinen Sippennamen, welcher Schönhaar bedeutet und schon von Plinius einem Affen gegeben wurde. Dagegen entspricht sein etwas abschreckender deutscher Name keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; er verdankt ihn vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Aehnlichkeit. Der Saimiri ist sehr schlank gebaut und hat einen sehr langen Schwanz. Sein feiner Pelz ist oben röthlich schwarz, bei sehr Alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz und der Leib zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sind dann goldgelb: kurz, das Thierchen ändert ungemein, ist aber immer schmuck und nett,

wie es auch gezeichnet sei. Seine Körperlänge beträgt einen, die des Schwanzes aber beinahe anderthalb Fuß.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort sehr häufig in ziemlich großen Gesellschaften. Man sieht ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten, und schon lange vor Sonnenuntergang begiebt er sich dorthin. Er ist sehr scheu und furchtsam und wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen. Auch bei Tage ergreift er schon bei der leisesten Gefahr sogleich die Flucht; dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieser Thiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Alle Bewegungen der Eichhornaffen sind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vortrefflich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume.

Nur in ihrem warmen und schönen Heimatlande befinden sie sich wohl, bei Kälte und Nässe leiden sie außerordentlich. Wenn Regenwolken die Sonne verbergen, suchen sie sich gegen die Kälte

Der Saimiri (Callithrix sciurea).

zu schützen, indem sie sich zusammendrängen, Hände und Füße um einander schlagen und den Schwanz einander um den Hals legen. So sieht man an kühlen Morgen oft ganze Gruppen in einen Klumpen geballt auf einem Zweige sitzen. Jeder sucht mit traurigem Winseln sich in die Mitte zu drängen, weil es dort am wärmsten ist; diejenigen, welche den schönen Platz nicht erwischen konnten, erheben ein gar klägliches Geschrei. Und nicht blos gegen die Kälte sind sie empfindlich, sondern auch gegen trockene Hitze; deshalb sterben sie auch sehr bald, wenn sie ihren feuchten Wäldern entführt werden.

Die Stimme des Eichhornaffen besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, namentlich wenn er friert, beginnt er zu klagen und zu winseln. Auch Morgens und Abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das schlummernde Leben desselben weckend. „Befragt man die Indianer," sagt Humboldt, „warum die Thiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: „Sie feiern den Vollmond." Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im innern Walde irgendwo

ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem sie beisammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Thiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr."

Der Todtenkopf gehört zu den Furchtsamsten der Furchtsamen, so lange er sich nicht von seiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat; er wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, bandelnd aufzutreten. Er ist ein Kind in seinem Wesen, und kein anderer Affe sieht auch im Gesicht einem Kinde so ähnlich, als er: „es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zur Trauer." Sein Gesicht ist der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erschreckt wird, vergießen seine großen Augen Thränen, und auch den Schmerz giebt er durch Weinen zu erkennen. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit ist groß; doch ist er nicht eigenwillig und seine Gutmüthigkeit bleibt sich fast immer gleich, so daß es eigentlich schwer ist, das liebe Thierchen zu erzürnen. Auf seinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in seiner Gegenwart spricht, wird bald seine ganze Aufmerksamkeit rege. Er blickt Einem starr und unverwandt ins Gesicht, verfolgt und beobachtet mit seinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und sucht sich dann bald zu nähern, klettert Einem auf die Schulter und betastet Zahn und Zunge sorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverständlichen Laute der Rede zu enträthseln suchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft aber mit dem Munde auf. Mit seinem Schwanze vermag er erreichbare Dinge an sich zu ziehen, kann sie aber nicht damit festhalten. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Eichhornaffe unterschied sogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen Aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt Gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus.

Die Indianer jagen am liebsten an kühlen, regnerischen Tagen nach dem Saimiri. „Schießt man," erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht sind, auf einen jener Knäuel, so fängt man viele junge Affen auf einmal lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, so weicht er nicht von Schulter und Hals des todten Thieres. Die meisten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, sind auf diese Weise von den Leichen ihrer Mütter gerissen worden."

Selbst diejenigen, welche schon länger in der Gefangenschaft gelebt haben, sind aus dem Innern schwer nur bis an die Küste zu bringen. Sobald man die Wälder hinter sich hat und die Steppen betritt, werden sie traurig und niedergeschlagen und siechen allgemach dahin. In Europa gehören sie zu den größten Seltenheiten der Thiergärten und Schaubuden.

Der Titi oder die Vindita (kleine Witwe) der Spanier wird gegenwärtig einer andern Sippe zugezählt, als der Saimiri, den man Chrysothrix genannt und abgetrennt hat, weil er sich von jenem und seinem Verwandten durch den Kopfbau und die Zahl der rippentragenden Wirbel unterscheidet.

Unsere kleine Witwe (Chrysothrix torquata) ist ein äußerst niedliches und farbenschönes Geschöpf. Ihre Leibeslänge beträgt funfzehn, die Schwanzlänge achtzehn Zoll. Das Haar ist fein und glänzend, fehlt aber in dem weißen, ins Blaue spielenden Gesicht und auf den kleinen, wohlgebildeten Ohren. Von der schwarzen Grundfarbe hebt sich ein weißes Kehlband scharf ab, und auch die Vorder-

hände haben dieſelbe Farbe. Von dieſen Abzeichen rührt der Name her: die Spanier ſehen in ihnen Schleier, Halstuch und Handſchuh einer Witwe in Trauer. — Rothbraune und rothröthliche Aeffchen derſelben Geſtaltung und Farbenvertheilung werden als Abänderungen derſelben Art angeſehen.

Weſtbraſilien und Peru ſind das Vaterland der Vidita. Humboldt fand ſie namentlich am rechten Ufer des Orinoko im Granitgebirg. „Die Gemüthsart dieſes kleinen Affen," berichtet er, „verräth ſich durch ſeine Haltung nur wenig. Blos beim Freſſen ſtellt er ſich auf die Hinterbeine, ſonſt ſitzt er wie ein Nager da. Er ſieht ſanft und ſchüchtern aus; häufig berührt er das Freſſen nicht, welches man ihm bietet, ſelbſt wenn er ſtarken Hunger hat. Die Geſellſchaft anderer Affen liebt er nicht; wenn er des kleinſten Saimiri anſichtig wird, läuft er davon. Sein Auge verräth große Lebhaftigkeit. Wir ſahen ihn ſtundenlang regungslos daſitzen, ohne daß er ſchlief, und auf Alles, was um ihn vorging, achten. Aber die Schüchternheit und Sanftmuth der Vidita ſind nur

Der Titi (Callithrix torquata).

ſcheinbar. Iſt ſie allein, ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wird ſie wüthend, ſobald ſie einen Vogel ſieht. Sie klettert und läuft dann mit erſtaunlicher Behendigkeit; ſie macht einen Satz auf ihre Beute, wie die Katze, und erwürgt, was ſie erwiſchen kann."

Die Schweifaffen (Pithecia) unterſcheiden ſich von den Vorhergehenden durch ihren gedrungenen Leib, welcher durch die ſehr lange und lockere Behaarung noch plumper erſcheint, als er wirklich iſt, durch den langen und buſchig behaarten Schwanz, ihre regelmäßig dunkle Färbung und endlich durch den Zahnbau. Ihre Heimat ſind die nördlichen Länder Südamerikas. Hier leben ſie in dunklen Wäldern, nur zu kleinen Geſellſchaften vereint, träg bei Tage, oft ſich viele Stunden lang in den dichteſten Wipfeln bergend und hier regungslos verharrend, bis der kühle Abend hereinbricht und ſie ermuntert. Hohe, trockene, von Unterholz freie Urwälder ſcheinen ihnen beſonders zuzuſagen. Von den übrigen Affen halten ſie ſich ſtreng abgeſondert. Ihre laute Stimme verräth ſie von weitem dem Jäger, welcher ihnen gern nachgeht, um ſich aus ihrer Schar einen Braten zu holen, obgleich ihre Jagd, wie die aller kleinen Affen, dem fühlenden Menſchen manches Herzleid bringt.

Digitized by Google

„Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dichter erſchien," ſagt R. Schomburgk, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen verſammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen die größte Anzahl bildeten. Ihr ſchön geſcheiteltes, langes Haar, die üppig ſtolzen Kinn- und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft- und klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeußere. Es waren die erſten, denen ich auf meiner Reiſe begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land ſpringen, um mein Jagdglück zu verſuchen. Ich ſchoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich faſt meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des Letztern hörte, welches ich nur ſtark verwundet hatte. Dieſe Klagetöne ſtimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein." —

In den großen Wäldern am obern Maranon und Orinoko findet man die gemeinſte Art der Sippe ſehr häufig. Es iſt dies der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas), ein 15 Zoll

Der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas).

langes Thier mit faſt ebenſo langem Schwanze. Der ganz runde Kopf iſt durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht ſehr langen, dicht anliegenden Haaren beſteht, die ſich von einem gemeinſamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes ſtrahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopf geſcheitelt ſind. Die Wangen und das Kinn ſind von einem dicken ſchwarzen Barte umgeben. Der Oberleib iſt dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart; der Schwanz iſt ſehr buſchig. Alte Männchen und Weibchen ſind ſchwarz, am Rücken rußig fahlgelb. Die Jungen haben eine bräunlich graue Färbung. Uebrigens kommen ſehr verſchiedene Abweichungen vor.

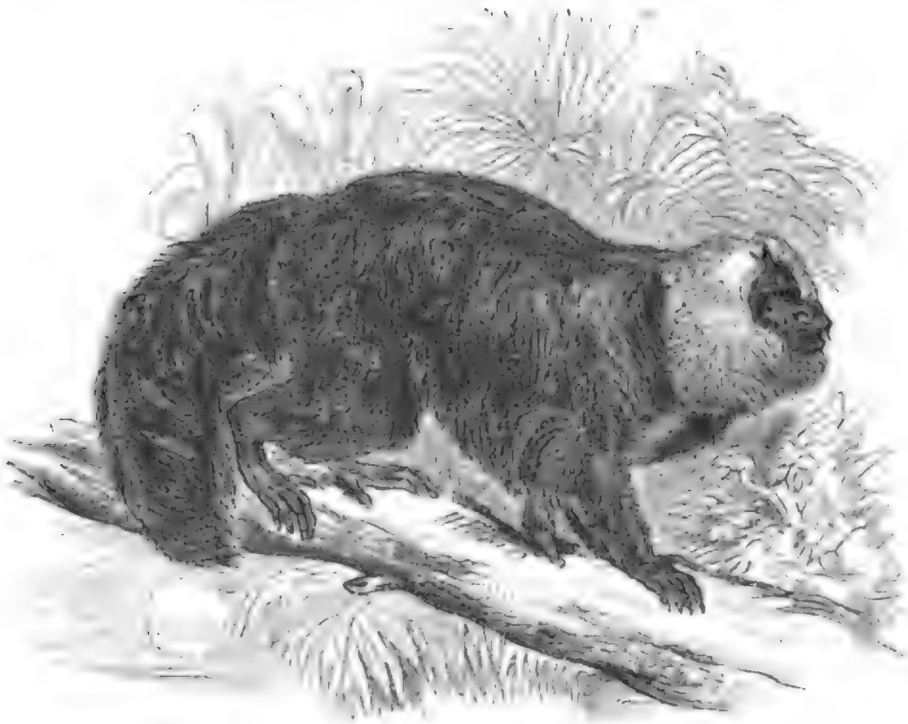
Der Judenaffe iſt ein bei Tage langſames, ſchläfriges Thier, welches erſt des Abends und in der Dämmerung zum Vorſchein kommt und dann eine gewiſſe Behendigkeit zeigt. Seine Stimme iſt laut tönend und wird in der Stille der Nacht weit gehört.

Er lebt in einem ſehr untergeordneten Verhältniſſe zu den Rollaffen, welche ihn nicht ſelten zwingen, von den Bäumen herabzuſteigen und ſich in das Gebüſch zurückzuziehen, wo ſie ihn ſeiner erbeuteten Nahrung berauben, ja ſogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen ſoll er das Waſſer,

Digitized by Google

welches er zu ſich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur wenn er ſich beobachtet ſieht, auf gewöhnliche Weiſe trinken. Dieſe Angabe bedarf wohl noch ſehr der Beſtätigung. Er iſt kräftig und wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb iſt er ſchwer zu zähmen und bleibt in der Gefangenſchaft immer böſe. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringſten Veranlaſſung durch Zähneklatſchen, Geſichtverzerrungen und das lebhafte Funkeln ſeiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, ſtellt er ſich aufrecht, reibt das Ende ſeines Bartes und ſpringt wild um den Gegenſtand ſeines Zornes herum. Bisweilen wird er ſo wüthend, daß er ſich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und ſich denſelben kaum entreißen läßt. Die Indianer, welche ſein Fleiſch eſſen, nennen ihn Kuxio.

Ein anderes Mitglied dieſer Sippe iſt der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala), ein Thier, welches ſich unter Anderm durch ſeinen außerordentlichen Namenreichthum auszeichnet. Männchen und Weibchen nämlich ſind ſehr abweichend gefärbt und deshalb als verſchiedene Arten aufgeführt worden.

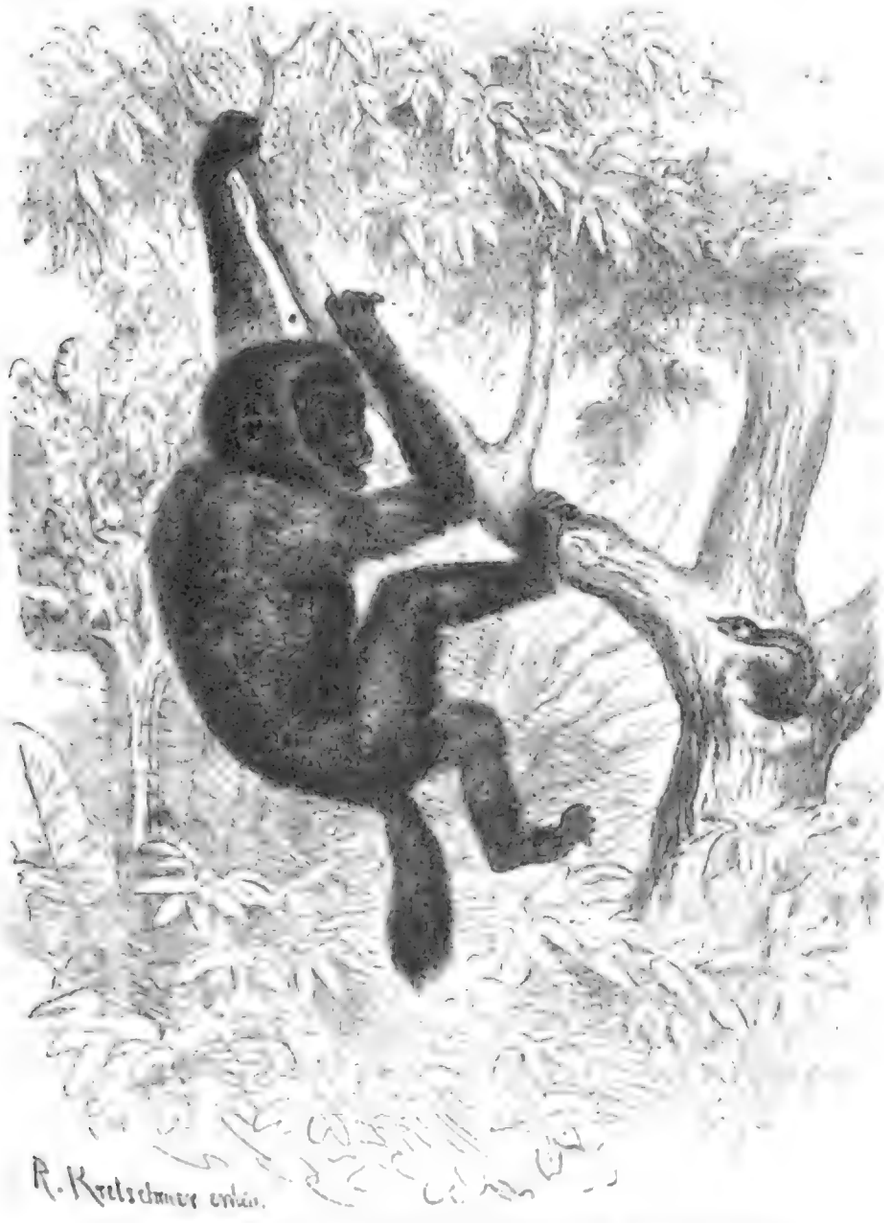


Der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala).

Alte Männchen ſind am ganzen Körper ſchwarz, nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die ſchwarze Haut frei laſſen und an den Wangen ſich bartartig verlängern. Zuweilen ſind ſie auch ockerfarben und da, wo ſie das Geſicht einfaſſen, roſtroth. Das ſchwarze Geſicht iſt mit weißen oder roſtfarbigen Haaren beſetzt. Die Ohren, Sohlen, Finger und Nägel ſind ſchwarz. Bei den Weibchen ſind die Haare an der Ober- und Außenſeite braunſchwarz mit gelber Spitze, an der Unterſeite licht roſtröthlich; der Backenbart iſt am Grunde ſchwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im Allgemeinen iſt der Pelz lang, ſtraff und grob und nur an der Unterſeite und den Händen dünn und ſpärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Geſicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweifaffe oder Saki lebt mehr auf Büſchen, als auf hohen Waldbäumen. Seine Nahrung ſoll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben beſtehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen dieſes lange Zeit auf dem Rücken. Genaueres weiß man nicht.

Auch das Leben des ſchwarzköpfigen Schweifaffen (Pithecia melanocephala) iſt noch ſehr unbekannt, obgleich das Thier durch ſeinen Namenreichthum beweiſt, daß es den Landeseingebornen oft vorkommen muß. Außer dem wiſſenſchaftlichen Namen führt der Affe nämlich noch eine Menge andere; er heißt: Cacajao, Chucuto, Chucuzo und Caruiri, Mono-feo oder häßlicher Affe und Mono-Rabon oder Kurzſchwanz. Letzterer Name iſt in der Neuzeit der maßgebende geworden; denn man hat den Cacajao nebſt einigen anderen ihm ähnlichen Arten, welche ſich durch ihren kurzen, dicht behaarten Schwanz allerdings weſentlich von allen übrigen Neuweltsaffen unterſcheiden, von



Der ſchwarzköpfige Schweifaffe (Pithecia melanocephala).

den Schweifaffen getrennt, zu einer beſondern Sippe vereinigt und dieſe geradezu Kurzſchwänze (Brachyurus) genannt. Anfangs, als man die Thiere nur in wenigen Bälgen kannte, war man geneigt zu glauben, daß ſie ihren Schwanz durch einen Zufall theilweiſe verloren hätten. Die genauere Betrachtung ihrer breiten Schnauze, der ſehr ſeitlich ſtehenden Naſenlöcher, des dünnen Bartes, des kurzen, lockern Pelzes, ſowie der langen, ſchmalen Nägel ließ dieſe Meinung jedoch bald verſchwinden und unſere Thiere als Mitglieder einer eigenen Sippe erſcheinen. Wenn man will, kann man ſie als die Vertreter der Makaken anſehen.

Der Cacajao iſt etwa achtzehn Zoll, mit dem Schwanze aber zwei Fuß lang. Sein dichter, glatter Pelz iſt an den Schultern und Seiten verlängert, am Unterleib aber ſehr dünn. Im Nacken

bildet er einen Wirbel, von welchem aus die Haare gegen den Kopf gerichtet sind. Sein Bart ist an den Wangen spärlich. Der dünne, kurze Schwanz trägt einen dicken, am Ende abgestutzten Haarbusch. Sehr lang und stark sind die Finger. Das Thier ist auf dem Rücken graugelb, nach hinten rostroth, am Unterschenkel und den Füßen schwarz gefärbt. Die Haare des Kopfes und der Vorderarme sind glänzend schwarz und ebenso die nackte Gesichtshaut.

Spix berichtet, daß dieser Affe in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommt und während seiner Wanderung meist einen mißtönenden Laut hören läßt. In der Gefangenschaft zeigt er sich gefräßig, stumpfsinnig, aber nicht bösartig, sondern furchtsam und gelassen. Humboldt besaß lange Zeit einen solchen Affen und erzählt, daß derselbe, wenn er gereizt wurde, das Maul auf die sonderbarste Art aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und in ein lebhaftes Lachen ausbrach. Er war sehr unbeholfen und nahm, wenn er Etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine merkwürdige Stellung ein, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte. Der Anblick eines Krokodils oder einer Schlange versetzte ihn in solche Furcht, daß er am ganzen Körper zitterte.

Seine Heimat ist das nordwestliche Brasilien jenseits des Amazonenstromes, namentlich die Uferwaldungen der Flüsse Neugranadas und Ecuadors; er soll aber nirgends häufig sein.

Bis jetzt ist er meines Wissens nur einmal lebend nach Europa gebracht worden.

Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Vierhänder bekannt gemacht hat. Wenig später, als er, berichtet Humboldt über dasselbe Thier, darauf und am ausführlichsten Rengger und endlich Schomburgk. Dieser Vierhänder ist der Nachtaffe, welcher als Vertreter einer eigenen Sippe (Nyctipitheeus oder, wie sie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). In der Neuzeit hat man noch andere Arten derselben Sippe aufgefunden. Sie bilden gewissermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den, wie sie, nächtlichlebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheidet sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnet sie sehr gut. Der Kopf ist klein und rundlich; die Augen sind groß und eulenähnlich. Die Schnauze ragt wenig hervor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten, und die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart; der etwas buschige Schwanz ist länger, als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen. Alle Arten bewohnen Brasilien und seine Nachbarländer. Die Lebensweise der einen ist auch die der anderen, und wir können deshalb, um die ganze Sippschaft kennen zu lernen, diejenige Art für uns auswählen, welche Rengger ausführlich beobachtet hat, den Mirikina (Nyctipitheeus trivirgatus).

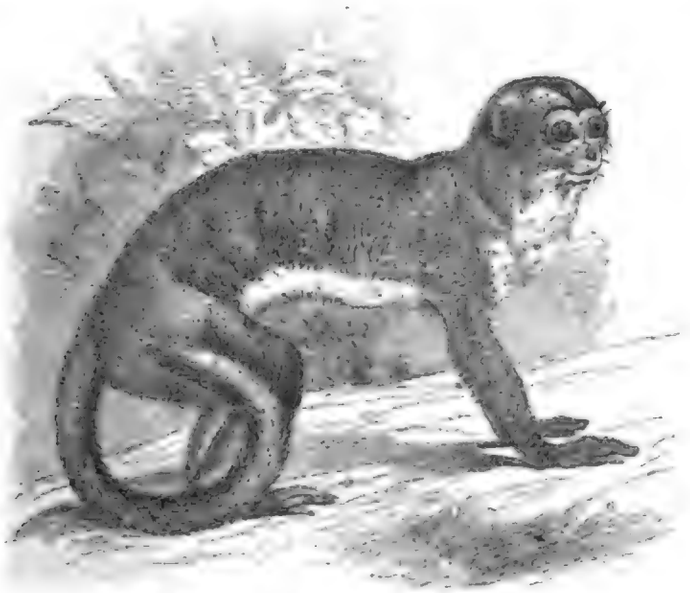
Der schmächtige Leib des Thieres ist dreizehn, der Schwanz aber achtzehn Zoll lang. Die Färbung des Pelzes ist oben graubraun, mehr oder wenig rostfarbig; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleichbreite, schwarze, mit einander gleichlaufende Streifen, und von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel verläuft ein breiter, hellgelblich brauner Streifen. Alle Haare sind fein und sehr weich anzufühlen. Zwischen den Geschlechtern findet in der Färbung kein Unterschied statt.

Rengger behauptet, daß sich der Mirikina blos am rechten Ufer des Rio-Paraguay finde und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite. Am linken Ufer hat ihn bis jetzt Niemand angetroffen. Von seinen Sitten im freien Zustande ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unsers Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich, zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlicht so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu vertheidigen suchten. Das Lager bestand

aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen ſcheint, daß dieſe Thiere an einem beſtimmten Orte leben und ſich allnächtlich in daſſelbe Lager zurückziehen. Man trifft immer ein Pärchen bei einander an, niemals aber größere Geſellſchaften. Nach Ausſage der Jäger ſoll das Weibchen in unſeren Sommermonaten ein Junges werfen und dieſes erſt an der Bruſt, ſpäter aber auf dem Rücken mit ſich herumtragen.

Dies iſt Alles, was uns Rengger von dem Freileben des Mirikina mittheilen kann. Um ſo mehr aber berichtet er uns von gefangenen Affen dieſer Art.

Der junge Mirikina läßt ſich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und biſſig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenſchaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfig oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er ſich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er ſich in die dunkelſte Stelle ſeiner Behauſung zurück und ſchläft. Dabei ſitzt er mit eingezogenen Beinen und ſtark nach vorn gebogenem Rücken und verſteckt das Geſicht zwiſchen ſeinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkoſungen wach, ſo ſchläft er ſogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterſcheidet er keinen Gegenſtand; auch iſt ſeine Pupille alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen ſeine Geberden und kläglichen Laute, daß ihm daſſelbe einen ſchmerzlichen Eindruck verurſacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; ſeine Pupille dehnt ſich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht ſchwindet, und wird zuletzt ſo groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Sein Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in ſeinem Käfig herumzugehen und nach Nahrung zu ſpähen. Dabei ſind ſeine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht beſonders gewandt, weil ſeine hinteren Glieder länger als die vorderen ſind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum andern iſt er Meiſter. Rengger ließ ſeinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen beſetzten, aber ringsum eingeſchloſſenen Hofe frei. Da ging es dann luſtig von Baum zu Baum, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erſt am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlicht geblendet ruhig zwiſchen den dichteſten Zweigen der Bäume ſaß. Bei ſeinen nächtlichen Wanderungen erhaſchte er faſt jedesmal einen auf den Bäumen ſchlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten ſich außerordentlich geſchickt im Fangen von Kerbthieren.



Der Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Des Nachts hörte man oft einen ſtarken dumpfen Laut von ihm, und er wiederholte dann denſelben immer mehrmals nach einander. Reiſende haben dieſen Laut mit dem Brüllen des Jaguars verglichen, doch hat er damit nur dann Aehnlichkeit, wenn man dem Mirikina ſehr nahe iſt, den Jaguar aber in großer Entfernung hört. Seinen Zorn drückt er durch den wiederholten Laut: „grr grr“ aus.

Unter den Sinnen ſcheint ſein Gehör obenanzuſtehen. Er richtet auf das geringſte Geräuſch ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit. Sein Geſicht iſt blos während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn ſo, daß er gar nicht ſehen kann. In ſternhellen Nächten ſieht er am beſten. Die geiſtigen

Fähigkeiten des Affen sind gering; er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen ganz gleichgiltig. Selbst zur Befriedigung ihrer Begierden und Leidenschaften sieht man sie keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat blos eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eins seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Thiere über Alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon Jahre lang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Nach Europa scheint er nur einmal lebend gekommen zu sein: Weinland sah ihn (1861) im Regent's Park bei London.

Schomburgks Bericht bestätigt die obigen Angaben. „In Ascurda," sagt er, „lernte ich auch eins der merkwürdigsten Thiere Guianas, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthalts sah, einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier, wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Aeußere. Die ängstlichen hilflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunklen Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichts zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun giebt es kein munteres Thier. Von Hängematte geht's zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden geht's bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Thier Abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker, als die des Katzengeschlechts. Obschon der Durukuli wie die Affen mit Allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen, wie die tiefen Verstecke in denen das Thier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird."

Fell und Fleisch werden blos von den wilden Indianern benutzt.

* * *

Viele Naturforscher sehen in den Thieren, welche wir hier zu einer besondern Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Familie und stellen sie deshalb mit dieser zusammen. Die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallenaffen (Aretopitheci) sind kleine, niedliche Bewohner der Urwälder Südamerikas. Ihre Hinterfüße sind mit einem den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen versehen; die Vorderfüße dagegen haben keinen eigentlichen Daumen, weil die Innenzehe nicht den übrigen entgegengesetzt werden kann. Nur der Daumen der Hinterzehe hat einen platten Nagel, alle übrigen Zehen dagegen besitzen Krallen. In diesen Unterschieden vornehmlich sind die Gründe zu suchen, welche einige Naturforscher bestimmten, die Krallenaffen als besondere Familie von den übrigen Vierhändern der neuen Welt zu sondern. Die Hände der Krallenaffen sind zu eigentlichen Pfoten geworden und unsere Thiere

erinnern deshalb lebhaft an die Eichhörnchen, mit denen sie auch im Betragen und in ihrer Lebensweise vielfach übereinstimmen. Ihr Gebiß sondert sie ebenfalls von den übrigen amerikanischen Affen. Sie haben z. B. nur zwei anstatt drei Kauzähne. So bilden sie ein eigenthümlich vermittelndes Glied zwischen den Affen und den Hörnchen. Ihr Kopf ist rundlich, das kurze Gesicht platt; die Augen sind klein und die Ohren groß. Der Körper ist schlank, der Schwanz lang und buschig, der Pelz seidenweich. Eigenthümliche Haarbüschel an den Ohren zeichnen viele von ihnen besonders aus und erwerben ihnen hierdurch das Recht, eine eigne Sippe zu bilden.

Alle Krallenaffen leben in den Wäldern und zwar meist in den dichtesten Urwäldern; nur wenige kommen in den buschigen, sandigen Ebenen vor. Wie die Eichhörnchen ziehen sie unter Umständen von einer Gegend in die andere. Sie führen ein echtes Baumleben und klettern mit einer Gewandtheit auf den Aesten herum, welche bald an die Affen, bald an die Eichhörnchen erinnert. Wie die letzteren rutschen sie, wie jene krallen sie sich beim Klettern hauptsächlich in die Rinde der Aeste ein, obwohl sie auch wie die eigentlichen Affen einen Ast wenigstens mit ihren Hinterfüßen theilweise umklammern können. In der Ruhe nehmen sie ganz die Stellung der Hörnchen an und legen sich auch oft, wie diese, platt auf einem Aste nieder. Man findet sie stets in Gesellschaften, oft in solchen von ziemlich bedeutender Anzahl. Bei Tage sind sie munter und lebendig, die Nacht bringen sie schlafend in Baumhöhlen zu. Dabei rollen sie sich gern mit Andern ihrer Art in einen Klumpen zusammen und decken sich gleichsam mit ihren Schwänzen zu.

Sie gehen niemals auf zwei Füßen und treten immer mit der ganzen Sohle auf.

Ihre Nahrung besteht in Früchten, Kerbthieren und Spinnen; namentlich Kerbthieren stellen sie außerordentlich eifrig nach. Sämereien, Vogeleier, Pflanzen, Blättchen und so weiter werden von ihnen wohl auch verzehrt.

In ihrem Wesen ähneln sie den Eichhörnchen noch weit mehr, als den Affen. Sie sind scheu und furchtsam und stets auf ihrer Hut gegen die vielen Raubthiere, welche auf sie Jagd machen. Bei dem geringsten Geräusch suchen sie sich zu verbergen, und beim Anblick fremdartiger Gegenstände huschen sie blitzschnell in die dichtesten Baumkronen hinauf und schauen von dort aus nur zuweilen sich ängstlich um. Wenn sie gefangen werden, beißen sie sehr heftig um sich herum und zeigen sich dabei als ebenso boshafte wie eigensinnige, mißtrauische und reizbare Thiere. Sobald sie gereizt werden, sträuben sie die Mähne ihres Halses oder Kopfes und weisen ihre Zähne. Im Zimmer gefallen sie mehr durch ihre äußere Erscheinung, als durch ihre Gelehrigkeit. Sie können leicht gezähmt werden, gewöhnen sich an ihren Pfleger, werden auch zutraulich, sind aber ebensowohl in geistiger als in leiblicher Hinsicht außerordentlich empfindlich.

Die Weibchen werfen ein, aber auch zwei, ja selbst drei Junge und tragen dieselben auf dem Rücken und am Bauche, oft alle zugleich. Während das eine saugt, sitzt das andere auf dem Rücken. Männchen und Weibchen unterstützen sich in der Erziehung der Jungen gegenseitig, und das Männchen nimmt seinem Weibchen wenigstens die Last des Herumschleppens seiner Kinder gern ab. Bei denjenigen Arten, welche mit Ohrenbüscheln versehen sind, klammern sich die Jungen an diese an.

Als die schlimmsten Feinde der schmucken Geschöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen sie, Dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorsichtigen Auswahl der Schlafstellen; vor den Adlern und Falken dagegen giebt es keine Flucht. Unzählige fallen diesen gefährlichen Räubern zur Beute; ihr Tagleben ist eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Mensch stellt ihnen weniger ihres Nutzens, als ihrer Anmuth halber nach. Ihr Fleisch wird zwar von den Eingebornen gegessen, aber dem anderer Affen nachgestellt, und das Fell weiß auch Niemand zu verwerthen: um so häufiger aber sieht man die schmucken Gesellen als Gefangene in den Hütten der Indianer.

Man unterscheidet namentlich zwei Sippen: die Seidenaffen (Hapale oder Iacchus) und die Midasaffen (Midas). Bei ersteren ist der Schwanz buschig und sehr lang; die Ohren sind mit

Quadratform endigen, und von Farbe ist nur Roth oder Weiß vorhanden. Bei der letzteren Form ist Blatt- wie Blütenfarbe, die weißen Teile, eine wundervolle, ins Grünlich-silberweiße übergehende

Fig. 1. Die Blume der Cobra-Lilie (Arisaema Dracontium).

Farbe. Der Blütenstiel ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1), welche dadurch ein ganz eigentümliches Aussehen erhalten, mit weißen Ringen und Flecken geziert. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift.

Fig. 2. Die Blume des Jack-in-the-pulpit (Arisaema triphyllum).

von hoher Schönheit, aber giftig. — Eine Gattung der Aronpflanzen mit köstlich roter Frucht ist Arisaema. Die Blüten sind getrennt geschlechtig, die Blütenscheide ist sehr groß und bildet eine weite Röhre.

Jack-in-the-pulpit (Arisaema triphyllum, Fig. 2) heißt in Nordamerika eine Pflanze, die man in unseren Gärten als Zierpflanze kultiviert. Sie hat eine große, grüne, violett gestreifte Blütenscheide, die sich über einem Kolben wölbt, der mit kleinen, grünen Blüten besetzt ist. Diese Blüten sind getrennt geschlechtig, aber beide Arten sind auf einer Pflanze. Man findet sie in schattigen Wäldern. Am Kolben sind die Blüten so angeordnet, daß die männlichen Blüten oben, die weiblichen unten stehen. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift. Die Blütenscheide ist bei manchen Arten (A. Dracontium, Fig. 1) sehr lang, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) kurz, bei manchen (A. Dracontium, Fig. 1) ist sie grün und weiß gefleckt, bei anderen (A. triphyllum, Fig. 2) ist sie grün und weiß, violett oder braun gestreift.

Die Aronwurz (Arum maculatum) ist bei uns in vielen Wäldern verbreitet, gehört aber mit ihrer Familie zu den Pflanzen, die in Deutschland nur spärlich vorkommen. Sie hat einen dicken, knollenförmigen Wurzelstock, der in Zeiten der Not gegessen wird. Die Blütenscheide ist grün, der Kolben gelb. Die Blüten sind getrennt geschlechtig, die männlichen stehen oben, die weiblichen unten. Die Frucht ist eine rote Beere.

und Fiſchen recht gut ernähren und werden gewöhnlich ſehr bald außerordentlich zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche ſie beſtändig pflegen. Gegen Fremde ſind ſie mißtrauiſch und reizbar, überhaupt ſehr eigenſinnig, wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben ſie dann immer durch pfeifende Töne zu erkennen. Sie ſind ſo furchtſam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Weſpe ſchon große Angſt einflößt. Alles Fremdartige überhaupt bringt ſie in Aufregung. Alt gefangene Thiere zeigen ſich anfangs ziemlich wild und ſchreien ſchon bei der geringſten Annäherung. Es währt auch ziemlich lange, bis man ſie berühren darf. Wenn ſie einmal zahm geworden ſind, befreunden ſie ſich nicht nur mit den Menſchen, ſondern auch mit den Hausthieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen ſie ſpielen und in deren Nähe ſie gern ſchlafen, wahrſcheinlich der Wärme wegen. Sie ſuchen ſich nämlich beſtändig ſorgfältig gegen Kälte zu ſchützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecken u. ſ. w. gern in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten ſich ein Lager daraus und hüllen ſich dann dicht in dieſes ein. Es ſieht ſehr hübſch aus, wenn das kleine Thier ſein zierliches Köpfchen aus ſeinem Bettchen hervorſtreckt, ſobald ſich ihm Bekannte mit leckeren Biſſen nahen.

In Paris paarten ſich zwei dieſer Aeffchen Ende Septembers, und das Weibchen warf gegen Ende Aprils, alſo nach ſieben Monaten, drei ſehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Thierchen waren mit ſehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet, als ſie zur Welt kamen. Sie befeſtigten ſich ſogleich an die Mutter und verſteckten ſich in deren Haare. Aber ehe ſie zu ſaugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denſelben. Nachdem aber die beiden anderen ſich angeſaugt hatten, nahm ſie ſich ihrer an, und der Vater that daſſelbe. Wenn der Mutter nämlich die Jungen zu ſchwer wurden, ſtreifte ſie dieſelben an einer Wand ab, und dann ließ ſie das Männchen ſogleich auf ſeinen Rücken klettern. Auch kam es vor, daß ſie ſich ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen näherte, als wolle ſie ihn bitten, ihr ihre Laſt zu erleichtern, und auch dann zeigte ſich das Männchen ſtets willfährig. Es trug, wie ſein Weibchen, die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt ſie ſolange bei ſich, bis die Kleinen ſaugen wollten; dann gab es dieſelben der Mutter wieder zurück. Die Mutter ſchien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben, als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nach einander dahin ſtarben. Schon nach einigen Wochen nämlich wurde die Alte ſehr häufig müde, ihre Kinder herumzuſchleppen, und auch der geplagte Vater weigerte ſich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk an der Decke ſeines Käfigs hinauf. Oft verſtieg es ſich hier und konnte nicht wieder herunterkommen, dann ſchrie es um Hilfe. Bisweilen leiſteten ihm die Eltern dieſelbe, oft aber ließen ſie es auch ſchreien, ohne ſich um dieſelben zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören.

Das eben Mitgetheilte ſteht übrigens nicht vereinzelt da; denn der Uiſtiti hat in Europa ſchon mehrmals Junge gezeugt, einmal ſogar in Petersburg und unter Umſtänden, welche den Fall zu einem ſehr merkwürdigen machen. Man hielt die Thiere ſelbſt bei ziemlich rauhen Herbſt- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten ſie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieſelben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem ausgezeichneten Naturforſcher Pallas, und da dieſer zugleich eine ſehr ausführliche Beſchreibung des Betragens der Thiere ſelbſt in der Gefangenſchaft beifügt, will ich ſeine ganze Mittheilung im Auszuge hier folgen laſſen.

„Der Saguin iſt wie alle langſchwänzigen, kleinen Meerkatzenſippen der neuen Welt, ſozuſagen weit weniger Affe, als die größeren Arten. Er ſpringt und klettert zwar ſehr ſchnell, wenn er will, allein er iſt nicht wie andere Affen in ſo beſtändiger Unruhe und Bewegung, ſondern zeigt zuweilen, zumal wenn er ſatt iſt und der Sonne genießen will, viel Trägheit und ſitzt in Geſellſchaft ſeiner Geſpielen ganze Stunden lang ſtill, am Draht des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatiſchen Anſtande,

hält sich zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet, an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenschein reinigen sich die Gespielen gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden, wobei einer von beiden lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer blos mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor Morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, sonderlich, wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti" ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die Aeltesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus und waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen ꝛc., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her, wie ein Mensch, der lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Gescheite ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte, oder ihnen Etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Gebornen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit, noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzern zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und, wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vordertatzen sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun), als mit dem Daumen fest, aber an den Hinterfüßen ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen Vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend, oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brod, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr begierig. Von allem andern Futter fraßen sie mit Mäßigung, doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden; denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg gebornes und dort groß gewordenes Weibchen wollte verschiedene Dinge nicht genießen, welche den anderen angenehm waren.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Thieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen, als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht auf gesammelten Harn und Unrath, soweit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schleudern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten.

Ihr Harn verunreinigt Alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus- oder amberartigen, aber zugleich fauligen Geſtank, und ſo reinlich man ſie auch mit faſt täglichem Wechſel des Heues und Auswaſchen des Käfigbodens zu halten ſucht, verurſachen ſie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Uebelgeruch, welcher der Geſundheit ſehr nachtheilig zu ſein ſcheint. Wenigſtens haben Leute, welche mit dieſen Affen das Zimmer Tag und Nacht theilten, ſchon mehrere Male Faulfieber bekommen. Ihre Neſter hielten die Thiere ſtets trocken und reinlich."

„Als Affen, die eigentlich in Südamerika zu Hauſe ſind, hätte man die Saguinchen für weit froſtiger halten können, als ſie es wirklich ſind. In den kalten Herbſttagen, in denen ich ſie bei mir hatte, hielten ſie im ungeheizten Zimmer, wo ſie am Fenſter ſtanden, bei Wärmegraden aus, welche beſtändig dem Gefrierpunkt nahe waren. Freilich ſuchten ſie alsdann die Sonne oder die Nachbarſchaft des neben ſie geſtellten Feuerbeckens, bei welchem ſie ſich, am Käfig hängend, Stunden lang wärmten. Sehr ſonderbar iſt, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm iſt. Ihr Herr verſicherte, daß er ſie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen ſehen, welches ihnen ſonſt nur ſehr ſelten widerfährt. Uebrigens iſt es wahrhaft rührend anzuſehen, wie ſich die Geſunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beſchäftigen und wie ſie bemüht ſind, um ihm zu Hilfe zu kommen."

„Das Weibchen trägt ungefähr drei (?) Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun ſchon ſeit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal, auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtentheils Männchen gebracht, und dieſe ſind alle glücklich aufgewachſen, und nur zwei ſind nach erreichtem vollkommenen Wachsthum geſtorben. Die Jungen, welche die erſten Wochen hindurch ganz kahl ſind, laſſen ſich von der Mutter immer umhertragen und klammern ſich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren ſo dicht und verſteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu ſehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüſſig iſt, reißt ſie dieſelben ab und wirft ſie dem Männchen auf den Hals, oder ſchlägt und zankt auf dieſes los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem dieſe Haare bekommen haben, ſucht ſie die Alte, etwa nach einem Monat oder ſechs Wochen, zu entwöhnen und ſchützt ſie auch vor ihren erwachſenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter ſich ſelbſt gerathen ſie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen faſt erwürgt wird."

Dieſe ausführliche Lebensſchilderung der kleinen Affen iſt beſonders aus dem Grunde wichtig, weil ſie das bisher Mitgetheilte, auf den Beobachtungen anderer Naturforſcher Beruhende, theilweiſe widerlegt. Man ſieht daraus, wie viele Beobachtungen über ein einziges Thier gemacht werden müſſen, ehe der Naturforſcher ein klares und vollkommen richtiges Bild von dem Weſen und Treiben eines Thieres erhält.

Die alten Uiſtitis zeigen ſehr wenig Verſtand, wohl aber viel Mißtrauen und achten deshalb auf Alles genau. Sie unterſcheiden kaum die Perſonen und andere Weſen, ſelbſt ihre Wärter nicht.

Leider überleben dieſe zierlichen Thiere bei uns ſelten mehrere Winter; denn gewöhnlich dauern ſie nur bei vortrefflicher Pflege einige Jahre aus. In ihrer Heimat können ſie ziemlich lange in der Gefangenſchaft gehalten werden, und wenn ſie ſterben, iſt es auch nicht ſchwer, andere zu bekommen. Man ſchießt die Alte mit der Kugel oder mit einem Pfeile und nimmt das Junge mit nach Hauſe. Es klammert ſich augenblicklich nach dem Tode ſeiner Pflegerin feſt an ſeinen neuen Beſchützer an und ſcheint ſchon nach wenig Tagen ſich vollkommen an denſelben gewöhnt zu haben.

Der letzte Affe, welchen wir hier zu betrachten haben, iſt ein Midasaffe und zwar der Binche oder rothſchwänzige Midas (Midas Oedipus). Er und ſeine Verwandten ſind kleine, ſehr zierliche Thierchen. Der Binche iſt blos ſechs Zoll, ſein Schwanz faſt doppelt ſo lang. Alle Arten ſind ſehr ſchön geſtaltete und auch hübſch gezeichnete Geſchöpfe. Der Pelz des Löwenäffchens z. B. iſt falb oder röthlichgelblich, die Spitzen der Haare goldig. Dieſelbe Farbe hat auch die Mähne. Die Haare um das Geſicht herum aber ſind braun, und vom Geſicht aus zieht ſich ein ſchwarzbrauner

Streifen über den Scheitel. Der rothſchwänzige Midas iſt braun, an dem Kopfe, den Vorderarmen, der Unterſeite und den Händen aber weiß. Die eine Wurzelhälfte des Schwanzes iſt roſtroth, die andere ſchwarz.

Die Midasaffen ſind Bewohner Guianas und Braſiliens. Sie leben in kleinen Geſellſchaften und ſelten einzeln, ebenſo in den waldigen Gegenden, wie in den buſchigen, ſandigen Ebenen. Nirgends ſind ſie beſonders häufig und deshalb immer noch ziemlich ſelten in unſeren Sammlungen. Ihre Hauptnahrung dürften Kerbthiere bilden; auch in der Gefangenſchaft ſtellen ſie dieſen nach.

Alle dieſe kleinen Affen ſind äußerſt lebendig und ebenſo gewandt auf der Erde, als auf Bäumen. Sie ſind fähig, weite Sprünge von einem Aſt zum andern oder von der Höhe in die Tiefe hinab zu machen. Wie alle Mitglieder der Familie, ſind ſie im höchſten Grade furchtſam und verſtecken ſich, ſobald ſie etwas Fremdartiges gewahren. Im aufgeregten Zuſtande erheben ſie die Mähne und ſuchen ſich dadurch möglichſt furchtbar zu machen. Aengſtigt man ſie, ſo ſtoßen ſie ſcharfe Schreie aus und drohen zu beißen; ſie ſind aber friedlich und harmlos.

Der Binche (Midas Oedipus).

Leider ertragen ſie die Gefangenſchaft bei uns gewöhnlich nur ſehr kurze Zeit; denn ſie ſind noch zärtlicher, als die Seidenaffen. Nur wenn ſie ſich in Geſellſchaft von ihres Gleichen befinden, ſind ſie munter und vergnügt, allein fühlen ſie ſich ſehr unglücklich und halten deswegen einen ſolchen Zuſtand auch wirklich nicht lange aus. Einem geſtorbenen Gefährten folgen ſie in der Regel ſehr bald nach. Sie zeigen zwar Zutraulichkeit gegen ihren Pfleger, niemals aber wahre Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Schmeicheleien nehmen ſie, wie faſt alle Säugethiere, gern auf, ohne ſie jedoch jemals zu erwidern. Gegen Fremde ſind ſie ſehr mißtrauiſch und zeigen ihnen augenblicklich die Zähne, deren Schwäche und Kleinheit freilich keine Befürchtungen erregen kann. In der Freiheit ſind ſie natürlich vollkommen unſchädlich, aber auch nicht eben nützlich; denn ihr Körperchen iſt zu klein, als daß es zur Speiſe dienen könnte, und ihr Fell iſt viel zu zart, als daß es zu Pelzwerk taugte.

Von dieſer wie von der vorigen Sippe giebt es ziemlich viele Arten, welche aber nicht nur dasſelbe Vaterland haben, ſondern auch ganz dieſelbe Lebensweiſe führen, wie die genannten. — Bereits in der Vorzeit lebten gewiſſe Arten in Braſilien.

Dritte Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Je weiter eine Wissenschaft fortschreitet, um so genauer und sorgfältiger sucht sie festzustellen und zu ordnen. Fast alle früheren Naturforscher erblickten in den affenähnlichen Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, blos die Mitglieder einer Familie der Affen; die neueren Bearbeiter der Thierkunde aber wollen alle Aeffer vollkommen von den Affen getrennt und in einer eigenen Ordnung vereinigt wissen. Ich glaube, daß sie im Rechte sind, oder wenigstens beharrlich, folgerichtig verfahren. Die Umwälzung der Naturwissenschaft, welche im Anfange dieses Jahrhunderts begann, ist noch nicht vollendet, und die allerwichtigsten Streitfragen sind noch ungelöst. Es scheint, als ob es jetzt wirklich keinen einzigen Forscher gäbe, welcher uns mit Bestimmtheit sagen kann, was wir unter dem Begriffe der „Art" zu verstehen haben, und es ist sicher, daß es mit den Ansichten über „Sippen, Familien und Ordnungen" nicht viel anders ist. Wir dürfen absehen von allen Spitzfindigkeiten derartiger Fragen; denn uns kann es eigentlich ziemlich gleichgiltig sein, wo die Thiere, deren Leben uns beschäftigt, von den Forschern eingereiht worden sind, oder welchem engern Theile des Ganzen sie zugetheilt werden.

Die Aeffer sind als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Affen und den Flatterthieren zu betrachten. An jene reiht sie die Bildung ihrer vier Hände, an diese die eigenthümliche Flatterhaut, welche eine ihrer Familien auszeichnet. Im Uebrigen haben sie weder mit den Affen, noch mit den Flatterthieren viel Gemeinschaftliches. Ihr Körperbau ist sehr schmächtig oder auch klapperdürr; der Kopf ähnelt durch seine Schnauze entfernt dem eines Fuchses, die hinteren Gliedmaßen sind gewöhnlich verlängert, haben aber, wie die vorderen, Hände, deren Daumen den anderen Fingern regelmäßig gegenübergestellt werden kann; die Finger haben gewöhnlich bis auf den Zeigefinger der Hinterhände platte Nägel, bei einer Familie aber Krallen; der Schwanz spielt in sehr verschiedenen Längen, ist aber niemals als Greifwerkzeug zu gebrauchen. Die Augen sind bei allen, die Ohren bei vielen Arten groß und für die nächtliche Lebensweise der Thiere geeignet. Das Haarkleid ist weich, wollig und dicht. Das Gebiß bildet geschlossene Zahnreihen, welche aber hinsichtlich der Anordnung, Form und Zahl der verschiedenen Zähne bedeutend von einander abweichen. Die Zunge zeichnet sich vor der aller anderen Säugethiere noch durch einen besondern Anhang aus, welchen man Unterzunge nennt. Die Augenhöhlen sind hoch umrandet, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossen, sondern mit den Schläfengruben verbunden. Der schmale Unterkiefer besteht aus zwei, am Kinn vollkommen getrennten Knochen, — und dergleichen Eigenthümlichkeiten machen sich noch mehrere bemerklich. Die Leibesgröße der hierher gehörigen Thiere ist durchgehends nur unbedeutend.

Es scheint, daß die Halbaffen in der Vorzeit noch nicht da waren und also blos der Jetztzeit angehören. Gegenwärtig bewohnen sie Afrika, zumal seine östlichen Inseln, und die großen Eilande Südasiens. Ihre Artenzahl ist gering. Alle zeichnen sich durch ihre rein nächtliche Lebensweise aus.

Man könnte sie, wie es Oken auch gethan hat, die Nachtaffen der alten Welt nennen. Am Tage schlafen sie, mit Einbruch der Nacht aber werden sie lebendig und rege. Sie sind echte Baumthiere und fremd auf dem Boden. Ihre Bewegungen sind immer sicher und größtentheils langsam, dabei geisterhaft leise und unmerklich. Früchte, kleine Wirbel- und Kerbthiere scheinen in der Freiheit ihre Hauptnahrung zu bilden; in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an allerlei Kost, wie die eigentlichen Affen. Sie werden zahm und zutraulich, sind reinlicher und weniger boshaft und können wie Hunde und Katzen im Zimmer gehalten werden. Einige Arten zeichnen sich durch ihre muntere Regsamkeit und ihre große Anhänglichkeit sehr zu ihrem Vortheile vor anderen aus, welche wegen ihres schläfrigen Wesens sich bei Tage wenigstens nicht besonders angenehm machen. In ihrer Heimat bringen sie dem Menschen weder Schaden noch Nutzen, und Dies mag wohl eine der Hauptursachen sein, daß wir noch so wenig von ihrem Freileben wissen: man kennt sie eigentlich nur aus der Gefangenschaft.

Fitzinger theilt die Ordnung in drei Familien ein, welche er Kurzfüßer, Langfüßer und Pelzflatterer nennt. Wir wollen sie einzeln betrachten, obgleich Dies — wenigstens für die beiden ersten Familien — eigentlich nicht gerade nöthig ist, weil alle Nachtaffen in ihrer Lebensweise sich außerordentlich ähneln.

Die Kurzfüßer (Brachytarsi) kennzeichnen sich hauptsächlich durch folgende Merkmale: Ihre Vorder- und Hinterglieder sind fünfzehig; der Daumen kann den übrigen Fingern gegenübergestellt werden. Der Zeigefinger der Hinterhände besitzt einen Krallennagel, alle übrigen Finger haben platte Nägel. Die Fußwurzel ist kürzer als das Schienbein. Der Kopf ist wegen seiner Fuchsschnauze lang; die Ohren sind klein, die Augen aber groß, bei manchen sehr groß. Ihre Leibesgröße schwankt zwischen der eines Eichhörnchens und der einer Katze.

Mit Ausnahme einer einzigen Art, welche Indien bewohnt, sind alle hierher gehörigen Thiere auf der Insel Madagaskar zu Hause. Dort vertreten sie die Affen, und eben deshalb hat man ihnen und ihren Verwandten den Namen Prosimii d. h. Stellvertreter der Affen gegeben.

Alle Kurzfüßer leben gesellig in kleineren oder zahlreicheren Trupps auf den Bäumen zusammenhängender Wälder. Während des Tages ziehen sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen; — stört man solch einen Haarball, dann kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines herannahenden Käfers weckt sie auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, — aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein, als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlicht wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Fells verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Aeste verdeckt, auf welchen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen sind so bedachtsam und leise, daß

auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe jetzt dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarerer Absicht, als der Lori jetzt, seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem andern fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise, leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und Nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt.

Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Halbaffe dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Thieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obschon es auch diese nicht verschmäht.

Alle geschwänzten Arten unserer Familie sind weit lebhafter und beweglicher, als die kurz- oder ungeschwänzten, welche dafür bedächtig und berechnend vorsichtig sind. Erstere klettern mit viel Geschick und Schnelligkeit, springen auch wohl sechs bis acht Fuß weit von einem Aste zum andern, letztere bewegen sich auf den Bäumen nur langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verlässigen Halt giebt. Ihr Gang auf dem Boden ist immer schlecht und zwar bei den einen, wie bei den anderen. Sie treten stets auf alle vier Füße auf, einige auf die Sohlen derselben, andere mehr auf die halbeingeschlagenen Finger, wenigstens auf die ihrer Vorderhände.

Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist ihnen Bedürfniß; die Kälte macht sie mißmuthig und krank. Die gefangenen Aeffer geben ihr Mißbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie — wenigstens viele — nach Katzenart.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering: nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle sind scheu und furchtsam, obgleich sie sich muthig wehren, wenn man sie fängt. Wenn sie sich an den Menschen gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und zeigen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die ungeschwänzten Arten sind still, fast schwermüthig und vor allem ruheliebend. Eine Art soll von den Eingebornen zur Jagd abgerichtet werden können; ob Dies wahr ist, steht dahin.

Ueber ihre Fortpflanzung weiß man noch sehr wenig. Die Weibchen tragen etwa vier Monate und werfen ein Junges, welches sie längere Zeit auf ihrem Rücken mit sich führen.

Zu den Kurzfüßern gehört ein sehr seltnes Thier, welches auf Madagaskar lebt, aber nur wenige Male ausgestopft nach Europa kam: der Indri (Lichanotus brevicaudatus). Er läßt sich mit seinen Verwandten nicht wohl vereinigen und bildet deshalb eine eigene Sippe für sich, welche der von den übrigen Halbaffen abweichende Zahnbau, der große, mehr dreieckige als runde Kopf mit seiner kurzen Schnauze, die langen Hinterbeine, die langen Hände mit ganz freien Daumen und der sehr kurze Schwanz kennzeichnet.

Der Indri ist der größte aller Halbaffen. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß, die Länge des Schwanzes aber nur einen Zoll. Der Körper ist mehr schlank, als gedrungen; der Pelz schön, wollig, weich und dicht; das Gesicht ist fast unbehaart. Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Kreuzgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Ferse und Seiten sind weiß, Ohren, Hinterkopf, Schultern, Arme und Hände schwarz, Unterrücken und Oberschenkel braun, und die Vorderseite der hinteren Glieder endlich schwarzbraun.

Wir verdanken die geringe Kenntniß, welche wir vom Leben des Indri besitzen, dem Reisenden und Naturforscher Sonnerat. Er fand unser Thier auf Madagaskar und erzählt, daß es sehr sanft-

müthig und daher leicht zähmbar iſt. In den ſüdlichen Gegenden der Inſel wird es von den Eingebornen von jung an aufgezogen und, wie unſere Hunde, zur Jagd abgerichtet. Sein Geſchrei ähnelt der Stimme eines weinenden Kindes. Es iſt, wie ſeine Gattungsverwandten, flink und gewandt und ſpringt ſo raſch von einem Baume zum andern, daß man ihm kaum mit den Augen folgen kann. Beim Freſſen ſitzt es aufrecht wie ein Eichhörnchen und führt die Nahrung, welche hauptſächlich aus Früchten beſteht, mit ſeinen vorderen Händen zum Munde.

Hierauf beſchränken ſich die Nachrichten, welche wir über den Indri haben. Seit Sonnerat hat kein europäiſcher Forſcher über ihn berichtet.

Der Vließmaki (Propithecus diadema).

Die Schleiermakis (Propithecus) unterſcheiden ſich von dem Indri durch ihre ſpitze Schnauze, ihre vollkommen in dem langen, weichwolligen Pelze verſteckten Ohren, den langen oder ſehr langen Schwanz, die Handbildung und den Zahnbau. Bis jetzt kennt man blos zwei Arten, welche zu dieſer Sippe gezählt werden; beide leben auf Madagaskar.

Der ausgezeichnetſte von ihnen iſt unzweifelhaft der Vließmaki (Propithecus diadema). Er iſt eine der größten und ſchönſten Arten der ganzen Ordnung. Seine Leibeslänge beträgt 21, ſeine Schwanzlänge 17 Zoll; der Körper iſt ſchlank und zierlich gebaut, die Hinterglieder ſind noch einmal ſo lang, als die vorderen, und das Thier zeigt ſomit den Leibesbau der Langarmaffen gerade in um-

gekehrter Weiſe. Die Behaarung iſt lang, wallend und ſeidenartig fein, und die Färbung des glänzenden Pelzes ziemlich bunt. Geſicht und Hände ſind faſt gänzlich nackt; gleich über den Augen aber beginnt die Behaarung. Eine gelblichweiße Binde zieht ſich über die Stirn und läuft in ſchmäleren Streifen unter den Ohren hin nach dem Halſe zu; Kopf und Hals ſind ſchwarz, auf den Schultern und Seiten miſcht ſich Weiß darunter und dieſes nimmt ſo zu, daß die Weichen nur noch ſchwarz geſprenkelt erſcheinen; die Unterſeite iſt rein weiß, die Wurzel des Schwanzes rothgelb, die Endhälfte weiß mit gelblichem Anfluge; die Hände ſind ſchwarz, an den Fingern ſitzen aber lange rothgelbe Haarbüſchel.

Ueber die Lebensweiſe des ſchönen Geſchöpfes weiß man noch gar Nichts.

In dieſelbe Sippe ſtellen die meiſten Gelehrten noch den Avahi oder Wellenmaki (Propitheeus laniger), welcher ſich übrigens ſehr weſentlich von dem Vorigen unterſcheidet. Der Avahi iſt ein kleines Thier, welches etwa einen Fuß, mit dem Schwanze aber 1 2/3 Fuß lang wird; er trägt einen krauſen, weichen Pelz, welcher röthlichgelb, unten aber mäuſegrau gefärbt iſt, und hat ſehr lange hintere Gliedmaßen mit theilweiſe verwachſenen Fingern. Er bewohnt die größeren Waldungen namentlich der Oſtküſte Madagaskars, ſchläft bei Tage in hohlen Bäumen und erſcheint nach Einbruch der Dämmerung in kleinen Geſellſchaften in den Kronen der Bäume, deren Rinde er beſonders genau nach Kerfen abſucht. Sein Geſchrei iſt klagend, weinerlich, wie das aller ſchwachen Nachtthiere.

Die bisher Erwähnten ſind die uns weniger bekannten Mitglieder der erſten Familie, von den übrigen wiſſen wir etwas mehr, obgleich noch immer nicht viel. Am beſten kennen wir noch zwei andere Sippen, die Makis und die Loris, weil von beiden einzelne ſelbſt bei uns öfters in Gefangenſchaft gehalten worden ſind.

Der Name Maki rührt von dem Geſchrei einiger hierher gehöriger Thiere her, welches wie die Silben „Make, Make“ klingen ſoll. Die Wiſſenſchaft hat ihnen den Namen Lemur zuertheilt, jedenfalls wegen ihrer nächtlichen Lebensweiſe, obwohl jener Name, welcher bekanntlich den ungemüthlichen Spukgeiſtern der alten Römer zukam, vielleicht eher den Loris gelten dürfte, als ihnen. Die eigentlichen Makis ähneln, flüchtig betrachtet, eigentlich eher kleinen, ſchlanken Wachtelhündchen, als Affen; ihr Leib iſt ſchmächtig, ihre mittellangen Gliedmaßen ſind ſtark, der buſchige Schwanz iſt gewöhnlich länger, als der Leib. Die kurzen Ohren ſind behaart, oft ganz im Pelze verſteckt, die Augen ſind mittelgroß. Der Scheitel iſt langgeſtreckt und die Schnauze fuchsartig zugeſpitzt; überhaupt erinnert der ganze Kopf lebhaft an Freund Reinecke: nur der Ausdruck der milden Augen iſt ein ganz anderer, faſt allzu harmloſer. Die hinteren Gliedmaßen ſind nicht viel länger, als die vorderen; die Hände ſind kurz, die Zeigefinger der Vorderhände aber ziemlich lang. Der Pelz iſt immer fein und weich, zuweilen auch wollig; ſeine Färbung iſt ſehr bunt.

Alle Makis ſind Bewohner Madagaskars und der nächſten Inſeln derſelben Gruppe. Man hat etwa zehn Arten kennen gelernt; die Unterſcheidung derſelben iſt aber ſchwierig und deshalb wohl noch nicht feſtſtehend.

Unter ihnen iſt der Vari (Lemur Maeaco oder Lemur varius) einer der bekannteſten. Seine Länge beträgt 16, ſeine Schwanzlänge 18 Zoll; der reichliche, an den Kopf- und Halsſeiten beſonders verlängerte Pelz iſt großfleckig ſchwarz und weiß, aber unregelmäßig und ungleich gezeichnet, ſo daß eben nur das allgemeine Gepräge ſich zeigt, während bei dieſem das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne ſind ganz ſchwarz, andere ganz weiß, bei manchen iſt der ganze oder der halbe Rücken weiß und der Bauch ſchwarz ꝛc. Das Geſicht, der Schwanz und die Vorderglieder ſind gewöhnlich ſchwarz, und die Ohrengegend iſt gewöhnlich weiß: etwas Genaueres läßt ſich über die Farbenvertheilung nicht ſagen.

Der Vari iſt einer der größten Makis, etwa einer ſtarken Katze an Größe gleich; ſeine übrigen Verwandten ſind ihm übrigens an Größe ſehr ähnlich.

Der Makako (Lemur Catta) iſt hauptſächlich durch ſeinen ſchwarz- und weißgeringelten Schwanz ausgezeichnet; die Hauptfärbung ſeines dichten, feinen, weichen und wolligen Pelzes iſt grau, bald ins Aſchfarbige, bald mehr ins Roſtrothe ziehend; Geſicht, Ohren und Unterſeite ſind weißlich, ein Augenfleck und die Oberſchnauze dagegen ſchwarz. Die Körperlänge beträgt 13, die Schwanzlänge 19 Zoll.

Der Mongoz endlich (Lemur Mongoz — Seite 138), iſt oben dunkel aſchgrau, unten lichtbraungrau, am Oberkopfe beinah ſchwarz, an den Seiten des Unterhalſes lichtgrau. Er ändert übrigens vielfach ab. In der Größe giebt er dem Vari wenig nach.

Der Vari (Lemur Macaco).

Alle dieſe Makis leben geſellſchaftlich in den Wäldern Madagaskars. Man begegnet ihnen nach Sonnenuntergang oft in Herden von dreißig bis fünfzig Stück. Sie klettern dann raſch und gewandt und dabei geräuſchlos auf den Aeſten umher. Bisweilen ſieht man ſie auch auf Felſen und zwar ſelbſt bei Tage; wahrſcheinlich wollen ſie ſich dann ſonnen. Bei langſamen Gehen halten ſie den Schwanz empor und biegen ſeine Spitze nach rückwärts, im Galopp aber legen ſie ihn nach vorwärts über den Rücken. Während des Tages verbergen ſie ſich ſo gut als möglich; die Sonnenwärme, welche ſie außerordentlich lieben, lockt ſie aber doch öfters aus ihren Schlupfwinkeln hervor und bewegt ſie, ſich einen freiern Platz zu ſuchen, wo ſie auch ſchlafen können. Mit Einbruch der Nacht werden ſie rege und ſchreien; ihrer zwei verſtehen es, zuweilen einen Lärmen zu machen, als ob ihrer hundert wären.

Hinſichtlich der geiſtigen Fähigkeiten erheben ſich dieſe Thiere nicht über ihre Verwandten; dennoch iſt ihr Weſen angenehm. Gewöhnlich zeigen ſie ſich ſehr ſanft und friedlich; einzelne ſind aber auch ſtörriſch, wild und biſſig. Sie laſſen ſich ſehr gern ſchmeicheln, geben aber keine beſondere

Zuneigung gegen ihren Wärter kund, ſondern ſind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, und einzelne halten ſich lange in der Gefangenſchaft. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meiſten Fällen werden ſie bald zahm und gemüthlich. Auch laſſen ſie ſich ſehr leicht erhalten, denn ſie gewöhnen ſich raſch an allerlei Speiſen. Ihre Nahrung nehmen ſie hübſch mit den Vorderhänden auf und führen ſie dann zum Maule; einzelne heben das Futter aber auch gleich mit dieſem auf. Wenn ſie ſich wohl befinden, ſchnurren ſie wie die Katzen; gewöhnlich ſingen ſie ſich ſelbſt in dieſer Weiſe in den Schlaf.

Buffon beſaß ein Männchen, welches durch ſeine raſchen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch ſeine Unreinlichkeit und ſeinen Muthwillen aber oft auch recht läſtig wurde. Der Burſche lief nicht ſelten in die Nachbarhäuſer, ſtahl dort Obſt, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als ächter Spitzbube, unter Umſtänden Thüren und Deckel von Schränken und Kiſten. Man mußte ihn deshalb anbinden, und wenn er entwiſcht war, hatte man ſeine große Noth, ihn wieder zu fangen: er

Der Makako (Lemur Catta).

biß dann ſelbſt Diejenigen, welche er genau kannte und ſonſt zu lieben ſchien. Sehr gern leckte er die Hand ſeines Pflegers; wenn aber ſeine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anſtatt weiter zu lecken. Er murmelte beſtändig, ließ man ihn jedoch allein, dann ſchien er Langeweile zu haben und drückte Dies durch froſchartiges Quaken aus. Vor Kälte und Näſſe fürchtete er ſich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, ſtellte ſich auch öfters aufrecht, um ſich beſſer zu erwärmen.

Der Maki, welcher ſo lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demſelben Grade und ſetzte ſich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme froſtige Südländer hielt nicht blos die Hände, ſondern auch ſein Geſicht ſo nahe an die Flamme, daß er ſich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegenſatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich; er glänzte am ganzen Leibe und hütete ſich ſorgfältig, ſeinen Pelz zu beſchmuzen. Außerdem war er ebenſo lebendig und beweglich, wie neugierig. Er unterſuchte Alles und Jedes, warf es aber dabei entweder um, oder zerriß und zerſtreute es. Seine Freundlichkeit erſtreckte ſich über alle Perſonen, welche ihm

Digitized by Google

ſchmeichelten, und auch ganz Fremden ſprang er ohne alle Umſtände in den Schoß. Gegen Abend ſprang oder tanzte er wohl eine halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er ſich auf ein Bret über der Thüre und ſpann ſich in Schlaf. In ſeiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in ſeinem Alter wurde er wähleriſcher und damit verſtändiger und ſtiller.

Von den weißſtirnigen Makis beſaß man zu Paris ein Paar, welches ſich ſehr lieb gewann und ſchließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße und mit offenen Augen. Das Thierchen klammerte ſich ſogleich an die Mutter an und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel ſo in die Höhe, daß ſie es faſt ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn ſich Menſchen näherten, drehte ſie denſelben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht geſehen werden ſollte. Sie war außerordentlich zahm geweſen; nachdem ſie aber das Junge erhalten hatte, drohte ſie Jedermann, der ſich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach ſeiner Geburt hatte das Thierchen ſchon ganz den Pelz und die Färbung, wie

Der Mongoz (Lemur Mongoz).

ſeine Mutter. Um dieſe Zeit fing es auch an, die ihm hingeſtellte Nahrung zu verſuchen: aber erſt im ſechſten Monat ſeines Alters entwöhnte es ſich.

Ein Vari deſſelben Thiergartens lebte mit einem ſeiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfig, bis man beide zufällig an einen andern Ort brachte. Hier änderte ſich die Sache; der ſtarke Vari tödtete ſeinen Gefährten in der erſten Nacht.

Auf das Angegebene beſchränkt ſich die Kenntniß, welche wir von dem Leben der gefangenen Makis beſitzen; hinſichtlich ihres Freilebens harren die Thiere noch ihres Rengger. —

Während die Makis ſammt und ſonders, wenigſtens zu gewiſſen Zeiten, eine große Regſamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen ſich die Loris (Stenops) hauptſächlich durch die entgegengeſetzten Eigenſchaften aus. Sie ſind die Faulthiere unter den Vierhändern und werden auch geradezu

Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit ſchmächtigem Leibe, großem, rundlichen Kopfe und dünnen, ſchlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger, als das vordere iſt. Der Schwanz fehlt gänzlich, die Schnauze iſt ſpitz, aber kurz; die Augen ſtehen ſich nahe und ſind ſehr groß; die Ohren ſind mittelgroß und behaart. An ihren Händen iſt der Zeigefinger ſehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterſte mit ſcharfer und langer Kralle verſehen. Das Weibchen beſitzt nur zwei Bruſtdrüſen; aber jede derſelben enthält zwei Zitzen. Sehr eigenthümlich iſt die büſchelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüſſelbeinſchlagadern: beide zertheilen ſich in ſoviele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden ſind. Dies iſt — abgeſehen von ſeiner Abſonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei dem Faulthiere die betreffenden Schlagadern ganz ähnlich zerſpalten ſind.

Die wenigen Arten dieſer Sippe bewohnen Indien und ſeine benachbarten Inſeln; ihr Freileben iſt uns aber faſt noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikaniſchen Vettern in Südaſien, aber nur hinſichtlich ihrer Geſtaltung, nicht auch hinſichtlich ihres Weſens.

Der ſchlanke Lori (Stenops gracilis).

Ein äußerſt niedliches Mitglied unſerer Sippe iſt der ſchlanke Lori (Stenops gracilis), ein Thierchen, kaum ſo groß, wie ein Eichhörnchen — nur acht Zoll lang! — mit ſchlankem Leibe, großäugigem und ſpitzſchnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, ſeidenweichen Pelze, deſſen Färbung oben röthlich fahlgrau und gelblich braun, auf der Unterſeite aber graulich oder blaßgelblich iſt. Rund um die Augen herum iſt das Fell dunkler und ſticht deshalb um ſo mehr von der lichten Oberſchnauze ab. Unſere Abbildung ſtellt es der Deutlichkeit halber in unverhältnißmäßiger Größe dar.

Das allerliebſte Geſchöpf, deſſen Landesname Tevangan iſt, bewohnt die Wälder Ceylons. Es verſchläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erſt des Abends zum Vorſchein. In ſeinem Freileben hat es noch Niemand beobachtet, und ebenſowenig hat das zarte Weſen die Reiſe von Indien nach Europa ausgehalten. Gleichwohl haben es wenigſtens Einige in Indien lebend geſehen; leider aber ſind die betreffenden Berichte unſicher oder mindeſtens unverſtändlich.

Thévenot iſt der Erſte, welcher von den ſchlanken Loris ſpricht. Er ſah einige von ihnen (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) in Aurengabad, der Hauptſtadt von Balagate, im Reiche des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil ſie ſich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, ſtellten ſie ſich auf die

Hinterbeine, umarmten einander öfters und ſahen die Leute dabei feſt an. Ihr Herr nannte ſie wilde Menſchen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Tevangan und giebt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceylons", bemerkt aber, daß er dieſen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch ſein ſchlanker Bau ſchon beweiſen müſſe — weder faul noch langſam, ſondern im Gegentheile ſehr flink im Gehen und äußerſt gewandt und hurtig im Klettern ſei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koſte und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieſes ſei dem Männchen gegenüber ſehr artig. Die Zahl der Jungen ſolle zuweilen vier betragen.

Der ſchlanke Lori im Erwachen und im Schlafe.

Dieſe beiden alten Mittheilungen ſind eigentlich die anziehendſten und ausführlichſten, welche wir über den ſchlanken Lori erhalten haben; in der Neuzeit hat meines Wiſſens nur Tennent in ſeinem Werke über Ceylon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es giebt," ſagt er, „zwei Spielarten des ſchlanken Lori auf der Inſel; die eine, deren Fell braun iſt, und eine andere, größere, mit ſchwarzem Pelz. Ich erhielt einen lebenden „Theivangu" oder „Dünnleib" aus Chillav von der Weſtküſte. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, beſonders gern aber auch Ameiſen und überhaupt Kerbthiere. Auf Milch und Geflügelfleiſch war er äußerſt begierig."

„Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborne haben mir verſichert, daß er Nachts ſogar Pfauen überfällt, abwürgt und ſich dann an dem Gehirn ſeiner Beute erlabt."

Digitized by Google

„Mein Gefangener schlief den ganzen Tag in der sonderbaren Stellung, welche ich hier dargestellt habe; er faßte dabei seine Stange mit allen Händen, krümmte sich zu einem weichbehaarten Ball zusammen und verbarg seinen Kopf tief zwischen seinen Beinen."

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Singhalesen erregt. Sie fangen den Theivangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf ans Feuer, bis die Augäpfel bersten!"

Ein anderer Lori, der plumpe (Stenops tardigradus), ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist, als sein schlanker Vetter. Soviel man weiß, bewohnt der plumpe Lori die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra. In Ostindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bruh-Samundi. Er ist größer und untersetzter gebaut, als sein Verwandter; seine Leibeslänge beträgt etwas über einen Fuß. Der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, und die Nase springt nicht über die Mundöffnung vor; die eiförmigen Ohren sind im Pelze versteckt. Gesicht und Hände sind blos mit dünnstehenden Haaren besetzt; im Uebrigen ist der Pelz dicht und weich, fast filzartig und oben bräunlichgelb, unten heller, an der Außenseite aber röthlich gefärbt. Ueber den Rücken verläuft ein rostbrauner Streifen, welcher sich auch über die Stirn, aber getheilt fortsetzt und durch weiße Streifen unterbrochen wird.

Der plumpe Lori (Stenops tardigradus).

Der plumpe Lori ist ein überall seltner Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat. Er lebt in kleinen Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thierchen von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch einige Male lebend nach Europa gebracht. Die Reisenden Obsonville, Seba und Jones haben das Beste über sein Leben berichtet. Der Tevang verdient seinen Namen. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen Vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht ist er äußerst empfindlich; nachts aber sieht er vortrefflich und seine bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerbthieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und dann mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches aber verschieden ist, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken soll; im Zorn läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Die gefangenen Tevangs waren still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhten den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützten den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Strick angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit

nach ſeinem Wärter; allein einige kleine Züchtigungen reichten hin, ſolche Ausbrüche ſeines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn ſtreichelte, nahm er die ihn liebkoſende Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und richtete die halbgeöffneten Augen gegen ſeinen Wohlthäter. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerſt rieb er ſich die Augen, wie ein ſchlaftrunkner Menſch; dann ſah er ſich um und begann umherzuſtreifen. Er wanderte dabei auch geſchickt auf Seilen herum, welche man für ihn ausgeſpannt hatte. Früchte und Milch genoß er ſehr gern; beſonders lüſtern aber war er nur nach Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm zum Spaß ſolch Wildpret vor, ſo kam er mit vorſichtigen Schritten herangeſchlichen, oft das ganze Zimmer durch, gerade ſo, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Andern zu überraſchen. Wenn er ſich dann ſeinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er ſtehen, richtete ſich in die Höhe, rückte noch näher heran, ſtreckte ſachte die Arme aus, fuhr endlich blitzſchnell auf ſeine Beute los und erdrückte ſie in wenigen Augenblicken.

Ein anderer Lori dieſer Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erſt abends gegen neun Uhr aus ſeinem Schlummer auf und bewegte ſich dann äußerſt langſam und gleichförmig, ließ ſich auch nicht durch Antreiben zu einer ſchnellern Bewegung bringen. Wenn er kletterte, ließ er niemals einen Fuß los, bevor er ſich mit dem andern wieder feſt verſichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geſchick; ſonſt fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, Ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen Tevang während ſeines Aufenthaltes in Indien. Das Thier war ſehr ſanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber ſein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Dieſe verſtimmte es ſichtlich und machte es bei der unbedeutendſten Veranlaſſung zornig. Während der heißen Zeit zeigte es ſich ſehr dankbar, wenn es gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, ſobald man es überhaupt ſtörte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel es in Schlaf und rollte ſich dabei wie ein Igel zuſammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte es, leckte und putzte ſich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühſtück, ſchlummerte noch ein wenig und ermunterte ſich erſt dann vollſtändig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die ſüßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Es war nicht gefräßig, konnte aber gar nicht genug Heuſchrecken oder andere Kerfe bekommen, und ſtellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit die ganze Nacht nach. Wenn ſich ein Kerbthier in ſeiner Nähe niederließ, heftete es ſeine leuchtenden Augen feſt auf daſſelbe, zog ſich dann etwas zurück, ſprang plötzlich ſchnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte es ſeine Speiſe nur mit einer Hand zum Munde; ſonſt aber brauchte es ſeine vier Hände ohne Bevorzugung des vordern Paares. Oft hielt es ſich mit einer Hand oben am Käfig, während die drei anderen ſich unten Etwas zu thun machten; am liebſten aber hing es ſich, den Leib verkehrt, nach unten gerichtet, mit allen vier Händen an das obere Gitter ſeines Gefängniſſes und ſchwang ſich einige Minuten lang hin und her, als verſuche es, ſich die ihm fehlende Bewegung zu verſchaffen. Gegen Tagesanbruch ſchien es am geneigteſten zu ſein, mit ſeinem Wärter zu ſpielen, und wenn ihm dieſer dann ſeinen Finger gab, leckte und ſaugte es recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, es wurde ruhiger und bereitete ſich nun zu ſeinem zehn- bis zwölfſtündigen Schlafe vor. — Eines Tages fand man es todt in ſeiner gewöhnlichen Stellung.

Die einzige Unannehmlichkeit, welche das ſchmucke Thierchen in der Gefangenſchaft verurſacht, iſt der widerliche Geruch, welchen es verbreitet: man vergißt Dies aber gern über der Freude, welche das ſo ſeltne und zarte Geſchöpf ſeinem Herrn bereitet.

Alle die hier mitgetheilten Beobachtungen finden ſich bereits in Okens trefflicher Naturgeſchichte, welche vor mehr als zwanzig Jahren erſchien. Seit dieſer Zeit ſcheint Niemand etwas Weſentliches dazu geliefert zu haben.

Nach Niederſchrift des Vorſtehenden ſah ich den plumpen Lori zu meiner großen Freude lebend im Thiergarten zu Amſterdam, aber leider nur bei Tage. Er zeigte ſich jedoch nicht ganz ſo freundlich,

als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er vom Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes", wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies geschah in einer Weise, die mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor dreißig Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesicht. Dies thut meines Wissens kein anderes Thier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr so regungslos in seiner Stellung, daß er unserm Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

* * *

Die zweite Familie unserer Ordnung umfaßt die Langfüßer (Macrotarsi).

Alle hierher gehörigen Thiere erscheinen als Mittelglieder zwischen den Affen und Bilchen oder Schlafmäusen. Ihre Hände sind Affenhände, ihr Gebiß zeigt noch seine geschlossenen Zahnreihen: in dem übrigen Leibesbau aber und ihrem ganzen Wesen ähneln sie den Siebenschläfern weit mehr, als den Aeffern. Der Leib der Langfüßer ist ziemlich gedrungen, und die Gliedmaßen sind kräftig. Ihre Fußwurzeln sind länger, als das Schienbein; alle Füße haben einen Daumen, welcher den übrigen Zehen gegenübergestellt werden kann. Nur der Zeigefinger, selten auch noch der Mittelfinger besitzen krallenartige, alle übrigen Finger dagegen platte Nägel. Ein großer, runder Kopf mit ziemlich langen, nackten Fledermausohren und dicht neben einander stehenden Augen, eine stumpfe Schnauze und ein echtes Halbaffengebiß (4 Schneide- und 6 Backzähne oben, 6 Schneide- und 5 Backzähne unten) kennzeichnen sie noch außerdem.

Die Langfüßer bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche wir kennen lernen werden, Afrika und namentlich wieder das durch seine Thierwelt überhaupt so ausgezeichnete Madagaskar. Sie leben entweder paarweise oder in Gesellschaften auf den Bäumen größerer Waldungen und verstecken sich hier bei Tage entweder in dem Gezweig oder in Baumhöhlen. Nachts kommen sie hervor und beginnen ihre Jagdwanderungen auf Kerfe oder kleine Vögel und Eier; wenn sie es haben können, fressen sie auch Früchte. Sie sind, abweichend von den Vorigen, rasch und behend und klettern mit der Gewandtheit unserer Eichhörnchen, verstehen es auch, weite Sprünge auszuführen. Auch bei ihnen sind die langschwänzigen Arten schneller und gewandter, als diejenigen, denen das zum Klettern wesentliche Steuer mangelt oder wegen seiner Kürze nicht vollkommen genügt — wenn ich so sagen darf. Während ihres Schlafes rollen sie ihre Ohren ein, wie es die Fledermäuse auch thun: allein schon das geringste Geräusch ist ihnen Anregung genug, sie zu spannen und zum Auffangen des Schalles wieder vollkommen fähig zu machen.

In ihrem geistigen Wesen ähneln die Langfüßer ganz den übrigen Halbaffen. Sie sind sanft, friedlich, harmlos und wenig befähigt; sie lassen sich leicht zähmen, bleiben aber immer ziemlich gleichgiltig gegen ihren Pfleger, dessen Liebkosungen ihnen eben auch nicht mehr werth sind, als die fremder Leute. Wahrscheinlich verstehen sie nicht, zwischen diesem und anderen Menschen zu unterscheiden.

Ihr Fortpflanzungsgeschäft erinnert an das der Eichhörnchen. Einige bringen ein bis zwei Junge in Baumlöchern zur Welt, andere bauen sich zwischen Astgabeln ein Nest und kleiden es innen mit weichem Grase aus.

Abb. 1. Schleppzug auf dem Rhein.

Die Binnenschiffahrt.

Die Binnenschiffahrt ist in Deutschland sehr entwickelt. Sie hat ihre Hauptbedeutung auf den großen Strömen, die das Land durchfließen, und auf den Kanälen, die diese Ströme miteinander verbinden. Auf den Strömen und Kanälen bewegen sich Schiffe, die Güter befördern, und Schiffe, die Menschen befördern. Die Güterschiffe sind entweder Segelschiffe oder Dampfschiffe. Die Segelschiffe werden von Menschen oder Pferden gezogen, wenn sie stromaufwärts fahren. Stromabwärts fahren sie mit der Strömung. Die Dampfschiffe ziehen oft mehrere Schiffe hinter sich her. Sie bilden einen Schleppzug (Abb. 1). Auf den Strömen und Kanälen fahren auch Personendampfer. Sie befördern Reisende und Ausflügler.

auf welchem der Tendj ſitzt, tüchtig zu ſchütteln, dann klammere ſich dieſer, aus Furcht herabzufallen, feſt an und laſſe ſich ergreifen. Ich glaube, daß dieſe Fangart ergiebig iſt, weil ich ſelbſt ſie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.

Ungeachtet meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika wurde es mir erſt in der neueſten Zeit möglich, eigene Beobachtungen über das Gefangenleben der Galagos zu ſammeln. Der Hamburger Thiergarten beſitzt gegenwärtig den buſchſchwänzigen Ohrenaffen (Otolicnus crassicaudatus) und ſetzt mich hierdurch in den Stand, die vor ungefähr funfzig Jahren veröffentlichten und, ſoweit mir bekannt, alleinigen Beobachtungen anderer Forſcher zu vervollſtändigen.

Der Kaufmann Bacle, welcher Anfangs unſers Jahrhunderts in Senegambien reiſte, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der ſüdweſtlichen Sahahra gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere" und verſicherte, daß ſie Mimoſenharze ſehr gern fräßen. Das gefangene Paar beſtätigte dieſe Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder andern Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorüberſummte; ſie lauerten auf Küchenſchaben und ſchnappten ſie ſchnell und ſicher weg, ſobald ſie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte ſie mit Eiern, gekochten Speiſen und Milch, und ſie befanden ſich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten ſie ebenſoſehr an die Makis, wie an die Fledermäuſe. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen ſetzte alle Reiſende in Erſtaunen; das Merkwürdigſte blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Dieſe konnten ſie, wenn ſie ſchlafen wollten, gänzlich verſchließen. Zuerſt runzeln und verkürzen ſich die Ohren am Grunde, dann ſchlägt ſich die Spitze derſelben um und ein, ſo daß man von dem ganzen Ohre kaum noch Etwas ſehen kann. Beim geringſten Geräuſche aber ſchlägt ſich die Ohrſpitze wieder auf und die ganze Muſchel ſpannt und glättet ſich. Genau in derſelben Weiſe verfahren einige Fledermäuſe, um ihren ſo überaus feinen Gehörsſinn abzuſtumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu ſchlafen.

Unſer Gefangener beſtätigt im Weſentlichen dieſe Angaben. Wir beherbergen ihn ſeit einigen Monaten. Bei Tage ruht er in ſehr zuſammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelſten Ecke ſeines Käfigs. Er legt dabei ſeinen Kopf zwiſchen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit ſeinem buſchigen Schwanze und packt dieſen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorſchiebt, ſo weit die langen Beine es geſtatten. Auf dieſe Weiſe verſteckt er den Kopf ſo vollſtändig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das Geringſte ſieht. Eine Schwanzbiegung ſchließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt; ſie erſcheinen dabei ſchlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt ſich und ſchaut ſpähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechſelnd vorſchiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er ſich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen ſind ſtets langſam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit geſpreizt; der Schwanz ſchleift auf dem Boden nach. Auch beim Klettern iſt unſer Aeffer langſam, aber äußerſt geſchickt. Er klettert kopfoberſt und kopfunterſt, hängt ſich an einem Vorder- oder an einem Hinterbein feſt und ſchaukelt ſich dann, geht an der Decke ſeines Käfigs hin ꝛc. — Wir füttern ihn mit Milchbrod, Fleiſch und Früchten. Feigen und Roſinen frißt er leidenſchaftlich gern, auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen iſt er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betaſten. Unſere lebenden Vögel betrachtet er mit lüſternem, vielſagendem Auge. Auf ſeinen Wegen beſchnuppert er zunächſt jeden Gegenſtand; dann erſt betaſtet er ihn mit der Zunge. — Er iſt gutmüthig und läßt es ſich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Ausſehen deutet auf Verſtand; die hübſchen, braunen, ſtark gewölbten Augen ſehen klug ins Weite. Bei Tage iſt der Stern bis auf eine ſehr kleine, ſchmale Ritze zuſammengezogen; nachts erweitert er ſich bedeutend. — Kurz nach dem Erwachen ſtößt das Thier gewöhnlich ſeinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Ruckſen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leiſe hervorgeſtoßenen dumpfen

Laut „du", steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „dju". Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, thu, tu tui dju dju", sehr dumpf und hohl. — Wie es scheint, ist unser Gefangener die ganze Nacht hindurch munter; morgens sucht er erst, nachdem es vollkommen licht geworden ist, sein Lager. —

Ueber die Fortpflanzung der Ohrenaffen weiß man nur wenig. Sie bereiten sich in Baumhöhlen oder verlassenen Vogelnestern ein weiches, mit zartem Gras ausgelegtes Wochenbett und gebären, verbergen und erziehen dort ihr einziges oder ihre zwei Jungen. Später werden dieselben, wenn auch nicht mehr getragen, so doch noch lange von dem Weibchen geführt und gepflegt.

Ist nun schon der Tendj oder Moholi ein niedliches Thier, so sind doch zwei andere Mitglieder seiner oder, wie Andere wollen, einer eigenen Sippe — der Zwergmakis (Microcebus) — noch weit zartere Geschöpfe. Die eine Art ist als „Madagaskar-Ratte" vielleicht bekannter geworden, als unter ihrem wissenschaftlichen Namen Otolienus minor — der kleinere Galago. (Seite 144, Figur 2.) Das Thierchen hat die Größe einer kleinen Ratte (5½ Zoll Leibes-, 6 Zoll Schwanzlänge) und auch einen licht mäusefarbigen Pelz, daher wohl entfernte Aehnlichkeit mit einem jener bekannten Nagethiere, dessen Namen ihm Unkundige gaben. Es lebt auf Madagaskar; bei Tage schläft es in zusammengerollter Stellung, des Nachts springt es mit großen Sätzen gewandt von Baum zu Baum, ganz nach Art der Haselmäuse. In der Gefangenschaft kann man es mit saftigen Früchten hinhalten.

In der neueren Zeit (1859) hat man aber noch einen andern Zwergmaki entdeckt, welcher seinem Namen mehr, als jeder andere entspricht. Er ist der Zwerg der Zwerge; denn er erreicht blos die Größe einer Maus. Nur wenige Breitengrade nördlich von den Gegenden, in denen der Herkules aller Vierhänder, der Gorilla, lebt, nämlich zu Ikoneto, einem Ort am Kalabarflusse in Guinea, etwas oberhalb Creec-Town, fand der Missionär Thomson das Mäuseäffchen auf und hielt eins längere Zeit lebendig. Es wurde sehr zahm und zutraulich und lief frei in der Wohnung seines Besitzers umher. Sein beliebtester Zufluchtsort war der Rockärmel seines Herrn oder auch dessen Hals, zwischen Backenbart und Rockkragen. Thomson behauptet, niemals ein zierlicheres Geschöpf gesehen zu haben. Als es gestorben, schickte er es an Murray nach London, welcher es beschrieb und Mäusemaki (Otolienus murinus) nannte. Seine Pelzfärbung ist auch mäusegrau.

Die schlechten Abbildungen, welche leider noch heut zu Tage die meisten volksthümlichen und selbst wissenschaftlichen thierbeschreibenden Werke verunreinigen, mögen wohl eine der Hauptursachen gewesen sein, daß man einen Maki vor allen anderen Gespenstthier oder Koboldmaki genannt hat. Uns zeigt die richtigere Abbildung, welche ich bieten kann, daß der Koboldmaki eben auch nicht mehr Gespensterhaftes hat, als die bisher genannten; wir bemerken an ihm vielmehr eine sehr große Aehnlichkeit mit den Galagos, welche wir soeben kennen lernten. Erst die genauere Vergleichung läßt Unterschiede auffinden, welche die Forscher berechtigen, das Koboldäffchen einer eigenen Sippe unserer Familie zuzuzählen und es so von den übrigen Langfüßern zu trennen. Der Name dieser Sippe ist Tarsius — Handwurzelthier —, eben weil die Tarsen oder Handwurzeln auffallend verlängert sind und so gleichsam zu dem ersten Range in der Familie berechtigen.

Ein dicker Kopf mit großen, in der Dunkelheit leuchtenden Augen, mittelgroße und löffelförmige, fein behaarte Ohren, eine sehr kurze Schnauze, ungewöhnlich verlängerte Hinterglieder und Fußwurzeln, echte Krallen an dem Zeige- und Mittelfinger der Hinterhände und ein langer, dünner, blos an seiner Spitze quastenähnlich behaarter Schwanz bilden die hervorstechenden Kennzeichen der Sippe.

Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum) scheint die Galagos in Asien zu vertreten. Sein Vaterland sind die äußersten Molukken, zumal Amboina. In der macassarischen Sprache wird er Podje genannt; auf Sumatra heißt er Singa-Poa oder kleiner Löwe. Denn ein Leu, so erzählt die Sage des Landes, sei das Thierchen ehemals gewesen an Gestalt, Größe und Stärke, und erst in der neuern

Zeit wäre es so klein geworden. Wahrscheinlich dieser Sage wegen fürchten die Eingebornen noch heute das harmlose Geschöpf und prophezeien derjenigen Familie sicheres Unglück, in deren Nähe sich dasselbe sehen läßt; sie legen sogar ihre Felder an anderen Orten an, wenn sich ein Gespenstmaki einem derselben nähert. Ob das Aussehen des Thieres den ersten Anlaß zu derartigen Märchenbildern gegeben hat, ist schwer zu sagen. Das Gesicht des kleinen Kobolds soll allerdings wegen seines grinsenden Maules einen sonderbaren Ausdruck haben, derselbe soll jedoch mehr lächerlich, als furchterregend sein; die Gestalt aber ist auch nicht wunderbarer, als hundert andere jener Länder.

Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum).

Unser Thier ist fünf bis sechs Zoll lang und besitzt einen neun Zoll langen Schwanz. Seine kurze und weiche Behaarung ist gelbbraungrau, oben dunkler als heller. Die mittellangen Ohren sind nackt, wie die der Galagos, besitzen einen aus einer Falte gebildeten Deckel und können zusammengerollt werden. An den Fingerspitzen fallen dicke Schwielen auf, welche jedenfalls das Festhalten erleichtern. Der lange, nur an seiner Spitze behaarte Schwanz und die langen Fußwurzeln lassen das Koboldchen gleichsam als Springmaus der Bäume erscheinen, und der Naturforscher Pennant zählte es auch wirklich jenen Nagern zu. Es lebt in den tiefsten und dichtesten Waldungen und wird nur selten bemerkt, kommt deshalb auch gar nicht häufig in die Sammlungen. Von seiner Lebensweise kennt man noch soviel wie Nichts. Man weiß, daß es bei Tage schläft, bei Nacht aber munter mit kühnen Sätzen im Gezweig herumspringt, Knospen, wilde Früchte und Kerfe verzehrt, daß es nur ein Junges zur Welt bringt und in der Gefangenschaft viel Sanftmuth und Zutraulichkeit zeigt. Hierauf beschränken sich die Angaben.

* * *

Bevor ich zur Schilderung der Pelzflatterer übergehe, muß ich einen Irrthum, den ich verbreitet half, berichtigen. Die Ordnung der Halbaffen umfaßt eine Familie mehr, als ich angab; zu ihr muß, wie mich die letzten Tage überzeugend belehrten, noch ein, bisher kaum mehr als dem Namen nach bekanntes Thier, hinzugezählt werden, ein wahres Zwitterwesen, welches eine eigene Familie vertritt.

Vor achtzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unser Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye," zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

Bis in die neueste Zeit blieb das eine der beiden „Aye-Aye," welches genannter Forscher ausgestopft nach Paris sandte, das einzige, welches überhaupt nach Europa kam, und die im Jahre 1783 erschienene Beschreibung des Reisenden die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, es als ausgestorben anzusehen. Ueber seine Einordnung in die Reihen der Säugethiere konnte man ebensowenig im Klaren sein, als Sonnerat dies gewesen war. Mit dem Balge wußte man nicht viel anzufangen, mit der ersten Beschreibung ebensowenig: — „Dieses vierfüßige

Thier," ſagt Sonnerat, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, iſt aber doch durch einige weſentliche Kennzeichen von demſelben unterſchieden: es gleichet auch einiger Maßen dem Maki und dem Affen." — In allen ſpäteren Naturgeſchichten offenbart ſich dieſelbe Unſicherheit. Die Einen zählen es den Nachtaffen, die Anderen den Nagern zu; aber Jeder thut Dies mit Vorbehalt.

Da empfängt die Zoologiſche Geſellſchaft in London vor kaum Jahresfriſt die freudige Nachricht, daß zwei „Fingerthiere" (Chiromys) oder „Nacktfinger" (Psilodactylus), wie man das Zwitterweſen inzwiſchen genannt hat, auf Madagaskar gefangen worden und für den Thiergarten in Regents-Park unterwegs ſeien. Beide kommen wirklich an, wenn auch nur das eine noch lebend. Jetzt endlich bietet ſich den Thierkundigen Gelegenheit, die räthſelhaften Geſchöpfe ſo genau als erforderlich zu unterſuchen. Noch ſind dieſe Unterſuchungen nicht geſchloſſen, und deshalb iſt es auch mir hier unmöglich, Vollſtändiges zu bieten; doch bin ich im Stande, der von Sonnerat gegebenen Lebensbeſchreibung unſers Thieres wenigſtens Einiges hinzuzufügen.

Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis).

Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis) ſteht unzweifelhaft den Halbaffen insgemein weit näher, als den Nagern. Die beiden ſchief von hinten nach vorn geſtellten Schneidezähne ſeiner Kiefer können nur bei flüchtiger Betrachtung mit eigentlichen Nagezähnen verglichen werden, und in allem Uebrigen hat das Thier mit keinem Nager irgendwelche Aehnlichkeit. Die Finger an den Vorderhänden ſind das eigentlich Bezeichnende an ihm.

Sonnerats Beſchreibung des Aye-Aye darf uns noch genügen; ich gebe ſie deshalb hier dem Wortlaute des erſten Ueberſetzers ſeines Reiſewerkes nach:

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen ſehr lang und ein wenig krumm ſind; welches macht, daß er ſehr langſam geht: Dieſe Finger ſind auch mit krummen Nägeln verſehen. Die zwey äußerſten Gelenke des Mittelfingers ſind lang, dünne und unbehaart: Er bedient ſich derſelben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er ſich nährt, und um dieſe Würmer in ſeinen Schlund zu ſtoßen; dem Anſehn nach dienen ſie ihm

auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die sehr nahe beysammen stehen, und dem Schnabel eines Papagayen ähnlich sehen: die untern sind viel stärker als die obern. — Er hat große, breite und flache Ohren: Sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopf bis zum Schwanz 18 Zoll 6 Linien, und der Schwanz desselben $1\frac{1}{2}$ Fuß lang."

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar Nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier," sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu seyn, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Aug ist röthlicht und starr, wie das Aug der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zween Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chineser ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten."

Zu meinem innigen Bedauern war mir die Zeit meines Aufenthaltes in London so kurz zugemessen, daß ich dem jetzt dort lebenden Aye-Aye blos einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich aber, daß vorstehende Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch, theilweise wenigstens, der Berichtigung bedarf. Ich nehme an, daß auch der geringste Beitrag zur Vervollständigung der Kunde eines so räthselhaften Geschöpfes willkommen ist und will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und Das, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Der Aye-Aye ist ein höchst auffallendes Thier. Ich würde ihn, wäre ich sein Entdecker gewesen, Chiromys paradoxus genannt haben. Daß die Madagassen bei seinem Anblick Ausrufe der Verwunderung ausstießen, wurde mir sehr erklärlich; ich habe genau dasselbe gethan.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem andern Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerm Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer, als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye-Aye scheint, bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch, maschinenartig schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, mechanisch rollt er sich zusammen, mechanisch verhüllt er mit dem dicken Schwanze, den er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er

bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Die Bewegungen des Thieres sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher, als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagrecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten; es soll dies aber eben so langsam geschehen, wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, sondern im Gegentheil sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er, wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wüthend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei zeigte er auffallend viel Verstand: er unterschied zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man unserm Thiere reicht, ist frische Milch, mit welcher man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht. Bei den genannten scheint er gut zu gedeihen; denn er lebt bereits seit dem 12. August vorigen Jahres (1862) in seiner neuen Heimat.

Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er scheint also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern soviel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigenthümlicher Weise zu verwenden. Ich glaube aus dieser Verwendung schließen zu dürfen, daß das Thier in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbthiere frißt, wie Sonnerat angiebt. Es schält, so vermuthe ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbthiere oder deren Larven bloß, und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verspeisen.

* * *

Die Natur liebt keine Sprünge — diese Wahrheit spricht sich bei einer vergleichenden Rundschau in allen drei Reichen hundertfach aus und wird auch dem Uneingeweihten verständlich. Nicht einmal die Klassen scheinen streng geschieden zu sein; denn fast immer bemerken wir, daß eine Gestalt gleichsam ein vermittelndes Bindeglied ist. Als solche sind denn auch alle Arten der letzten Familie unserer Ordnung anzusehen. Diese selbst ist eine vermittelnde, zwischen jener der Affen und vielen anderen stehende: kaum eine Familie oder Sippe aber zeigt so schlagende, allgemein verständliche Uebergangsformen, wie die der Pelzflatterer. Die wenigen Arten, welche man kennt, bilden nur eine

einzige Sippe, aber auch eine eigene Familie: sie lassen sich eben keiner andern Gruppe unterordnen. Weder Affe oder Halbaffe noch Fledermaus, stehen sie einzig für sich allein zwischen beiden da und nur in anderen Ordnungen finden sich ähnliche Gestalten, welche aber mit ihnen durchaus keine Verwandtschaft haben. Der Familien- und Sippenname der Pelzflatterer oder Flattermakis ist Galeopitheeus — Wiesel- oder Katzenaffe — und bezeichnet schon an und für sich die Unsicherheit der Ansichten jener ordnenden Forscher, welche den Namen für sie erwählten. Häufig werden sie auch unter dem Namen Dermoptera — Hautflügler — im System aufgeführt, obgleich dieser Name eigentlich überflüssig ist, weil jener immer der maßgebende und zuständige bleibt. In den neueren Sprachen giebt es sehr viele Bezeichnungen für sie, in Folge ihrer Zwitterhaftigkeit. Sie heißen im Deutschen noch fliegender Hund oder Fuchs, fliegende Katze, geflügelter Affe, Flattermaki, wunderbare Fledermaus ꝛc. Auch ihre Stellung im System ist keine gesicherte. Linné bringt sie zu den Makis, Cuvier zu den Fledermäusen, Geoffroy zu den echten Raubthieren, Oken zu den Beutelratzen, und jeder Einzelne scheint sich wegen Dessen, was er gethan, besonders verwahren zu müssen. So stehen die Armen allein und verlassen an der Grenze zweier Ordnungen, verkannt oder wenigstens als nirgends hinpassende, einsame Gesellen in der Thierreihe da und müssen froh sein, daß ihnen nur überhaupt ein stilles Plätzchen angewiesen wurde.

Die Flattermakis sind katzengroße Thiere von schlankem Leibesbau, deren mittellange Gliedmaßen durch eine breite und dicke auf beiden Seiten behaarte Haut verbunden sind. Ihre fünf Zehen haben zurückziehbare Krallennägel und keinen der übrigen Hand entgegensetzbaren Daumen. Der Schwanz ist kurz und steckt mit in der Flatterhaut. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze sehr verlängert und das Gebiß von dem aller Affen und Aeffer abweichend; denn die Zähne bilden eigentlich keine geschlossenen Reihen mehr, und die Schneidezähne des Unterkiefers sind kammartig gezackt oder an ihrer Krone vielfach getheilt. Die Augen sind mäßig groß, die behaarten Ohren klein. Jede Brust hat zwei Zitzen. — Das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist seine Flatterhaut. Sie ist keine Flughaut, sondern nur ein Fallschirm, welcher den Leib zu weiten Sprüngen und langsamerem Fallen befähigt. Mit der Flughaut der Fledermäuse hat sie keine Aehnlichkeit. Sie ist eine Fortsetzung der Leibeshaut, beginnt am Halse, verbindet sich mit dem Vorderbein, umhüllt dieses bis zur Hand, verläuft in gleichmäßiger Breite nach der Hinterhand und geht nun endlich nach der Schwanzspitze. So stecken alle Glieder gleichsam in ihr.

Wir beschreiben alle Pelzflatterer, wenn wir eine Art schildern; denn die Unterschiede zwischen den zwei, drei oder vier Arten — die Meinungen sind getheilt — beziehen sich nur auf Größe, Zahnbau und Haarfärbung, sind also ganz unwesentlich zur Darstellung der Lebensverhältnisse unserer Thiere.

Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopitheeus rufus oder volans) ist einen Fuß und zehn Zoll lang, wovon vier Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind, und von einem Saum der ausgebreiteten Flughaut zum andern zwei Fuß breit. Die Behaarung ist auf dem Rücken dicht, an den Vorderarmen aber spärlich; die Achselgegend und die Seiten des Leibes sind nackt. Braunroth ist die Hauptfarbe des erwachsenen Thieres; das Junge ist oben bräunlichgrau, an den Seiten dunkelbraun gewellt, und auf den Gliedmaßen und der Flatterhaut licht gefleckt.

Die Heimat des rothen Flattermaki und aller seiner Verwandten sind die Sundainseln, Molukken und Filippinen, auch die Halbinsel Malakka und die sie umgebenden kleinen Eilande.

Bontius erwähnt zuerst der sonderbaren Thiere in seiner Naturgeschichte Indiens. „In Guzurata," sagt er, „giebt es wunderbare Fledermäuse, welche den Reisenden wegen ihrer Größe wie ein Wunder vorkommen. Die Holländer nennen sie geflügelte Affen." Nach ihm haben andere Beobachter ziemlich genaue Schilderungen der Lebensweise dieser Thiere gegeben.

Alle Flattermakis sind Nachtthiere. Bei Tage sieht man sie, wie die Fledermäuse, mit den Hinterbeinen angeklammert, oft massenweise auf dichtbelaubten Baumkronen hängen. Mit Einbruch der Nacht erwachen sie aus ihrem Schlummer, verändern ihre Stellung, indem sie sich mit allen vier Beinen an

Fig. 1. Head of Hippopotamus amphibius, from the Museum of the Royal College of Surgeons.

Fig. 2. Head of Hippopotamus minutus, from the Museum of the Royal College of Surgeons.

Vierte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne vollkommen zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer ganzen Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie eines jener merkwürdigen Bindeglieder zwischen einer Klasse zur andern dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr ganzer Körperbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das Eine noch das Andere ganz: sie sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Wir bezeichnen die betreffenden Thiere mit dem Namen Fledermäuse, aber nur die allerwenigsten Mitglieder der ganzen Ordnung sind uns bekannt. Unser Vaterland liegt nämlich an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt blos noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Zahl der Flatterthiere zu und mit der Zahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir den auffallenden Reichthum an Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrer Menge. Aus jedem Haus, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend aber ist die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größern Stadt des Morgenlandes oder Indiens zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunklen Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt!

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im Allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und einen dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtkörperbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem Uebrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen

umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, der Leib aber ist auf das geringste Maß der Größe zurückgeführt worden. So kommt es, daß die Thiere wohl groß erscheinen, während sie in Wirklichkeit mit die kleinsten Säugethiere sind. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig, und die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen zarten Hirn- und einen noch zartern Gesichtstheil deutlich geschieden; alle seine Theile aber sind ohne sichtbare Nähte mit einander verwachsen. Sehr auffallend ist die Bildung des Zwischenkiefers; denn die beiden Aeste desselben sind entweder getrennt oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Am auffallendsten ist jedoch die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, denn diese sind länger, als der Oberarm. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt, wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit; er ist, wie gewöhnlich, zweigliedrig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer, als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine sind ziemlich regelmäßig gebildet: der Fuß theilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel: allein sein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Sporubein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. So läßt der Bau des Gerippes die Flatterthiere auch wiederum als Mittelglieder zwischen den Vögeln und den vorweltlichen Flugechsen erscheinen. Die Muskeln sind ebenfalls sehr eigenthümlich; denn die Brustmuskeln sind ungewöhnlich stark, und zu den bei anderen Säugethieren vorhandenen kommt ein gänzlich neuer hinzu, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem andern aber an der Hand angewachsen ist, und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffressenden. Es enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen; die Anzahl und die Form der Zähne ist aber großem Wechsel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaschen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, schlauchförmiger Magen und ein weiter Darmschlauch ohne Blinddarm zeichnen die Thiere außerdem noch wesentlich aus.

Für uns ist jedenfalls die Entwicklung der Haut am merkwürdigsten. Die Häute der Flatterthiere sind es, welche nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsbau bedingen und somit die Ursache werden, daß die Fledermausgesichter so ungeheuerliche sind. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es, welche dem Gesicht sein eigenthümliches Gepräge und — nach der Ansicht der Meisten wenigstens — seine Häßlichkeit giebt.

„Keine einzige Thiergruppe," sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich Dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen, und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Theil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Hautbildung der Ohren- und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigenthümlichkeiten, durch die sie sich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterscheiden und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins Einzelne bedingt scheint."

„Mit der Geſtalt der Flughäute hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zuſammen. Eine größere Verſchiedenheit in dieſer Beziehung iſt kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, ſchlanken Flügeln haben den raſchen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Geſtalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältniß der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurtheilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarms. Die Breite der Flughaut iſt ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargeſtellt."

„Wer die Fledermäuſe in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinſtimmung in dieſen Verhältniſſen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müſſen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutſchen Arten entſchieden die frühfliegende Fledermaus. Man ſieht ſie zuweilen ſchon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raſchen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umher fliegen; und dieſe Art hat verhältnißmäßig den ſchlankſten und längſten Flügel, über dreimal ſo lang, als breit. Ihr ſchließen ſich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet ſind. Sie fliegen ſämmtlich raſch und hoch, in den mannichfaltigſten, oft plötzlichen Wendungen und ſind in ihren Bewegungen ſo ſicher, daß ſie ſogar Sturm und Unwetter nicht ſcheuen. Der Flügel beſchreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, ſpitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen ſie weiter aus, und ſo iſt der Flug höchſt mannichfaltig und raſch bei einer leichten, weniger angeſtrengten Flügelbewegung."

„Die geringſte Flugfertigkeit beſitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältniß zu den übrigen die breiteſten und kürzeſten Flügel, meiſtens kaum drittehalbmal ſo lang, als breit. Die Flügel dieſer Arten beſchreiben einen großen, meiſt ſtumpfen Winkel. Der Flug iſt flatternd, langſam und unſicher. Gewöhnlich fliegen ſie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne raſche Biegungen und Seitenbewegungen, einige ſogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Waſſerfläche."

„Es hält nicht ſchwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterſcheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit ſchließt." Im Allgemeinen aber iſt der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, ſondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann ſchweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau ſehr erleichtert. Die ſtarken Bruſtmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwiſchen Armen, Händen und Fingern ausgeſpannte elaſtiſche Haut befördern dieſe Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend iſt, die Leibeshöhle nicht die großen Luftſäcke des Vogelleibes enthält und vor Allem, weil das Flatterthier keine Steuer- und Schwingfedern beſitzt. Sein Flug iſt ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchſchießen derſelben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befeſtigen ſich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenſtand und laſſen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor ſie aufflattern, ziehen ſie den Kopf von der Bruſt ab, heben den Arm, breiten die Finger ſammt dem Mittelarmknochen aus einander, ſtrecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz ſammt den Sporen am Fuße, laſſen ſich los und beginnen nun ſogleich und ohne Unterbrechung ſchnell nach einander mit ihren Armen die Luft zu ſchlagen. Mit der Schwanzhaut wird geſteuert; aber dieſes Steuer iſt natürlich bei weitem unvollkommener, als das der Vögel. Eine ſolche Bewegung bedingt eine ganz eigenthümliche Fluglinie, welche Kolenati ſehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können ſich die Flatterthiere nicht ſo leicht aufheben; ſie helfen ſich aber dadurch, daß ſie zuerſt die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterſchieben der Füße

etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe ſpringen und ſich dann flatternd erheben. Iſt Dies ihnen geglückt, dann geht der Flug ziemlich raſch vorwärts. Wie ermüdend aber derſelbe iſt, ſieht man am beſten daraus, daß die Fledermäuſe ſich oft ſchon nach ſehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäſte, Mauervorſprünge und dergleichen anhängen und dann erſt wieder ihre Bewegung fortſetzen. Keine Fledermaus würde im Stande ſein, in ſo ununterbrochener Weiſe zu fliegen, wie z. B. ein Mauerſegler, und aus dieſem Grunde iſt allen Flatterthieren auch eine Winterwanderung, wie Vögel ſie unternehmen, geradezu unmöglich.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, ſondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Flatterthiere iſt zwar nicht ſo ſchlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Das Thier zieht dabei die Hinterfüße unter den Leib, hebt bei ſeiner Bewegung den Hinterkörper und ſtößt dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe ſo ſchnell, wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln ſich die Flatterthiere mit der ſcharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und ſchieben mit den Hinterfüßen wechſelſeitig nach. Geſchickte Bewegungen und Wendungen, wie ſie ſolche im Fluge auszuführen fähig ſind, können ſie im Gehen oder Klettern nicht machen, und auf die Hinterbeine allein können ſie ſich gar nicht ſtellen, weil das Uebergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine ganz ſchwächliche Gliedmaßen ſind. Gleichwohl ſind dieſelben ſtark genug, den Leib nicht blos den ganzen Tag, ſondern während des Winterſchlafs — oft vier volle Monate hindurch — feſt zu halten und zu tragen. Sehr eigenthümlich iſt die Verſchiedenheit der Stellungen und Richtungen, welche die Gliedmaßen bei den verſchiedenen Bewegungen annehmen können.

Nach dieſen Bemerkungen müſſen wir noch einmal rückwärts blicken und uns jetzt ausführlicher die Behäutung der Flatterthiere, namentlich die Flatter- oder Flughaut betrachten. Sie iſt die Fortſetzung der Oberhaut, der Färbeſtoff- (Pigment-) Schichten und der Lederhaut beider Leibesſeiten, beſteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchſeite herrührt. Außer dieſen beiden Platten ſind in der Flatterhaut noch eine neue, elaſtiſche Haut und zwei Muskelfaſerſchichten enthalten, welche zwiſchen den äußeren Theilen liegen. Die erſt vor Kurzem aufgefundene elaſtiſche Haut iſt im hohen Grade dehnbar oder beſſer zuſammenziehbar und zeigt bei etwa dreihundertmaliger Vergrößerung ein höchſt eigenthümliches, filzartiges Gewebe. Sie iſt für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch ſie die Ernährung derſelben beſorgt wird. Außerdem aber wird die äußere Flatterhaut auch noch mit einer ſchmierigen, öligen, ſtarkriechenden Flüſſigkeit beſonders eingerieben. Dieſe Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüſen abgeſondert, welche ſich im Geſicht zwiſchen den Naſenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle beſitzen. Das Thier beſtreicht ſeine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält ſie ſo ſtets geſchmeidig und fettig. Die ganze Haut ſelbſt theilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier beſondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird dieſe Eintheilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigenthümlich iſt auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar ſprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in ſich. An der Wurzel iſt das einzelne Haar ſchmal und riſſig, weiter oben zeigt es deutliche, ſchraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, wird dann wieder ſchwächer, die Umgänge werden undeutlicher, das Haar wird nochmals dicker und verſchmälert ſich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge ſchwankt zwiſchen fünf- und elfhundert. Der Zweck dieſer merkwürdigen Bauart iſt leicht zu begreifen. Sie erſetzen das fehlende Wollhaar, indem ſie die von dem Körper ausſtrömende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abſchließen, gleichſam ſtauen, und hierdurch dem Thiere ſeine Wärme erhalten. Es iſt ſehr zu beachten, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verſchiedenen Arten ebenfalls ein verſchiedener iſt. —

Alle Flatterthiere ſchlafen bei Tage und ſchwärmen bei Nacht. Die meiſten kommen erſt gegen die Abenddämmerung zum Vorſchein und ziehen ſich ſchon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erſcheinen ſchon viel früher, manche bereits Nachmittags zwiſchen drei und fünf Uhr und ſchwärmen trotz des hellſten Sonnenſcheins luſtig herum. Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete: in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langſam fließenden oder ſtehenden Waſſerflächen u. ſ. w., aber ſeltener im freien Felde, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil es dort für ſie Nichts zu jagen giebt. In dem reichern Süden finden ſie ſich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil dieſe ſtets eine Menge von Kerbthieren beherbergen und hierdurch den Fledermäuſen gute Beute liefern. Gewöhnlich ſtreichen ſie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tauſend Schritten im Durchmeſſer. Andere, d. h. die größeren, mögen vielleicht über eine halbe Stunde Wegs durchſtreifen, und von den großen ſüdlichen Arten, den ſogenannten Flatterhunden, behauptet man, daß ſie wohl auch mehrere Meilen weit reiſen könnten. Sobald ſie müde werden, hängen ſie ſich, wie ich ſchon bemerkte, eine Zeit lang auf und ſchwärmen weiter, nachdem ſie ausgeruht haben. Die Fledermäuſe ſcheinen ſich gewiſſermaßen abzulöſen; denn die Frühfliegenden ſchwärmen blos in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere blos in den mittleren Nachtſtunden umher.

Bei Tage halten ſich alle Flatterthiere verſteckt in den verſchiedenartigſten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande ſind hohle Bäume, leere Häuſer und ſeltener auch Felſenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. Im Süden hängen ſich viele Arten frei an die Baumzweige auf, ſobald dieſe ein dichtes Dach bilden, bei weitem die meiſten aber wohnen in Höhlen der Gebirge, in alten Ruinen, Tempeln und dergleichen. Gebäude, in denen ſie wenig geſtört werden, ſind ihnen ſtets erwünſchte Aufenthaltsorte. In Südamerika, zuweilen auch bei uns, ſchlafen ſie oft unter Baumrinden. Nicht ſelten ruhen ſie auch in Schornſteinen, und daher iſt die oft ausgeſprochene und ebenſo oft mit Recht bekämpfte Meinung entſtanden, daß ſie dem Speck und anderm geräucherten Fleiſche nachgingen. Sie ſind in der Aufſuchung ihrer Schlupfwinkel keineswegs ſehr wähleriſch, nur müſſen dieſe trocken, warm, geſchützt und beſonders von oben gedeckt ſein, wo möglich auch vom Eingang an in die Höhe gehen.

Sie ſind geſellig, doch nur unter gewiſſen Umſtänden. Manche verſchiedene Arten haſſen ſich und freſſen einander auf, wenn ſich Dies paßt. Die blutſaugenden Blattnaſen z. B. greifen, wie Kolenati ſehr hübſch beobachtete, die großöhrigen Fledermäuſe an, um ihnen Blut auszuſaugen, und dieſe freſſen ihre Feinde dafür auf, handeln alſo vernünftiger, als Menſchen, welche ſich von Blutſaugern ihres Geſchlechts ruhig brandſchatzen laſſen, ohne ſie unſchädlich zu machen.

Die Nahrung der Flatterthiere beſteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umſtänden auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches ſie größeren Thieren ausſaugen. Die in Europa wohnenden Flatterthiere, bekanntlich nur echte Fledermäuſe, verzehren blos Kerbthiere, namentlich Nachtſchmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken. Der Verdacht, daß ſie Speck freſſen, iſt ein vollkommen ungerechtfertigter; denn ſie verhungern lieber, ehe ſie denſelben anrühren, während ſie dagegen lebende Kerfe auch in der Gefangenſchaft mit Gier verſchlingen. Nachtſchmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken bilden ihre Hauptnahrung, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß ſehr häufig die Ueberbleibſel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefreſſene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger iſt außerordentlich; die größeren freſſen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinſten ein Schock Fliegen, ohne geſättigt zu ſein. Größere Kerfe ſtemmen ſie, nachdem ſie dieſelben gefangen haben, an die Bruſt und freſſen ſie ſo langſam hinter; kleinere werden ohne weiteres verſchlungen. Je lebhafter ihre Bewegung iſt, um ſo mehr Nahrung bedürfen ſie, und aus dieſem Grunde ſind ſie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmöglichſte Schonung verdienen. Nicht ſo iſt es mit den blutſaugenden Fledermäuſen, welche zuweilen recht ſchädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfreſſern aus unſerer Ordnung, welche nicht ſelten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerſtören.

Eine recht hübſche Beobachtung hat neuerdings Heuglin gemacht: die Fledermäuſe Afrikas ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach!

„In den Bogosländern," ſagt dieſer Forſcher, „wird ſehr ſtarke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden beſſere Weide und mehr Trinkwaſſer ſich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Beſitzer zurück. Bei unſerer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden ſammt den Miriaden von Fliegen, welche ſie überall hin begleiten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuſe hier außerordentlich ſelten. Gegen Ende der Regenzeit ſammelten ſich auf etwa einen Monat faſt alle den hieſigen Bogos gehörigen Herden in der nächſten Umgebung, und gleichzeitig erſchienen auch die kerbthierfreſſenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuſe in ganz unglaublicher Zahl; mit Abzug der letzten Herde verſchwanden auch ſie wieder ſpurlos. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October lagerten wir auf einer drei Stunden ſüdlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zu Aufnahme von Rindvieh beſtimmt waren. Da ſich die Herden in anderen Theilen des Gebirgs befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuſe auf der für dieſe Familie äußerſt günſtigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die beſagte Stelle zurück und ſchon an demſelben Abend hatte die Zahl der Fledermäuſe ganz auffallend zugenommen. Es entſteht nun die Frage, ob ſie wirklich ihre Standorte ändern oder von denſelben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzuſuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Thiere Abends ſo zeitig erſchienen, daß ſie unmöglich auf dem Platze ſein könnten, ohne ſtundenlange Reiſen bei Tag gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuſe vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinestheils habe während meiner früheren Reiſen in Afrika nicht eben ſehr auf die Fledermäuſe geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenſelben Gegenden, von denen Heuglin ſpricht, und kann ihm nur Recht geben. Deshalb erſcheint es mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrſcheinlich, daß weit mehr unſerer Flatterthiere, als wir annehmen, wirklich wandern, wenn auch in beſchränkterer Weiſe, als die Vögel. Daß einige Fledermäuſe bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt zogen, ja, daß ſie gegen den Winter hin nach ſüdlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längſt bekannt. —

Die Verdauung aller Flatterthiere iſt ſehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln ſammeln ſich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und dieſe haben einen ſo durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpeſtet werden können. Sehr eigenthümlich iſt die Art und Weiſe, wie ſie ſich ihres Unraths entleeren. Man kann Dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus anſieht; doch muß man ſie bei jenem Geſchäft beobachtet haben, wenn man ſich eine rechte Vorſtellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Koth von ſich geben will, muß ſich nämlich in eine wagrechte Lage bringen, um miſten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und ſtößt mit ihm gegen die Decke, um in eine ſchaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem ſie gehörig in Schwung gekommen iſt, greift ſie mit der Daumenkralle des ausgeſtreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert ſich hier an. Nunmehr iſt ſie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfniß verrichten zu können.

Wärme iſt für alle Flatterthiere eine durchaus nothwendige Bedingung. In dem kalten Erdgürtel kommt keine Fledermaus vor, auch bei uns ſind ſie noch immer nicht beſonders zahlreich, weder an Arten, noch an Stückzahl, während ſie im Süden in ungeheuren Maſſen auftreten. Die meiſten Arten werden ſchon durch Wind, Regen oder rauhe Witterung in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten. Andere fliegen zwar an kalten Abenden, doch auch nur kurze Zeit, ſie kehren immer ſo ſchnell als möglich wieder nach ihren Schlupfwinkeln zurück. Bei wirklichem Winde fliegen blos diejenigen Arten, welche einem ſtarken Luftzug trotzen können, d. h. alle die ſchmalflügligen. Einige Arten verlaſſen, wie ich oben bemerkte, ihre Wohnorte bei Beginn der rauhern Jahreszeit und wenden ſich mehr der Tiefe oder dem Süden zu; — leider aber fehlen uns über ſolche Reiſen noch genügende Beobachtungen.

Während des Sommers kehren unſere Fledermäuſe in der Regel täglich nach demſelben Schlupfwinkel zurück, verlaſſen dieſen jedoch nach einer Störung für lange Zeit oder für immer.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuſe, welche nicht wandern, in einen mehr oder weniger tiefen Winterſchlaf. Jede Art ſucht ſich hierzu einen möglichſt vor den Einflüſſen der Witterung geſchützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachſparren in der Nähe von Eſſen und dergleichen. Hier findet man ſie in Klumpen, oft zu Hunderten, an den Hinterbeinen aufgehängt und dicht zuſammengedrängt, manchmal auch mit anderen Arten vereinigt, ſelbſtverſtändlich nur mit ſolchen, mit welchen ſie immer in freundſchaftlichen Verhältniſſen zuſammenleben. Höchſt ſelten geſellen ſich auch Arten, welche ſonſt mit einander in offener Fehde leben. Ihre Blutwärme ſinkt mit der Wärme der äußern Luft herab, nicht ſelten bis auf vier, ja wie man ſagt, bis auf einen Grad Reaumur, während die Blutwärme ſonſt 24¾ Grad Reaumur iſt, und nun erſtarren ſie. Wenn aber die äußere Kälte ſo groß wird, daß das ohnehin nur noch gering erwärmte Blut derſelben nicht mehr widerſtehen kann, erwachen die Fledermäuſe und beginnen, ſich zu regen. Nicht ſelten erfrieren ſie aber auch, zumal gefangene, welche man einer bedeutenden Kälte ausſetzt. Solange die Kälte anhält, hängen ſie ganz ruhig, an wärmeren Wintertagen aber beginnen ſie, ſich zu rühren, und manche Arten fliegen zuweilen mitten im Winter bei Thauwetter und Schnee umher. Wenn ſie anfangen aufzuwachen, ſteigt ihre Blutwärme raſcher, als die Wärme der Luft. Nach der Witterung und der Verſchiedenheit der Arten iſt die Tiefe des Winterſchlafs ſehr verſchieden. Nur wenige Arten ſchlafen ununterbrochen und, wie es ſcheint, die größeren Arten länger, als die kleineren. Die Zeit, in welcher die erwachenden Fledermäuſe im Frühjahr wieder zum Vorſchein kommen, iſt ſehr verſchieden. Die kleineren Arten erſcheinen zuerſt, die größeren ſpäter.

Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen im Frühjahr macht ſich die Liebe geltend. Die Thiere leben jetzt paarweiſe und begatten ſich. Unter ſtarkem und ſchwirrendem Geſchrei verfolgen die Männchen ihre Weibchen, jagen und necken ſie, ſtürzen ſich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerhand Kurzweil. Wahrſcheinlich geſchieht die Begattung ſelbſt ſitzend in Löchern; bisher hat ſie noch kein Naturforſcher beobachtet. Bald nach ihr trennen ſich beide Geſchlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinſchaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherſtreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für ſich leben und ſtets einzeln, während die Weibchen ſich zuſammenrotten und gemeinſchaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für ſehr wahrſcheinlich, daß *keine* männliche Fledermaus in dieſe Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäuſen, welche zuſammen gefunden wurden, fand er und ſpäter auch *Kaup* niemals ein Männchen, ſondern immer nur trächtige Weibchen.

Wenige Wochen nach der Begattung (man nimmt an, nach fünf bis ſechs) werden die Jungen geboren. Man hat Dies in der Gefangenſchaft mehrere Male beobachtet. Das kreiſende Weibchen hängt ſich gegen ſeine Gewohnheit mit der ſcharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit ſeiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet ſomit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelſtrang durch, und das Junge häkelt ſich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden iſt, an der Bruſt feſt und ſaugt. Die blattnäſigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamtheile zwei kurze, zitzenartige Anhängſel von drüſiger Beſchaffenheit, an welche ſich die Jungen während der Geburt ſofort anſaugen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil dieſe Fledermäuſe während des Gebärens ihren Schwanz zwiſchen den beiden eng an einander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken ſchlagen und keine Taſche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch dieſe Jungen zu den Bruſtzitzen hinauf und ſaugen ſich dort feſt.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit ſich herum und zwar ziemlich lange Zeit, ſelbſt dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits ſelbſt recht hübſch flattern können und zeitweilig die Bruſt der Alten verlaſſen. Daß Letzteres geſchieht, habe ich an Fledermäuſen

beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrikas an Bäumen aufgehängt fand. — In etwa fünf bis sechs Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht.

Es ist sehr möglich, daß die freilebenden Fledermäuse, welche während ihrer Schwangerschaft zusammenwohnen, auch ihre Jungen in einer Höhlung zur Welt bringen; vielleicht schon deshalb, um sich gemeinschaftlich zu versorgen und zu erwärmen. Wenn die Jungen flugbar sind, ändert sich die Sache; dann haben nicht nur diese, sondern auch die Männchen im Frauengemache Zutritt.

Eine noch ungeborne Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie soweit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennt, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungebornen Menschenkinde viel Aehnlichkeit. Die Hinterfüße sind nämlich noch viel kleiner, als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Thierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulterblätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden: alles Dies erinnert an den menschlichen Keim im ersten Zustande seiner Entwickelung.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber bei den verschiedenen Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits in der Einleitung andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe, doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze giebt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Giebt man ihnen dagegen Branntwein, Tinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird Alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältniß zur Größe des Körpers muß man es groß nennen, namentlich der Stern ist einer bedeutenden Erweiterung fähig. Allein das Auge kann manchen Arten ganz fehlen, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte. Sie flogen aber trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher, als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Faden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint Dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter aber als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht blos, daß sich die Nasenlöcher weit und breit öffnen und durch eigenthümliche Muskeln bald geöffnet, bald geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch noch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen können, den Geruch zu steigern. In ähnlicher Weise ist auch das Ohr gebaut. Es besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als sie die Fledermaus vertragen kann, das Ohr zu schließen und somit dem Thiere eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, gerade auch dazu dient, den schwachen Schall noch aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge ganz irre und stoßen überall an.

Die geistigen Fähigkeiten der Flatterthiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmuth hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn

ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Flatterthiere zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtniß und einige sogar durch verständige Ueberlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und sich für den Winterschlaf immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: Dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, als sie aussehen. Ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen ihnen ganz schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand wegzunehmen oder sich solche aus Gläsern herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus soweit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, sich augenblicklich auf seine Hand setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft; sie werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um sie damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen es dann vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten.

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, weit. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbthieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer den Ziegenmelkern, den Kröten, den Zieseln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Fledermäusen eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Jedermann, der Dies bedenkt, muß einsehen, welch großes Unrecht man thut, wenn man aus bloser Abneigung und ohne Zweck, wie es so häufig geschieht, die unschädlichen Thiere geradezu todt schlägt, sobald man sie findet. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch von Regierungs wegen ihre Verfolgung streng untersagt würde. Daß sie eine besondere Lust verspüren sollten, Frauen in die Haare zu fliegen, ist eine alberne Erfindung von Leuten, welche sich niemals mit Naturgeschichte beschäftigt haben, und die Zimperlichkeit, mit welcher viele Menschen, namentlich Frauen, die Thiere ansehen, ist einestheils nicht zu entschuldigen und auf der andern Seite doch wahrhaftig nicht bestimmend, um Vertilgungsmaßregeln gegen so nützliche Thiere irgendwie zu rechtfertigen. Die bei uns wohnenden Fledermäuse bringen, wie eben bemerkt, nur Nutzen, und die, welche schädlich werden, gehen uns eben zunächst Nichts an. Der Schaden dieser Wenigen ist übrigens auch nicht so bedeutend, als gewöhnlich gesagt wird. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten töden die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Thiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nach einander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flatterthiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt sich gewisse Früchte erzeugt, z. B. in Gärten; Früchte aber kann man durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten.

Die Zahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Die Zahl der jetzt lebenden Flatterthiere aber ist sehr bedeutend. Man kennt etwa 250 sicher unterschiedene Arten, von denen auf Europa ungefähr 30 kommen. Dabei

herrscht eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im Ganzen, und deshalb ist die Eintheilung der Flatterthiere und die Bestimmung derselben selbst für Forscher sehr schwierig. Uns genügt es vollkommen, wenn wir einige der eigenthümlichsten Formen betrachten.

Die erste Familie wird gebildet durch die fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropus).

Alle zu dieser Familie gehörigen Thiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich den Osten Afrikas und den Süden Asiens. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrien worden. Sie, die harmlosen und gemüthlichen Thiere, hat man als scheußliche Harpien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf den Menschen während des Schlafs setzen und ihm das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammniß verurtheilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß ganz unschuldige Menschen ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendste Aberglaube beschäftigte sich nach Kräften mit diesen Säugethieren, welche weiter Nichts verschuldet haben, als etwas eigenthümlich gebildet zu sein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unschädliche Mitglieder zu besitzen, die sich des Frevels der Blutaussaugung allerdings schuldig machen.

Die Naturwissenschaft kann die abergläubischen Leute — denn heute noch giebt es gerade genug Unwissende, welche in der Natur vollkommen fremd sind und in unseren Thieren scheußliche Vampire zu sehen glauben — besser über die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde belehren. Dieselben haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen ganz anders gebildeten Kopf. Der ist nämlich ein wirklich gemüthlicher Hunde- oder Fuchskopf, und deswegen haben die Thiere den Namen von Flughunden oder fliegenden Füchsen erhalten. Die Flatterhaut ist der anderer Fledermäuse ganz ähnlich und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine. Außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz stets, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht vor den übrigen Fledermäusen.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume; denn sie ziehen sich weniger in Spalten, Löcher, Höhlen, unter Baumrinden zurück, sondern hängen frei, reihenweise an den Aesten, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stück. In den düstern Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher: ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erst mit der Dämmerung. Ein scharfes Gesicht und eine vortreffliche Spürnase lassen sie bald die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen, und zu diesen kommen sie nun zwar einzeln, sammeln sich aber bald in großen Scharen und sind im Stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl, und dann richten sie sehr großen Schaden an; denn sie wissen sehr wohl, was gut schmeckt, und nehmen blos die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie in dicht gedrängten Scharen weitere Wanderungen, ja man traut ihnen zu, daß sie von einer Insel auf die andere fliegen, und in Wahrheit läßt sich wohl Nichts gegen diese Ansicht sagen. Die Früchte saugen sie mehr aus, als sie dieselben fressen, und einige sollen sogar mit dem Safte der Blumen vorlieb nehmen. Man sagt, daß sie den Faserstoff der Früchte auszuspeien pflegen, doch ist es ausgemacht, daß sie manche Früchte auch gänzlich auffressen. Süße und duftige Früchte werden von ihnen allen anderen entschieden vorgezogen, und deshalb sind Bananen, Pandangs, Pfirsiche, Misteln, wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und machen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Man muß bestimmte Bäume in Gegenden, wo die Flughunde häufig

sind, durch Netze oder Geflechte schützen; anders kann man sich vor ihren Räubereien nicht verwahren, da sie ja mit Leichtigkeit über alle Umzäunungen, die anderen Thieren Hindernisse sein könnten, hinwegfliegen. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht vertreiben. Sie fliegen dann höchstens von einem Baume auf den andern und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen augenblicklich die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in die größte Aufregung und ein heftiger Donnerschlag oder ein Schuß geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen dann ohne weiteres von oben zur Erde herab, und hier rennt nun eine schwarze oder graue oder braune Schar im tollsten Eifer aus einander, klettert an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängt sich fest, breitet die Flügel, thut einige Schläge und fliegt dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft des Nachts, aber nicht eben hoch; bei Tage jedoch treibt sie ihre Furchtsamkeit öfters in eine Höhe von mehreren hundert Fuß empor. Sie können nur von erhabenen Gegenständen abfliegen, niemals von der Erde, sind aber ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Aesten bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel und zwar, wenn sie ruhig an einem Baume sitzen, ganz eigenthümlich zischend und kreischend, zuweilen auch ähnlich wie die Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an den Brüsten festhalten und von ihr, wie Gleiches auch bei anderen Fledermäusen geschieht, im Fluge herumgetragen werden. Die Jungen sollen von den Müttern sehr geliebt werden.

In der Gefangenschaft werden sie schon nach wenigen Tagen zahm und gewöhnen sich leicht an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit für sie. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen, noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt; dann wehren sie sich und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, Brod und Zuckerrohr und kann sie lange erhalten. Besonders gern trinken sie Zuckerwasser mit Reis. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt man sie bald daran, diese wie ein Hund zu belecken. Bei Tage sind sie meist ruhig, Abends aber geht ihr Leben an, und sie lärmen dann tüchtig im Käfig herum.

Der Nutzen, welchen diese Flatterthiere bringen, mag den Schaden so ziemlich aufheben. Sie werden gegessen, und man behauptet, daß das Fleisch trotz seines unangenehmen Bisamgeruchs wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleische ähnlich sein soll. Namentlich werden die jungen Thiere gerühmt, welche erst ein Alter von fünf Monaten erreicht haben. Selbst ihren Pelz soll man benutzen können.

Es ist sehr anziehend und unterhaltend, die Ansichten der verschiedenen Völker über unsere Thiere kennen zu lernen. Schon Herodot spricht von großen Fledermäusen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren. Die Leute, welche die Casia sammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder, um sie hierdurch von ihren Gesichtern abzuhalten, und dann erst können sie Ernte halten. Strabo erzählt blos, daß es in Mesopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheure Menge Fledermäuse gäbe, welche viel größer wären, als an anderen Orten. Er berichtet auch, daß sie gefangen und gegessen würden. Der Schwede Köping behauptet, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, sehr viel Palmensaft söffen, davon ganz betrunken würden und dann wie todt auf den Boden fielen. Er selbst habe einen solchen gefangen und an die Wand genagelt. Er habe aber die Nägel benagt und sie so rund gemacht, als wenn man sie befeilt hätte. Jeder unkundige, gebildete Europäer, namentlich die weibliche Hälfte unsers Volks, erblickt in den Thieren, sobald sie dieselben zu Gesicht bekommen, augenblicklich die entsetzlichen Vampire und fürchtet sich fast vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen sehen in ihnen heilige Wesen. Als sich Hügel in Nurpur befand und Abends durch die Straßen ging, sah er über sich ein Thier fliegen, schoß mit

ſeiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines Marders. Augenblicklich rotteten ſich die Leute zuſammen, erhoben ein furchtbares Geſchrei und ein wüthendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreiſchende Thier vor. Er ſicherte ſich dadurch, daß er ſich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorſtreckte, konnte aber den Aufruhr nur dadurch beſchwichtigen, daß er ſagte, er habe das Thier für eine Eule gehalten.

Die größte Art der Fruchtfreſſer iſt der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis). Seine Körperlänge beträgt $1\frac{1}{4}$ Fuß, ſeine Flugweite fünf Fuß und darüber. Der Körper iſt

Der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis).

lang geſtreckt, ſeine Behaarung rauh, bei alten Thieren, namentlich auf dem Rücken, dicht, auf der Unterſeite aber dünner. Die Schnauze iſt hundeartig, die nackten, langen Ohren ſind zugeſpitzt. Die Flughaut iſt, wie aus der Angabe der Breite hervorgeht, außerordentlich entwickelt, bildet aber zwiſchen den Schenkeln nur einen ſchmalen Hautſaum, während ſie ſich bei den Fledermäuſen zu einem großen Lappen ausdehnt. Ein Schwanz fehlt den Flatterhunden gänzlich. Die Färbung des Pelzes iſt auf dem Rücken tief braunſchwarz, am Bauche roſtigſchwarz oder ſelbſt tiefſchwarz, am Hals und Kopf aber roſtiggelbroth. In der Jugend iſt die Flatterhaut braun, mit zunehmendem Alter des Thieres wird ſie dunkler.

Der Kalong ist auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor häufig und lebt wie alle seine Familienmitglieder in größeren Wäldern, wo er sich in der angegebenen Weise an den Zweigen aufhängt; Abends fällt er in ungeheuren Scharen in die Obstgärten ein und richtet daselbst gräuliche Verwüstungen an, weil gewöhnlich Flüge von Hunderten auf einen einzigen Baum sich stürzen. Um sie von den Bäumen abzuhalten, zieht man starke Netze darüber, und Dies ist auch das einzige Mittel, um die gefräßigen Thiere abzuhalten, denn an Klappern und dergleichen gewöhnen sie sich sehr bald. Gewöhnlich fliegt die ganze Gesellschaft, welche aus dem Walde kommt, in gerader Linie fort. Einer zieht voran und die anderen folgen ihm nun in langen Reihen nach. Während des Flugs sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber am Tage auf sie, wenn sie schlafend an den Aesten hängen, so gerathen sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den andern beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, sich gewöhnlich so fest an die Zweige klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. Man thut daher wohl, sie erst aufzuscheuchen und im Fluge auf sie zu schießen. Geängstigt stoßen sie ein scharfes, kreischendes Geschrei aus, welches dem einer Gans nicht unähnlich sein soll. Uebrigens sind sie höchst gemüthliche, harmlose Thiere. Dies zeigt sich namentlich in der Gefangenschaft. Sie werden auffallend bald zahm und sind auch sehr leicht zu erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos sind sie in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, die man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch. Daher kommen sie nicht selten lebend nach Europa.

Roch brachte ein Männchen des fliegenden Hundes lebend nach Frankreich. Er hatte ihn 109 Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleisch. Einen todten Papagei fraß er mit großer Gier und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrod. Bei der Ankunft in Gibraltar erhielt er wieder Früchte, und dann fraß er kein Fleisch mehr. Nachts war er munter und plagte sich sehr, aus dem Käfig zu kommen; am Tage verhielt er sich ruhig und hielt sich wie unsere Fledermäuse an einem Fuße, eingehüllt in seine Flügel, in denen er selbst den Kopf verbarg. Wenn er sich seines Unraths entleeren wollte, hing er sich ebenso wie die Fledermäuse auch mit den Vorderklauen auf und brachte seinen Körper so in eine wagrechte Lage. Er gewöhnte sich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich seinen Besitzer kannte er vor Allen, ließ sich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne ihn zu beißen. Ebenso hatte er sich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Insel Moritz seine Pflegerin gewesen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, Jedermann zu liebkosen. Er leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenso zutraulich. Sicherlich würde man noch viele Beispiele dieser Art kennen, wenn man die Thiere öfter aufziehen wollte.

Um so lächerlicher ist es, wenn Thierbudenbesitzer das harmlose Geschöpf heute noch in der abscheulichsten Weise verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ in der großen „Hauptstadt der Bildung“ brachte unter den übrigen wissenschaftlichen Nachrichten erst im Jahre 1858 ihrem gebildeten Leserkreise die überraschende Nachricht, daß der berüchtigte Vampir oder Blutsauger zum ersten Mal lebend in Berlin sei, und daß dieses entsetzliche Thier in der Nacht lebendiges Vieh morde und Blut sauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfig des Ungeheuers aufgestellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieser Anzeige klüglich nicht erwähnt. Das treue Hundegesicht und die große Sanftmuth des Thieres strafte den haarsträubenden Bericht allerdings Lügen, er kennzeichnete sich selbst aber unzweifelhaft als einen, wie er aus der Feder solcher Thierbesitzer hervorzugehen pflegt, welche es für nöthig halten, ihre Sehenswürdigkeiten den Leuten in der pomphaftesten Weise anzupreisen. Daß selbst unwissende Menschen noch hartnäckig der Naturwissenschaft entgegentreten, darf uns nicht wundern; eben um so trauriger aber ist es, daß wir heute noch

trotz aller wissenschaftlichen Werke und Anstalten, die wir besitzen, uns durch so plumpe Lügen täuschen, bezüglich herbeilocken lassen, und daß es Herausgeber von Zeitungen giebt, welche solchen Unsinn unterstützen, sich also selbst ein trauriges Zeugniß ihrer eignen Unwissenheit ausstellen.

Ich habe auf meinen Reisen in Afrika nur einen einzigen Flatterhund kennen lernen, den egyptischen (Pteropus aegyptiacus). Derselbe steht allerdings weit hinter seinem asiatischen Verwandten zurück. Er ist kaum halb so groß, ähnelt ihm aber in seinem Wesen und in seiner Lebensweise vollständig. Namentlich im Delta ist er nicht selten. In den Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Piramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen. In großen Zügen kommt er niemals vor.

Es war uns ein eigenthümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Egyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von Niemand benutzten Früchte der Sikomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Thieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd; sie standen oft bis Mitternacht auf dem Anstand. Wir erlegten sehr viele und anfangs ohne große Mühe, später aber wurden die Flughunde scheu und kamen stets nur still und gewöhnlich von entgegengesetzter Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunklen Baumkronen wahrzunehmen. Die Flügellahmgeschossenen kreischten laut, bissen lebhaft und auch ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben immer nach sehr kurzer Zeit. Andere Forscher haben dasselbe Thier aber oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. Zelebor z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte sie so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.

Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen selten mehr als sechs Zoll Körperlänge und eine Flugweite von drei Fuß. Sie zeichnen sich durch einen sehr kurzen Schwanz aus. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten viel heller, an den Seiten und Armen blaßgelblich, die Flughäute sind graubraun.

Bis jetzt hat man ungefähr dreißig Arten dieser Familie unterschieden, höchst wahrscheinlich aber giebt es deren noch weit mehr.

* * *

Eine zweite Familie unserer Ordnung hat den Namen Glattnasen (Gymnorhina) erhalten.

Bei ihnen ist die Nase und der Nasenrücken glatt ohne häutigen Ansatz; im Innern des Ohres erhebt sich ein Blättchen. Der Zwischenkiefer ist durch eine tiefe Einbuchtung in zwei Aeste getrennt, die stets mit dem Oberkiefer verwachsen sind. Bei einigen Sippen sind die Ohren auf der Mitte des Scheitels in einander verwachsen, bei anderen getrennt; bei diesen öffnen sich die Nasenlöcher oben auf der Schnauzenspitze, bei jenen vorn unter der Schnauzenspitze u. s. w. Wollten wir alle Merkmale der verschiedenen Sippen aufzählen, wir müßten seitenlange Beschreibungen geben. — Die Familie verbreitet sich über die ganze Erde mit alleiniger Ausnahme der kalten Gürtel. Ihre Artenzahl ist außerordentlich groß, und bei weitem die meisten unserer einheimischen Fledermäuse gehören ihr zu. Noch zahlreicher treten die Glattnasen in den südlicheren Gegenden auf. Der Aufenthalt ist sehr verschieden; doch werden dunkele, möglichst einsame Orte anderen vorgezogen. Manche Arten finden sich in Wäldern oder auch in hohlen Feldbäumen zwischen dem Holze und der Rinde, leben in den Blättern dicht belaubter Baumkronen, andere in Felshöhlen und Schluchten, und wieder andere in unterirdischen Gewölben alter verlassener, einsamer oder nur zeitweilig besuchter Gebäude, namentlich Kirchen u. s. w. Sie wohnen ebensowohl in bergigen und felsigen, wie in ebenen Gegenden, ebenso in der Nähe von Seen, als in der Nähe von Wäldern, selbst an der Küste des Meeres. Die

meiſten bilden große Geſellſchaften, zumal während der Zeit ihres Winterſchlafs. Man findet nicht ſelten Hunderte, ja ſelbſt Tauſende in einem Gebäude. Viele Arten leben mit anderen in größter Eintracht, und wohl nur die allerwenigſten ſind einſiedleriſche Thiere. Sie ſind alle ziemlich empfindlich gegen die widerwärtigen Einflüſſe der Witterung und ziehen ſich im Herbſte ſchon ziemlich früh in ihre Winteraufenthaltsorte zurück, wie ſie auch im Frühjahre erſt ſpät zum Vorſcheine kommen. Wenige fliegen ſchon vor der Dämmerung, die meiſten blos während derſelben und in den erſten Nachtſtunden, um Mitternacht ruhen ſie bis gegen Morgen, wo ſie von neuem ihre Thätigkeit beginnen. Ihr Flug iſt ziemlich gewandt und durch ſonderbare Wendungen ausgezeichnet, ſo daß es Raubvögeln faſt unmöglich iſt, ſie im Fluge zu fangen. Ihre Stellung während der Ruhe iſt die gewöhnliche, ihr Lauf auf der Erde ſehr ungeſchickt, ihr Klettern dagegen geſchickt und fördernd. Sie freſſen blos Kerbthiere, namentlich Nachtſchmetterlinge aller Art, Nachtmücken, Nachtjungfern, Haſte oder Uferaas, Waſſermotten und Kaiſerjungfern, Nachtkäfer und dergleichen, meiſt Thiere, welche uns ſehr ſchädlich werden. Außer dieſen verſpeiſen ſie ihre eignen Schmarotzer, wo ſie dieſelben nur immer erlangen können. Ihre Gefräßigkeit iſt ſehr groß, und deshalb eben iſt ihr Nutzen ein außerordentlich bedeutender. Die Stimme beſteht in einem ſtarken, pfeifenden Zwitſchern, welches bei manchen Arten ſelbſt zu einem durchdringenden Geſchrei wird. Geſichts- und Geruchsſinn ſind nicht beſonders, der Sinn des Gehörs und des Gefühls aber auffallend entwickelt, wie auch ſchon aus ihren ungemein großen Ohren hervorgeht. Die Weibchen bringen ein bis zwei Junge zur Welt, welche ſich an den Zitzen der Mutter feſthalten und von ihr während des Flugs herumgetragen werden. Die Arten dieſer Familie laſſen ſich noch am beſten zähmen und werden oft ſehr zutraulich und deshalb angenehm.

Von allen Glattnaſen kennen wir die Sippe der Ohrenfledermäuſe (Plecotus) und die gewöhnlichſte Art derſelben, die gemeine Ohrenfledermaus (Plecotus auritus), am genaueſten. Dieſe iſt wie ihre wenigen Verwandten durch die verhältnißmäßig größten oder längſten aller Ohren ſehr ausgezeichnet, daß ſie nicht verwechſelt werden kann. Unter den europäiſchen Fledermäuſen iſt ſie eine der größten. Ihre Körperlänge beträgt $3^1/_4$ Zoll, die Flugweite 9 Zoll, die Länge ihrer Ohren $1^1/_3$ Zoll. Das Gebiß hat 36 Zähne. Jedenfalls das Merkwürdigſte am ganzen Thiere iſt das Ohr. Die Ohrfläche iſt der ganzen Länge nach mit 22 bis 24 Querfalten gezeichnet; die Ohrwurzel und Ohrſpitze aber ſind glatt und gefaltet. Auf der Innenfläche des Ohres, etwa über der Grundlage des Ohrkieles, beginnt eine nach innen ſchräg in die Höhe laufende Hautleiſte, welche am innern Ende des Ohres als ein zungenförmiger Lappen vorſteht. Die Flughäute ſind breit, ihre Farbe iſt, wie die der Ohren, lichtgraubraun. Der Pelz iſt graubraun, auf der Unterſeite etwas heller, das Geſicht iſt bis an den Hinterrand der Naſenhöhle mit weißen Haaren beſetzt, und lange, weiße Barthaare hängen auch über den Lippenrand abwärts. Junge Thiere ſind etwas dunkler gefärbt, als alte.

Die langöhrige Fledermaus findet ſich durch ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man ſie in Nordafrika, Weſtaſien und Oſtindien beobachtet. Sie iſt nirgends eben ſelten, und im nördlichen oder im mittlern Deutſchland eine der gewöhnlichſten Arten. Ueberall hält ſie ſich gern in nicht allzugroßer Entfernung von menſchlichen Wohnungen auf. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht ſie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer ſieht man ſie an lichten Stellen im Walde, über Waldwegen, Baumgärten und Alleen am häufigſten fliegen. Sie fliegt ziemlich hoch, etwas flatternd und nicht eben ſchnell, iſt jedoch einiger Manchfaltigkeit in der Bewegung fähig. Im Fluge krümmt ſie gewöhnlich das rieſenmäßige, wegen ſeiner zahlreichen Querfalten leichtbewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, ſo daß dann blos die ſpitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe ſtehen. Wenn ſie hängt, ſchlägt ſie meiſt die Ohren unter die Arme zurück. Bei Tage und im Winter ſchläft ſie in Gebäuden oder in hohlen Bäumen. Sie erſcheint erſt ziemlich ſpät des Nachts oder im Frühlinge.

Gewöhnlich wirft ſie Ende Juni's oder Anfang Juli's zwei Junge.

Jack Kerouac (left) and Neal Cassady (right) in the front seat of a car, 1947. Photo courtesy of the Jack Kerouac Collection, Special Collections, University of California, Berkeley.

Kerouac's first novel, *The Town and the City*, was published in 1950 to mixed reviews and lackluster sales. Kerouac was disappointed with the book's reception, but he was also ready to move on. He had begun writing a new kind of novel, one that would capture the spontaneity and energy of his friendship with Neal Cassady and the wild, restless spirit of the postwar generation. He called it *On the Road*.

The novel would not be published until 1957, after seven years of rejection slips and revisions. But the trip that inspired it began in earnest in July 1947, when Kerouac left New York City with $50 in his pocket and a vague plan to see the country. He would cover more than 10,000 miles over the next seven months, hitchhiking, riding freight trains, and crashing on couches from coast to coast.

Sixty years later, a group of writers, musicians, and artists is retracing that route in a way Kerouac could never have imagined: by steam locomotive. The Kerouac Steam Project, organized by the Lowell Historical Society and the Jack Kerouac Literary Trust, has chartered a vintage passenger train to follow the approximate path of Kerouac's journey, stopping in cities and towns where he lived, worked, or wrote.

"We wanted to do something that honored the spirit of the book, not just the geography," said Maria Cassidy, the project's director. "Kerouac was obsessed with movement, with the idea that you had to keep moving to find out what you were looking for. A train felt like the right way to do that."

The project's first leg departed from Lowell, Massachusetts, on July 12 and will travel through 14 states before arriving in San Francisco on August 3. Along the way, the train will host readings, jam sessions, and panel discussions with scholars and writers who have studied Kerouac's work.

während ſie noch fraß, den Käfig mit ihrem ſchwarzen Unrath. Ihren Raub bemerkte ſie nicht durch das Geſicht, ſondern vermittelſt ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde gleich unruhig, wenn ſich Fliegen in ihrer Nähe bewegten, ging witternd umher, ſpitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf ſie los; um ſie zu erwiſchen, ſuchte ſie dieſelbe unter ihre Flügel zu bringen, und ergriff ſie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine ſehr große Fliege, ſo bog ſie den Kopf unter die Bruſt, um ſie beſſer zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geſchwind und leckte ſie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche ſie nicht gern fraß, verſtand ſie prächtig auszuſcheiden. Auf todte Fliegen ging ſie nur dann, wenn ſie ſehr hungrig war; ſobald ſich aber ihre Beute bewegte, fuhr ſie raſch auf dieſelbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit ſaß ſie ruhig und zog ſich zuſammen.

Die großöhrige Fledermaus iſt diejenige, von welcher ich oben berichtete, daß ſie außer von ihren ſchmarotzenden Läuſen, Spinnenthieren und Milben, auch noch von Blutſaugern ihres eignen Geſchlechts angefallen wird und dann dieſe aus Rache frißt.

Zu dieſer Familie gehört unter anderen auch die Sippe der Mopsfledermäuſe, von welchen in Europa nur eine Art (Synotus Barbastellus) vorkommt. Die Thiere ſind lebenskräftig, aus-

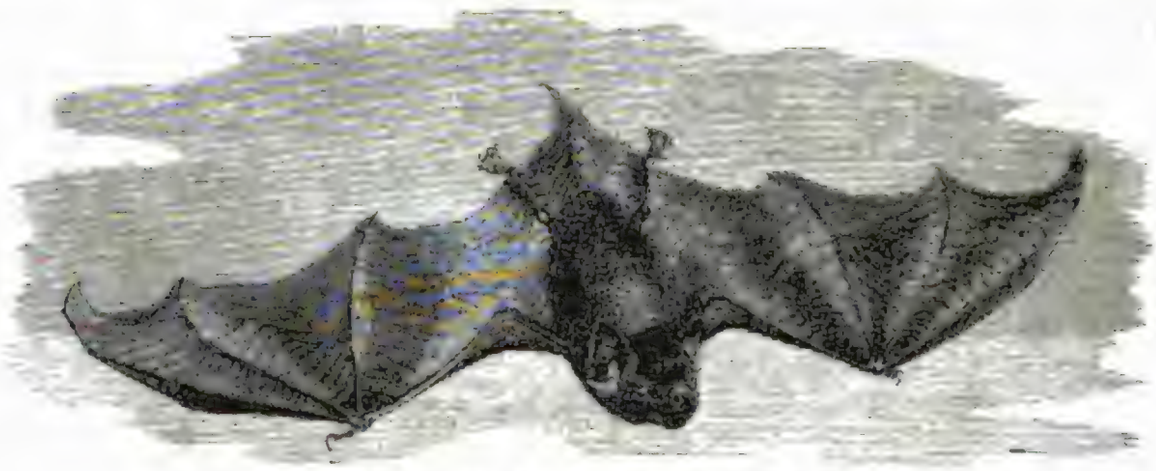
Die Mopsfledermaus (Synotus Barbastellus).

dauernd und weniger gegen Witterungseinflüſſe empfindlich. Sie erſcheinen im Frühjahr wie auch abends frühzeitig, fliegen gern in der Nähe von Wohnungen umher und ſuchen ihre Nahrung am liebſten in Gebäuden, Kellern u. ſ. w.

Die gemeine Mopsfledermaus iſt auf der Oberſeite ihres Pelzes dunkelſchwarzbraun, auf der Unterſeite hellgraubraun; die Haare ſind an der Wurzel ſchwarz, die Spitzen aber fahlgrau. Die Bildung der Ohren zeigt unſere Abbildung. Man kennt ſie aus England, Frankreich, Italien, Schweden und der Krim, Rußland und Ungarn. Auf den Gebirgen geht ſie bis zu den höchſten Sennhütten hinauf. Sie iſt nirgends ſehr häufig, übertrifft die Vorhergehende an Flugfertigkeit und zäher Ausdauer und ſcheut Sturm und Regen nicht. Ihr Flug hat reichere Biegungen und raſchere Wendungen, als jener der Ohrenfledermäuſe. Auch die Mopsfledermaus läßt ſich bis zu einem gewiſſen Grade zähmen und ſo weit bringen, daß ſie aus der Hand ihres Wärters frißt, ſich gern in derſelben verſteckt, um ſich zu erwärmen, und die Hand dankbarlich leckt.

Außer den Genannten dürfte noch die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula) zu betrachten ſein. Sie gehört, wie der Name zeigt, wieder einer andern Sippe an. Ihre Länge beträgt 4¼ Zoll, ihre Flugbreite 14 Zoll. Der Pelz iſt röthlichbraun auf der Ober- und Unterſeite, das

Haar einfarbig, die Ohren und die Flughäute sind dunkelhäutig und dunkelschwarzbraun. Sie kommt von Norddeutschland und England an durch ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Afrika und geht durch das ganze mittlere Asien, ist also fast überall in der alten Welt verbreitet. Unter allen einheimischen Fledermäusen ist sie die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorschein. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und oft genug im Kampfe, wenn man so sagen darf, mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco Subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt, vermag ihr beizukommen. Hauptsächlich die Wälder sind ihre Aufenthaltsorte, und nur dann nähert sie sich den bewohnten Orten, wenn ausgedehnte Baum- oder Lustgärten in deren Nähe sind. In den Gebirgsgegenden geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Sie ist gefräßiger, als die übrigen Arten, und verbreitet



Die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula).

einen ziemlich durchdringenden Geruch. Ihr Winterschlaf ist fest und lang und wird so leicht nicht gestört; gewöhnlich bringt sie zwei Junge zur Welt.

* * *

In der dritten Familie finden sich nun wirklich diejenigen Fledermäuse, welche der ganzen Ordnung der Flatterthiere einen so bösen Leumund verschafft haben: nämlich die Blutsauger. Man nennt sie naturwissenschaftlich auch Blattnasen (Phyllostoma) wegen des großen Hautansatzes an ihrer Nase; außer diesem zeichnen sie sich noch dadurch aus, daß der Unterrand ihrer Ohren durch einen tiefen Ausschnitt von dem Außenrande abgetrennt ist und keinen vorspringenden Ohrdeckel enthält. Der Zwischenkiefer ist vorn in der Gaumenfläche befestigt und nicht mit den Oberkieferästen verwachsen. — Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen jedoch nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Ihre Mehrzahl gehört unbedingt dem heißen Gürtel der Erde an. Gegen die Kälte und Feuchtigkeit sind sie in hohem Grade empfindlich. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblättrigen Pflanzen versteckt gefunden; viele verbergen sich bei Tage in den Trümmern verfallener Gebäude und Felsen, in Höhlen oder in dunklen Begräbnißorten oder auch in dem Gebälke der Dächer. Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die Höhlenbewohnenden, in ungeheuren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Auf dem Boden laufen sie sehr rasch dahin. Ihre Nahrung besteht noch immer hauptsächlich in Kerbthieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Ein-

tagsfliegen; einzelne freſſen auch Früchte. Bei ihren Jagden kommen ſie des nachts ſelbſt bis in die Wohnungen der Menſchen hinein, um deren Zimmer auszuräumen. Ziemlich viele Arten ſind aber Blutſauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch ſelbſt den Menſchen während des Schlafes. Ihr Winterſchlaf wird oft unterbrochen. Sie gebären gewöhnlich zwei Junge.

In Europa iſt dieſe Familie durch die Sippe der Hufeiſennaſen vertreten, deren Geſicht man ſich nach dem Bild auf S. 172 vorſtellen kann. Der Naſenaufſatz, welcher das ganze Geſicht von der Schnauzenſpitze bis zur Stirn bedeckt, iſt entſchieden das Merkwürdigſte am ganzen Thiere, wie es bei den früher erwähnten die Bildung des Ohres war. Er beſteht aus drei Theilen, dem Hufeiſen, dem Längskamme und der Lanzette. Erſteres beginnt vorn auf der Schnauzenſpitze, umſchließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Naſenlöcher und endet mit ſeinen Seitenäſten vor den Augen. Der Längskammer hebt ſich in der Mitte des Hufeiſens hinter den Naſenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derſelben eine ſattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in einer vorſtehenden Spitze endet. Die zur Stirn querſtehende Hautlanzette erhebt ſich zwiſchen den Augen unter dem hintern Ende der Hufeiſenäſte und hat jederſeits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute von einander getrennt werden. Das Ohr iſt weit einfacher. Ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel iſt nicht vorhanden.

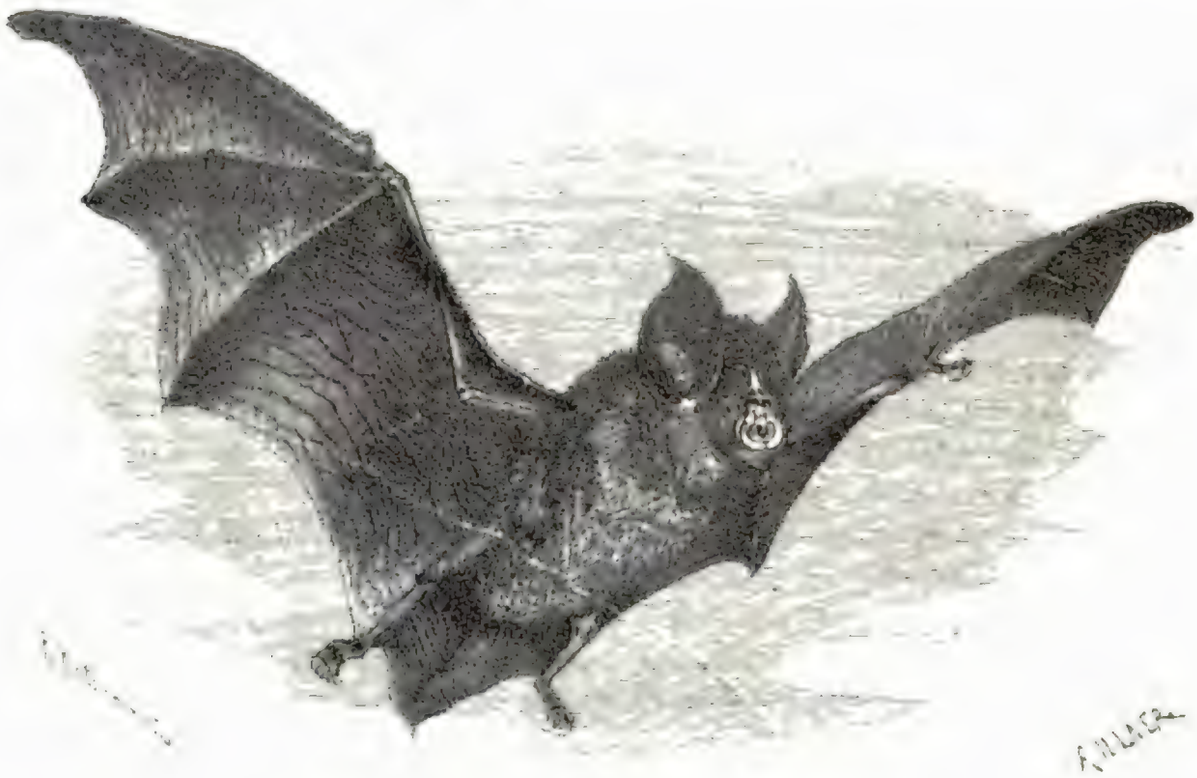
Die Hufeiſenfledermäuſe haben breite, verhältnißmäßig kurze Flughäute. Ihr Flügelſchlag iſt daher flatternd und der Flug weniger gewandt. Der Schwanz iſt ſehr kurz; hierdurch erſcheint die Flughaut ſtumpfwinkelig. Faſt bei allen Arten iſt der Pelz hellfarbig, oben etwas dunkler, als unten, gewöhnlich mehr oder weniger rauchbraun überflogen. Das einzelne Haar iſt am Grunde ſchmuzig weißlich, an den Spitzen aber dunkler rauchbraun. Junge Thiere ſind gewöhnlich dunkler als die alten.

In Europa kennt man vier Arten der genannten Sippe, welche ſich in ihrem Weſen und auch in ihrem äußern Geſicht ſehr ähnlich ſind und ſich hauptſächlich durch die Größe unterſcheiden. Eine der gemeinſten iſt die kleine Hufeiſennaſe (Rhinolophus Hippocrepis). Sie iſt eine der kleinſten unſerer Fledermäuſe; denn ihre ganze Länge beträgt nur $2^1/_2$ Zoll, ihre Flugbreite $8^1/_2$ Zoll. Der Pelz iſt hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler, als unten. Die Flughäute ſind breit und erlauben dem Thiere nur einen ſehr unſichern Flug. —

Die kleine Hufeiſennaſe geht unter ihren Sippſchaftsverwandten am weiteſten nach Norden hinauf. Im mittlern Europa lebt ſie faſt überall, und auch im Süden iſt ſie häufig. In den Gebirgen ſteigt ſie bis über den Waldgürtel empor. Unter ihren Sippſchaftsverwandten iſt ſie die geſelligſte; man findet ſie in Höhlen, verlaſſenen Gräbern, Ruinen und unter den Dächern unbewohnter Gebäude oft zu Hunderten beiſammen. Im Frühjahr erſcheint ſie bei Zeiten, fliegt aber erſt bei eintretender Dunkelheit. Die Zahl ihrer Jungen iſt gewöhnlich zwei.

Sie iſt auch ſchon ein Vampir, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieſer Forſcher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück ſchlafende Fledermäuſe und zwar größtentheils gemeine Ohrenfledermäuſe und kleine Hufeiſennaſen, nahm ſie mit ſich nach Brünn und ließ alle zuſammen in einem großen Zimmer, in welchem ſeine Sammlung aufgeſtellt iſt, herumfliegen und ſich ſelbſt eine Ruheſtätte ſuchen. Er übernachtete in Geſellſchaft der Fledermäuſe, um ſie genauer beobachten zu können. Von ſieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann ging ſie zur Ruhe; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeiſennaſe, und hierauf begab ſie ſich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuſe. Dieſe hielten ſich, ſelbſt wenn der Beobachter ruhig ſtand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während ſich die Hufeiſennaſen ſeinem Geſicht bis auf zwei Zoll Entfernung näherten, einige Augenblicke an einer Stelle ſich flatternd hielten, aber auch oft zu ſeinen Füßen herab flogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage ſpäter der Naturforſcher einem ſeiner Freunde die Fledermäuſe vorführen

wollte, fand er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen ſechs Hufeiſennaſen bis auf die Flügelſpitzen und Krallen aufgefreſſen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarſte verſtümmelt war. Zahlreiche Blutſpuren, blutige Schnauzen und die angeſchwollenen Bäuche, ſowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig verſammelten Ohrenfledermäuſe als Mörder der Verſchwundenen, und die Unterſuchung des Magens einer Getödteten beſeitigte jeden Zweifel gegen dieſe Vermuthung. Dagegen bemerkte man aber, daß die Flatterhäute der Ohrenfledermäuſe in der Nähe des Körpers friſche Wunden erhalten hatten, deren Ränder ſchwammig aufgetrieben erſchienen; auch hatten ſich dieſe Thiere dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zuſammengedrückt, während die Hufeiſennaſen immer vereinzelt die verborgenſten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzen. Die Schlußfolgerung dieſer Beobachtung war ſehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander geſinnten Thiere hatten ſich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der erſten Ruhe der Ohrenfledermäuſe waren die Hufeiſennaſen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgeſaugt; die Ohrenfledermäuſe aber hatten ſich für dieſe Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefreſſen! —



Die große Hufeiſennaſe (Rhinolophus ferrum-equinum).

Ein Gruſier erzählte genanntem Beobachter, daß ſeine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wiſſe, und Kolenati ſchließt jedenfalls richtig, daß dieſe Wunden ebenfalls von Biſſen der Hufeiſennaſen herrühren. So haben wir alſo auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich ſie freilich im Ganzen außerordentlich harmlos ſind und wenigſtens keine Veranlaſſung zu Furcht oder Entſetzen geben können.

Noch häufiger als die kleine iſt die große Hufeiſennaſe (Rhinolophus ferrum-equinum). Ihre Leibeslänge beträgt zwei Zoll zwei Linien, die des Schwanzes einen Zoll vier Linien, die Flugweite etwas über einen Fuß. Die Naſenplatte iſt ſehr groß, das Ohr ziemlich groß. Die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei den Männchen oben aſchgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterſeite hellgrau, bei den Weibchen oben lichtröthlichbraun und unten röthlichgrau. Bezeichnend ſind die breiten Flughäute.

Die große Hufeisennase kommt in dem größten Theile des gemäßigten und südlichen Theiles Europas vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 6000 Fuß in die Höhe. Sie lebt gern gesellig, doch giebt es andere Arten ihrer Familie, welche in noch weit größeren Mengen zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen ihrer Art vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahr erscheint sie bald, im Winter aber nur selten. Abends kommt sie erst spät. Ihre Fluggewandtheit ist im Vergleich mit anderen ihrer Familie nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch.

Die wirklichen Vampire leben in Amerika und gehören mehreren besonderen Sippen an. Sie kennzeichnen sich durch einen dicken Kopf mit langer, dicker und abgestutzter Schnauze, scharfkantige, am Rande mit Wärzchen besetzte, inwendig gezackte Lippen, einen dreiseitigen, bewarzten Fleck am Kinn und einen ziemlich kreisförmigen Saum unter den schiefen Nasenlöchern. Das Nasenblatt erhebt sich stielartig von der Nasenscheidewand und ist durch zwei Fugen in drei Felder getheilt, ganz ähnlich, wie bei den Hufeisennasen. Die dicke, fleischige Zunge kann wenig vorgestreckt werden und ist hinten und vorn mit runden, in der Mitte mit rückwärts gewendeten, spitzen Warzen versehen. Die Ohren sind von mittlerer Größe und stets weit von einander getrennt, die Flughäute sind sehr groß, der Schwanz und die Schenkelhaut aber verschieden gebildet.

Die sehr zahlreichen Arten bewohnen Südamerika und das südliche Nordamerika und gehörten bereits zu den Vorweltsthieren dieses Erdtheils. Sie leben mehr einzeln, als gesellig, in Wäldern, nähren sich vorzüglich von Kerbthieren, von saftigen Früchten und viele auch vom Blutsaugen.

Unter ihnen ist diejenige Art, welcher die Wissenschaft den Namen Vampir (Phyllostoma Spectrum) gelassen hat, für uns die merkwürdigste. Der Vampir ist der größte aller brasilianischen Blutsauger, hat einen dicken und langen Kopf mit sehr vorgezogener Schnauze, große, länglichrunde, schwach gebaute Ohren mit einem schmalen Ohrläppchen und ein kleines, schmales, lanzettenartiges Nasenplättchen auf breitem Stiele. Die Oberlippe ist glatt, die Unterlippe hat vorn zwei große, nackte Warzen. Der weiche und zarte Pelz ist oben dunkelkastanienbraun, unten gelblichgraubraun, die Flughaut, welche bis zu den Zehenwurzeln hinabreicht, ist braun. Die Körperlänge beträgt 5½ Zoll und die Flugweite 15 Zoll.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des Vampirs. Er wird in den einsamen Urwäldern getroffen und umschwärmt nicht selten die nahegelegenen Hütten der Eingebornen; ja er verbirgt sich hier oft unter den dichten Palmendächern derselben während des Tages. Des Nachts jagt er den Kerbthieren nach, und diese bilden seine hauptsächliche Nahrung. Nebenbei soll er auch Früchte verzehren. „Bei hellem Mondschein," sagt Waterton, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn essen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guava glich, und als der Sawarrinußbaum blühte, trieb er sich um diesen herum. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Gipfel dieser Bäume flattern und beobachtete, daß von Zeit zu Zeit eine Blüthe in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah Dies sicher nicht: denn alle Blüthen, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder, um die beginnende Frucht oder um die Kerbthiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnort in Blumen nehmen." Wenn der Vampir aber Mangel leidet, fällt er größere Geschöpfe, namentlich Vögel und Säugethiere an, sucht sich eine Stelle aus, wo er leicht die Haut durchbeißen kann, und saugt sich hier voll Blut. Hierüber sind alle Beobachter einstimmig. Schon der Spanier Azara, welcher ihn „Mordedor", zu deutsch Beißer, nennt, berichtet Folgendes: „Zuweilen beißen sie sich in den Kamm und die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn sich die Wunden, wie fast immer geschieht, entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die

Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa $2^1/_2$ Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dickern Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern blos aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem

Der Vampir (Phyllostoma Spectrum.)

Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächelen, damit die Thiere Nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

Rengger fügt Azara's Beobachtung Folgendes hinzu: „Ich habe wohl hundert Mal die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser (Glossophaga)

zugleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie Dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmälig in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es dem Thiere unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; es müßte also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf die Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um sich besser festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, dem Maulesel am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier anfangen und Dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar umsovielmehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen anfangen, kenne ich kein weiteres Beispiel, als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt."

Nachstehendes erzählt Waterton in seinen Wanderungen in Südamerika: „Vor einigen Jahren kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir hingen unsere Hängematten auf den mit Stroh gedeckten Boden in dem Hause eines Pflanzers. Am nächsten Morgen hörte ich diesen Herrn in seiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünschung ausstoßen."

„Was giebt's, Herr! fragte ich leise, ist irgend Etwas nicht recht?"

„Was es giebt?" antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuse haben mich zu Tode gesogen."

„Sobald es hell genug war, ging ich an seine Hängematte und fand sie sehr mit Blut bedeckt."

„Da, sagte er, seine Füße vorstreckend, sehen Sie, wie diese hölliſchen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben."

„Ich untersuchte seine Füße und fand, daß der Vampir seine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde, als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus; ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte."

Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich, wie Cassell mittheilt, von einem Vampir Blut aussaugen, um ihn dabei beobachten zu können.

Der Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, aber, weil die Nacht heiß war, die Mückennetze um sein Bett herum nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum hereinleuchteten. Da erschien plötzlich ein großer Vampir in dem Zimmer. Unser Beobachter blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum andern; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, aber ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war er und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises

Schmerzgefühl, an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnernd, griff zu und erwürgte den Blutſauger.

Dieſen Berichten will ich noch die von Burmeiſter uns gegebene Schilderung der Vampire und ihrer Blutſaugereien hinzufügen.

„Die berüchtigten, oft beſprochenen Blutſauger, denen man ohne Grund ſo viel Uebles nachgeſagt hat, ſind faſt überall in Braſilien zu Hauſe und verrathen ihre Anweſenheit faſt täglich durch Biſſe an Reit- und Laſtthieren. Allein ſie richten hierdurch nur höchſt ſelten Schaden oder Verluſt an, weil die Blutmaſſe, welche ſie den Thieren entziehen, eine ſehr geringe iſt. Beſonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäuſen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Biſſe und zwar immer an ganz beſtimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuſe leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meiſten Bißwunden am Widerriſt, beſonders bei ſolchen Thieren, welche daſelbſt durch Reibung nackte oder blutrünſtige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz iſt die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander ſtehen; auch unten am Beine beißen ſie gern, ſelten unter dem Halſe. Am Kopfe, der

Die Leiernaſe (Megaderma Lyra).

Naſe und Lippen kommen nur ausnahmsweiſe Wunden vor. Solange der Gaul oder der Eſel noch wach iſt, läßt er die Fledermäuſe nicht heran; er wird unruhig, ſtampft, ſchüttelt ſich und verſcheucht den Feind, welcher ihn umſchwirrt; nur ſchlafende Thiere laſſen ſich ruhig beſaugen. Daß die Blattnaſen dabei mit den Flügeln fächeln, iſt eine Fabel. Mitunter werden ſaugende Fledermäuſe von den Wächtern der Tropa, die von Zeit zu Zeit nach den Thieren ſehen, ergriffen, ſo eifrig und arglos ſind ſie bei ihrem Geſchäft. Von Biſſen an Menſchen habe ich keine ſichere Erfahrung; mir iſt Niemand vorgekommen, der gebiſſen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt ſich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß ſie ſich mit halbgeöffneter Flügelweite niederſetzt, die Haare etwas aus einander ſchiebt, das warzige Kinn feſt niederdrückt und nun zu ſaugen beginnt. Die Wunde iſt ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine ſcharfe Stichwunde ausſieht. Ich glaube, daß die Oeffnung meiſt erſt bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgeſogen hat, und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei ſpitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht mit den Eckzähnen, welche ſich dazu gar nicht eignen. Die Nach-

Digitized by Google

blutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Thier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Thieren niemals, als durch Ueberladung von seiten der Besitzer, woran das Thier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

Nach diesen Beobachtungen kann ich es nun jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Absichtlich habe ich auch phantasiereiche Reisende neben Azara, Rengger und Burmeister reden lassen; selbst deren Schilderungen beweisen die Haltlosigkeit der häßlichen und auch deshalb undichterischen Sage.

Auch unter den übrigen Sippen unserer Familie giebt es noch einige merkwürdige Thiere.

Die Gruppe der Ziernasen (Megaderma) z. B. enthält eine Art, welche nicht blos Blut saugt, sondern auch kleine Frösche fressen soll. Ein dreifacher Nasenbesatz, die großen über der

Die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum).

Stirn mit einander verwachsenen Ohren und die lange Ohrenklappe kennzeichnen die hierher gehörigen Fledermäuse.

Die Leiernase (Megaderma Lyra), welche als die ausgezeichnetste der ganzen Sippe betrachtet werden kann, ist durch die außerordentliche Hautwucherung an ihrer Nase, welche mit einer Leier entfernte Aehnlichkeit hat, besonders merkwürdig.

Eine dritte Sippe enthält die Klappnasen (Rhinopoma). Bei ihnen ist der Nasenbesatz einfach und besteht aus einem aufrechtstehenden, lanzettförmigen Blatte. Die Ohren, ebenfalls auf der Stirn verwachsen, sind von mittlerer Größe, der Schwanz aber ist für Fledermäuse unverhältnißmäßig lang.

Eine Art dieser Sippe ist die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Sie ist ein kleines Thier von zwei Zoll Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und $7\frac{1}{2}$ Zoll Flugweite,

an welchem der ſehr lange und dünne Schwanz entſchieden das Merkwürdigſte iſt. Er beſteht aus elf Wirbeln und reicht weit über die Schenkelflughaut hinaus. Das Thier lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlaſſenen Denkmälern, in künſtlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand ſie in ungeheurer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monſalut, dem alten Begräbnißplatze der heiligen Lurche. In einem größern Gewölbe dieſer Höhle hing ſie in ſolchen Maſſen, daß die eigentlich ſchwarze Decke graulich erſchien. Unten auf dem Boden lag der Koth zollhoch aufgeſchichtet, und der Geſtank deſſelben hatte die ganze, lange Höhle verpeſtet. Als wir mit Licht in dies Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräuſch die Luft, und plötzlich ſahen wir uns von einem dichten Gewirr der aufgeſcheuchten Thiere umringt, welche haſtig einen andern Ruheort zu erlangen ſtrebten. Das Geräuſch ihres Flatterns pflanzte ſich weit durch die ganze Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löſchten ſie uns das Licht aus. Bei jedem Streiche, welchen wir mit den Stöcken führten, ſchlugen wir wenigſtens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Thiere, welche ſo behend als möglich dahinkrabbelten. Die Gefangenen biſſen wehrhaft und ziemlich empfindlich um ſich.

In der Abenddämmerung erſcheint dieſe Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überſchwemmten Stellen deſſelben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Waſſers die Kerbthiere weg. Sie geht übrigens weit am Nil hinauf und findet ſich noch vielfach bei Dongola. —

Nach dieſen faſt etwas zu langen Beſchreibungen der Ordnung und ihrer hervorragendſten Sippenmitglieder dürfen wir getroſt auf eine ausführliche Beſchreibung der übrigen Arten verzichten. Ihr Leben ähnelt dem der bisher genannten vollſtändig; die Beſchreibung der eigenthümlichen Geſtalten und des merkwürdigen, ſo ſehr verſchiedenen Kopfputzes aber würde, ſo anziehend ſie für einen vergleichenden Anatomen auch ein mag, die Geduld meiner Leſer nur allzubald ermüden.

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Der altbekannte Ausspruch: „Die Hand macht den Menschen leiblich zu Dem, was er ist," giebt allen Forschern, welche sich mit der Einreihung der Thiere in einer gewissen Ordnung befassen, das vollste Recht, diejenigen Säuger, mit deren Leben wir uns bisher beschäftigten, als die höchststehenden anzusehen und sie demgemäß an die Spitze unserer Klasse und damit an die Spitze aller übrigen zu stellen. Ihre Handbildung ist es, welche sie zu einem Ganzen einigt; die Aehnlichkeit der Handthiere mit den Menschen ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Daß mit dieser Handbildung der ganze übrige Leibesbau im Einklange steht, haben wir verfolgen können: und so hat es uns nicht Wunder genommen, daß wir auch die kleinen, unschönen und gleichsam verzerrten oder mißgestalteten Fledermäuse einer scheinbar so hohen Stellung würdig erachteten. Wohl keinem Naturforscher wird es einfallen, zu behaupten, daß sie höher gebildete, vollendetere Thiere seien, als der Löwe, der Hund, das Pferd oder der Walfisch es sind; gleichwohl wird jeder ihnen gern eine so auffallende Voranstellung zugestehen: eben weil sie ihre Verwandtschaft mit den höchstgebildeten Thieren und mittelbar mit uns solcher Ehre würdig macht.

Es wird immer ein Mißgriff bleiben, wenn man ein „System" aufbaut, welches jedem einzelnen Thiere seine Stellung in fortlaufender Reihe anweisen soll. Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten sind dabei gar nicht zu vermeiden. Nicht einmal innerhalb einer einzigen Familie würde man sämmtliche Mitglieder derselben zu einer vollkommen gleichmäßigen Reihe ordnen können. Zwar finden sich fast überall vermittelnde Bindeglieder: allein oft gehörten gerade sie früheren Erdzeiträumen an und sind deshalb gegenwärtig doch nur in sehr untergeordneter Weise zu gebrauchen, wenn wir mit ihnen die Lücken ausfüllen wollen, welche überall sich finden. So bleibt dem ordnenden Thierkundigen nichts Anderes übrig, als mehrere Reihen aufzustellen, welche unter sich mehr oder weniger gleichwerthig sind, eine gewisse Zahl von Thieren in sich zusammenfassen und diese nach ihrer größern oder geringern Höhe der Ausbildung möglichst folgerecht ordnen lassen.

Eine solche Reihe haben wir in den nachstehend zu besprechenden Thieren vor uns. „Krallenthiere" können sämmtliche in ihr vereinigten Säuger mit Fug und Recht genannt werden; denn die Bildung ihrer Nägel ist ihnen allen gemeinsam, selbstverständlich abgesehen von den Abänderungen, welche jede Leibesbildung unter einer so großen Menge verschiedenartiger Wesen erleiden muß. Die vier Gliedmaßen aller Krallenthiere ragen vollständig aus dem Körper hervor, ändern in ihrer Anlage aber sehr manchfaltig ab, je nachdem sie zum Gehen, Springen oder Flattern dienen sollen. Immer haben die Füße vollkommen bewegliche Zehen und diese Krallennägel, welche das Ende der Zehen nur theilweise bedecken, nicht aber vollständig einhufen, wie bei anderen Säugern, mit denen wir uns später beschäftigen werden. Die Zitzen der Krallenthiere liegen entweder blos auf der Brust oder blos

am Bauche, in den Weichen oder an den Seiten, oder aber an mehreren dieſer Theile zugleich; ſie ſind entweder frei oder beim Weibchen von einer Hautfalte, einem Beutel, eingeſchloſſen. Harn- und Geſchlechtswerkzeuge münden bei der Mehrzahl abgeſondert nach außen, bei einigen wenigen aber in den untern Maſtdarm. Dies würden etwa die Merkmale ſein, welche bedingt den Thieren der zweiten Reihe gemeinſam ſind: die beſonderen Eigenthümlichkeiten der Ordnungen und Familien wird uns deren Beſchreibung kennen lehren.

Die Reihe der Krallenthiere enthält bei weitem die meiſten aller Säuger. Sie zerfällt in drei familien- und artenreiche Ordnungen, in die der Raubthiere, Beutler und Nager nämlich. Jede dieſer Ordnungen beanſprucht als großes Ganze für ſich eine eingehende Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeiten: — ſehen wir jetzt, worin dieſe beſtehen.

Fünfte Ordnung.

Raubthiere (Rapacia).

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreichs umfaßt bei verhältnißmäßig gleicher Artenzahl einen größern Geſtaltenreichthum, als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchſtſtehenden der zweiten Reihe anſehen dürfen. Faſt alle Leibesgrößen von der mittlern an bis zu der kleinſten herab, welche die ganze Klaſſe aufweiſt, ſind in dieſer Ordnung vertreten; die verſchiedenartigſten Geſtalten ſind in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zur Zwergſpitzmaus herab — welche Zwiſchenſtufen, welche Manchfaltigkeit der Ausbildung einer und derſelben Grundform! Kaum kann der Laie glauben, daß wirklich nur eine einzige Geſtalt allen Raubthieren gemein iſt, kaum iſt er fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher — falls ich ſo ſagen darf — ſich in jedem Raubthiere ausſpricht: — die Unterſchiede in der Leibesbildung der Raubſäuger ſind gar zu groß! Hier der einhellig gebaute, anmuthige Katzenleib, dort der walzenförmige, plumpe Körper des Maulwurfs; hier die ſchlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der an das wüſte Schwein erinnernde Igel mit ſeinem Stachelkleide; hier der kräftige, derbe Hund, dort die ſchwache, zierliche Spitzmaus; hier der tölpiſch langſame, ſchwere Bär und dort das behende, ſchnelle, leichte Wieſel: wie können ſie alle einem Ganzen angehören? Und wie können ſie ſich alle vereinigen laſſen, ſie, von denen dieſe auf der Erde, jene unter ihr, die einen auf Bäumen, die anderen im Waſſer wohnen und leben? — Und doch ſind ſie alle nicht blos geiſtig, ſondern auch leiblich innig verwandt.

Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüſtung und in ihrer geiſtigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung; und dieſe Gleichmäßigkeit gerade ſtempelt ſie zu ebenſo hochſtehenden, als ſich innig verwandten Thieren. Schon die allen mehr oder weniger gemeinſamen Sitten, die gleiche Lebensweiſe und Nahrung deuten darauf hin, daß Weſen und Sein der betreffenden Thiere, der Bau der Gliedmaßen ebenſowohl, wie der des Gebiſſes und der Verdauungswerkzeuge, wie die geiſtigen Fähigkeiten weſentlich gleichartig ſein müſſen. Und ſie ſind gleichartige Thiere! Verzerrungen und Abſonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Geſtalten fehlen faſt gänzlich unter den Raubthieren, und deshalb eben zeigen ſie eine viel größere Einhelligkeit im Bau, als die Affen, Halbaffen oder Fledermäuſe.

„Die Gliedmaßen der Raubthiere," ſagt Giebel, „ſtehen im gleichen Verhältniß zu einander und in einem einhelligen zum ganzen Leibe, Gewandtheit und Kraft in ihren Bewegungen verrathend. Immer ſind die Füße mit vier oder fünf ſtarkbekrallten Zehen verſehen. So zeigen ſie ſich zum

Graben, Klettern, Schwimmen, Ergreifen ohne erhebliche Aenderung ihres Baues ebenſo geeignet, als zum Gange, ihrer eigentlichen Beſtimmung. Alle Sinneswerkzeuge ſind ſcharf und in einem gewiſſen Grade ebenfalls gleichmäßig entwickelt. Das Gebiß iſt noch aus allen Zahnarten zuſammengeſetzt und zeigt nur kräftige, ſcharfzackige und ſpitze Formen, wie ſie zur Fleiſchnahrung allein zweckmäßig ſind. Entſprechend ſind die Kiefern und Kaumuskeln gebaut, welche die Thätigkeit des Gebiſſes bedingen oder ſtützen, und demgemäß beſonders kräftig ſein müſſen.“ Der Magen iſt ſtets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm iſt immer kurz: Fleiſch verdaut ſich auch viel leichter, als rohe Pflanzenſtoffe. Ganz eigenthümlich ſind die Afterdrüſen, welche hier und da vorkommen und ſtark riechende Flüſſigkeiten abſondern, und ebenſowohl zur Vertheidigung gegen ſtärkere, wie zum Herbeilocken ſchwächerer Geſchöpfe dienen können oder endlich eine Fettmaſſe zum Einreiben des Felles liefern müſſen.

Zergliedern wir die Thiere genauer, ſo finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubſäuger. Das Gerippe iſt bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnißmäßig kräftig. Der Schädel iſt geſtreckt; ſein Hirntheil ſteht mit dem Schnauzentheil ziemlich in gleichem Verhältniß, d. h. keiner überwiegt den andern beſonders auffällig. Die ſtarken Kämme und Leiſten, ſowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abſtehenden Jochbögen deuten auf kräftige Muskeln hin, welche hier vergrößerte Anſatzflächen finden; die Augenhöhlen ſind groß, die Gehörblaſen aufgetrieben und die Naſenknochen und Knorpel ausgedehnt; die betreffenden Sinneswerkzeuge haben deshalb Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden ſich ſtarke Dornen und lange Fortſätze; die Lendenwirbel verwachſen oft faſt vollſtändig. Die Zahl der Schwanzwirbel ſchwankt ziemlich bedeutend, und die Glieder ändern im Einklange mit der verſchiedenartigen Lebensweiſe manchfaltig ab; immer aber deutet ihr Bau auf große Kraft und Beweglichkeit hin.

Bei vielen Raubthieren verlängert ſich die Naſe rüſſelförmig und iſt oft noch mit beſonderen Knorpeln und Knöchelchen verſehen: dann dient der Rüſſel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken ſich, und die betreffenden Thiere werden hierdurch geſchickt, zu graben und eine unterirdiſche Lebensweiſe zu führen; ſie verlängern ſich und geſtatten einen eiligen Lauf; ſie verbreitern ſich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalt im Waſſer. Die Krallen ſind ebenfalls außerordentlich verſchieden gebaut. Sie ſind einziehbar, werden hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geſchützt und können dann, wenn ſie vorgeſtreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge benutzt werden; bei anderen Raubſäugern ſind ſie ſtumpf und unbeweglich: ſie können deshalb auch blos zum Schutze des Fußes oder höchſtens — jedoch nur, wenn ſie ſehr gebogen ſind — zum Anklammern dienen; bei noch anderen Mitgliedern der Ordnung endlich ſind ſie unverhältnißmäßig ſtark, breit und ſcharf: dann ſind ſie zum Wühlen und Graben geeignet. Das Gebiß iſt durch die ſehr ſtarken Eck- oder Reißzähne ebenſo ausgezeichnet, wie durch die zackigen oder mehrſpitzigen Kauzähne und ermöglicht einen wirkſamen Gebrauch zum Kämpfen, wie zum Feſthalten und Zerfleiſchen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfaſſende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Blos ausnahmsweiſe zeigt ſich einer von ihnen verkümmert: dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend erſetzt. Im Allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß *ein* Sinn beſonders und überall bevorzugt ſei; denn bei den Einen iſt der Geruch, bei den Anderen das Geſicht, bei noch Anderen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet; bei Einigen ſpielt auch der Taſtſinn eine große Rolle. Zwei Sinne ſind regelmäßig ſehr ſcharf, und zwar ſind Dies in den meiſten Fällen Geruch und Gehör, in ſeltneren Gehör und Geſicht. Jedenfalls aber finden ſich in keiner andern Ordnung ſcharfſinnigere Thiere, als in der unſerer Räuber.

Die geiſtigen Fähigkeiten widerſprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geſchöpfe und dürfen uns ſomit nicht wundern, daß ſie ſich bald alle

Liſt und Verſtellungskunſt aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke großen Muth und ein Selbſtbewußtſein, wie andere Thiere es niemals erlangen können. Aber eben dieſe Eigenſchaften haben auch wieder andere im Gefolge, welche nicht ſehr für die ſonſt ſo herrlichen Geſchöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt, zu ſiegen, und eignen ſich deshalb bald mit der immer ſtärker werdenden Herrſchſucht Grauſamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordluſt, ja förmliche Blutgier an, — in einem Grade, daß ſie ſogar als Sinnbilder für gewiſſe Menſchen angeſehen werden können.

Die Anlagen und Eigenſchaften des Leibes und Geiſtes bedingen nothwendig Aufenthalt und Lebensweiſe. Die Raubthiere wohnen und herrſchen überall: auf dem Boden, wie in den Kronen der Bäume, im Waſſer, wie unter der Erde, auf den Gebirgen, wie in der Ebene, im Wald, wie auf dem Felde, im Norden, wie im Süden. Sie ſind ebenſowohl vollendete Nacht-, wie Tagethiere; ſie gehen ebenſogut in der Dämmerung, wie im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Die Klügſten leben gewöhnlich geſellig, die weniger Verſtändigen einſam; die Flinken greifen offen an, die weniger Behenden ſtürzen aus einem Hinterhalte hervor — ſie mögen ſo ſtark ſein, wie ſie wollen. Dieſe gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los: alle aber verbergen ſich ſo lange als möglich, einzig in der Abſicht, durch ihr Erſcheinen nicht vorzeitig zu ſchrecken, und nur wenige ſuchen, im Bewußtſein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, ſobald ſie irgend etwas Verdächtiges, gefährlich Scheinendes bemerken. Je höher ſie leiblich begabt ſind, und je mehr ſie den Tag lieben, um ſo heiterer, lebendiger, fröhlicher und geſelliger zeigen ſie ſich; je niedriger ſie ſtehen, je mehr ſie Nachtthiere ſind, um ſo ſtumpfer, mürriſcher, mißtrauiſcher, ſcheuer und ungeſelliger werden ſie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu weſentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geiſt oder ſtumpft deſſen Fähigkeiten.

Alle Raubſäuger nähren ſich von anderen Thieren, und nur ſehr ausnahmsweiſe verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenſtoffe. Man hat nach der verſchiedenen Nahrung drei größere Gruppen benannt, die Kerf-, Alles- und Fleiſchfreſſer nämlich; dieſe Namen ſind aber nicht ſtichhaltig: denn die Allesfreſſer oder die Kerfjäger verſchmähen ebenſowenig ein gediegenes Stückchen Fleiſch, wie die größten und wildeſten Raubthiere. Sämmtliche Mitglieder unſerer Ordnung ſind vom Hauſe aus geborne Räuber und Mörder, gleichviel, ob ſie oder ihre Schlachtopfer groß oder klein ſind; und ſelbſt Die, welche Pflanzenkoſt lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß ſie von der übrigen Geſellſchaft keine Ausnahme machen wollen, ſoweit es ſich um Raub und Mord handelt. Hinſichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsſtoffe oder, beſtimmter geſagt, ihrer Beute, unterſcheiden ſich die Raubſäuger erklärlicherweiſe in demſelben Grade, wie hinſichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweiſe. Kaum eine einzige aller Klaſſen des Thierreichs bleibt vor den Angriffen und Brandſchatzungen unſerer Raubritter geſichert. Die größten und ſtärkſten Glieder der Ordnung halten ſich zumeiſt an die ihnen zunächſtſtehende erſte Klaſſe, jedoch ohne deshalb tieferſtehende Thiere zu verſchmähen. Nicht einmal der Löwe nährt ſich ausſchließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen ſich noch weit weniger wähleriſch, als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleiſchfreſſer, dehnen ihre Jagd noch weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche ſich ausſchließlich von Fiſchen oder gern von Lurchen nähren; die Bären ſind eben die „Allesfreſſer“ und laſſen ſich auch in der That Pflanzenkoſt ſo gut wie Thierfleiſch munden; und in den Igeln, Spitzmäuſen und Maulwürfen endlich ſehen wir wieder Räuber, die ohne Umſtände alles Lebende, was ſie bewältigen können, zugreifen und auffreſſen. Somit finden alſo die Wirbelthiere ebenſogut ihre Liebhaber oder richtiger ihre Feinde, wie die niederen Thiere, deren Leib noch ſo groß iſt, daß er geſehen und gefaßt werden kann. Und mögen ſich die einen wie die anderen auf dem feſten Boden oder im Waſſer, unter der Erde oder im Gezweig der Bäume aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe, wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten ſie überall um ſich her, das Rauben und das Morden enden niemals.

Nur sehr wenige Raubsäugethiere führen ein wirkliches Eheleben, kein einziges ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen, den Igeln und den Maulwürfen leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen, als im Verlaufe des übrigen Jahres; hier stehen sich die Gatten eines Paares auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu vertheidigen: bei den übrigen und zwar bei der größeren Anzahl, pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. — Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals (oder blos ausnahmsweise) bis auf Eins herab. Die Jungen werden regelmäßig blind geboren und sind längere Zeit sehr hilflos, entwickeln sich dann aber verhältnißmäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbstständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter die Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg. —

Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Nur höchst wenige von ihnen hat er sich durch Zähmung nutzbar zu machen gesucht, — eine Gruppe (oder wenn man lieber will: ein Wesen) freilich in einem Grade, wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehn und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt; ein ganz unverhältnißmäßig kleiner Theil wird geschont. Ziemlich viele Mitglieder der Ordnung werden getödtet, um benutzt werden zu können. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der andern zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl Etwas einwenden; sehr unrecht ist es aber, daß auch die nicht blos unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger studirt zu werden, als bisher: denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen. —

Man kann die Ordnung der Raubthiere in acht Familien eintheilen, — in dieselben, welche ich im Eingange nannte. Dann mag man, wenn man will, noch drei Hauptabtheilungen annehmen und also von Fleisch-, Alles- und Kerbthierfressern reden. Die erstere Abtheilung würde hiernach die Familien der Katzen, Hunde, Schleichkatzen, Marder und Bären in sich fassen — doch ziehen Einige vor, die Letzteren als Vertreter einer besondern Unterordnung anzusehen und als „Allesfresser" zu bezeichnen. Alle hierher gehörigen Thiere zeichnen sich aus durch ihre ebenmäßige, zum Theil sogar sehr schöne Gestalt, ihre Größe, die lebendigen Farben, welche einzelne zieren, ihre Beweglichkeit, Gewandtheit, Raub- und Mordlust, Entschiedenheit des Charakters und vor Allem durch große Klugheit, welche bei Einigen nur dem menschlichen Verstande nachsteht. Sie sind Bewohner des Festlandes und leben vorzugsweise auf dem Boden, obgleich es auch ebenso vortreffliche Schwimmer, wie Kletterer und auch Höhlenbewohner unter ihnen giebt. Im Allgemeinen kennzeichnen sie folgende Merkmale: der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer scharf bekrallt sind; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebiß finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne, zwei sehr starke, kegelförmige Eck- oder Fangzähne, hinter ihnen einige scharfgezackte Lückzähne, hierauf die unseren Thieren eigenthümlichen Fleischzähne, deren Kronen scharfe Zacken und stumpfhöckerige Ansätze zeigen, und endlich ein oder mehrere stumpfhöckerige Mahlzähne. — Diese Raubthiere sind über alle Theile der Erde verbreitet und waren schon in der Tertiärzeit auf ihr heimisch. Ihr unmittelbar uns zugefügter Schaden übersteigt den Nutzen, welchen sie, meist nur mittelbar, leisten, bei weitem, und deshalb wird die große Menge der hierher zu zählenden Thiere mit Recht kräftig verfolgt.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes Hund, dessen geistiges Wesen einer andern, weit werthvollern Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der ersten Familie die Katzen (Felinae).

In der zweiten Reihe der Säugethiere nehmen die Katzen beinah dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen in der ersten Reihe zukommt. Sie sind nicht blos die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues, wie bei ihnen, finden wir in der ganzen Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Familie ist die Grundform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt, in keiner andern Thiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Sippen und Arten so wenig von einander, wie bei den Katzen. Alle Sippenkennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleich zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gruppen und Arten anderer Familien aufweisen: der Löwe mit seiner Mähne oder der Luchs mit seinen Ohrpinseln und dem Stummelschwanze bleiben ebenso gut Katzen, wie der Hinz oder der Leopard. Selbst dem Jagdpanther oder Gepard, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf auf die Finger sehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als Zwitter von Katze und Hund. Eine so vollkommene Uebereinstimmung wird blos bei Thieren gefunden, welche eine hohe Stellung einnehmen. Dies beweist am schlagendsten der Mensch selbst: kann man doch die einzelnen Arten seines Geschlechtes kaum mehr trennen!

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung sich innig anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche sich Jedermann eingeprägt haben dürften; sind doch selbst die inneren oder wenigstens versteckteren Leibestheile ziemlich allgemein bekannt. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne; ihnen gegenüber erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche ganz aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die rauhe, scharfe Zunge im Einklange. Sie ist dick und fleischig und besonders merkwürdig wegen ihrer feinen, hornigen Stacheln, welche auf krausen Warzen sitzen und nach hinten gerichtet sind. So ist das Maul gleichsam noch einmal bewaffnet, wie das mancher Schlangen und der raubgierigsten Fische, bei denen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge keine Zähne sind, haben sie doch noch immer Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermahlen der Speise aber fast unfähig geworden sind. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zu sicherem Ergreifen und tödlichem Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen sich besonders durch die verhältnißmäßige Kürze aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und bewirkt dadurch die möglichste Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei

gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere ſeitlich befeſtigt iſt, das Glied in ſeiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblick der Benutzung zieht es der ſtarke, tiefe Beugemuskel, deſſen Sehne ſich unten anſetzt, gewaltſam nach unten und vorn, ſtreckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichſte Tatze, welche es überhaupt geben kann. Der Ausſtreckmuskel bewirkt dann die Wiederaufrichtung des Krallengliedes. Dieſer Fußbau iſt die Urſache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlaſſen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich ſind. — Die Unhörbarkeit des Ganges hat ihren Grund in den weichen, oft dichtbehaarten Ballen an den Sohlen. —

Mit den angegebenen Merkmalen habe ich die größten Eigenthümlichkeiten des Katzenleibes hervorgehoben. Um jedoch wo möglich allen Leſern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben: Die Wirbelſäule zählt 20 Bruſt- und Lendenwirbel, zwei bis drei Kreuzbein- und 15 bis 29 Schwanzwirbel; das Gebiß beſteht aus 30 Zähnen und zwar ſechs Vorderzähnen, oben und unten, je zwei Lück- und je vier Backzähnen im Oberkiefer und je drei Backzähnen im Unterkiefer; die Knochen der Gliedmaßen ſind durchgehends ſehr kräftig, die Schulterbeine aber verkümmert; die Vorderfüße haben fünf, die hinteren vier Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen ſtehen vier Zitzen am Bauche oder noch vier an der Bruſt. — Alle übrigen unweſentlicheren Merkmale des Katzenleibes findet man in den ſtrengwiſſenſchaftlichen Lehrbüchern angegeben; ich will deshalb auf ſie verwieſen haben.

Die Katzen ſind ſtarke und äußerſt gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeigt von ebenſoviel Kraft, wie anmuthiger Behendigkeit. Faſt alle Arten der Familie ähneln ſich in ihren leiblichen, wie in ihren geiſtigen Eigenſchaften, wenn auch dieſe oder jene Art Etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu ſtehen ſcheint. Alle Katzen gehen gut, aber langſam, vorſichtig und ganz geräuſchlos; ſie laufen ſchnell und ſind fähig, wagrechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnißmäßig um zehn bis funfzehn Mal übertreffen. Nur höchſt wenige der größeren Arten ſind nicht im Stande, zu klettern, während dieſe Kunſt von der Mehrzahl mit viel Geſchick betrieben wird. Obgleich von Haus aus große Feinde des Waſſers, ſchwimmen ſie doch recht gut, wenn es ſein muß; wenigſtens kommt keine einzige Katze leicht im Waſſer um. Zudem verſtehen alle ihren ſchmucken Leib zuſammenzudrücken oder zuſammenzurollen, gebrauchen ihre Pfoten mit großer Fertigkeit und wiſſen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelſt derſelben ein Thier ſelbſt in ſeinem Laufe oder Fluge zu erfaſſen. Hierzu kommt noch die verhältnißmäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten ſtrecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer iſt, als ſie ſelbſt, und ſchleppen ohne Mühe unglaubliche Laſten meilenweit fort.

Unter den Sinnen der Katzen ſtehen wohl Gehör und Geſicht obenan. Erſteres iſt unzweifelhaft das Werkzeug, welches ſie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräuſch auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und ganz richtig zu beurtheilen. Sie vernehmen den leiſeſten Fußtritt, das ſchwächſte Raſcheln im Laube und finden durch ihr Gehör ſelbſt nicht geſehene Beute auf. Dieſe Sinnesſchärfe ſcheint ſchon äußerlich angedeutet zu ſein; denn obſchon die Ohrmuſcheln faſt nirgends beſonders groß zu ſein pflegen, zeigen ſie doch hier und da beſondere Verzierungen oder Anhängſel durch ſteife Haare u. ſ. w., welche zwar weniger zur Auffangung des Schalles dienen, aber doch den hervorragendſten Sinn kennzeichnen dürften. — Das Geſicht iſt weniger begünſtigt, obwohl keineswegs ſchwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrſcheinlich nicht in große Fernen, iſt aber für die Nähe ganz vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund iſt und ſich im Zorn kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Geſtalt einer Ellipſe an und zeigt ſich hier einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er ſich unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen ganz feinen Spalt zuſammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit aber rundet er ſich faſt bis zu einem vollen Kreiſe aus. In letzterm Falle wird auch das ſchwächſte Licht derartig geſammelt, daß ſeine Strahlen von dem Tapetum lucidum, welches in der Tiefe des Auges einen Hohlſpiegel dar-

ſtellt, aufgefangen und zurückgeworfen werden, wodurch das Leuchten des Katzenauges entſteht. — Auf das Geſicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen laſſen, welches ſich ebenſowohl als ausgebildete Taſtfähigkeit, wie als Empfindungsvermögen kund giebt. Zu Taſtwerkzeugen dienen hauptſächlich die Bartſchnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Ohrpinſel am Ohre der Luchſe. Schneidet man einer Katze ihre Bartſchnurren weg, ſo verſetzt man ſie in eine höchſt ungemüthliche Lage; ſie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindeſten eine ziemliche Unruhe und Ungewißheit, welche ſpäter, aber blos nach dem Wiederwachſen jener Borſten, ſich verliert. Aber auch die Pfoten ſind zum Taſten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit iſt über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen ſind höchſt empfänglich für Einflüſſe von außen und zeigen eine unverkennbare Mißſtimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihnen ihr ſeidenweiches Haar ſtreichelt, wird man ſie ſtets in eine faſt freudige Aufregung verſetzen, während ſie, wenn dies Haar befeuchtet wird oder ſie ſonſtigen widerwärtigen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, großen Mißmuth an den Tag legen. — Geruch und Geſchmack dürften ſo ziemlich auf gleicher Stufe ſtehen. Vielleicht iſt der Geſchmack noch beſſer, als der Geruch. Die meiſten Katzen ſind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel ſehr empfänglich und erfreuen ſich beſonders an ſchwach geſalzenen und ſüßlichen Speiſen, vor allem an thieriſchen Flüſſigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem Geruchswerkzeuge ſchon ſehr ſtarkriechende Dinge geboten werden müſſen, wenn es ſich befriedigt zeigen ſoll. Die merkwürdige Vorliebe gewiſſer Katzen für ſtark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein ſehr untergeordneter ſein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden ſich mit Abſcheu von derartigen Gegenſtänden abwenden: die Katzen aber wälzen ſich wie ſinnlos, gleichſam im höchſten Rauſche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinſichtlich ihrer geiſtigen Fähigkeiten ſtehen die Katzen ziemlich weit hinter den Hunden zurück, jedoch nicht ſoweit, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Bei der Mehrzahl der Arten zeigen ſich allerdings die höheren oder edlen Geiſteskräfte weit weniger, als die niederen; doch liefert uns unſer Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen einer Erziehung und Geiſtesveredelung fähig ſind: Die Hauskatze giebt uns oft genug Beiſpiele von treuer Anhänglichkeit an den Menſchen und von großem Verſtande. Der Menſch nimmt ſich gewöhnlich gar nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforſchen, ſondern läßt ſich von dem einmal feſtſtehenden Urtheile über ſie einnehmen und von ſelbſtſtändiger Prüfung zurückſchrecken. Der Charakter der meiſten Arten iſt allerdings ein Gemiſch von ruhiger Beſonnenheit, ausdauernder Liſt, Blutgier und Tollkühnheit; doch giebt es auch ſehr edelſtolze, muthige Katzen, wie den Löwen, oder ſanfte, wie den Jagdleoparden. In Geſellſchaft des Menſchen zeigen ſie ſich bald durchaus anders, als in der Freiheit; ſie erkennen die menſchliche Herrſchaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen ſchmeichele, ſie liebkoſe; kurz, ſie werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptſächlich der Grund, daß man die Katzen falſch und tückiſch nennt; denn nicht einmal derjenige Menſch, welcher Thiere zu quälen oder zu mißhandeln pflegt, will ihnen das Recht zugeſtehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuſchütteln.

Die Katzen ſind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen, wie die Gebirge, dürre, ſandige Stellen, wie feuchte Niederungen, den Wald, wie das Feld. Einige ſteigen ſelbſt in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben ſich auf freien, offenen, mit Geſträuch bewachſenen Steppen oder in Wüſten herum; noch andere ziehen die ſchilfreichen Ufer von Flüſſen, Bächen und Sümpfen vor: bei weitem der größte Theil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles Erforderliche. Sie liefern vortreffliche Verſtecke, in denen ſie ſich leicht verbergen können, ebenſowohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um ſich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu ſolchen Verſtecken dienen den kleineren Arten Felsſpalten, hohle Bäume, verlaſſene Baue von anderen Säugethieren

und dergleichen, während ſich die größeren im Gebüſch zu verbergen pflegen. Obwohl den wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden am liebſten ſind, in welchen der Menſch noch nicht zur vollen Herrſchaft gelangen konnte, kommen ſie doch oft in unverſchämt dreiſter Weiſe zu den Wohnungen des Menſchen heran, um hier über ihn ſelbſt herzufallen oder ſeinen Viehſtand zu berauben. Zu dieſem Behufe verlaſſen ſie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und ſtreifen nun entweder ziemlich weit umher, oder legen ſich an belebten Paßſtraßen der Menſchen oder Thiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchſt wenige auf Beute, und ebenſo ziehen ſie ſich zu dieſer Zeit feig zurück, wenn ſie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit, und hierzu weiſt ſie ihre Ausrüſtung auch vollſtändig an. Beſonders gut gelegene Verſteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die Mehrzahl hat aber kein beſtimmtes Lager und wählt ſich, ſobald der Morgen ſie auf dem Streifzuge überraſcht, zum Verſteck den erſten beſten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen ſich die Katzen aus allen vier Klaſſen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meiſten ausgeſetzt ſind. Einige Arten ſtellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren auch das Fleiſch mancher Lurche, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen ſogar auf den Fiſchfang aus. Die wirbelloſen Thiere werden im Ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt ſich dieſe oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbthier. Sämmtliche Katzen freſſen vorzugsweiſe die Beute, welche ſie ſich ſelbſt erworben haben, nur ſehr wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch blos auf ſolches, welches von ſelbſt gemachter Beute herrührt. Dabei zeichnen ſich die meiſten durch unerſättlichen Blutdurſt aus, und es giebt Arten, welche ſich, wenn ſie es können, blos von Blut nähren und ſich förmlich in dieſem „ganz beſonderen Safte“ berauſchen.

In der Art und Weiſe ihres Angriffs ähneln ſich alle Arten mehr oder weniger. Sie ſchleichen leiſen, unhörbaren Schrittes äußerſt aufmerkſam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauſchen ſcharf nach allen Richtungen hin. Das geringſte Geräuſch erregt ihre Aufmerkſamkeit und bewegt ſie, der Urſache deſſelben nachzugehen. Dabei gleiten ſie in geduckter Stellung vorſichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn ſie ſich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, ſchlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfaſſen es mit dem Maule und beißen einige Male ſchnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen ſie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu laſſen, ſie beobachten es vielmehr ſcharf und beißen von neuem, ſowie ſich noch ein Fünkchen Leben in ihm regt. Viele ſtoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebenſogut Behaglichkeit, als Gier oder Zorn ausdrückt. Die meiſten haben die abſcheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange Zeit zu quälen, indem ſie ihnen ſcheinbar etwas Freiheit gewähren und ſie oft auch wirklich ein Stückchen laufen laſſen, jederzeit aber im rechten Augenblicke ſie wieder erfaſſen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen laſſen u. ſ. w., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten ſcheuen die Thiere, von denen ſie bedeutenden Widerſtand erwarten, und greifen ſie blos dann an, wenn ſie ſich durch Erfahrung überzeugt haben, daß ſie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbſt der Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menſchen und gehen ihm faſt feig aus dem Wege; nachdem ſie aber gelernt haben, welch ſchwaches, wehrloſes Geſchöpf er iſt, werden ſie ſeine furchtbarſten Feinde, und es ſcheint faſt, als ob ſie dann das Menſchenfleiſch dem aller übrigen Säugethiere entſchieden vorzögen. Obgleich beinah alle Katzen gute Läufer ſind, ſtehen ſie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffsſprung mißlang.

Nur an ſehr geſchützten Orten verzehren die Katzen eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich ſchleppen ſie das erfaßte Thier, nachdem ſie es getödtet oder wenigſtens widerſtandslos gemacht haben, an einen ſtillen, verſteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reich an Beute iſt, zeigen ſie ſich außerordentlich lecker und überlaſſen bei weitem den größten Theil der von ihnen erjagten Geſchöpfe anderen Thieren, den

Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel, und blos im Nothfalle kehren sie auch noch am folgenden Tage zu dem Leichnam zurück.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehr als ein Junges, wenn auch Dies ausnahmsweise vorkommt. Man kann sagen, daß die Zahl ihrer Jungen zwischen Eins und Sechs schwankt; einige Arten sollen sogar noch mehr zur Welt bringen. Die Jungen werden bei der einen sehend, bei der andern blind geboren. Ihre Pflegerin ist die Mutter; der Vater bekümmert sich nur gelegentlich um sie. — Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Ton, welchen man vernimmt. Da liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte! Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke auch die Reinlichkeitsliebe, in welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend unterrichtet. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmuz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei den kleineren Arten muß die Mutter ihre Brut oft genug gegen den Vater vertheidigen, welcher die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache. Dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen Nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts Anderes, als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen — die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt sich durch solche Neckereien nicht im geringsten stören und fährt fort, ihrer innern Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Spiele dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebensogut, wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und Eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des Andern. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist; sie wollen aber ihre Kraft bald an etwas Anderm versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine Thiere zu, oft noch halb, ja ganz lebendig. Diese werden frei gelassen, und nun übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben werden. Schließlich nimmt sie die Alte oder bei manchen Arten das Elternpaar mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz, die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbstständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, herumschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber, und deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind, ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wieder-

läuer und Nager hindernd in den Weg treten, und daß somit auch sie uns mittelbar nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns ja geradezu unentbehrlich geworden. Auch die wildlebenden kleineren Katzenarten bringen viel mehr Nutzen, als Schaden. Außerdem verwerthet der Mensch das Fell und hier und da auch das Fleisch unserer Thiere. In China dient das Katzenfell geradezu als Standeszeichen. Die übrigen Völker schätzen es mehr seiner Farbenschönheit, als seiner wirklichen Güte wegen; denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Jagd und Fang der schädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es giebt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieser Jagd das erste Vergnügen der Erde finden. —

Zur Sonderung der verschiedenen Katzenarten in kleinere Gruppen oder Sippen sind, wie bemerkt, ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend. Man ordnet die Thiere schon nach ihrer Färbung oder nach äußeren Haarwucherungen. Einzelne Arten bieten durch ihren ziemlich abweichenden Leibesbau, durch die stumpfkralligen Zehen oder den kurzen Schwanz z. B., bessere Anhaltspunkte zur Unterscheidung dar: aber auch diese Unterschiede berechtigen kaum zur Trennung von den übrigen Arten. Gleichwohl folgen wir auch hier der hergebrachten Eintheilung und stellen dem Löwen die einfarbigen Katzen Amerikas, dem Tiger die Pardelkatzen, den Luchsen die Buschkatzen und Hinze gegenüber, räumen dem Bindeglied zwischen Katze und Hund, dem Jagdleoparden oder Gepard, eine gewisse Selbstständigkeit ein und geben allen diesen Unterscheidungsformen etwa den Werth der Sippen aus anderen Familien. Die nachstehenden Blätter werden aber durch Wort und Bild beweisen, daß das ganze künstliche Gebäude der Systematik bei den Katzen auf sehr schwachem Grunde fußt, und jeden Leser überzeugen, daß alle Katzen der Erde Geschwisterkinder sind.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubthiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugethiere. Und wenn auch der ordnende Thierkundige diese königliche Würde eben nicht achten will und den Löwen nur für eine Katze von besonders kräftigem Bau erkennen muß: der Gesammteindruck, welchen das herrliche Thier macht, wird auch den Forscher zwingen, ihm unter allen seinen Verwandten die höchste Stelle einzuräumen.

Die Löwen (Leo) sind leicht von sämmtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurren sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor Allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht.

„Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust und Mähn',
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt sich der Stirne strasses Haar."

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, daß man nach ihr und, wie ich glaube, mit Recht, mehrere Arten des Thieres unterschieden hat. So ist sie beim persischen

Löwen lang aus schwarzen und braunen Haaren zusammengesetzt, bei dem Löwen von Guzurate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei diesem einfarbig, bei jenem gemischt. Ich will die verschiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beschreiben und darf es dann jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden: einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit der stolzesten und königlichsten Art, dem Löwen der Berberei zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten wegen seines Muthes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmuth, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden ist, und den Namen König der Thiere erhalten hat. Er ist in der That das stärkste, muthigste und berühmteste aller Raubthiere, die gewaltigste Katze unter allen, der gefährlichste und wildeste aller übrigen Löwen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Muth und Siegesgewißheit im Kampfe spiegelt sich in seinem Aussehen. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig, Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

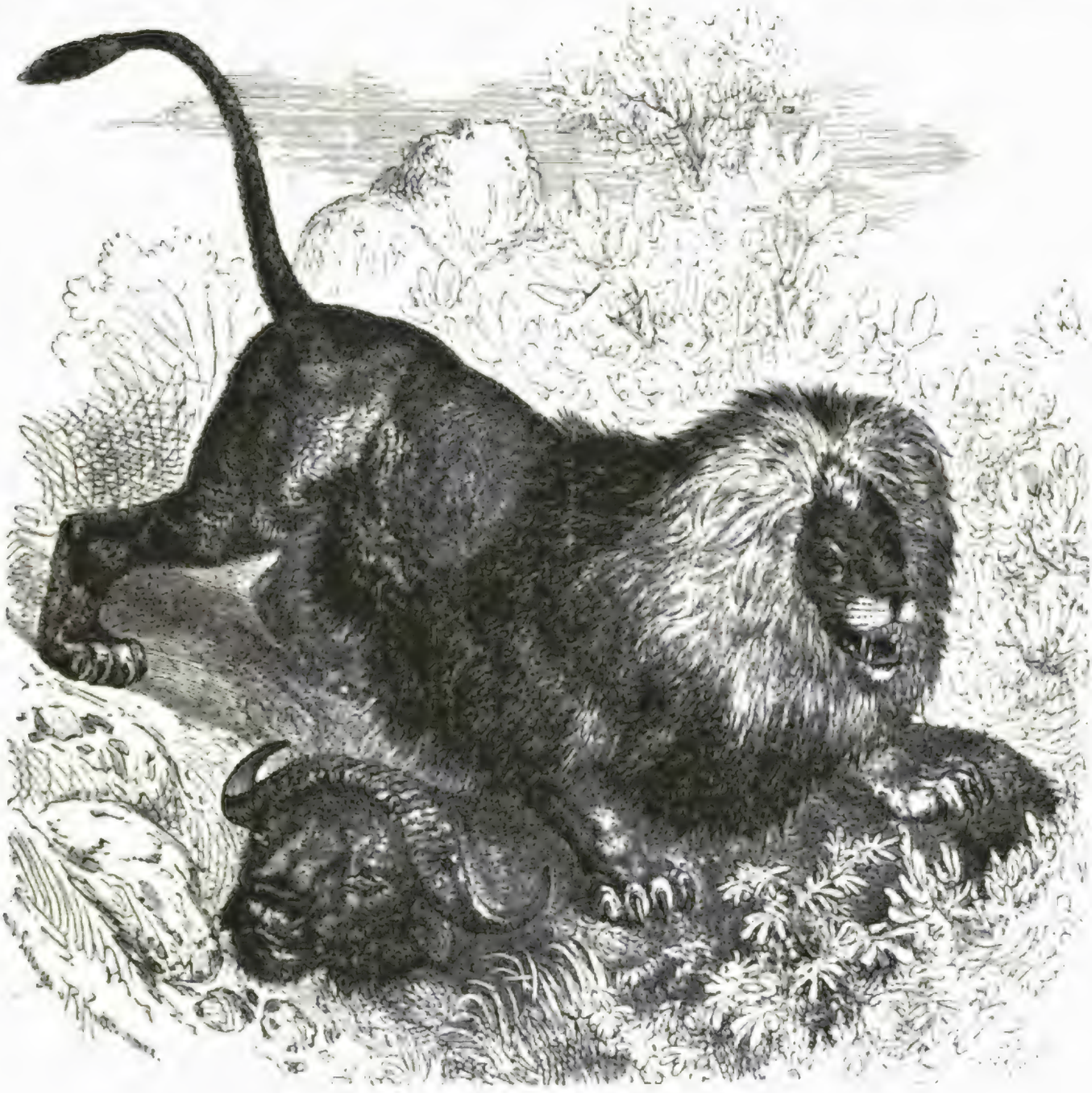
Der Löwe der Berberei (Leo barbarus) hat einen starken, gedrungenen Leibesbau, wie die übrigen, sein Vorderleib ist viel stärker, als der Hinterleib, denn die Brust ist breit und die Weichen sind schlank. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze, die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt: die Glieder sind gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnißmäßig die größten aller Katzen. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt das Gesicht, den Rücken, die Seiten, die Beine und den Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Farbe. Kopf und Hals sind von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Flechten herabfallenden Haaren besteht, die vorn bis zur Handwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichen. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Ellbogen und den Vordertheilen der Schenkel stehen wenigstens noch Haarbüschel. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der ganzen schwarzen Bauchmähne und den schwarzen Haarbüscheln, an den Ellbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerrist über $2^1/_2$ Fuß, bei $5^1/_2$ Fuß Körperlänge und $2^1/_2$ Fuß Schwanzlänge beträgt. Es ergiebt sich somit eine Gesammtlänge des Thieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende an gerechnet, von sieben vollen Fußen. Neugeborne Löwen sind etwa einen Fuß lang; sie haben weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt und am Kopfe und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze aber mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und auf der Firste des Rückens schwarz gezeichnet. Aber schon im ersten Jahre verschwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre ist die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngern Thiere, namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinah gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe der Berberei lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten fast

Löwe in einen Kral brechend.

Digitized by Google

ebenſo häufig, wie in Tunis oder in Feß und Marokko zu treffen. Die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, ſo daß er jetzt ſchon im ganzen untern Nilthale und faſt an der ganzen ſüdlichen Küſte des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages iſt er in Algier und Marokko keine Seltenheit, und in Tunis und der Oaſe Feſſan wenigſtens noch eine ſtändige Erſcheinung. Namentlich in Algier iſt er gegen früher ſehr dünn gewor-



Der Löwe der Berberei (Leo barbarus).

den; die häufigen Kriege der Franzoſen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die franzöſiſchen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, haben ſeine Reihen ſehr gelichtet.

Im Betragen ſind ſich die verſchiedenen Löwen vollkommen gleich, und wir kennen deshalb die Lebensweiſe von allen, wenn wir die von einer Art oder Abart kennen gelernt haben.

Der Löwe lebt einzeln, und nur von der Brunſtzeit an bis zu einem gewiſſen Alter ſeiner Jungen hält er ſich zu ſeinem Weibchen. Außer der Brunſtzeit bewohnt jeder Löwe ſein eignes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen ſeiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr

kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen: — die Paare gehen regelmäßig in Gemeinschaft auf die Jagd aus. Doch ist der Löwe nirgends häufig, und Dies ist auch sehr leicht zu erklären: denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seines Gleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

An irgend einem geschützten Orte scharrt sich jeder Löwe eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. In den größeren Waldungen bewohnt er oft lange ein und denselben Platz und verläßt ihn blos dann, wenn er hier seinen Wildstand gar zu sehr gemindert hat und nicht mehr mit Leichtigkeit Beute machen kann. Dann zieht er weiter, und wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, bleibt er liegen, immer aber in den verborgensten Theilen des Dickichts.

Im Ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen, doch weicht er in vielen Stücken sehr wesentlich von denselben ab. Er ist träger, als alle übrigen Mitglieder seiner Familie, und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich; deshalb folgt er z. B. im Ostsudahn regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; denn er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht; eine große Trägheit ist ihm aber allerdings eigen, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will. So brachte mir ein Bote, welchen ich von Mensa aus dem Herzog nachsandte, die Nachricht, daß er in der Mittagsstunde einen Löwen in dem von Mensa nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe sitzen sehen. Der Löwe betrachtete ihn und sein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber Beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Le Vaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten: allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn ein anderer Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügels liegen sahen, konnte offenbar nur die eine Absicht haben, sein Jagdgebiet zu überschauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am ehesten Beute liefern könne.

Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an.

In der Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal," so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht aber leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Der Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensa vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltsortes das Dorf umschlich, dennoch vernahmen wir sein Gebrüll

nur zwei Mal und zwar in weiter Ferne, während ich daſſelbe früher in Kordofahn nicht nur vor dem Dorfe, ſondern mitten in demſelben ertönen gehört hatte.

Es iſt eigenthümlich, daß manche Innerafrikaner, z. B. die Menſa, wenig über die Verluſte klagen, welche ſie durch den Löwen erleiden. Man ſpricht wohl von ſeinen Raubthaten, aber keineswegs mit Entrüſtung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat, und es möchte faſt ſcheinen, als griffe er größere Herdenthiere gar nicht an. Dies iſt jedoch unzweifelhaft der Fall; ich ſelbſt bin in Innerafrika hiervon mehr als einmal überzeugt worden. Während meiner Reiſen habe ich den Löwen zwar nur zweimal im Freien geſehen, aber doch ſehr oft wahrgenommen, und bin ſo mit ihm ziemlich vertraut worden. Mehrere Male hat er ſeine Einfälle in den Dörfern gemacht, in welchen ich mich gerade aufhielt, und allnächtlich hörte ich, während ich am obern blauen Fluſſe reiſte, den Donner aus ſeiner Bruſt. Ehe ich nun ſein Leben und Treiben ſchildere, möchte ich wohl meinen Leſer bitten, ſich mit mir im Geiſte in eines der Steppendörfer Oſtſudahns oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden zu verſetzen, um eine jener durch ihn geſtörten Nächte kennen zu lernen.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade ſeine Herde in der ſichern Seriba eingehürdet, in jenem acht bis zehn Fuß hohen und drei bis vier Fuß dicken, äußerſt dichten, aus den ſtachlichſten Aeſten der Mimoſen geflochtenen Zaune, dem ſicherſten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel ſenkt ſich die Nacht auf das geräuſchvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben ſich niedergethan. Eine Meute wachſamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet ſie hell auf, im Nu iſt ſie verſammelt und ſtürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heißeres Gebrüll, ſodann Siegesgeläut — eine Hiäne umſchlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum beſſer ergangen ſein. — Es wird ſtiller und ruhiger, der Lärm verſtummt, der Frieden der Nacht ſenkt ſich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbeſitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe geſucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geſchäfte abgethan und wenden ſich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächſten Bäumen herab ſpinnen die ſtufenſchwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgeſang, oder tragen fliegend ihre Federſchleppe durch die Lüfte, nähern ſich oft und gern der Seriba und huſchen wie Geiſter über die ſchlafende Herde hinweg. Sonſt iſt Alles ſtill und ruhig. Selbſt die kläffenden Hunde ſind verſtummt, nicht aber auch läſſig oder ſchlaff geworden in ihrem treuen Dienſte.

Urplötzlich ſcheint die Erde zu dröhnen: — in nächſter Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er ſeinen Namen „Eſſed", d. i. der Aufruhrerregende: denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Beſtürzung zeigt ſich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unſinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen ſchreien laut, die Rinder rotten ſich mit lautem Angſtgeſtöhn zu wirren Haufen zuſammen, das Kamel ſucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Feſſeln zu zerſprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten ſich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher ſelbſt rath- und thatlos, an ſeiner eignen Stärke verzweifelnd, ſie der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in ſeinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit ſeiner Lanze bewaffnet einem ſo furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geſchehen laſſen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen — der es geſchehen laſſen muß, daß der Löwe auch noch einen zweiten ſeiner arabiſchen Namen „Sabaa", d. i. „Würger der Herden", bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überſpringt der Mächtige die acht, ja ſelbſt zehn Fuß Dornenmauer, um ſich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag ſeiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind, das kräftige Gebiß zerbricht dem widerſtandsloſen Thiere die Wirbelknochen des Halſes. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf ſeiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegesluſt und Raubbegier, mit dem Schwanze peitſcht er die Luft, läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit ſeinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es ſich endlich

nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe selbst eine neun Fuß hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso arg brandschatzt, als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen, es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad", d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt, denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen, dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller, gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hiäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke, der Leopard hört auf, zu grunzen, die Affen beginnen, laut zu gurgeln, und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird todtenstill; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn: kurz, Freiligraths Beschreibung ist vollkommen richtig:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll."

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Mal diese Stimme schlägt, in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug sei Dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen andern Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn blos wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal weil er auch einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit bei seinen Ueberfällen

zeigt. Dies mag aus nachstehender Geschichte hervorgehen, welche von einem alten holländischen Bauer erzählt wurde, der im Schatten des Draakenberges wohnte und hauptsächlich von dem Gelde lebte, das er aus der Jagd der Elefanten gewann.

In einem dichten Gestrüpp, welches ungefähr eine englische Meile von der Besitzung des Bauers entfernt war, hatte sich ein Löwe niedergelassen. Er fand dort Schutz und Wasser und konnte recht behaglich seinen Jagdzügen von hier aus nachgehen. Unser Bauer merkte sehr bald, welchen Nachbar er erhalten hatte; die unverkennbare Fährte im Sande sagte genug, und der Mann beschloß deshalb, auf seiner Hut zu sein. In der ersten Nacht erhoben die Hunde ein wüthendes Gebell; der Löwe aber verhielt sich ruhig, und der Bauer gab sich bereits dem süßen Traume hin, daß Freund Leu, von den Hunden gewarnt, die Gegend verlassen habe. Aber Leu war kein Furchthase und hatte sich von dem Bischen Hundegebell nicht in die Flucht schlagen lassen.

Während der zweiten Nacht wurde Röberg, ein starker Ochse vom Lieblingsgespann, ohne Umstände von ihm weggeführt. Am Morgen zeigte sich, daß der Löwe über die Umzäunung, welche den Kraal umgab, gesprungen war, den Ochsen getödtet hatte und mit ihm über die Umzäunung zurückgegangen sein würde, wenn diese unter dem gemeinsamen Gewicht des Ochsen und des Löwen nicht gebrochen wäre und ihm so einen bequemern Ausgang geboten hätte.

Der Bauer verfolgte augenblicklich im Geleit seines Hottentotten und eines halben Dutzend seiner besten Hunde die Löwenspur. Ohne Schwierigkeit erkannten die Jäger, daß der Löwe in jenem dicken Gestrüpp sein müsse; doch Dies war an und für sich kein großer Vortheil: denn der Kloof — so wird im Kaplande eine Schlucht genannt, welche dicht mit Dornen bewachsen ist — war ungefähr eine Meile lang und 300 oder 400 Ellen breit. Die Bäume und Sträuche bestanden aus Stachelgewächsen und Dornen; kriechendes Gesträuch und langes Gras bedeckte den Boden in solcher Ueppigkeit, daß es fast unmöglich schien, hindurchzudringen. Man kam deshalb überein, daß sich der Bauer an der einen, der Hottentotte an der andern Seite des Kloofs aufstellen und daß die Hunde den Löwen heraustreiben sollten.

Das lebhafte Bellen der Rüden zeigte bald an, daß sie den Räuber entdeckt hatten; aber man merkte auch, daß sie unfähig waren, ihn aus seiner Festung herauszutreiben. Man hörte, wie sie bald zurückprallten, wenn das erzürnte Ungeheuer einen Angriff machte, bald aber wieder vordrangen; im Ganzen jedoch blieb das Gebell auf einer und derselben Stelle. Endlich, als das Bellen schwächer und immer schwächer wurde, hielt man es für räthlich, die Hunde zurückzurufen. Doch alles Pfeifen und Rufen brachte nicht mehr als zwei von dem halben Dutzend zu ihrem Herrn zurück, und einer von diesen war schrecklich verstümmelt: — die anderen hatte der Löwe getödtet.

Dieser erste Versuch, des unangenehmen Nachbars habhaft zu werden, war gänzlich mißlungen, und der Bauer kehrte, den Verlust seiner Hunde beklagend, nach Hause zurück, um sich nach solcher Anstrengung zu erfrischen. Während der Nacht wachte er an seinem Kraal, aber der Löwe stattete ihm keinen zweiten Besuch ab. Am folgenden Abend machte unser Mann sich in Begleitung seines Hottentotten noch einmal nach dem Kloof auf. Man bestieg hier einen Baum in der Nähe des Wechsels, und beide Jäger spähten die ganze Nacht nach ihrem Gegner. Der Löwe war aber klüger, als sie; er ging einen andern Weg, und während sie dort auf den Bäumen saßen, holte er sich, ohne sich zu fürchten oder irgendwie einzuschränken, ein sehr werthvolles Pferd aus dem Hofe, den Hinterhalt, welcher ihm gelegt worden war, glücklich vermeidend. Die Wuth des heimgekehrten Bauers und sein Schelten auf die Hottentotten und Kaffern wegen ihrer Nachlässigkeit und Feigheit mag man sich selbst in Worte setzen. Der Bauer beruhigte sich endlich doch, und mit der Ruhe kam ihm ein neuer Plan. Derselbe war nicht wenig gefahrvoll. Der kühne Mann wollte den dichten Kloof zu Fuß und ohne Hunde betreten, um den Löwen selbst aufzusuchen und zu tödten. Er war ein alter, erfahrner Jäger und verstand sich auf die Führung seiner Doppelbüchse wie nur Einer. Das Werk aber, welches er vorhatte, war kein Kinderspiel, und all sein Muthesmuth war erforderlich, um es glücklich zu Ende zu führen.

Ungefähr um zehn Uhr am Morgen nach dem neuen Unfall machte sich der Jäger auf. Er nahm seinen treuen Hottentotten nicht mit, weil er meinte, daß dessen Ausdünstung, welche, wie bei allen Schwarzen, sehr stark ist, dem Löwen die herannahenden Menschen verrathen und ihn vertreiben möchte. Mit äußerster Vorsicht näherte sich unser Mann dem Kloof und folgte der Spur, welche das fortgeschleppte Pferd zurückgelassen hatte. Bald war er vom Dickicht umgeben und mußte nun all seine Aufmerksamkeit darauf setzen, so geräuschlos als möglich vorwärts zu gehen oder zu kriechen: eine Aufgabe, welche bei der Menge von trockenen Zweigen und Blättern ihre großen Schwierigkeiten hatte. Doch unser Jäger löste sie. Die kleinen Vögel, welche wie gewöhnlich auf Alles achten und merken, flogen erst weg, wenn er unter ihnen dahinkroch, ein Zeichen, daß nicht ihr Gehör, sondern ihr Gesicht sie auf die Gegenwart eines Menschen aufmerksam gemacht hatte. Vögel und Affen sind, wie bekannt, in jedem dichten Walde die größten Hindernisse eines erfolgreichen Ueberfalls; denn die Vögel fliegen von Baum zu Baum und pfeifen oder zwitschern, während die Affen gurgeln oder Grimassen schneiden und durch alle Arten von Hanswurstbewegungen ausdrücken, daß sich ein verdächtiges Wesen nähert.

Der Bauer war kaum funfzig Schritte tief in den Busch vorgedrungen, als er Grund bekam, zu vermuthen, daß er schon nahe an das Lager des Löwen hinangerückt sei. Die Reste des erbeuteten Pferdes wurden zwischen den Bäumen sichtbar, und unser erfahrner Buschjäger wußte sehr wohl, daß der Löwe sich nicht weit davon niedergethan haben würde. Er kauerte sich also hinter einen Busch und nahm eine möglichst bequeme Stellung ein, damit er sich ohne Beschwerde ruhig verhalten konnte. Nachdem er so einige Zeit gelauert hatte, sah er endlich, daß sich etwas hinter einigen großen, breitblätterigen Pflanzen bewegte, ungefähr zwanzig Schritte von ihm. Er erkannte nach und nach den Kopf des Löwen und bemerkte, daß dieser mit großer Aufmerksamkeit die Gegend beobachtete, in welcher er, der Jäger, sich verborgen hatte. Es war augenscheinlich, daß das Raubthier die Annäherung eines Wesens vernommen hatte, aber noch nicht sicher war, wo dies sich verborgen hielt. Der Bauer wußte, daß jetzt ein bedenklicher Augenblick für ihn gekommen war, und verblieb deshalb so ruhig wie eine Bildsäule. Er wollte keinen Schuß nach der Stirn des Löwen wagen, denn es hätte Dies ein sehr guter Schuß sein müssen, und die vielen Zweige und Aeste, welche die Schußlinie durchkreuzten, machten einen solchen mehr als unwahrscheinlich.

Nach einer sehr sorgfältigen Besichtigung schien der Löwe zufriedengestellt und legte sich hinter den Büschen nieder. Jetzt spannte unser Jäger leise beide Hähne seines Gewehres und richtete dasselbe langsam nach der Gegend hin, wo der Löwe lag; dabei änderte er seine Lage nur umsoviel, als nothwendig war, um eines guten Schusses sicher sein zu können. Das leise Geräusch, welches er dabei machen mußte, war der Wachsamkeit des Löwen nicht entgangen. Er erhob sich augenblicklich, zeigte aber wieder blos die Stirnseite. Der Jäger nahm die Stelle zwischen den Augen aufs Korn und feuerte, traf jedoch, wie Dies bei kurzen Entfernungen und starken Pulverladungen gewöhnlich ist, zu hoch. Zwar fiel der Löwe auf den Rücken, aber er sprang sogleich wieder auf und brüllte entsetzlich. Doch jetzt zeigte er dem sichern Schützen seine Breitseite, einen Augenblick später hatte er die zweite Kugel in der Brust und stürzte jetzt, mit dem Tode kämpfend, in das Dickicht der Büsche. — Vor Sonnenuntergang hing die Haut des Löwen an der Thüre des Bauerhauses; sämmtliche Hottentotten waren selig vor Entzücken über den Erfolg ihres Herrn und — über den ihnen gespendeten Branntwein. —

Der Mensch ist häufig genug fast der alleinige Ernährer des Löwen; doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Kein Säugethier ist ihm zu klein und geringfügig, keins ist vor ihm sicher. Er ist kein Kostverächter, obgleich er in der Regel sich leckere Braten auszusuchen weiß. Bei seiner Jagd zeigt er außerordentlich viel Verstand, List und große Kühnheit. Es scheint durch glaubwürdige Reisende verbürgt zu sein, daß er sich mitten unter die Lagerfeuer stürzt und sich dort ein Stück Vieh wegnimmt, oder aber, daß er dicht an das Lager herankommt und durch sein Brüllen die durch die Menschen geschützten Thiere solange ängstigt, bis sie fast besinnungslos durch-

brechen, um das Weite zu ſuchen, jetzt aber ihm erſt recht zur Beute werden. Gegen dieſe Angabe ſpricht der feſte Glaube aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, an die erwünſchte Wirkſamkeit ihrer Lagerfeuer. Sie verſichern, daß Feuer ſtets genüge, den Löwen abzuhalten und wiſſen kein Beiſpiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch ſorgſam unterhaltene Wachtfeuer geſchütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen ſie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt ſich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieſes ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und ſchnellfüßig genug iſt, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder ſchleicht ſich, oft in Geſellſchaft mit anderen ſeiner Art, äußerſt vorſichtig unter dem Winde an ſie heran. Namentlich die Waſſerplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas ſind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber iſt und die kühle Nacht ſich allmählich herabſenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Giraffe, das geſtreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfriſchen. Vorſichtig nahen ſie ſich alle der Quelle oder der Lache; denn ſie wiſſen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiſte Labung bieten ſollen, für ſie die gefährlichſten ſind. Ohne Unterlaß witternd und lauſchend, ſcharf in die dunkle Nacht äugend, ſchreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne ſich zu verſichern, daß Alles ſtill und ruhig ſei. Die Antilopen ſind meiſtens ſchlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und ſo bekommt oft genug das Leitthier die Witterung noch zur rechten Zeit. Es ſtutzt, es lauſcht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es ſich herum und und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf ſchnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Buſch und Grasbüſchel ſetzen die Behenden dahin und ſind gerettet. So naht ſich auch das kluge Zebra, ſo naht ſich die Giraffe: aber wehe ihnen, wenn ſie dieſe Vorſicht verſäumen. Wehe der Giraffe, wenn ſie mit dem Winde zur umbuſchten Lache ſchreitet, wehe ihr, wenn ſie über der Begierde, die heiße, ſchlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichteriſche Beſchreibung faſt zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
„Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
„In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
„Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?

„In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
„Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
„Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
„Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

„Sieh, die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
„Starr aus ſeiner Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
„An dem braun gefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
„Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

„Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
„Ihrer Spur folgt die Hiäne, die Entweiherin der Grüfte;
„Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberiſch verheerte;
„Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

„Zagend auf lebend'gem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen,
„Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
„Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
„Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Ja, dieſe Beſchreibung enthält faſt die volle Wahrheit! Nur den Geier muß der Forſcher aus ihr ſtreichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht: er kommt blos bei Tage, um die Ueberreſte der königlichen Tafel zu beanſpruchen. Im Uebrigen hat der Dichter nur zu genau gezeichnet.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und muthlos bricht es zusammen, wenige Bisse genügen, die Halswirbelknochen zu zermalmen und den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Löwe liegt nun auf seiner Beute, wie ich es schon oben beschrieb, grollend, mit dem Schwanze peitschend, die Augen starr auf sie geheftet, jede Bewegung verfolgend und durch neue Bisse noch das letzte Zucken beendend. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre.

Nicht selten aber kommt es auch vor, daß sich eine Löwenfamilie zur Jagd vereinigt und dann auch bei Tage einen Angriff versucht. Ein englischer Löwenjäger erzählt Folgendes:

„Eine kleine Herde von Zebras weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß sich ihr ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr näherte. Der Löwe und die Löwin hatten einen ordentlichen Schlachtplan entworfen und stahlen sich so sacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß sie der scharfen Aufmerksamkeit des Thieres entgingen. So krochen sie heran, bis sie fast zum Sprunge nahe waren; da bemerkte das Wachtthier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu spät. Mit einem einzigen Sprunge setzte der männliche Löwe über Gras und Büsche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht seines Leibes auf das eine Zebra, welches augenblicklich unter ihm zusammenbrach. Die anderen stiebten angsterfüllt in alle Winde."

Gute Beobachter versichern, daß der Löwe, sobald er hungrig und raublustig ist, Dies durch Wedeln und Schlagen des Schwanzes auf den Rücken oder durch Schütteln der Mähne zu erkennen giebt. An Gefangenen und Gezähmten, welche ich selbst besaß, habe ich Dasselbe beobachtet und kann es mithin nur bestätigen. Kommt also ein Mensch einem im Gebüsch verborgenen Löwen zu nahe, so braucht man blos auf diese Bewegung zu achten, um zu erfahren, wessen man sich zu versehen hat. Sieht man einen Löwen, welcher den Schwanz nicht rührt, so kann man kühnlich an ihm vorbeigehen, ja ihn sogar mit Werfen durch ein Stück Holz aus dem Wege treiben. Das Gerassel eines Wagens, das Geklatsche einer Peitsche verjagt ihn dann regelmäßig. Wedelt er aber mit dem Schwanze, so darf man, wenn man nicht gut bewaffnet und ein tüchtiger Schütze ist, auf seinen Tod gefaßt sein. Das Gleiche, welches hier von dem Menschen gesagt wurde, gilt auch von den Thieren. Es kommt oft genug vor, daß jagdbare Thiere ohne Gefahr an einem Löwen vorübergehen können; denn ein gesättigter Löwe bemüht sich niemals nach fernerm Raube und verdient schon aus diesem Grunde den Namen eines großmüthigen Raubthieres.

Jedes von einem Löwen erbeutete Thier wird, wenn Dies angeht, dem Versteck zugeschleppt und erst dort von ihm gefressen. Die ungeheure Kraft des königlichen Thieres zeigt sich wohl am besten gerade bei diesem Fortschaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen sechs, acht, ja zehn Fuß hohen Zaun zu setzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Blos ganz erwachsene Büffel und Kamele sind ihm zu schwer; diese fortzuschleppen, ist er nicht im Stande. Man behauptet sogar, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt seines Sprunges niederzuwerfen, doch dürfte Dies wohl in das Bereich der Fabel gehören und eher mit jener Erzählung der Araber zu vergleichen sein, welche die Stärke des Löwen zu beweisen sucht. „Ein Löwe," so erzählte man mir im Ostsudahn, „sprang auf ein zur Tränke gehendes Kamel und suchte es vom Ufer des Flusses weg nach dem Walde zu ziehen. Im gleichen Augenblicke aber schoß ein riesiges Krokodil aus dem Wasser hervor und packte dasselbe Kamel am Halse. Der Löwe zog nach oben, das Krokodil nach unten, keins ließ nach; da riß das Kamel mitten von einander." Ist es nun auch nach meinen eigenen Beobachtungen begründet, daß das Krokodil wirklich einem Stier und also auch einem Kamele den Kopf abreißen kann, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß es sich auf ein Kamel stürzt, welches eben von einem Löwen gepackt wird, und vielleicht unmöglich, daß die beiden Thiere durch

vereinigte Kraft ein Kamel mittendurchzureißen vermöchten. Soviel ist übrigens auch gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigstens ein Stück weit fortzuschleppen sucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofahn am Morgen nach der Tödtung des Kamels selbst gesehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geschleppt worden, und der Löwe hatte dann nur einen sehr geringen Theil vom Rücken abgefressen, wahrscheinlich, weil ihm die Nähe des Dorfes zu große Unruhe gemacht hatte. Mit einem ein- oder zweijährigen Kalbe läuft ein starker Löwe noch im Trabe davon. Thompson versichert, daß berittene Jäger einen so belasteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht unbedingt größere Thiere den kleineren vor, obgleich er diese, wenn er sie nahe haben kann, auch nicht verschmäht. Soll er doch, wie bestimmt versichert wird, bisweilen sich sogar mit Heuschrecken begnügen! Alle Herdenthiere des Menschen, die wilden Zebras und sämmtliche Antilopen, sowie die Wildschweine bleiben unter allen Umständen seine Hauptnahrung. Gewöhnlich frißt der Löwe blos selbst erlegte Beute, in gewisser Beschränkung geht er jedoch auch das Aas an und zumal solches, welches von einem durch ihn erlegten Thiere herrührt. Er kehrt, wenn er Beute gemacht, in der nächstfolgenden Nacht zu ihr zurück, in der dritten Nacht erscheint er aber niemals wieder am Aase und würde wohl auch vergeblich dahin zurückkehren. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen. Die faule und feige Hiäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen Andern für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer gern an seinem Tische, sondern es kommen, wie bestimmt erwiesen worden ist, zuweilen tüchtige Beißereien vor. So feig auch die Hiänen dem Löwen ausweichen, wenn sie ihm begegnen, so tolldreist werden sie, wenn ihnen ein leckeres Mahl winkt.

Einer meiner Jäger im Ostsudahn beobachtete einmal bei hellem Tage einen Kampf zwischen einem Löwen und drei Hiänen, welchem eine derartige Ursache zu Grunde liegen mochte. Der Löwe saß nach Hundeart an einer Waldlichtung hart am Flußufer und erwartete mit der größten Seelenruhe drei gefleckte Hiänen, welche sich ihm knurrend und kläffend mehr und mehr näherten. Nach und nach wurden die Thiere immer unverschämter und gingen näher und näher an den Gewaltigen heran. Endlich fiel es auch einer von ihnen ein, ihm beißend nach der Brust zu fahren. In demselben Augenblicke aber bekam sie einen Schlag mit der linken Pranke, daß sie augenblicklich auf den Rücken stürzte und wie leblos liegen blieb; die übrigen zogen sich dann in das Dickicht des Waldes zurück.

Andere Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entständen, und englische Jäger wollen sogar gesehen haben, daß ein männlicher Löwe die von ihm getödtete Löwin zerfleischt und theilweise gefressen habe. In wieweit letztere Beobachtung richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden; mir kommt die Sache außerordentlich unwahrscheinlich vor, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich der Tiger unseres Thiergartens, durch das bloße Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wüthend mit einander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudahn wenigstens, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind so gut als gar keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hiänen, weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen

ſei, und nunmehr wird er ein „Manneſſer", wie die Kaffern ihn dann nennen. Dieſe verſichern, daß ſolche menſchenfreſſende Löwen auch nicht ſelten mitten unter die Lagerfeuer ſtürzen und einen oder den anderen der ſchlafenden Männer ohne weiteres mit ſich nehmen. Unter den Eingebornen, wie unter den Anſiedlern herrſcht der Glaube, daß dunkelfarbige Menſchen mehr ſeinen Angriffen ausgeſetzt ſeien, als der Weiße.

Man behauptet, daß der Löwe, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödtet, den Menſchen, welchen er überwältigt und unter ſich in ſeinen Krallen hat, nicht alſogleich morde, ſondern ihm erſt ſpäter und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödlichen Schlag mit ſeiner Tatze auf die Bruſt verſetze. Dies iſt wohl als glaubwürdig anzunehmen; denn auch Livingſtone, deſſen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an ſich tragen, behauptet Daſſelbe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotſa in Oſtafrika anſtellte, waren die Löwen bald auf einem kleinen, bewaldeten Hügel umſtellt. „Ich befand mich," ſo erzählt Livingſtone, „neben einem eingebornen Schullehrer, Namens Mebalwe, als ich innerhalb des Jägerkreiſes einen der Löwen gewahrte, welcher auf einem Felsſtück lag. Mebalwe feuerte auf ihn, und die Kugel traf den Felſen. Der Löwe biß auf die getroffene Stelle, wie ein Hund in einen Stock, der nach ihm geworfen wird. Dann ſprang er weg, durchbrach den Kreis und entkam unbeſchädigt. Als der Kreis wieder geſchloſſen war, ſahen wir zwei andere Löwen innerhalb deſſelben, und dieſe brachen ebenfalls durch. Darauf gingen wir dem Dorfe wieder zu. Unterwegs bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felſen, aber diesmal hatte er einen kleinen Buſch vor ſich. Da ich etwa 30 Yards entfernt war, zielte ich gut auf ſeinen Körper hinter dem Buſch und feuerte beide Läufe ab. „Er iſt getroffen!" riefen einige der Leute und wollten zu ihm laufen. Ich ſah den Schweif des Löwen hinter dem Buſche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!" Als ich die Kugeln hinunterſtieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriff, auf mich zu ſpringen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zuſammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, ſchüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte ſchüttelt. Dieſe Erſchütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angſt, obgleich ich mir alles Deſſen, was vorging, bewußt war. Ich ſuchte mich von der Laſt zu befreien und bemerkte, daß ſeine Augen auf Mebalwe gerichtet waren, welcher auf ihn zu ſchießen verſuchte. Sein Gewehr verſagte mit beiden Läufen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein andrer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel geſtoßen wurde, verſuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derſelbe Mebalwe biß. Er verließ Letzteren und packte dieſen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblicke beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirkſamkeit, und er fiel todt nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarms zerbiſſen, und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche ausſahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenoſſen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahre wieder auf."

Ob es wahr iſt, daß ſich der Löwe jedesmal vor ſeinem Angriffe in einer Entfernung von etwa acht oder zehn Fuß niederlege, um den Sprung abzumeſſen, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich meines Theils habe nach allen im Sudahn erhaltenen Nachrichten Urſache, daran zu zweifeln. Die Araber jener Gegenden verſichern, daß der Menſch, welcher einen ruhenden Löwe treffe, denſelben durch einen einzigen Steinwurf verſcheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, ſei unrettbar verloren. „Zweimal, ſo ſagen ſie, weicht jeder Löwe dem Manne aus, denn er weiß, daß dieſer das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen iſt, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Menſch an den Geboten des Erhaltenden, welche beſtimmen, daß Niemand ſein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, ſo muß er ſein Leben laſſen."

Daß die Löwen vor dem Menſchen wirklich zurückweichen, ſagen auch andere Beobachter. „Ein

Landmann, mit Namen Kock," so berichtet Sparrmann in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, verfehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin; nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging Anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Man behauptet, daß er sich selbst dann, wenn er sich schon zum Sprunge niederlegt, nicht getraue, denselben auszuführen, wenn ihm der Mensch unbeweglich ins Auge sieht. Wenn er den leichten Kampf mit einem Manne nicht schon einmal versucht, flößt ihm die hohe Gestalt desselben Furcht und Mißtrauen in seine eigne Stärke ein, und eine ruhige Haltung des Körpers, ein muthiges Auge kräftigt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Eine unbedachtsame Bewegung aber, welche ihm Furcht verräth oder ihn zur Vertheidigung aufreizt, erweckt den Muth und das Selbstvertrauen des Löwen wieder, und dann ist auch der Mann verloren. Daß er vor dem ruhig dastehenden Menschen die Flucht ergreift, ist ein Beweis, daß er sich vor dem Menschen ebenso gefürchtet hat, wie dieser sich vor ihm. Anders ist es freilich, wenn er schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist.

Es kommt wirklich vor, daß der Löwe einen Menschen mit großer Hartnäckigkeit verfolgt. So erzählt Barrow Folgendes: „Am Kamiehsberge im Lande der Namaken wollte ein Hottentott eine Herde Rindvieh zum Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Herde in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen, als ihm folgen würde. Doch er irrte. Der Löwe brach durch die Herde und folgte dem Hottentotten, welcher jedoch noch so glücklich war, auf einen Aloebaum zu klettern und sich hier hinter einen Haufen Nester des Gesellschaftsweber-vogels (Ploceus socius) zu verstecken. Der Löwe that einen Sprung nach ihm hinauf, verfehlte jedoch, sank zurück und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und ging nun 24 Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu stillen. Der Hottentott stieg herunter und lief nach seinem Hause, welches nur eine Viertelmeile entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber und kehrte erst 300 Schritt vor dem Hause um.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuß; man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Muthesmuth, der eben nicht Jedem gegeben ist.

Es ist sehr beachtenswerth, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend Jemandem Etwas zu Leide zu thun. Lichtenstein verbürgt ein solches Beispiel:

„Bei Rietrivierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyck. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thür des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyck folgendermaßen: „Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erschien und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legte. Die Frau, vor Schrecken erstarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schos. Ihr Geschrei machte mich aufmerksam; ich eilte nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladnes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste

Ecke gestellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerm Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu und schoß in Gottes Namen hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er sich weiter nicht regte."

Wenn man auch annehmen will, daß dieser Löwe ganz satt gewesen sei, als er an jenes Haus herankam, darf man doch nicht vergessen, daß andere Katzenarten in ähnlichen Fällen ihrer Mordlust selten widerstehen können, und Dies würde nur ein Grund mehr sein, um den Adel der Löwenseele zu beweisen.

Die ehrfurchteinflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner, ruhiger Muth ist von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: im Grunde ist sie doch gerechtfertigt. Der Löwe erscheint neben den übrigen Katzen und selbst neben den meisten wilden Hundearten stolz, großmüthig und edel. Er ist blos dann ein Räuber, wenn er es sein muß, und nur dann ein Wütherich, wenn er selbst zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert wird. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, daß „das Stolze und Edle seines Ausdrucks nichts Anderes, als ernste und besonnene Ueberlegung sei", und mit diesen Worten der bewunderungsvollen Auffassung der Löwenseele, welche Andere ausgesprochen haben, entgegentreten will. In den von den geachtetsten Naturforschern dem Löwen zuerkannten Eigenschaften liegt meiner Ansicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und ehren, wie nur jemals der Mensch ein Thier lieben und ehren kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingsthiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde versüßt und erheitert hat; hier will ich nur hervorheben, daß ich mich fast vollkommen zu der Ansicht von Scheitlin hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten des Löwen hinneige. Deshalb kann ich diesen geachteten Thierfreund auch diesmal wieder für mich reden lassen.

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beschreiben! Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseins! Welche Gestalt! Welche Majestät! Welcher Körper! Welche Brust! Welcher Leib! Welch ein Anblick der 600 Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!"

„Der Löwe wird vollkommen so zahm, wie ein guter Pudel. Sein Gedächtniß ist wie das eines solchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme, als an dem Aussehen erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtniß für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menschen: „Undank ist der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts Unwahrscheinliches an sich, obgleich man sie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa seine Großmuth herunterseten: kleine Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig sein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Großmuth sei nur der Mensch fähig. Daß diese wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht, als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von selbst, wie es sich von selbst versteht, daß die des Löwen höher steht, als die des Marders, falls dieser Etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen sei und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben selbst die Menschen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich,

die der Schwachen verlacht man. Eitel iſt der Löwe nicht und zu Künſten läßt er ſich nicht abrichten. Er iſt zu ſtolz und zu ernſt. Er will nur, wann und wie er will. So ſind die Königsnaturen. Er wäre verſtändig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Beſitz der Zeit- und Raumkenntniſſe und deren Maße, denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau, aber er thut Niemandem Etwas zu Gefallen. Man bezüchtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe paſſen nie zuſammen. Ernſte ſind nie feig und wenn der Löwe dem Menſchen weicht, ſo iſt es nicht Feigheit. Er fürchtet Nichts und muß Nichts fürchten. Selbſt in der Gefangenſchaft benimmt er ſich edler, als der Tiger und andere Katzen. Raſen die anderen um die kleinen Fleiſchbrocken, wenn ſie ihnen an der Gabel ums Gitter hoch emporgehoben werden, ſo ſteht er nur auf und ſchaut dem Fleiſche unverwandten Blickes nach, hebt keine Tatze (?) und wartet heroiſch, bis man ihm den Tiſch reicht. Es lohnt ſich ihm nicht der Mühe, ſich wie die anderen Hungerleider darum zu bemühen . . ."

„Löwe und Löwin mögen das muntere, liebende Necken, wie Hunde und Katzen, wohl leiden. Es macht ihnen kleinen Spaß, den ſie lieben. Auch liebkoſen und ſtreicheln laſſen ſie ſich gern, wie alle vollkommnere Thiere. Zupft man den Löwen am Bart, ſo macht er Geberden und Blicke, wie die Katzen. Wir haben unzählige Bilder von Löwen, doch noch kein vollkommnes. Seine ernſte Seele hat noch kein Künſtler befriedigend dargeſtellt. Das Bild eines Schmetterlings iſt leicht wiederzugeben, das eines Löwen iſt vielleicht unmöglich. Gerade Dies deutet auf ſeine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling ſeine Phyſiognomie, nur entgeht ſie uns. Der Löwe muß in ſolcher Seelenſphäre ganz wie der Menſch in der ſeinigen behandelt werden. Er iſt ein Menſchenthier, ſo gewiß es unter den Menſchen noch Thiermenſchen giebt."

Ich gebe zu, daß dieſe Beſchreibung ſehr viel von der großen Liebe Scheitlins zu den Thieren athmet und hier und da mit der trocknen Auffaſſung der zergliedernden Thierkundigen nicht übereinſtimmen mag: im großen Ganzen aber iſt ſie richtig, und Jeder, der den Löwen kennt, wird Dies zugeſtehen müſſen. Schon das Eine macht den Löwen groß: er lebt gewiſſermaßen in der Ehe mit der Löwin. Dies thut kein anderes Raubſäugethier. Der Löwe bleibt lange Zeit noch bei der ſäugenden Löwin. Er geht mit ihr auf Nahrung aus und beſchützt ſie und ihre Jungen. Ein ſolcher Zug des geiſtigen Weſens kann nicht verkannt werden.

Die Zeit, in welcher ſich der Löwe zu der Löwin findet, iſt ſehr verſchieden nach den Gegenden, die er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zuſammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft zehn bis zwölf männliche Löwen einer Löwin, und es giebt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin ſich ihren Gatten einmal erwählt, ſo ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zuſammen. Funfzehn bis ſechzehn Wochen (108 Tage) nach der Begattung wirft die Löwin ein bis ſechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn ſie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachſenen Katze. Zu ihrem Wochenbett ſucht ſich die Mutter gern ein Dickicht in möglichſt großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müſſen, wenn ſie Beute machen will. Uebrigens hilft ihr der Löwe Nahrung herbeiſchaffen, ſchützt ſie und ihre Jungen, wenn es Noth thut, mit großer Aufopferung. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein ſchöneres Schauſpiel ſich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebſten Thierchen ſpielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter ſieht mit ſoviel Vergnügen dieſen kindlichen Spielen zu, als nur möglich. Man hat Dies in der Gefangenſchaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltnes iſt, daß eine Löwin hier Junge wirft. Selbſt in Thierſchaubuden, wo die Thiere bekanntlich einen nur ſehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und gewöhnlich auch ſchlechte oder nicht genügende Nahrung erhalten, kommen ſolche Fälle vor.

In der Freiheit wird die Löwin, ſolange ihre Jungen ſaugen, der ganzen Umgegend wahrhaft verderblich und iſt dann ſehr zu fürchten. Sie verläßt ihr Lager höchſt ſelten, gewöhnlich blos, um zu trinken; denn der Löwe ſorgt für Nahrung, und wenn ſie von den Jungen ſcheidet, tritt er für ſie als Wächter ein.

Die jungen Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich ziemlich tölpisch und plump, aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa sechs Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher aber folgen sie ihren Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht.

Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen, bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterm ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder achten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältniß zu diesem langsamen Wachsthum. Man kennt schon Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborne Afrikas den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht einmal tagtäglich in die Hürden ein, sondern sucht sich auch im freien, großen Walde seine Nahrung. Immerhin aber wird er außerordentlich schädlich und Dies um so mehr, je näher er europäischen Ansiedlern wohnt, welche andere Begriffe von dem Werthe des Eigenthums hegen, als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gerard's verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes; ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechzig Löwen aufgehalten und 10,000 Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Innern Afrikas ist der Schaden verhältnißmäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird, als in den Ländern, wo der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Gleichwohl ist er noch immer empfindlich genug, und der arme Mittelafrikaner möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet. In seiner kindlichen Anschauung rechnet er gewöhnlich auf Hilfe von oben und wendet sich deshalb an die Vermittler zwischen ihm und seinem Gotte: an die Geistlichen. Von diesen erkauft er für schweres Geld einen Hedjahb oder ein Schriftstück, in welchem der Verfasser desselben die kräftig kernigen Worte des Korahn irgendwie gemißbraucht und mit seinen Zuthaten verwässert hat, wie es ja eben der Pfaffen Weise ist. Dieser Schutzbrief wird vorn an der Seriba angebunden, und man lebt, im Sudahn wenigstens, allgemein in dem guten Glauben, daß der Löwe, welcher als ein gerechtes Thier vor den Augen des Herrn angesehen wird, soviel Ehrfurcht vor den Worten des Gottgesandten Mahammed an den Tag legen werde, um von ferneren Besuchen einer derartig geschützten Hürde abzustehen. Wie wenig Dies der Fall ist, sieht man alle Jahre unzählige Male. Allein die dortigen Fakie wissen ihren Unsinn ebensogut zu bemänteln, wie viele unserer Pfaffen den ihrigen. Und die Demuth und Ungebildetheit der Sudahnesen macht es ihnen leicht, dann doch noch immer wieder Glauben zu finden, wenn sie auch wissen, daß sie den schändlichsten Betrug ausüben. — Auf das Erkaufen solcher Schutzbriefe beschränkt sich fast im ganzen Ost-Sudahn die Abwehr, welche der mahammedanische Afrikaner für nöthig erachtet. Die heidnischen Neger und die Kaffern sind freilich gescheiter und sehen ein, daß einem Löwen gegenüber ein muthiger Manneskampf mehr ausrichtet, als jeder Mißbrauch mit des Propheten Wort. Sie bedienen sich vor Allem ihrer vergifteten Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Mucheref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die

ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Seribas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbie*) oder Abendländer, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus, in welchem sich der Löwe regelmäßig zu verstecken pflegte, wenn er Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbie zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen verwundet, doch keine seiner Verletzungen war tödlich, und deshalb stürzte er sich auch sofort auf seine Angreifer. Zufälliger Weise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem Einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er wieder stehen; ein Zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Tatzenschlag. Die Uebrigen dachten schon an die feige Flucht und würden ihre Gefährten dem nach und nach immer wüthender werdenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle anderen Funfzehn beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabuht genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, ehe er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Bursche freilich gesiegt, er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser sich nicht mehr regte.

Ich selbst bin mehrere Male von den Eingebornen aufgefordert worden, ihnen einen Löwen wegzuschießen, welcher in der Nacht vorher in ihrer Seriba geraubt hatte und, wie anzunehmen, regungslos und faul im Schatten lag, um zu verdauen. Selbstverständlich brannte ich vor Jagdbegierde und würde auch ganz entschieden diese Jagd ausgeführt haben, hätte mich nur ein einziger meiner Gefährten begleiten wollen. Bei denen war jedoch alles Zureden vergebens. Ihre Furcht war zu tief eingewurzelt, und nicht einmal meine europäischen Genossen wollten das Wagstück mit unternehmen helfen. Allein aber zum ersten Male auf eine Löwenjagd zu gehen, wäre doch tollkühn gewesen, und so mußte ich zu meinem innigen Bedauern die günstigste Gelegenheit vorübergehen lassen, meine Jagden mit der edelsten aller zu krönen.

Auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch hatte ich Unglück. Mein Freund, Baron van Arkel d'Ablaing und ich entdeckten bei hellem Tage in der Samchara, dem Wüstenstreifen an der Westküste des südlichen Rothen Meeres, einen Löwen, welcher von einem Hügel aus Umschau über sein Jagdgebiet hielt. Sofort machten wir Anstalt, den königlichen Recken von der Güte unserer Büchsen einen Beweis zu geben. Zur Aushülfe luden wir noch beide Läufe unserer Doppelgewehre mit Kugeln, gaben diese unseren beiden Dienern gespannt in die Hand und befahlen ihnen, dicht neben uns her zu gehen. Unter Beobachtung aller Jagdregeln nahten wir uns dem Hügel. Van Arkel, welcher sich zum ersten Male zu solcher Jagd anschickte, zeigte einen so kühlen Mannesmuth, daß mir das Herz vor Stolz und Freude schwoll; unsere afrikanischen Diener zitterten wie Espenlaub. Wir nahten uns langsam und höchst vorsichtig, weil die Oertlichkeit eine mehr als wünschenswerthe Annäherung bedingte. Wie Katzen schlichen wir an dem Hügel hinauf, die Büchsen erhoben, den Finger am Drücker. Das Jagdfeuer wollte fast übermächtig werden. Wir hatten uns aber umsonst gefreut — der edle Recke hatte feig den Platz verlassen und wahrscheinlich in dem nächsten, uns undurchdringlichen Buschdickicht eine Zuflucht gefunden.

Im Atlas wird der Löwe auf sehr verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht, verbreitet sich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter

*) Unter diesem Namen bezeichnet man in ganz Ostafrika die Araber aus Marokko, Algier und Tunis, welche im Heere des Vicekönigs freiwillige Dienste thun.

den sonst so muthigen Männern Klagen laut, bis sie sich endlich doch entschließen, den lästigen Nachbar zu tödten oder wenigstens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man dem Löwen gegenüber eigne Kampfesweisen erfunden. Die sämmtlichen waffenfähigen Männer umringen das Gebüsch, in welchem sich ihr Hauptfeind verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erste bestimmt ist, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, versucht man Dies zunächst durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du so tapfer bist, wie du vorgiebst! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin hast! Rüste dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muth Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!“ Helfen diese Schimpfworte nicht, so werden wohl auch einige Schüsse nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, die dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, dessen Gleichmuth erschöpft und ihn zum Aufstehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüsch hervor. Wildes Geschrei empfängt ihn. Gemessenen Schritts, verwundert und zornig sich umschauend, sieht er auf die Menge, welche sich ihrerseits bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erste Reihe giebt Feuer. Der Löwe springt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber sofort die erste ablösen. Er verlangt tüchtige Schützen; denn nicht selten kommt es vor, daß er, obgleich von zwei oder mehreren Kugeln durchbohrt, noch muthig fortkämpft. Einzelne Araber suchen auf zuverlässigen Fährten auch ganz allein den Löwen auf, schießen auf ihn, fliehen, schießen nochmals und tragen so zuletzt doch den Sieg davon. Trotz der Menge von Leuten, welche zu solcher Jagd aufgeboten werden, bleibt sie doch gefährlich.

„Im März 1840,“ berichtet Gerard, „rückten sechzig Araber aus, um einer Löwin, während sie abwesend war, die Jungen zu rauben. Sie kam aber zurück, gerade als die Leute abzogen, und zerbiß einem Manne den linken Arm. Trotzdem schoß ihr der Muthige zwei Pistolenkugeln in den Leib. Darauf stürzte sie auf einen Zweiten los, bekam von ihm einen Schuß in den Rachen, warf ihn nieder, riß ihm ein Stück von den Rippen und verendete dann über ihm.“

Es kommt gar nicht selten vor, daß ein einziger Löwe das ganze Araberheer in die Flucht schlägt. Gerard versichert wenigstens, daß im Jahre 1853 einmal ein Löwe zweihundert gut mit Feuergewehren bewaffnete Leute vertrieb. Er hatte dabei einen Mann getödtet und ihrer sechs verwundet.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche 15 Ellen tief und $7\frac{1}{2}$ Ellen breit sind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither Alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jedes schreit, schimpft und wirft Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Thier zusammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe wiegt oft über 400 Pfund.

Auch auf dem Anstand erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken sie von oben fest zu, so daß nur die Schießlöcher offen sind, und werfen ein frisch getödtetes Wildschwein davor; oder sie setzen sich auf Bäume und schießen von dort herab. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu essen, damit er muthig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuleten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei sich trage, vom Zahne des Löwen verschont bleibe.

Eine sehr anziehende Beschreibung von dem Löwen Nordafrikas, der Löwenjagd und den Löwenjägern verdanken wir auch meinem Freunde und Reisegefährten in Afrika Dr. Buvry.

„In dunklen Nächten,“ sagt er, „verläßt auch der König der Wälder, der starke Löwe, die waldbesetzten Schluchten des Gebirgs und steigt in die Ebene hinab, seinen Hunger und Durst zu stillen. Auf diesen Streifzügen verfolgt er auch die ausgetrockneten Flußbetten; keinem lebenden Wesen weicht

er aus, langſamen Schrittes zieht er dahin, und ſeine Augen leuchten wie zwei Feuerbecken durch die Nacht. Von Zeit zu Zeit erſchallt ſein Donnergebrüll und erſchreckt die Araber, wie die Europäer. Das Vieh beginnt zu zittern, die Hunde verkriechen ſich winſelnd in die Zelte, und der Wald verſtummt vor ſeinem Gebrüll. Furchtlos nähert ſich der Löwe dem Duar, mit einem gewaltigen Satze überſpringt er die Zeltreihe, packt mit den Vordertatzen ein Maulthier oder ein Rind und kehrt auf demſelben Wege, Entſetzen und Angſt verbreitend, mit ſeiner Beute zurück. Solcher Stärke weicht jeder Widerſtandsverſuch, beklommenes Schweigen herrſcht durch die tiefe Nacht."

„Es kommt nur noch ſelten vor, daß die Araber frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in ſeinem Verſteck aufſtören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geſchlecht der Araber obwohl es ihm durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weiſe zu bekämpfen. Man ſpürt ſeine Fährte auf und gräbt zur Seite derſelben ein etwa ſechs Fuß tiefes Loch, welches nach oben zu ſich verengert und den Getreidegruben ähnlich iſt. In dieſes Loch verſteckt ſich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem ſeiner Streifzüge wieder einmal dieſen Weg aufnimmt. Iſt das Raubthier nahe genug am Verſteck, ſo zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrſchenden Finſterniß iſt der Schuß immer unſicher, denn verwundet der Jäger den Löwen blos, ſo faßt der Löwe alles Umſtehende „mit ſeinen grimmigen Tatzen"; bricht er doch ziemlich ſtarke Bäume mit denſelben um!"

„Gewöhnlich entfernt er ſich nicht ſobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, ſondern ſucht nach dem verborgenen Feinde und erhält ſo die zweite nun tödliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus ſeinem Verſteck hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt ſich in ſeinen Burnus und bringt auf dieſe Weiſe den Reſt der Nacht zu."

„Iſt es indeß um die Brunſtzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, ſo zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befeſtigt aber nun an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, ſchlingt den Strick um einen Aſt und zieht ſeine Beute an demſelben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, um ſie der gefräßigen Bande der Schakale und Hiänen zu entziehen. Selbſtverſtändlich vermag er blos mittelgroße Löwen auf dieſe Weiſe zu ſichern; denn die großen ſind, für einen Mann wenigſtens, viel zu ſchwer, als daß er ſie bewegen könnte."

„Bricht nun endlich der langerſehnte Morgen an, ſo macht unſer Araber ſich auf den Weg, um ſeinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeſchriebenen Waſchungen und das Dankgebet, dann eilt er ſo ſchnell als möglich weiter. Zu Hauſe angekommen, läßt er ſich kaum Zeit, ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken, ſondern nimmt einen ſtarken Eſel und ſchafft mit ihm den Löwen nach der Stadt. Pferde und Maulthiere laſſen ſich nicht zum Fortſchaffen eines Raubthieres verwenden, weil ſie vor ſolcher Bürde ſich im höchſten Grade ſcheuen und vor lauter Zittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen ſind. Iſt der Löwe für die Kraft eines Eſels zu ſtark, ſo miethet der Araber ſich einen Karren und holt mit dieſem ſeine Beute herbei."

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwiſchen hat ſich die Nachricht von ſeiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerſt nach ſeinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen ſeines Heldenmuthes zu beglückwünſchen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenſchüſſen ſein Wort mit reden, und eine Diffa oder Freudenmahlzeit ſtärkt den Löwenbeſieger zu ſeiner Reiſe nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Ueberall, wo derſelbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preiſen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieſer und Jener ſchließt ſich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, ſo daß derſelbe immer anſehnlicher wird, je mehr er ſich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef deſſelben die geſetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieſelbe betrug urſprünglich hundert Franken; ſeitdem aber die Jagd von den Einheimiſchen ſowohl, als von den europäiſchen

Ansiedlern regelrechter betrieben worden ist, hat man sie auf funfzig Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schußgelde für den Leopard. Nach Auszahlung der Prämie begiebt sich der Zug vor das Hotel des befehlshabenden Generals; diesem wird häufig in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk das Fell überlassen. Zeigt er aber keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von 100 bis 150 Franken zu einem Gerber, der sie als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für 400 Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen."

„Auf solche Weise verdient der Jäger durch seinen Schuß ungefähr 300 Franken: — für einen Araber eine ungeheure Summe. Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln und kehrt dann freudigen Herzens in seinen Duar zurück. Aber an diesem schnellen Verdienst hat der Teufel seinen Antheil; denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unersättliche Jagdlust. Er vernachlässigt fortan alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück ist sparsam mit seinen Gaben. Das wenige übriggebliebene Geld wird nun nach und nach verausgabt, das Pulver wird knapp, der neue Burnus wird gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln werden verkauft, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Sand empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals ist wieder ein Bettler. Auf meinen Zügen habe ich viele solcher Löwenjäger kennen gelernt, welche außer ihren Lorbeeren so gut wie Nichts besaßen. Ein Schuß Pulver war für sie der Inbegriff aller Wünsche, die erste Staffel zur Erreichung ihrer hochfliegenden Pläne. Stundenlang, ja ganze Tage saßen sie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten; der Endreim aller Erzählungen war immer ein Betteln um Pulver. Niemals ließen sie sich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen."

„Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit 50 bis 150 Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben oder sie folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und diese wirft sich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger."

„Im Allgemeinen ist der Winter, besonders wenn derselbe von heftigen Schneefällen begleitet ist, die geeignetste Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchsten Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen, in die Niederungen hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zurückzufolgen. Uebrigens sind reißende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hinderniß auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe."

„Ist es um die Brunstzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in einen Duar eindringt, ein Rind, Pferd oder Maulthier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet, bis ihr Gemahl zu ihr zurückkehrt; dieser soll sogar die Artigkeit soweit treiben, daß er ihr den ersten Antheil von der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber hermacht."

„In unserem gesitteten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im Allgemeinen zu gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welchen außerordentlichen Vortheil eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf mag genügen."

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von 35 Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutender. Man kann

diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich 6000 Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also 210,000 Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit 50 Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauch während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von Zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wird aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Die Neger am weißen Flusse und die Hottentotten tödten den Löwen mit vergifteten Pfeilen. Doch müssen diese fürchterlichen Waffen im Innern Afrikas noch keineswegs sehr verbreitet und gekannt sein, da man an vielen Orten so große Mengen von Löwen findet und oft ganze Dörfer ihretwegen mehr auf den Bäumen, als auf der Erde erbauen muß. — Die großartigsten Löwenjagden hat jedenfalls der Schotte Gordon Cumming ausgeführt, welcher fünf Jahre lang Südafrika durchreiste, blos in der Absicht, um zu jagen. Er war auf das vortrefflichste eingerichtet und namentlich mit ausgezeichneten Hunden versehen, von denen bei seinen Jagden siebzig Stück umkamen. Seine Berichte sind sehr anziehend; doch scheint es mir, daß nicht alle vollkommenen Glauben verdienen. Die zuverlässigen Berichte und meine eigenen Erfahrungen im Sudahn stimmen etwa im Folgenden überein:

Jeder plötzlich im Schlafe erwachte Löwe verliert seine Besonnenheit und flieht vor dem Menschen, und wenn er dabei nicht verwundet wird, thut er keinem Etwas zu Leide. Anders verhält es sich, sobald er sich gefährdet sieht. Dann wird sein Muth gleichsam herausgefordert, und nur vor einer großen Uebermacht zieht er sich dann zurück, vollkommen ruhig, langsam, Schritt vor Schritt. Wenn er sehr stark verfolgt wird, beginnt er wohl auch, zu laufen, aber immer nur in Ausnahmsfällen. Gewöhnlich hält er blos dann Stand, wenn er zur Vertheidigung gedrängt wird. Von diesem Augenblicke an aber beweist er den unerschütterlichsten Muth, selbst gegen die größte Uebermacht. Gute, muthige Hunde stellen ihn am ersten, weil sie ihn von allen Seiten umringen und mit herausforderndem Gebell begrüßen. Diejenigen, welche ihm zu nahe auf den Leib kommen, werden durch einen einzigen Schlag mit der Tatze von seiner Stärke belehrt. Allein viele Hunde sind nicht blos des Hasen, sondern auch des Löwen Tod, da sie ihn so lange beschäftigen und festmachen, bis die Jäger herbeikommen, welche ihrerseits dann ein verhältnißmäßig leichtes Spiel haben. Uebrigens ist der Löwe leichter zu tödten, als manches andere Wild. Trifft ihn z. B. nur eine Kugel in den Bauch, so stellt sich augenblicklich Erbrechen bei ihm ein, und er ist dann unvermögend zu laufen. Mit einer ähnlichen Verwundung können Wiederkäuer noch tagelang leben, der Löwe aber geht an ihr zu Grunde.

Ein alter männlicher Löwe vertheidigt regelmäßig die Löwin und auch die Jungen; deshalb ist es sehr schwer, sich der letzteren zu bemächtigen. Gewöhnlich fängt man die Thiere, solange sie noch klein und liebenswürdig sind, zu der Zeit, in welcher die Mutter ausgegangen ist, um das Wild, dem mit Anbruch der Nacht die Jagd gelten soll, zu beobachten. Gelingt der Raub, ohne daß die Löwin zurückkehrt, so ist gleichwohl noch nicht alle Gefahr verschwunden; denn beide Eltern sollen in rasender Wuth noch tagelang das Land durchstreifen und nach ihren Kindern suchen.

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken, als einen so gezähmten Löwen, welcher nach kurzer Zeit seine ganze Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum, vergessen hat und sich dem Menschen mit voller Seele hingiebt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und ihr liebenswürdiges Wesen, sowie viele Eigenheiten von ihr bereits ausführlich in der „Gartenlaube" beschrieben, weshalb ich hier blos Folgendes kurz erwähnen will:

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudahn, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenk gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserm Hofe ein und durfte dort frei herumlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde blos dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, sich nach Katzenart auf den Boden zu legen und Einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel, wie eine Katze über die Maus, aber blos in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an, wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie gleich besänftigen.

Auf der Reise von Charthum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich jedesmal ihres Unraths; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmuzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter Anderm in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem andern einen kleinen Negerknaben: doch konnte ich zum Glück den Bedrängten leicht befreien, da sie sich gegen mich überhaupt nie widerspenstig zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spaziren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf zur allgemeinen Freude aller Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. — Ich habe nach allem Diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett. Schlechtes Fleisch verursacht ihm leicht Krankheiten, und deshalb gehen den Thierbudenbesitzern viele von ihren Löwen zu Grunde.

Es hält nicht gerade schwer, ein Löwenpaar in der Gefangenschaft zur Begattung zu bringen. Ja selbst der Löwe und der Tiger paaren sich. Bis jetzt ist es aber immer nur ausnahmsweise gelungen, in der Gefangenschaft geborne Junge groß zu ziehen; sie sterben gewöhnlich am Zahnen. Die wenigen aber, welche aufkamen, wurden zahm wie Hunde, so zahm, daß man sie sogar auf der Bühne auftreten lassen konnte. Ein in Europa geborner Löwe wenigstens wurde im Convent-Garden-Theater in London, und zwar in der Oper Alexander und Darius, mehrere Male verwendet.

Ueber wenige Thiere ist von jeher soviel gefabelt worden und wird noch heutigen Tages soviel gefabelt, als über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die Bibel erwähnt ihn an vielen Orten, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch säugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf

Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh oder Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich blos einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. Schachal, der fünfte Name, bedeutet der Brüller; Schachaz der Hohe, Stolze oder sich Erhebende; Oten einen erwachsenen Löwen; Labi eine Löwin; Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird, Würger der Herden; und Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden. Die Bibel lehrt uns auch, daß früher die Löwen in Palästina vorkamen, namentlich am Libanon; an anderen Orten waren sie sogar häufig.

Die Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von ihnen und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. So sollen die Knochen des Löwen so hart sein, daß sie Feuer geben. Er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen u. s. w. Die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß bereits, daß die Löwin keine Mähne hat, sondern nur der Löwe; er weiß auch, daß sie mehrmals Junge wirft, daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monat gehen können. Die alte Behauptung, daß der Löwe das Feuer fürchte, widerlegt er. Außerdem berichtet er von des Löwen großem Muthe, von seinem Gedächtniß und dergleichen. Ja er weiß sogar, daß es zwei Arten Löwen giebt: kürzere mit krauserer Mähne, welche die furchtsameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die stärkeren sind. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer, als ein Wiesel, daß sie sich nach zwei Monaten kaum rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie söffen selten, fräßen nur einen Tag um den andern und könnten dann wohl drei Tage fasten. Sie verschlängen Alles ganz; könnte es der Magen nicht fassen, so zögen sie es wieder mit den Klauen aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende. Er verschone Die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer, als gegen die Weiber aus, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger. In Libyen glaubte man, daß er das Bitten verstehe; denn eine gefangene Frau erzählte, sie sei von vielen Löwen angefallen worden, habe sie aber alle durch Zureden besänftigt und immer gesagt, daß sie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmüthigsten, über alle übrigen Thiere Befehlenden, eine Beute, welche seines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe sie der Löwe gehen lassen.

Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Dictator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus ließ aber sechshundert und Julius Cäsar wenigstens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Circus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der Erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß Derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, sich auch die Menschen zu unterwerfen strebe! Hadrian tödtete im Circus oft hundert Löwen auf einmal. Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für den Circus zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehres schlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens, und von jenem Tage an ist er auch mehr und mehr zurückgedrängt worden. —

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Löwen, welche im Süden und Westen Afrikas oder in Asien wohnen, von dem Löwen der Berberei artlich verschieden sind, wenn auch die

meisten Naturforscher die noch zu erwähnenden Löwen nicht als Arten, sondern als Abänderungen gelten lassen wollen.

Als solche Abänderungen betrachtet man namentlich den Löwen aus Westafrika (Leo senegalensis), welcher sich durch die lichte starke Mähne auszeichnet, während die des Löwen vom Kap (Leo capensis) sehr stark und dunkel ist. Der persische Löwe (Leo persicus) ist kleiner und trägt eine Mähne, welche aus braunen und schwarzen Haaren gemischt ist. Er ist derselbe, welcher in früheren Zeiten nicht blos in Palästina, sondern auch in Griechenland oder wenigstens auf der griechischen Halbinsel vorkam. Herodot berichtet uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Macedonien Löwen über die Kamele herfielen, welche das Gepäck trugen. Sie kamen des Nachts

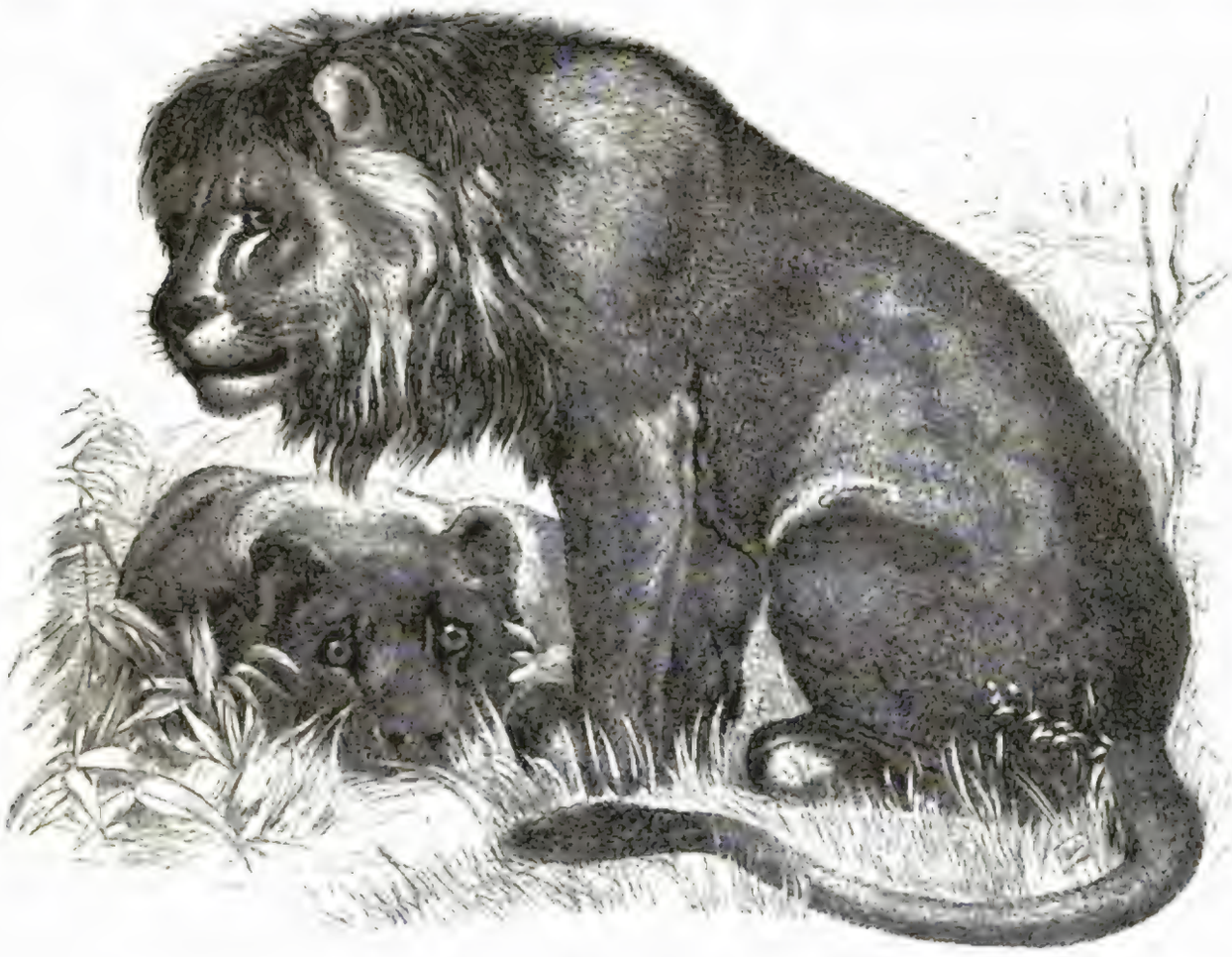
Der Löwe vom Senegal (Leo senegalensis).

aus ihren Lagern, griffen aber blos diese Thiere an, ohne anderes Vieh oder Menschen zu berühren. Männiglich wunderte sich über diesen Unfall, weil man vorher die Thiere dort noch nie beobachtet hatte. Die Flüsse Nessus und Achelous werden als Grenze des Löwengebietes in Europa angegeben, und Aristoteles sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends anders, als dort Löwen gäbe. Wann die edlen Thiere in unserm Erdtheile ausgerottet worden sind, weiß man nicht zu sagen.

Alle die bisher genannten Arten oder Abarten tragen starke Mähnen — nicht so der Löwe von Guzerate in Indien, welcher durch Kapitän Smee entdeckt und nach seiner Heimat Leo Googratensis genannt worden ist. Dieses Thier ist etwas kleiner, als der afrikanische Löwe und am ganzen Leibe gleichmäßig röthlichfahlgelb, nur die starke Schwanzquaste ist weiß. Die Mähne ist blos noch angedeutet und wirklich kaum nennenswerth. Aus diesem Grunde heißt das Thier auch wohl der mähnenlose Löwe. Der Entdecker berichtet etwa Folgendes über das Vorkommen und die Lebensweise dieses Thieres.

Digitized by Google

Der mähnenloſe Löwe findet ſich in Guzerate längs der Ufer der Flüſſe und lebt dort in den niederen Gras- und Schilfdickichten, welche wir unter dem Namen Dſchungeln kennen. Während der heißen Jahreszeit vertreiben ihn die Einwohner aus dieſen Schlupfwinkeln durch das Anzünden der Steppenwaldungen, welches bezweckt, daß der Boden für das nächſte Jahr gedüngt wird und friſches, grünes, ſaftiges Weidegras giebt. Sie ſind dort ſo häufig, daß Smee elf von ihnen in einem Monat erlegen konnte. Gleichwohl wiſſen die Eingebornen nicht viel von ihnen zu erzählen, höchſtens mit Ausnahme der Hirten, welche ſie kennen. Die Herden werden freilich oft genug von ihnen heimgeſucht und beſteuert, aber dieſe Ueberfälle ſchreibt man dann dem Tiger zu, welcher in jenen Gegenden gar nicht vorkommt. Diejenigen Eingebornen, welche den Löwen kennen, nennen ihn Ondiabauch oder Kameltiger, wegen der Aehnlichkeit ſeines Felles mit jenem Thiere. Wie es ſcheint, fügen dieſe Löwen den Herden großen Schaden zu. Innerhalb zehn Tagen wurden in einem



Der Löwe von Guzerate (Leo Googratensis).

einzigen Dorfe vier Eſel geſtohlen. Ob ſie Menſchen angreifen, iſt ſehr fraglich; Smee konnte davon Nichts erfahren. Die durch eine Kugel Verwundeten zeigten großen Muth. Sie ſtellten ſich und bereiteten ſich zum Widerſtand vor oder gingen ſtolz und langſam davon, während der Tiger unter ſolchen Umſtänden ſo ſchnell als möglich ausreißt. Außer in genannter Gegend kommt daſſelbe Thier auch noch weiter in Indien vor, und es iſt ſehr möglich, daß der ſüdperſiſche Löwe dieſer Abart zuzurechnen ſein dürfte. Jedenfalls iſt es derſelbe, von welchem ſchon die Alten behaupteten, daß er keine Mähne trüge.

* * *

Die neue Welt erinnert durch ihre Erzeugniſſe oft in eigenthümlicher Weiſe an die ihr entgegengeſetzten Erdtheile. Erhaben und herrlich ſind die lebendigen Gebilde, welche ihr ureigen ſind: ver-

kümmert, verschwächlicht erscheinen die Geschöpfe, welche als Vertreter anderer, in der alten Welt lebender angesehen werden können. Auch Amerika hat seine Löwen: aber sie sind Zwerge, wahre Kinder im Vergleich zu dem gewaltigen Verwandten in Afrika. Der größte von ihnen verhält sich zu dem Könige der Thiere, wie sich der Tapir zum Elefanten verhält. Ihm fehlt der Herrschermantel, welcher sich um des Löwen Schultern schlägt; er entbehrt der Krone, welche bei jenem Würdezeichen ist: nur in seiner Färbung zeigt er einige Aehnlichkeit mit dem „Würger der Herden", und deshalb ist ihm von den Gauchos der Name Leon geworden, den unsere Thierschausteller passend mit Silberlöwe wiederzugeben pflegen.

Der Puma (Puma) und seine Verwandten könnten, obgleich man sie noch nicht in eine besondere Sippe vereinigt hat, ebensogut wie die Pardel von den übrigen Katzen getrennt werden. Die ihnen gänzlich fehlenden Streifen, Ringel und Flecken, der runde Augenstern und der auffallend kleine, ganz bart- oder mähnenlose Kopf würden dann als Merkmale dieser Gruppe zu betrachten sein.

Als die bekannteste Art dieser Gruppe ist der obengenannte Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Puma concolor) anzusehen. Er ist ein Thier, welches von sich reden gemacht hat: Dies beweist schon sein Namenreichthum. Denn außer den drei genannten Namen führt er noch viele andere. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Creolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chilesen Papi, die Mejikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos, wie bemerkt, Leon; — Niemand aber kann sagen, welche Titel ihm sonst noch wurden. Dieser Namenreichthum deutet auf etwas Königliches hin: und wirklich ist auch der amerikanische Löwe kein zu verachtendes Mitglied seiner Familie.

Die Leibeslänge des erwachsenen Puma beträgt nicht selten bis $3\frac{1}{2}$, ja $3\frac{3}{4}$ Fuß, die des Schwanzes zwei Fuß und die Höhe am Widerrist ungefähr ebensoviel. Der Leib ist schlank, der runde Kopf aber so klein, daß er fast im Mißverhältniß zur ganzen Größe steht. Stark sind eigentlich nur die Füße, welche auch kräftige Pranken besitzen. Die Behaarung ist dicht, kurz und weich, am Bauche etwas reicher, als auf der Oberseite, nirgends aber mähnenartig verlängert. Ihre gewöhnliche Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, wobei die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen. Der Bauch ist röthlichweiß, die Innenseite der Gliedmaßen und die Brust sind noch heller, die Kehle und die Innenseite der Ohren weiß, ihre Außenseiten schwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge steht ein kleiner, weißer Flecken, und die Lippen sind mit kurzen, feinen Haaren und langen, weißen Schnurren bedeckt. Ein anderer Flecken vor dem Auge ist schwarzbraun. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Bisweilen fehlen auch die Augenflecken, namentlich die schwarzen. Zwischen den Männchen und Weibchen findet sich kein Unterschied in der Farbe; die ganz jungen hingegen haben auf den Seiten des Körpers und den Hinterschenkeln einige kaum bemerkbare, runde Flecken, die sich von der Grundfarbe nur durch dunklere Schattirungen unterscheiden und schon nach dem ersten Jahre gänzlich verschwinden.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht blos in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neu-Granada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Kanada. Daher kommt auch sein großer Namenreichthum: er heißt fast in jedem Lande anders. Auch auf die verschiedene Färbung mag diese weite Verbreitung einen gewissen Einfluß üben. In manchen Gegenden ist das Thier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet und war dies auch schon zu Zeiten Azara's (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma ganz nach des Landes Beschaffenheit. In waldreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese blos der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er findet sich auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres,

wo es gar keine Wälder giebt, und verſteckt ſich dort ſehr geſchickt zwiſchen den Gräſern, ohne ſich jemals in eine Höhle zurückzuziehen. „Im Walde beſteigt er die Bäume," wie Azara ſagt, „mit einem Satze, ſelbſt ſolche mit ſenkrechten Stämmen und ſpringt dann auch in Einem wieder von oben nach unten." Gerade hierdurch unterſcheidet er ſich von anderen Katzen und namentlich vom Jaguar, welcher nach Art unſers Hausgenoſſen Hinz klettert. Die Ufer der Ströme und Flüſſe, ſowie Gegenden, welche öfters überſchwemmt werden, ſcheint der Kuguar nicht zu lieben. — Er hat weder ein Lager, noch einen beſtimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er ſchlafend auf Bäumen, im Gebüſch oder im hohen Graſe zu, des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus und legt bei ſeinen Streifereien oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, ſo daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er erſt Beute gemacht hat.

Hinſichtlich ſeines Ausſehens nähert ſich der Kuguar den altweltlichen Katzen mittlerer Größe. Seine ſchlanke Geſtalt, der kleine Kopf und der lange Schwanz geben ſchon im voraus zu erkennen, daß er ein behendes Thier iſt. Alle ſeine Bewegungen ſind leicht und kräftig, er kann Sprünge von zwanzig und mehr Fuß machen. Das Auge iſt groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung ſieht er beſſer, als bei hellem Tage, doch ſcheint ihn das Sonnenlicht nicht eben ſehr zu blenden. Sein Geruch iſt ſchwach, ſein Gehör dagegen äußerſt ſcharf. Nur in der höchſten Noth zeigt er Muth; ſonſt entflieht er immer vor den Menſchen und vor Hunden. Aber gegen wehrloſe Thiere iſt er höchſt grauſam, grauſamer, als alle übrigen Katzen der neuen Welt.

Alle kleineren, ſchwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: die Agutis und Paccas, Rehe, Koatis, Schafe, ganz junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt ſind. Selbſt die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß ſind vor ſeinen Angriffen nicht ſicher; denn er beherrſcht die Höhe, wie den Boden. Nur ſehr ſelten kann man ihn bei ſeinen Jagden beobachten. Sein ſcharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menſchen, und dann entflieht er zu ſchnell, als daß man ſich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meiſtens erſt nachts auf Raub aus, und dann iſt es für den Menſchen nicht gerathen, ſich in ſeinem Gebiete herumzutreiben. Er beſchleicht ſein Wild nach Katzenart und erhaſcht es, wenn er ſich genähert hat, durch einen Sprung. Verfehlt er ſeine Beute, ſo verfolgt er dieſelbe, gegen Gewohnheit ſeiner Verwandten, in weiten Sprüngen, wenn auch nicht lange. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forſcher aufmerkſam, und er ergriff ſein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengeſellſchaft ein krächzendes Geſchrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit ſchwangen ſich die Thiere von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; aber ſie drückten durch ihre kläglichen Töne und mehr noch dadurch, daß ſie unaufhörlich ihren Koth entfallen ließen, großes Entſetzen aus. Ein Kuguar verfolgte ſie und ſetzte in Sprüngen von 15 bis 20 Fuß von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit ſchlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Aeſte, wagte ſich auf denſelben hinaus, bis ſie ſich niederbogen und nahm dann einen ſichern Sprung auf ein Aſtende des nächſten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr ſofort den Hals auf und leckt, ehe er von derſelben zu freſſen anfängt, zuerſt ihr Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf, von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vordern, und bedeckt das Uebrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Geſättigt zieht er ſich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt ſich dem Schlafe; ſelten aber bleibt er in der Nähe ſeiner Beute, ſondern entfernt ſich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufſtößt, zu dem Reſte ſeines geſtrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, ſo läßt er das Aas ruhig liegen. In Fäulniß übergegangenes Fleiſch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr, als das Fleiſch, und deshalb begnügt er ſich nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Dieſe Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich ſchädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete

in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen blos den Hals auf und trank ihr Blut. Am andern Tage wurde er im nahen Walde erlegt; sein Magen war noch strotzend von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn sich der Puma übermäßig mit Blut angefüllt hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit niemals weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paraguai und nach den Berichten Azara's soll er in einer Nacht manchmal bis funfzig Schafe erwürgen! Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er nicht an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreift.

Nur ungern bleibt der Kuguar lange in dem gleichen Gebiete. Gewöhnlich streift er ruhelos umher. Dabei scheut er sich aber vor dem Wasser und schwimmt nur im Nothfalle über Flüsse, obwohl er das Schwimmen sehr gut versteht.

Zur Begattungszeit, welche in Südamerika in den Februar und März fällt, sucht sich das Männchen ein Weibchen auf. Die übrige Zeit leben die Geschlechter getrennt und jagen für sich allein. Die Tragzeit mag etwa drei Monate währen. Das Weibchen wirft zwei, seltener drei Junge, welche blind zur Welt kommen. Sie werden von der Mutter im hohen Grase, im Dickicht des Waldes oder wohl auch in einem hohlen Baume versteckt und behütet, wenn auch die Alte bei ihren Raubzügen sich oft weit von ihnen entfernt. Gegen Menschen und Hunde wagt sie ihre Brut übrigens nicht zu vertheidigen, sondern läßt sie feig im Stiche. Die Jungen begleiten die Mutter nach einigen Wochen auf ihren Streifereien und werden dann von ihr verlassen.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnißmäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen: denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, sobald er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von den Hunden aufgescheucht wurde, auf Bäume klettert und in dem Gezweig seinen Weg mit größter Schnelligkeit weiter verfolgt. Nur im ersten Schlafe ist es leicht, ihn mit Hunden zu überraschen. Dann vertheidigt er sich auch wohl gegen dieselben, doch erliegt er ihnen regelmäßig, wenn sie groß, stark und geübt sind. Im Nothfalle sind dann auch die Jäger immer bei der Hand und können dem von den Hunden festgehaltenen Räuber leicht ihre Lanze in das Herz stoßen oder ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Die Gauchos, jene prachtvollen Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in seiner Jagd. Sie hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden und tödten ihn, nachdem die Hunde ihn gestellt haben, mit ihren Bolas oder Wurfkugeln oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, setzen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und dann von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher auf den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes Gebrüll und fühlte sich in demselben Augenblick berührt. Er schüttelte schnell die Decke von sich ab und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm dann plötzlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt und erfuhr, daß man dieses Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuch der Hürden abzuhalten: — gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt zu pflanzen pflegte, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen einzigen von dem Pfahle herabzunehmen. Nicht einmal für Geld waren die Leute zu bewegen, einen der Köpfe zu veräußern. Die Hürdenbesitzer haben nämlich den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde angreifen wird, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit ist. Dabei ist es merkwürdig, daß der Gaucho, wenn er seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich ist; er wird dies aber, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars nehmen selten in der Gefangenschaft Futter an, sondern opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und zwar außerordentlich zahm. Rengger versichert, daß man den Puma zum Hausthier machen könnte, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandelte, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzennahrung ist ihm sehr zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, wenn er sie genießen soll; auch erkrankt er sehr bald, wenn man ihm kein Fleisch giebt. Seine Lieblingsspeise ist warmes Blut, und davon kann er, wie unser Gewährsmann sagt, fünf bis sechs Pfund auf einmal ohne Nachtheil trinken. Das rohe Fleisch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Fressen hält er, wie unsere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er sich zunächst die Pfoten und einen Theil des Leibes; dann legt er sich schlafen und bringt so einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüssigkeiten reichen, besonders im Sommer, weil ihm nicht einmal frisches Blut das Wasser gänzlich ersetzen kann und er auch, wenn er durstig ist, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Wasser versorgt. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen, als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er sich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen ist er niemals im Stande, der Lust zu widerstehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. — Nach Katzenart spielt er oft stundenlang mit beweglichen Gegenständen, zumal mit Kugeln.

Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise, wie die Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man aber niemals von ihnen vernommen. Zwei Pumas, welche sich in unserm Thiergarten befinden, begrüßen ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie ich es von andern Katzen nie hörte. Nur durch Eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt sich, wenn er seinen Herrn erst liebgewonnen hat und gern mit ihm spielt, bei seiner Annäherung zu verstecken und springt dann unversehens auf ihn los — gerade so, wie Dies zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann sich leicht denken, wie ungemüthlich solche, zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich nur spielend, seine Krallen und Zähne auf unangenehme Weise. Einzelne sollen so zahm geworden sein, daß man sie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf diese Angabe wohl noch sehr der Bestätigung. Azara besaß einen jung aufgezogenen Kuguar über vier Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatsachen auch noch, daß das Thier seinen Wärtern zum Fluß folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne sich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulassen. Wenn er frei im Hofe herumlief, sprang er zuweilen

über die Umzäunung hinweg, luſtwandelte nach ſeinem Vergnügen in der Stadt herum und kehrte dann in das Haus zurück, ohne daß man ihn ſuchte. Das Fleiſch, welches er bekam, bedeckte er nicht ſelten mit Sand; ehe er es aber fraß, wuſch er es im Waſſer ab, und dabei verzehrte er es gleich mit. Wenn er es rein erhielt, legte er es immer hübſch auf ein Bret, und dort fraß er es ganz nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkaute, ohne es zu zerſtückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paraguai nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man ſein Fleiſch und behauptet, daß es ſehr wohlſchmeckend und dem Kalbfleiſche ganz ähnlich wäre, ja die Pflanzer in Carolina haben es ſogar für einen Leckerbiſſen gehalten.

Der Kuguar hat, ſoviel man bis jetzt weiß, noch zwei Verwandte, den Yaguarundi und den Eyra, wie die Indianer dieſe Thiere nennen oder wenigſtens früher nannten.

Erſterer (Puma Yaguarundi) iſt ein ſchlankes, ſchmächtiges Thier, welches durch ſeinen gedehnten Körper und ſeinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf iſt klein, die Ohren ſind abgerundet, die Behaarung iſt kurz, dicht und von ſchwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare

Der Yaguarundi (Puma Yaguarundi).

aber ſind an der Wurzel tiefſchwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze ſchwarz. Dieſe Haarfärbung verleiht dem Yaguarundi die Fähigkeit, bald heller und bald dunkler zu erſcheinen. Wenn er ſich nämlich im Zuſtande vollſter Ruhe befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann treten natürlich die ſchwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird alſo dunkler; erregt er ſich aber, ſo ſträubt ſich, wie Dies bei Katzen ja ganz gewöhnlich, ſein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares ſichtbar, die Geſammtfärbung alſo lichter. Die Pfoten und die Lippen ſind heller, mehr ins Gräuliche fallend, die Schnurren braun. Bisweilen ſind die Haare ſchwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi iſt viel geringer, als die des Kuguars, denn die Länge des Leibes beträgt blos $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Fuß und die Länge des Schwanzes nur einen Fuß, die Höhe am Widerriſt einen Fuß einen Zoll.

Der Yaguarundi bewohnt das wärmere Braſilien, Guiana und Paraguai. Hier hauſt er in den Wäldern, doch liebt er mehr den Saum derſelben, dichtes Geſträuch und die Hecken, als den eigentlichen, tiefern Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein beſtimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsſtunden gewöhnlich ſchlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch

auch nicht selten bei Tage, geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln, sowie aus kleinen und jungen Säugethieren, aus Mäusen, Agutis, Kaninchen, jungen Rehen, ja wohl auch jungen Hirschen ꝛc. Doch erfuhr Azara auch, daß er sich auf größere Thiere stürze, nach Art des Luchses sich in deren Halse festbeiße und sich nun von dem Thiere nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis es verendet sei. Bei weitem den größten Theil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete ihn und seine Raubzüge nicht selten und gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher sich ein Yaguarundi aufhielt, band dieser Beobachter eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich dann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er sich unvermerkt der Henne zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so sorgfältig, daß sich kaum die Grashalme bewegten. Als er sich seinem Schlachtopfer bis auf sechs oder acht Fuß genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. — Die Hühnerarten scheinen mit sein Lieblingsfutter zu sein, und er soll dieselben, wie genannter Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tödtet der Yaguarundi mehr als ein Thier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf den Raub aus und holt sich wieder ein Stückchen, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und macht von hier aus nur kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist. Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und Dezember fällt, kommen natürlich immer mehrere Männchen zusammen, und man hört sie sich dann in dem Bromeliengestrüpp herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa neun bis zehn Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen zwei bis drei Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüpp überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von ihren Jungen. Sie versorgt dieselben, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagethieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde, und niemals wagt sie, dieselben gegen Menschen oder Hunde zu vertheidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb auch ganz gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande, fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er sich nur im äußersten Nothfalle widersetzt. Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern zwischen den stachligen Bromelien zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er oder springt selbst ins Wasser und sucht sich schwimmend zu retten.

Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in der Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm, wie die sanfteste Hauskatze. Ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause herumzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfig oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich sehr gern streicheln, spielten mit der Hand, die man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen und durch Sprünge ihre Freude, wenn man sich ihnen näherte; doch zeigten sie für Niemanden insbesondere weder Anhänglichkeit, noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie, diese Thiere zu erhaschen, wenn sie in ihre Nähe kamen, und versteckten sich vorher recht schlau zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte

ihnen ihre Raubſucht benehmen, nicht einmal ſie bewegen, ihren ſchon gemachten Raub fahren zu laſſen. Rengger hob Yaguarundis, die ein Küchlein im Munde hatten, beim Halsbande auf und ſchleuderte ſie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß ſie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denſelben mit Gewalt, ſo biſſen ſie wüthend um ſich und ſprangen nach der Hand, die ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleiſche gaben die Gefangenen immer vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkoſt fraßen ſie blos, wenn ſie der wüthendſte Hunger dazu zwang. Wenn man ihnen ein Stück Fleiſch vorwarf, ſuchten ſie daſſelbe zu verſtecken, ehe ſie es fraßen. Sie kauen ganz wie unſere Hauskatze, halten dabei ihre Speiſe aber mit den Vorderpranken feſt. Wenn ſie geſättigt ſind, belecken ſie ihre Tatzen und legen ſich ſchlafen. Iſt es kalt, ſo rollen ſie ſich dabei zuſammen und ſchlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, iſt es aber warm, ſo ſtrecken ſie alle vier Beine und den Schwanz gerade von ſich. Wenn man ihnen morgens Nichts zu freſſen giebt, bleiben ſie faſt den ganzen Tag wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden ſie hingegen am Morgen gut gefüttert, ſo ſchlafen ſie den Mittag und den größten Theil der Nacht über.

Der Eyra (Puma Eyra).

Zwei Yaguarundis, welche man in ein und denſelben Käfig einſperrt, leben in der größten Eintracht mit einander. Sie belecken ſich gegenſeitig, ſpielen zuſammen und legen ſich gewöhnlich neben einander ſchlafen. Nur beim Freſſen ſetzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Uebrigens kennt man bis jetzt noch kein Beiſpiel, daß ſie ſich in der Gefangenſchaft fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, Dies zu bewerkſtelligen, blieben vergeblich.

Die letzte dieſer einfarbigen Katzen Amerikas iſt der Eyra (Puma Eyra), unzweifelhaft eins der merkwürdigſten Glieder der Familie. Alle ſüdamerikaniſchen Katzen ſind ſchlank gebaute Thiere; der Eyra aber iſt ſo lang geſtreckt, daß er gleichſam als Bindeglied der Katzen und Marder erſcheint. Man könnte ihn bezeichnend „Wieſelkatze“ nennen. Hinſichtlich ſeiner Größe ähnelt er dem Yaguarundi, mit dem er auch dieſelben Gegenden bewohnt; doch iſt er, in Paraguai wenigſtens, weit ſeltener. Die Färbung ſeines weichen Haares iſt ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet ſich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrenhaare ſtehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über einen Fuß.

Der Eyra bethätigt ſein vielverſprechendes Aeußere nicht. Man möchte glauben, daß er alle Eigenſchaften der Katzen und Marder in ſich vereinige: aber er iſt auch nicht gewandter, als der Yaguarundi, und nur ſein unerſättlicher Blutdurſt, ſeine Grauſamkeit ſtellt ihn, vom Raubthierſtandpunkte betrachtet, über jenen und beweiſt, daß ſeine Marderähnlichkeit denn doch noch anderweitig begründet iſt. Auch er lebt paarweiſe in einem beſtimmten Gebiete und hat ſo ziemlich dasſelbe Betragen, wie der Yaguarundi. Rengger hielt einige in der Gefangenſchaft, ohne ſie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch ſo klein, daß ſie ſich kaum auf den Beinen halten konnten, und griffen doch bereits das Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, daſſelbe zu überwältigen, ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahn durch einen Spornſchlag in den Hals getödtet. Der andere mußte wegen ſeiner unbezähmbaren Raubſucht immer eingeſperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er in einem Augenblicke mehrere junge Enten ab. Dieſe Raubſucht abgerechnet, war er ſehr zahm, ſpielte in ſeiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war beſonders einem Affen zugethan, wahrſcheinlich weil dieſer ihn immer von den Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde er unfreundlicher gegen die anderen Thiere, blieb aber zutraulich und ſanft gegen die Menſchen, ſobald man ihn nicht bei dem Freſſen ſtörte. Uebrigens machte er keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Wärtern und ganz fremden Perſonen, und zeigte weder Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, noch für erlittene Beleidigungen.

Azara, der Entdecker des Eyra, verſichert, daß keine andere Katze dieſes kleine Raubthier hinſichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wiſſe.

Vor wenigen Jahren kamen zwei dieſer ſchönen Katzen nach London. Von ihnen nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

Löwe, Tiger und Jaguar gelten mit Recht als die Herrſcher im Katzengeſchlecht, und jeder von ihnen hat ſich auch einen eignen Erdtheil zu ſeiner Herrſchaft auserkoren. Aber wie ſehr unterſcheiden ſie ſich von einander, und namentlich die beiden letzteren von dem erſtern! Tiger und Jaguar ſind vollſtändigere Katzen, als der Löwe, aber aus demſelben Grunde auch blut- und raubgierigere Thiere, als jener. Der Löwe iſt trotz ſeines Räuberthums ein edles, großartiges Thier, ein offner Gewaltherrſcher: Tiger und Jaguar aber ſind ſchleichende, heimtückiſche und deshalb doppelt gefährliche Feinde aller größeren Säugethiere, den Menſchen mit inbegriffen. Ich nannte Tiger und Jaguar vollendetere Katzen, als den Löwen, und ein einziger Blick auf Geſtalt und Zeichnung des Thieres muß bewirken, daß man mir hierin beipflichtet. Man hat den Tiger in der Neuzeit zum Vertreter einer eignen Sippe erhoben und will höchſtens noch den Nebelparder in ſie einordnen. Allein die Kennzeichen dieſer Sippe ſind doch nur ſehr untergeordneter Art. Der Tiger iſt eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas ſtarkem Backenbart und mit Querſtreifen auf ſeinem bunten Felle. Aber er iſt die furchtbarſte aller Katzen, ein Thier, welchem ſelbſt der Menſch bisher noch machtlos gegenüber ſteht. Kein Geſchöpf kann mit ſeiner verführeriſchen Schönheit ſoviel Tücke und Furchtbarkeit verbinden, keins die alte Fabel von der jungen naſeweiſen Maus, welche in der Katze ein ſo ſchönes und liebenswürdiges Thier bewundert, beſſer beſtätigen. Wollte man ſeine Gefährlichkeit als Maßſtab ſeiner Größe anlegen, ſo müßte man ihn unbedingt als das erſte aller Säugethiere erklären; denn er hat, bisher wenigſtens, dem Herrſcher der Erde noch in einer Weiſe gegenübergeſtanden, wie kein anderes Geſchöpf. Anſtatt vertrieben und zurückgedrängt worden zu ſein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menſchen, iſt er gerade hierdurch mehr zu ihm hingezogen worden und hat ſtellenweiſe den Menſchen verſcheucht, anſtatt von ihm vertrieben worden zu ſein. Er zieht ſich nicht ſo wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, ſondern geht ihr vielmehr dreiſt

entgegen und ſtellt ſich muthig dem Menſchen als Feind gegenüber: aber als heimlicher, unvermuthet herbeiſchleichender und deshalb um ſo gefährlicherer Feind. Man hat ſeine Grauſamkeit und ſeinen Blutdurſt vielfach übertrieben oder wenigſtens mit ſehr grellen Farben geſchildert; allein wir dürfen uns darüber nicht wundern: denn für Diejenigen, welche ihn ſchildern konnten, iſt er allerdings der Inbegriff aller Grauſamkeit. Noch heutigen Tages iſt die Zahl der Tiger, welche Indien bewohnen, ganz ungeheuer, und noch heutigen Tages müſſen dort Tauſende von Menſchen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche ſonſt der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieſer ſchlimmſten aller Landplagen zu befreien.

Der **Königstiger** (Tigris regalis) iſt eine herrliche, wunderſchön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Geſtalt iſt höher, ſchlanker und leichter, als die des Löwen; in der Größe aber ſteht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Ein erwachſener männlicher Tiger erreicht regelmäßig ſieben bis acht Fuß Geſammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze; es ſind aber nicht ſelten einzelne ſehr alte erlegt worden, bei welchen die in derſelben Weiſe gemeſſene Länge neun Fuß ergiebt. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt etwas über fünf Fuß, die Länge des Schwanzes $2^1/_4$ Fuß, die Höhe am Widerriſt $2^1/_2$ Fuß. Der Leib iſt etwas mehr verlängert und geſtreckter, der Kopf runder, als der des Löwen, der Schwanz iſt lang und quaſtenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen iſt kleiner und hat auch einen kürzern Backenbart. Alle Tiger aber, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid, als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens ſind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die ſchönſte Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegenſatz zwiſchen der hellen, roſtgelben Grundfarbe und den dunklen Streifen, welche über ſie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen iſt die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterſeite, den Innenſeiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen ſich nun weit auseinanderſtehende, unregelmäßige, ſchwarze Querſtreifen in ſchiefer Richtung theils nach der Bruſt, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieſer Streifen ſind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz iſt lichter, als die Oberkörpertheile, aber auch er iſt durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurren ſind weiß, die Naſe iſt ungefleckt und die Iris gelblichbraun. Die Jungen ſind genau ſo gezeichnet, wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas hellern Ton. Auch bei dem Tiger kommen verſchiedene Abänderungen in der Färbung vor; die Grundfarbe iſt dunkler oder lichter und in ſeltenen Fällen ſogar weiß mit nebligen Seitenſtreifen.

Man ſollte meinen, daß ein ſo prachtvoll gezeichnetes Thier ſchon von weitem allen Geſchöpfen auffallen müßte, denen es nachſtrebt. Allein dem iſt nicht ſo. Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die Geſammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbeſondere auf das innigſte mit ihrem Aufenthaltsort übereinſtimmt, und brauche deshalb hier blos nochmals an die Dſchungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüſche zu erinnern, in welchen der Tiger hauptſächlich ſeine Wohnung aufſchlägt, — um eine ſolche Meinung zu widerlegen. Selbſt geübten Jägern geſchieht es nicht ſelten, daß ſie einen Tiger, welcher ganz nahe vor ihnen liegt, vollkommen überſehen.

Der Tiger iſt, wie bemerkt, der König aller Katzen Aſiens; denn der Löwe, welcher an einigen Orten dieſelben Steppen mit ihm bewohnt, iſt viel ſchwächer, als er, und kann ſich keinesfalls mit ihm meſſen. Wollte man den König einem Könige gegenüberſtellen, ſo müßte man den afrikaniſchen Löwen wählen; aber auch dann wäre es noch fraglich, ob der Herrſcher in Afrika ſeinen lieben, aber nach Königsart großmüthig gehaßten Vetter in Aſien überwinden möchte.

Die Verbreitung des Tigers iſt eine auffallend große; denn er iſt keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, blos auf die heißen Länder Aſiens, zumal auf Oſtindien, beſchränkt, ſondern zieht ſich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unſer Europa bei weitem an

Ausdehnung über..ıh.. Vom achten Grade ſüdlicher Breite an, bis zum 52. oder 53. nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor, und mit dieſer einzigen Angabe iſt die Meinung, daß er blos innerhalb des warmen Gürtels leben könne, hinlänglich widerlegt. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt, aber man muß dabei bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnißmäßig kälteres Klima beſitzt, als unſer Europa, welches, wie bekannt, der Segnungen des Golfſtromes theilhaftig iſt. Als die weſtlichen Grenzen des Verbreitungskreiſes unſers Raubthieres iſt der Südrand des weſtlichen Kaukaſus anzuſehen; die öſtliche bildet das große Weltmeer, d.. ſüdliche Java und Sumatra und die nördliche das ſüdliche Sibirien oder etwa der Baikalſee und ſeine Breite. Sein Hauptſitz iſt Oſtindien und zwar ebenſowohl Vorder- als Hinterindien. Von hier aus erſtreckt er ſich durch Tibet, Perſien, die ganze Steppe zwiſchen

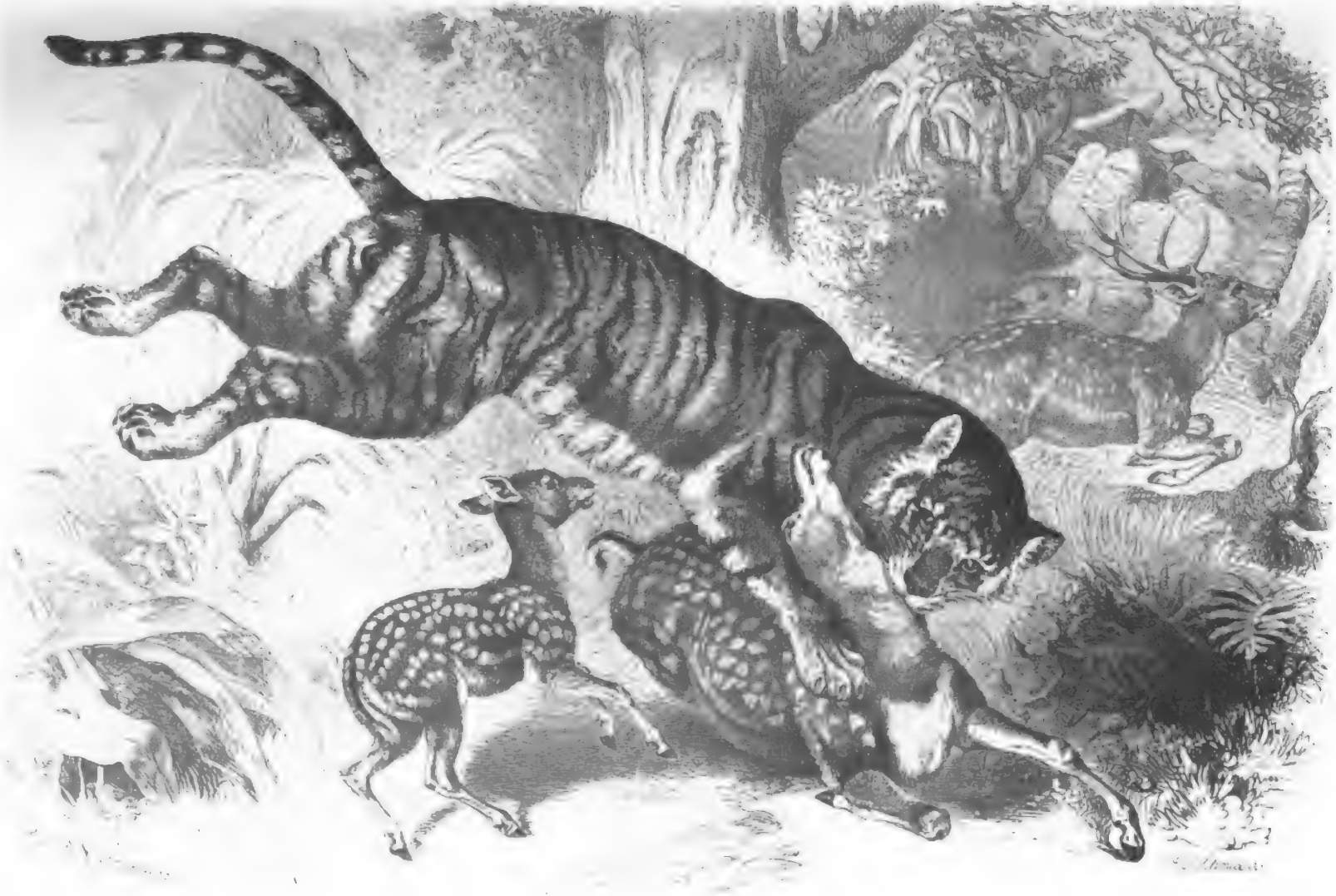
Der Königstiger (Tigris regalis)

Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Weſten von Armenien. Er verbreitet ſich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge und findet ſich überall in der waldreichen und bergigen Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspiſchen Sees. Von hier aus reicht er um die Südſpitze des Aralſees ſüdlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordoſten an den Saiſangſee in die Songorei, nach Oſten hin aber vom Baikalſee durch die Mandſchurei bis nach Korea an die Meeresküſte. In China findet er ſich faſt überall, und nur an dem höhern Mongolenlande oder den waldloſen und dürftigen Ebenen von Afganiſtan iſt er nicht zu treffen. Auch auf den Inſeln des indiſchen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, ſcheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder verſprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus. Man hat ſolche auf der Weſtküſte des Kaspiſchen Sees, in den kirgiſiſchen Steppen zwiſchen den Flüſſen Irtiſch und Iſchim im Altai, ja ſelbſt bei Irkuzk an der Lena gefunden.

Ebensowohl als in den Dschungeln oder Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch, begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern, wenn auch immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheuren, schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht blos sehr verflochten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche das Thier ebensogut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hieraus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältniß zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind jedoch noch anmuthig, wie die kleinerer Katzen, und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer die bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Er ist kein eigentliches Nachtthier, sondern streift, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug giebt. An Tränkplätzen, Landstraßen, Dorfwegen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer; am allerliebsten in dem Gebüsch an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden stets sehr viele durch die Tiger getödtet. Eigentlich ist kein Thier vor dem entsetzlichen Räuber sicher; er greift selbst den jungen Elefanten und das junge Nashorn an, wenn er sich auch an die alten Thiere nicht wagt und einem ausgewachsenen Elefanten unterliegen muß. Sämmtliche Säugethiere, vielleicht mit Ausnahme der anderen Raubthiere und der übrigen Katzenarten, fallen ihm zur Beute, und er stürzt sich ebensowohl auf die stärksten, wie auf die schwächsten. Außerdem holt er sich auch aus der Klasse der Vögel, ja selbst aus der Klasse der Lurche hier und da eine Beute. In denselben Dickungen, in welchen er sich aufhält, wohnen auch viele Hühnerarten, namentlich die Pfauen. Gerade sie haben es sehr häufig mit den Tigern zu thun und kennen ihn deshalb genau. Sie werden auch gewöhnlich zum Verräther des still dahinschleichenden Raubthieres, indem sie entweder geräuschvoll auffliegen und Schutz vor ihm suchen oder, wenn sie bereits gebäumt haben, ihre weittönende Stimme ausstoßen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft seine Jagd.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht blos die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Johnson hat solche Wunden gesehen, welche fünf Zoll tief waren. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnißmäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich alle Wunden, welche gerissen werden, ungleich gefahrvoller sind, als solche, die durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebracht worden sind. Kapitän Williamson, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen gesammelt hatte, versichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe sterben sehen, ohne daß dieser vorher von Starrkrämpfen befallen worden sei, und fügt dem hinzu, daß auch die leichtesten Verwundungen, welche geheilt werden,



Königstiger.

Digitized by Google

bei der geringsten Veranlassung wieder aufspringen. Solche leichte Wunden kommen aber nur äußerst selten vor; denn gewöhnlich sind die Schläge, welche der Tiger ertheilt, tödlich.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Blos die muthigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihm mit ihren tüchtigen Hörnern auch erfolgreich zu begegnen. Deshalb betrachten sich die indischen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für ganz gesichert, während alle übrigen Reiter Dies nicht sind. Denn selbst auf die Elefanten springt der Tiger zuweilen und holt sich von dort einen Menschen herab.

Die Frechheit des furchtbarsten aller Raubthiere übersteigt alle Begriffe. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen der Raubthaten des Tigers; Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Tigers vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könne. Man reist in Indien gewöhnlich des Nachts, der großen Hitze wegen, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen; nicht einmal die Truppen sind gesichert. Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps, dringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind oder andere sich blos durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Aus einer einzigen Ortschaft haben die Tiger, wie Buchanan berichtet, binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeschleppt und aufgefressen! In anderen Ortschaften hatten sie noch ärger aufgeräumt, die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Tigern überlassen, welche jetzt ihr Lager dort aufschlugen. Die Angriffe des Raubthieres geschehen so schnell und so plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken ist, und die Uebrigbleibenden bemerken den Tiger gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem er seine unrettbar verlorne Beute bereits gefaßt und weggeschleppt hat. Dann ist das Nachsetzen meist vergeblich; denn wenn auch hier und da ein Mensch oder ein Thier dem Tiger wieder abgejagt wird, sind die Wunden, welche sie empfangen, derart, daß sie daran zu Grunde gehen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht, zu schießen, weil sie befürchten mußten, anstatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen, und mußten diesen seinem Schicksale überlassen. Und Dies geschah zu dessen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald todt zur Erde stürzte. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackern Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine einmal verfehlte Beute nicht weiter, sondern kehrt grollend und brummend nach dem vergeblichen Sprunge in die Dschungeln zurück und sucht sich einen neuen Platz zur Lauer aus. Man sagt, daß blos die schnellfüßigen Hirsche und die achtsamen Pferde oder Wildesel zuweilen Gelegenheit finden, diese Thatsache zu erproben. Doch sind wirklich ein paar Fälle bekannt, daß sich auch Menschen vor einem auf sie anspringenden Tiger unverfehrt gerettet haben.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers, sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Uebersättigung und damit zusammenhängende Faulheit sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzugs; zuweilen läßt auch der Schreck den Tiger seine Stärke vergessen. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erstere müssen nicht nur in beständiger Sorge um ihre Herden, sondern auch um sich selbst sein, und von diesen verliert bei weitem der größte Theil durch den Tiger das Leben. Unglückliche Mütter setzen, wenn sie sich von Tigern bedroht sehen, ohne auf die Hilfe ihrer Männer rechnen zu können, ihre unmündigen Kinder als Opfer in den Wald und hoffen, dadurch ihre eigne Rettung zu erlangen, ein Mittel der Abwehr, zu welchem gewiß blos die Verzweiflung greifen kann. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleit von Lanzen- und Fackelträgern, sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch immer oft genug weggeschleppt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gumeahstromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht, sondern springt mitten unter die Lagerfeuer und holt sich dort einen Menschen weg. — Ein Tiger in Java brach sogar nachts durch das Dach einer Hütte ein und packte einen von den acht Javanesen, welche dort um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreis der Uebrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort.

Auf der Insel Singapore ist nach Berthold Schumann die Zahl der Tiger sehr groß, und es vergeht kaum eine Woche, wo nicht mehrere Leute getödtet werden. In den verrufensten Tigergegenden hat deshalb gegenwärtig die Regierung die Wälder zu beiden Seiten der Straßen aushauen und an gewissen Ruheplätzen ringsum den Wald ausbrennen lassen, um die Schlupfwinkel der Tiger zu zerstören. Und sobald diese Vorsichtsmaßregel zu erneuern vergessen wird und das hohe Gras wieder jene Stellen bedeckt, siedeln sich die Tiger auch wieder an und rauben nach wie vor.

Ebensowenig als das Feuer den Tiger schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Möckern schiffte mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg Letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht, denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen ebenfalls vorzüglich verstand, suchte jetzt seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, soweit er konnte, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er denn auch mit

Freuden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand.

Ein anderer Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist unglaublich groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht blos einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel meilenweit mit sich fort; dabei zeigt er zugleich viel Klugheit. Niemals oder nur höchst ungern schleift er ein solches Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich, um sich nicht selbst zu verrathen. Dennoch kann er aber die Spuren, die ein solcher Streifzug hinterläßt, nicht verdecken. Wenn er ein großes Thier schlägt oder tödtet, z. B. einen Ochsen, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig, soviel er fressen kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger, als der Wolf, und frißt, soviel als er kann; dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Man versichert, daß er keineswegs ein Leckermaul sei, sondern Alles fresse, was ihm vorkomme, das Fell und die Knochen ebenfalls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, geradezu Menschenfresser genannt. Die Jagd auf den tölpischen und unbehilflichen Menschen behagt ihnen mehr, als andere.

Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich blos, um zu trinken, und giebt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin. Die Inder behaupten, daß er zuweilen sogar drei Tage an einer und derselben Stelle liege, während andere versichern, daß er am nächsten Morgen, spätestens am nächsten Abende wieder zu seiner früher gemachten Beute zurückkehre, um nochmals von ihr zu fressen, falls er noch Ueberreste finden sollte: — denn auch an seiner königlichen Tafel speist das hungrige Bettelgesindel, wie an der Tafel des Löwen. Die Schakale, Füchse und wilden Hunde, welche bei Nacht den Wald durchstreifen, verfolgen die blutige Fährte des geschundenen Thieres und fressen sich an den Ueberbleibseln des Leichnams toll und voll. Bei Tage aber entdecken die Aasgeier bald die Leiche und kommen scharenweise herbeigeflogen. Nicht selten entsteht sogar noch Kampf und Streit auf ihr zwischen diesen Thieren. Die vierfüßigen Schmarotzer sind so regelmäßige Gäste an der Tafel des Tigers, daß sie, zumal die Schakale, geradezu als seine Boten und Kundschafter angesehen werden und wie die Pfauen oder Affen, welche aus Furcht vor dem Tiger ihn verrathen, dazu dienen, seine Aufsuchung zu erleichtern.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen und ihn für ein Scheusal halten, welches die Hölle selbst ausgespieen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer an vielen Orten Indiens geradezu geschont, ja an einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. Der Inder sucht eben aus jedem Thiere, welches sich einigermaßen bemerklich macht, etwas Besonderes zu machen und sieht in solchen, welche sehr schädlich werden, eine Art von strafendem Gotte. Man hat die Gewohnheit, an den Orten, wo ein Mensch von einem Tiger getödtet worden ist, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen und errichtet daneben auch gewöhnlich eine Hütte, in welcher sich die Reisenden zum Gebet versammeln. Ereignet es sich nun, daß an derselben Stelle zum zweiten Male ein Mensch

dem Tiger als Opfer fällt, so wird er als ein Sünder und sein Tod als ein gottgerechter betrachtet. Früher ging man noch weiter. In Siam nämlich fanden noch vor etwa sechzig Jahren Tigerproben zur Ermittlung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig! Dieser abscheuliche Aberglaube ist natürlich nur geeignet, die Tiger zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung bieten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt werden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Berüchtigung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigen Tags die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen, ganz unbekümmert darum, ob solchem Vergnügen Hunderte oder Tausende von ihren Unterthanen aufgeopfert werden oder nicht. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer 1032 Tiger erlegt werden konnten. Noch häufiger, als hier, sollen die Tiger in Siam und Birma sein, zumal an den Rohrwäldern am Irawaddi. Auf Java und Sumatra leben die Eingebornen der Ueberzeugung, daß die Tiger blos die Hüllen verstorbener Menschen sind, und wagen es deshalb gar nicht, sie zu tödten. Hierzu kommt nun noch die Unzulänglichkeit der Waffen, welche die Eingebornen besitzen. Der Mensch ohne Feuerwaffen ist vollkommen macht- und wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber; laufen doch selbst Wohlbewaffnete immer noch Gefahr. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer giebt es deren gerade genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossinbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, vollkommen gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten blos die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde sehr wenig ausgerichtet. Noch heutigen Tags sendet der Kaiser von China viele Tausende von Jägern in die Wälder, um Tiger, Panther, Löwen, Wölfe u. s. w. zu erlegen; gleichwohl wurden in einem Jahre bei einem so gewaltigen Jagdzuge, an dem 5000 Mann Theil genommen hatten, achtzig Menschen zerrissen. Im 17. Jahrhundert zog nach dem Bericht des Jesuiten Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Tong, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis immer mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd wurden auf einmal über tausend Hirsche, viele Bären, Wildschweine und sechzig Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden zur Jagd aus, ohne jedoch sonderlichen Erfolg zu erzielen. Aehnliche Jagden werden von den indischen Fürsten noch heutigen Tags abgehalten, und für dieselben hegen und pflegen eben die Fürsten ihre Tiger, wie bei uns zu Lande hohe Herren die ihren Unterthanen ebenfalls sehr schädlichen Wildschweine oder Edelhirsche.

Mörkern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Die Weiber saßen in bedeckten Wagen. Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben, Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck augenblicklich mit 200 Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und

Bellen im dichten Gebüsch, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern, aber unversehrt aus dem Gebüsch hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten ins Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpore eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen, bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleinern für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen 32 Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen saßen außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborne. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von vierzig Elefanten vorwärts bewegte, oft 15 bis 20 Fuß hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von hundert Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt nämlich, auf 13 bis 14 Fuß Entfernung, hohe Bambusstangen mit außerordentlich großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden dann für die hohen Herren Gerüste errichtet und mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten, besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa 11 Fuß hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen dann verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Thiere in dem begrenzten Theile der Dschungeln sich befinden, da sie sonst durch ihr blindes Anrennen die Netze augenblicklich zerreißen und somit, trotz den längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle möglichen Arten von Schreckmitteln angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt ꝛc. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind fürchterliche Dinge für das Raubthier, und kein Tiger kann einem solchen feurigen Drachen, der mit soviel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen. Schon nach kurzer Zeit gewahrt man ein Bewegen der Dschungeln und sieht, wie sich das erschreckte Raubthier feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es stürmen! Da erreicht es die Netze; sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu gefährlich, um den Versuch zu wagen, sie zu durchbrechen; die Stangen aber, an welchen sie befestigt sind, sind viel zu leicht und biegsam, als daß der Flüchtende an ihnen emporklimmen könnte, und so ist er genöthigt, sich längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat aber einen sehr

wichtigen Grund gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festtag gelten. Deshalb ist ihr Erfolg verhältnißmäßig gering.

Weit ergiebiger, als alle die großen Treiben, wenn auch weniger pomphaft, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Lieutenant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel „Tiger Shooting in India", und erzählt darin, daß er 68 Tiger, drei Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe. Da mir das Werk nicht zur Hand ist, entnehme ich Einiges aus demselben, welches Hartwig in seiner „Tropenwelt" mittheilt.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Tigers beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links schritten neben ihm die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausch. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welch letztere fort und fort abgeschossen wurden. Männer, welche mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnet waren, dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche beständig über die Köpfe der Vorderen hinweg Steine in die Dschungeln warfen und damit noch viel besser, als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge, den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er immer auszuweichen, und sobald er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht, während der Löwe unter ähnlichen Umständen gerade am furchtbarsten wird. Wird der Tiger verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; gehen diese aber in der eben angegebenen Weise durch die Dschungeln, so ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß das Leben der Treiber bei der Untersuchung eben keine große Gefahr läuft, die Rohrbestände mögen so dick sein, wie sie wollen. Am schwierigsten ist es, die Leute immer gehörig zusammenzuhalten, weil dieselben oft, von ihrem eignen Muthe hingerissen, bei dem geringsten günstigen Erfolge geneigt sind, sich zu zerstreuen.

So warf sich einer von Rice's Treibern, alle Geduld über einen Tiger verlierend, welchen weder der Lärm, noch Steinwürfe, noch Feuerbrände von seinem Lager aufjagen konnten, mit gezogenem Säbel ganz allein in das Dickicht; aber wenige Augenblicke später war er auch von dem Tiger ergriffen und gräßlich zerfleischt. Ohne sich zu bedenken, stürzten ihm seine Gefährten zur Hilfe nach und nöthigten den Tiger, ihn wieder fahren zu lassen. Seine Wunden, obgleich schrecklich anzusehen, waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, und er machte noch manches Treiben mit.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder

zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchzogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet, bis sie nach etwa 300 Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert, sie hatten weder in den Büschen, noch im hohen Grase Etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa 20 Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheuern Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war Dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Thier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Thiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein zweiter Schuß tödtete ihn vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewicht des Raubthiers.

Die Treiber waren in der größten Aufregung. Bei dem ersten Angriffe waren sie unwillkürlich zurückgewichen, bald aber traten sie muthig herbei und baten den Lieutenant um Erlaubniß, mit ihren Lanzen einen Angriff zu machen. Vor allen Anderen machte sich Elliots Diener durch seine Verzweiflung bemerklich. Er schrie laut auf, daß sein Herr verloren sei und schoß zu dessen großer Gefahr auf den Tiger. Zum Glück war Elliot nicht tödlich verwundet; denn die Tatze des Räubers, welche nach seinem Kopfe gezielt hatte, war an der Büchse abgeglitten, und der Jäger kam mit einer schrecklichen Armverletzung davon. Der Schlag war so heftig gewesen, daß er den Kolben der Büchse tief eingefurcht und den Hahn derselben abgeplattet hatte! —

Außer dieser Jagdart giebt es noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten die Fallgruben gute Dienste. Von vortrefflicher Wirkung ist auch das Feuer. Man zündet nämlich von Zeit zu Zeit die Hauptverstecksplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man rasch in der Nähe eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Manche Jagdarten sind höchst sonderbar und eigenthümlich. So streut man auf einen häufig begangenen Wechsel des Tigers eine große Menge von Blättern, welche mit Vogelleim bestrichen sind. Der Tiger erscheint, tritt auf die klebrigen Blätter und hat im nächsten Augenblick eine Menge dieser unangenehmen Anhängsel an seinen Füßen. Dies reizt seinen Zorn; er versucht, dieselben loszumachen, bewegt sich heftiger und leimt sich im gleichen Verhältniß immer mehr Blätter an. Schließlich wird er so wüthend, daß er sich wälzt, und nun ist er natürlich in sehr kurzer Frist vollkommen mit den widerwärtigen Blättern bedeckt. Dabei kommt es vor, daß er sich auch die Augen und Ohren beklebt und geradezu unfähig wird, sich nach Willkür weiterzubewegen. Jetzt

erhebt er ein furchtbares Gebrüll und ruft damit ſeine Gegner herbei, welche nun leichtes Spiel haben.

Ein ſehr gefährlich ſcheinender, aber in Wahrheit ungefährlicher Jagdplan beſteht auch in Folgendem: Man baut einen Käfig aus ſehr ſtarkem Bambus und ſtellt ihn auf den Wechſel des Tigers. In dieſen Käfig verbirgt ſich ein bewaffneter Mann und giebt ſich ſomit ſelbſt als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erſcheint der Tiger und gewahrt natürlich ſehr bald den Menſchen, welcher ſeinerſeits alle Mittel gebraucht, um ihn herbeizulocken, und klagt und jammert oder anderes Geräuſch hervorbringt. Die Sache näher zu unterſuchen, kommt der Tiger heran, ſieht ſein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und verſucht jetzt, dieſe mit ſeinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er ſich aber nothwendigerweiſe ſo ſtellen, daß ſeine Bruſt nach dem Manne zugekehrt wird, und dieſer benutzt den günſtigen Augenblick, um ihm ſeine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigſtens, vergiftet iſt, wird das Raubthier faſt regelmäßig mit dem erſten Stoß erlegt.

Bei allen Jagden gebrauchen die Schikaris die Vorſicht, eine beſondere Kleidung anzulegen. Durch langjährige Erfahrung hat man gefunden, daß in den Tigergegenden kein Kleid beſſere Dienſte leiſtet, als ein den abgefallenen Blättern in der Färbung ähnelndes. Ein ſolches ſteht in ſo vollkommenem Einklange mit der Umgebung, daß der Jäger ſchon auf kurze Entfernung hin gänzlich zu verſchwinden ſcheint und auch dem ſcharfen Auge eines Tigers weit weniger ſichtbar iſt, als wenn er in grellen und von der Umgebung abſtechend gefärbten Kleidern in die Dſchungeln dringen wollte.

Es iſt merkwürdig, daß ein ſo gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeſchoſſener Tiger geht faſt regelmäßig zu Grunde. Dabei wirken freilich noch andere Urſachen mit. In jenen heißen Ländern iſt das Heer der ſtechenden und blutſaugenden Kerbthiere ſelbſtverſtändlich ein weit größeres, als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen ſich, ihre Eier an den Rändern der Wunde abzulegen. Da entſtehen denn ſchon am zweiten Tage die bösartigſten Geſchwüre. Es ſtellt ſich Wundfieber ein, und das Thier geht zu Grunde, ſelbſt wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Die geübten Jäger ſehen übrigens augenblicklich, ob ſie einen Tiger ſo verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er blos leicht getroffen worden iſt. Bei Schüſſen nämlich, deren Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, ſtreckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichſam krampfhaft alle ſeine Klauen aus, und dieſe hinterlaſſen jetzt eine auch dem Unkundigen beſonders auffallende Fährte, während er, wenn er blos leicht verwundet wird, wie gewöhnlich auftritt d. h. gar keine Fährte zurückläßt. An den Blutſpuren iſt ſelten die Verwundung zu erkennen, ja in den meiſten Fällen verlieren die durch die Bruſt geſchoſſenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verſchiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde ſo vollſtändig, daß es den Austritt des Blutes verwehrt.

Der Leichnam des Tigers ſoll, wie allgemein verſichert wird, außerordentlich leicht in Fäulniß übergehen. Man hütet ſich deshalb ſorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszuſetzen oder auf einen von ihr beſchienenen, freien Platz zu legen. Schon nach wenigen Minuten, ſo behauptet man, gehen, wenn man dieſe Vorſicht verabſäumt, die Haare in großen Ballen aus, und bereits wenige Stunden nach dem Tode macht ſich die vollſtändigſte Fäulniß bemerklich. Jeder getödtete Tiger wird deshalb ſogleich mit einem dichten Haufen von belaubten Zweigen bedeckt und ſobald als möglich abgeſtreift.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus ſeinen Jagden zieht, iſt nicht unbedeutend. Ganz abgeſehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er faſt alle Theile des Tigers verwerthen. Das Fleiſch wird allerdings nicht gegeſſen, wie man in Anbetracht der Gewohnheiten vieler Völker, welche alle erlegten wilden Katzen als gute Beute betrachten, vermuthen möchte: wohl aber benutzt man das Fell, die Klauen, die Zähne und das Fett. Das Fell wird mit irgend einem Gerbſtoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeiſt in die Hände der Europäer oder nach China. Es wird weniger geſchätzt, als das Pantherfell

und entweder zu Pferde-, Sattel- oder Schlittendecken, in China aber zu Polſtern verwendet. In Europa iſt es in der Neuzeit ganz aus dem Gebrauch gekommen; dagegen ſchätzen es die Kirgiſen hoch. Sie benutzen es zur Verzierung ihrer Köcher und bezahlen gewöhnlich ein Fell mit einem Pferde. Die Zähne und Klauen aber gelten unter den Schikaris nicht blos als beſonders werthvolle Siegeszeichen, ſondern zugleich als Schutzbriefe oder Amulete gegen Tigeranfälle in vollſter Würdigung des homöopathiſchen Grundſatzes „Gleiches durch Gleiches zu heilen“. Auch die Zunge und Leber haben großen Werth. Dieſe Theile werden nämlich von den Arzneikünſtlern Indiens unter mancherlei Schwindel, wie ihn die Heilkunde überhaupt verlangt, zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer theuer verhandelt. Das Fett gilt als das beſte Mittel gegen gichteriſche Beſchwerden und wird deshalb ſorgfältig aufbewahrt. Bei der Hitze der bevorzugten Tigerländer würde daſſelbe in kurzer Zeit ranzig werden und dann verderben, verſtänden die Eingebornen nicht, es nach ihrer Weiſe zu klären und dann für mehrere Jahre zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Sobald nämlich ein getödteter Tiger abgeſtreift wird, trennen die Jäger das Fett ſorgfältig von dem Fleiſche und werfen es in beſonders dazu beſtimmte Flaſchen, welche ſie mit ſich herumtragen. Dieſe ſetzen ſie, nachdem ſie verkorkt worden ſind, einen vollen Tag der Sonnenhitze aus; und ſobald der Inhalt einmal flüſſig geworden iſt, kann das Fett dann leicht geklärt und für ſpätere Zeiten aufbewahrt werden. Auch die Europäer benutzen es, aber freilich zu anderen Zwecken: ſie wenden es vorzüglich zum Einſchmieren ihrer Gewehre an.

Die Paarungszeit der Tiger iſt verſchieden nach den Klimaten der betreffenden Länder, in welchen der Tiger lebt. Sie tritt regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings ein. Während dieſer Zeit hört man mehr als ſonſt das eigenthümlich dumpfe Gebrüll des Tigers, welches am beſten durch die Silben „Ha-uh“ ausgedrückt werden kann. Nicht ſelten finden ſich dann auch mehrere männliche Tiger bei einem Weibchen ein, obgleich behauptet wird, daß im Ganzen die Tigerinnen häufiger ſeien, als die Tiger. Man ſchreibt Dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger unter einander führen, eben gerade während der Paarungszeit. Etwa 100 Tage nach der Begattung wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwiſchen Bambus oder Schilf, am liebſten unter der dichten und ſchattigen Laube einer Korintha. Die Thierchen ſind, wenn ſie zur Welt kommen, halb ſo groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen ganz reizende Geſchöpfe. In den erſten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn ſie den nagendſten Hunger fühlt. Sobald ſie aber etwas größer geworden ſind und auch nach feſter Nahrung verlangen, ſtreift ſie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert ſich gar nicht um ſeine Brut, unterſtützt jedoch die Alte bei etwaigen Kämpfen für dieſelbe. Nicht ſelten gelingt es, die jungen Tiger zu rauben. Dann hört man das raſende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erſchallen, und ſie erſcheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen ſie ihre Nachkommenſchaft vermuthet. Findet ſie die Spur der Räuber, ſo ſucht ſie dieſelben auf, und nun heißt es auf der Hut ſein, weil die gereizte Mutter dann gar keine Gefahr mehr kennt und ſich tolldreiſt auf die Räuber ihrer Kinder ſtürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen ihre Mutter durch ihr Geſchrei ſelbſt auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingebornen einem engliſchen Kapitän gebracht wurden, heulten ſo laut und anhaltend, daß nicht blos die Alte, ſondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten nun das Geſchrei der Jungen mit dem fürchterlichſten Gebrülle. Aus Beſorgniß vor einem Ueberfall ließ der Engländer die kleinen Tiger frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß ſie von den Alten geholt und in das nahe Gebüſch gebracht worden waren. Wie häufig junge Tiger gefangen werden müſſen, ſieht man am beſten daraus, daß nicht nur alle Thiergärten, ſondern auch faſt alle Thierſchaubuden Tiger beſitzen; denn man muß hierbei bedenken, daß gerade in der Gefangenſchaft ſehr viele dieſer ſchönen Thiere zu Grunde gehen.

Jung eingefangene und verſtändig behandelte Tiger werden ſehr zahm, zeigen ſich aber niemals ſo zutraulich und tückelos, wie Löwen unter ähnlichen Umſtänden. Man hat es in neueſter Zeit ſehr

weit in der Zähmung des Tigers gebracht; sehr häufig wagen die Thierbändiger, selbst zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger an Diejenigen, welche ihm schmeicheln, eine gewisse Anhänglichkeit und erwiedert auch wohl Liebkosungen oder läßt sie sich wenigstens gefallen: doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl blos solange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er sich von diesem mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie. — Die beiden schönen Tiger unseres Thiergartens begrüßen mich durch ein eigenthümliches Schnauben, sobald ich mich zeige, und lecken mir zärtlich die Hand; dennoch darf ich mich niemals verleiten lassen, die ihnen gegenüber nöthige Vorsicht zu vergessen: es liegen hierfür zu viele warnende Thatsachen vor. Ein jung aufgezogener Tiger in Batavia, welcher aus seinem Käfig entkam und entflohen war, tödtete sofort ein Pferd, obgleich er sich den Menschen und Thieren bisher als sehr freundlich gesinnt gezeigt hatte. Er mußte erschossen werden. Von anderen, welche im Käfig sich befanden, erfuhr man leider nur zu häufig Beweise ihrer Unbändigkeit und Grausamkeit, und mehr als ein Thierwärter oder neugieriger Beschauer hat durch den Tiger sogar hier in Europa sein Leben eingebüßt.

Dagegen sind auch Beispiele bekannt, daß zahme Tiger große Anhänglichkeit an ihre Wärter bewiesen. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich bezeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des Erstern ließ sich der Tiger das Letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen.

Auch an Hunde gewöhnt sich der gefangene Tiger, und man kennt ebenso wie bei dem Löwen Beispiele, daß einer oder der andere einen Hund, der zu ihm in den Käfig geworfen wurde, plötzlich in Gnaden aufnahm und später sogar zärtlich lieben lernte.

Alt gefangene Tiger werden niemals zahm.

Bisweilen pflanzt sich der Tiger selbst in der Gefangenschaft fort, und man kennt Beispiele, daß er sich mit dem Löwen begattet und Blendlinge zur Welt gebracht hat, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, immer aber die Streifen des Tigers tragen.

Die indischen Fürsten scheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunst verstanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja sogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tartarei," sagt Marco Polo, „hatte in seiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagte, desgleichen viele Löwen, welche größer sind, als die von Babylon, schöne Haare haben und schöne Farben, nämlich weiße, schwarze und rothe Striemen, und brauchbar sind, wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt sie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wüthend dem Wilde nachlaufen, sodaß man sie nicht halten könnte. Auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie riechen und fliehen würde. Der große Khan hat auch Adler, welche Rehe, Füchse, Wölfe und Dammhirsche fangen, und gebraucht oft zu einer einzigen Jagd 10,000 Menschen, 500 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechselnd auf zehn Elefanten und hat im Wald eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holze, inwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt. Seine Jäger, Aerzte und Sternkundigen tragen Kleider mit Hermelin und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden kostet."

Die indischen Fürsten lassen die gefangenen Tiger zuweilen auch mit anderen starken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam. In eine Um-

zäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, denen der Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand sich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und suchte sich, als er den Elefanten sah, zu drücken, bekam aber von ihm sofort einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich nach dem Rüssel des Elefanten stürzen. Diesen hob der Riese aber in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er hoch emporgeschleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und sie versetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und sie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, so würden ihn die erbosten Dickhäuter wahrscheinlich todtgeschlagen haben. So geschah es wenigstens in Paris, wo man einmal dem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen bereiten wollte.

Man sagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüssel fest zu fassen; doch soll sich der kluge Riese sehr in Acht nehmen, dieses wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtseins seiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeschoren, ja er flieht sogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von dessen Freundschaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

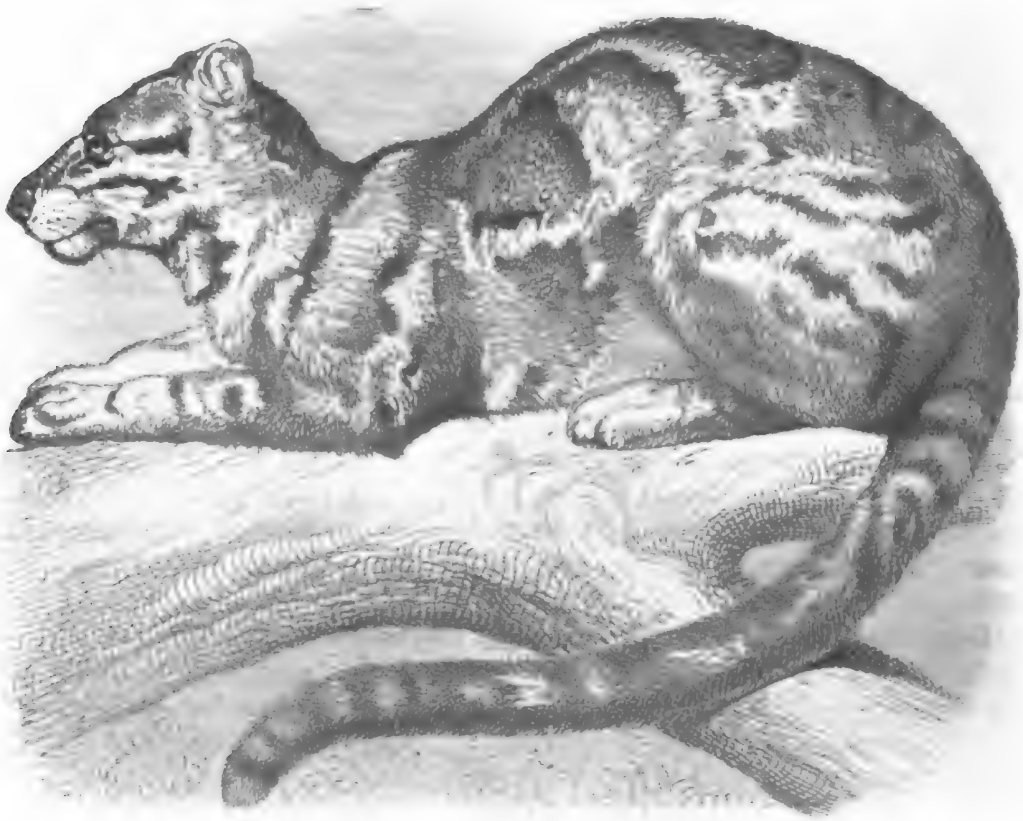
Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der heiligen Schrift scheint er gar nicht vorzukommen, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Thier selbst, von dem er durch die Inder erfahren hat, daß es so groß, wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabo spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war der Tiger bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahr 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfig gezeigt habe. Claudius besaß vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bachus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf tödten, was früher nie gesehen worden war. —

Der Königstiger ist unter den Katzen eine ebenso vereinzelte Erscheinung, wie der Löwe, und hat nicht einmal einen entfernten Verwandten, wie dieser in dem Puma. In der frühern Schöpfung gab es allerdings mehr unzweifelhafte Tigerarten, von denen diejenige, welche am häufigsten gefunden wird, der Höhlentiger nämlich, das mittlere Europa bewohnte. Gegenwärtig giebt es nur noch eine Katze, welche ihm entfernt ähnelt. Dies ist der

Nebelparder oder Riman Dahan (Tigris macroscelis). Der lang gestreckte Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, der kleine, sehr stumpfe Kopf mit den gerundeten Ohren und der lange, weiche Pelz ähneln noch am meisten dem Königstiger. Das Thier ist aber nicht nur bei weitem kleiner, als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes ist ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, welches an den Untertheilen ins Lohfarbene spielt. Das Haar ist lang und wunderbar fein. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden. Auf dem Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßig, winklig gesäumte schwarze Flecken, ebenso auch auf dem Schwanze. Die Länge des Leibes beträgt 3 Fuß, des Schwanzes $2^1/_2$ Fuß.

Bis noch vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Museen, als in den

Thiergärten, und erſt ſeit einiger Zeit ſieht man ihn in den größeren Anſtalten, doch noch immer ſehr einzeln. Die Eingebornen Sumatras, in deren Lande dieſe Katze am häufigſten lebt, verſichern, daß ſie nichts weniger als wild ſei und ſich blos von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Unter die Letzteren müſſen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen der Rimau Dahan oft großen Schaden zufügt. Dieſer eigenthümliche Landname deutet, wie man ſagt, auf das Baumleben des Nebelparder hin. Es wird behauptet, daß er den größten Theil ſeines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf ſeine Beute laure und als geſchickter Kletterer ſie hauptſächlich in dem Geäſt und Gezweige verfolge. Weder in Siam noch in Borneo ſoll er häufig ſein, und die ſüdlichen Theile von Sumatra ſind noch diejenigen Orte, wo er am meiſten ſich aufhält.



Der Nebelparder oder Rimau Dahan (Tigris macroscelis).

Allem Anſcheine nach iſt der Nebelparder ein ſo gemüthlicher Geſell, als dies ein Mitglied des Katzengeſchlechts nur immer ſein kann. Hinſichtlich ſeiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, iſt er auffallend mild in ſeinem Weſen. Zwei Stück, welche Raffles beſaß, waren außerordentlich behagliche Thiere und zeigten beſonders viel Luſt zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche ſie ganz nach Art unſerer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetſcher ihrer Seelenſtimmung zu gebrauchen verſtanden, bildeten den Hauptgegenſtand ihrer gegenſeitigen Beluſtigung. Außerdem waren aber auch rollende oder ſchnell ſich bewegende Sachen für ſie Dinge, werth ihrer höchſten Theilnahme. Man konnte ſie ſtreicheln und liebkoſen, ohne befürchten zu müſſen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden. Sie erwiederten die Freundlichkeit, welche man ihnen ſpendete. Auch befreundeten ſie ſich mit anderen Thieren, und einer von ihnen ſchloß, als er ſich am ſicheren Bord des Schiffes befand, innige Freundſchaft mit einem kleinen Hunde, ſeinem Mitreiſenden, und

Digitized by Google

übte ſeine Spielluſt an dieſem kleinen Gefährten in höchſt rückſichtsvoller Weiſe aus, indem er ängſtlich beſorgt war, ihm durch ſeine bedeutende Stärke nicht zu ſchaden. Während er im Schiffe war, beſtand ſeine hauptſächlichſte Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, ſeine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verſpeiſen ſtürzte er ſich jedesmal nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend geweſen wäre, biß es in den Hals und verſuchte, das Blut zu ſaugen. Manchmal ſpielte er ſtundenlang mit dem Vogel, gerade ſo, wie es die Katzen mit Mäuſen zu thun pflegen, und erſt, nachdem er ſich eine geraume Zeit mit ihm vergnügt gemacht hatte, ging er an das Freſſen.

Ein ſehr ſchöner und geſunder Nebelparder befindet ſich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und iſt beſtändig ein Gegenſtand der Anziehung und Theilnahme für alle Beſchauer. Ich ſah ihn dort in dieſem Frühjahre (1863). Er iſt ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht, wie mit einer gutmüthigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geiſtig verwandte Katze. — Auf einem dicken Zweige, welcher in ſeinem Käfig aufgeſtellt iſt, nimmt er die allerſonderbarſten und zum Theil ſehr unbequeme Stellungen ein. Einmal ſah man ihn ſeiner vollen Länge nach auf einem faſt wagrechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Aſtes herabhängend, wie man Dies niemals von einer andern Katze geſehen hat.

Die ſchönſten Mitglieder der ſchönen Katzenfamilie ſind diejenigen Arten, deren Färbung ſich durch geſäumte, d. h. ringförmig einen Hof umſchließende, oder durch volle Flecken auszeichnet. Man gab ihnen den Namen nach ihrem bunteſten und am längſten bekannten Mitgliede, dem Leopard oder Pardel, und dieſer Name genügt bei deſſen Allbekanntſchaft allein ſchon zur Bezeichnung der ganzen Familie.

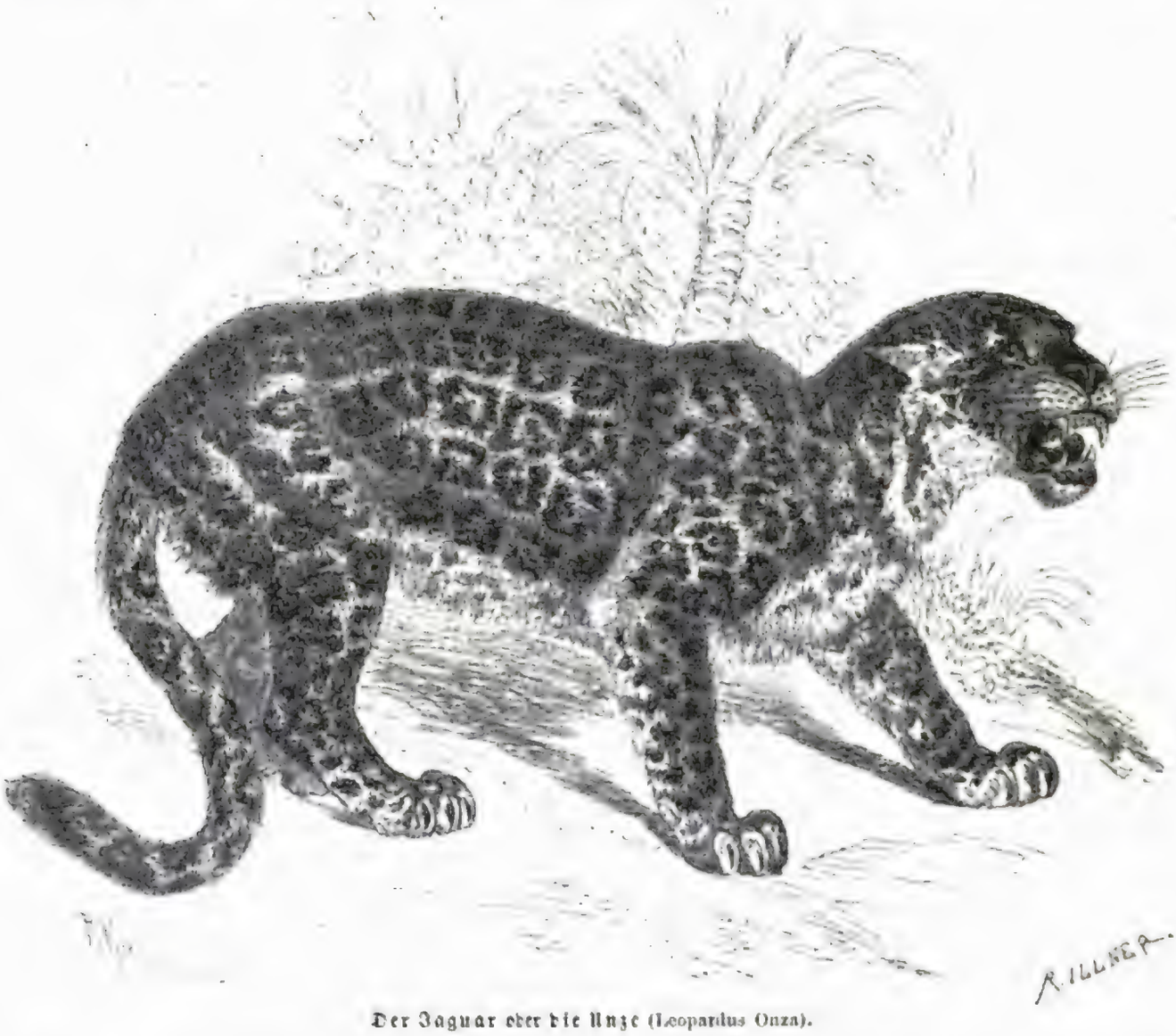
Alle Pardelkatzen (Leopardus) ſind große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, ſehr buntem Fell, ohne Mähne, Quaſten und Pinſel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und ſchönen, großen und leuchtenden Augen, deren Stern rund iſt. Die Flecken ſtehen gewöhnlich roſettenartig zuſammen, ändern aber ſelbſt bei den einzelnen Arten vielfach in Stellung und Geſtalt ab und verwandeln ſich bei anderen in längliche Streifen. Die Pardel bewohnen die alte und die neue Welt und ſind ziemlich zahlreich vertreten. In ihrem Leben, Lebensverhältniſſen und ihren Sitten ſtimmen ſie im weſentlichen mit einander überein; gleichwohl hat faſt jede Art ihr Eigenthümliches, und deshalb macht ſich eine Einzelbeſchreibung der ausgezeichnetſten Mitglieder dieſer Gruppe nothwendig.

Unter ihnen ſteht das gefürchtetſte aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza), obenan.

Er iſt der größte und ſtärkſte der ganzen Gruppe, zugleich aber auch einer der ſchönſtgezeichneten. Wir kennen ihn ſchon aus den erſten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen ſind; doch hat auch jetzt noch immer faſt jeder Reiſende Etwas über ihn zu berichten. Daß bei den Beſchreibungen auch viele Fabeln untergelaufen ſind, iſt leicht erklärlich. Sie beweiſen eben nur die Furchtbarkeit, oder beſſer noch das Anſehen, in welchem das Thier bei den einheimiſchen und eingewanderten Amerikanern ſteht. Durch Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor Allem durch Rengger ſind wir mit dem Thiere genau bekannt geworden, und eine Beſchreibung deſſelben iſt daher ſehr leicht; man braucht eben nur die Worte dieſer ausgezeichneten Gelehrten wiederzugeben. Dies iſt denn auch hier geſchehen.

Der Jaguar ſteht hinſichtlich ſeiner Größe kaum hinter dem Tiger zurück und übertrifft ſomit alle übrigen Mitglieder der Familie, ſelbſtverſtändlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Geſtalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft, als von Gewandtheit; denn das Thier erſcheint etwas ſchwerfällig. Der Körper iſt nicht ſo lang, wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen ſind im Verhältniß zum Rumpfe kürzer, als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachſener

Jaguar mißt nach Rengger 4 Fuß 7 Zoll von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 2 Fuß 2 Zoll von da bis zur Schwanzspitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebensogroß wie der Königstiger waren. Am Widerrist wird die Unze etwa $2^1/_2$ Fuß hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, und an der Kehle, dem Untertheile des Halses, der Brust und dem Bauche etwas länger, als an dem übrigen Körper. Die Pelzfärbung ändert vielfach ab, ebensowohl was die Grundfarbe, als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene röthlichgelb, ausgenommen im Innern des Ohres, an der untern Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite, sowie an der Innenseite der vier Beine, wo sie weiß ist. Das ganze Fell ist theils mit kleineren, schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregel-



Der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza).

mäßig gestalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen besetzt, welche gelblichroth und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen. Sie sind da, wo die Grundfarbe die weiße ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger, als an den übrigen Theilen, und bilden zuweilen an der innern Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hintern Körperhälfte sind sie größer, als an der vordern, und am hintern Drittheile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie zwei bis drei volle Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hintern Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen,

welche sich auf dem Kreuze entzweitheilten, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie Reihen, welche mehr oder minder gleichlaufend sind. Etwas Genaueres läßt sich nicht sagen; denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar ist im allgemeinen von etwas bläſſerer Farbe, als der männliche, und hat auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette" d. h. „Körper des Hundes" nennen. Die Spanier nennen ihn Tiger und die Portugiesen gemalte Onze oder Unze; und unter diesem Namen wird er auch oft von den Reisebeschreibern erwähnt. Seine Heimat besitzt eine große Ausdehnung; denn sie reicht von Buenos-Ayres und Paraguay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigsten findet er sich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Panama, Paraguay und Uruguay, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig ist er überall weit seltener, als er es früher war, auch schon weit seltener, als zu Ende vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angiebt, alljährlich noch zweitausend Jaguarfelle nach Europa gesandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Feld und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickicht des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er sich, wie Azara sagt, im hohen Grase oder in den unterirdischen Höhlen, welche die dort sich herumtreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen; wo er Wälder hat, zieht er diese jedem andern Aufenthaltsorte vor. In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht.

Alle größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden die Nahrung des Jaguars. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind weiß er sich im Falle der Noth zu bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß; sie kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet; das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig und wild und sieht sehr scharf in der Dämmerung: es wird nur vom hellen Sonnenschein geblendet; das Gehör ist vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders: doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So ist er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er verschmäht blos das Fleisch seiner eigenen Art; Dies glaubt man wenigstens annehmen zu dürfen, weil Jaguare, die in der Gefangenschaft gehalten wurden und weder Katzen- noch Hundefleisch liegen ließen, niemals das Fleisch eines getödteten Jaguars verzehren wollten. Das ist aber auch die einzige Ausnahme, welche er macht! Azara fand im Kothe des Thieres die Stacheln eines Stachelschweins; Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es ist wiederholt behauptet worden, daß er sogar den Kaiman nicht verschone, wenn auch Hamiltons Erzählung von diesen beiden Thieren als ein albernes Märchen angesehen werden muß. Dieser Reisende nämlich berichtet Folgendes: „Der Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben im beständigen Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an

Flucht oder Gegenwehr denkt; gelingt es aber dem Alligator, den Feind im Waſſer, ſeinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, ſo iſt er im Vortheile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu erſäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, ſeine Ohnmacht im Waſſer wohl erkennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß ſchwimmen will, zuvor am Ufer ein fürchterliches Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verſcheuchen." Man braucht eben nicht Naturforſcher zu ſein, um die Abgeſchmacktheit ſolcher Erzählungen zu erkennen und ſie ohne weiteres zu widerlegen. Daß die Unze übrigens Lurche verzehrt, iſt nach den Beobachtungen Humboldts und des Prinzen von Wied nicht in Zweifel zu ziehen. „Der Jaguar," ſagt Erſterer, „der grauſamſte Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieſer an die Geſtade, wo ſie ihre Eier legt. Er überfällt ſie auf dem Sande und, um ſie deſto bequemer verzehren zu können, wendet er dieſelbe um. Die Schildkröte kann ſich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derſelben mordet, als er in einer Nacht frißt, ſo benutzen die Indianer öfters ſeine Liſt zu ihrem Vortheil. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgiſchen Inſtrumente gelöſt worden." „Die rein ausgeleerten Panzer der Waldſchildkröte findet man," ſo erzählt der Prinz von Wied, „häufig in den großen Wäldern, und die braſilianiſchen Jäger wenigſtens behaupten, daß es die Unze gethan habe. — Oefters waren dieſe Schalen der Schildkröte ausgeleert, wahrſcheinlich mit den Klauen, und dabei übrigens nicht beſchädigt, öfters aber ein Theil des Panzers weggebiſſen."

„Für einen geübten Jäger," ſagt Rengger, „iſt es nichts Seltenes, den Jaguar auf ſeinen Jagden beobachten zu können, beſonders längs der Ströme. Man ſieht ihn dann langſam und leiſen Schrittes nach dem Ufer heranſchleichen, wo er von Zeit zu Zeit den größeren Halbhufern oder Meerſchweinchen und den Fiſchottern nachſtellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend ſtehen und ſieht aufmerkſam um ſich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde geſtreckter Naſe die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerſchweinchen bemerkt, ſo iſt es unglaublich, mit welcher Geduld und Umſicht er ſich demſelben zu nähern ſucht. Wie eine Schlange windet er ſich auf dem Boden hin, hält ſich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle ſeines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um derſelben von einer andern Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Iſt es ihm gelungen, ſich ungeſehen dem Wilde zu nähern, ſo ſpringt er in einem, ſelten in zwei Sätzen auf daſſelbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe ſich ſträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Kniſtern der unter ſeinem Gewichte brechenden dürren Reiſer, ein Geräuſch, auf welches auch die Fiſcher achten, wenn ſie Abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufſchlagen, oder die Meerſchweinchen wittern ihn ſchon von ferne und ſtürzen ſich mit einem lauten Schrei ins Waſſer. Man will aber ſchon Jaguare geſehen haben, welche hinter den Thieren her ins Waſſer ſprangen und ſie im Augenblicke des Untertauchens erhaſchten. Hat er ſeinen Sprung auf das Wild verfehlt, ſo geht er ſogleich und wie beſchämt ſchnellen Schrittes weiter, ohne ſich nur umzuſehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beſchleicht, iſt ſeine Aufmerkſamkeit ſoſehr auf daſſelbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht und ſogar ſtarkes Geräuſch nicht wahrnimmt. Kann er ſich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, ſo legt er ſich im Gebüſch auf die Lauer. Seine Stellung iſt alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenſtande ſeiner Raubgier gerichtet und nur den ausgeſtreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft verſteckt er ſich blos in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Auf Bäumen lauert er niemals, obgleich er ſehr gut klettert."

In Viehherden richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden an. Sie ſtellen beſonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleſeln nach. Azara behauptet, daß er dieſe Thiere in ganz außergewöhnlicher Weiſe tödte, indem er auf den Hals ſeiner Beute ſpringe, eine Klaue in den Nacken

oder an das Gehörn ſetze, mit der andern die Spitze der Schnauze packe und den Kopf jetzt ſo ſchnell herumdrehe, daß er dem Thiere in einem Augenblicke das Genick breche. Rengger hat Dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil habe ich immer bemerkt," fährt er fort, „daß der Jaguar ſeiner Beute, wenn ſie in einem großen Thiere beſteht, den Hals aufreißt oder, wenn ſie nur ein kleines Thier iſt, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochſen greift er ſelten und nur in der Noth an; ſie gehen muthvoll auf ihn los und verſcheuchen ihn. In Paraguay hört man zuweilen ſonderbare Erzählungen von ſolchen Kämpfen, und mehrmals ſollen Menſchen durch den Muth eines Stieres gerettet worden ſein. Die Kühe ſogar vertheidigen ihr Junges mit Vortheil gegen den ſchlimmen Feind, werden aber dabei immer ſchwer verwundet. Daß ſie bei deſſen Annäherung ſich in einen Kreis ſtellten und die Jungen in die Mitte nähmen, wie hier und da erzählt wird, iſt ein Märchen; die ganze Herde zieht ſich im Gegentheil ſogleich ins offene Feld zurück, wenn ihr ein Jaguar naht, und blos die Stiere und Ochſen bleiben unter Gebrüll, mit ihren Hörnern und Füßen die Erde aufwerfend, kampfluſtig in der Nähe des Feindes. Pferde und Mauleſel werden ihm zur leichten Beute, wenn ſie ſich den Wäldern nähern. Die erſteren ſuchen ſich noch hier und da durch die Flucht zu retten, die Mauleſel aber werden durch den bloſen Anblick des Thieres ſo geſchreckt, daß ſie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden ſtürzen, ehe ſie noch angefallen werden. Dagegen haben ſie einen weit feinern Geruch, als die Pferde, wittern den Feind bei günſtigem Wetter von weitem und ſetzen ſich ſomit weniger der Gefahr aus. Blos Hengſte ſollen ſich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn ſie nicht ſchon durch den erſten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhaſcht ſeine Beute ebenſowohl im Waſſer, wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weiſe, wie er ſich Fiſche zu verſchaffen weiß. So ſoll er z. B. dieſe Thiere durch den Schaum ſeines Speichels oder, indem er mit ſeinem Schwanze auf die Oberfläche des Waſſers ſchlägt, an ſich heranlocken. „Ein verſtändiger Jäger aber," ſagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rath für meine Reiſen verdanke, belehrte mich eines Beſſern, und eigne Beobachtungen beſtätigten mir ſpäter die Wahrheit ſeiner Ausſage. Als ich an einem ſchwülen Sommerabend von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hauſe fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demſelben und verſteckten uns hinter die überhängenden Weidenbäume, um ſein Treiben zu beobachten. Zuſammengekauert ſaß er an einem Vorſprunge des Ufers, wo das Waſſer einen etwas ſchnellern Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalt eines Raubfiſches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er ſeinen Blick aufs Waſſer, indem er ſich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe ſpähen wollte. Etwa nach einer Viertelſtunde ſah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Waſſer geben und einen großen Fiſch ans Land werfen. Er fiſcht alſo ganz auf gleiche Art, wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, ſo zehrt er daſſelbe mit Haut und Knochen ſogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergl. frißt er blos einen Theil, ohne Vorliebe für dieſes oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er ſich in den Wald zurück, entfernt ſich aber in der Regel nicht weiter, als eine Viertelſtunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt ſich dann dem Schlafe. Des Abends oder des andern Morgens kehrt er zu ſeiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Reſt den Geiern. Dieſe machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch ſchon während ſeiner Mahlzeiten ſeine Beute ſtreitig. „Unweit San Fernando," berichtet dieſer ausgezeichnete Reiſende, „ſahen wir den größten Jaguar, der uns auf unſerer ganzen Reiſe vorkam. Das Thier lag im Schatten hingeſtreckt und ſtützte eine ſeiner Tatzen auf ein eben erlegtes Waſſerſchwein. Eine Menge Geier hatten ſich um dieſen amerikaniſchen Thierkönig verſammelt, um, wenn derſelbe Etwas von ſeiner Mahlzeit übrig ließe, ſolches zu verzehren. Sie näherten ſich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeſte Bewegung deſſelben ſchreckte ſie ſtets wieder zurück. Das

Plätſchern unſerer Ruder bewog ihn, langſam aufzuſtehen und ſich in die Gebüſche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Waſſerſchwein zu verzehren, allein der Tiger ſprang mitten unter ſie und trug ſeine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald."

Mehr als zweimal frißt nach Rengger's Angabe kein Jaguar von einem getödteten Thiere, und noch weniger würde er ein Aas berühren. Einige kehren, nachdem ſie ſich geſättigt haben, nicht einmal wieder zu ihrem Raube zurück. Dies ſind gewöhnlich die wildeſten, welche zugleich ſchon öfters gejagt worden ſind. Hat der Jaguar ſeinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, ſo ſchleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch ſo ſchwer ſein, dem Gebüſche zu. Unter Umſtänden trägt er ſelbſt eine ſehr ſchwere Beute ſogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azara's Wohnung tödtete ein Jaguar ein Pferd, ſchleppte daſſelbe ſechzig Schritte über einen Brachacker hinweg, ſprang dann mit ihm in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der andern Seite im Walde in Sicherheit. Andere Reiſende haben beobachtet, daß der Jaguar von zwei zuſammengekoppelten Mauleſeln oder Pferden eines getödtet und das todte Thier trotz dem Sträuben des lebenden eine große Strecke Wegs fortgeſchleppt hat. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterſcheidet ſich hierdurch ſehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten. Wahrſcheinlich iſt der Grund darin zu ſuchen, daß ſie das Fleiſch dem bloſen Blute vorzieht.

Ein Jaguar, welcher den Menſchen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, ſtets ehrfurchtsvoll aus, oder ſieht ihn neugierig, aber blos aus der Ferne an. „Nicht ſelten," ſagt Rengger, „ſtießen wir während unſerer Reiſe in die Wildniß in das nördliche Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder ſich am Saume niederſetzten und unſern Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es iſt auch ohne Beiſpiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut geſammelt wird, ein Menſch von einem Jaguar zerriſſen worden iſt. Diejenigen Unzen aber, welche ſich in bewohnten Gegenden oder an Flüſſen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menſchen und greifen auch ihn an; hat ein Jaguar einmal Menſchenfleiſch gekoſtet, ſo wird ihm dies zur liebſten Speiſe, und nun fällt er nicht nur den Menſchen an, wenn er von ungefähr auf den Menſchen ſtößt, ſondern er ſucht ihn ſogar gierig auf. Man hat jährlich der Beiſpiele genug, daß unvorſichtige Schiffer von dieſen Thieren zerriſſen werden. Der allgemeinen Sage nach ſollen ſie ſich ſogar des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleiſch oder Hunde weggeſchleppt, ja ſelbſt Matroſen tödlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menſchen nur durch Unvorſichtigkeit ihr Leben ein: die Vorſichtigen wiſſen ſich regelmäßig zu retten. So laufen die Beſuche, welche die Raubthiere den Fiſchern abſtatten, während ſie bei widrigem Wind ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil ſich die Schiffer beim geringſten Geräuſch an Bord flüchten. Sie überlaſſen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleiſch, und dieſer nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs ſcheut, iſt ganz ſicher."

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp ſchlafender Menſchen anträfe, erſt die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies iſt, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menſchen auf einmal, wenn er ſich nämlich nicht vertheidigen muß. Soviel aber iſt richtig, daß er vorzugsweiſe den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht ſo weit, daß ſich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz ſicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Wahrſcheinlich hat die ſtarkriechende Hautausdünſtung der farbigen Menſchen etwas Anziehendes für ihn, wie für manche andere Raubthiere. Man erzählt in Paraguay, daß Menſchen, welche am Tage unverſehens auf einen Jaguar geſtoßen ſind, denſelben im Augenblicke ſeines Sprunges durch einen lauten Zuruf oder durch unverwandtes und ſtarres Anſchauen zurückgeſchreckt hätten; wahrſcheinlich aber ſind dieſe Jaguare, falls die Sache überhaupt wahr iſt, ſolche geweſen, welche noch kein Menſchenfleiſch gekoſtet oder ſich eben vorher ordentlich ſatt gefreſſen hatten.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal auch ihre besonders gute Laune zu haben. „In Atures," erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und war um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen Dies sah, ergriff sie einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden." Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katze mit den Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder hatte ihm wohl die Vertraulichkeit eingeflößt.

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sein. In der Ebene von Maynas verstreicht nach Pöppig kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In einem dort gelegenen Meierhofe durften sich die Bewohner nach Sonnenuntergang gar nicht mehr aus den Hütten wagen, und kurz vor Pöppigs Ankunft war ein Knabe lebensgefährlich verwundet worden, welcher sich zu nahe an den starken Pfahlzaun des Hauses gelegt und deshalb eine Unze veranlaßt hatte, ihre Tatze durch die Zwischenräume zu stecken und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel zu reißen. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust noch die Narben, welche ihm die Zähne eines Jaguars verursacht hatten, der ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt nach Tschudi die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letztern zu fürchten, stürzt sie sich auf Einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Die Furcht der Indianer vor dem gefährlichen Räuber ist im allgemeinen sehr groß; doch ist es vorgekommen, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Unze sah, die sein Eigenthum bei dem Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweins ergriff und solange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrüll zurückzog. — Von dieser Unverschämtheit im Jagen könnte man noch weit mehr erzählen; doch scheinen mir die mitgetheilten Beispiele vollkommen zu genügen.

Der Jaguar bleibt an ein und demselben Aufenthaltsorte, solange er dort Etwas erbeuten kann und nicht gar zu sehr beunruhigt wird. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung Seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen, und raubt bei einzelnstehenden Hütten Hunde und Pferde weg, ohne sich viel um den Menschen zu kümmern. Besonders die alten Jaguare nähern sich gern den Wohnungen, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß sie dort leichter Nahrung finden, als in der Wildniß. Auf seinen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem andern schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den bei anderthalb Stunden breiten Parana. Wenn er aus dem Wasser steigt, sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und nachher jede Pfote für sich und setzt erst hierauf seinen Weg weiter fort.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten, aber auch im Wasser ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn sowie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle

an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war," sagt Rengger, „im Jahr 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glück blos lächerlichen Auftritts bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten Nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahn nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann."

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse," fährt Rengger fort, „vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa-Real wurde im Jahre 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corrientes, Goya, Bajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in St. Fe landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thür der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier sich in eine Stadt verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht."

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne, noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, mag man aus Folgendem sehen. Ein Indianer jagt am Ufer des Stromes; er begegnet einem Jaguar, wirf seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann kopfüber ins Wasser; im Augenblicke des Sprunges aber hat ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirt ihm den ganzen obern Theil des Schädels, daß der Hautlappen in den Nacken herabhängt — und doch besitzt der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen. Von einer andern fürchterlichen Verwundung erzählt Schomburgk. Ein Neger war in Begleitung eines Indianers und drei seiner Hunde auf die Jagd gegangen. Da trieben die letzteren einen Jaguar aus seinem Lager auf, jagten ihn auf einen halbentwurzelten Baum und verbellten ihn dort. Der Neger nähert sich auf achtzehn Schritte, feuert ab, trifft aber nicht tödlich. Mit zwei Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Waidmann unwillkürlich in den Rachen des blutgierigen Raubthieres gefahren sein; denn, als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm zu Hilfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Waidmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser dem schon mit dem Tode kämpfenden Neger noch das ganze Fleisch der Schultern herabriß.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Sie lassen dann öfter, als in jeder andern Jahreszeit, ihr Gebrüll ertönen, welches ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu" ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetter-

veränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr oft halbe Nächte fortdauerndes Gebrüll den baldigen Eintritt des Südwindes an. Die Paraguayer, welche bei Aenderung des Wetters viel an Gichtschmerzen leiden, glauben, daß Dies auch bei dem Jaguar dasselbe sei und sein Geschrei durch ähnliche Schmerzen erpreßt werde."

„Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Theil gewöhnlich von selbst zurückzieht. Die Begattung geschieht unter fortwährendem eigenen Geschrei und wahrscheinlich nach längerem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Die beiden Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, bleiben sie sich doch den ganzen Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entrerios durch ein aus dem Busche hervorspringendes Männchen zerrissen im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß."

„Die Tragzeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie von 3 bis $3^1/_2$ Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei der Sage nach blinde Junge, selten drei, und zwar im undurchdringlichsten Dickicht des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, und sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander." —

In Paraguay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen sein, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. In der Färbung unterscheiden sich ganz junge Thiere von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleisch auf. Pflanzenkost vertragen sie nicht lange, rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn sogar auf und bezeugen bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich zum Sprunge fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch blos, solange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn sich Jemand ihnen nähert; Dies muß man aber auch nicht thun, um das Thier nicht wild zu machen. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücken davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen blos die Gelenke. Nach der Mahlzeit legt sich der zahme Jaguar gern in den Schatten und schläft, und hat er sich satt gefressen, so erzürnt er sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihm spielen; auch Hausthiere und Hausgeflügel, welches ihm sonst nicht nahen darf, kann dann unbeschadet an ihm vorbeigehen. Man hält die gefangenen Jaguare niemals in einem Käfig, sondern blos an einem ledernen Seil im Hausbofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaum. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu

nagen. Ihr Athem hat, wie bei faſt allen Raubthieren, einen üblen Geruch, ebenſo das friſche Fell, das Fleiſch und das Fett, der Harn und der Koth. Der Geruch des Fettes iſt ſo durchdringend, daß man Füchſe, Meerſchweinchen und andere Thiere vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in deren Wohnkreiſe damit beſtreicht. Auch ſelbſt muthige Pferde ſpringen ſcheu zurück, wenn man ihnen ſolches Fett unter die Nüſtern hält. Schon ganz junge Jaguare haben ſcharfe und ſpitze Zähne; im erſten Jahre werden dieſelben gewechſelt, nach zwei bis drei Jahren haben ſie ihre ganze Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln ſie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beſchnitten, ſie können vermöge ihrer ungeheuern Kraft auch ohne Waffen Unglück ſtiften. So ſah Rengger einen ganz zahmen und in dieſer Weiſe verſtümmelten Jaguar, auf welchen ſich die Kinder des Hauſes ohne Scheu zu ſetzen pflegten, ſeine ſonſt geliebte Wärterin, ein zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böſer Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über ſie herfallen. Obwohl ihm das Kind ſogleich entriſſen wurde, hatte er mit ſeiner zahnloſen Kinnlade doch ſchon einen Arm ganz zerquetſcht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu ſich kam. Die Weibchen ſind etwas zähmbarer, als die Männchen, und wenn man den letzteren durch Beſchneidung einen Theil ihrer Wildheit zu nehmen ſucht, werden ſie faſt noch tückiſcher, als vorher, gehen auch, weil ſie ſehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. Solange der Jaguar noch jung iſt, kann man ihn durch Schläge bändigen; ſpäter hält es ſchwer, ſeiner Meiſter zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit ſind ihm fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für ſeinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es iſt daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzuſperren, in der Gefangenſchaft zu halten.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weiſe gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er ſein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er blos in den einſamſten Wildniſſen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerikas ſtirbt wohl kein Jaguar eines natürlichen Todes. Gleichwohl trifft man auch noch hier ſehr alte Thiere an. So ſchoß ein Franzoſe ganz nahe bei einem Landhauſe ein altes Weibchen, deſſen Haut krätzig und deſſen Gebiß ganz abgenutzt war; hier fehlten ſchon die hinterſten oberen Backenzähne. Solche Fälle ſind übrigens ſelten; die meiſten Jaguare ſterben in der Blüthe ihrer Jahre. Die Jagd dieſer Thiere kann wegen der Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, zur Leidenſchaft werden, obſchon gewöhnlich ſolche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen. Die älteſte Jagdart iſt wohl die tückiſchſte und zugleich diejenige, welche am ſicherſten zum Ziele führt. Die Indianer nämlich erlegen ihn mit ihren uralten Waffen, ohne ein Mißlingen befürchten zu müſſen. Sie fertigen ſich aus einer rieſigen Bambusart ein Blasrohr und aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine ſchmächtige Pfeile, welche ſicherer und tiefer treffen, als die Kugeln aus der beſten Büchſe. Die Pfeile ſind mit dem furchtbaren Urarigift getränkt. Haben indianiſche Jäger Hunde bei ſich, ſo erlegen ſie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde ſtöbern das Raubthier auf, jagen es gewöhnlich auf einen ſchiefſtehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkt. Aus ziemlich weiter Entfernung ſendet er ſeine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem andern. Dieſe achtet kaum des kleinen Ritzes, welchen die Geſchoſſe ihr beibringen; ſie hält vielleicht das Pfeilchen blos für einen Dorn, der ſie verwundete: aber ſchon nach wenigen Minuten erfährt ſie, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Menſch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken, ihre Glieder erſchlaffen, die Kraft erlahmt, ſie ſtürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet ſich noch einige Male auf, verſucht, ſich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zuſammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener, als dieſe heimtückiſche Jagd, iſt folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet ſich mit einem zweiſchneidigen Meſſer

oder Dolche, von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüſtet, ſucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieſer bietet wenigen Hunden ſogleich die Spitze; der Jäger naht ſich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich ſpringt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet ſich aber zum Angriffe, wie unſer Bär, in die Höhe, und öffnet brüllend den Rachen. In dieſem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar, und, mit dem Körper in etwas nach rechts ausweichend, ſtößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um ſo eher zu Boden, da es ihm ſchwer fällt, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen ſich über ihn her. War die erſte Wunde nicht tödlich, ſo ſteht er mit Blitzesſchnelle wieder auf, macht ſich von den Hunden los und ſtürzt ſich von neuem auf ſeinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich verſetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Vajada, welcher über hundert Jaguare auf dieſe Weiſe erlegt hatte. Er war ein leidenſchaftlicher Jäger, büßte aber im Jahr 1821 auf einer ſolchen Jagd das Leben ein. — Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen ſeiner Jagden den Namen „Matador de Tigres“ (Tigertödter) erhalten hatte. Dieſer kühne Mann hatte ſehr viele Jaguare ebenfalls mit dem Meſſer erlegt.

Wie man Rengger verſicherte, giebt es ſogar Menſchen, die tollkühn genug ſind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch dieſe ſollen ſich den linken Arm mit einem Schaffell umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen ſie aufſteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel verſetzen, ſo daß er zuſammenſinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufſtehen kann. Einige Schläge auf die Naſenwurzel vollenden dann ſeine Niederlage. „Dieſe zweite Art, den Jaguar zu jagen, *habe ich*,“ *ſagt* Rengger, „*nie ſelbſt geſehen*; jedoch ſcheinen mir die darüber erhaltenen *Nachrichten nicht unglaubwürdig*, da *ich* bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man ſie durch einen nicht ſehr ſtarken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigſtens für einige Tage, an den hinteren Gliedern lähmen kann.“ Nach demſelben Beobachter wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet iſt, ſucht mit ſechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Iſt dieſer ſchon öfter gejagt worden, ſo reißt er auf das erſte Anſchlagen der Hunde aus; ſonſt aber ſtellt er ſich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widerſetzt er ſich den Hunden, ſo ſchließen dieſe einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müſſen ſchon ſehr beherzt und geübt ſein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch gewöhnlich das Opfer ihres Muthes. Ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der beſten Doggen können einen ausgewachſenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger das Raubthier anſichtig werden, ſtellen ſie ſich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieſer ſucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Bruſt beizubringen. Gelingt der Schuß, ſo fallen die Hunde über das Thier her und drücken es zu Boden, wo ſeine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, ſo ſpringt er unter fürchterlichem Gebrüll auf den Schützen los. Sobald er ſich aber auf die hinteren Beine ſtellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger dieſe vor, und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Bruſt, zieht aber die Lanze ſogleich wieder zurück und macht ſich auf einen zweiten Stoß gefaßt, denn der niedergeworfene Jaguar ſteht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und ſtürzt ſich auf ſeine Gegner, die ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er ſeine Kraft verliert und endlich von den anſpringenden Hunden auf dem Boden feſtgehalten wird. Während dem Kampfe ſuchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem ſie ihn beim Schwanze faſſen; nur ſehr ſtarke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenſtich darf ja nicht von vorn gegeben werden, ſondern muß von der Seite erfolgen, indem die Bruſt des Jaguars beinahe keilförmig und ſeine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, alſo ſehr beweglich iſt; es könnte demnach das Eiſen leicht zwiſchen der Haut und den Rippen durchglitſchen. Auch muß man ſich hüten, das umgeworfene Thier mit der Lanze an den Boden feſtnageln zu wollen; denn

es ist ihm, obschon durchbohrt, ein Leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seine Gegner sehr übel zurichten. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde Nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sichern Schuß auf das Thier, aber er wird nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt es sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese Letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher zu überlegen, mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich dann mit Kolbenschlägen, Bayonnetstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte; denn, ehe sich's der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, schlägt mit einer Tatze nach dessen Kopf oder Schultern und wendet mit der andern die vorgehaltenen Waffen ab. In solchen Augenblicken verlassen oft die erprobtesten Jagdgefährten einander, und auch die beherztesten und geübtesten Männer laufen immer einige Gefahr; denn, da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hinderuisses, um den Lanzenträger keinen sichern Stoß zu thun lassen.

Die Paraguayer greifen den Jaguar übrigens auch blos mit der Lanze an. Ist das Thier auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihre Schlinge, die sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe ihm vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen. Hiergegen scheint sich der Jaguar wenig zu sträuben; er muß aber bald sehen, wie unbedachtsam Dies war; denn, sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt ist, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter, wenn das Raubthier noch lebend und kräftig ist, ihm eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise, aber noch leichter, erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft; denn hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, wagt er es gar nicht, sich zu vertheidigen, sondern sucht in großen Sprüngen zu entfliehen. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf das zurückkehrende Raubthier. Doch soll es vorgekommen sein, daß Jaguare, welche auf diese Weise leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus und fängt in ihnen die angeköderte Katze.

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen blos die Botokuden. Manche Indianer sollen auch sein Fett genießen, trotz seines heftigen Geruches. Gewisse Theile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So glaubt man, daß sein Fett gegen Wurmkrankheiten und seine gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben, dadurch ebenso stark und muthig zu werden, wie das Raubthier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Ueberfällen bedrohen, werden, wenn sie getödtet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Thiere, sondern zauberhafte Wesen, gleichsam die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Weit weniger schädlich und furchtbar, als der Jaguar, ist eine zweite sehr schöne Katze Südamerikas, vielleicht das farbenschönste Mitglied der ganzen Familie, der Ozelot oder die Panther-katze (Leopardus pardalis). Sie ist bedeutend kleiner, als der Jaguar, erreicht jedoch immer noch, wenn auch nicht die Höhe, so doch die Länge unsers Luchses; denn diese beträgt 3 Fuß und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll, die Höhe am Widerrist dagegen kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß. Der Körper

iſt ſchlank, die Beine ſind ziemlich hoch, obwohl viel niedriger, als beim Luchs, der Schwanz iſt mittellang, von mäßiger Dicke, gegen die Spitze zu etwas verdünnt. Die Ohren ſind kurz, breit und abgerundet, der Augenſtern iſt beinahe rund. Dicht, glänzend und weich iſt der Pelz und dabei ebenſo bunt wie geſchmackvoll gezeichnet. Seine Grundfarbe iſt auf der Oberſeite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterſeite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht ſich jederſeits ein ſchwarzer Längsſtreifen zu den Ohren. Die Oberſeite des Kopfes iſt klein getupft, auf den Wangen verlaufen Querſtreifen und von dieſen aus ein Kehlſtreif. Ueber den Rücken ziehen ſich Längsſtreifen, meiſt vier, längs des Rückens eine Reihe ſchmaler, ſchwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter, bandförmiger Längsſtreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen, lebhafter, als die Grundfarbe, ſchwarz geſäumt, und oft in der der Mitte dunkel punktirt ſind. Der Unterleib und die Beine ſind mit vollen Flecken bedeckt, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Dieſe Färbung ändert übrigens ſehr

Der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis).

ab. Oft ſind die ſchwarzen Längsſtreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht getheilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen ſich längs den Seiten entlang; bei anderen zertheilen ſich die Streifen in Flecke, auf den Wangen finden ſich breite, ſchwarze Tüpfel; noch andere ſind am ganzen Unterleibe ſchwarz geſtreift, der Schwanz iſt vollſtändig geringelt u. ſ. w. Die Weibchen unterſcheiden ſich von den Männchen durch ſchwächere Färbung der Flecken und kreisförmig geſtellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze.

Der Ozelot iſt weit verbreitet. Er findet ſich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Braſilien und andrerſeits bis Mexiko und Texas und den ſüdlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menſchenleeren Wäldern, als in der Nähe von Ortſchaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, immer nur in Wäldern und in ſumpfigen Gegenden. An manchen Orten iſt er recht häufig. Er ſcheint kein beſtimmtes Lager zu haben. Den Tag über ſchläft er im dunkelſten Theile des Waldes, zuweilen im hohlen Baume oder auch zwiſchen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerk beſchattet ſind. In der

Digitized by Google

Morgen- und Abenddämmerung, besonders auch bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebensogut in hellen, sternenklaren, als in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten gilt es für den Hofbesitzer, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Katze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Paccas, Ratten, Mäusen u. s. w. „Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht," sagt Rengger, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft Stunden lang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Ueberreste ihrer Mahlzeit, gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf, und diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert nicht sehr gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum andern, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Noth gezwungen, wagt sie sich durchs Wasser, z. B., wenn sie durch Ueberschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Ueberschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Theil des Paraguayſtromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Assuncion erschießen."

„Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiet. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den andern in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Wald an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen.

„Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Zahl ihrer Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einen hohlen Baum oder in das Dickicht des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugethiere und Vögel zu."

Dem Menschen schadet der Ozelot nur wenig, er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er sich bevölkerten Gegenden näherte. Blos Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und spürt den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf die Bäume und versteckt sich dort im dichtesten Laube der Krone. Doch gelingt es dann zuweilen, ihn zum Schusse zu bekommen, da ihn das Leuchten seiner Augen verräth. Am leichtesten fängt man ihn vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhn gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara versichert, daß man dasselbe Thier in derselben Falle und an der nämlichen Stelle wiederfangen könne, denn seine Begierde nach dem Huhn ist so groß, daß es die schon erprobte Gefahr gänzlich vergißt.

Ein angeschossener Ozelot vertheidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. Man jagt ihn übrigens weniger des Schadens wegen, den er anrichtet, als seines schönen Felles halber, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefeln verfertigen.

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verrathen die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hilfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner am Fell, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht giebt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich z. B. eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Thier beim Nacken, werfen es nieder, halten mit den Vorderpranken seine Vorderbeine, mit den Hinterpranken seine Hinterbeine fest und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genuß von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigenthümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Mißbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Thiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Das Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen. Sie ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und tödten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Theil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Koth verscharren sie nie, häufig aber legen sie denselben in ihrem Trinkgefäße ab, sie mögen nun in einen Käfig eingeschlossen sein oder frei im Hause herumgehen.

Den größten Theil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie es unsere Hauskatzen auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Wenn er noch jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schmänzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgiltig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden im hohen Grade zahm. Gleich den jungen Hauskatzen gaukeln sie mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm hinauf. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Aller früheren Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke angebunden.

Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiet eifrig nachstellen. Man hat sogar hierüber das Märchen in Umlauf gesetzt, daß er sich bei seiner Jagd platt auf einen Ast lege und sich todt stelle, worauf dann die Affen erfreut herbeikämen, um sich an der Leiche ihres Todfeindes zu weiden, plötzlich aber sehen müßten, wie bitter sie sich geirrt hätten.

Dem Ozelot sehr nahe verwandt sind zwei andere Katzen Amerikas: der Marguay und der Mbaracaya. Beide sind mehrfach als Spielarten von jenem angesehen worden; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch ihre Größe. Der Marguay (Leopardus tigrinus) erreicht nur die Größe der Hauskatze. Seine Körperlänge beträgt zwanzig, die des Schwanzes elf Zoll. Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß. Ueber die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere ziehen sich vom Augenwinkel über den Kopf ins Genick. Hier schieben sich nun noch andere ein, und so ziehen sich über den Nacken sechs derselben, weiter hinten sich in breitere Flecken auflösend. An der Kehle stehen zwei schwarze Tupfflecke, vor der Brust breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein unterbrochener Streif und jederseits daneben mehrere Reihen voller Flecken, von denen viele einen hellern Hof umschließen. Die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger, als an der Wurzel.

Der Marguay (Leopardus tigrinus).

In ihrer Lebensweise ähnelt diese Katze der vorhergehenden fast in allen Stücken. Wenn sie jung eingefangen und ordentlich gehalten wird, ist sie ein höchst gelehriges und anhängliches Thier; alt eingefangen, beträgt sie sich allerdings sehr wild und ungestüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewissen Grad von Zähmung an. Waterson erwähnt, daß er in Guiana einen jung aufgezogenen Marguay längere Zeit in der Gefangenschaft gehabt habe. Er hatte ihn mit großer Sorgfalt aufgezogen, und so wurde das Thier in kurzer Zeit mit seinem Herrn auf das innigste befreundet und folgte ihm später wie ein Hund. Gegen die Ratten und Mäuse, welche das Haus in Masse bevölkerten, lag der Marguay in einem ewigen Streit und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an mit instinktmäßiger Kenntniß der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Die letzten Stunden des Tages waren seine beste Jagdzeit: er schlich dann im ganzen Hause herum, vor jeder Oeffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend, machte somit auch regelmäßig hinreichende Beute. Seine Hilfe wurde außerordentlich werthvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als

32 Thüren zerfreſſen, und das langſchwänzige Ungeziefer luſtwandelte nun im ganzen Hauſe nach Belieben umher. Dieſem Vergnügen that die Wildkatze den gründlichſten Eintrag und gewann ſich auch aus dieſem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Der Mbaracaya oder Tſchati-Chati (Leopardus Maracaya) ähnelt in ſeinem Leibesbau mehr dem Jaguar, als dem Ozelot, unterſcheidet ſich aber nicht nur durch ſeine Zeichnung, ſondern auch durch ſeine Größe augenblicklich von dem gefürchteten Räuber. Auch iſt der Kopf verhältnißmäßig kleiner und der Schwanz verhältnißmäßig kürzer. Der Tſchati iſt aber immerhin noch eine große Katze; denn ſeine Körperlänge beträgt $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß und die Schulterhöhe $1^1/_3$ Fuß. Der Grundton der Färbung iſt mehr gelblich, als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfells ziemlich ähnlich; die Unterſeite iſt rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben ſich einfache, ſchwarze Tüpfel ab, welche ebenſo unregelmäßig in ihrer Geſtalt, wie in ihrer Anordnung ſind. Bald ſind ſie lang gezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durch einander geſtreut. Ein Flecken über dem Auge und die Backen ſind rein weiß, die Ohren ſind innen weiß, außen ſchwarz mit weißem oder gelbem Fleck. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei ſchwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes hat ſchwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein ſtruppigeres und ſtreifig gefleckteres Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beſchaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab.

Der Tſchati iſt ein höchſt eifriger Jäger und wagt ſich ſchon an ziemlich große Thiere. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe ihrer Waldungen wohnen, iſt er ein ſehr unangenehmer und ungemüthlicher Nachbar, und jeder, welcher Hühner hat, mag ſich vor ihm in Acht nehmen; denn, wie es ſcheint, zieht er Geflügel aller übrigen Speiſe vor und iſt deshalb eben nicht läſſig, den Hühnerhäuſern häufig Beſuche abzuſtatten. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft ſchützt gar nicht gegen ſeine nächtlichen Beſuche; denn er verſteht es ebenſogut, ſich durch die ſchmalſten Oeffnungen zu drängen, als über hohe Umfaſſungen zu klettern. Dabei iſt er ſo vorſichtig bei ſeinen nächtlichen Ueberfällen, daß er gewöhnlich nicht das geringſte Anzeichen von ſeinen Beſuchen giebt und nur am nächſten Morgen durch einige Blutſpuren oder zerſtreute Federn und noch mehr durch die fehlenden Hühner verkündet, daß er wieder einmal da geweſen ſei. Innerhalb zweier Jahre wurden nicht weniger als achtzehn Tſchatis von einem Landeigner um ſein Gehöft herum gefangen, und hieraus mag hervorgehen, daß ſie an manchen Orten häufig genug ſind.

Man ſagt, daß er in Paaren lebe und jedes derſelben einen beſondern Jagdgrund beſitze, ohne daß die beiden Gatten ſich jedoch bei der Jagd behilflich wären. Während des Tages liegen die Thiere ſorgfältig verborgen in dem dunkeln Schatten der Wälder und ſchlafen ihre Zeit ab, bis die Sonne zur Rüſte gegangen iſt und die Dunkelheit ſich über das Land ſenkt. Dann machen ſie ſich auf, um ihren Weg der Zerſtörung zu wandeln. In Mondſcheinnächten verbleiben ſie in ihren Wäldern, d. h. ſie ſcheuen ſich, an ein Gehöft heranzuſchleichen: je dunkler und ſtürmiſcher aber die Nacht iſt, umſomehr ſcheint ſie dieſer Katze geeignet, einen Ueberfall auf die von den Menſchen geſchützten Thiere zu verſuchen. In ſolchen Nächten mag der Landeigner ſich in Acht nehmen und gut nach ſeinen Thoren und Läden ſehen, oder aber erwarten, daß er am Morgen einen leeren Hühnerſtall findet.

In der Gefangenſchaft iſt der Tſchati ein ſehr liebenswürdiges und anhängliches Weſen, welches ſeinen Herrn durch ſein angenehmes Weſen und die hübſchen und anmuthigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbeſitzer gefangen worden war, wurde ſo vollſtändig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch ſo liebenswürdig und umgänglich er ſich auch gegen ſeinen Herrn bewieſen hatte, ſo mord- und raufluſtig zeigte er ſich gegen die Hühner. Dieſe Eigenſchaft war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß ſie hätte ausgerottet werden können. Das Thier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hauſe oder in der Nachbarſchaft einen Ueberfall zu machen, und endete bald genug auf einem dieſer Streifzüge durch den Sper eines erboſten Pächters ſein Leben.

Eine fünfte Art dieſer neuweltlichen Katzen, die langgeſchwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus), iſt ein ziemlich unbekanntes und auch in Sammlungen noch ſeltenes Thier. Der Entdecker iſt der um die Thierkunde Braſiliens hochverdiente Prinz Max von Neuwied. Er berichtet über ſie Folgendes:

„Die Tigerkatze lebt in allen von mir bereiſten Gegenden. Anfänglich wurde ſie von mir für einen Mbaracaya gehalten, bis ich beide Thiere genauer verglich. Von dem Marguay und dem Ozelot iſt ſie verſchieden. Ihre ſchlanke Geſtalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem des Mbaracaya höchſt übereinſtimmend gezeichnet iſt, machen ſie zu einem der ſchönſten Thiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden die Tigerkatze an verſchiedenen Orten, und ich kann deshalb ſagen, daß ſie faſt in allen großen Urwäldern Braſiliens lebt. Bei den Braſilianern trägt ſie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres ſchönen Felles wegen oft geſchoſſen. Da ſie weit leichter und behender iſt, als der Mbaracaya, ſteigt ſie beſonders gern an den Schlinggewächſen auf und ab, durchſucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelneſtern und erhaſcht und verzehrt dabei alle kleineren Thiere, welche ſie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern iſt ſie ebenfalls ſehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager ſchlägt ſie in hohlen Stämmen, Felſenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unſerer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

Die langgeſchwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus).

Gewöhnlich fängt man ſie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf dieſe Art in vierzehn Tagen drei ſolche Katzen. Eine vierte ſchoß einer meiner Jäger von einem Baum herab und wollte ſie greifen, allein ſie entſprang, da ſie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher ſie findet, treibt ſie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man ſie leicht herabſchießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Beſitz des ſchönen Thieres, weil man ihm auf ſeinen Streifzügen, welche es ebenſowohl bei Tage, als bei Nacht unternimmt, nicht gut folgen kann."

Seine Körperlänge beträgt zwei Fuß, die des Schwanzes einen Fuß, die Schulterhöhe zehn Zoll. Es iſt alſo nicht viel größer, als unſere Hauskatze. Der längere Schwanz, der kleine Kopf, die großen Augen, die langförmig abgerundeten Ohren und die ſtark gekrümmten, weißlichen Krallen unterſcheiden es von dem Tſchati. Seine Grundfarbe iſt röthlichbraungrau, an den Seiten heller,

unten weiß. Der ganze Leib iſt unregelmäßig graubraun oder ſchwarzbraun gefleckt, und einzelne Flecke umſchließen einen lichtern Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf dunkle Längsſtreifen, an der Stirne zwei ſchwarze Streifen, dazwiſchen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsſtreifen, unter der Kehle ein dunkler Querſtreifen. Die Fußſohlen ſind graubraun. Die Botokuden, welche das Thier Kuntiack nennen, eſſen ſein Fleiſch. Die Braſilianer benutzen das ſchöne Fell zu Mützen und zu Regenkappen ihrer Gewehrſchlöſſer.

Zum Schluß wollen wir noch zweier anderer Katzen der neuen Welt gedenken, welche ſich von den bisher genannten durch die Streifenzeichnung leicht unterſcheiden laſſen und gewiſſermaßen an die Buſchkatzen der alten Welt, welche wir ſpäter betrachten werden, erinnern. Es ſind Dies der Colocolo und die Pampaskatze. Beide ſind ſich in der Größe ſo ziemlich gleich. Sie erreichen etwa zwei Fuß Körperlänge und einen Fuß Schwanzlänge.

Der Colocolo (Leopardus ferox) hat einen ſchmächtigen Leib mit ſtarken Gliedmaßen und einen auffallend flachen, breiten Kopf mit großen, runden Ohren. Der Kopf, die Schultern, die

Der Colocolo (Leopardus ferox).

Seiten und die Untertheile ſind weiß, der Nacken und der Rücken weißlichgrau. Auf dieſer Grundfärbung zeigen ſich, zumal auf dem Rücken, ſchwarze, fahlgelbe, gerundete Längsſtriche, welche gegen die Schultern und Schenkel hin immer lichter werden. Die Fußwurzeln ſind aſchgrau. An den Seiten der Schnauze verläuft ein ſchwarzer Strich; der Schwanz endet in eine ſchwarze Spitze und hat viele dunkle Halbringe. Die Naſe und die Innenſeite der Ohren ſind nackt.

Die Lebensweiſe des Colocolo iſt noch ziemlich unbekannt. Man ſagt, daß es ein außerordentlich wüthendes, unzähmbares Geſchöpf ſei und als ſolches ein wahrhaft furchtbarer Feind auch ſchon ziemlich großer Säugethiere. An den Ufern eines Fluſſes in Guiana erlegte ein Offizier eine dieſer Katzen, zog ſie ab, ſtopfte ſie aus, um ſie nach Europa zu verſenden, und legte ſie zum Trocknen auf das Hintertheil ſeines Boots. Dort blieb ſie auch während der Fahrt liegen. Man fuhr eines Tages unter den weit über den Fluß hängenden Zweigen von großen Bäumen dahin, welche mit einer zahlloſen Menge von Affen bedeckt waren. Gewöhnlich zeigen dieſe Thiere, wenn ein Boot unter ihren Schauſitzen weggeht, große Neugierde und ein gewiſſes Vergnügen und laufen ſoweit als

möglich dem raſch dahineilenden Fahrzeuge nach, um ihrer Neugierde die größtmöglichſte Befriedigung zu gewähren. Ehe der Colocolo getödtet worden war, hatten die Affen in dieſer Weiſe das Boot immer begleitet, das ausgeſtopfte Fell aber verſetzte ſie in eine ſo entſetzliche Angſt, daß ſie, anſtatt ſich dem Fahrzeuge zu nähern, mit lautem Schreien zornig und ängſtlich davonflüchteten. Dieſe Beobachtung ſagt genug, denn ſie beweiſt, daß die Affen in jenem Thiere ihren furchtbarſten Feind erblickt haben.

Die Pampaskatze (Leopardus pajeros) ähnelt unſerer wilden Katze am meiſten, iſt jedoch von mehr unterſetzter Geſtalt und hat einen kleinern Kopf und kürzern Schwanz, ſowie einen ſehr langen, faſt zottigen Pelz, deſſen Haare hier und da ſogar eine Länge von fünf Zoll erreichen. Die Färbung des Pelzes iſt blaßgelblichgrau mit zahlreichen und regelmäßig gelben oder braunen Binden, welche vom Rücken aus ſchief gegen die Leibesſeite verlaufen. Die einzelnen Haare ſind an der Wurzel braun, dann gelb und endlich an der Spitze ſchwarz, die des Hinterrückens aber an der

Die Pampaskatze (Leopardus pajeros).

Wurzel ſchwarz, dann grau, dann gelblichweiß und endlich vor der ſchwarzen Spitze rein weiß. Von den Augen laufen jederzeit zwei gelbe oder zimmetfarbene Streifen über die Wangen herab und vereinigen ſich unten an der Kehle, ſie halsbandartig umfaſſend. Die Schnauzenſpitze, das Kinn, die Augenflecken und der Unterleib ſind weiß. Ein ſchwarzer Streifen liegt vor der Bruſt und verläuft über die Beine, zwei andere ziehen ſich über ihn hin. Die Vorderbeine ſind dreimal, die hinteren fünfmal breit ſchwarz gebändert. Die Füße ſind gelblich, der Unterleib iſt unregelmäßig ſchwarz gefleckt, die mäßig großen Ohren ſind innen weißlich, außen ſchwarz, der ſpitze und etwas buſchige Schwanz hat die Farbe des Rückens.

Die Pampaskatze findet ſich in den Steppen Südamerikas von Patagonien an bis zur Magalhaensſtraße herab, und iſt namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden. Sie lebt in unbewohnten Waldgegenden und Steppen und erhielt ihren lateiniſchen Namen von dem ſpaniſchen Worte „Paja“, welches Stroh bedeutet. Der eigentliche Name würde alſo in Strohkatze zu überſetzen ſein. Dieſer Name paßt ebenſogut auf die Farbe ihres Pelzes, als auf ihren Aufenthalt, da

Ad. Erik und **A. Ivar Hovelsrud** geben ein Buch heraus, das sich **Ad. Erik Hovelsrud's Reisebeschreibung** nennt. Es ist ein Reisebericht über Nordamerika, Australien, Neuseeland, Indien, Ägypten und Palästina, das 1900 in Christiania erschien. Hovelsrud gehört dem Lehrstande an und ist Lehrer in Hamar.

Über die nordischen Bücher siehen Skandinavisk Revue, 1901, Nr. 10 (Kopenhagen).

Ein Buch über Grönland ist Fridtjof Nansen's **Eskimoleben**. Es ist in 2. Auflage erschienen (Leipzig, Brockhaus) und enthält 60 Bilder und 2 Karten. Nansen hat sich mit seinem Buche, das in Deutschland, Frankreich, England, Amerika und Russland Übersetzungen erlebt hat, ein Denkmal gesetzt, das für alle Zeiten Geltung haben wird.

Adolf Thorn, der als Schriftsteller, Redakteur und Direktor des Nationaltheaters in Christiania eine hervorragende Stellung einnimmt, hat eine Reise nach Island gemacht und darüber ein Buch geschrieben, das unter dem Titel **Island** (Kristiania, Aschehoug) erschienen ist. Es enthält 16 Bilder und eine Karte. Thorn ist ein Mann, der sehen kann, und seine Schilderungen sind, wie alles, was er schreibt, lebendig und anziehend. Er hat sich nicht damit begnügt, die Natur zu beschreiben, sondern hat auch die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Arbeit und ihre Vergnügungen, ihre Wohnungen und ihre Kleidung, ihre Geschichte und ihre Literatur, ihre Gegenwart und ihre Zukunft in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Das Buch ist ein Muster von Reisebeschreibung.

und Dies thun auch alle übrigen Naturforscher, welche Leopard und Panther lebend vor sich sahen. Der Leopard ist immer dunkler und entschieden kurzschwänziger, als der Panther; sein Schwanz hat auch nur 22 Wirbel, während der Schwanz des Panthers aus 28 Wirbeln besteht. Bei jenem ist die Grundfarbe ein dunkles Gelb, welches auf dem Rücken, der hier sehr dicht stehenden schwarzen Flecken wegen, kaum zum Vorschein kommt: bei diesem ist sie ein helles Ockergelb, welches nach der Unterseite des Leibes in Reinweiß übergeht und allerorten deutlich sichtbar wird, weil die Flecken einzelner stehen, als beim Parder. Allerdings gehört ein scharfer Blick dazu, um beide so nahe verwandte Thiere zu unterscheiden, und namentlich den Thierkundigen, welche sich nur mit den Bälgen beschäftigen, mag Dies oft schwer werden: wer aber im Leben beide Katzenarten beobachtet hat, lernt sie später auf den ersten Blick erkennen. Während ich diese Zeilen überlese, habe ich einen Leopard vom Kap und einen Panther aus Indien, welche beide unmittelbar aus ihrer Heimat uns überbracht wurden, lebend vor mir: ich darf mir also wohl ein selbstständiges Urtheil zutrauen, obgleich ich mir gar nicht anmaßen will, den nun einmal bestehenden Streit endgültig zu entscheiden.

Uns insbesondere läßt dieser Streit hier unberührt. Der asiatische Panther und der afrikanische Leopard ähneln sich in ihrer Lebensweise noch mehr, als hinsichtlich ihres Leibesbaues und der Zeichnung ihres Felles; wir lernen also sicherlich das Leben Beider genügend kennen, wenn wir uns nur mit Einem beschäftigen. Ich erwähle mir, wie leicht begreiflich, den Afrikaner zu meiner Schilderung.

Der Leopard ist ganz unzweifelhaft die vollendetste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majestät des Löwen alle Achtung vor der gesammten Familie ein, wohl sehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erscheint uns der Tiger als der Grausamste unter der grausamen Gesellschaft; wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid, als alle übrigen Pardel: hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, hinsichtlich der Schönheit der Fellzeichnung und hinsichtlich der Anmuth und Zierlichkeit der Bewegung aber stehen sie und alle übrigen Katzen weit hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt Alles in sich, was die einzelnen Mitglieder der Familie im Besondern auszeichnet; er vereinigt deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht. Seine sammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unsers Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder andern sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnißmäßiger viel gewaltiger, als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen zeigt er das Raubthier auf der höchsten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Die Leibesgröße des Leoparden ist nicht gerade sehr bedeutend: ein nordischer Luchs kommt ihm fast oder ganz gleich. Recht alte Männchen, welche immer viel größer, als die Weibchen sind, haben wohl nur selten $6^1/_2$ Fuß Länge und am Widerrist $2^1{}_2$ Fuß Höhe; der Schwanz nimmt von jener Länge etwas über ein Drittheil ($2^1{}_2$ Fuß) weg. In unseren Thierschaubuden sehen wir auch von dem Leoparden nur Krüppel, welche höchstens drei Viertheile der angegebenen Maße haben.

Vor den meisten anderen Katzen zeichnet sich der Leopard sofort durch die auffallende Schlankheit aus; sein Leib erscheint noch länger, als er ist. Der kleine Kopf ist rund, die Schnauze kurz; der Schwanz ist lang und dünn, und nach neueren Beobachtungen — welche zu prüfen ich leider versäumte und an dem sehr bösartigen Gefangenen des Hamburger Thiergartens nicht erproben kann — endigt er in eine hornige Spitze.*) Die Pranken sind ungemein kräftig. Wahrhaft prachtvoll und dabei doch höchst ansprechend gezeichnet ist das Kleid. Auf der hellorangenfarbenen, nach unten hin ins Weiße übergehenden Grundfarbe treten ringförmige, theils geschlossene, theils aus zwei, drei und vier im Ring stehenden Tupfen gebildete Flecken von kohl- oder bräunlichschwarzer Färbung hervor. Sie umschließen je einen Hof, welcher immer etwas dunkler, als die Grundfarbe ist, mit dieser aber in gleicher Abstufung nach unten hin sich lichtet. Nur auf der Mittellinie des Rückens, zumal nach hinten zu, bilden diese Flecken drei, seltner vier regelmäßige, gleichlaufende Reihen; seitlich sind solche Reihen zwar auch noch zu verfolgen, aber nicht mehr auf eine bestimmte Zahl zurückzuführen; und

*) Beim Panther ist bestimmt keine hornige Spitze am Schwanzende zu bemerken.

deshalb erſcheinen hier die Flecken ganz unregelmäßig geſtellt. Am Kopf und an den Beinen gehen die Ringflecken nach und nach in Punkte, am Bauche aber in große (oft noch doppelte) Tupfen über; die Punkte an den Läufen bilden noch Reihen, die Tupfen ſtehen unregelmäßig. Der Schwanz iſt den größten Theil ſeiner Länge nach mit ringförmigen Flecken beſetzt, welche gegen die Spitze hin voll werden und einige, durch ſchmale, lichte Bänder getrennte Halbringe bilden. Auf der Hinterſeite der Ohren ſteht ein lichter Fleck. — Mit zunehmendem Alter wird der Leopard oben dunkler, unten aber lichter.

Dem Kopfe geben die kleinen Ohren, welche er noch dazu gern zurücklegt, und die großen, funkelnden, goldgrünen Augen einen Ausdruck furchtloſer Kühnheit, verbunden mit liſtiger Tücke.

Auf den erſten Blick hin will es ſcheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verſtecken und Anſchleichen ſeine Beute gewinnen und ſich vor dem ſcharfen Auge derſelben decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verſchwinden. Wer Innerafrika aus eigener Erfahrung kennen lernte, erſtaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derſelben ein ſo farbenreiches Geſchöpf, ſelbſt in ſehr geringer Entfernung, überſehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Boden ſtimmen in ihrer Färbung auf das genaueſte überein!

Faſt ganz Afrika iſt die Heimat des Leoparden. Er findet ſich überall, wo es zuſammenhängende, wenn auch nur dünn beſtandene Waldungen giebt, und zwar in verhältnißmäßig ſehr großer Menge. Unter den Waldungen behagen ihm beſonders diejenigen, welche zwiſchen den höheren Bäumen mit dichtem Unterholz beſtanden ſind. Graſige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs ſeltene Erſcheinung iſt. Sehr gern zieht er ſich in das Gebirg zurück, deſſen reich bewachſene Höhen ihm nicht nur treffliche Verſteckplätze, ſondern auch reichliche Beute gewähren. In Habeſch bietet ihm noch ein Höhengürtel von 8000 Fuß über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er ſich wünſchen kann. Gar nicht ſelten ſucht er ſich ſeinen Aufenthaltsort nahe an den menſchlichen Wohnungen oder in dieſen ſelbſt und unternimmt von hier aus ſeine Raubzüge: So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hauſe der Stadt Adoa in Habeſch ſogar Junge warf. Unter allen Umſtänden aber wählt ſich der ſchlaue Räuber Plätze, welche ihn ſoviel als möglich dem Auge entziehen. In den Wäldern weiß er ſich ſo vortrefflich zu bergen, daß man gewöhnlich blos an den Bäumen ſeine Spur auffindet: die eingekratzten Streifen, welche er beim Klettern in der Rinde zurückläßt. Seine Fährte ſieht man nur äußerſt ſelten, höchſtens auf dem feuchten Sande in der Nähe ſeiner Tränkplätze, wo der leiſe aufgeſetzte Fuß ſich abdrückt. Auf dem harten Waldboden nimmt auch das geübteſte Jägerauge keine Spur von dem Schleicher wahr.

Wie die meiſten Pardelkatzen, hat der Leopard keinen beſtimmten Aufenthaltsort, ſondern ſtreift weit herum und verändert ſeinen Wohnſitz nach Umſtänden. So verläßt er eine Gegend vollſtändig, nachdem er ſie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachſtellungen erfahren hat.

Ungeachtet ſeiner nicht eben bedeutenden Größe iſt der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und ſelbſt des Menſchen, obgleich er dieſem gern ausweicht, wo es geht. In allen Leibesübungen Meiſter und liſtiger, als andere Raubthiere, verſteht er es auch, das flüchtigſte oder das ſcheueſte Wild zu berücken. Sein Lauf iſt zwar nicht ſchnell, aber er kann durch gewaltige Sprünge Das ſchon erſetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern ſteht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn faſt ebenſo oft auf Bäumen, als in einem Buſch verſteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es ſein muß, ſteht er auch nicht an, über ziemlich breite Ströme zu ſchwimmen, obgleich er ſonſt das Waſſer ſcheut. Erſt bei ſeinen Bewegungen zeigt er ſich in ſeiner vollen Schönheit. Denn jede einzelne iſt ſo biegſam, ſo federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere ſeine wahre Freude haben muß, ſo ſehr man auch den Räuber haſſen mag. Da kann man Nichts gewahren, was irgend eine Anſtrengung bekundet. Der Körper windet und dreht ſich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt ſo leiſe auf, als ob er den leichteſten Körper trüge.

Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne nicht im Einklang. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr verdienen, als unser Leopard. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung: aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern auf den Felsen nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er ist es, welcher ein gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere verhindert: Dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm sicher. Er legt sich, wie Jules Gerard in Algerien beobachtete, auf den Wechsel dieses Nagers, lauert mit der größten Geduld und faßt, wenn der wohlbewehrte Stachelheld nächtlich seines Weges geht, blitzschnell zu, giebt ihm einen Schlag auf die Nase und zermalmt ihm dann rasch den Kopf. Die Antilopen soll er, wie die Kaffern erzählen, durch einen eigenthümlichen Kunstgriff zu berücken versuchen. Er schleicht im Grase an sie heran und beginnt in einiger Entfernung ganz sonderbare Bewegungen zu machen, um die Neugierde dieser Thiere zu erregen. Läßt es sich ein Stück des Rudels beikommen, dieser Neugierde Folge zu geben, so ist es verloren. Etwas ist jedenfalls an der Sache, wenn auch die Deutung jener Bewegung kaum die richtige sein dürfte.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet, als der Löwe, welcher sich stets mit einem Wildpret begnügt. Aus der Klasse der Vögel fallen ihm hauptsächlich die Hühner zum Opfer; ihnen schleicht er ohne Unterlaß nach. Aber nicht einmal der Mensch ist vor ihm gesichert, und namentlich Kinder finden durch ihn gar häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein sehr sorgsam beobachtender Jäger, welcher länger als zwanzig Jahre in Habesch gelebt hat, daß unser, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Mensa allein acht Kinder weggetragen und verspeist hatte.

Mit der Kühnheit, Raublust und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein. Als sich Rüppell in der abissinischen Provinz Simeen befand, packte ein großer Leopard unsern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Esel, wurde indessen noch zeitig genug durch das Geschrei der Hirtenknaben verscheucht. „Bei Gondar," sagt derselbe Naturforscher, „wurden wir durch das Geschrei einer in unserm Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte das Raubthier aus dem Hofe, in welchem es die sterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hof gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag! Als er uns aber aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit gespanntem Gewehr das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauschte, sah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofs, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit so leisem, aber sicherm Tritte, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sichern Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuchs gewiß sein. Wirklich

erſchienen ſie auch ſchon in der nächſten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelſäule zerſchmetterte."

Von ſeiner kühnen Mordluſt lieferte der Leopard auch mir einen ſchlagenden Beweis. Wir ritten Vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das ſtets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beſchloſſen ſofort, unſere Büchſen an ihnen zu erproben. Unſere Leute, unter denen ſich der egyptiſche Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale ſtehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langſam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich paſſenden Platz und feuerten von da aus nach den oben ſitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüſſen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derſelben brachen entweder zuſammen oder ſuchten verwundet das Weite. So ſahen wir einen uralten Hamadryas, welcher leicht am Halſe verletzt worden war, taumelnd und unſicher den Felſen herabkommen und an uns vorüberſchwanken, ſich mehr und mehr dem Thale zuwendend, woſelbſt wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb auch gar nicht weiter, ſondern ließen ihn ruhig ſeines Weges ziehen und feuerten unſere Büchſen wieder nach den anderen Affen ab, welche noch da oben ſaßen. Urplötzlich entſtand ein fürchterlicher Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden ſpäter ein wüſter Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor, grunzten, brummten, brüllten und ſchlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten ſich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige beſonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten ſchon, daß jetzt wir angegriffen werden ſollten, und beeilten uns etwas mehr, als gewöhnlich, mit dem Laden der Büchſe. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerkſam. Wir hörten unſere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: „zu Hilfe! zu Hilfe! ein Leopard!" An der Bergwand hinabſchauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unſeren Leuten zueilte, ſich aber bereits mit einem Gegenſtand beſchäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüſſe. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrloſen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hilfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ruhig.

Die ganze Geſchichte war ſo ſchnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, worum es ſich eigentlich handelte. Wir ſtiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unſere Leute in den verſchiedenſten Stellungen. Der Egypter hatte ſich auf einen Felsblock geſtellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchſe ſeines Herrn in der Hand und ſtarrte nach einem ziemlich dichten Buſche hin, vor welchem die Hunde ſtanden, jedoch in achtungsvoller Entfernung. Der eine Abiſſinier war noch immer beſchäftigt, die aufs äußerſte erregten Maulthiere zu beruhigen, und der dritte Diener, ein junger Menſch von etwa 15 Jahren, war an der andern Thalſeite empor geklettert und ſchien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, ſeine eigne Sicherheit natürlich nebenbei auch im Auge behaltend.

„Im Buſche liegt der Leopard," ſagte mir der Egypter; „ich habe auf ihn geſchoſſen."

„Er iſt, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen," fügte der Abiſſinier hinzu; „gerade auf uns los kam er; wahrſcheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verſchlingen."

„Dicht an Euch vorüber iſt er gelaufen," ſchloß der Dritte; „ich habe ihn ſchon oben auf dem Berge geſehen, als er auf den Affen ſprang."

Vorſichtig die geſpannte und abgeſtochne Büchſe in der Hand haltend, näherte ich mich dem Buſche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, ſo ſehr ich mich auch anſtrengte, noch immer Nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben ſchien, ſeine Warte und deutete mit der Hand auf einen ganz beſtimmten

Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas.

Nun klärte sich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorübergegangen. Dann hatten wir etwa zehn Schüsse abgefeuert, deren Knall stets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Endlich war ein Affe verwundet worden, wie bemerkt, und den Berg herunterkommend, jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Raubthieres vorübergegangen. Auf ihn hatte der Leopard sich gestürzt, ungeachtet der Menschen, welche er gesehen und gehört, ungeachtet der alle Thiere schreckenden Schüsse, ungeachtet des hellen, sonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Rosse sitzend, war er auf dem Affen in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückschrecken können. Der Koch unten, welcher mit den Anderen weniger für das Leben des Affen, als für das eigene fürchtete, hatte, wie er zugestand, „in der Todesangst" die zweite Büchse seines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden auch glücklich eine Kugel mitten durch das Herz gejagt. Dann hatte er auch den Affen erlegt, wahrscheinlich ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht.

Wie sich später ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn an der Schnauze gepackt und hier tiefe Löcher eingerissen. Mit den Hinterbeinen hatte er sich im Gefäß des Thieres fest einzuklammern versucht oder sie, stellenweise wenigstens, nachschleifen lassen. Unbegreiflich war es uns, daß der Hamadryas, trotz seiner früher erhaltenen Verwundung, von seinen furchtbaren Zähnen nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Bewohner Mittelafrikas und die Reisenden wissen eine Menge ähnlicher Geschichten zu erzählen. So kam ein Leopard an Gordon Cummings Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleisch weg, und als die Hunde ihm nachsprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derselben so fürchterlich, daß sie bald nachher starben.

In allen Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich sich diese tüchtig wehren. In Abissinien kann man seinethalben weder Hunde oder Katzen, noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebensogute Wohnungen herrichten, als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der andern Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können. Während ich mich in den Walddörfern Ostsudahns befand, kamen die Leoparden in einer Woche beinahe jede Nacht bis an das Dorf heran, wurden aber von den in sehr großer Anzahl vorhandenen und vortrefflich eingeschulten Windspielen jedesmal zurückgetrieben. In den Urwäldern am Blauen Flusse hörte ich die eigenthümlich grunzende Stimme des Thieres mit Beginn der Nacht fast regelmäßig, und auch die Fährten der nächtlich jagenden Räuber merkten wir sehr oft bei unseren Streifereien; doch hatte ich damals nie das Glück, einen Leoparden selbst zu sehen. Als ich den Arabern mein Befremden hierüber aussprach, erklärten sie mir die Sache nach ihrer Weise ganz einfach durch die große Schlauheit des Thieres. Der Leopard, sagten sie, wüßte sehr wohl, daß ich für ihn ein weit gefährlicherer Gegner sei, als sie selbst, und ihn todtschießen würde, wenn er sich mir zeigen wollte, während sie ihm mit ihren Lanzen nicht viel anhaben könnten, und er sich auch deshalb vor ihnen nicht sonderlich in Acht zu nehmen brauche. — Mehrmals habe ich auf dem Anstand gelegen, und an solchen Orten, welche der Leopard nachts vorher besucht hatte, lebende Ziegen für ihn als Köder angebunden: allein immer lauerte ich vergebens. Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, daß er bei seinen Streifereien doch nicht so oft an denselben Ort zurückkehrt, als man gewöhnlich glaubt.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an; wird er aber angeschossen, so stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher diese Katze nur verwundete, augenblicklich von ihr angesprungen, niedergeworfen und gräßlich von ihr

zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil das Raubthier den nächsten Augenblick schon seiner eignen Wunde erlag. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeister der Kapstadt unversehens von einem Leoparden angesprungen wurde. Das Vieh schlug dabei dem Manne die Klauen in den Kopf und fuhr mit dem Maule nach dem Halse, um ihm die Schlagadern zu durchbeißen. Der Angegriffene aber wehrte sich tapfer, rang mit seinem Gegner und Beide fielen zu Boden. Schon ganz ermattet, strengte der Mann seine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thiere den Kopf fest auf den Boden, zog sein Schnappmesser heraus und schnitt ihm den Hals ab; er selbst aber hatte an seinen Wunden noch lange zu leiden. In Abissinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, d. h. auch erwachsene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht. Kinder gehören, wie wir sahen, mit unter das Wild, auf welches er geradezu Jagd macht!

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann sammeln sich oft viele Männchen an einem Orte, schreien abscheulich, nach Art der verliebten Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen wüthend unter einander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es sind dies kleine, wirklich reizende Geschöpfe, ebensowohl ihrer schönen Zeichnung, als ihres hübschen Betragens wegen. Sie spielen ganz allerliebst, wie die Katzen, unter einander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter den Wurzeln eines starken Baumes, in dichten Gebüschen oder in Baumhöhlen selbst; sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, Dank des guten Unterrichts, welchen sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer wahren Geisel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger, als je, und so kommt es, daß man nur in seltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann.

Uebrigens richten die Leoparden auch schon während ihrer Paarungszeit an ein und demselben Orte viel Schaden an, wenn sie auch, solange sie durch die Liebe beschäftigt werden, weniger blutgierig und räuberisch sein sollen. Man hat nicht selten ihrer sechs bis acht zu gleicher Zeit bemerkt. Ein holländischer Kapbauer hatte das Vergnügen, gegen sein Erwarten mit einer solchen Gesellschaft zusammenzukommen. Er reiste in der im Lande gebräuchlichen Weise mit Ochsenwagen von einer Ortschaft zur andern. Während die Genossen in einem anmuthigen Thale ihr Lager aufschlugen, ging er auf die Jagd hinaus, um ein Wildpret für die Küche zu erbeuten. Nach einem längern, vergeblichen Streifzuge wollte er eben zum Lager zurückkehren und war auch bereits in dessen Nähe angelangt: da erblickte er zu seinem nicht geringen Entsetzen plötzlich sieben Leopardenköpfe zwischen dem zerklüfteten Gestein und dem Riedgras eines Hügels. In der Ueberraschung handelte er so albern, als er nur immer konnte: er schoß sein einfaches Gewehr auf das Gerathewohl nach der Gruppe ab! Glücklicher Weise machte sich das Ende besser, als zu vermuthen gewesen wäre. Die Leoparden blieben ruhig; nur ein einziger sprang auf und focht in der Luft umher, gleichsam, als wolle er nach der Kugel fangen, welche wahrscheinlich recht nahe an ihm vorbeigepfiffen war. Der Bauer schlich sich sachte davon.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdweisen sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, die den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht sich nicht im geringsten vor ihm zu fürchten. Die Hunde beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit

aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Levaillant berichtet uns in ergötzlicher Weise von einer derartigen Jagd, wo man mit vielen Hunden einen großen Busch umstellte und ruhig auf gut Glück hineinschoß, bei jeder Bewegung des Pardels zurückprallte und endlich doch noch zum Ziele kam, indem er, der Erzähler, einen guten Schuß anbringen konnte. Nur sehr wenig Jäger sind so tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln sich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein scharfes, breites Dolchmesser bei sich. Das Raubthier stürzt sich, wenn es gefehlt wurde, augenblicklich auf den Angreifer, und dieser hält ihm den geschützten Arm entgegen. In demselben Augenblick, wo jener sich in demselben verkrallt, stößt der Jäger ihm das breite Messer in das Herz.

Sehr eigenthümlich ist es, daß auch unter den einfachsten Naturkindern über solche Jagden die köstlichsten Münchhausiaden umlaufen. So erzählte mir ein Scheich in Nofeeres:

„In der Umgegend unserer Stadt sind die Leoparden zwar sehr häufig, aber doch nicht gefürchtet, weil unsere Leute Söhne der Stärke sind und mit Leichtigkeit jedes wilde Thier zu bewältigen verstehen. Die Jagd des Leoparden ist nun vollends eine Kleinigkeit. Wenn man weiß, wo er aufgebäumt hat, braucht man einfach in den Wald zu gehen und den Leoparden aufzufordern, vom Baume herabzukommen; dann sticht man ihn todt."

Ich sprach meine Verwunderung über die Folgsamkeit des Thieres unverhohlen aus; allein mein Berichterstatter blieb mir die Antwort nicht schuldig.

„Es ist ganz leicht," sagte er, „einen Leoparden vom Baume herabzubringen. Er betrachtet nämlich seinen schönen Namen „Nimmr" als eine Verhöhnung und empört sich auf das äußerste, wenn man ihn so ruft. Unsere vortrefflichen Knaben nehmen nun zwei scharfe Lanzen, gehen unter seinen Baum, halten beide Lanzen neben sich über ihren Köpfen in die Höhe, so daß die Spitzen das Haupt decken, und rufen laut: „Komm herab, Nimmr, komm herab, du Sohn der Feigheit, du Fleckiger, du Schelm, komm, wenn du Muth hast!" Hierüber wird das Thier ganz wüthend, vergißt alle Vorsicht und springt blind auf den Angreifer, natürlich aber in beide Lanzen, welche er sich dann sofort durch das Herz stößt."

Pater Fillipini in Menfa hat während seines langjährigen Aufenthalts in Habesch und den Bogosländern viel Leoparden erlegt, die meisten freilich, nachdem er sie vorher gefangen hatte. Unter allen den Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich der eine besonders angesprochen, und ihn will ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten.

In Keeren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholische Mission einen festen Wohnsitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigstens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Bursch von 15 Jahren, schläft auf einer etwa 4½ Fuß über dem Boden erhöhten Lagerstätte im Stalle.

In einer Regennacht vernimmt der in der nächsten Hütte ruhende Pater plötzlich den lauten Angstschrei aller in dem Stall eingepferchten Ziegen und die Hilferufe ihres Hirten. Er schließt sofort ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen sein müsse, und eilt mit seinem treuerprobten Schweizerstutzen an den gefährdeten Stall.

„Was ist bei Dir los, Knabe?"

„„O, Vater, ein Leopard ist in dem Stall! Er hat eine Ziege zusammengewürgt und wird wahrscheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.""

„Wie ist er eingedrungen?"

„„Er hat die Wand mit seinen Tatzen aus einander geschlagen und sich so eine Thür gebildet; auf der andern Seite ist sie.""

Unser Pater geht auf die andre Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt diesen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! Dir wird Nichts geschehen; zünde aber Licht an, damit ich sehen kann."

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!““

„Wohl, ſo werde ich Dir welches bringen.“

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht Beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden. Der arme Burſche aber iſt durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres ſo erſchreckt, daß er nicht unter ſeinen Fellen, welche er als ſchützende Decke über ſich ausgebreitet hat, hervorkommt. Vater Fillipini muß alſo ein zweites Loch machen, durch welches er die zweite Hand hindurchſteckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigſtens die Hand zu reichen und die Kerze zu faſſen, ſtreicht Licht an, und einen Augenblick ſpäter iſt der nicht allzugroße Raum erhellt, wenn auch noch immer dürftig genug.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und ſchleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, ſeinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Ausreißen der geängſtigten Ziegen zeigt ſeine Bewegung dem Ohr unſers Paters an, welcher mit der Büchſe in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloche ſteht.

„Leuchte mehr nach dieſer Seite, Talla!“

Es geſchieht; allein der Jäger ſieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu ſein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängſtlich und läßt ein leiſes Knurren vernehmen. Nun ſtrengt der Pater auch ſein Gehör an, um das Raubthier zu erſpähen. Da fällt ein Lichtſtrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: — im Nu iſt die Büchſe an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entſetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erliſcht: — dann wird es ſtill.

„Lebt der Leopard noch, Talla?“

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen ſind aber ruhig geworden.““

„Nun, dann iſt er auch getroffen,“ ſagt der muthige Geiſtliche, ladet, holt ſich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit geſpannter Büchſe — in den Stall. An der gegenüberſtehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel iſt ihm zwiſchen den Augen in den Kopf gedrungen. —

Bei weitem die wenigſten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verſchiedene Fallen ſind weit ergiebiger, als das Feuergewehr. Wo Europäer hauſen, wendet man ſtarke Tellereiſen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleiſch in ziemlicher Höhe an einem Baumaſt auf und ſpickt den Boden dicht mit ziemlich langen, eiſernen Spitzen. Das Raubthier ſpringt nach dem Fleiſche, welches zu ſicherm Sprunge zu hoch hängt, und ſtürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. — Pater Fillipini hatte ſchon gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche ganz nach Art der Mäuſefallen eingerichtet, aber natürlich viel größer ſind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hinterſten Abtheilung der Falle zum Köder benutzt. Früher oder ſpäter überwog die Raubluſt doch alle Schlauheit, und der Räuber ſaß im Kerker, wo ihn der Pater dann am andern Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit todtſchoß. Einmal fing ſich auch ein Löwe in einer ſolchen Falle; für ihn war aber noch keine Kugel gegoſſen. Er ſchlug erzürnt mit einem Prankenſchlage die Fallthüre entzwei und entwich! —

Genau dieſelbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es iſt für die ganze Umgegend ein großes Feſt, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber in die Gewalt des Menſchen gebracht hat. Drayſon ſchildert in ſehr lebendiger Weiſe einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden beſucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte einen ſo verſchiedenartigen und außerordentlichen Appetit, daß es geradezu unerſättlich ſchien. Man baute deswegen eine Falle und ſetzte eine alte Henne in den hinterſten Theil des Käfigs. Die Falle ſelbſt war ſo feſt, daß ſie auch den Kräften eines Löwen Widerſtand geleiſtet haben würde. Der Leopard war zu ſchlau, als daß er bei der erſten Gelegenheit,

welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre; er kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde so Gefangener. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Festnahme ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen."

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich immer in eine Ecke. Es war wahrscheinlich, daß er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend war."

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten:"

„O, du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser; bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Sper und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Sper," sagte ein Anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsband werden und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!"

„Man hatte sich vorgenommen, das Thier nach der Kapstadt zu bringen, um es nach Europa zu versenden, aber während der zweiten Nacht wäre es beinah entkommen; und als mehrere Tage vergangen, ehe man einen zur Fortschaffung geeigneten Käfig fertig brachte, wurde es nothwendig, den jetzt sehr gedemüthigten Schelm zu erschießen."

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, ihren Gefangenen durch die Hunde todtbeißen zu lassen. „Einer von ihnen," so erzählt Lichtenstein, „fing einen großen, lebendigen Parder und machte Dies allen seinen Freunden bekannt, welche sich dann nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittag in großer Zahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von dem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangener guter Bewirthung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gemäuer ähnliche Felsen, den Eingang bildeten, übrigens in Hinsicht der Bauart ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur Alles in sehr großem Verhältniß. Oben war die Falle mit rohem Gebälk bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte. Die Leute, welche es jetzt fesseln sollten, suchten erst eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man den Leoparden heraus und band ihm, trotz seines entsetzlichen Brüllens und vergeblichen Wüthens, die vier Beine an einander. Hierauf begab sich Jemand in die Grube und warf auch eine Schlinge über den Kopf, damit es möglich werde, ihm einen festen Maulkorb anzulegen. Nun erst war man im Stande, den Leoparden nach dem Werft — so heißt bei allen Ansiedlern ein großer, freier Platz zwischen dem Wohnhaus und den Wirthschaftsgebäuden — zu schaffen, woselbst jetzt der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittelst eines Ringes an einer Kette befestigt ward, welche in einen freistehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach löste man einen Riemen nach dem

andern und ließ das Thier sich endlich ganz frei an der Kette bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend, als schleichend pflegt der Parder seiner Beute nachzustellen, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen den Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt und, festgehalten von der Kette, streckte er sich solang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor sich zu sehen glaubte. Dabei wand sich der Leib unaufhörlich seit- und aufwärts, so daß man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daß die vorher untersuchte Kette nicht brechen könne, wagten sich die Zuschauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andere Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preisgeben sollte, die inzwischen sämmtlich in einem Stalle eingesperrt waren, und eben gingen die Meisten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem starken Rucke der Ring sich öffnete, und das nunmehr freie Raubthier auf den Landdrost und nach Denen, die sich am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Wir ergriffen in der ersten Bestürzung die Flucht und hörten schon das glücklicher Weise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns schnauben, als unsere eignen mitgebrachten Hunde an uns vorbeistürmten und ihn auch sogleich an Ohren und Kehle packten. Den besten von ihnen, welcher auf der Reise vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren ab und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopfe. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, welche ihn desto sicherer packten, und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daß der Parder in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich noch verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so schwer, daß dieser ebenfalls am andern Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thieres fanden sich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, welches äußerst zäh und von dichten Haaren geschützt ist, war auch nicht das kleinste Loch."

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthier etwas mehr, als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werthe steht. Auch im Sudahn wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern, als von den Mahammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne Dies besonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieselben Ansichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher so glücklich gewesen ist, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Er schmückt sich stolz mit seinem Siegeszeichen, und Jeder, welcher nicht eine ähnliche Probe seines Muthes aufweisen kann, betrachtet ihn mit Neid und Schelsucht. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weise mit Faden und Draht zusammengeschlungen und in Gemeinschaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Brust des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft absticht. Die Klauen werden in ähnlicher Weise verwendet und das Fell endlich wird zu dem Karroß oder Deckmantel verarbeitet. Die Schwanzenden werden aufgeschnitten und an einer Schnur befestigt, welche sich der Held um den Leib schlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn solche Schwänze aufzuweisen hat, welche rings um seinen Körper hängen, dünkt er sich der Höchsten einer zu sein und blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche nur, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten der Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Wenn man ihn zahm haben will, muß man ihn von Jugend auf behandeln können; denn wenn auch alt eingefangene Thiere einen gewissen Grad von Sanftmuth und Zahmheit zeigen, bricht ihr natürliches Wesen doch von Zeit zu Zeit durch, und ihre Tücke läßt immer einen niederträchtigen und gefährlichen Streich

befürchten. Man braucht blos das Geſicht eines Leoparden anzuſehen: die Falſchheit und Hinterliſt ſpricht ihm aus den Augen. In den Käfigen zeigen ſich die jung gefangenen Leoparden gutmüthig und geduldig. Sie empfangen gern Liebkoſungen von bekannten Perſonen, ſchnurren dabei wie die Katzen oder ſchmiegen ſich wohl auch in ſchlangenartigen Windungen an ihre Wärter an und reiben ſich an dem Käfig, was immer als ein Zeichen ihres Wohlbehagens anzuſehen iſt. Der Panther unſeres Thiergartens iſt ein überaus zahmes und gemüthliches Thier. Er ſpringt ſeinen Bekannten freudig entgegen, langt mit der Tatze nach ihnen, um ſie zu ſich heranzuziehen, läßt ſich ſtreicheln und liebkoſen und leckt mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals denkt er daran, von ſeinen Klauen Gebrauch zu machen: ſeine gefährlichen Tatzen bleiben in der Hand ſeines Freundes immer weich und ſammtig. Daß Leoparden ebenſo zahm werden können, unterliegt keinem Zweifel. — Bei beſonders guter Laune ſpringt der Leopard in eigenthümlich künſtlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geſchlungene Kreiſe bilden, unaufhörlich im Käfig auf und ab und zwar ſo ſchnell, daß das Auge ſeinen Biegungen kaum folgen kann. Mit Hunden gewöhnt er ſich bald zuſammen und gewinnt dieſelben auch ſo lieb, daß er mit ihnen ſpielt und ſelbſt die Nahrung mit ihnen theilt. Mit ſeines Gleichen verträgt er ſich recht gut; er hat ſich auch ſchon mehrere Male in Europa fortgepflanzt.

Ganz anders, als im Käfig, zeigt ſich der Leopard, ſobald er nur einigermaßen Freiheit bekommt. Ich beſaß ein ſehr ſchönes, aber noch nicht ordentlich ausgewachſenes Männchen einige Zeit lang lebendig, konnte es aber niemals zu einem nur erträglichen Verhältniſſe zwiſchen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfig näherte, drückte er mir durch Grinſen und Zähnefletſchen, wohl auch durch ein heiſeres Fauchen ſeine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter, als gewöhnlich näherte, durfte ich ſicher darauf rechnen, daß er mit einer ſeiner Tatzen nach mir ſchlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mir am wenigſten verſah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubthiere, welche ich bei mir führte, noch im Käfig an eine lange Kette feſſeln laſſen, und ſo durfte ich mir ſchon das Vergnügen machen, ihn zuweilen aus dem Käfig herauszulaſſen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu raſen, ſprang wie toll empor, dehnte ſich, zog Geſichter, fauchte und warf die wildeſten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er Jedem, welcher ſich ihm näherte, ſofort zu Leibe und geberdete ſich ſo ſprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Jemehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um ſo toller wurden all ſeine Bewegungen, um ſo mehr ſteigerte ſich ſeine Wuth. Die ganze Wildheit des freilebenden Thieres, welche jetzt lange gewaltſam unterdrückt worden war, ſchien durchzubrechen, der Blutdurſt regte ſich und ſeine Augen drohten der ganzen übrigen Thiergeſellſchaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den Wänden, Stöcken und Säulen empor; ängſtlich meckerten die Ziegen; wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfig auf und nieder; grollend blickte der Löwe auf den raſenden Roland. Dieſer verſuchte auf alle nur mögliche Weiſe freizukommen, und mehrmals wurde es uns angſt und bange bei dieſen Beobachtungsproben. Das Allerſchwierigſte war es, unſer Thier jedesmal wieder in ſeinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Das Einfachſte wäre geweſen, ihn an dem Stricke, bezüglich der Kette, wieder in den Käfig zu ziehen; allein dieſer ſtand ſo, daß man in den Bereich ſeiner Sprünge hätte kommen müſſen, wenn man die Kette erreichen wollte. Drohungen vermochten gar Nichts über ihn; wenn wir ihm die Peitſche vorhielten, zeigte er uns dagegen ſeine Tatzen; wenn wir ihn anſchrien, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er ſich zum Sprunge zurecht. Es galt jetzt, ſeinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mißhandeln; denn er war nicht mein Eigenthum und ich mußte ihn natürlich ſchonen. Ich wagte nicht einmal, mich der aus dem Felle des Nilpferdes geſchnittenen Peitſche zu bedienen, welche bei den anderen Thieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es auch im Grunde nicht, weil mir die Peitſche nicht lang genug erſchien und ich doch das Thier bis zu dem Käfig treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbeſen und befeſtigte dieſen an einer langen, dünnen Stange; damit bekam er ſeine Prügel:

aber ſie fruchteten Nichts; ich mußte auf andere Mittel denken. Das beſte von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Waſſer zu begießen, und dabei leiſtete mir nun wieder eine große Spritze die allervortrefflichſten Dienſte. Sobald er nämlich einen Eimer Waſſer über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, ſuchte er ſo ſchleunig als möglich in ſeinen Käfig zu kommen; und ſpäter brachte ich ihn ſo weit, daß ich ihm blos die Spritze und den Beſen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, ſeinen Schlupfwinkel zu ſuchen, wenn Dies auch nur mit äußerſtem Widerſtreben geſchah. Mancher meiner Leſer mag dieſen Leoparden wie viele andere von den Thieren, welche ich damals beſaß, ſpäter im Thiergarten von Berlin geſehen haben; die wenigſten aber werden ſich vorgeſtellt haben, wie ungemüthlich das ſchöne Thier ſein konnte. Wie er ſich gegen andere Mitglieder ſeiner Familie benahm, will ich gelegentlich der Beſchreibung des Jagdleoparden zu ſchildern verſuchen.

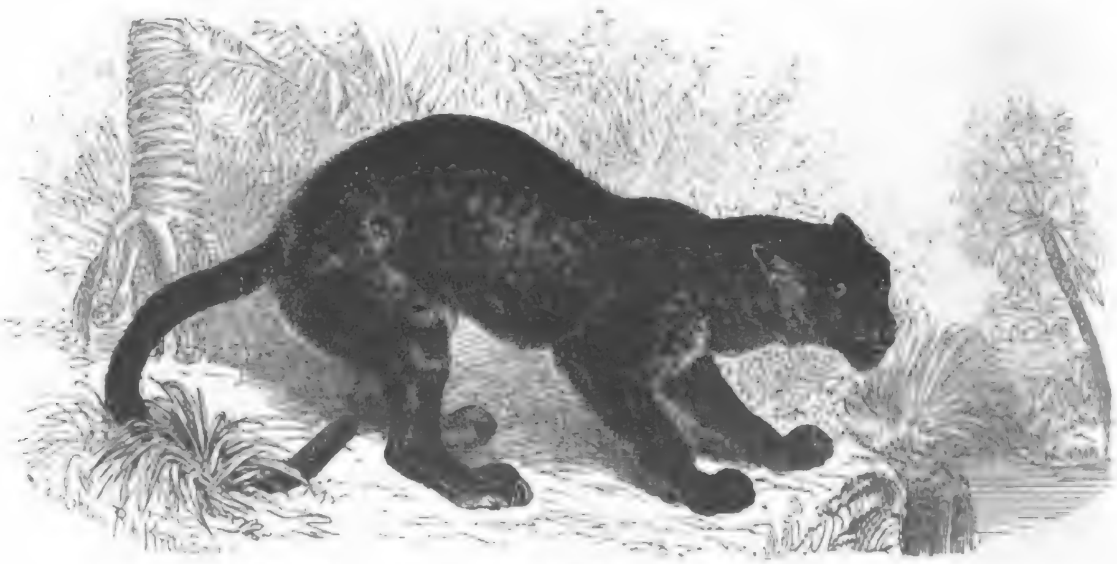
Der Leopard wurde, wie bemerkt, von den Römern vielfach zu den Kampfſpielen in Rom benutzt. Kleinaſien war zu den Römerzeiten voll von dieſen Thieren, und Caelius ſchrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Panthern zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen.“ Scaurus war der erſte, welcher unter ſeiner Aedilitätswürde 150 geſcheckte Thiere ſchickte; dann ſandte Pompejus 410, Auguſtus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeſchluß verboten, die ſogenannten „afrikaniſchen Thiere“ nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber ſtellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubniß, daß ſie zu den circenſiſchen Spielen kommen dürften. Dies geſchah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerſt der Geſchichtsſchreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Baſtard von Panther und Löwe ſei. Hierauf bezieht ſich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Thiere ſchon ziemlich gut kennt, aber ſagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Parder mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und ſich dann räche. Derſelbe Naturforſcher erzählt auch, daß die Parder durch ihren Geruch alle vierfüßigen Thiere anlocken, durch ihren garſtigen Kopf aber wieder abſchrecken; deshalb verſtecken ſie ſich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. An einer andern Stelle heißt es, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geſchlechts rauhe Zungen hätten wie eine Feile und damit die Haut des Menſchen ableckten. Daher würden auch die gezähmten wüthend, wenn ſie bis auf das Blut gekommen ſeien. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis, und Ariſtoteles ſpricht einigemal von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er geſcheckt ſei, daß er in Aſien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Muth hätten, als die Männchen; und daß ſie ſich zu heilen wüßten; wenn ſie ſich nämlich mit dem Kraute Pardalianches vergiftet hätten, ſuchten ſie Menſchenkoth, und dieſer hälfe ihnen. Das Kraut tödte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menſchenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weggehe; ſpringe es darnach in die Höhe, ſo gehe es zu Grunde. Oppian unterſcheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere, und kleinere, welche aber jenen an Stärke Nichts nachgäben. In der Geſtalt und der geſcheckten Färbung ſind ſie einander gleich, aber die kleineren haben einen längern Schwanz, als die größeren (dieſe würden alſo unſere Panther ſein). Sie laufen ſehr ſchnell und greifen Alles tapfer an. Nach dem Dichter ſind ſie die Amme des Bachus geweſen und deshalb liebten ſie auch den Wein. — Dies iſt aber auch Alles, was die Alten uns hinterlaſſen haben.

Leicht könnte ich noch viel von meinen eignen und von anderen Beobachtungen hier mittheilen; doch ich glaube, daß die bereits erzählten Geſchichten zur Beſchreibung und Kennzeichnung des Thieres ausreichen dürften. Ich will blos noch hinzufügen, daß das Fleiſch des Leoparden in vielen Ländern von den Eingebornen gegeſſen und für ſehr ſchmackhaft gehalten wird, und daß das ſchöne Fell namentlich in früherer Zeit oft in den Handel kam und noch vor funfzig Jahren am Kap mit zehn Thalern das Stück bezahlt wurde. Auch gegenwärtig iſt es unter dem Namen „Tigerfell“ noch bei unſeren Kürſchnern zu erhalten; denn es wird noch immer geſucht und geſchätzt. Man

verwendet es theils als Pelzwerk, theils zu Mänteln, Ueberwürfen, vorzüglich aber zu Pferde-, Fuß- und Schlittendecken.

Den vorſtehend beſchriebenen müſſen wir eine noch räthſelhafte Pardelkatze anreihen, welche namentlich in neuerer Zeit vielfach lebend nach Europa gebracht worden iſt. Es iſt dies der ſogenannte ſchwarze Leopard oder ſchwarze Panther (Leopardus Melas), ein prachtvolles Thier von dunkler aſchgrauer oder dunkelbrauner Farbe mit kleinen dunkelſchwarzen Flecken. Delamétherie beſchrieb dieſen Panther zuerſt und Peron, welcher einen zweiten nach Europa brachte, gab ihm ſeinen wiſſenſchaftlichen Namen. Man hielt ihn lange Zeit für eine beſondere Art, bis Reinwardt und Kuhl die Behauptung aufſtellten, daß man in Java allgemein wiſſe, die ſchwarzen Leoparden würden mit bunten zuſammen in einem Gewölfe gefunden und wären nichts Anderes, als Abarten des langſchwänzigen Panthers.

Ich geſtehe offen, daß mir die letztere Anſicht durchaus nicht glaublich ſcheinen will. Man hat zwar auch in Afrika dunkle Pardelkatzen gefunden und dieſelben ſofort als Baſtarde vom Leopard und wer weiß welch anderer Katze erklären wollen: aber auch dieſe dunkeln Leoparden bilden höchſt-



Der ſchwarze Leopard oder ſchwarze Panther (Leopardus Melas).

wahrſcheinlich eine eigene Art; und Fitzinger hat auch keinen Anſtand genommen, ſie unter dem Namen Grauparder (Leopardus poliopardus) aufzuſtellen. Jedenfalls iſt es ſehr merkwürdig, daß der ſchwarze Panther regelmäßig kleiner iſt, als der gewöhnlich gefärbte. Ich ſelbſt habe vielleicht ihrer zehn geſehen, unter ihnen allen aber auch nicht einen einzigen gefunden, welcher die gewöhnliche Größe erreicht hätte. Zudem kommt, daß alle ſchwarzen Panther ausſchließlich in Java gefunden werden; wenigſtens hat man bis jetzt dieſe ſogenannte Abart anderswo nicht angetroffen. Dieſe Thatſachen beſtimmen mich, den ſchwarzen Panther als beſondere Art anzuſehen; mindeſtens muß mir die Angabe der genannten Naturforſcher erſt bewieſen werden, bevor ich die ſchöne Katze als bloſe Abart des Panthers anerkennen ſoll.

Dem Leoparden und dem Panther nah verwandt iſt der Pardel oder Irbis (Leopardus Uncia). Er erreicht die Größe der Vorhergehenden und ähnelt ihnen im Ganzen, ebenſowohl hinſichtlich ſeiner Geſtalt, als ſeiner Lebensweiſe. Der Pelz iſt aber viel dichter und länger, beſteht auch aus gekräuſeltem, am Grunde wolligem Haar, welches nur am Bauche weich und ſchlaff iſt. Die

Digitized by Google

Manchmal befinden sich mehrjunge von verschiedenen Würfen, wie gewöhnlich, oft in sehr bun-
tem Durcheinander, in einer Höhle beisammen. Sie sind anfangs blind und mit dichtem, weichem Pelze bekleidet, welcher dem der Alten gleicht, jedoch weder so glänzend, noch so schön gefärbt ist, wie dieser. Ihre Augen öffnen sich nach 14 Tagen, und nun beginnen sie auch, sich zu bewegen. Nach weiteren 14 Tagen sind sie schon ziemlich geschickte Kletterer und verlassen zuweilen in Begleitung ihrer Mutter den Bau. Mit 3 Monaten sind sie fast ausgewachsen, mit 4 Monaten vollständig erwachsen. Sie werden bald nach dem Wurfe von den Alten aus der Höhle getrieben und müssen sich nun selbst ihre Nahrung suchen. Ihre Lebensweise ist dieselbe wie die der Alten. Sie werden 10 Jahre alt, in Gefangenschaft noch älter.

Die Jagd auf den Edelmarder ist, wie bereits gesagt, eine sehr schwierige. Nur wenige Jäger verstehen sich auf sie, und diese wenigen haben sich in ihren Kniffen und Pfiffen so eingeschult, daß sie nur selten einen Fehlschuß thun. Der Edelmarder ist ein ebenso vorsichtiges und scheues Thier, wie der Baummarder, und seine Lebensweise macht es dem Jäger noch schwerer, ihn zu erlegen. Er ist ein Nachtthier, welches nur selten bei Tage sich sehen läßt, und wenn es dies thut, so geschieht es nur, weil es durch irgend etwas aufgestört wurde.

Der Edelmarder (Mustela martes).

Ein Hund kann ihn nicht leicht finden. Der Edelmarder jagt nur mit Anstrengung, ist dem Hunde an Schnelligkeit nicht gewachsen und kann ihm auch nicht lange Widerstand leisten. Er ist ein Meister im Klettern und Springen, und wenn er sich verfolgt sieht, so flüchtet er sich auf Bäume, wo er sich mit Leichtigkeit von Ast zu Ast schwingt, oder auf Felsen, wo er mit Gewandtheit von Stein zu Stein springt. Ein Hund kann ihm auf diesen Wegen nicht folgen. Der Jäger muß also, wenn er ihn erlegen will, ihn selbst finden, und dies ist eben schwierig genug. Er muß ihn entweder in seinem Baue oder auf einem Baume aufsuchen.

Beides ist nun nur mit großer Anstrengung möglich. Wenn man erwägt, daß ein Jäger sich oft mehrere Tage lang in einem Reviere umhertreiben muß, ehe er einen Edelmarder findet, daß er dabei oft große Strecken zurücklegen muß, daß er sich durch Dickicht und Gestrüpp durcharbeiten muß, daß er Kälte, Nässe und Ungemach aller Art zu ertragen hat, so wird man begreifen, daß nur wenige Jäger sich mit Vorliebe auf die Jagd des Edelmarders verlegen.

fluge, die Unterseite ist lichter und selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen; hinten theilen sie sich wieder. Andere gewundene Streifen theilen sich in Flecken und ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab. Die Schulter ist mit hufeisenartigen Flecken, die Glieder sind mit schwarzen, runden Tüpfeln bedeckt. Am Unterleibe finden sich drei Reihen dunkelbrauner, runder Flecken, unter dem Halse Querbinden, über und unter den Augen ein heller Fleck und auf den Wangen zwei schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der ziemlich buschige Schwanz ist graulich, rostgelb und deutlich geringelt.

Der Marmorleopard ist ein Bewohner von Malakka und Java. Ueber seine Lebensweise ist uns gar Nichts bekannt.

Der Marmorleopard (Leopardus marmoratus).

Drei Katzenarten, von denen die eine Afrika, die anderen Ostindien bewohnen, zeichnen sich von den bisher genannten durch die einfache Flecken- und Tüpfelzeichnung und ihren kurzen Schwanz wesentlich aus und verdienen deshalb unsere besondere Beachtung. Es sind dies der Serwal, der Tarai und der Kuenck. Namentlich die Beschreibung des Erstern mag hier eine Stelle finden; — mit den übrigen sind wir zur Zeit kaum noch bekannt.

Der Serwal (Serval Galeopardus) zeichnet sich durch seine schmächtige Gestalt, die ziemlich hohen Beine und den kurzen Schwanz aus und ähnelt im Ganzen einigermaßen dem Luchse. Er unterscheidet sich von diesem aber hauptsächlich durch den Mangel der Ohrbüschel und den verhältnißmäßig immer noch längern Schwanz. Sein Körper ist schlank, der Kopf verlängert und etwas zusammengedrückt. Die Ohren sind groß und zugespitzt. Der Schwanz hat etwa halbe Leibeslänge. Die Behaarung ist ziemlich reich, dicht und rauh. Ihre Grundfärbung ist hellfahlgelb, bisweilen grau oder röthlich, unten an dem Ende der Gliedmaßen rein weiß. Längs des Scheitels und des obern Halses treten vier schwarze, schmale Binden hervor, welche vom Widerrist sich nach rückwärts und abwärts ziehen, nach hinten neue Streifen zwischen sich nehmen und nach und nach in lange Flecken zerfallen, während die Seiten einfach schwarz gefleckt oder getüpfelt sind. Auf den Vorderarmen und Hinterschenkeln fließen die Flecken zusammen und bilden einige Querbinden. Von den Wangen, welche mit kleinen, schwarzen, punktförmigen Flecken bedeckt sind, zieht sich ein schwarzes Band

um die Kehle von einer oder mehreren ſchmalen, ſchwarzen Binden umgeben. Der Schwanz iſt ſieben- bis achtmal dunkler geringelt, gewöhnlich aber blos auf der Oberſeite. Der Serwal ſcheint übrigens ſehr in der Färbung abzuändern: von den beiden, welche im Sommer des Jahres 1861 im Thiergarten von Frankfurt lebten, hatte blos der eine das beſchriebene Ausſehen; der andere war dunkler und viel fleckiger gezeichnet. Die Länge des Leibes beträgt gegen drei Fuß, die des Schwanzes ſelten mehr als vierzehn Zoll, die Höhe am Widerriſt aber zwanzig Zoll. Dieſe Größe erreichen jedoch blos ſehr alte Männchen; gewöhnlich wird dieſe Katze nicht viel über drei Fuß einſchließlich des Schwanzes lang. —

Obgleich der Serwal unter dem Namen Boſchkatte den holländiſchen Anſiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung ſehr wohl bekannt iſt, fehlt es uns doch noch ganz an ſeiner genauern Lebensbeſchreibung. Wir wiſſen jetzt, daß er nicht blos in Südafrika ziemlich häufig iſt, ſondern ſich auch im Weſten und Oſten weit verbreitet. Höchſt wahrſcheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas vor: in Algier z. B. findet er ſich gewiß. In unmittelbarer Nähe der Kapſtadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf den mit Buſchholz be-

Der Serwal (Serval Galeopardus).

deckten Bergen im Innern des Landes. Er jagt im Freien Haſen, junge Antilopen, Lämmer ꝛc. namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Meiereien, um in ſchlecht verwahrten Hühnerſtällen ſeinen Beſuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er ſich verborgen und ſchläft. Erſt mit der Dämmerung beginnt er ſeine Raubzüge. Dabei ſoll er ſich als echte Katze zeigen und wie dieſe alle Liſt und Schlauheit anwenden, um ſeinen Raub zu beſchleichen und durch plötzliche Sprünge in ſeine Gewalt zu bringen. Man ſieht ihn ſehr ſelten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen.

Wenn man ſich einigermaßen mit ihm abgiebt und ihn gut behandelt, wird er nach kurzer Gefangenſchaft ſehr zahm, da ſein Weſen überhaupt ein mildes und gutartiges iſt. Er zeigt ſich bald ſehr dankbar gegen ſeinen Pfleger, folgt ihm nach, ſchmiegt ſich an ihn an, ſtreift an ſeinen Kleidern hin und ſchnurrt dabei wie unſere Hauskatze. Für Liebkoſungen iſt er ſehr empfänglich. Er ſpielt gern mit Menſchen oder mit ſeines Gleichen, auch mit ſich ſelbſt und kann ſich ſtundenlang mit

Digitized by Google

Kugeln beschäftigen, die man ihm zuwirft, oder sich durch Spielen mit seinem eignen Schwanze vergnügen. Dabei scheint er sich in seiner großen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eignem Antriebe die sonderbarsten Sprünge. Sicher ist aber, daß diese Angaben sich immer nur auf einzelne beziehen; ich meinestheils habe mehrere gesehen, welche äußerst wild, ja geradezu blind wüthend waren, trotz einer schon ziemlich langen Gefangenschaft. Möglicher Weise werden diejenigen, welche man an Stricke bindet und in gewissem Grade frei läßt, eher zahm, als die in Käfigen lebenden: diese geben aber auch einem frisch gefangenen Leoparden an Ingrimm nicht das Geringste nach. Mit rohem Fleische läßt sich der Serval lange erhalten, ja man kann ihn sogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verschaffen. Vor Erkältung muß man ihn sehr in Acht nehmen. Einer, der in unserm Thiergarten lebte und schon so zahm geworden war, daß er alle Beschauer aufs höchste erfreute, starb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechsels, welcher den Wärmemesser um 15 Grad herabstimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am andern Morgen eine Leiche. Drei andere Katzen, welche wir besaßen, starben zur selben Zeit, der gleichen Ursache halber. Das Fell des Serval kommt in ziemlicher Menge in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt. In Europa ist es unter dem Namen „afrikanische Tigerkatze" wohl bekannt.

Der Tarai (Serval viverrinus) erreicht nur die Größe unserer Wildkatze und ist kürzer, als der Serval. Seine Färbung ist tief gelblichgrau. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel dunkel, in der Mitte gelblich, an der Spitze schwarz. Die Unterkieferseite ist rein weiß. Längs des Rückens verlaufen vier Reihen schwarzer Flecken, welche auf der Stirn zu Streifen zusammenfließen. Ueber die Wangen ziehen sich zwei Streifen, von denen ein Kehlband abgeht. Das Ohr ist hinten schwarz mit einem hellen Fleck. An den Körperseiten finden sich runde Flecken, an den Beinen Querstreifen, der Schwanz hat acht bis neun Ringel. Die Körperlänge beträgt höchstens $2\frac{1}{2}$ Fuß, die des Schwanzes zehn Zoll.

Das Thier lebt in Indien, besonders in den Himalayagegenden. — Die Gefangenen, welche ich sah, waren wüthende, menschenfeindliche Geschöpfe.

Der Kueruck (Serval minutus) endlich ähnelt unserer Hauskatze, ist aber kleiner und durch seinen kurzen Schwanz und die kurzen, gerundeten Ohren wohl von ihr unterschieden. Der Pelz ist oben rothbraungrau, unten weiß. Auf dem Scheitel und Halse finden sich ebenfalls die vier schwarzen Längsstreifen, welche sich nach hintenzu wieder auflösen. Neben den Augen verläuft ein weißer Streifen. Die Ohren sind außen braun mit weißen Flecken. Der Schwanz ist dunkel und undeutlich geringelt. Die Körperlänge beträgt 16 Zoll, die des Schwanzes 18 Zoll. Trotz der geringen Größe soll der Kueruck eine der wildesten Katzen sein, welche man überhaupt kennt. Gefangene, welche ich in den Thiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen Dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wuth dieser Katze. Blindwüthend fauchte und zischte sie, sobald man sich ihrem Gefängnisse nahte. Auch der Wärter, welcher seine Thiere sehr gut behandelte, hatte sich nicht mit ihr befreunden können. Er mußte sich bei dem Füttern sehr sorgfältig in Acht nehmen; denn der Kueruck hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er sich mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke zurückzuziehen, sträubte seinen Balg und knurrte und tobte mit wüthenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfig. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn Jedermann verhaßt, und sein Tod, welcher ebenfalls nach dem erwähnten Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns ungleich weniger Bedauern, als der Verlust des ihm verwandten Serval. Wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wüthende Thier zu zähmen, vollständig entsagt.

Die Blüthen lassen deutlich Kelch und Blumenkrone unterscheiden. Der Kelch ist 5-theilig, die Blumenkrone ist 5-blättrig, die Blumenblätter sind gelb.

Fig. 1. Ein Zweig von *Hypericum Coris* L. in natürlicher Grösse.

Diese Pflanze wird als Zierpflanze in Gärten gezogen, wo sie sich durch Samen leicht vermehrt. Sie ist auch in Südtirol einheimisch. Ich fand sie in Südtirol auf dem Monte Baldo, wo sie in einer Höhe von 1000 Metern über dem Meere wächst.

Herr Dr. Kerner hat in seiner Flora von Südtirol, Band II, Seite 1, diese Pflanze nicht angeführt. Ich glaube, dass sie auch in Südtirol nicht häufig ist.

Herr Dr. Kerner hat in seiner Flora von Südtirol, Band II, Seite 1, diese Pflanze nicht angeführt. Ich glaube, dass sie auch in Südtirol nicht häufig ist.

Einzelne Kater werden unter besonders günstigen Umständen auch drei Fuß lang. Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen grau, bisweilen sogar schwarzgrau gefärbt, bei dem Weibchen hingegen gelblich. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende, schwarze Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren sich auf dem Rücken fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen mittlen Streifen bilden, der längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele, aber verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler, als die anderen, sind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt, die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz ist gleichmäßig geringelt, die Ringe selbst von der Wurzel nach der Spitze hin immer dunkler. Das Gesicht ist rothgelb, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelbweißlich.

Noch heutzutage ist die Wildkatze über fast ganz Europa verbreitet; sie konnte bis jetzt nicht einmal in dem so raubthierarmen Großbritannien ausgerottet werden. Gegenwärtig bewohnt sie übrigens blos noch waldreiche Gegenden, namentlich Gebirge, und streift von da aus nur selten in das Tiefland herab. In ausgedehnten Waldungen wird sie jedes Jahr wenigstens gespürt, wenn auch nicht erlegt. In dem Thüringer Walde hat man aber in den letzten Jahren immer noch zwölf Stück erwachsene und eine vierteljährige Waldkatze erlegt, außerdem noch eine angeschossen und drei aus dem Neste genommen, im Ganzen also sechzehn Stück getödtet. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenze Europas hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Merkwürdig ist, daß sie in Norwegen, Schweden und Rußland nicht vorkommt; dort wird sie aber freilich durch den Vetter Luchs mehr als hinreichend ersetzt. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; und je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger ist sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie auch Dachs- und Fuchsbauten und große Höhlungen in starken Bäumen.

Sie lebt einzeln oder höchstens paarweise und scheint ihr Gebiet gegen andere ihrer Art zu behaupten. Ihre Lebensweise ist eine durchaus nächtliche; sie ähnelt der des Luchses ebenso sehr, wie der unserer Hauskatze. Die Wildkatze ist geschickt im Klettern und ersteigt mit Leichtigkeit Bäume, auf deren stärkeren Aesten sie ausruht, wenn sie sich nicht in einer Höhle verbergen kann. Hier drückt sie sich fest auf den ihrem Pelze gleichgefärbten Ast und kann dann leicht übersehen werden. Erst mit Einbruch der Nacht beginnt sie ihre Jagdzüge, ganz nach Art ihrer zahmen Schwester. Mit der allen Katzen eignen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen in seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: kurz, sie ist in jeder Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie überfällt wirklich sogar Reh- und Hirschkälber und ist für diese noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß dieselben mit großer Schlauheit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in allen Gehegen, am schädlichsten aber in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, alle Fasanen eines ganzen Geheges zu vernichten. Im Verhältniß zu ihrer Größe ist sie überhaupt ein gefährliches Raubthier, welches leider den Blutdurst der meisten seiner Gattungsverwandten theilt und weit mehr Thiere tödtet, als es verzehren kann. Aus diesem Grunde wird die Wildkatze von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt — denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten kann, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Im

Winter tritt ſie zuweilen größere Wanderungen an und kommt dann auch, vom Hunger geplagt, bis in das Innere der Dörfer herein. Erſt vor wenigen Jahren erlegte der Lehrer Schach in Rußdorf bei Crimmitzſchau einen vollſtändig ausgewachſenen, ſehr ſtarken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieſes Dorfes Herberge genommen, aber noch wenig Schaden gethan hatte. In Ungarn, wo ſie weit häufiger iſt, ſoll ſie, wie Lenz angiebt, im Winter vorzugsweiſe in Scheuern hauſen.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt neun Wochen. Das Weibchen wählt ſich einen hohlen Baum, eine Felſenkluft oder auch einen verlaſſenen Dachs- oder Fuchsbau zum Wochenbett und wirft hier fünf bis ſechs Junge, welche blind geboren werden und ganz den jungen Hauskätzchen gleichen. Wenn ſie nicht mehr ſäugen, werden ſie von der Mutter ſorgfältig mit Mäuſen, Maulwürfen und Vögeln verſehen. Nach kurzer Zeit ſind ſie ſchon im Stande, die Bäume zu erklettern, und deren Aeſte bilden auch ſpäter ihren Spiel- und Tummelplatz, ſowie ihre Zuflucht bei heranwachſender Gefahr. Dieſer ſuchen ſie in den meiſten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß ſie ſich auf den dichten Aeſten niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit dieſen vertrauen. Die Alte ſcheint ſie nicht zu vertheidigen, wenigſtens verläßt ſie die Brut beim Herannahen des Menſchen, vor welchem ſie überhaupt große Furcht zeigt. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahr 1856 ging mein Zimmermann etwa 500 Schritte von meinem Hauſe an der Südſeite des Hermannſteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor welche von mir zu haben gewünſcht, und da ich keine hatte, ſo war er nun froh, hier ſelbſt ein Neſtchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er ſie in ſeinen Ranzen geſteckt hatte und wegging, ſah er die Alte in ſeiner Nähe mit geſpitzten Lauſchern umherſchleichen; ſie ging aber ganz leiſe und machte keine Miene, ihn anzugreifen; ſie hatte die Größe eines tüchtigen Haſen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenſo waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborne wilde Naturell dieſer kleinen Beſtien: ſie kratzten, biſſen und fauchten mit entſetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, ſie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder freſſen noch ſaufen und ärgerten und tobten ſich zu Tode.“ —

Die Jagd der Wildkatze kann unter Umſtänden ſehr gefährlich werden, weil das Thier, wenn es angeſchoſſen wird, den Menſchen nicht ſelten angreift. Man jagt ſie am liebſten bei Schnee, weil man ſie dann ſpüren und bis zu ihrem Ruheplatze verfolgen kann. „Gewöhnlich,“ ſagt Tſchudi, „liegt ſie den ganzen Tag auf einem Aſte ausgeſtreckt, von wo aus ſie ihre Beute belauert. So ſieht ſie der Jäger, wie ſie ruhig daliegt und ihn nach Art des Baummarders und Luchſes mit funkelnden Augen anſtarrt. Nun nimm dich wohl in Acht, Schütze, und faß die Beſtie genau aufs Korn! Iſt ſie blos angeſchoſſen, ſo fährt ſie ſchnaubend und ſchäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht ſie ziſchend dem Jäger, ſetzt ſich wüthend zur Wehr und ſpringt auf den Menſchen los; ihre ſpitzen Krallen haut ſie feſt in das Fleiſch, beſonders in die Bruſt, daß man ſie faſt nicht losreißen kann, und ſolche Wunden heilen ſehr ſchwer. Die Hunde fürchtet ſie ſo wenig, daß ſie, ehe ſie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunterkommt; es ſetzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Katze haut mit ihrer Kralle oft Riſſe, ſie zielt gern nach den Augen des Hundes und vertheidigt ſich mit der hartnäckigſten Wuth, ſolange noch ein Funke ihres höchſt zähen Lebens in ihr iſt. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, ſiegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen feſt gepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußerſten Muth und die größte Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verräth, da er nur ſo ſich der Hundebiſſe erwehren konnte. Ein ſtarker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Beſtie durch und durch bohrte, errettete die ſchwer verwundeten Thiere, die ſonſt ſämmtlich erlegen wären.“

Man kennt viele andere Jagdgeschichten dieses Thieres, welche zum Theil ein sehr trauriges Ende haben; ich will blos zwei mittheilen. „Als ich," so sagt Hohberg, „Anno 1640 zu Parduwitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im wilden Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Katzenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Katzen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg in das Geröhricht, da ich den Hund mit der Katzen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ straks von dem Hunde ab und schwung sich also durchstochener, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige nothwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Katzen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Katzen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben."

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung „die wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu Theil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals noch ziemlich bedeutende Auslösung. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen, hohlen Buche, auf welcher das Thier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es nicht zu sehen, es mußte also irgendwo im Innern des Baumes verborgen sein. Unser Kreiser macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum dritten Male; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlag erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen im Nu die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das dicke Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr, er vergißt fast, sich zu vertheidigen und sucht blos Hals und Gesicht vor den wüthenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er laut um Hilfe seinem in demselben Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch; ängstlicher wird sein Hilferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch wüthend auf ihm, die Nackenmuskeln zerreißend. Er versucht das wüthende Thier wegzureißen; er nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze los, sie faucht, beißt aber immer wieder auf ihr armes Schlachtopfer los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt. Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzt. Inzwischen kommt der Zerschundene wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Der Arzt erscheint; man wendet alle Mittel an: noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter entsetzlichen Schmerzen.

Nach dieser einen Geschichte brauche ich wohl nicht mehr hervorzuheben, daß in unserm mittlern Deutschland die Wildkatze, trotz ihrer geringen Größe, das fürchterlichste Raubthier ist. —

Von der eigentlichen Wildkatze sind die blos verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. In der Zeichnung und an Bosheit und Wildheit ähneln sie durchaus der eigentlichen Wildkatze.

Afrika im Bilderbuch und in Kinderbüchern. Bilderbücher und Bücher aus der Kolonialzeit. Afrika ist ein Kontinent, der in Bilderbüchern und Kinderbüchern häufig vorkommt. Dabei werden Bilder und Geschichten verwendet, die aus der Kolonialzeit stammen. Diese Bilder und Geschichten sind oft rassistisch und stellen Afrikaner*innen als „wilde" und „primitive" Menschen dar. Sie zeigen Afrika als einen Kontinent, der von weißen Europäer*innen entdeckt und erobert werden muss. Diese Darstellungen sind nicht nur falsch, sondern auch gefährlich, weil sie Vorurteile und Stereotype verstärken. Es ist wichtig, dass wir uns bewusst machen, dass diese Bilder und Geschichten nicht die Realität in Afrika widerspiegeln. Wir müssen lernen, wie wir diese Bilder und Geschichten kritisch hinterfragen können.

Bild: Afrika im Bilderbuch und in Kinderbüchern

Afrika im Bilderbuch und in Kinderbüchern. Bilderbücher und Bücher aus der Kolonialzeit. Afrika ist ein Kontinent, der in Bilderbüchern und Kinderbüchern häufig vorkommt. Dabei werden Bilder und Geschichten verwendet, die aus der Kolonialzeit stammen. Diese Bilder und Geschichten sind oft rassistisch und stellen Afrikaner*innen als „wilde" und „primitive" Menschen dar. Sie zeigen Afrika als einen Kontinent, der von weißen Europäer*innen entdeckt und erobert werden muss. Diese Darstellungen sind nicht nur falsch, sondern auch gefährlich, weil sie Vorurteile und Stereotype verstärken. Es ist wichtig, dass wir uns bewusst machen, dass diese Bilder und Geschichten nicht die Realität in Afrika widerspiegeln. Wir müssen lernen, wie wir diese Bilder und Geschichten kritisch hinterfragen können.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hieraus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere Verbreitung erhalten haben. Für mich erhalten diese Muthmaßungen Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Rothen Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie die Falbkatzen, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Los, wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr auch selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon, obgleich sehr selten, eine ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatze.

Ich war eine Zeitlang im Besitz einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Thier war in den Steppen Ost-Sudahns alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfig gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubthier in ihm verwahre, und ich habe die Katze niemals aus diesem Käfig nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man sich ihr irgendwie näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Einem Etwas zu versetzen. Strafen fruchteten gar Nichts. Jung aus dem Neste genommene habe ich nie gesehen und kann deshalb auch nicht darüber urtheilen, ob diese sich vollständig zähmen lassen.

Nach diesem Ueberblick der Wildkatzen können wir uns zu der für den Haushalt des Menschen nützlichsten Katze, unserm Hausfreunde Hinz (Catus domesticus), wenden. Die Unterschiede zwischen ihm und der Wildkatze sind etwa folgende: Der Leib der Hauskatze ist um ein Drittheil kleiner und weniger kräftig, der Schwanz länger und schlanker und gegen das Ende zu allmählich verdünnt, der Kopf stärker abgeplattet und der Darm fünf Mal — bei der Wildkatze nur drei Mal — so lang, als der Körper. Die Länge des Leibes beträgt gewöhnlich einen Fuß sechs Zoll, in seltneren Fällen aber noch drei bis vier Zoll mehr, die Länge des Schwanzes durchschnittlich einen Fuß und die Höhe am Widerrist zehn Zoll.

Die Katze hat als Hausthier eine sehr weite Verbreitung gefunden und zwar hauptsächlich seit der Einwanderung der Ratten, dieser abscheulichen, nächtlichen Plagegeister des Hauses. Es ist wohl anzunehmen, daß sie von Egypten aus zuerst verbreitet worden ist; wenigstens erhalten wir von dort aus die ersten geschichtlichen Nachrichten über sie. Gegen das Jahr 430 v. Chr. berichtet Herodot über den Ailurus, wie er Freund Hinz benennt, Folgendes: „Entsteht in Egypten irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht ums Feuer, sondern um ihre Katzen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Katze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Egypter große Trauer. Stirbt eine Katze von selbst, so scheren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die todten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt.“ Aristoteles beschreibt die Katze ums Jahr 330 v. Chr. so genau, daß man unbedingt annehmen muß, er habe sie selbst beobachtet. Diodorus Siculus sagt ums Jahr 30 v. Chr.: „Wer in Egypten eine Katze ums

Ohne Kragen, und Halsbein, so wenig wie Ocnus, allerdings langsam gegen den stark vorgebeugten Kopf. Die Epipleuren sind schmal, die Beine schlank, ungedornt, Hinterschienen ungefurcht, vorderer Tarsus schwach erweitert, Klauen einfach. Die Fühler sind kurz, gegen die Spitze verdickt, das Endglied ist kurz und eiförmig. Die Augen sind klein, nicht vorspringend.

Fig. 1. Appunctus antennatus Gyll. ♂. Vergr. 20/1.

Fig. 2. Appunctus antennatus Gyll. ♀. Vergr. 20/1.

Fig. 3. Appunctus antennatus Gyll. Fühler. Vergr. 40/1.

Fig. 4. Appunctus antennatus Gyll. Vorderbein. Vergr. 40/1.

Fig. 5. Appunctus antennatus Gyll. Hinterbein. Vergr. 40/1.

Fig. 6. Appunctus antennatus Gyll. Mittelbein. Vergr. 40/1.

Fig. 7. Appunctus antennatus Gyll. Vorderbein. Vergr. 40/1.

Fig. 8. Appunctus antennatus Gyll. Hinterbein. Vergr. 40/1.

Fig. 9. Appunctus antennatus Gyll. Mittelbein. Vergr. 40/1.

Fig. 10. Appunctus antennatus Gyll. Vorderbein. Vergr. 40/1.

Fig. 11. Appunctus antennatus Gyll. Hinterbein. Vergr. 40/1.

Fig. 12. Appunctus antennatus Gyll. Mittelbein. Vergr. 40/1.

Fig.

verkauft werden darf, und Dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären und daß sich das Thier aufs Mausen verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Drittheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamm büßen oder soviel Weizen als Ersatz für sie geben, als erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, denn es liefert uns den Beweis, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf: denn zu damaliger Zeit gab es auch in England soviele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, sich die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen.

Gegenwärtig findet sich die Katze fast in allen Ländern, in welchen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa ist sie überall zu treffen und in Amerika schon seit Entdeckung dieses Erdtheils verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Innern des Erdtheils, wo sie in vielen Ländern gänzlich fehlt. Manche Völkerschaften Asiens, z. B. die Mandschu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Sie geben den Giljaken junge Kater, niemals aber Miezen, und unterhalten sich somit immer ihre Absatzquelle offen. Die Käufer tauschen solche Katzen mit Zobelfellen ein, und beide Theile machen ein sehr gutes Geschäft.

In den gesitteten Ländern ist die Hauskatze das einzige Mitglied ihrer Familie, welches allgemein gezähmt und im Hause gehalten wird. Gleichwohl bewahrt sich jede Katze immer in einem gewissen Grade ihre Selbstständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur insoweit, als sie es für gut befindet. Je mehr sich dieser mit ihr beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie geboren wurde. Der Mensch bestimmt unter allen Umständen den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und sich in die Wälder begiebt, in denen sie unter Umständen fast völlig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthalts zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß sie sich, auch wenn sie zurückgekehrt ist, fast gar nicht mehr um den Menschen kümmert. Namentlich die Katzen in Paraguay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbstständigkeit. Sie folgen, zumal in den wenig bevölkerten Gegenden, ganz ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und selbst diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, streifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher, stellen allen kleinen, wehrlosen Säugethieren nach, beschleichen des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommen blos bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Man versichert, daß auch die, welche doch sorgfältig von Jugend auf behandelt worden sind, mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Freiheit zeigen, und daß nur verschnittene Männchen gute Mäusejäger abgeben, welche wirklich im Hause bleiben und ihrer Aufgabe vollständig genügen. Gleichwohl ist auch in Paraguay die Hauskatze noch nicht vollständig verwildert; denn, sowie die Regenzeit eintritt, nähert sie sich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringt dahin auch ihre Jungen mit. Letztere gehen regelmäßig zu Grunde, wenn sie in der rauhen Witterung in den Wäldern gelassen werden, und selbst die Alten scheinen den Regen nicht vertragen zu können. Jedenfalls findet man nirgends wirklich verwilderte Katzen dieser Art in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze ist vortrefflich geeignet, ihre ganze Familie kennen zu lehren, eben weil Jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geschöpf. Jede ihrer Bewegungen ist nett und angenehm und ihre Gewandtheit wahrhaft bewunderungswürdig. Sie geht gemessen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen sehr sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sie die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich ist, zugleich aber die größte Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem andern Thiere verfolgt oder plötzlich sehr erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen sehr leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und ist im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von sechs, ja sogar von acht Fuß zu gewinnen. Im freien Felde ist ihr Lauf nicht eben rasch, wenigstens wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen, wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnißmäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Beinen. Wie sie Dies anstellt, ist, bei so kurzen Entfernungen wenigstens, geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil dann die Katze ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch, sie macht aber von dieser Fertigkeit blos dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, sich aus dem Wasser retten zu müssen. Freiwillig geht sie niemals in das Wasser, ja sie meidet sogar den Regen mit der größten Aengstlichkeit. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheil und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem Andern benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben sehr gut leiden mag. Von diesem Lager nimmt auch ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch den Geruch ermitteln kann. Sie naht sich dann dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Und ist sie dann ganz nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr, als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen Dies am besten; denn man darf blos ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht, und zwar sieht die Katze ebensogut bei Tage, als bei Nacht. Sie ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Aber unter allen Sinnen steht das Gehör obenan. „Ich hatte mich," sagt Lenz, „vor nicht gar zu langer Zeit bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem

Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schos, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheurer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busch zum andern über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte; sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Die Lieblingsnahrung der Katze besteht in Mäusen und kleinen Vögeln; einzelne fangen auch Fische. In den Häusern füttert man sie mit allerlei Kost, gekochtem Fleische, Pflanzenstoffen, vor Allem aber mit Milch, welche sie überaus hochschätzt, obgleich sie sich sehr bemühen muß, eine Tasse voll auszulecken. Im Freien richtet sie, zuweilen auch unter größeren Thieren, arge Verwüstungen an. Sie wagt sich an ziemlich große Hasen und frißt vollkommen ausgewachsene Rebhühner. Ihre Beute beschleicht sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. „Ich habe sie," sagt Lenz, „öfters beobachtet, wenn sie so auf der Lauer sitzt, daß sie mehrere zusammengehörige Mauselöcher um sich hat. Sie könnte sich gerade vor ein am Rande des Ganzen stehendes hinsetzen und so alle leicht überschauen; das thut sie aber nicht. Setzte sie sich vor das Loch, so würde auch das Mäuschen sie leichter bemerken und entweder gar nicht herausgehen oder doch schnell zurückzucken. Sie setzt sich also mitten zwischen die Eingänge und wendet Auge und Ohr dem zu, in dessen Nähe sich unter der Erde Etwas rührt, wobei sie so sitzt, daß das herauskommende Geschöpf ihr den Rücken kehren muß und desto sicherer gepackt wird. Sie sitzt so unbeweglich, daß selbst die sonst so regsame Schwanzspitze sich nicht rührt: es könnten auch durch ihre Bewegungen die Mäuschen, welche nach hinten heraus wollen, eingeschüchtert werden. Kommt vor der Katze ein Mäuschen zu Tage, so ist es im Augenblicke gepackt; kommt eins hinter ihr heraus, so ist es ebenso schnell ergriffen. Sie hat nicht blos gehört, daß es heraus ist, sondern auch so genau, als ob sie sähe, wo es ist, wirft sie sich blitzschnell herum und hat es nie fehlend unter ihren Krallen."

Das geistige Wesen der Katze wird in den meisten Fällen gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben sogar einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Katzen und geberden sich wie nervenschwache Weiber oder ungezogene Kinder, sobald sie eine Katze erblicken. Dabei vergleicht man sie gewöhnlich mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden kann, und giebt sich, weil man nicht gleich in ihr dieselben lobenswerthen Eigenschaften findet, gar nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt Nichts zu machen sei. Unter solchen Umständen kann man freilich nur ein einseitiges Urtheil über sie fällen. Ich habe mich seit meiner Jugend sehr viel mit ihr beschäftigt und sie sehr lieb gewonnen, auch viele Züge von ihr beobachtet, welche ihr die Zuneigung des Menschen unbedingt erwerben müssen. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, mich vollkommen mit Scheitlins Ansichten über das geistige Wesen der Katze einverstanden zu erklären, und gebe, weil ich doch keine besseren Worte finden könnte, als dieser Thierfreund, dessen ebenso anziehende, als wahre Schilderung der Katzenseele oder des Wesens der Katze überhaupt hier im Auszuge.

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles an ihr ist einhellig gebaut, kein Theil ist zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund; am schönsten ist die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann; kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirn hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen

die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien haſſen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochſchätzen und keine Gegenſätze, wenn wir ſie nicht in einer Einheit auflöſen, lieben können."

„Richten wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderſt fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele ſind gewandt, beide ſind aus einem Guſſe. Wie gewandt dreht ſie ſich in der Luft, wenn ſie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerſtand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält ſie ſich auf ſchmalen Kanten und Baumzweigen, ſelbſt wenn dieſe kräftig geſchüttelt werden! Halb körperlich und halb geiſtig iſt ihre Liebe zur Reinlichkeit; ſie leckt und putzt ſich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzſpitze ſollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt ſie die Pfoten und ſtreicht dann dieſe über den Kopf, ſelbſt die Schwanzſpitze verſäumt ſie nicht. Den Unrath verbirgt ſie, verſcharrt ihn in ſelbſtgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erſchreckt, ihre Haare geſträubt, ſo fängt ſie an, ſobald ſie ſich in Sicherheit weiß, dieſelben am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt ſich allen Schmuz ab; ſie iſt des Schweines Gegentheil."

„Sie hat körperlichen Höheſinn, der aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geiſtigen verwandt iſt. Sie klettert an ſenkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie ſie wieder herunterkönne. Sie hat auch ein bischen Furcht und bleibt zuweilen, bis ſie hungert, droben und ruft um Hilfe; endlich wagt ſie ſich, aber nur rückwärts, herunter. Sie will immer das Höchſte, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob ſie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der unteren Klaſſen der Fall iſt. Will man ſie herunterſtoßen, ſo klauet und klammert ſie ſich feſt an."

„Sie kennt den Raum und die Entfernungen, ſowie die geraden, ſchiefen und ſenkrechten Flächen genau, ſie ſchaut, wenn ſie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geſchicklichkeit und prüft ſich ſelbſt. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat ſie ihn einmal gemacht und iſt er gelungen, ſo iſt er auf immer gemacht; gelang er nicht, ſo verſucht ſie ihn ſpäter mit vorwärts geſchrittener Kraft und Geſchicklichkeit wieder. Minder gut kennt ſie die Zeit. Daß ſie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn ſie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freiern Lebens auf den Höhen und ihrer Nachtaugen bedarf ſie mehr Raum- und Ort-, als Zeit- und Stundenſinn. Es mangelt ihr nicht an Farbenſinn, ihrem Gehörſinn nicht an Tonſinn. Sie kennt den Menſchen an ſeiner Kleidung und an ſeiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn ſie gerufen wird; ſie hat ein vorzügliches Ortsgedächtniß und übt es. In der ganzen Nachbarſchaft, in allen Häuſern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht ſie herum. Sie iſt ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus, als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich iſt es, daß ſie, ſtundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann."

„Außerordentlich iſt ihr Muth ſelbſt gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünſtig ihr Verhältniß in Bezug auf Größe und Stärke iſt. Sobald ſie einen Hund wahrnimmt, krümmt ſie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebſt einer Art Abſcheu. Sie ſpeit ſchon von fern gegen ihn; ſie will vielleicht entweichen, fliehen; ſie ſpringt im Zimmer aufs Geſimſe, auf den Ofen oder will zur Thür hinaus. Hat ſie aber Junge, ſo ſtürzt ſie, wenn er dem Neſte nahe kommt, gräßlich auf ihn los, iſt mit einem Satze auf ſeinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Geſicht gar jämmerlich. Geht unter dieſer Zeit ein Hund ſie an, ſo hebt ſie die Tatzen mit hervorgeſtreckten Klauen und weicht nicht. Hat ſie noch den Rücken frei, ſo iſt ſie getroſt; denn die Seiten kann ſie mit ihren Hieben ſichern; ſie kann die Tatzen, die Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, ſie ordentlich belagern und gegen ſie prallen, ſie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über ſie hinausſpringen, aber ſie weiß, daß ſie alsdann verloren ſei; denn der Hund holte ſie ein. Zieht

ſich dieſer, ohne ſie angegriffen zu haben, endlich zurück, ſo bleibt ſie oft ganz ruhig ſitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere erſehen den Vortheil und erklettern ſchnell eine nahe Höhe. Dann ſitzen ſie droben und ſchauen in ſich gekauert und mit halbverſchloſſenem Auge auf die Feinde, als wenn ſie dächten, wer ſeinen ſichern Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niedern Welt ganz ruhig ſchauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht ſo hoch ſpringen kann. Will aber der Menſch ſie erfaſſen, ſo klettert ſie höher und entſpringt; ihn fürchtet ſie mehr."

„Im freien Felde verfolgte Katzen kehren, wenn ſie ſich ſtark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erſchrocken nimmt nun dieſer die Flucht. Manche Katzen ſpringen aus unbedingtem Haß gegen alle Hunde, hängen ſich am Kopfe feſt und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es giebt Katzen, die nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Dieſe laſſen gewiß keinen Hund einen Augenblick lang in der Küche: in dieſer wollen ſie Herren ſein!"

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Raufluſt, ihre große Neigung zu Balgereien unter ſich. Es geht Dies ſchon aus ihrer Neigung zum Spiel und ihrem Muthwillen hervor; ſie ſind Nachtbuben. Zwar ſchlagen ſie ſich bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch mit einander ſich windend und kugelnd über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, ſich ſogar in der Luft rollend; dennoch führen ſie am meiſten Krieg in der Nacht, die Kater unter ſich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewiſſen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopf und zerzauſtem Kleide heim; dann ſcheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt ſeine Wunden, ſo ſchnell als ſie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hauſe in ſeiner grenzenloſen Freiheitsſphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorſchein. Die Miez hat viel mehr Hausſinn, Neſtſinn, wie alle Thierarten. Nicht immer ſind die Raufer die ſtärkſten, und nicht allemal ſind die Kater die ärgſten Raufbolde; es giebt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterſchied nach, fürchten die ſtärkſten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen ſich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, ſoweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überſchreiten zu müſſen, kommen kann."

„Mit ihrem Muthe iſt ihre Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes vorhanden. Man kann ſie nicht, ſowie den Hund oder das Pferd, erſchrecken, ſondern nur verſcheuchen. Dieſe haben mehr Einſicht, die Katze hat mehr Muth; man kann ſie nicht ſtutzig machen, nicht in Verwunderung ſetzen. Man ſpricht viel von ihrer Schlauheit und Liſt: mit Recht; liſtig harrt ſie todtſtill vor dem Mauſeloche, liſtig macht ſie ſich klein, harrt lange, ſchon funkeln — das Mäuschen iſt erſt halb heraus — ihre Augen und noch hält ſie an. Sie iſt Meiſter über ſich, wie alle Liſtige, und kennt den richtigen Augenblick."

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat ſie nur im ſchwachen Grade; ſie iſt ja kein Geſelligkeits-, ſondern ein Einſamkeitsweſen; ſie freut ſich keines Sieges und ſchämt ſich auch nie. Wenn ſie ſich einer Sünde bewußt iſt, fürchtet ſie einzig die Strafe. Iſt ſie derb ausgeſcholten und geprügelt worden, ſo ſchüttelt ſie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt ſie ſich nicht wenig geſchmeichelt, wenn man ſie nach ihrem erſten Jagdmuſterſtück auf eine Maus, die ſie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunſt jedesmal an."

„Man ſpricht von ihrer Schmeichelei und Falſchheit, wohl gar von Rachſucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweiſe, denn ſie kann ſehr lieben und ſehr haſſen, ſo drückt ſie ſich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten deſſelben, koſt auf jede Weiſe, ſpringt am frühen Morgen auf ſein Bett, legt ſich ihm ſo nahe, wie möglich, und küßt ihn. Manchen Katzen iſt freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es ſich gar nicht vermuthet. Allein in den meiſten Fällen beruht ein ſolches Betragen nur auf Nothwehr, weil man ſie ja doch auch gar zu oft falſch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund Solches nicht, der Hund aber iſt ein guter

Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falſch nennen. Eigentlich falſche Katzen ſind ſeltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden giebt, wenn ſchon allerdings noch viel ſeltener. „Falſcher Hund" iſt doch für den Mann, wie „falſche Katze" fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menſchen falſch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falſch."

„Ihre Liebeszeit iſt intereſſant. Der Kater iſt alsdann wild, die Weiber, die ihn aufſuchen, ſitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt ſeinen tiefen Baß hinzu, die Weiber ſingen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Konzert wird immer wilder. Zwiſcheninnen ſchlagen ſie einander die Fäuſte ins Geſicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgeſucht haben, wollen keineswegs, daß er ſich ihnen nahe. Er muß Alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen ſie ärger, als die wildeſten Nachtbuben."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre; zuerſt Ende Februar oder Anfang März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nach der Paarung wirft ſie fünf bis ſechs Junge, welche blind geboren werden und erſt am neunten Tage ſehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erſte Wurf Ende Aprils oder anfangs Mai, der zweite anfangs Auguſt. Die Mutter ſucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meiſt den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen ſo lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieſelben auffrißt, ſobald er ſie entdeckt. Merkt ſie Gefahr, ſo trägt ſie die Thierchen im Maule nach einem andern Orte. — Die jungen Kätzchen ſind außerordentlich hübſche, ſchmucke Thierchen. „Ihre erſte Stimme", ſagt Scheitlin, „iſt auffallend zart; ſie deutet auf ſehr viel Kindiſches. Sehr unruhig, wie ſie ſind, kriechen ſie zuweilen noch blind aus dem Neſte. Die Mutter holt ſie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet iſt, iſt ihres Bleibens nicht mehr, und ſie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen ſie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es iſt der erſte Anfang des Triebes, Mäuſe und Vögel zu fangen. Sie ſpielen mit dem ſtets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er ſo lang gewachſen, daß die Vorderpfote ſein Ende erreichen kann; ſie beißen auch hinein und merken zuerſt nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, ſowie das Menſchenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es ſie für etwas ihnen Fremdes hält. Sie machen die ſonderbarſten Sprünge und die artigſten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem ſie ſich wie Kinder und als Kinder ſelbſt unausſprechlich wohlgefallen, kann ſie und die ihnen wohlwollenden Menſchen ſtundenlang beſchäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan ſind, können ſie auch Gutes und Böſes, d. h. Freund und Feind, unterſcheiden. Geht ein Hund ſie bellend an, ſo machen ſie ſchon einen Buckel und ſpeien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren."

Der Mutter Liebe zu den Jungen iſt großartig. Sie bereitet den noch Ungebornen ein Neſt und trägt ſie augenblicklich von einem Orte zum andern, ſowie ſie Gefahr für ſie fürchtet; dabei faßt ſie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genick an und trägt ſie ſo ſanft dahin, daß die Miezchen davon kaum Etwas merken. Während ſie ſäugt, verläßt ſie die Kinder blos, um für ſich und ſie Nahrung zu holen. Manche Katzen wiſſen mit ihren erſten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menſchen oder von alten Katzen erſt förmlich gezeigt werden, wie ſie ſich zu benehmen haben. Mir hat ein ſehr glaubwürdiger Mann verſichert, daß er ſelbſt geſehen habe, wie eine alte Katze einer jüngern während ihrer erſten Geburt behilflich war, indem ſie die Nabelſchnuren der Jungen abbiß und anſtatt der unkundigen Mutter ſie auch gleich beleckte und erwärmte. Eine andere Katze hatte ſich gewöhnt, die Mäuschen, welche ſie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte dieſe Art der Fortſchaffung ſpäter auch bei den erſten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht ſo gut, wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten ſich am Boden feſt und verhinderten ſo die Alte, ſie fortzuſchaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie ſie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff das natürlich augenblicklich und trug ſpäter ihre Kätzchen immer, wie andere Katzen ſie tragen. — Daß alle Katzen mit der Zeit viel beſſer lernen, wie ſie ihre Kinder zu behandeln haben, iſt eine ausgemachte Thatſache.

Wenn ſich einer ſäugenden Katze ein fremder Hund oder eine andre Katze nähert, geht ſie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und ſelbſt ihren Herrn läßt ſie nicht gern ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt ſie zu derſelben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beiſpiele, daß ſäugende Katzen kleine Hündchen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja ſogar Mäuſe ſäugten und groß zogen, und ich ſelbſt habe als Knabe mit meiner Katze derartige Verſuche gemacht und beſtätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als ſie das erſte Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurf, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geſchwiſter des kleinen netten Nagers waren unter unſerer Pflege geſtorben, und deshalb beſchloſſen wir, zu ſehen, ob nicht unſere Katze ſich der Waiſe annehmen werde. Sie erfüllte das in ſie geſetzte Vertrauen vollſtändig. Mit Zärtlichkeit nahm ſie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beſte und behandelte es gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit ſeinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem dieſe ſchon weggegeben waren, noch bei ſeiner Pflegemutter. Nunmehr ſchien dieſe das Geſchöpf mit doppelter Liebe anzuſehen. Es bildete ſich ein Verhältniß aus, ſo innig, als es nur immer ſein konnte. Mutter und Pflegekind verſtanden ſich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald folgte es ſeiner Pflegerin durch das ganze Haus und ſpäter auch in den Garten. Nun ereigneten ſich oft ganz allerliebſte Sachen. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte z. B. das Eichhörnchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenſcheinlich höchſt verwundert über die bereits ſo frühzeitig ausgebildete Geſchicklichkeit des Grünſchnabels und kratzte wohl auch ſchwerfällig hinter ihm drein. Beide Thiere ſpielten mit einander, und wenn auch Hörnchen ſich etwas täppiſch benahm, der gegenſeitigen Zärtlichkeit that Dies keinen Eintrag, und die geduldige Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Es würde wirklich zu weit führen, wenn ich das ganze Verhältniß zwiſchen Beiden genau ſchildern wollte, und außerdem habe ich den Fall auch bereits in der „Gartenlaube“ mitgetheilt. So mag es genügen, wenn ich ſage, daß das Hörnchen durch einen unglücklichen Zufall leider bald ſein Leben verlor, die Katze aber ihre Liebe zu Pfleglingen trotzdem beibehielt. Sie ſäugte ſpäter junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten ſich der trefflichen Mutter vollkommen würdig, indem ſie ebenfalls ſich zu Pflegerinnen anderer verwaiſter Geſchöpfe hergaben. In jenem Aufſatze in der Gartenlaube habe ich auch noch eine ſehr anziehende Geſchichte mitgetheilt. Eine ſäugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und dieſe geriethen ſomit in Gefahr zu verkümmern. Da kam der Beſitzer der kleinen Geſellſchaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derſelben beraubt worden. Dieſe wurde nun als Pflegemutter auserſehen und gewonnen. Sie unterzog ſich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte ſie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchſten Freude fand ſie dieſe in guten Händen — und, ſiehe da! beide Katzenmütter vereinigten ſich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten ſie gemeinſchaftlich auf das kräftigſte. Derartige Erzählungen könnte ich noch viele hier anführen, doch denke ich, daß die mitgetheilten vollkommen hinreichen dürften, um das gute Gemüth der Katze zu beweiſen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig ſei; man thut ihr dabei aber großes Unrecht. Sie zeigt, wenn ſie gut und verſtändig behandelt worden iſt, ebenſoviel Zuneigung zu dem Menſchen, als Verſtand. Es giebt Katzen, und ich kannte ſelbſt ſolche, welche ſchon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrſchaften von einer Wohnung in die andere gezogen ſind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hauſe zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Menſch in dieſem Falle ihnen mehr werth ſei, als das Haus. Andere Katzen kommen, ſobald ſie ihren Herrn von weitem ſehen, augenblicklich zu demſelben heran, ſchmeicheln und liebkoſen ihm, ſpinnen vertraulich und ſuchen ihm auf alle Weiſe ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterſcheiden dabei ſehr wohl

zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht soviel, wie alle Hunde, aber doch ebensoviel, wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald, und ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, 10 bis 15 Minuten weit, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. — Die Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt genug Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichwort oder der Redensart gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird sogar erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her getragen. Von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden. Manche liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit: die Katzen von echten Vogelliebhabern werden nicht selten soweit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das Geringste zu Leide thun. Giebel selbst beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine graue Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Und ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! — Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast und scheinbarer Wuth auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend und brummend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien; dabei bemerkt man plötzlich eine fremde Katze, welche zufällig in das Zimmer gekommen ist und erkennt erst jetzt Miezchens gutes Herz. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie doch nicht recht trauen mochte, schützen wollen.

Es giebt noch genug Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor Aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach 10 bis 12 Tagen entdeckt werden. Als Dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe, ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thür, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, erscheint über der Treppe, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird natürlich freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder gleicher Weise herab, trägt es aber blos einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne sich aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung zu befassen; und erst als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr und klug genug, wie sie ist, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, und brachte ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Auch Lenz erzählt mehrere allerliebste Geschichten, welche die Klugheit der Katze beweisen. Ein Herr in Waltershausen besaß einen Kater, welcher gewöhnt war, nie Etwas vom Tische zu

nehmen. Einst kam ein neuer Hund ins Haus, der gern naschte und zu diesem Zwecke auch auf Stühle und Tische sprang. Der Kater sah einige Male mit verdrießlichem Gesichte zu, dann setzte er sich nahe an den Tisch und war, sowie der Hund auf den Stuhl sprang, schon auf dem Tische und gab dem Näscher eine tüchtige Maulschelle. — Sehr klug war eine andere Katze, welche der Forstrath Salzmann besaß. Durch einige gelinde Schläge und Drohungen war sie vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige in dem Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Eines ihrer Jungen, welches bei ihr blieb, zeigte bald ein Gelüste nach den Vögeln. Es sprang auf den Stuhl, von da ins Fenster und wollte eben einen Braten aus dem Käfig holen, als es von einer menschlichen Hand bei dem Kopfe genommen, durch einige Hiebe eines Bessern belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zum Bösen und die Abstrafung mit angesehen, war beim Nothgeschrei herbeigeeilt und leckte jetzt ihrem Schoßkindchen mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch zweimal; jedoch das Kätzchen wollte seine Begierde nicht zügeln und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus dem Auge, sondern sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem unbesonnenen Dinge gehörige Schläge. Da ersah sich das Kätzchen einen andern Weg, kroch auf ein Pult, das nahe am Fenster stand und ging von da grad auf die Vögel los. Die Alte aber, welche das verwegene Unternehmen bemerkt hatte, war mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen so richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb!

Die Klugheit der Katzen und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter mag auch aus folgendem Bericht hervorgehen, welchen ich aus Wood's „Natural History" entnehme.

„Vor sehr kurzer Zeit," so sagt eine Katzenfreundin, „starb eine der ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte saß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübschchen), und sie trug diesen Namen mit vollster Berechtigung; denn sie war ebenso schön von Farbe, als seidenweich von Haar. Sie war die klügste, liebenswürdigste, lebendigste Katze, welche mir jemals meinen Weg gekreuzt hat. Als sie noch sehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, suchte mich und setzte sich solange an die Thür des Krankenzimmers, bis sie Gelegenheit fand, durch die Thür zu schlüpfen. Hier that sie nun ihr Bestes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da sie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte spielen können, setzte sie sich an meine Seite und schwang sich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenig Menschen dürften im Stande gewesen sein, es ihr in ihrer Wachsamkeit gleich zu thun, oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, zu bemerken, wie schnell sie die verschiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte sie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur bestimmten Zeit dadurch auf, daß sie dieselbe sanft in die Nase biß. Auf Alles, was mir geschah, gab sie genau Achtung, und sobald ich mich nach ihr umsah, erschien sie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das Allerwunderbarste war unbedingt der Umstand, daß sie sich kaum um fünf Minuten in ihren Berechnungen irrte, es mochte Tag oder Nacht sein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine schlagende Uhr, und gleichwohl wußte sie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten."

„Ich bezweifle, daß irgend ein anderes Thier so sehr verlangt geliebt zu werden, wie die Katze, oder so fähig ist, die ihr erwiesene Liebe zu erwiedern. Pret war groß in ihrer Liebe und ihr Haß galt nur Wenigen. Das grollende Rollen des Donners erfüllte sie mit Schreck, und von Herzen haßte sie die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln. Bei Gewittern eilte sie zitternd in meinen Schoß, um sich dort Hilfe zu erbitten, oder versteckte sich auch wohl unter den Kleidern. Die Musik liebte sie nicht, am allerwenigsten aber die Drehorgel; doch ist es möglich, daß mehr die schlechte Kleidung der Leute ihr Auge verletzte, als die abscheulichen Töne ihr Ohr. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und, sobald sich Jemand zeigte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an."

„Ihre Klugheit zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten. Während ihrer Kindheit lebte ein zweites Kätzchen mit ihr in demselben Hause und ärgerte Pret beständig dadurch, daß es in ihr Zimmer kam und ihr das für sie bestimmte Futter wegfraß. Pret merkte bald, daß mit dem kleinen Geschöpfe Nichts anzufangen sei, und war viel zu gutmüthig, um Gewalt zu gebrauchen. Deshalb leerte sie, sobald ihr Speise vorgesetzt wurde, rasch ihren Teller ab und verbarg die besten Bissen unter dem Tische. Einiges ließ sie aber immer auf dem Tische liegen, jedenfalls, um dem andern Kätzchen glauben zu machen, daß Dies Alles sei, was übrig geblieben. Dann bewachte sie ihre verborgenen Schätze und erlaubte dem Kätzchen, ruhig die Reste auf dem Teller zu verzehren. Sobald jene aber ihren Hunger gestillt hatte, trug sie Alles, was sie versteckt hatte, wieder auf den Teller und verzehrte es dort in Frieden. Zuweilen bedeckte sie den Teller sogar mit Papier, Tüchern oder dergleichen. — Gegen manche Thiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahn (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie blos dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Unzweifelhaft ließe sich noch sehr viel Aehnliches sagen; denn die wahren Katzenfreunde, d. h. diejenigen Leute, welche die Katzen der Beobachtung für würdig halten, wissen genug Züge aus ihrem Leben zu erzählen. Aus Allem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, oder daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und mißliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem die Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze bedeuten will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengewohnt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Thiere geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Hausthiere ist und deshalb nicht blos größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht so unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine so grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die so übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubthier mit den nachts so unheimlich leuchtenden Augen, das furchtbare Geschütz, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch Etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein, und sie ziehen vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Es ist unglaublich, was eine Katze leisten mag in der Vertilgung der Ratten und Mäuse. Zahlen beweisen, deshalb will ich das Ergebniß der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mausevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mausereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte am 20. September zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie 48 Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder vier bis zehn Mäuse, die sie jedesmal rein auffraßen. Als sie genau 56 Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen vierzehn ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen Nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mausefresser entlassen waren, in denselben Stall abends 9 Uhr ein dreifarbiges 5½ Monate altes Halbangorakätzchen, und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war,

weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von vierzig frischerlegten Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke 9 Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie 22 Mäuse gefressen, wovon elf ganz erwachsen, elf wenigstens halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mausefang und Mausefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde acht Mäuse, die ich ihr extra vorwarf..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitte täglich zwanzig Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen, sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, die man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheurer Menge ohne Schaden verschluckt werden."

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen schädliche Kerbthiere, z. B. Maikäfer und Heuschrecken, sie tödten sogar Giftschlangen, nicht blos Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen," sagt Rengger, „daß die Katzen in Paragnay auf sandigem und grasfreiem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht an, sondern gehen um sie herum, bis diese müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen zugleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit demselben zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Ich denke nach allen diesen Angaben gewiß im Rechte zu sein, wenn ich für die so oft ungerecht behandelten Katzen ein gutes Wort einlege. Nur nach genauer Abwägung des Nutzens oder Schadens, welchen ein Thier bringt, kann man es beurtheilen und danach seine Maßregeln ergreifen. „Wer eine Katze hat, sagt Lenz, welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie eher je lieber erschlägt, erschießt, ersäuft. Besitzt aber Jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt." —

Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie stark ansteckt und oft tödlich wird. Nach Lenz heilt man sie mit Schwefelblumen, die auf ein recht fettes Butterflädchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelflädchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Absud von Kussoblüthen.

Die Katze hat wenig Rassen oder Abarten; bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunkelen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein, doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen sind mit dunkelgrauer oder schwarzbrauner Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen,

welche übrigens an einigen Orten für Hexen angeſehen und deshalb erſchlagen werden, immer weiblichen Geſchlechts ſind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können ſo viele verſchiedene Färbungen vertreten ſein, als Junge ſind. Daher haben dieſe Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Anders iſt es mit gewiſſen Katzen, welche möglicherweiſe von beſonderen Stammeltern herkommen.

Hierzu gehört zunächſt die Angorakatze (Catus angorensis). Dieſe iſt eine der ſchönſten Katzen, welche man ſich überhaupt denken kann. Sie iſt ſehr groß und durch langes, ſeidenweiches Haar, welches namentlich am Halſe, unterm Bauche und am Schwanze dicht ſteht, ausgezeichnet. Ihre Färbung iſt bald rein weiß, bald gelblich oder graulich, ſeltener gemiſcht; die Sohlen und Lippen ſind fleiſchfarbig. In ihren Sitten weicht ſie am meiſten von der gemeinen Hauskatze ab. Sie iſt träge, ſchläfrig und ſehr eitel; ihre Klugheit ſoll jedoch die der anderen Katzen faſt noch übertreffen.

Die Angorakatze (Catus angorensis).

Eine höchſt merkwürdige Abart der gemeinen Hauskatze iſt die Manskatze, wegen des gänzlichen Mangels ihres Schwanzes, welcher blos durch einen kleinen Stummel angedeutet wird. Bis jetzt hat man noch gar keine Ahnung, wie dieſer Fehler, denn für die Katze iſt es ein ſolcher, wohl zu erklären ſei. Sie iſt nichts weniger als hübſch, weil ſie Jedermann unwillkürlich mit anderen Katzen vergleicht und eine weſentliche Zierde derſelben bei ihnen vermißt. Eine ſchwarze Manskatze mit ihren glänzenden Augen und ihrem Schwanzſtummel erinnert lebhaft an die alten Sagenbilder, welche auf dem Blocksberge ihr Weſen treiben. Die Heimat dieſes Thieres iſt die Inſel Man.

Außer den genannten ſpricht man nun noch von der Karthäuſerkatze, welche ſich durch langes, weiches, faſt wolliges Haar und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet. Ihr ähnlich iſt die Khoraſſankatze aus Perſien. Weniger bekannt ſind die kumaniſchen Katzen aus dem Kaukaſus, die rothe Tobolsker Katze aus Sibirien, die rothe und blaue Katze vom Kap der guten Hoffnung, die chineſiſche Katze, welche langes, ſeidenweiches Haar und hängende Ohren

wie ein Dachshund hat, von den Einwohnern gemästet und gegessen wird und, wie ich oben berichtete, dieselbe ist, welche als Tauschwaare zu den Kiliaken geht u. s. w. Es ist höchst wahrscheinlich, daß viele dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit einem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

Auch unser kleines Europa besitzt Katzenarten, welche denen der heißen Erdstriche an Raubsucht und Blutdurst vollkommen ebenbürtig sind und vielen von ihnen in der Größe nicht eben nachstehen. Es sind Dies die Luchse, von denen man in den übrigen Erdtheilen ebenfalls mehrere Arten kennen lernte. In der neueren Thierkunde vereinigt man sie unter eine besondere Sippe, welche sich hauptsächlich durch folgende Merkmale von den eigentlichen Katzen unterscheiden:

Der letzte Unterbackenzahn ist dreispitzig, bei den Katzen, wie wir sahen, nur zweispitzig. An der Ohrspitze steht ein Büschel vereinigter Haare. Der Schwanz erreicht nur etwas mehr, als Kopflänge und noch nicht ganz den vierten Theil der Leibeslänge. Letztere beiden Merkmale sind diejenigen, welche auch den Laien sofort ins Auge fallen, und namentlich der Haarpinsel am Ohre ist der Sippe ganz eigenthümlich.

Die Luchse waren früher über ganz Europa verbreitet, sind aber jetzt, zum Heil unserer Jagden und Herden, recht dünn geworden und finden sich blos an den äußersten Grenzen und auf den Hochgebirgen unseres Erdtheils und zwar nirgends mehr häufig. Wir beschreiben so ziemlich das Leben aller bekannten Arten, wenn wir das unseres Luchses schildern.

Der europäische Luchs, wie er seiner weiten Verbreitung wegen gewöhnlich genannt wird, (Lynx vulgaris) ist ein weit größeres Thier, als man gewöhnlich annimmt. Ich selbst bin erst durch das Museum von Christiania über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Thiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso groß wie die Leoparden, welche wir in unseren Thierschaubuden zu sehen bekommen, nur ist er etwas kürzer und hochbeiniger. Die Länge seines Leibes beträgt reichlich drei Fuß und kann wohl auch bis zu vier Fuß steigen, der Schwanz ist sechs bis neun Zoll lang, die Höhe am Widerrist beträgt zwei Fuß. An Gewicht kann der Luchskater bis sechzig, ja wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis neunzig Pfund erreichen, und selten erlegt man einen, welcher unter vierzig Pfund schwer ist. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau und verräth auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Auch seine Gliedmaßen sind sehr kräftig, und der Schwanz steht insofern mit ihnen im Einklange, als er gleich dick und ziemlich stark ist. Besonders kraftvoll erscheinen die großen Pranken; sie erinnern lebhaft an die des Löwen oder Tigers. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von fast zwei Zoll langen, schwarzen, dicht gestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter, weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesicht zu einem langen und starken Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Verein mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltsames Gepräge giebt. Die Färbung des Pelzes ist oben röthlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet. Die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist röthlich, das Ohr ist inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleichdick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr

röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung ändert in der manchfaltigſten Weiſe ab, und auch die Flecken erſcheinen bei verſchiedenen Thieren ganz verſchieden. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchſen annehmen wollen, iſt jedoch in der Neuzeit überzeugt worden, daß Dies unthunlich iſt; denn man hat in einem Gewölfe Junge von allen Farbenſchattirungen, Veränderungen und Zeichnungen gefunden. Das Weibchen ſcheint ſich ſtändig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen zu unterſcheiden, und die neugebornen Jungen ſind weißlich.

Der Luchs iſt den Alten bereits bekannt geweſen, denn ſchon Plinius erwähnt ihn unter dem Namen Lynx. In Rom wurde er unter Pompejus gezeigt. Man hatte ihn zuerſt aus Gallien oder dem heutigen Frankreich eingeführt. Sehr bekannt war er nicht, und deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelaſſen. So glaubte man, daß er mit ſeinen funkelnden Augen durch eine Mauer zu ſehen vermöge, daß ſein Harn zu einem koſtbaren Stein erhärte, welchen man mit dem Namen Lynkur bezeichnete, und andere dergleichen Sachen mehr. In Deutſchland war er überall wohl

Der europäiſche Luchs (Lynx vulgaris).

bekannt, denn er mochte wohl ziemlich häufig ſein. Vielfache Berichte erwähnen ſeiner. Noch in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde er gar nicht ſelten in unſerm Mitteldeutſchland erlegt: ſo wurden auch vom Jahre 1773 bis 1796 allein im Thüringer Walde noch fünf Stück geſchoſſen. Nach Glogers Angabe erlegte man zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch einen in Oberſchleſien, ſeitdem ſind in Deutſchland aber blos noch drei Stück und zwar zwei in den Jahren 1817 und 1818 im Harze und einer im Jahre 1846 in Würtemberg getödtet worden. Ganz anders iſt es im Hochgebirge und im Norden Europas. Tſchudi ſagt, daß der Luchs in der Schweiz wohl noch häufiger geſchoſſen wird, als die eigentliche Wildkatze, und daß er vor etwa dreißig Jahren noch keine Seltenheit geweſen ſei, indem allein in Bünden in einem einzigen Jahre ſieben bis acht Stück erlegt wurden, während gegenwärtig nur zwei bis drei geſchoſſen werden. In der Schweiz iſt er unter dem Namen Thierwolf bekannt und findet ſich noch in allen größeren Waldungen, beſonders in dem Dubenwalde im Thurmansthale, einem herrlichen, finſtern Urwalde, wo man Tauſende von mächtigen Tannen- und Lärchenſtämmen abgebrochen daſtehen ſieht und nie betretene, dicht verzweigte Schluchten köſtliche Schlupfwinkel gewähren. Weit häufiger iſt er im Norden Europas. In Schweden allein

wurden im Jahre 1835 noch 316 Stück von regierungswegen ausgelöst; in Norwegen werden jetzt noch jährlich über zwanzig Stück geschossen, in Rußland jedenfalls noch weit mehr. Auch die naturunkundigen Schweden unterscheiden mehrere Luchse nach der Färbung. Die eine Abänderung nennen sie Katlo, die andere Räflo, in Norwegen heißt er Gaupe, und unter diesen Namen ist er allgemein bekannt.

Der Luchs hält sich nur in großen, dichten, dunklen Gebirgswäldern und in öden und felsigen Gegenden auf, wo er Klüfte und Höhlen zu seinem Obdache findet oder sich im Schilfe und hohen Grase oder im Dickicht verstecken kann. Nicht selten dienen ihm Fuchs- und Dachsbaue zu seinem Aufenthalte. Bei Tage sitzt er in einsamen Gegenden, wo er sich sicher glaubt, auf Felsspitzen und abgestumpften Baumstämmen, um sich zu sonnen, nicht selten auf starken Aesten in ziemlicher Höhe über dem Boden; denn er ist im Stande, Bäume zu erklettern, und springt wohl auch von hier herab auf ein etwa vorübergehendes Thier. Wenn er auf dem Aste liegt, pflegt er, wie die wilden Katzen, sich gern zu verstecken, so daß man ihn schwer bemerkt.

Seine Bewegungen sind ziemlich langsam, aber außerordentlich kräftig und ausdauernd; seine Sinnesfähigkeiten stehen mit seiner Körperstärke im besten Einklang. Er vernimmt sehr gut, wittert schärfer, als die anderen Katzenarten, und äugt so ausgezeichnet, daß sein Gesicht seit uralten Zeiten zum Sprichworte geworden ist. Seine Stimme ist scharftönend und dem Geheul eines Hundes nicht unähnlich.

Der Luchs ist in unserem an Jagdthieren so armen Europa ein außerordentlich schädliches Raubthier. Seine große Stärke befähigt ihn, nicht blos kleineres Wild, sondern auch Edelwild aller Art, und zwar Jung wie Alt, zu bewältigen. Er lauert an den von ihm ausgespürten Wechseln, in Mitteleuropa den Hirschen und Rehen, im Norden auch den Renthieren, ja selbst Elenthieren auf, schleicht an sie heran und springt mit drei bis vier ungeheuren, zwölf bis vierzehn Fuß weiten Sätzen auf seine Beute los, faßt sie, sich fest einbeißend, im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich somit fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm sitzen; ja man kennt ein Beispiel, daß ein solcher furchtbarer Reiter wider seinen Willen mit seinem Reitthiere und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Eine norwegische Zeitung berichtete, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Klauen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesitzers gelang, das Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen. Fehlt der Luchs seinen Raub, so folgt er ihm nicht weiter, sondern legt sich abermals auf die Lauer und sucht sich eine andere Beute auf. Von einem großen Thiere frißt er natürlich verhältnißmäßig nur sehr wenig, zwei bis drei Pfund etwa, wenn er auch am nächsten Tage noch einmal kommt, um eine zweite Mahlzeit zu halten. Das Uebrige läßt er liegen den Füchsen und Wölfen zur Beute, welche ihn bald als freigebigen Wirth erkennen lernen und ihm folgen. Deshalb ist der Schaden, welchen er verursacht, weit größer, als man erwarten sollte, und er begnügt sich nicht einmal mit der Tödtung eines Thieres, sondern reißt in blinder Wuth und unersättlicher Mordgier soviel zu Boden, als er kann. Bechstein erzählt, daß ein einziger Luchs in Thüringen in einer Nacht dreißig Schafe getödtet habe, und Schinz kennt Beispiele, daß er in der Schweiz in kurzer Zeit dreißig bis vierzig Stück kleines Vieh abgewürgt hat. Die Art, wie er raubt, und überhaupt seine Lebensweise hat Tschudi am besten beschrieben und ich will deshalb die bezügliche Stelle aus dem mustergiltigen Werke des ausgezeichneten Naturforschers hier folgen lassen.

„Wenn in den Alpen ein Luchs gespürt wird, so wird Alles aufgeboten, dieses reißenden und gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch weiß der sich gar gut zu verstecken. So lange er in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstersten Schluchten mit seinem Weibchen und verräth seinen Aufenthalt nur selten durch

ſein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt er in der tiefſten Verborgenheit und jagt, auf dem Anſtand lauernd, der Länge nach auf einem bequemen untern Baumaſt im Dickicht hingeſtreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhüllt, ohne ihn beim Abſprunge zu hindern. Auge und Ohr in ſchärfſter Spannung liegt er Tage lang auf dem gleichen Fleck und ſcheint mit halb geſenkten Lidern zu ſchlafen, wenn ſeine verrätheriſche Wachſamkeit am größten iſt. Er lebt von der Liſt, da ſein (wie aller Katzen) ſtumpfer Geruchſinn, ſeine verhältnißmäßig geringe Schnelligkeit ihn zum offnen Angriff nicht befähigen. Geduldiges Lauern, außerordentlich leiſes, katzenartiges Schleichen bringt ihn zu Beute. Er iſt nicht ſo ſchlau, als der Fuchs, aber geduldiger; nicht ſo frech, als der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterm Sprung; nicht ſo kräftig, wie der Bär, aber ſcharfſinniger, aufmerkſamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Nacken. Er weiß ſich die Jagd bequem zu machen und iſt nur wähleriſch in der Beute, wenn er Fülle hat. Was er mit ſeinem langen, ſichern Sprung erreicht, wird niedergeriſſen; erreicht er ſein Thier nicht, ſo läßt er es gleichgiltig fliehen und kehrt ohne ein Zeichen von Gemüthsbewegung auf ſeinen Baumaſt zurück. Er iſt nicht gefräßig, aber liebt das friſche, warme Blut und wird durch dieſe Liebhaberei unvorſichtig. Erlauert er am Tage Nichts und wird er hungrig, ſo ſtreift er des Nachts umher, oft ungeheuer weit, auf drei bis vier Alpen; der Hunger macht ihn muthig und ſchärft ſeine Klugheit und ſeine Sinne. Trifft er eine weidende Schaf- oder Ziegenherde, ſo ſchleicht er, ſchlangenartig auf dem Bauche ſich windend, heran, ſchnellt ſich im günſtigen Augenblicke vom Boden auf, dem aufſpringenden Thiere auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tödtet es ſo augenblicklich. Dann leckt er zuerſt das Blut, reißt dann den Bauch auf, frißt die Eingeweide und etwas von Kopf, Hals und Schultern und läßt das Uebrige liegen. Daß er den Reſt verſcharre, iſt nicht erwieſen, wenigſtens in unſeren Alpen geſchieht es nicht; auch frißt der Luchs ſchwerlich Aas. Seine eigenthümliche Art der Zerfleiſchung läßt die Hirten über den Thäter nie im Zweifel. Nicht ſelten aber reißt er drei bis vier Ziegen oder Schafe auf einmal nieder, ja er fällt im Hunger ſelbſt Kälber und Kühe an. Ein im Februar 1813 im Kanton Schwyz am Axenberge geſchoſſener hatte in wenigen Wochen an vierzig Schafe und Ziegen zerfleiſcht. Im Sommer 1814 zerriſſen drei oder vier Luchſe in den Gebirgen des Simmenthales 160 Schafe und Ziegen."

„Hat der Luchs aber Wildpret genug, ſo hält er ſich an dieſes und ſcheint eine gewiſſe Scheu zu haben, ſich durch Zerreißung der Hausthiere zu verrathen. Die in den Alpen lebenden Gemſen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn dieſe an Feinheit der Witterung und entgehen ihm häufig, ſelbſt wenn er ſich an ihre Wechſel und Sulzen in Hinterhalt legt. Häufiger erbeutet er Dachſe, Murmelthiere, Alpenhaſen, Haſel-, Schnee-, Birk- und Urhühner und greift im Nothfall ſelbſt zu Eichhörnchen und Mäuſen. Selten fällt ihm bei uns im Winter, wo er ſich oft in die unteren Berge und ſelbſt in die Thäler wagen muß, ein Reh zu; dagegen verſucht er es wohl, ſich unter der Erde nach den Ziegen- oder Schafſtällen durchzugraben, wobei einſt ein Ziegenbock, der den unterirdiſchen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, dieſem ſo derbe Stöße zutheilte, daß der Räuber todt in ſeiner Mine liegen blieb."

„Die Luchſe vermehren ſich nicht ſtark. Im Januar oder Februar ſollen ſie ſich ohne das gewöhnliche, abſcheuliche Katzengeſchrei begatten und nach zehn Wochen wirft das Weibchen in einer tiefverborgenen Höhle, oft auch in einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau, unter einer Baumwurzel oder einem Felſen zwei bis höchſtens drei blinde Junge, denen es Mäuſe, Maulwürfe, kleine Vögel und dergleichen zuträgt."

„Regelmäßige Luchsjagden finden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht ſtatt. Findet man auch Spuren ſeiner Mordgier, ſo iſt doch der Thäter gewöhnlich ſehr weit weg und flieht, wenn er förmlich gejagt wird, in ganz andere Gegenden. Stößt ihm aber der Jäger unvermuthet auf, ſo weicht der Luchs nicht von der Stelle und iſt ſehr leicht zu ſchießen. Er bleibt ruhig auf ſeinem Baume liegen und ſtarrt den Menſchen unverwandt an, wie die wilde Katze, ja der unbewaffnete Jäger überliſtet ihn ſogar, indem er ein Paar Kleidungsſtücke vor ihn hinpflanzt und inzwiſchen zu Hauſe ſeine Flinte holt.

Der Luchs fixirt die Kleider so lange, bis das Gewehr bei der Hand ist und der Schuß fällt. Aber auch hier heißt es: gut gezielt! Wird die Bestie blos verwundet, so springt sie schäumend dem Jäger an die Brust, haut ihre scharfen Krallen tief ins Fleisch und beißt sich wüthend ein, ohne loszulassen. Manchmal springt sie aber nur auf den Hund, und der Jäger gewinnt Zeit zum zweiten Schuß. Hunde müssen dem Luchs unterliegen, da er viel sicherer im Angriff ist und mit großer Genauigkeit springt. Er fürchtet sie darum auch nicht, flieht gemächlich, klettert nicht bald auf einen Baum, eher in eine unzugängliche Schlucht und wird nöthigenfalls auch zweier bis dreier gewöhnlicher Jagdhunde Meister. Die Prämien auf Erlegung eines Luchses sind ziemlich hoch, in Freiburg 125 alte Schweizerfranken, in Glarus 15 Gulden, im Tessin 1 Louisd'or."

Ueber den letzten Luchs, welcher in Deutschland geschossen wurde, theilt mir der Herr Oberförster Marz aus Wiesensteig in Würtemberg durch Vermittelung eines meiner Freunde Folgendes mit: „Der Winter von 1845 auf 46 war gelinde und schneearm, dennoch hauste zur Zeit in den würtembergschen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen „Abd-el-Kader" bei den Forstleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieser Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenstein eine Stelle, wo ein Reh zerrissen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein größeres Raubthier schließen, und natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Reviere nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas Verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubthier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es den nahgelegenen Bergabhang gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Haide geäßt und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa 15 Fuß Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubthier hatte es dann getödtet und weiter geschleppt."

„Die Fährte war mir räthselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrührte. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Thauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens, nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Thier in der Bergwand von der Reidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteig liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren, doch entdeckten wir die Fährte, welche in Folge des Sturmes verweht und theilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen; es war ein Stück schwerer Waidmannsarbeit."

„Ich schickte nun nach Reidlingen nach Schützen, diese aber antworteten mir, sie würden nicht mit gehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubthier in der fraglichen Bergwand stecke, allein es war schon nachmittags drei Uhr und so blieb mir Nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen, ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos, im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubthier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte und zwar blos am Hintertheile, doch war mir Dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Ruthe viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau, allein das Thier mochte mich wohl auch gesehen haben: denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich

zwanzig Fuß bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker männlicher Luchs von der Größe eines mittlern Hühnerhundes und sehr schöner Farbe, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebiß nach höchstens vier bis fünf Jahre; sein Gewicht betrug 48 Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen."

Erst später konnte ich im Schnee noch ausspüren, daß der Luchs auf der nordwestlichen Ecke der Ruine in einer kleinen Felsenhöhle sein Lager hatte. Dasselbe war vortrefflich gewählt; denn das Thier war versteckt und lag ganz trocken." —

Der Balg des Luchses gehört zu den schönsten und theuersten Pelzwerken; leider aber sind die Haare spröde und springen deshalb nach längerm Gebrauch. Ein Balg kostet zwanzig bis dreißig

Der Pardelluchs (Lynx pardinus).

Gulden, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit sechs bis sechzehn Rubeln bezahlt, weil die reichen Jakuten sehr gern damit ihr Kleid verzieren. Dabei sind die Häute der Vorderläufe noch nicht einmal mitgerechnet; denn diese werden abgenommen und mit $4\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Rubel das Paar bezahlt. Ein Fell des Luchses wird dort drei Zobelfellen (ohne Schnauze) oder sechs Wolfs-, zwölf Fuchs- und hundert Eichhornfellen im Werthe gleichgestellt. Die Jakuten halten auch das Fleisch des Luchses für einen vorzüglichen Leckerbissen und stellen es gleich neben das von ihnen hochgeachtete Roßfleisch. Dies nimmt uns vielleicht Wunder, allein weit merkwürdiger noch ist es, daß auch die Schweizer, wie uns Tschudi berichtet, Luchsfleisch essen und für sehr wohlschmeckend halten. Kobell erzählt, daß bei der Fürstenversammlung in Wien mehrmals Luchsbraten auf die Tafel gekommen sein soll, und fügt Dem hinzu, daß noch im Jahre 1819 in Ettal Auftrag gegeben wurde, Luchswildpret zu liefern, weil dasselbe dem Könige von Baiern als Arznei gegen den Schwindel angerathen worden war.

Junge Luchse werden so zahm, als überhaupt ein derartiges Raubthier werden kann. Man darf, ohne Gefahr sie zu verlieren, sie später frei in dem Hause laufen lassen, doch wird, nach Tschudi, ihre Neugier lästig, da sie jeden fremden Gegenstand zu beriechen pflegen und ihn dabei natürlich nicht eben schonend behandeln. Die Katzen bleiben übrigens ebensowenig im Hause neben den jungen Luchsen, als die Hunde neben einem jungen Wolfe. Man hat Beispiele, daß zahme Luchse sich mit allerlei Thieren sehr befreundet und mit ihnen lange in Frieden gelebt haben. Wie schwer es aber ist, einen jungen Luchs für die Gefangenschaft zu erhalten, sieht man am besten in Thierschaubuden und Thiergärten; hier wird man wohl niemals einen Löwen oder Leoparden vermissen, einen Luchs aber bekommt man nur äußerst selten zu sehen. Man sagt, daß die zahmen Luchse gewöhnlich an allzu großer Fettigkeit sterben, und behauptet, daß die wilden nicht älter würden, als funfzehn Jahre.

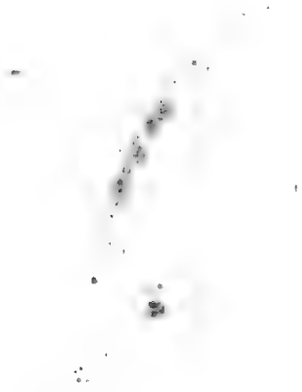
Im Süden Europas wird der gemeine Luchs durch den Pardelluchs (Lynx pardinus) — Seite 299 — vertreten. Dieser ist viel kleiner, als sein nordischer Verwandter; denn seine Körperlänge beträgt höchstens $2^1/_2$ Fuß und die seines Schwanzes fünf Zoll. Durch die Kürze seines Pelzes, den verhältnißmäßig sehr großen Backenbart und die langen Ohrpinsel, sowie die ganz verschiedene, vielfältige Zeichnung unterscheidet er sich von jenem. Die Färbung des Pelzes ist lebhaft glänzendroth und der ganze Rumpf mit länglich schwarzen Flecken besetzt, der Backenbart in der obern Hälfte fahl und schwarz, in der untern weiß, die Ohrpinsel und Ohren schwarz mit größeren Flecken. Auf dem Halse finden sich schwarze Längsstreifen; die Unterseite ist weiß, der Schwanz fahl gefleckt und mit schwarzem Ende.

Soviel man weiß, bewohnt der Pardelluchs Sardinien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, namentlich aber die pyrenäische Halbinsel. Hier ist er unter dem Namen Lobo cerval allgemein bekannt, und man erzählt viel von seiner Stärke, Grausamkeit und Blutgier. Zumal in den ausgedehnten Waldungen des ebenen Theils von Estramadura soll er recht häufig sein. Ich selbst habe ihn während meines Aufenthalts dort aber niemals zu sehen bekommen.

In Nordamerika ersetzt der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis) die genannten europäischen Arten. Er ist etwas schwächer, als sein europäischer Vetter; denn seine Körperlänge erreicht nur selten drei Fuß, während die seines Schwanzes blos einen halben Fuß beträgt. Der Pelz ist kürzer und reicher, als der des europäischen Luchses. Die Rückenhaare sind dunkelbraun mit grau und braun geringelter Spitze, die der Seiten an der Wurzel grau, in der Mitte röthlichweiß gewellt. Die Unterseite des Bauches und die Innenseite der Beine sind schmuzig weiß, die Ohren weiß gesäumt: der Backenbart ist schwarz gefleckt, die Schnurren sind schwarz und weiß; der Schwanz ist röthlichweiß gewellt, mit schwarzer Spitze. Seine Heimat ist ganz Nordamerika, nördlich von den großen Seen und östlich von den Felsengebirgen. Hier lebt er in waldigen Gegenden ganz nach Art unsers Luchses; doch kommt er diesem keineswegs an Stärke und Wildheit gleich. Nach der Schilderung von Richardson ist er erbärmlich feig und wagt sich auch nicht einmal an größere Säugethiere, sondern jagt blos Hasen und kleine Nagethiere oder kleine Vögel. Vor dem Menschen und den Hunden flieht er stets; wird er aber gestellt, so sträubt er im Angriff, wie alle Katzen, sein Haar, droht und faucht, läßt sich aber doch leicht besiegen, sogar mit einem Stock erschlagen. Wegen dieser Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er sehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Thier ausführlicher beschreibt, hält Richardsons Angabe theilweise für irrthümlich. Er schildert auch diesen Luchs als ein starkes, wehrhaftes Thier, welches sich seiner Haut zu wehren weiß. Ein Gefangener des Hamburger Thiergartens bestätigt seine Ansicht; mit ihm ist durchaus nicht zu scherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von unserer Seite hat er sich noch nicht entschließen können, ein freundschaftliches Verhältniß mit uns einzugehen. Er ist ernstruhig, aber unfreundlich, fast mürrisch. Seine Bewegungen sind kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage liegt er stundenlang regungslos auf seinem Baumaste, nachts wandert er gemächsam im Käfig auf und nieder. Niemals

Luchſe d. h. Karakals.

Digitized by Google



Digitized by Google

ſieht man ihn ohne Noth umherſpringen, wie die meiſten übrigen Katzen Dies thun; er iſt träger, als ſeine ſämmtlichen Verwandten.

Der kanadiſche Luchs iſt neben dem Rothluchs (Lynx rufus) aus Amerika die nützlichſte Wildkatze, weil ſein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von dieſem Luchs kommen alljährlich viele Tauſende von Fellen in den Handel, welche dann von unſeren Kürſchnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verſchiedene Sorten geſchieden und mit mancherlei Namen belegt werden. Das Wildpret wird in Amerika gegeſſen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umſtänden lieber wäre, als Luchsfleiſch, es möge zubereitet ſein, wie es wolle.

Der Piſchu oder kanadiſche Luchs (Lynx canadensis).

Von allen bisher genannten Arten, zu denen ebenſowohl in der alten, wie in der neuen Welt noch andere kommen dürften, die man blos als Abänderungen anſieht, unterſcheiden ſich die Luchſe des Südens d. h. diejenigen, welche in den gemäßigten und warmen Theilen Aſiens und Afrikas wohnen.

Als echtes Wüſten- und Steppenkind muß uns unter den ſüdlichen Luchſen der Karakal (Lynx Caracal oder Caracal melanotis) erſcheinen. Das Thier erreicht nicht die Größe der nordiſchen Vertreter ſeiner Sippe; denn ſeine Leibeslänge beträgt blos zwei Fuß, ſeine Schwanzlänge aber faſt zehn Zoll. Der Name Karakal ſoll, wie man erklärt, aus dem Türkiſchen ſtammen und Schwarzohr heißen. Und in der That ſind die dunkeln Lauſcher eins der Kennzeichen der ſchönen Katze. Der Karakal unterſcheidet ſich aber noch außerdem ſo weſentlich von ſeinen Sippſchaftsverwandten, daß ihn die neuere Wiſſenſchaft ſogar zum Vertreter einer eignen Sippe hingeſtellt hat. Zwiſchen

dem Karakal und den übrigen Luchsen sind jedoch die Unterschiede zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtig, namentlich schlanker, als die seiner nordischen Verwandten. Seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die Lauscher sind verhältnißmäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet. Die Färbung endlich ist ein Wüstenkleid d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb oder Braunroth ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen, schwarzen Fleck, sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Dieses Kleid ist durchaus geeignet, ihn bei seinen nächtlichen Streifereien zu verbergen. Dieselbe Gleichfärbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt der der Stämme und Aeste, sowie der der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seiner Wohnkreise; denn ein gefleckes Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahin schleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungskreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebensowohl wie die Steppen; in Waldungen findet er sich nicht. In seinem Leben ähnelt er seinen Verwandten. Er jagt alle kleineren Säugethiere und Vögel der Wüste, macht sich aber auch über Antilopen her: Dies haben mir wenigstens die Araber, welche ihn Khut el Chala nennen, wiederholt versichert. Und hiermit steht denn auch die schon längst bekannte Thatsache im vollsten Einklange, daß er in Asien und namentlich in Indien zur Antilopen-, Hasen- und Kaninchenjagd abgerichtet werden kann. Freilich behauptet man auch, daß er dem Löwen nachschleiche, um die Ueberbleibsel seines Raubes zu verzehren, oder daß er sich in förmliche Meuten zusammenrotte und gemeinschaftlich jage. Diese Angaben sind aber jedenfalls als falsch anzunehmen, und ich habe auch nirgends in Afrika etwas Aehnliches vernommen, obgleich die sehr naturkundigen Steppenbewohner mir schwerlich eine so wichtige Thatsache verschwiegen haben würden, wenn sie begründet wäre. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß man diese Thiere zähmen und zur Jagd abrichten kann. Von dem Gepard, der eigentlichen Jagdkatze im Dienste des Menschen, wird uns eine solche Abrichtungsfähigkeit nicht Wunder nehmen, da wir ihn als die gemüthlichste und zahmste aller Katzen kennen lernen werden. Der Karakal aber ist nach meinen Beobachtungen, im Verhältniß zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und auch von meinem Freunde Heuglin, welcher ihn längere Zeit gefangen hielt, Manches über sein Leben im Käfig erfahren. Nach allen Beobachtungen nun, welche gemacht worden sind, geht hervor, daß dieser kleine Bursche ein wahres Scheusal an Wuth und unzähmbarer Wildheit ist. Man braucht sich blos dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, welchen er mit seinen scharfen Tatzen womöglich zerreißen möchte, oder aber er legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel auf, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten: denn jedenfalls ist es der Karakal, welcher den Griechen und Römern zuerst bekannt wurde und zu den eigenthümlichen Fabeln Anlaß gab, deren ich oben gedachte. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende

Ehe zu gründen. Sie sind in dem nicht geringen Alter von 6 resp. 8 Jahren Vater, die Frau Mutter geworden. Ihre Kinder sind also Geschwister, und doch ist ihr Vater der Sohn ihrer Mutter. Ganz ähnlich ist der Fall, wo Geschwister von verschiedenen Vätern, aber von einer Mutter sind. Hier ist die Geschwister- zur Vaterschaft Beziehung so kompliziert, daß sie nicht mehr zu entwirren ist. Ich habe mich bemüht, diese Fälle in einer Figur darzustellen, doch ist mir dies nicht gelungen.

Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 1. Geschwister, die Kinder einer Mutter sind, aber von verschiedenen Vätern. Die Frau ♀ hatte, bevor sie mit dem ♂ 1 verheiratet war, ein Kind mit ♂ 2, dann eines mit ♂ 3, dann eines mit ♂ 4. Nachdem sie ihren ersten, ♂ 1, geheiratet hatte, gebar sie mit diesem ein Kind, dann eines mit ♂ 5, dann eines mit ♂ 6. Nachdem ♂ 1 gestorben war, heiratete ♀ ♂ 7, mit dem sie ein Kind hatte, dann eines mit ♂ 8, dann eines mit ♂ 9. Dann war ♀ wieder Witwe und, wenn dies noch nicht zu viel Kinder waren, heiratete ♀ ♂ 10, mit dem sie ein Kind hatte, dann eines mit ♂ 11, dann eines mit ♂ 12. Dann starb ♀ und ♂ 10 heiratete ♀ 13, mit der er ein Kind hatte, dann eines mit ♀ 14, dann eines mit ♀ 15.

Fig. 2. Geschwister, die Kinder einer Mutter sind, aber von verschiedenen Vätern. Die Frau ♀ hatte, bevor sie mit dem ♂ 1 verheiratet war, ein Kind mit ♂ 2, dann eines mit ♂ 3, dann eines mit ♂ 4. Nachdem sie ihren ersten, ♂ 1, geheiratet hatte, gebar sie mit diesem ein Kind, dann eines mit ♂ 5, dann eines mit ♂ 6. Nachdem ♂ 1 gestorben war, heiratete ♀ ♂ 7, mit dem sie ein Kind hatte, dann eines mit ♂ 8, dann eines mit ♂ 9. Dann war ♀ wieder Witwe und, wenn dies noch nicht zu viel Kinder waren, heiratete ♀ ♂ 10, mit dem sie ein Kind hatte, dann eines mit ♂ 11, dann eines mit ♂ 12. Dann starb ♀ und ♂ 10 heiratete ♀ 13, mit der er ein Kind hatte, dann eines mit ♀ 14, dann eines mit ♀ 15.

Hier sind natürlich ♂ 1 und ♀ 13 Geschwister, ferner ♂ 5 und ♂ 6, ferner ♂ 8 und ♂ 9, ferner ♂ 11 und ♂ 12, ferner ♀ 14 und ♀ 15. Aber ♂ 1 ist der Vater von ♂ 5 und ♂ 6, ♂ 7 ist der Vater von ♂ 8 und ♂ 9, ♂ 10 ist der Vater von ♂ 11 und ♂ 12, ♂ 13 ist der Vater von ♀ 14 und ♀ 15. Die Geschwister- zur Vaterschaft Beziehung ist so kompliziert, daß sie nicht mehr zu entwirren ist. Ich habe mich bemüht, diese Fälle in einer Figur darzustellen, doch ist mir dies nicht gelungen.

Wilhelm Busch und sich in ihrer Freundschaft und Liebe, als hätte Er, der Er sich Herrn Busch, Meister gelernt und Gelehrter, Ihr Meister Er sein Name, ein Gelehrter Er sein Name, Er sich Ihr Meister Er sein Name, Ihr Gelehrter Er sein Name, Ihr Lehrling, mit meiner verehrten Freundschaft, Ihr Lehrling, mit meiner Freundschaft

ein ziemlich ausgewachſenes Männchen erlegt hatte. Von nun an wurde ich aufmerkſam und bemerkte deshalb unſer Raubthier auch öfter. Einen großen Luchs fand ich ruhig ſich ſonnend in einem Rohrgebüſche liegen. Er entkam mir aber trotz einer ſtarken Verwundung, welche ich ihm beigebracht hatte. Die übrigen, welche ich bemerkte, entflohen regelmäßig, noch ehe ich in Schußweite an ſie herangekommen war. Aus meinen Beobachtungen geht Folgendes hervor.

Der Sumpfluchs ſchleicht an den beſchriebenen Orten ebenſowohl bei Tag als bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreiſt bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derſelben ſcheinen ihm ſogar beſondere Lieblingsplätze zu ſein. Um ihn oder wenigſtens ſeine Spuren zu bemerken, braucht man eben nicht lange auf der Jagd herumzuſtreifen. Wenn man an den Rändern von Getreidefeldern, auf Rainen und Wegen, welche durch dieſelben führen, Acht haben will, gewahrt man ihn häufig genug. Er ſchleicht nach echter Katzenart leiſe und unhörbar zwiſchen den Pflanzen dahin, welche ihn gewöhnlich zum größten Theile verſtecken. Von Zeit zu Zeit bleibt er ſtehen und lauſcht. Dabei bewegt er, wie unſere Hauskatzen, die Ohren nach allen Richtungen hin, beſchreibt mit dem Schwanze die verſchiedenen Biegungen und Windungen, welche die Seelenruhe einer gemüthlich jagenden Katze bezeichnen, und äugt mit jenem ruhigen, faſt ſtarren Blick, welcher unſerm Hinz eigen iſt, faſt träumeriſch gerade vor ſich hin. Der Gehörſinn ſcheint ihn bei Tage jedenfalls mehr zu leiten, als ſein Geſicht; denn die Lauſcher ſind auch bei der größten Ruhe in beſtändiger Bewegung. Das geringſte Geräuſch ändert dieſes träumeriſche Dahinſchleichen: er erhebt den Kopf, die Lauſcher richten ſich nach kurzer, ſchneller Bewegung der bezeichneten Stelle zu, der ganze Leib duckt ſich, verſchwindet vollkommen im Graſe, und ſchlangenartig ſchleicht das Thier auf dem Bauche an ſeine Beute heran, welche wohl auch in den meiſten Fällen in ſeine Gewalt fällt. Bisweilen ſieht man auch wohl aus dem ſcheinbar ganz unbelebten Riedgraſe heraus mit einem gewaltigen Satz ein Thier in die Höhe ſpringen und im nächſten Augenblicke wieder verſchwinden. Der Sumpfluchs hat einen Luftſprung nach irgend einem Vogel gemacht, welchen er aufgejagt hatte. Seine Beute beſteht zumeiſt aus Mäuſen und Ratten, ſodann aber aus kleinen Erd- und Schilfvögeln aller Art, namentlich Wüſtenhühnern, Lerchen, Regenpfeifern, Schilf- oder Riedgrasſängern (Cisticola) ꝛc. In den Gärten ſtiehlt er den Bauern ihre Hühner und Tauben, in den Fruchtfeldern ſchleicht er den Haſen und an den Wüſtenrändern den Springmäuſen nach. An größere Thiere wagt er ſich niemals, wenigſtens hat mir davon kein einziger Fellah Etwas erzählt; auch einem Menſchen weicht er immer furchtſam aus, ſobald er ihn bemerkt, und ſelbſt derjenige, welchen ich verwundete, wagte nicht, mich anzuſpringen. Gleichwohl wird er von den Arabern als ein ſehr böſes Thier gefürchtet, und dieſe Furcht hat ſich, was das Lächerlichſte iſt, auch auf die Europäer übertragen. Mein Diener erdreiſtete ſich nicht, auf einen ſehr ſchönen Sumpfluchs zu ſchießen, den er im Getreide auftrieb, und ein nadelkundiger Reiſegefährte des bekannten Schriftſtellers Bogumil Goltz glaubte nun gar einen jungen Löwen in unſerm „Tſchaus" zu erblicken, als er ihm auf der Jagd einmal begegnete. Ungeachtet dieſer Meinung des kühnen Jägers meine ich, nicht zuviel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß der Sumpfluchs ein durchaus ungefährlicher und ziemlich harmloſer Räuber iſt. Ja ich glaube ſogar behaupten zu können, daß er ebenſoviel Nutzen ſtiftet, als Schaden anrichtet. — In der Gefangenſchaft hat man ihn noch ſo gut als gar nicht beobachtet. Ein eingeſperrter fraß zwölf Tage lang Nichts, ſondern zerbiß ſeinen Stock und ſeine eignen Vorderfüße, welche ihm von dem Eiſen zerſchlagen worden waren. Ein anderer dagegen lebte drei Monate, fraß viel Fiſche, ſchäumte aber immer vor Zorn. Das iſt Alles, was wir wiſſen.

Am Ende der reichen Familie, welche wir im Vorſtehenden überblickten, ſteht ein eigenthümliches Bindeglied zwiſchen ihr und der nächſtfolgenden, die Sippe der Jagdleoparden oder Gepards. Sie enthält, ſoviel man weiß, blos zwei Arten, welche ſich jedoch in ihrer Geſtalt und in ihrer Lebensweiſe ſo ähneln, daß ihre Unterſcheidung nur für den ſtrengen Forſcher irgendwelche Wichtigkeit hat. Die Gepards tragen ihren Sippennamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem

Blatt, 1 mm lang und breit, dann wird es gelb braun. Besonders **Kali** und **Natron** sind in Wasser leicht löslich, **Kalk** und **Magnesia** dagegen sehr schwer. Die Asche enthält ferner Eisenoxyd, Kieselsäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure und Chlor. Die Kohlensäure, Wasserstoff und Sauerstoff sind gasförmig in die Luft entwichen, und in verschiedener Menge auch die Phosphorsäure, Schwefelsäure und das Chlor. Die Kohlensäure, Wasserstoff und Sauerstoff, sowie auch Stickstoff, gelangen wieder in die Luft, die Kohlensäure, Wasserstoff und Sauerstoff auch in das Wasser, aus welchem sie durch die Blätter wieder in die Luft gelangen. Der Stickstoff gelangt aber nur durch die Blätter und durch die Wurzeln. Die Asche, die so wohl von dem Kohlenstoff, als auch von dem Stickstoff befreit ist, enthält nur noch Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Kieselsäure, Phosphorsäure, Schwefelsäure und Chlor. Diese Stoffe sind also in der Pflanze nicht verbrannt, sondern sie sind nur durch die Verbrennung der Pflanze in Freiheit gesetzt worden, und sie sind in der Asche in derselben Menge enthalten, wie sie in der Pflanze enthalten waren

ſich auch an dem Bauche fortſetzen und ſelbſt den Schwanz noch theilweiſe bedecken, da ſie ſich nur gegen das Ende hin zu Ringeln verbinden. Die Leibeslänge des Tſchitah beträgt drei Fuß und zwei Zoll, die Länge des Schwanzes zwei Fuß, die Höhe am Widerriſt ebenſoviel. Dem afrikaniſchen Verwandten fehlt die Nackenmähne faſt gänzlich; die Grundfarbe ſeines Pelzes iſt faſt orangengelb, der Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken ſind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes iſt weiß, anſtatt ſchwarz.

Der Tſchitah ſcheint einen ziemlich großen Verbreitungskreis zu haben; denn er findet ſich im ganzen ſüdweſtlichen Aſien. Er iſt, wie ſeine Farbe und Geſtalt anzeigt, ein echtes Steppenthier, welches ſich ſeinen Unterhalt weniger durch ſeine Kraft, als durch ſeine Behendigkeit erwerben muß. Die Nahrung beſteht hauptſächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in ſeinem Gebiete leben, und ihrer weiß er ſich mit großem Geſchick zu bemächtigen. Die Schnelligkeit und Ausdauer des Jagdleoparden ſind nicht eben groß, und eine von ihm verfolgte Antilope würde ihn ſchon nach kurzem Laufe weit hinter ihren Ferſen zurücklaſſen; der Tſchitah muß alſo ſeine Schlauheit und Liſt einſetzen, um zu ſeiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirſche bemerkt, drückt er ſich auf die Erde und kriecht nun ſchlangengleich, leiſe, aber behende auf dem Boden hin, um ſich vor den wachſamen Augen ſeiner gewünſchten Beute zu verbergen. Dabei berückſichtigt er alle Eigenthümlichkeiten des Wildes und kommt z. B. niemals über dem Winde angeſchlichen, liegt auch ſtill und regungslos, ſobald das Leitthier des Rudels ſeinen Kopf erhebt, um zu ſichern. So ſtiehlt er ſich bis auf etwa funfzig Fuß heran, ſucht das beſtgeſtellte Thier aus und ſpringt nun mit wenigen Sätzen zu ihm heran, ſchlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genick. Nach kurzem Widerſtande, wobei er jedoch immerhin mehrere hundert Schritte mit fortgeſchleppt werden kann, hat er ſein Opfer bewältigt und trinkt nun gierig das rauchende Blut.

Solche angeborne Liſt und Jagdfähigkeit mußte den achtſamen Bewohnern ſeiner Heimat auffallen und ſie zu dem Verſuche reizen, die Jagdkunſt des Thieres für ſich zu benutzen. Dies iſt wirklich außerordentlich gut gelungen; denn der Jagdleopard iſt durch einfache Abrichtung zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in ſeiner Art dem beſten Edelfalken kaum nachſteht. In ganz Oſtindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehilfen. Der Schah von Perſien läßt ihn ſich aus Arabien kommen und hält ihn mit einer Menge Hunde in einem eignen Hauſe. Joſeph Barbaro ſah im Jahre 1474 bei dem Fürſten von Armenien hundert Stück ſolcher Jagdleoparden, Orlich fand das Thier noch 1842 bei einem indiſchen Fürſten, und Prinz Waldemar von Preußen wohnte bei Delhi einer ſolchen Jagd bei. Auch in Deutſchland iſt der Gepard als Jagdthier benutzt worden. Leopold der Erſte, Kaiſer von Deutſchland, erhielt vom türkiſchen Kaiſer zwei abgerichtete Tſchitahs, mit denen er oftmals jagte. Die Herrſcher der Mongolen trieben ſo großen Luxus mit unſeren Thieren, daß ſie oft gegen tauſend Stück mit auf die großen Jagdzüge nahmen, und noch heutigen Tags ſollen die Meuten dieſer Katzenhunde bei einigen einheimiſchen Fürſten Indiens einen nicht geringen Aufwand erfordern. Ihre Abrichtung muß von beſonderen Leuten beſorgt werden, und auch ihr Jagdgebrauch ſetzt die Begleitung ſehr geübter Jäger voraus, welche ungefähr die geachtete Stellung unſerer früheren Falkner bekleiden: man kann ſich alſo denken, daß dieſes Jagdvergnügen eben nicht billig iſt.

Es wird behauptet, daß auch der afrikaniſche Gepard von den Abiſſiniern zur Jagd abgerichtet würde; ich habe jedoch davon niemals Etwas gehört, und auch weder Rüppell noch Heuglin beſtätigen jene Erwähnung. Dagegen verſicherte mich Von der Decken, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeſchulte Jagdleoparden geſehen zu haben.

Behufs dieſer Jagd wird der Gepard behaubt und auf einen jener leichten, zweirädrigen Karren geſetzt, wie ſie dem Lande eigenthümlich ſind; einzelne Jäger nehmen ihn wohl auch hinter ſich auf das Pferd. Man zieht nun nach den Wildplätzen hinaus und ſucht, ſich einem Rudel Wild ſoviel als möglich zu nähern. Wie überall, läßt auch das ſcheueſte aſiatiſche Wild einen Karren weit näher an ſich herankommen, als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Leoparden bis auf zwei- oder

dreihundert Ellen an das Rudel heranfahren. Sobald nun die Jäger nahe genug sind, enthauben sie den Tschitah und machen ihn durch sehr ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam.

Kaum hat das vortreffliche Thier die Beute ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all seine natürliche List und Schlauheit bekundet sich. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft er von dem Wagen und schleicht nun in der oben angegebenen Weise sorgfältig an das Rudel heran und reißt ein Stück von ihm zu Boden. Ein Augenzeuge erzählt eine solche Jagd mit folgenden Worten:

„Kurz bevor wir unser Revier berührten, meldete uns der Kameltreiber (denn deren bedient man sich gewöhnlich zum Aufsuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdlust), daß eine halbe Meile von unserm Stande eine Herde Gazellen weide, und wir beschlossen sogleich, sie mit unseren Gepards zu verfolgen. Jeder derselben befand sich auf einem offenen, mit zwei Ochsen bespannten Karren ohne Leitern, und jeder hatte ein Gefolge von zwei Männern. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karren gebunden und wurden noch von den Beileuten an einem Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich scheu sind, so ist die beste Weise an sie zu kommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens sitzt, und man baut auch darum letztern so, wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt sind, so daß man sich ihnen auf 100 bis 200 Ellen nähern kann. Diesmal hatten wir drei Gepards bei uns und rückten auf die Stelle, wo die Gazellen gesehen worden waren, in einer Linie vor, in welcher jeder 100 Ellen vom andern entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen und mein Kutscher bemühte sich, bis auf 100 Ellen an sie zu kommen. Schnell wurden dem Gepard die Kappe und die Fesseln abgenommen, und kaum erblickte er das Wild, als er sich nach der entgegengesetzten Richtung, mit dem Bauche gänzlich zur Erde gedrückt, äußerst langsam und schmiegsam, hinter jedem Hindernisse, das im Wege lag, sich verbergend, fortschlich; sobald er indessen vermuthete, bemerkt zu werden, beflügelte er seine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte, indem er dieses gepackt, gegen 200 Ellen weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um, und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der anderen Gepards war zu derselben Zeit losgelassen worden; nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und setzte sich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden, lief einer vom Gefolge hin, setzte dem Gepard seine Kappe auf und schnitt der Gazelle die Kehle ab, sammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Nase. Die Gazelle wurde fortgeschleppt und in ein Behältniß unter dem Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres sein Wildrecht gegeben wurde."

Sehr auffallend ist es, daß man von dem Freileben dieser so oft gezähmten Katze noch wenig oder gar Nichts weiß. Auf meinem Jagdausfluge nach Habesch erlegte mein Gefährte, van Arkel d'Ablaing, einen Gepard, welcher bei hellem Tage einer angeschossenen Gazelle nachgeschlichen war; aber er sah das Raubthier eben auch nur, ohne es länger beobachten zu können. Ueber die Fortpflanzung des Jagdleoparden ist gar Nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika sogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; diese Leute, welche das Thier ganz genau kennen, konnten mir eben blos sagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz seiner ursprünglichen Wildheit binnen sehr kurzer Zeit zähmt. Daß die Zähmung so gut als gar keine Schwierigkeiten macht, wird Jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenschaft gesehen hat. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein so gemüthliches Thier giebt, als unsern Jagdleoparden, und bezweifle, daß (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Löwen) irgend eine Wildkatze so zahm wird, wie er. In Afrika hielt ich selbst Gepards längere Zeit gefangen; im Hamburger Thiergarten besitzen wir sie auch. Unter allen, welche ich sah, war nicht ein einziger, welcher jemals auch nur die leisesten Spuren von Wildheit gezeigt hätte. Gemüthlichkeit ist der Grundzug

des Weſens unſers Thieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefeſſelt hat. Er denkt nie daran, Dem Etwas zu Leide zu thun, welcher ſich mit ihm beſchäftigt, und man darf ohne Bedenken dreiſt zu ihm hingehen und ihn ſtreicheln und liebkoſen. Scheinbar gleichmüthig nimmt er ſolche Liebkoſungen an, und das Höchſte, was man erlangen kann, iſt, daß er etwas beſchleunigter ſpinnt, als gewöhnlich. Solange er nämlich wach iſt, ſpinnt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft ſteht er ſtundenlang unbeweglich da, ſieht träumeriſch ſtarr nach einer Richtung und ſpinnt dabei höchſt behaglich. In ſolchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt ſie kaum eines Blickes. Nur andere Raubthiere ſtören ſeine „ungeheure Heiterkeit“ und Gemüthlichkeit. Ein vorüberſchleichender Hund regt ihn ſichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich; er äugt ſcharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, ſpitzt die Ohren und verſucht wohl auch, einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen. Ich beſaß einen Gepard, welcher ſo zahm war, daß ich ihn wie einen Hund am Stricke herumführen konnte und es dreiſt wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu luſtwandeln. Solange er es blos mit Menſchen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine ſo große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu verſuchen, was er denn machen würde, wenn er wenigſtens beſchränkt frei wäre. Ich band ihn alſo an eine Leine von ungefähr funfzig oder ſechszig Fuß Länge, wickelte mir dieſe leicht um Hand und Ellbogen und führte ihn ſpazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, ſo hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte ſein gemüthliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, ſo daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er ſich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beſchriebenen Weiſe an die Hunde hinan, welche ihrerſeits ganz verdutzt und verwundert das ſonderbare Weſen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um ſo aufgeregter, aber zugleich auch vorſichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden hin. Endlich glaubte er nahe genug zu ſein, und nun ſtürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieſer die Flucht ergriff, und ſchlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geſchah in ganz eigenthümlicher Weiſe. Er hieb ſeine Krallen nicht ein, ſondern er prügelte blos mit ſeinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieſer zu Boden fiel. Der arme Köter bekam plötzlich Todtenangſt, als er das Katzengeſicht über ſich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen. Sämmtliche Hunde der Straße geriethen in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufe ſammelte ſich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu ſein d. h. ohne geſehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranſtaltete ich in unſerm Hofe einen großen Thierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande will ich es geſtehn, das Ergötzlichſte iſt, was ich ſehen kann. Ich beſaß zu derſelben Zeit einen faſt erwachſenen Leoparden, ein raſendes, wüthendes Thier ohne Gleichen, ich möchte faſt ſagen, einen Teufel in Katzengeſtalt — doch ich habe ihn ja ſchon beſchrieben. Die Kette des Leoparden wurde alſo durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus ſeinem Käfig heraus in den Hof gelaſſen. Der Gepard ſeinerſeits war ungefeſſelt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder abbrechen. Er befand ſich gerade in höchſt gemüthlicher Stimmung und ſchnurrte beſonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber erſah er ſeinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verſchwand, ſondern auch ſein ganzes Ausſehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne ſträubte ſich, er fauchte ſogar, was ich ſonſt niemals vernommen hatte, und nun ſtürzte er ſich muthig auf ſeinen Gegner los. Der hielt ihm auch Stand, und ſo begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angſt und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mißhandelte meinen Jack mit ſeinen vier Tatzen, daß ich mit Recht beſorgt um ihn wurde. Jack achtete aber der Schmerzen nicht, ſondern biß muthig auf den heimtückiſchen Vetter los und würde ihn jedenfalls

beſiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Waſſer, welche ich über die wüthenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide ſahen ſich höchſt verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihm höchſt verhaßten Waſſerbäder ſich plötzlich erinnernd, trotz aller Wuth und alles Fauchens doch für das Beſte, ſo ſchnell als möglich ſeinen Käfig zu ſuchen, welcher dann auch ſofort verſchloſſen wurde. Jack war ſchon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der Alte: er leckte, reinigte und putzte ſich und begann wieder zu ſpinnen, als ob Nichts geſchehen wäre.

Wie zahm, gemüthlich und liebenswürdig mein Jack war, mag aus Folgendem hervorgehen. Einige deutſche Damen, welche ſich gerade in Alexandrien befanden, waren gekommen, um meine Thierſammlung anzuſehen, hatten mich aber nicht zu Hauſe gefunden und ſomit ihrem Wunſche auch nicht genügen können. Ich verſprach ihnen jetzt ſcherzend, wenigſtens einige von meinen Thieren zu ihnen zu bringen, und führte dieſen Scherz auch wirklich einmal aus, als ich erfahren hatte, daß die Damen juſt zuſammen waren. Ich konnte mich auf Jack vollſtändig verlaſſen und durfte ſchon Etwas wagen. Ihn an der Leine hinter mir fortführend, betrat ich alſo das betreffende Haus, beſchwichtigte die entſetzten Diener, welche mich mit dem fürchterlichen Raubthiere hatten ſehen kommen und Lärm ſchlagen wollten, und ſtieg nun ruhig nach dem zweiten Stockwerke des Hauſes empor. An dem rechten Zimmer angelangt, öffnete ich die Thüre zur Hälfte und bat um Erlaubniß, eintreten, zugleich aber auch meinen Hund mitbringen zu dürfen. Dies wurde zugeſtanden, und Jack trat gemächlich ein. Ein lauter Aufſchrei begrüßte den Harmloſen und ſetzte ihn in höchſte Verwunderung. Die geängſtigten Damen ſuchten ſich ſo gut als möglich zu retten, und ſprangen in ihrer Verzweiflung auf einen großen, runden Tiſch, welcher mitten im Zimmer ſtand. Dies aber diente blos dazu, Jack zu dem Gleichen aufzufordern, und ehe ſich die Armen beſannen, ſtand er mitten unter ihnen, ſpann höchſt gemüthlich und ſchmiegte ſich traulich bald an Dieſe, bald an Jene an. Da war denn freilich die Furcht bald verſchwunden. Die beherzteſte Dame begann, den hübſchen Burſchen zu liebkoſen, und bald folgten alle übrigen ihrem Beiſpiele. Jack wurde der erklärte Liebling und ſchien nicht wenig ſtolz zu ſein auf die ihm gewordene Auszeichnung.

Aus Dieſem und dem weiter oben Mitgetheilten geht unzweifelhaft hervor, daß der Gepard auch in geiſtiger Hinſicht ein echtes Mittelding zwiſchen Katze und Hund iſt, und in ſeinem Weſen jedenfalls mehr unſerm treuen Hausfreunde entſpricht, als ſeinen gewöhnlich tückiſchen und hinterliſten Verwandten. Er mag uns deshalb auch unmittelbar zu den Hunden führen.

* * *

Gemeinſame und gleichmäßige Berückſichtigung aller Eigenthümlichkeiten eines Thieres oder einer Thierfamilie ſind für den Kundigen maßgebend zur Beurtheilung und Würdigung der betreffenden Geſchöpfe. Eben deshalb beſchäftigen uns die Hunde (Canes) erſt in der zweiten Familie.

Wollten wir die geiſtigen Eigenſchaften und Fähigkeiten allein in Betracht ziehen, ſo müßten wir den Hunden unzweifelhaft die erſte Stellung unter allen Raubthieren einräumen; denn die große Mehrzahl dieſer ausgezeichneten Geſchöpfe übertrifft in geiſtiger Hinſicht die Katzen bei weitem. Aber die Katzen ſind einhelliger gebaut, als die Hunde, und ihre Geiſteskräfte wenigſtens nicht ſo gering, daß ſie eine Voranſtellung in der Reihe der Raubthiere verbieten ſollten. Einzelne Naturforſcher ſtellen zwiſchen die Katzen und Hunde die Hiänen als beſondere Familie hin und wollen, auf den Bau des Gebiſſes ſich ſtützend, in ihnen Bindeglieder zwiſchen den Katzen und Hunden erblicken: allein die ordnenden Thierkundigen dürfen ebenſowenig das Gebiß allein berückſichtigen, als den Leibesbau oder das Weſen und den Verſtand eines Thieres. Betrachtet man alle Eigenthümlichkeiten der betreffenden Thiere zuſammen, ſo wird man geradezu genöthigt ſein, die Hiänen als verbildete, mißgeſtaltete Hunde in leiblicher und geiſtiger Hinſicht anzuſehen, und wird ſie deshalb

höchstens an das Ende der Hundefamilie verweisen müssen, falls man nicht eine besondere Familie aus ihnen bilden will: man darf sie, die häßlichen Nachtgestalten, aber unmöglich den anmuthigen und liebenswürdigen Hunden voranstellen.

Die Hunde bilden eine ziemlich streng nach außen hin abgeschlossene Familie. In dem oben über die ganze Ordnung Mitgetheilten ist bereits hervorgehoben worden, daß die Hunde in ihrem Leibesbaue nicht so sehr von den Katzen verschieden sind, als man auf eine flüchtige Betrachtung hin wohl annehmen möchte. So entschieden sie auch ihr eigenthümliches Gepräge im äußern wie im innern Bau und ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise wie in ihren Sitten festhalten, so nahe kommen sie in leiblicher Hinsicht den Katzen. In der Größe stehen sie sämmtlich hinter den größeren Arten der vorigen Familie zurück und besitzen demgemäß auch nicht die Stärke und Furchtbarkeit jener vollendetsten Räuber. Ihre Gestalt ist mager, der Rumpf ruht auf dünnen oder hohen Beinen mit kleinen Pfoten, der Kopf ist klein, die Schnauze spitz, die stumpfe Nase vorstehend. Der Hals ist ziemlich schwach und der Rumpf in den Weichen eingezogen, der Schwanz ist kurz und oft buschig behaart. An den Vorderfüßen finden sich regelmäßig fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche sämmtlich mit starken, immer aber stumpfspitzigen und nicht zurückziehbaren Krallen bewehrt sind. Die Augen sind groß und hellem Lichte zugänglicher, als die Katzenaugen; die Ohren sind meist spitzer und größer, als bei der vorigen Familie, die Zitzen an Brust und Bauch zahlreicher. Das Gebiß ist kräftig, die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß, zumal die der oberen Kinnlade, und die äußeren Zähne sind fast eckzahnartig vergrößert, die Reißzähne sind schlank und etwas gekrümmt, die Lückzähne, von denen im Oberkiefer drei, im untern vier sich finden, sind weniger scharf gezackt, als bei den Katzen, die Kauzähne ziemlich stumpfe Mahlzähne, welche die Speise ordentlich zermalmen. Der Schädel ist gestreckt, namentlich die Kiefern sind verlängert. Zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und achtzehn bis zweiundzwanzig Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule. Den Brustkasten umgeben dreizehn Rippenpaare, von welchen neun wahre und vier falsche sind. Das Schlüsselbein ist noch verkümmert, das Schulterblatt schmal, das Becken kräftig. Der Darmschlauch zeichnet sich durch einen rundlichen Magen aus; der eigentliche Darm hat vier- bis siebenfache Körperlänge.

Die Hunde zeigen in ihrer ganzen Anlage, daß sie weit weniger ausschließlich auf rein thierische Nahrung angewiesen sind, und lassen den Schluß zu, daß sie demgemäß auch weniger mordlustig und blutgierig sein werden, als die Katzen. In der That unterscheiden sie sich gerade hierin wesentlich von jenen. Sie stehen an Wildheit, an unbändiger Mordlust und an abscheulicher Blutgier sämmtlich weit hinter den Katzen zurück und geben alle eine mehr oder minder große Gutmüthigkeit kund. Der Gesichtsausdruck zeigt Dies recht deutlich; denn das Hundegesicht spricht uns freundlich an und läßt niemals das trotzige Selbstvertrauen und die Wildheit, welche sich im Katzengesicht ausdrücken, besonders bemerklich werden.

Schon in der Vorzeit waren die Hunde wenigstens in Europa weit verbreitete Säugethiere, und es steht unzweifelhaft fest, daß sie sehr früh auf der Erdoberfläche erschienen. Gegenwärtig verbreiten sie sich über die ganze bewohnte Erde und sind in den meisten Gegenden auch häufig. Einsame, stille Gegenden und Wildnisse, dieselben mögen im Gebirge oder in der Ebene gelegen sein, düstere Wälder, Dickichte, Steppen und Wüsten sind ihre Aufenthaltsorte. Einige schweifen fast beständig umher und halten sich höchstens so lange an einem Orte auf, als sie durch ihre noch unmündige Nachkommenschaft an ihn festgehalten werden, andere graben sich Höhlen in die Erde oder benutzen bereits gegrabene Baue zu festen Wohnungen. Die einen sind rein nächtliche, die anderen blos halbnächtliche Thiere und manche vollkommen Tagfreunde. Jene verbergen sich während des Tages in ihren Bauen oder in einsamen und geschützten Schlupfwinkeln, im Gebüsch, im Schilf oder hohen Getreide, zwischen öden und dunkelen Felsen u. s. w. und streifen zur Nachtzeit entweder einzeln oder in Gesellschaften durch das Land, durchwandern dabei unter Umständen viele Meilen, jagen während der Wanderung, besuchen dabei sogar größere Dörfer und Städte und ziehen sich bei Anbruch des Tages in den ersten

passenden Schlupfwinkel zurück, den sie auffinden. Nur die wenigsten leben paarweise, denn selbst diejenigen Arten, bei denen Männchen und Weibchen zeitweilig zusammenhalten, schlagen sich unter Umständen in stärkere Meuten zusammen: man kann wohl behaupten, daß alle Hunde ohne Ausnahme gesellige Thiere sind.

Hinsichtlich der Beweglichkeit geben die Hunde den Katzen wenig nach. Ihre stumpfen Krallen erlauben ihnen nicht, zu klettern, sie sind deshalb auf den Boden gebannt; auch verstehen sie nicht, so hohe und weite Sprünge auszuführen, wie die Katzen, im Uebrigen aber übertreffen sie diese ganz entschieden. Sie sind vortreffliche Läufer und besitzen eine unglaubliche Ausdauer; sie schwimmen ohne Ausnahme und zum Theil ganz meisterhaft, ja wir finden bei ihnen bereits förmliche Wasserthiere d. h. Hunde, welche sich mit wahrer Wonne in den Wellen herumtummeln. Beim Gehen treten sie blos mit den Zehen auf, wie die Katzen, ihr Gang ist aber eigenthümlich schief, weil sie die Beine nicht gerade vor sich hinzusetzen pflegen.

Ganz vorzüglich sind die Sinne der Hunde. Das Gehör steht dem der Katzen kaum nach, der Geruch dagegen ist zu einer bewunderungswürdigen Schärfe ausgebildet, und auch vom Gesicht darf man behaupten, daß es besser, als bei den Katzen ist: denn die Nachthunde stehen den Katzen gleich und die Taghunde übertreffen sie entschieden.

Noch viel ausgezeichneter sind die geistigen Fähigkeiten der Hunde. Die tiefstehenden Arten bekunden überaus große List und Schlauheit, zum Theil sogar auf Kosten des Muthes, welchen andere im hohen Grade besitzen, die höher stehenden Hunde aber und namentlich diejenigen, welche mit dem Menschen verkehren oder, besser gesagt, sich ihm hingegeben haben mit Leib und Seele, beweisen tagtäglich, daß ihre Geistesfähigkeiten einer Ausbildung fähig sind, wie bei keinem andern Thiere. Der zahme Hund und der wilde Fuchs handeln mit wahrhaft vernünftiger Ueberlegung und führen sorgfältig durchdachte Pläne aus, deren Ergebniß sie mit größtmöglicher Sicherheit im voraus abschätzen. Dieser Verstand ist es, welcher die Hunde auf das innigste mit den Menschen verbunden hat und sie über alle übrigen Thiere stellt; denn man muß dabei immer bedenken, daß der Hund ein Raubthier ist, gewöhnt, über andere Geschöpfe zu herrschen, und trotzdem seinen Verstand bereitwillig und aus wirklich vernünftigen Gründen dem höhern Menschengeiste unterordnet! Auch bei den ganz wild lebenden Arten zeigt sich dieser hohe Verstand in der großen Vorsicht, Behutsamkeit und dem Argwohn, mit welchem sie alle Handlungen verrichten. Nur der wüthendste Hunger ist im Stande, solches Betragen zuweilen in das entgegengesetzte zu verwandeln. Dabei sind die Hunde gemüthliche Burschen, aufgelegt zu Spiel und Scherz, heiter und lustig, gutmüthig und verhältnißmäßig sanft, wenn sich gleich nicht leugnen läßt, daß es, wie überall, so auch bei ihnen Ausnahmen giebt.

Die Nahrung der Hunde besteht hauptsächlich aus thierischen Stoffen, zumal aus Säugethieren und Vögeln. Sie fressen frisch erlegte Beute ebenso gern, wie Aas, für welches alle Arten sogar eine gewisse Vorliebe zu haben scheinen. Einzelne verzehren auch sehr gern Knochen, und andere finden selbst in den schmutzigsten Auswurfsstoffen des menschlichen Leibes noch eine erwünschte Speise. Außerdem fressen die Hunde Lurche, Fische, Schalthiere, Krebse, Kerbthiere oder Honig, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, ja sogar Baumknospen, Pflanzensprossen, Wurzeln, Gras und Mos. Manche sind sehr gefräßig und tödten mehr, als sie verzehren können, doch zeigt sich der Blutdurst niemals in der abschreckenden Gestalt, wie bei den Katzen, und keinen einzigen Hund giebt es, welcher sich im Blute der von ihm getödteten Schlachtopfer mit Lust berauscht.

Die Fruchtbarkeit der Hunde ist größer, als die der Katzen; ja, die Zahl ihrer Jungen erreicht zuweilen beinahe die äußersten Grenzen der Erzeugungsfähigkeit der Säugethiere überhaupt. Im Mittel darf man annehmen, daß die Hunde zwischen vier bis neun Junge werfen; doch sind Ausnahmsfälle bekannt, in welchen eine Mutter auf einen Wurf ihrer funfzehn, und selbst einundzwanzig zur Welt brachte. Es kommt vor, daß der Vater seine Sprößlinge oder ein anderer männlicher Hund die junge Nachkommenschaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrißt, wenn er es thun kann; zumal geschieht Dies bei den Wölfen und Füchsen, welche unter Umständen auch ihres

Gleichen nicht verschonen. Bei den meisten Arten macht sich die Geselligkeit, auch den ganz jungen gegenüber, geltend. Die Mütter sorgen stets in wahrhaft aufopfernder Weise für ihr Gewölfe.

Wegen der großen Anzahl, in der manche Hundearten auftreten, ist der Schaden, den die ganze Familie durchschnittlich anrichtet, ein ziemlich bedeutender, und die den Menschen beeinträchtigenden Arten werden deshalb auch überall unbarmherzig verfolgt. Dagegen leisten die kleineren Arten durch Wegfangen schädlicher Nagethiere oder durch das Aufzehren von Aas und anderm Unrathe gute Dienste und liefern zudem noch ihren Balg, ihre Haut und ihre Zähne zur Benutzung. Und wenn man Schaden und Nutzen, den die ganze Familie bringt, gegen einander abwägen will, kann man gar nicht in Zweifel bleiben, welcher von beiden der überwiegende ist; denn die eine Gruppe oder, wenn man lieber will, die eine Art der Hunde, unserer treuesten Hausfreunde, leisten dem Menschen so viele unberechenbare und unersetzbare Dienste, daß der Schaden, welchen die übrigen Mitglieder anrichten, diesem Nutzen gegenüber kaum in Betracht zu ziehen ist.

Man kann die Hunde in drei große Abtheilungen bringen und diese, wenn man will, wieder in kleinere Gruppen zerfällen. Diese Abtheilungen sind die Wölfe oder eigentlichen Hunde mit rundem Augenstern und mit kurzem Schwanz, die Füchse mit spaltenförmigem Augenstern und mit langem, buschigen Schwanze, und die Hiänen, die eigentlichen Nachthunde, mit rundem Augenstern, plumpem Leibesbau und mit abschüssigem Rücken, langem, lockern und rauhen Pelz und buschigem Schwanz. Will man noch genauer eintheilen, so kann man dann die eigenthümlichen Uebergangsglieder von einer dieser Gruppen zur andern oder selbst zu anderen Familien von den übrigen absondern, oder, wie Viele es thun, die Hiäne als eigene Familie von den Hunden gänzlich trennen.

„Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt." So steht im Vendidad, dem ältesten und echtesten Theile des Zend-Aveſta, eines der ältesten Werke der Menschheit.

Für die erste Bildungsstufe des Menschengeschlechts waren und sind noch heute diese Worte eine goldene Wahrheit. Der wilde, rohe, ungesittete Mensch ist undenkbar ohne den Hund — und der gebildete, gesittete Bewohner des angebautesten Theiles der Erde nicht minder. Mensch und Hund ergänzen sich hundert- und tausendfach; der Mensch und der Hund sind die treuesten aller Genossen.

Kein einziges Thier der ganzen Erde ist der vollsten und ungetheiltesten Achtung, der Freundschaft und Liebe des Menschen würdiger, als der Hund. Er ist ein Theil des Menschen selbst; er ist zu dessen Gedeihen, zu dessen Wohlfahrt unentbehrlich.

„Der Hund," sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat, denn die ganze Art ist unser Eigenthum geworden; jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles Dieses entspringt weder aus Noth noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben für den Menschen aus ihm einen mächtigen Gehilfen gemacht, und vielleicht ist er sogar nothwendig zum Bestand der Gesellschaft des Menschenvereins. Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist."

Der Hund ist wohl würdig, daß wir ihn ausführlich behandeln, und trotz seiner scheinbaren Allbekanntschaft, hier sehr mit Lust und Liebe seiner gedenken.

Ich sage „scheinbaren Allbekanntschaft", denn Jedermann glaubt ihn zu kennen, gründlich und hinlänglich zu kennen, und nur der Naturforscher gesteht zu, daß er, trotz aller Nachforschungen und Vergleichungen, eigentlich noch äußerst wenig und kaum irgend etwas Sicheres über den Hund weiß.

Der Hund hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet. Soweit sich das Menschengeschlecht ausgedehnt hat, soweit findet man auch ihn, und selbst die armseligsten, ungesittetsten und ungebildetsten Völker haben ihn zu ihrem Genossen, Freund und Vertheidiger. Aber in keinem Lande der Erde ist er noch wild zu treffen: man findet ihn überall nur gezähmt, überall blos in Gesellschaft

des Menſchen. Nicht die dunkelſte Sage kann uns über ſeine Vorfahren Aufſchluß geben, und auch die genaueſte und ſorgfältigſte Forſchung hat Dies bis jetzt noch nicht vermocht. Ueber die Abſtammung des wichtigſten aller Hausthiere liegt ein ſcheinbar undurchdringliches Dunkel. Es giebt kein anderes Thier weiter, über welches ſoviele Muthmaßungen, ſoviele Annahmen herrſchen, als über den Hund. Nach der Anſicht der Einen gehören alle Hunde der ganzen Erde nur zu einer einzigen Art, die Anderen nehmen, und jedenfalls mit Recht, mehrere Stammeltern an. Die Erſteren betrachten alle Hunde als Abkömmlinge vom Wolf, vom Schakal, vom Dingo, vom Dole und Buanſu; die Anderen glauben, daß er ein Erzeugniß mehrfacher Kreuzungen zwiſchen dieſen oder jenen der genannten, ein Blendling verſchiedener wilder Hunde ſei. Wo iſt hier ein Ausweg zu finden, und wer hat Recht? Wir vermögen Dies nicht zu entſcheiden; wohl aber ſind wir befugt, die verſchiedenen Annahmen gegeneinander abzuwägen, und getroſt dürfen wir uns für die wahrſcheinlichſte ausſprechen. Nach dieſer müſſen wir glauben, daß das Geſchlecht der zahmen Hunde in verſchiedene Arten zerfällt, über deren urſprüngliche Heimat keine Forſchung und keine Sage irgend welchen Anhalt geben kann.

Ich halte es für unumgänglich nothwendig, hier dieſe ſich entgegenſtehenden Meinungen zweier der gründlichſten Forſcher anzugeben, damit ſich jeder meiner Leſer ſelbſteigen eine Anſicht bilden kann.

„Will man den Haushund", ſagt Blaſius, „als Art von den übrigen Wölfen trennen, ſo giebt es noch jetzt keine beſſeren Merkmale, als der links gekrümmte Schwanz, wie es Linné angiebt."

„Das naturgeſchichtliche Schickſal des Hundes gleicht dem des Menſchen. Daß der Hund ſich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, iſt von Folgen geweſen, wie wir ihres Gleichen in der Thierwelt nicht finden. Das Vorhandenſein des Hundes iſt mit dem des Menſchen ſo eng verſchmolzen, der Hund hat ſich, wie der Menſch, den manchfaltigſten und gegenſätzlichſten Natureinflüſſen in einem ſolchen Maß unterwerfen müſſen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrſchen zu helfen, daß von ſeinem urſprünglichen Naturzuſtande, wie von dem des Menſchen, nur willkürliche Vermuthungen uns Kunde geben können. Doch gilt Dies blos von ſeinen leiblichen Eigenthümlichkeiten. Ueber ſein geiſtiges Weſen können die Stimmen nicht getheilt ſein."

„Der Hund iſt nach ſeinem Gerippe, nach Schädel und nach Gebiß ein Wolf; doch iſt es nach Schädel noch nach Gebiß weder möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten ſcharf zu trennen. Unſere europäiſchen Hunde ſchwanken in ihren Schädeleigenthümlichkeiten zwiſchen denen des Wolfes und des Schakals, doch ſo, daß ſich die Eigenthümlichkeiten manchfaltigſt kreuzen, verbinden und abändern. Doch wenn auch der Schädel Aehnlichkeit mit dem des Wolfes und Schakals hat, ſogar entfernt an den des Fuchſes erinnert, hält er doch immer etwas Eigenthümliches feſt. Die Stirn tritt in der Regel etwas ſtärker über dem Scheitel und dem Naſenrücken hervor, als beim Wolf und Schakal. Doch darin zeigen ſich erſt recht gegenſätzliche Abweichungen bei den verſchiedenen Hunderaſſen. Es verſteht ſich, daß in dieſen Eigenthümlichkeiten nur Schädel von ungefähr gleichem Alter mit einander erfolgreich verglichen werden können."

„Die Amerikaner haben Hunde gehabt, ehe durch die Spanier der europäiſche Hund nach Amerika gebracht wurde. In Mexiko fanden die Spanier ſtumme Hunde vor. Humboldt führt an, daß von den Indianern von Jauja und Huanca, ehe ſie der Inka Pachacutec zum Sonnendienſte bekehrte, die Hunde göttlich verehrt wurden. Ihre Prieſter blieſen auf ſkelettirten Hundeköpfen, und Hundeſchädel und Hundemumien fanden ſich in den peruaniſchen Grabmälern der älteſten Zeit. Tſchudi hat dieſe Schädel unterſucht, hält ſie für verſchieden von denen der europäiſchen Hunde und glaubt, daß ſie von einer eigenen Art herrühren, die er Canis Ingae nennt; auch werden die einheimiſchen Hunde im Peruaniſchen mit dem Namen Runa-allco bezeichnet, um ſie von den europäiſchen, die verwildert in Südamerika vorkommen, zu unterſcheiden. Dieſe Hunde ſollen beſonders gegen Europäer feindlich geſinnt ſein."

„Merkwürdig iſt es, daß da, wo keine Vertreter der Wölfe wild vorkommen, auch der Haushund gefehlt zu haben ſcheint, obwohl, ſoweit die Geſchichte des Menſchen in der Vorzeit und ſeine Ver-

breitung über den Erdkreis reicht, der Hund dem Menſchen durchgängig als Geſellſchafter treu gefolgt iſt. Ritter macht darauf aufmerkſam, daß, wie Grawford bezeugt, in allen Gleicherländern oſtwärts von Bengalen, in Hinterindien und ſeinen umliegenden Inſeln nicht einmal irgend eine Art der ganzen Hundefamilie aufgefunden worden iſt. „Es ſcheint demnach, daß, ungeachtet der Einwirkung des Menſchen, die Verbreitung der Hunde mit den wilden Wolfsarten in einem genauern Zuſammenhang ſteht.“

„Wenn es ſchon auffallend iſt, daß die eingeborenen Hundearten ſich in dem Schädelbau den wilden Wolfsarten nähern, ſo iſt es noch auffallender, daß ſie auch im Aeußern wieder den wilden Formen naherücken: wenn ſie in den Zuſtand der Verwilderung übergegangen ſind. Das gilt nicht allein von der Färbung, ſondern auch von der Form des Thieres, den aufrechtſtehenden, ſpitzen Ohren, der Behaarung und dergleichen. Schon Olivier bemerkte, daß die Hunde in der Umgebung von Konſtantinopel ſchakalähnlich ſind. Im ſüdlichen und öſtlichen Rußland giebt es zahlloſe, halbverwilderte, in ganzen Geſellſchaften umherlaufende Hunde, die dem Schakal in Farbe und Geſtalt des Körpers und der Ohren häufig täuſchend ähnlich ſind. Die Beobachtung von Pallas, daß die Hunde mit dem Schakal in entſchiedener Freundſchaft leben, iſt bei dieſen äußern Aehnlichkeiten leicht zu begreifen.“

„Es iſt bekannt, daß vom Hund und Wolf Baſtarde in jeder Art der Kreuzung nachgewieſen ſind. Baſtarde zwiſchen Hund und Schakal ſind nach Naturbeobachtungen keine Seltenheit. Pallas erwähnt ſogar, daß unter den Ruſſen Baſtarde von Hund und Fuchs als eine bekannte Sache angenommen werden, doch gründet er dieſe Behauptung offenbar nicht auf eigene Beobachtungen.“

„Fragt man ſich nun nach dieſen Andeutungen, ob der Hund eine Art, eine ſelbſtſtändige und getrennte, wie der Wolf, Schakal und Fuchs, ſo iſt es ſchwer, die Frage zu bejahen. Kein einziges wildes Thier zeigt ſolche Abweichungen im Schädel, im ganzen Körperbau, in den Verhältniſſen der abſoluten Größe. Aber auch die Hausthiere, bei denen wir annehmen müſſen, daß die Art an und für ſich noch unverfälſcht erhalten, nur durch Zähmung und Kultur verändert iſt, wie Pferd, Eſel, Rind, Ziege, Schwein, haben ſolche Gegenſätze nicht aufzuweiſen, und noch weniger läßt ſich ſagen, daß mehrere Arten unter dieſer großen Manchfaltigkeit von Formen enthalten wären. Ebenſo willkürlich, wie die Aufſtellung verſchiedener Menſchenarten, würde es bleiben, mehrere Hundearten unterſcheiden zu wollen. Es liegt offenbar hier eine Thatſache vor, die mit den ſonſt in der Natur und Kultur beobachteten nicht gleichlaufend iſt.“

„Daß in dem Sinne, wie beim Pferde und bei der Ziege, von einer Stammart des Hundes nicht die Rede ſein kann, wird aus Allem wohl klar. Nach folgerichtigem Schluß iſt kein Thier im wilden Zuſtand wahrſcheinlich, welches gezähmt eine ſolche Manchfaltigkeit der Formen hervorbringen könnte. Aber auch von allem Unweſentlichen, der Kultur Unterworfenen abgeſehen, giebt es in der Natur kein Thier, welches ganz mit dem Hunde übereinſtimmte. Und doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Stamm eines ſolchen Thieres über die ganze Erdoberfläche hätte ausſterben können. Es wird jetzt nicht einmal möglich ſein, die in verſchiedenen Gegenden der Erdoberfläche verwildert vorkommenden Hunde auszurotten. Es würde in früheren Zeiten noch viel ſchwerer geworden ſein, die urſprünglich wilden Stämme an allen Orten auszurotten. Es iſt ebenſo nicht wahrſcheinlich, daß eine ſolche Stammart bis jetzt unbeachtet und unentdeckt geblieben wäre.“

„Und ſo bleibt darin, ſolange man dieſe Fragpunkte auf dem Gebiete der Naturforſcher erhalten will, kaum ein anderer Ausweg, als ſich zu der Anſicht bekennen, welcher Pallas huldigt: daß in der Zähmung und Vermiſchung der in verſchiedenen Ländern urſprünglichen Wolfsarten der Urſprung des Haushundes zu ſuchen ſei. Dieſe Anſicht iſt natürlich, wie jede andere über dieſen Punkt, nur eine Annahme, aber es wird, wenn ſie in der Natur begründet iſt, möglich ſein, ſie durch unmittelbare Vergleichung der Hunde- und Wolfsſchädel bis zur vollen Ueberzeugung zu erheben. Man hat keine Veranlaſſung mehr, ſich in ſolcher Auffaſſung durch die Lehren und Annahmen von Buffon beirren zu laſſen. Daß ſich gleichzeitig die unbeſchränkte Kreuzung der Hundearten unter ſich und des Hundes mit Wolf und Schakal am beſten mit dieſer Anſicht verträgt,

liegt auf der Hand. Daß auch die große Manchfaltigkeit der Hunde in Gestalt und Größe allein dadurch eine Analogie erhielt z. B. in den manchfaltigen, zwitterhaften Pflanzen, sogar im Thierreich unter den Hühnern, ist auch nicht ohne Gewicht. Ebenso ist die große Verwandtschaft der verwilderten Hunde in Gestalt und Farbe mit dem Schakal und der Annäherung und Freundschaft beider von großer Bedeutung. Auch die verwilderten Pferde nähern sich ursprünglich den wilden wieder. Ziegen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht den größten Theil des Jahres frei im Gebirge umhertreiben, wie in Dalmatien und manchen Gegenden Italiens, gleichen sehr der wilden Bezoarziege; bunte Kaninchen, die im Freien ausgesetzt werden, haben im Verlauf von einigen Jahren Junge, die von wilden nicht zu unterscheiden und vollkommen wild sind."

„Daß im Ganzen der Schakal in dieser Angelegenheit am meisten betheiligt sein muß, scheint mir aus der Bildung des Hundeschädels hervorzugehen, und es mag schließlich wohl nicht von blos zufälliger Bedeutung sein, daß die alten Bildungsländer der Menschheit von Indien bis zum Mittelländischen Meer mit der Heimat des Schakals fast gänzlich übereinstimmen."

Ganz im entgegengesetzten Sinne läßt sich Giebel vernehmen:

„In der That", sagt dieser bekannte Forscher, „die Aehnlichkeit gewisser Hunderassen mit dem Wolfe, anderer mit dem Fuchs, noch anderer mit dem Schakal, die vielfache Vermischung der verschiedensten Körperformen mit einander, geben der Behauptung, daß der Hund ursprünglich ein Bastard von Wolf, Fuchs oder Schakal sein möchte, für den ersten Augenblick viel Wahrscheinlichkeit. Allein, um bei dieser schnell gewonnenen Annahme sich beruhigen zu können, muß man die Bastardnatur genau erforschen. Von welchen Arten man auch Bastarde ziehen mochte, niemals vermehrten sich dieselben mit so erstaunlicher Fruchtbarkeit, wie der Hund, niemals sah man ihre Nachkommen körperlich und geistig so weit aus einander laufen, wie der Dachshund vom Windhund, der Bullenbeißer vom Neufundländer sich entfernt; im Gegentheil, die Bastarde bewahren entweder streng die Eigenthümlichkeiten beider Eltern, oder sie fallen ganz in das Geschlecht des Vaters und der Mutter zurück. Die natürlichen Gesetze, welche die Bastardbildung beherrschen, waren nun zu allen Zeiten und unabänderlich dieselben. Der heutige Bastard von Wolf und Schakal ist derselbe, welcher er zu Adams Zeiten war. Gerade die verwilderten und wilden Hunde in Asien, Neuholland und Südamerika, welche ihren wilden Eltern am ähnlichsten sein müßten, weichen entschieden ab, und überdies sind die Beispiele von Bastarden wilder Hundearten so sehr selten, daß wir unmöglich eine den ganzen Erdboden bevölkernde Nachkommenschaft aus ihnen herleiten können."

„Eine andere Ansicht läßt den Haushund in gerader Linie vom Wolf abstammen und erklärt alle Unterschiede der Hunderassen, selbst die auffälligsten, kurzweg durch Züchtigung, den Einfluß der Kultur, der Lebensweise, der Nahrung und des Klimas. Zähmen läßt sich der Wolf wohl und gewinnt dann auch Anhänglichkeit an seinen Herrn: aber durch welche Züchtigungsmittel wäre es möglich, den Wolfskopf in einen Windhund- und Bullenbeißerkopf umzuwandeln, die Beine dachsartig zu krümmen und zu verkürzen, die Körpergröße auf liliputanische Verhältnisse herabzudrücken? An der Vielgestaltigkeit der Hunderassen scheitert jeder Versuch, dieselben von einer einzigen Art oder einer einzigen Urrasse abzuleiten, mag dieselbe nun ein Wolf oder ein echter Hund gewesen sein."

„Die Natur gründet die Eigenthümlichkeit der Sippen und Arten der Säugethiere, und also auch die der Raubthiere, nicht auf die An- und Abwesenheit eines farbigen Streifen, nicht auf verschiedene Farbentöne überhaupt, sondern auf wesentliche Eigenthümlichkeiten, welche entweder in der gesammten innern und äußern Leibesbildung ausgesprochen, also durchgreifend sind, oder aber in erheblichen Formabänderungen der für das Wesen der Familie oder überhaupt nächst höheren Gruppen wichtigsten Organe beruhen, also schlechthin auffällige sind. Wird es uns möglich sein, solche durchgreifende Eigenthümlichkeiten an dem Haushunde nachzuweisen, oder nur im Gebiß und allen davon unmittelbar abhängigen Organen, in den Sinneswerkzeugen oder in den Pfoten erhebliche Formverschiedenheiten aufzufinden, so sind sie artlich verschieden und die Eigenthümlichkeiten der Art sind in der Natur begründete, nicht künstliche. Diesen Nachweis und zwar der durchgreifenden Eigen-

thümlichkeiten wird Jeder leicht verfolgen können, wenn er etwa den isländischen Hund, Pudel, Bulldoggen, Spitz, Wind- und Jagdhund, Pintscher, Neufundländer und Dachshund neben einander stellt."

„Was zunächst die Körpergröße betrifft, so ist dieselbe bei den Hunderassen ungleich mehr verschieden, als in irgend einer andern Raubthiersippe. Die kleinste Rasse erreicht noch nicht die Größe des Kopfes der riesigsten. Die größten, hinter diesen Hunderassen zurückbleibenden Verschiedenheiten kommen bei der artenreichen Katzenfamilie vor und liegen zwischen dem Kueruck (Felis minuta) auf Java, welcher noch nicht 16 Zoll Körperlänge besitzt, und Löwe und Tiger. Die Färbung des Pelzes spielt bekanntlich bei den Hunden in den verschiedensten Tönen und Mischungen von Weiß, Schwarz und Roth in einer Manchfaltigkeit, daß man von jedem Versuche, sie zur Bestimmung der Art aufzunehmen, absehen muß. Im gleichen Grade ändert die Behaarung sich ab, vom Straffen und Struppigen bis zum Feinen, Seidenartigen, Weichen, Welligen, Glatten, Krausgelockten; sie ist sehr dicht bis ganz spärlich, ja selbst fehlend (wie bei dem sogenannten egyptischen Hunde, der aber aus Amerika stammt) sehr lang bis sehr kurz. Es ist keine Raubthiersippe bekannt, deren Arten eine gleiche Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Pelzes darböten. Diese Unterschiede wiederholen sich in den äußeren Formen des Körpers. Die kleinen, aufrechtstehenden Ohren des Spitzes, die breiten, hängenden des Jagdhundes, die über kopflangen und langbehaarten des Wachtelhundes sind Eigenthümlichkeiten, die wir in ähnlichen Ausbildungen bei Wölfen, Schakals und Füchsen, bei allen Katzen, Mardern und Schleichkatzen vergebens suchen. Man vergleiche den fuchsähnlichen, gestreckten, dünnen, spitzschnauzigen Kopf des Windhundes mit dem kurzen, dicken des Mopses; die wechselnden Formen der Schnauze, der Nase und Lippe, der zarten Stirne und der Augen, die ganz auffallende, veränderlich lange Behaarung und Haltung des Schwanzes; die zarten und zierlichen Beine eines Schoßhündchens mit den muskelkräftigen des Doggen, die langen, dünnen des Windhundes mit den kurzen, gekrümmten des Dachshundes, die Krallen dieses mit den breiten und stumpfen des Schäfer- und Fleischerhundes: überall werden sich viel auffallendere Unterschiede, überall eine größere Manchfaltigkeit der Verhältnisse ergeben, als sonst bei den Arten irgend einer andern Raubthiersippe, auch wenn dieselben über alle Klimate verbreitet leben."

„Die in der That für Raubthiere beispiellosen Verschiedenheiten im äußern Körperbau der Hunderassen lassen schon im voraus nicht minder erhebliche in der innern Organisation erwarten, und wirklich wird der Forscher schon bei der ersten Vergleichung der Zahnformen, des Schädels und des ganzen übrigen Knochengerüstes von den augenfälligsten, eigenthümlichen Unterschieden überrascht. Außer in anderen Eigenthümlichkeiten liegt bei den fleischfressenden Raubthieren eines der entschiedensten Kennzeichen in dem sogenannten Fleischzahn, welcher nur in dieser Familie überhaupt vorkommt, und in dessen Verhältniß zu den dahinter folgenden stumpfhöckrigen Kauzähnen. Wir erkennen darin die sichersten Sippen- und Artunterschiede. Je spitzzackiger der Fleischzahn ist, desto weniger entwickelt, kleiner und unbedeutender sind die Kauzähne, und ebenso genau und sicher spricht sich dieses Verhältniß der charakteristischen Zähne in dem mehr oder weniger blutgierigen, bösartigen und grimmigen Naturell der betreffenden Thiere aus. Man kann mit dem Millimetermaß die Größe der einzelnen Zacken der Zahnkronen und diese selbst messen, und wird noch an Dutzenden von Schädeln ständige Eigenthümlichkeiten in diesem Verhältniß finden. Bei den Rassen des Haushundes ist eines Theils der Fleischzahn größer, als beide Kauzähne zusammen, bei anderen aber kleiner, bei noch anderen haben beide dieselbe Ausdehnung nach der Längsaxe des Kiefers. Solche Unterschiede weisen allein schon bei allen lebenden Raubthieren mit Entschiedenheit auf artliche Eigenthümlichkeiten und berechtigen den Vorweltskundigen bei einzelnen versteinert vorkommenden Kiefern, mit befriedigender Sicherheit auf das Wesen des untergegangenen Thieres und dessen Verwandtschaft mit dem nächststehenden lebenden und vorweltlichen zu schließen. Die Messung der einzelnen Kronenzacken der Zähne wird stets das aus der bezüglichen Größe der Zähne selbst gefundene Ergebniß weiter bestätigen. Wir können für die Hunderassen noch andere nicht minder erhebliche Verschiedenheiten im Gebiß anführen,

ſo die Abweſenheit des letzten obern Kauzahns, auch die des erſten Lückzahns, die veränderliche Länge, Dicke und Krümmung der Eckzähne und andere."

„Die angedeuteten Unterſchiede im Naturell der Hunderaſſen ſprechen ſich gleich auffällig in der übrigen Bildung des Schädels aus. Das raubgierige Thier mit ſtarkem Gebiß bedarf kräftigere Kiefermuskeln, und dieſe größere und bezeichnetere Anſatzpunkte im Schädel, als das ſanftere und gutmüthigere mit feinen Zahnformen. Vergleichen wir die Schädel der ſchon weit auseinandergehenden Hunderaſſen mit einander, ſo finden wir viel auffallendere Unterſchiede, als bei den Arten irgend einer andern Raubthierſippe, ja erheblichere, als noch bei ſonſt verwandten Sippen. Der hirntragende Schädeltheil geht von der Kugelgeſtalt, ohne hervortretende Leiſten und Kamm, bis zu einer ſehr ſtark zuſammengedrückten, mit ungemein ſtark entwickelten Leiſten über. Die Jochbogen ſind entſprechend ſchwächer und ſtärker, weniger oder mehr abſtehend; die Augenhöhlen größer oder kleiner; der ſie hinten begrenzende obere Fortſatz iſt völlig fehlend, bis ſehr ſtark entwickelt, die Stirn breit, gewölbt, bis zur Schnauze abfallend, oder ſchmal, ſpitz, ſanft abfallend, die Naſenbeine ſind breit, ſtumpf oder ſpitz und ſchmal endend, die Zwiſchenkiefer bald kürzer, bald länger, an denſelben hinaufreichend ꝛc. Die Eigenthümlichkeiten des Schädels gehen auf den vordern Theil der Wirbelſäule über, und die Abänderungen dieſes Theils wirken wieder auf die hintere Wirbelgegend ein. Daß der Schwanz und die Gliedmaßen äußerlich, wie auch im Geripp gleich große Unterſchiede im allgemeinen wie in den einzelnen Knochen bieten, brauche ich nun kaum noch zu erwähnen. Sehr wichtig für die Syſtematik, doch leider bisher wenig gewürdigt, iſt aber noch die Erſcheinung, daß einige Hunderaſſen an den Hinterpfoten äußerlich ſowohl als im Skelett fünf vollkommen entwickelte Zehen haben, während die meiſten anderen nur deren vier ausgebildet beſitzen und ſtatt der fünften blos eine Afterzehe tragen, welche im Geripp völlig fehlt. Eine Zehe mehr oder weniger bei Raubthieren reicht für die meiſten Thierkundigen ſchon aus, die Thiere als Arten zu trennen, auch wenn dieſelben in allem Uebrigen viel geringere Unterſchiede bieten, als die erwähnten der Hunderaſſen."

„Die Unterſchiede in den Weichtheilen der Hunderaſſen, in Form und Größe des Magens und Darms, der Leber und Milz, der Lunge und des Herzens, der Nieren und der Geſchlechtstheile, des Nerven- und Muskelſyſtems aufzuzählen: dazu fehlen hinlängliche Beobachtungen. Wir haben zwar ausgezeichnete thierärztliche Anſtalten, reichbegabte Hochſchulen, vortrefflich mit Hilfsmitteln und Kräften ausgeſtattete Zergliederungsanſtalten, aber eine vergleichende Zergliederungskunde der Hunderaſſen fehlt der heutigen Höhe der Wiſſenſchaft noch gänzlich. Kein ausgeſetzter Preis fördert ſie, kein Thierzergliederer ſtellt die charakteriſtiſchen Präparate auf; die Organiſationen unſerer Haus- und Stubengenoſſen, der treuſten Wächter unſers Eigenthums, unſerer ergebenſten Diener, unſerer theilnehmendſten Freunde aus dem Thierreiche finden noch keine ernſtliche Theilnahme, obwohl ihre gründliche Erkenntniß die höchſten und wichtigſten Fragen der Wiſſenſchaft berührt. Meine hierauf bezüglichen, erſt nur an drei Raſſen angeſtellten Unterſuchungen, welche bei dem Mangel der nöthigen Hilfsmittel und bei der nothwendig gewordenen weitern Ausdehnung meiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen nur äußerſt langſam fortſchreiten, beſtätigen indeß ſchon als erſte Verſuche die Ergebniſſe, welche aus dem Bau der Zähne und des Gerippes gewonnen ſind, daß nämlich auch in den Weichtheilen die Hunderaſſen ſehr weit über die Grenzen der Raſſenabänderungen und Spielarten hinausgehen. Und ſind dann nun nicht auch Naturell und Lebensweiſe, welche ſich auf den verſchiedenen Leibesbau gründen, in der größten Verſchiedenartigkeit in den Hunderaſſen vertreten? Wir haben Allesfreſſer, Pflanzenfreſſer und Fleiſchfreſſer unter den Haushunden; die Südſeeinſulaner ſind entſchiedene Pflanzenfreſſer, die kamtſchadaliſchen und Eskimohunde entſchiedene Fiſchfreſſer; die Hunde auf Juan Fernando freſſen nur Seehunde, und dem aufmerkſamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß ſelbſt von unſeren einheimiſchen Haushunden, obwohl dieſelben meiſt von Jugend auf an gemiſchte Koſt gewöhnt, einige Raſſen entſchiedene Fleiſchfreſſer ſind, andere Gemüſe vorziehen und dabei beſſer gedeihen. Das wilde, bösartige Weſen des Bergamasker- und Punahirtenhundes, des Dingo und Nippon ſteht in auffallendſtem Gegenſatz zu dem ſanften unſers Pudels,

die Gelehrigkeit dieses im schroffen Gegensatz zu der Dummheit des gemeinen Hofhundes, in ebenso grellem der Gesichtsausdruck der verschiedenen Rassen. Und endlich das Vaterland, die geographische Verbreitung: auch sie ist keine allgemeine, das Vaterland kein einziges für alle Rassen. Wie der Neuholländer seinen Dingo hat, so hat Süd- und Nordamerika ursprünglich seine ganz eigenthümlichen Haushunde gehabt. In den bebauten Ländern sind die Hunderassen seit Beginn der Bildung verwischt und ausgebreitet mit dem Menschen, sodaß es nunmehr nicht leicht möglich ist, jedem Gebiet seine ursprünglichen Hunde, jeder Rasse ihre ursprüngliche Heimat nachzuweisen. Für unsern Zweck liegt an diesem Nachweis ebensowenig, wie an der Anzahl ursprünglich verschiedener Rassen."

„Wie also auch immerhin der Forscher seine Artenunterschiede macht, nach Farbe und Pelz, nach Größe, Lebensweise und Vaterland, nach Zähnen und Schädel oder nach durchgreifenden Eigenthümlichkeiten in dem gesammten Bau: jedenfalls muß er die sogenannten Hunderassen als ebenso viel von der Natur wirklich unterschiedene Arten anerkennen, und er wird es müssen, selbst wenn er der eifrigste und blinde Anhänger der zweifelhaften Lehre von der fruchtbaren Begattung ist. Er muß es, da es ja unmöglich ist, den größten Hund mit dem kleinsten zur Begattung zu bringen, da auch sonst die Abneigung der Haushunde unter einander, die Natur der freiwilligen Vermischung ein ebenso gewaltiges Hinderniß entgegengesetzt hat, wie sonst unter verschiedenen Arten. Die hingeworfene Behauptung: alle Hunderassen gehören zu einer Art, weil sie sich fruchtbar begatten und ihre Jungen wiederum unter einander, ist leichtfertig, unwahr; die tägliche Erfahrung widerspricht ihr geradezu. So geräth der hochgepriesene, angeblich mit logischer Schärfe und wissenschaftlicher Augenscheinlichkeit gewonnene Artbegriff gerade in den allergemeinsten Arten mit sich selbst in offenen Widerspruch und verläßt uns schon in seinem ersten Ausgangspunkte völlig. Alle thatsächlichen und auch lehrsätzlichen Beweise der systematischen Thierkunde also stellen uns in dem Mops und Windspiel, in Dachs- und Jagdhund, Pintscher und Pudel, Spitz und Neufundländer, Wachtelhund und Isländer ebensoviel wirklich verschiedene Arten vor, und sie alle begatten sich erfahrungsmäßig fruchtbar mit einander, sobald die natürliche Körpergröße kein leibliches Hinderniß bietet und die Erziehung und der gesteigerte Geschlechtstrieb die Abneigung überwunden hat. Die Jungen aus diesen Vermischungen pflanzen sich unter einander ebensogut wie mit den Stammarten fort. Die Haushunde beweisen somit auf das Allerentschiedenste, daß Bastarde aller verschiedenen Arten sich fruchtbar und Geschlechter hindurch miteinander begatten. Diese von der Natur selbst täglich gebotenen Thatsachen sind schlagender, als alle jene vereinzelten Versuche und zufälligen Beobachtungen an Maulthieren und Böcken, an Wolf und Fuchs, an Zeisigen und Enten. Wer sich von ihrer einfachen Wahrheit nicht überzeugen will oder nicht überzeugen kann, der thut jedenfalls besser, statt in der Natur, in der Bibel zu lesen und aus dieser die Größe und Weisheit seines Gottes zu erforschen, er mag aber auch seine Auffassung der göttlichen Offenbarung für sich behalten."

„Was nun den Einfluß der Züchtung betrifft, so beschränkt sich dieser bei den Säugethieren auf dieselben, schlechtweg unwesentlich körperlichen Eigenthümlichkeiten, nämlich auf die Größe, innerhalb enger, das Doppelte überall niemals übersteigender Grenzen, auf die Fett- und Milcherzeugung, die Haarbildung und Färbung, die bezügliche Größe der Ohren und Klauen, die Weite des Magens, die Drüsenthätigkeit und dergleichen. Dem geschicktesten Thierzüchter, den gewaltsamsten äußeren, von Klima, Nahrung, Aufenthalt, Beschäftigung gebotenen Einflüssen ist es noch in keinem Fall gelungen, einen neuen Körpertheil zu erzeugen oder die eigenthümliche Form irgend eines Organes zu ändern. Die Natur läßt ihren Kindern gewaltsam keinen Zahn und keine Zehe mehr aufdrängen oder rauben, nicht deren eigenthümliche Formen vermögen wir zu ändern, kein Muskel, kein Knochen ändert Lage und Gestalt, keiner tritt neu hinzu, keiner verschwindet spurlos. Der Magen und Darmschlauch bleibt wesentlich derselbe, welche Nahrung wir auch dem Thiere geben mögen, die Luftröhre und der Kehlkopf, Gehirn und Sinneswerkzeuge, Herz, Lungen, kurz, jedes Organ bewahrt unter allen Umständen, welche überhaupt seine Thätigkeit gestatten, die ihm ursprünglich eigenthümlich gewordene Gestalt und Bedeutung. Um dem einzelnen Wesen eine Eigenthümlichkeit zu verleihen, um

die einzelnen Thiere von einander zu unterſcheiden, hat die Natur gewiſſe Körpertheile und Organe der Wandelbarkeit innerhalb ganz beſtimmter Grenzen unterworfen, und ſolche Veränderungen ſind eben das Zufällige, Oberflächliche, zur Beſtimmung der Art Bedeutungsloſe. Dahin gehören die Farben, Dichtigkeit und Länge der Behaarung, die durch Fett und üppige Muskelkraft bedingte Körperform, die Einſchnitte in den Leberlappen, die ſchwankende Anzahl der Schwanzwirbel und dergleichen."

„Die ſtrengſte Geſetzmäßigkeit der Geſtaltung des thieriſchen Organismus, die beſtimmte, weſentliche Form ſeiner vorherrſchenden Organe, macht allein die Syſtematik des Thierreichs möglich. Wären die thieriſchen Geſtalten nicht durchaus beharrliche, nicht unabänderlich dieſelben, wären ſie ſtatt ſtrengen Bildungsgeſetzen, dem bloſen Spiel des Zufalls überlaſſen, ſo würde jede Aufſtellung von Klaſſen, Familien, Sippen und Arten geradezu unmöglich ſein, und die ganze Thierkunde erſchiene dem denkenden Menſchen nur als ein lächerliches Kinderſpiel. So müſſen wir alſo zugeſtehen, daß

Der Kolſun oder Dole (Canis dukhunensis).

weder durch Verbaſtardirung, noch durch Zähmung ſich derartige, den ganzen Organismus neu geſtaltende Unterſchiede, wie wir ſie bei den Hunden finden, nie und nimmermehr erklären laſſen; wir müſſen annehmen, daß die Hunderaſſen urſprünglich im Sinne der heutigen Syſtematik ſcharf geſchiedene, beſondere Arten ſind. Das Suchen nach einem wilden Urhunde, aus welchem ſich alle übrigen herleiten ließen, oder nach wilden Arten, welche ſie durch Kreuzung erzeugten, muß unter allen Umſtänden ergebnißlos bleiben und wird immer nur eine nutzloſe Zeitverſchwendung ſein!"

Soweit Giebel. Sehen wir nun zu, ob die Betrachtung der einzelnen Hunde ſeine Anſicht wahr oder wenigſtens wahrſcheinlich macht.

Bevor wir zu den eigentlichen Haushunden übergehen, können wir uns zunächſt mit denjenigen Arten beſchäftigen, welche von den meiſten Forſchern entweder als Stammhunde oder als die nächſten Verwandten der Haushunde angeſehen worden ſind.

Hier haben wir zuerſt den Kolſun oder Dole (Canis dukhunensis) zu berückſichtigen. Das Thier bewohnt Dekan, die Gebirge Nilagiri, Balaghad, Hyderabad und die öſtlich der Küſte Coromandel gelegenen Waldgegenden; in anderen Theilen des großen Reichs ſcheint es nicht vorzukommen. Auch in Gegenden, welche der Kolſun bevorzugt, iſt er nicht eben eine häufige Erſcheinung, und viele Beſucher Indiens haben ihn als ein fabelhaftes Weſen, als ein Märchen der Eingeborenen angeſehen. Er iſt nämlich ein ſehr ſcheues Thier und hält ſich immer fern von dem Menſchen und ſeinen Wohnungen, dafür jene dunkelen Rohrwaldungen vorziehend, welche uns unter dem Namen von Dſchungeln bekannt ſind, jene Dickichte, welche ſich über Hunderte von Meilen ausdehnen und dem Menſchen nur hier und da den Zutritt geſtatten.

Der Entdecker des Kolſun, Oberſt Sykes, hält ihn geradezu für den Stammvater unſers Haushundes, obgleich ſeine eigne Beſchreibung dieſer Anſicht widerſpricht. Das Thier hat entfernte Aehnlichkeit mit dem Windſpiel, aber keine mit dem Schakal, Fuchs und Wolf. Seine Leibeslänge beträgt gegen drei Fuß und die des Schwanzes acht Zoll; die Höhe am Widerriſt 16 Zoll. Dies ſind ungefähr die Verhältniſſe eines mittelgroßen Windhundes. Seine Färbung iſt ein ſchönes Braunroth, welches auf den Füßen, den Ohren oder der Schnauze und an der Schwanzſpitze dunkler, unten aber bläſſer wird; der ziemlich behaarte Schwanz iſt hängend.

In ſeinen Sitten zeigt der Kolſun viel Eigenthümliches. Er ſchlägt ſich, wie ſeine Sippſchaftsverwandten, in ſtärkere oder ſchwächere Meuten, deren durchſchnittliche Zahl aber doch funfzig bis ſechzig ſein ſoll, jagt abweichend von den anderen Hunden ganz ſtill oder läßt wenigſtens nur in großen Zwiſchenräumen ſeine Stimme ertönen. Dieſe iſt kein Bellen, wie das der Haushunde, ſondern eher ein ängſtliches Wimmern, welches dem Geheul des Haushundes ähnelt. Alle Berichte ſtimmen überein, daß er ein außerordentlich geſchickter Jäger iſt. Williamſon, welcher ihn mehrmals bei der Verfolgung einer Beute beobachtet hat, glaubt, daß kein einziges Thier bei einer langen Jagd dieſem Hunde entkommen könne. Hinſichtlich der Jagd ähnelt er im Ganzen dem Wolf, unterſcheidet ſich von ihm aber durch ſeinen ungewöhnlichen Muth und ſein freundſchaftliches Zuſammenhalten. Sobald die Meute ein Thier aufgeſtöbert hat, jagt ſie ihm mit der größten Ausdauer nach und theilt ſich ſogar, um ihm den Weg nach allen Seiten hin abzuſchneiden. Dann packt es der eine an der Kehle, reißt es nieder und die übrigen ſtürzen nun über den Leichnam her und freſſen ihn in wenig Minuten auf. Mit Ausnahme des Elefanten und des Nashorn ſoll es, wie man ſagt, kaum ein einziges indiſches Thier geben, welches es mit dem Kolſun aufnehmen könne. Der wüthende Eber fällt ihm zum Opfer, trotz ſeines gewaltigen Gewehres, und der ſchnellfüßige Hirſch iſt nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Am beſten iſt noch der Leopard daran, weil die Meute des Kolſun ihm nicht in die Zweige folgen kann, welche er augenblicklich aufſucht, ſowie er ſich angegriffen ſieht; wird ihm aber ſein Zufluchtsort in den Baumkronen abgeſchnitten, ſo iſt auch er ein Kind des Todes, trotz aller Gegenwehr. Man verſichert, daß es der Meute vollkommen gleichgiltig ſei, wenn ihre muthigſten Genoſſen bei einem Angriff auf ein gefährliches Thier, wie es der Tiger oder der Bär iſt, gelichtet würden; es können zehn und mehr unter den Tatzenſchlägen des Tigers verbluten oder an der Bärenbruſt erdrückt werden, die übrigen verlieren den Muth nicht, ſondern ſtürzen ſich immer von neuem mit ſolcher Kühnheit und ſolchem Geſchick auf ihren Gegner, daß ſie ihn zuletzt doch ermüden und dann ſicher noch erwürgen. Dieſen blutigen Kämpfen zwiſchen größeren Raubthieren und dem Kolſun ſchreibt man die Seltenheit des Thieres zu; außerdem würde ſich dieſe Hunderart, ſo glaubt man, in einer Weiſe vermehren, daß es in Indien bald gar keine Jagd mehr geben würde. Den Menſchen ſoll dieſer Wildhund niemals angreifen: er geht ihm vielmehr aus dem Wege, ſolange er kann; wird er aber angegriffen, dann beweiſt er ſeinen Muth auch dem Menſchen gegenüber und iſt kein zu verachtender Gegner.

Eher noch als im Kolſun glaubte man in dem Buanſu oder im Buanſuah den wilden Urhund zu finden und gab ihm deshalb geradezu den Namen Canis primaevus. In ſeiner Geſtalt, ſeinem

Weſen und ſeinen Sitten hat er große Aehnlichkeit mit jenem. Er iſt ebenſo ſcheu und hält ſich gerade ſo zurückgezogen, wie der Kolſun. Die dickſten und unzugänglichſten Wälder und andere Dickichte, mit welchen die ſo reiche Pflanzenwelt den dortigen Boden deckt, zieht er jedem andern Aufenthalt vor.

Der Buanſu jagt ebenfalls in Meuten, unterſcheidet ſich aber bei ſeiner Jagd von dem vorigen hauptſächlich dadurch, daß er ununterbrochen Laute von ſich giebt, während er läuft, und zwar ſtößt er ein ſonderbares Gebrüll aus, welches von der Stimme des Haushundes ganz verſchieden iſt und ebenſowenig etwas gemein hat mit dem langen Geheul der Wölfe, des Schakals oder des Fuchſes. Die Zahl der Mitglieder einer Meute iſt nicht groß, ſondern beträgt höchſtens acht bis zwölf. Nach allen Beobachtungen wird das jagende Thier durch ſeinen vorzüglichen Geruch geleitet; wenigſtens

Der Buanſu oder Buanſuah (Canis primaevus).

folgt es der Naſe entſchieden mehr, als dem Auge. Wie geſagt wird, theilt der Buanſu mit dem Hiänenhund, welchen wir ſpäter kennen lernen werden, die Luſt, gefährliche Raubthiere anzugreifen und zu tödten oder wenigſtens zu vertreiben; aber er liebt auch den Kampf mit Schafen und Ziegen, welcher ihm weniger Anſtrengung koſtet, und iſt deshalb ein höchſt verhaßter Beſucher der Gehöfte und Hürden.

Jung eingefangene Buanſus ſollen ſehr zahm werden. Sie zeigen bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, und wenn dieſer es verſteht, kann er ſie zu trefflichen Jagdgehilfen abrichten. Leider ſcheint der Buanſu blos ſeinem Herrn unterthan ſein zu wollen; er iſt für andere Jäger nicht nur unbrauchbar, ſondern wegen ſeines ſcharfen Gebiſſes ſogar gefährlich.

Digitized by Google

In dieſen beiden Thieren ſehen wir alſo ſchon durchaus wildlebende Hunde vor uns, von welchen man ſchwerlich ſagen kann, daß ſie als Nachkommen von Haushunden betrachtet werden müſſen und deren Ahnen ſich von den Menſchen frei gemacht haben und verwildert ſind; aber wir kennen noch mehr ſolch wilder Hunde. Ob der ſehr bösartige Nippon (Canis javanicus) und der unzähmbare Adjak (Canis rutilans), der Hund von Sumatra (Canis sumatrensis) und andere ähnliche mit einem der genannten vereinigt werden müſſen, laſſe ich dahingeſtellt ſein; ganz entſchieden aber widerſpreche ich Denen, welche glauben, daß alle wilden und unſere Haushunde zu einer und derſelben Art gehören. Ich ſah einen Adjak im Thiergarten von Amſterdam, wohin er von Cheribon gebracht worden war. In mancher Hinſicht ähnelt er freilich dem zahmen Hunde. Er läuft, ſitzt, liegt zuſammengekauert, wie dieſer;

„Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt — Alles Hundebrauch.“ —

Aber der erſte Blick auf ihn genügt, um in ihm ein von unſerm Hunde durchaus verſchiedenes Thier zu erkennen. Allerdings läßt ſich nicht ſo leicht beſchreiben, worin der Unterſchied liegt; allein der

Der Kabern (Canis simensis).

vergleichende Blick eines Naturkundigen, welcher lebende Thiere zu beobachten gewohnt iſt, will mir auch mehr ſagen, als etwaige Maßunterſchiede oder ein kleines Höckerchen zu viel und zu wenig auf einem beliebigen Zahn. Dem Adjak ſchaut der Wolf ſo klar aus dem Geſicht heraus, daß man gar nicht zweifeln kann, weß Geiſtes Kind man vor ſich hat. Kein einziger Haushund hat einen ſolchen Geſichtsausdruck, wie die wilden; ſelbſt der Hund der Eskimos iſt, wenn man ihm ins Geſicht ſchaut, vom Wolf zu unterſcheiden; der Adjak aber ſieht ſo wild aus, wie nur irgend einer ſeiner freilebenden Verwandten.

Der Gefangene in Amſterdam nun wird nur mit Fleiſch gefüttert; andere Stoffe rührt er gar nicht an. Gegen ſeine Wärter zeigt er nicht die geringſte Anhänglichkeit. Er lebt in Feindſchaft mit Menſchen und Thieren. Bei Tage ſchläft er faſt immer, nachts ſoll er ſehr lebendig ſein und oft wie unſinnig im Käfig umherraſen. Mehr habe ich leider nicht erfahren können.

Auch Afrika beſitzt ſeine wilden Hunde, den von Rüppell in Abiſſinien entdeckten Kaberu (Canis simensis) und den vom Senegal bis zum indiſchen Meere verbreiteten Dihb oder Wolfs-

hund (Canis Anthus), auf welchen ich zurückkommen werde. Ersterer wird von den Balgforschern ohne Umstände als ein von dem Haushunde nicht zu unterscheidendes Thier angesehen; ist aber mindestens eine ebenso gute Art, wie der Wolf und der Schakal. Schon Eins dürfte alle Wildhunde von den Haushunden unterscheiden: sie bellen nicht! Man wird schwerlich annehmen können, daß die Haushunde erst in der Gefangenschaft des Menschen das Bellen erlernt haben, und ebensowenig kann man glauben, daß sie es verlernten, nachdem sie wild geworden. Die Vogelkundigen unterscheiden mit vollstem Rechte manche sich täuschend ähnliche Arten nach der Stimme und nach dem Gesang; warum sollte diese Unterscheidung für die Säugethiere nicht zulässig sein? Alle wilden Hunde heulen und lassen nur zuweilen kurze, abgestoßene Töne vernehmen, welche entfernt an ein Bellen erinnern und denen des Fuchses ähneln. In meinen Augen würde diese einzige Eigenthümlichkeit hinreichend sein, sie von den Haushunden zu trennen.

Der Kaberu ist übrigens weiter verbreitet, als man glaubt. Man brachte mir ihn einmal in Kordofahn und zwar ganz im westlichsten Theile des Landes, hart an der Grenze von Dahr-el-Fuhr, woraus hervorgehen dürfte, daß er in einem großen Theile der inneren Länder Afrikas zu finden ist. Rüppell fand ihn in den meisten Gegenden Abissiniens, hauptsächlich aber in der Kulla oder Kolla, d. i. im heißen Tiefland der afrikanischen Schweiz. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in Herdenthieren, zumal in Schafen; er thut deshalb den Eingebornen großen Schaden. Außerdem mag er wohl auch Antilopen jagen und niederreißen und wie die Hiänen und andere wilden oder halbwilden Hunde Aas und Kerbthiere fressen. Dem Menschen wird er nicht gefährlich. Wie die vorige Art, schlägt er sich in Meuten und jagt gesellschaftlich. Die Bewohner Kordofahns kennen ihn unter dem Namen Kelb el Chala oder Hund der Wildniß, Hund der Steppen, und fürchten ihn als argen Feind ihrer Herden noch weit mehr, als den ebenfalls dort fremden Simr oder Hiänenhund. Keinem der scharf und gut beobachtenden Nomaden fällt es ein, in diesem Thiere einen verwilderten Hund zu erblicken; sie halten sich einfach an das Leben und Wesen des Geschöpfes und sind eben frei von aller Schulweisheit.

Die Größe des Kaberu ist die eines starken Schäferhundes. Seine ganze Länge beträgt etwas über vier Fuß, wovon fast ein Fuß auf den Schwanz kommt; am Widerrist wird er 18 bis 19 Zoll hoch; er ist schlank und am Kopfe ganz fuchsartig gebaut, trägt auch einen dicken, buschig behaarten Schwanz. Der Rücken und die Seiten sind braunroth, Brust und Bauch weiß, die Endhälfte des Schwanzes ist schwarz.

Den Dingo oder Warragal (Canis Dingo), den wilden Hund Australiens und das einzige echte Raubthier dieses Erdtheils, welches nicht zu den Beutelthieren gehört, dürfen wir ebensowenig, wie die Vorhergehenden, als verwilderten Haushund betrachten. Das Aussehen, die Farbe und die gesammte Erscheinung des Dingo erinnert an den Fuchs, obgleich jener viel stärker und größer ist, als Meister Reinecke. Seine Färbung ist gemeiniglich ein lichtes Roth, welches hier und da, namentlich auf dem Rücken und an den Seiten, mit schwarzen Haaren zierlich gesprenkelt ist. Sehr selten findet sich eine schwarze Spielart. Wie bei allen wilden Hunden ist die Schnauze lang und spitz, das Ohr kurz, der hängende Schwanz buschig, das Auge klein, schief gestellt und von bösartigem Ausdruck. Der ganze Bau ist stark und kräftig, aber doch nicht unzierlich.

Noch heutigen Tags findet sich der Dingo fast in allen dichteren Wäldern, den mit Buschwerk ausgekleideten Schluchten, in den Hainen der parkähnlichen Steppen und in letzteren selbst. Er reicht über das ganze Festland und ist überall ziemlich häufig. Man hält ihn, und wohl mit Recht, für den schlimmsten Feind, welchen die herdenzüchtenden Ansiedler überhaupt besitzen, und hat, um seinen Räubereien zu steuern, schon mehrmals große Kriegszüge gegen ihn unternommen.

In seiner Lebensweise und in seinem Betragen ähnelt der Dingo mehr unserm Fuchs, als dem Wolfe. Wie dieser, liegt er da, wo es unsicher ist, den ganzen Tag in seinem Schlupfwinkel verborgen und streift dann erst zur Nachtzeit umher, räuberisch fast alle australischen Erdthiere bedrohend. Dem

Fuchs ähnelt er auch darin, daß er nur selten in großen Gesellschaften jagt. Gewöhnlich sieht man Trupps von fünf bis sechs Stück, meistens eine Mutter mit ihren Kindern; doch kommt es auch vor, daß sich bei einem Aase viele Dingos versammeln: manche Ansiedler wollen bei solchen Gelegenheiten schon ihrer achtzig bis hundert vereinigt gesehen haben. Man behauptet, daß die Familien sehr treu zusammenhalten, ein eignes Gebiet haben und niemals in das einer andern Meute eintreten, aber ebensowenig leiden, daß diese ihre Grenzen überschreitet.

Ehe die Ansiedler regelrecht gegen diesen Erzfeind ihrer Herden zu Felde zogen, verloren sie durch ihn erstaunlich viel Schafe. Man versichert, daß in einer einzigen Schäferei binnen drei Monaten nicht weniger als 1200 Stück Schafe und Lämmer von den Dingos geraubt wurden. Größer noch, als die Verluste, welche ein Einfall des Raubthieres unmittelbar zur Folge hat, sind die mittelbaren,

Der Dingo oder Warragal (Canis Dingo).

weil die Schafe beim Erscheinen des Raubthieres wie unsinnig davon rennen, blind in die Steppe hinausjagen und dann entweder anderen Dingos oder dem Durst zum Opfer fallen. Außer den Schafen frißt der „Wildhund" Kängurus aller Art und andere größere und kleinere Buschthiere. Er greift jedes lebende, eingeborene Thier Australiens mit unbeschreiblicher Gier und Wuth an, nur vor den Hunden fürchtet er sich. Die Hirten- und die Jagdhunde und die Dingos leben in ewiger Feindschaft: sie verfolgen sich gegenseitig mit wirklich beispiellosem Haß. Wenn mehrere Haushunde einen Dingo sehen, fallen sie über ihn her und reißen ihn in Stücke; das Umgekehrte ist der Fall, wenn ein verirrter Haushund von Dingos gefunden wird. Doch kommt es vor, daß sich zur Paarungszeit eine Dingohündin zu den Schäferhunden gesellt und mit diesen sich verträgt. „Als ich eines Morgens aus meinem Zelte trat," sagt ein alter Buschmann in seinen „Forschergängen durch den Wald", „sah ich einen weiblichen Dingo mit allen unseren Hunden spielen. Sobald sie mich sah, ging sie davon. Einer unserer Hunde folgte ihr aber und blieb drei Tage lang aus; er kam zurück,

an allen Gliedern zerriſſen, wahrſcheinlich weil er die Eiferſucht der berechtigteren Liebhaber erregt haben mochte.“

Nicht ſelten kreuzt ſich der Dingo mit zahmen Hündinnen. Dieſe bringen dann ein Gewölfe, welches größer und wilder zu ſein pflegt, als alle übrigen Haushunde. Die Dingohündin wirft ſechs bis acht Junge gewöhnlich in einer Höhle oder unter Baumwurzeln. Bei Gefahr ſchafft die Mutter ihre Jungen in Sicherheit. Ein Gewölfe von Dingos wurde einſt in einer Felſenſpalte aufgefunden; da aber die Mutter nicht zugegen war, merkte ſich der Entdecker den Ort, in der Abſicht, bald zurückzukehren, um der ganzen Familie auf einmal den Garaus zu machen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, fand er zu ſeinem großen Aerger die Höhle verlaſſen; die Alte mochte die Spur des fremden Beſuchers gewittert und ſomit den Beſuch unſchädlich gemacht haben.

Vor dem Menſchen nimmt der Dingo regelmäßig Reißaus, wenn dazu noch Zeit iſt. Er zeigt auf der Flucht alle Liſt und Schlauheit des Fuchſes und verſteht es meiſterhaft, jede Gelegenheit zu benutzen; wird er aber von ſeinen Feinden hart verfolgt und glaubt er nicht mehr entrinnen zu können, ſo dreht er ſich mit einer wilden Wuth um und wehrt ſich mit der Raſerei der Verzweiflung; dabei ſucht er aber immer ſobald als möglich davonzukommen.

Von der Zähigkeit ſeines Lebens erzählt Bennett geradezu unglaubliche Dinge. Ein Dingo war von ſeinen Feinden überraſcht und ſo geſchlagen worden, daß man meinte, alle ſeine Knochen müßten zerbrochen ſein; deshalb ließ man ihn auch liegen. Kaum aber hatten ſich die Männer von dem anſcheinend lebloſen Körper entfernt, als ſie zu ihrer Ueberraſchung das Thier ſich erheben, ſchütteln und ſo eilig als möglich nach dem Buſch begeben ſahen. Ein anderer, anſcheinend todter Dingo war ſchon in eine Hütte getragen worden, wo er abgezogen werden ſollte. Der Arbeiter hatte ihm bereits das Fell von der halben Seite des Geſichts abgezogen, da ſprang er plötzlich auf und verſuchte nach dem Mann der Wiſſenſchaft zu beißen.

Gegenwärtig gelten alle Mittel, um den Dingo auszurotten. Jedermanns Hand iſt über ihm. Man ſchießt ihn, fängt ihn in Fallen und vergiftet ihn mit Strychnin. Ein kleines Stück Fleiſch, in welches eine Meſſerſpitze dieſes fürchterlichen Giftes gebracht worden iſt, hängt man an einem Buſch auf, ſo daß es ein paar Fuß über der Erde ſchwebt; dann findet man regelmäßig in nächſter Nähe den armen Schelm, welcher ſeine Freßluſt ſo ſchwer büßen mußte. Mit dem Gewehr erlegt man ihn nur zufällig; er iſt zu ſcheu und liſtig, als daß er öfters vor das Rohr kommen ſollte, und nicht einmal auf Treibjagden kann man ſeiner ſo habhaft werden.

Gewöhnlich hat man den Dingo für unzähmbar gehalten. In der Geſellſchaft der Eingebornen Auſtraliens findet man ab und zu Dingos, welche aber nur in einem halbwilden Zuſtande leben. Ihre Anhänglichkeit an den Menſchen iſt kaum nennenswerth. Der Dingo bleibt bei ihm, weil er ein bequemeres Leben führen kann. Von Treue, Wachſamkeit, Eigenthumsrecht weiß er nicht mehr, als ſein Herr. Doch iſt es zuweilen vorgekommen, daß man Dingos faſt ebenſo zahm gemacht hat, wie die Haushunde es ſind. Ein alter Schäfer ſoll einen Dingo beſeſſen haben, welcher auch viel Liebe und Anhänglichkeit an ihn zeigte. Abrichtungsfähig iſt das Thier nicht, und das iſt ſehr ſchade; denn ſeine vortreffliche Naſe würde ihn den beſten Spürhund übertreffen laſſen.

Alle Dingos, welche man bisher bei uns in der Gefangenſchaft hielt, blieben wild und bösartig, und ihre Wolfsnatur brach bei jeder Gelegenheit durch, ſo daß ſich ihre Wärter beſtändig vor ihnen zu hüten hatten. Auch gegen Thiere, die man zu ihnen brachte, zeigten ſie ſich unfreundlich und unduldſam. Nur mit Mühe vermochte man den Zähnen eines nach England gebrachten Dingo einen friedlichen Eſel zu entreißen, und im Pariſer Thiergarten ſprang einer wüthend gegen die Eiſengitter der Bären, Jaguare und Panther. Ein in England geborener war ſchon in der früheſten Jugend mißmuthig und ſcheu, er verkroch ſich in den dunkelſten Winkel des Zimmers und ſchwieg, wenn Menſchen, gleichviel ob Bekannte oder Fremde, zugegen waren, ſtieß aber, allein gelaſſen, ein ſchwermüthiges Geheul aus. Den ihn pflegenden Wärter lernte er kennen, zeigte ſich aber niemals gegen denſelben hündiſch ſchwanzwedelnd oder freundlich. Gegen Fremde war er mürriſch und ſcheu, und

oft und gern biß er ſo recht heimtückiſch nach Vorübergehenden. Nach jedem Angriff zog er ſich in einen Winkel ſeines Käfigs zurück und blickte von hier aus mit boshaft funkelnden Augen ſein Opfer an. Bei guter Laune gab er Proben von ſeiner Behendigkeit und Kraft. Gegen Haushunde war er ſtets äußerſt unliebenswürdig, und niemals zeigte er die geringſte Luſt, mit ihnen in ein zärtliches Verhältniß zu treten.

Verlaſſen wir die Oſthälfte der Erde, um auch in Amerika nach den wilden Hunden uns umzuſehen, ſo finden wir, daß hier die Sage von den verwilderten Haushunden ſcheinbar nur neue Glaubwürdigkeit erhält. Die Pampas von Buenos Ayres beherbergen ſtarke Trupps von Hunden, welche mit gezähmten hinſichtlich ihres Leibesbaues die größte Aehnlichkeit haben, ſich aber doch als durchaus verſchiedene Thiere bekunden. Sie graben ſich weite Höhlen in die Erde, theils um ihre Jungen darin aufzuziehen, theils zu ihrem eignen Schutz gegen Kälte und Regen; ſie leben ganz ſelbſtſtändig von der Jagd und erbeuten Kaninchen, Rehe und Hirſche, beſonders aber Kälber und Füllen der halbwilden und zahmen Herden. Entweder jagen ſie allein oder in Meuten. Den Menſchen greifen ſie nicht an, ſie fliehen ihn ängſtlich. Jung eingefangene laſſen ſich leicht zähmen und unterſcheiden ſich dann, wie Rengger ſagt, von den eigentlichen Haushunden nur durch ihren ſchärfern Sinn und größern Muth. Der genannte Naturforſcher hält ſie für verwilderte Abkömmlinge der von den erſten Anſiedlern zufällig zurückgelaſſenen europäiſchen Hunde. Aber wäre Dies auch wirklich wahr, ſo würde man ſich immer noch nicht erklären können, wie die Stammeltern derjenigen Hunde nach Amerika gekommen ſein ſollten, welche die Spanier im Beſitz der Urbevölkerung fanden, als ſie zum erſten Male in Amerika landeten. Gewiſſe Raſſen dieſer indianiſchen Hunde haben ſich heute noch erhalten und leben mit den Rothhäuten, deren Haß gegen die Europäer ſie theilen. Alle dieſe Hunde laſſen ſich mit keiner der in Europa vorkommenden Raſſen vereinigen und geben der Annahme Grund, daß ſie urſprünglich beſonderen Arten angehört haben.

Verwilderte Hunde kennt man meines Wiſſens nur in der alten Welt, zumal im Morgenlande. Sie leben aber immer noch in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe von dem Menſchen und kennzeichnen ſich ſofort als Das, was ſie wirklich ſind.

Schon im Süden Europas leben die Hunde auf ganz anderm Fuße, als bei uns zu Lande. In der Türkei und in Griechenland umlagern Maſſen von herrenloſen Hunden die Städte und Dörfer, kommen wohl auch bis in das Innere der Straßen herein, betreten aber niemals einen Hof und würden auch von den Haushunden ſofort vertrieben werden. Sie nähren ſich hauptſächlich von Aas oder jagen bei Gelegenheit wohl auch auf eigne Fauſt kleinere Thiere, namentlich Mäuſe und dergleichen. Auch die Hunde der ſüdſpaniſchen Bauern werden nur ſehr wenig zu Hauſe gefüttert; ſie ſtreifen zur Nachtzeit weit und breit umher und ſuchen ſich ſelbſt ihre Nahrung. Auf den Canaren iſt es nach Bolle noch neuerdings vorgekommen, daß einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafherden bedeutenden Schaden anrichteten. So ſelbſtſtändig werden jene verwilderten Hunde des Morgenlandes nicht; aber ſie müſſen durchaus für ſich ſelbſt ſorgen und werden von keinem Menſchen irgendwie unterſtützt. Ich habe dieſe Thiere vielfach in Egypten beobachtet und will in möglichſter Kürze mittheilen, was mir von ihrem Leben beſonders merkwürdig erſcheint.

Alle egyptiſchen Städte ſtehen zum Theil auf den Trümmern der alten Ortſchaften, alſo gewiſſermaßen auf Schutthaufen. Wahre Berge von Schutt umgeben auch die meiſten und die größeren, wie Alexandrien oder Kairo, in ſehr bedeutender Ausdehnung. Dieſe Berge nun ſind es, welche den verwilderten Hunden hauptſächlich zum Aufenthalt dienen. Die Thiere ſelbſt gehören einer einzigen Raſſe an. Sie kommen in der Größe mit einem Schäferhunde überein, ſind von plumper Geſtalt und haben einen widerwärtigen Geſichtsausdruck; die Ruthe iſt lang und ziemlich buſchig, wird auch in den meiſten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, ſtruppigen Pelzes iſt ein ſchmutziges, röthliches Braun, welches mehr oder weniger in das Graue oder in das Gelbe

ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten.

Sie leben in vollkommenster Selbstständigkeit an den genannten Orten, bringen dort den größten Theil des Tages schlafend zu und streifen bei Nacht umher. Jeder besitzt seine Löcher, und zwar sind diese mit eigenthümlicher Vorsorge angelegt. Jedenfalls hat jeder einzelne Hund zwei Löcher, von denen eins nach Morgen, das andere nach Abend liegt; streichen die Berge aber so, daß sie dem Nordwind auf beiden Seiten ausgesetzt sind, so graben sich die Thiere auch noch auf der andern Seite ein besonderes Loch, welches sie jedoch blos dann bewohnen, wenn ihnen der kalte Wind in ihrem Morgen- oder Abendloche lästig wird. Morgens findet man sie regelmäßig bis gegen 10 Uhr in dem nach Osten hin gelegenen Loche; sie erwarten dort nach der Kühle des Morgens die ersten Strahlen der Sonne, um sich wieder zu erwärmen. Nach und nach aber werden diese Strahlen ihnen zu heiß, und deshalb suchen sie jetzt Schatten auf. Einer nach dem andern erhebt sich also, klettert über den Berg weg und schleicht sich nach dem auf der Westseite gelegenen Loche, in welchem er seinen Schlaf fortsetzt. Fallen nun die Sonnenstrahlen nachmittags auch in diese Höhlung, so geht der Hund wieder zurück nach dem ersten Loche, und dort bleibt er bis zum Sonnenuntergang liegen.

Um diese Zeit wird es in den Bergen lebendig. Es bilden sich größere und kleinere Gruppen, ja selbst Meuten. Man hört Gebell, Geheul, Gezänk, je nachdem die Thiere gestimmt sind. Ein größeres Aas versammelt sie immer in zahlreicher Menge, und ein todter Esel oder ein verendetes Maulthier wird von der hungrigen Meute in einer einzigen Nacht bis auf die größten Knochen verzehrt. Sind sie sehr hungrig, so kommen sie auch bei Tage zum Aase, namentlich wenn dort ihre unangenehmsten Gegner, die Geier, sich einfinden sollten, deren Beeinträchtigung in der Nahrung sie fürchten. Sie sind im höchsten Grade brodneidisch und bestehen deshalb mit allen unberufenen Gästen heftige Kämpfe. Die Geier aber lassen sich so leicht nicht vertreiben und leisten ihnen unter allen Aasfressern den entschiedensten und muthigsten Widerstand, deshalb haben sie auch von ihnen das Meiste zu leiden. Aas bleibt unter allen Umständen der Haupttheil ihrer Nahrung; doch sieht man sie auch katzenartig vor den Löchern der Rennmäuse lauern und schakal- oder fuchsartig auch diesen oder jenen Vogel beschleichen. Wenn ihre Aastafel einmal nicht gespickt ist, machen sie große Wanderungen und kommen dann auch in das Innere der Städte herein und streifen in den Straßen umher. Dort sind sie, weil sie allen Unrath wegfressen, geduldete, wenn auch nicht gern gesehene Gäste, und gegenwärtig kommt es wohl nur sehr selten vor, daß einzelne gläubige Mahammedaner sie, wie vormals, in ihren Vermächtnissen bedenken und für ihre Erhaltung gewissermaßen Sorge tragen.

Die Paarungszeit fällt in dieselben Monate, wie bei den übrigen Hunden, einmal in das Frühjahr, das andere Mal in den Herbst. Die Hündin wölft in eines ihrer Löcher, gräbt es aber etwas tiefer aus und bildet daraus einen förmlichen Bau, in welchem man das ganze Gewölfe nach einiger Zeit lustig mit der Alten spielen sieht. Nicht selten kommt es vor, daß eine solche Hündin, wenn die Wölfzeit kommt, sich in das Innere der Städte begiebt und sich dort, mitten in der Straße oder wenigstens in einem nur einigermaßen geschützten Winkel derselben, eine Grube gräbt, in welcher sie dann ihre Nachkommenschaft zur Welt bringt. Es scheint fast, als ob sie wisse, daß sie auf die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der mahammedanischen Bevölkerung zählen dürfe, und wirklich ist es auch rührend, zu sehen, wie sich die gastfreien Leute einer solchen Hundewöchnerin annehmen. Ich habe mehr als einmal beobachtet, daß vornehme Türken oder Araber, welche durch solche Straßen ritten, in denen Hündinnen mit ihren Jungen lagen, sorgfältig mit ihrem Pferde auf die Seite lenkten, damit dieses ja nicht die junge Brut beschädige. Wohl selten geht ein Egypter vorüber, ohne der Hundemutter einen Bissen Brod, gekochte Bohnen, einen alten Knochen und dergleichen zuzuwerfen. Die Mahammedaner halten es überhaupt für eine Sünde, ein Thier unnöthiger Weise zu tödten oder zu beleidigen. Aber die Barmherzigkeit geht zuweilen auch zuweit. Man findet nämlich oft räudige und kranke Hunde im größten Elend auf der Straße liegen, ohne daß eine mitleidige Hand sich fände, ihrem traurigen Dasein ein Ende zu machen. So sah ich in einer Stadt Oberegyptens einen Hund

in der Straße liegen und sich herumquälen, welchem durch einen unglücklichen Zufall beide Hinterbeine derart zerschmettert waren, daß er sie gar nicht mehr gebrauchen konnte und sie, wenn er sich mit den Vorderbeinen mühsam weiterbewegte, hintennach schleifen mußte. Ganz unzweifelhaft hatten alle Bewohner des Ortes dieses unglückliche, erbärmliche Thier schon Monate lang täglich gesehen, Niemandem aber war es eingefallen, ihm einen Gnadenstoß zu geben. Ich zog eine Pistole und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, mußte mich aber ordentlich gegen die Leute vertheidigen wegen meiner That.

Fängt man sich junge Hunde und hält sie lange Zeit in der Gefangenschaft, so werden sie vollständig zu Haushunden und sind dann als wachsame und treue Thiere sehr geschätzt. Bei weitem der größte Theil der jungen Straßenhunde aber findet keinen Herrn und begiebt sich, nachdem er halberwachsen ist, mit der Alten ins Freie und lebt dort genau in derselben Weise, wie seine Vorfahren.

Innerhalb ihrer eigentlichen Wohnkreise sind die verwilderten Hunde ziemlich scheu und vorsichtig, und namentlich vor dem fremdartig Gekleideten weichen sie jederzeit aus, sobald sich dieser ihnen nähert. Beleidigt man einen, so erhebt sich ein wahrer Aufruhr. Aus jedem Loche schaut ein Kopf heraus, und nach wenigen Minuten sind die Gipfel der Hügel mit Hunden bedeckt, welche ein ununterbrochenes Gebell ausstoßen. Ich habe mehrmals auf solche Hunde förmlich Jagd gemacht, theils um sie zu beobachten, theils um ihr Fleisch zu verwenden d. h. um es entweder als Köder für die Geier auszuwerfen, oder um es meinen gefangenen Geiern und Hiänen zu verfüttern. Bei diesen Jagden habe ich mich von dem Zusammenleben und Zusammenhalten der Thiere hinreichend überzeugen können und dabei auch unter andern die Beobachtung gemacht, daß sie mich schon nach kurzer Zeit vollständig kennen und fürchten gelernt hatten. In Charthum z. B. war es mir zuletzt unmöglich, solche herrenlose Hunde mit der Büchse zu erlegen, weil sie mich nicht mehr auf 400 Schritt an sich herankommen ließen. Sie sind überhaupt dem Fremden sehr abhold und kläffen ihn an, sobald er sich zeigt, aber sie ziehen sich augenblicklich zurück, wenn man sich umwendet. Gleichwohl kommt nicht selten eine starke Anzahl auf Einen los, und dann ist es jedenfalls gut, dem naseweisesten Gesellen eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Mit den Mahammedanern oder morgenländisch gekleideten Leuten leben sie in guter Freundschaft; sie fürchten dieselben nicht im Geringsten und kommen oft so nahe an sie heran, als ob sie gezähmt wären; mit den Haushunden dagegen liegen sie beständig in Streit, und wenn ein einzelner Hund aus der Stadt in ihr Gebiet kommt, wird er gewöhnlich so gebissen, daß er sich nicht mehr rühren kann. Auch die Hunde eines Berges verkehren nicht friedlich mit denen eines andern, sondern gerathen augenblicklich mit allen in Streit, welche nicht unter ihnen groß geworden und sich sozusagen mit ihnen zusammengebissen haben.

Manchmal vermehren sich die verwilderten Hunde in das Unglaubliche, und dann werden sie zur wirklichen Landplage. Mahammed Aali ließ einmal, um dieser Pest zu steuern, ein Schiff förmlich mit Hunden befrachten und diese dann auf hoher See über Bord werfen, um sie sicher zu ertränken. Zum größten Glück sind sie der Wasserscheu nur äußerst selten ausgesetzt, ja man kennt wirklich kaum Beispiele, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden wäre. Die verwilderten Hunde gelten den Mahammedanern, wie alle Thiere, welche Aas fressen, für unrein in Glaubenssachen, und es ist deshalb dem Gläubigen verwehrt, sich näher mit ihnen zu befassen. Wird ein solches Thier aber gezähmt, so ändert sich die Sache, dann gilt blos seine beständig feuchte Nase noch für unrein.

In Konstantinopel soll das Verhältniß des Menschen zu den Hunden ein ganz ähnliches sein. „Unzertrennlich von den Gassen der Hauptstadt," sagt Hackländer, „ist der Gedanke an ihre beständigen Bewohner, die herrenlosen Hunde, welche man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren."

„Dieſe Thiere ſind von einer ganz eignen Raſſe; ſie kommen in der äußern Geſtalt wohl am meiſten unſeren Schäferhunden nahe, doch haben ſie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von ſchmuziggelber Farbe. Wenn ſie faul und träge umherſchleichen oder in der Sonne liegen, muß man geſtehen, daß kein Thier frecher, ich möchte ſagen pöbelhafter ausſieht. Alle Gaſſen, alle Plätze ſind mit ihnen bedeckt; ſie ſtehen entweder an den Häuſern gereiht und warten auf einen Biſſen, der ihnen zufällig zugeworfen wird, oder ſie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der ſich äußerſt in Acht nimmt, einem lebenden Geſchöpfe Etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie geſehen, daß ein Muſelmann eins dieſer Thiere getreten oder geſchlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus ſeinem Laden die Ueberreſte ſeiner Mahlzeit zu. Nur die türkiſchen Kaikſchi und die Matroſen der Marine haben nicht dieſe Zartheit, weshalb mancher Hund im goldnen Horn ſein Leben endet.“

„Jede Gaſſe hat ihre eignen Hunde, die ſie nicht verlaſſen, wie in unſeren großen Städten die Bettler ihre gewiſſen Standorte haben, und Wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu beſuchen. Oft habe ich geſehen, wie über einen ſolchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er ſich nicht durch ſchleunige Flucht zu retten, förmlich zerriſſen. Ich möchte ſie mit den Straßenjungen in geſitteten Ländern vergleichen; wie dieſe, wiſſen ſie ganz gut den Fremden vom Einheimiſchen zu unterſcheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, ſo folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erſt wieder, wenn wir in eine andere Gaſſe traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.“

„So ruhig bei Tage dieſe Ablöſung vor ſich geht, ſo gefährlich werden die Hunde zuweilen dem einzelnen Franken, der ſich bei der Nacht in den Gaſſen Stambuls verirrt, beſonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein ſolcher, den die Beſtien förmlich anfielen, nur durch Muſelmänner gerettet wurde, die ſein Hilferuf herbeizog; und obgleich wir ſtets in ziemlicher Geſellſchaft und abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unſeren guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig dreinſchlugen, daß wir nicht mit zerriſſenen Kleidern heimkamen.“

„Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tauſend dieſer Hunde auf einen bei den Prinzeninſeln liegenden kahlen Fels bringen, wo ſie einander auffraßen. Dieſe Verminderung hat aber Nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieſer Geſchöpfe iſt großartig; faſt bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo ſie ſelbſtſtändig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gaſſen Konſtantinopels unangenehm und unſicher zu machen.“

Auch bei den nogayiſchen Tartaren am aſowſchen Meer iſt es nach Schlatter's Bericht nicht viel anders. „Der Hund genießt dort nicht ſoviel Werthſchätzung, wie die Katze, welche das Recht hat, im Hauſe zu wohnen, an Allem herumzunaſchen, aus einer Schüſſel mit den Kindern und Erwachſenen zu eſſen und wohl auch auf einer Matratze mit dem Menſchen zu ſchlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tartar läßt es ihr, als dem Liebling des großen Profeten Mahammed, an Nichts fehlen. Der Hund hingegen darf ſich nicht im Hauſe blicken laſſen.“

„Der nogayiſche Hund iſt von mittler Größe, gewöhnlich ſehr mager, mit ſtruppigen, langen Haaren von dunkler Farbe. In den Dörfern findet man von ihnen eine übergroße und läſtige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht wird. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geſchlachtet wird, oder wenn es Aas giebt, ſatt zu freſſen, müſſen dann aber oft wieder lange hungern. Sehr häufig ſieht man ſie Menſchenkoth freſſen; ſie werden ſogar herbeigerufen, um den Boden davon zu ſäubern. Treibt Hunger den Hund in das Haus hinein, ſo wird er mit Stockſchlägen hinausgetrieben. Nicht nur den Fremden, ſondern ſelbſt den Tartaren ſind dieſe grimmigen Thiere eine harte Plage, indem Alles unterſchiedslos angegriffen wird. In fremder Tracht iſt es kaum möglich, ohne Begleitung von Tartaren durchzukommen, ſelbſt zu Pferde hat man noch Mühe. Am beſten iſt es, recht langſam zu reiten; der Fußgänger muß jedenfalls langſam gehen und den langen Stock, der ihm unentbehrlich iſt, nach hinten halten, weil die Hunde gewöhnlich hinten anpacken, dann aber

nur in den Stock beißen; auch thut man wohl, wenn man ihnen etwas Speise zuwirft, womit sie sich beschäftigen, bis man ein Haus erreicht hat. Schlägt man mit dem Stocke drein, so kommen auf das jammernde Geheul des getroffenen Hundes alle Hunde des Dorfes zusammen, und die Sache wird ernster, als zuvor. Dasselbe ist der Fall, wenn man schnellen Gang einschlägt oder wenn man durch Laufen sich zu retten sucht. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß Personen niedergeworfen und sehr schwer verwundet wurden. Den Knall des Schießgewehres fürchten diese Hunde am meisten; sie sind daran nicht gewöhnt und werden wie betäubt davon. Hat man nichts Derartiges bei sich und will Nichts mehr helfen, so ist das Beste, wenn man sich noch zur Zeit ruhig niedersetzt. Dies hilft gewöhnlich. Es macht die Hunde stutzen; sich verwundernd stellen sie sich in einen Kreis herum, ohne anzupacken und gehen am Ende auseinander. Zur Bewachung der Herden werden sie nicht benutzt; kommen welche auf die Steppe, so fallen sie die Viehherden, denen sie im Dorfe kein Leid thun, wüthend an, schleppen die Kälber an der Gurgel herum, erwürgen Schafe und fressen ihnen die Fettschwänze ab."

Von den Hunden des südlichen Rußland erzählt Kohl. „Im Winter," sagt er, „ziehen sich die Hunde scharenweise nach den Städten, stören im weggeworfenen Unrath und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verstopfen kann. Die Hunde sind eine wahre Landplage, sie sind Allen zur Last und fressen selbst den Gärtnern Obst und Trauben weg."

Man sollte wohl glauben, daß diese Hunde, welche sich eigentlich blos, um sich bequemer nähren zu können, an den Menschen anschließen, in günstigen Gegenden leicht vollkommen verwildern und dann denjenigen Arten durchaus gleich werden könnten, welche wir als wirklich wild, viele Naturforscher aber blos als verwilderte ansehen. Ebenso gut als Egypten Nahrung bietet für Hiänen, Schakal und Fuchs, oder die Tartarei und Rußland für Wolf, Schakal, Fuchs und Korsack, ebenso gut würden sich diese Hunde, wenn sie sich ganz von der Herrschaft des Menschen befreien wollten, selbstständig machen und ernähren können. Allein gerade da, wo die Hunde in diesem halbwilden Zustande leben, findet man niemals Meuten, welche in der Weise des Dingo, Buansuah oder des Perro cimarron der amerikanischen Steppen jagen, und somit würden gerade sie nur dazu dienen, uns einen Zweifel mehr über die Arteinheit der genannten wilden und unserer Haushunde wachzurufen.

Jene verwilderten Hunde des Südens nun mögen uns zu den eigentlichen Haushunden selbst führen. Die Beschreibung ihres Wesens und Lebens mag die unübertreffliche Kennzeichnung des Thieres eröffnen, welche der Altvater der Thierkunde, Linné, in seiner eigenthümlich kurzen und schlagenden Weise geschrieben und uns hinterlassen hat. Ich habe mich bemüht, dieselbe so treu als möglich im Deutschen wiederzugeben, obgleich Dies keine leichte Sache ist. Manche Stellen lassen sich gar nicht übersetzen; das Uebrige lautet etwa also: „Frißt Fleisch, Aas, mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras; leckt auf einen Stein: Griechisch Weiß, äußerst beizend. Trinkt leckend; wässert seitlich, in guter Gesellschaft oft hundertmal, beriecht des nächsten After; Nase feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quer; geht auf den Zehen, schwitzt sehr wenig, in der Hitze läßt er die Zunge hängen; vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte; hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt. Die Hündin ist grausam gegen eifersüchtige Freier; in der Laufzeit treibt sie es mit vielen; sie beißt dieselben; in der Begattung innig verbunden; trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über Alles; Hausgenosse des Menschen; wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen; geht Jener, läuft er voraus, am Kreuzweg sieht er sich um; gelehrig, erforscht er Verlornes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renthiere zusammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Thieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naschen, zieht in

Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische; hat er gestohlen, zieht er ängstlich den Schwanz ein; frißt gierig. Zu Hause Herr unter den Seinigen; Feind der Bettler; greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Musik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat seine Noth mit dem Bandwurm; Verbreitung der Tollwuth. Zuletzt wird er blind und benagt sich selbst. Der amerikanische vergißt das Bellen. Die Mahammedaner verabscheuen ihn; Opfer der Zergliederer für Blutumlauf ꝛc."

Wir haben diese ausgezeichnete Beschreibung blos weiter auszuführen. Alle Haushunde kommen in der Lebensweise und in ihren Sitten so ziemlich überein, solange nicht die Beeinflussung, welche sie von den Sitten und Gewohnheiten des Menschen nothwendig mit erdulden müssen, ihnen eine andere Lebensweise vorschreibt.

Die Hunde sind mehr Tag- als Nachtthiere, obwohl sie für beide Zeiten gleich günstig ausgerüstet sind und auch ebensowohl bei Tage als bei Nacht munter und lebendig sein können. Sie jagen, wenn sie es dürfen, bei hellem Tage wie auch bei Nacht und vereinigen sich dazu gern in größeren Gesellschaften. Geselligkeit ist überhaupt ein Grundzug ihres geistigen Wesens und hat auf ihre Sitten den entschiedensten Einfluß. Sie fressen Alles, was der Mensch ißt, thierische Nahrung ebensowohl als pflanzliche, und im rohen Zustand nicht minder als zubereitet. Vor Allem aber lieben sie Fleisch, und zwar etwas fauliges mehr noch, als das frische. Wenn sie es haben können, verzehren sie Aas mit wahrer Leidenschaft, und selbst die wohlerzogensten und bestgehaltenen Hunde fressen oft gierig die schmuzigsten Auswurfsstoffe des menschlichen Leibes. Einzelne Arten ziehen Fleisch aller übrigen Nahrung vor, andere achten es weniger hoch. Von gekochten Speisen sind ihnen mehlige, besonders süße, die willkommensten, und auch wenn sie Früchte fressen, ziehen sie die zuckerhaltigen den säuerlichen besonders vor. Knochen, gute Fleischbrühe, Brod, Gemüse und Milch sind die eigensten Nahrungsstoffe eines Hundes; Fett und zuviel Salz sind ihm schädlich. Auch mit Brod allein kann man ihn füttern und gesund erhalten, wenn man ihm nur immer seine Nahrung zu bestimmten Zeiten reicht. Keine Speise darf ihm heiß gegeben werden; sie muß immer lau sein und ihm nur aus Geschirren gereicht werden, welche man beständig rein hält. Wenn ein alter Hund sich täglich einmal recht sattfressen kann, hat er vollkommen genug Nahrung erhalten; besser jedoch ist es, wenn man ihn zweimal füttert: und giebt man ihm abends soviel, daß er genügend gesättigt ist, so hütet er eifriger und sicherer den ihm anvertrauten Posten, als ein hungriger, welcher leicht bestochen werden kann. Wasser trinken alle Hunde viel und oft; sie schlappen es schöpfend mit der Zunge ein, indem sie dieselbe löffelförmig krümmen und die Spitze etwas nach vorn biegen. Das Wasser ist allen zur Erhaltung ihrer Gesundheit unbedingt nothwendig.

In gewissen Gegenden haben die Hunde natürlich ihre eigene Nahrung. So fressen sie, wie bemerkt, auf Kamtschatka und auch im größten Theile Norwegens blos Fische, hingegen gewöhnen sie sich da, wo viel Trauben gezogen werden, leicht an solche Kost und thun dann großen Schaden. Bei Bordeaux haben, wie Lenz angiebt, die Winzer das Recht, jeden Hund, der sich ohne Maulkorb in den Weinbergen sehen läßt, auf eine beliebige Art vom Leben zum Tode zu bringen. Man sieht daher dort viele Hundegalgen, an welche die Verbrecher aufgehängt werden. Auch in den ungarischen Weinbergen sollen die Haushunde viel Schaden anrichten, weil dort die Trauben fast ganz bis auf die Erde herabhängen.

Wenn die Hunde überflüssige Nahrung besitzen, verscharren sie dieselbe, indem sie ein Loch in den Boden graben und dieses dann mit Erde zudecken. Bei Gelegenheit kehren sie dann zurück und graben sich den verborgenen Schatz wieder aus, aber es kommt auch vor, daß sie derartige Orte vergessen. Um Knochensplitter aus dem Magen zu entfernen, fressen sie gern Gras, namentlich solches von Quecken, und als Abführmittel gebrauchen sie Stachelkräuter.

Der Hund kann vortrefflich laufen und schwimmen, ja auch bis zu einem gewissen Grade klettern, aber nicht leicht, ohne Schwindel zu bekommen, an steilen Abgründen hingehen. Sein Gang geschieht

in einer eigenthümlichen ſchiefen Richtung, wie Jeder, der ihn genau beobachtet, bemerken kann. Bei eiligem Laufe iſt er im Stande, große Sprünge zu machen, nicht aber auch jähe Wendungen, Kreuz- und Querbewegungen auszuführen. Das Schwimmen verſteht jeder Hund von Hauſe aus, obwohl einige Arten weit beſſer, als andere. Einige lieben das Waſſer außerordentlich; verwöhnte Hunde ſcheuen es in hohem Grade. Das Klettern habe ich von den Hunden hauptſächlich in Afrika beobachtet. Hier erklimmen ſie mit großer Gewandtheit Mauern und die wenig geneigten Hausdächer, und laufen mit unfehlbarer Sicherheit wie Katzen auf den ſchmalſten Abſätzen hin. — In der Ruhe ſitzt der Hund entweder auf den Hinterbeinen oder legt ſich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Hinterfüße auswärts-legt, die Vorderfüße vorwärtsſtreckt und zwiſchen ſie ſeinen Kopf legt; ſelten ſtreckt er die Hinterbeine dabei auch nach rückwärts aus. Große, ſchwere Hunde legen ſich im Sommer gern in den Schatten und zuweilen auf den Rücken. Bei Kühle ziehen ſie die Füße an ſich und ſtecken die Schnauze zwiſchen die Hinterbeine. Die Wärme lieben alle und ebenſo eine weiche Unterlage; dagegen vertragen ſie nur äußerſt ſelten eine Decke, welche ſie birgt, und die Naſe wenigſtens muß ſtets unter einer ſolchen hervorſchauen. Ehe ſich der Hund niederlegt, geht er einige Male im Kreis umher und ſcharrt ſein Lager auf, oder verſucht Dies wenigſtens zu thun. Das Scharren macht ihm Vergnügen; er kratzt oft mit den Vorder- oder Hinterbeinen gleichſam zu ſeiner Unterhaltung.

Alle Hunde ſchlafen gern und viel, aber in Abſätzen, und ihr Schlaf iſt ſehr leiſe und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welche ſie durch Wedeln mit dem Schwanze, durch Zuckungen, Knurren und leiſes Bellen kundgeben. Reinlichkeit lieben ſie über Alles, und der Ort, wo ſie gehalten werden und namentlich, wo ſie ſchlafen ſollen, muß immer rein ſein. Ihren Unrath ſetzen ſie gern auf kahlen Plätzen, beſonders auf Steinen ab und decken ihn zuweilen mit Miſt oder Erde zu, welche ſie mit den Hinterfüßen nach rückwärts werfen. Selten gehen die männlichen Hunde an einem Haufen, Stein, Pfahl oder Strauch vorüber, ohne ſich hierbei ihres Harns zu entledigen, und zwar thun ſie Dies, wenn ſie über neun Monate alt geworden ſind, nach Linné'ſcher Angabe. Dagegen ſchwitzen ſie wenig am Körper, ſelbſt beim ſtärkſten und anhaltendſten Laufe; ihr Schweiß ſondert ſich auf der Zunge ab, welche ſie, wenn ſie erhitzt ſind, keuchend aus dem Munde ſtrecken.

Die Sinne des Hundes ſind ſcharf, aber bei den verſchiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Geſicht ſcheinen obenanzuſtehen, und zwar zeichnen ſich die einen durch beſſeres Gehör, die anderen durch beſſeren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geſchmack iſt ihnen nicht abzuſprechen, obwohl ſich derſelbe in eigenthümlicher Weiſe äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu ſehr anregen, ſind ihnen verhaßt. Am unempfindlichſten ſind ſie noch gegen das Licht; ſehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder ſcharfe Gerüche. Glockengeläute und Muſik bewegt ſie zum Heulen; kölniſches Waſſer, Salmiakgeiſt, Aether und dergleichen ruft wahres Entſetzen bei ihnen hervor, wenn man ſolche Dinge ihnen unter die Naſe hält. Der Geruch iſt bei manchen in wunderbarer Weiſe entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können. Wie wichtig der Geruchſinn für das Leben der Hunde iſt, geht ſchlagend aus Unterſuchungen hervor, welche Biffi und nach ihm Schiff anſtellten. Sie zerſchnitten ſäugenden Hunden den Riechnerven (Tractus olfactorius) und den Riechkolben (Bulbus olfactorius). Nachdem Dies geſchehen war, krochen die Hündchen ſcheinbar geſund im Lager umher; aber ſie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb gar nichts Anderes übrig, als ſie mittelſt einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugverſuche an einem erwärmten Schafspelz, und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erſt durch Berührung. Als ſie zu laufen begannen, verirrten ſie ſich oft und fanden das Lager nicht wieder. Fleiſch und Brod in der Milch ließen ſie liegen, zogen ſpäter das Fleiſch dem Brod nicht vor, merkten das Futter nur durch das Geſicht und ließen ſich deshalb leicht täuſchen in der allerſonderbarſten Weiſe. Die Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenſtandes leitete ſie dabei oft gänzlich falſch. Sie ließen trocknes Fleiſch liegen, leckten aber den eigenen Harn und den eigenen Koth auf. Schweflige Säure und andere ſtarke Gerüche beachteten ſie gar nicht; Ammoniak und Aether bewirkten nach längerer Zeit Nieſen, aber erſt viel ſpäter, als bei

anderen Hunden. Als ſie größer wurden, zeigten ſie nicht die geringſte Anhänglichkeit an den Menſchen.

Ueber das geiſtige Weſen der Hunde laſſen ſich Bücher ſchreiben; es dürfte alſo ſehr ſchwer ſein, daſſelbe mit kurzen Worten zu ſchildern. Die beſte Beſchreibung der Hundeſeele hat Scheitlin gegeben, und ich will deshalb aus dieſer Bruchſtücke hier folgen laſſen:

„So groß die leibliche Verſchiedenheit der Hunde iſt, die geiſtige iſt noch viel größer; denn die einen Hundearten ſind völlig ungelehrig, die anderen lernen alles Mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die anderen ſchnell ganz zähmen, und was die einen haſſen, das lieben andere. Der Pudel geht von ſelbſt ins Waſſer, der Spitz will immer zu Hauſe bleiben. Die Dogge läßt ſich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine ſolche feine Spürnaſe; nur der Bärenhund beißt den Bären zwiſchen die Hinterbeine; nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein paar Beine zu mangeln ſcheinen, iſt ſo niedrig gebaut und ſo krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, und thut Dies mit derſelben Wolluſt, mit welcher der Fleiſcherhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt.“

„Der Hund von Neufundland iſt es, der den Wolf nicht fürchtet, daher vortrefflich zur Herdenbewachung dient und meiſterhaft gräbt, ſchwimmt, taucht und Menſchen herausholt. Auch der Fleiſcherhund mißt ſich mit dem Wolfe, iſt ein guter Herdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, iſt verſtändig und dem Herrn treu zugethan, geht aber nicht ins Waſſer, wenn er nicht muß. Man benutzt und mißbraucht ihn zur Hetze, wodurch er ganz nach pſychologiſcher Ordnung immer ſchärfer und beſonders gegen Kälber, die, weil ſie nicht ausſchlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Beſtie wird. Sein Blutdurſt iſt äußerſt widrig, und ſeine Wuth, zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreſte herumzuzerren und zu freſſen, gehört zu ſeinen ſchlechteſten Eigenſchaften. Dem Windhunde wird beinahe aller Verſtand, Erziehungsfähigkeit und Treue an ſeinem Herrn ab-, dafür kindiſche Neigung, von Unbekannten ſich ſchmeicheln zu laſſen, zugeſprochen; doch kann man ihn zur Jagd auf Haſen ꝛc. abrichten. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf Das, wozu ſie von Natur taugen. Denn der Hund und jedes andere Thier muß durch irgend Etwas von ſich aus kund thun, wozu es Luſt hat, ehe man es abrichten will. Zum bloſen Vergnügen, ſich im Arme ſanft tragen zu laſſen, mit der Dame auf dem Sopha zu ſchlafen, am warmen Buſen zu liegen, Ungünſtlinge anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glaſe zu trinken, von einem Teller zu ſpeiſen und ſich küſſen zu laſſen, dazu wird das Bologneſer- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhunde wird ein ſcharfer Geruch und viel Verſtand und die größte Gelehrigkeit nebſt treuer Anhänglichkeit an ſeinen Herrn gelobt. Ebenſo verſtändig und ein guter Wächter iſt der Haus- oder der Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer ſoll kluger, gelehriger, lebhafter und geſchickter Art ſein und gern beißen, als Haushund wachſam und in einzelnen Abarten tückiſch und falſch ſein. Dem Menſchen ergeben, aber ohne ſeinen Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unerſättlich und doch mit Geſchicklichkeit lange zu hungern fähig, gehört zur Kennzeichnung des Nordhundes. Der Doggen Art iſt Treue bei wenig Verſtand; ſie ſind gute Wächter, wilde, muthige Gegner auf wilde Schweine, Löwen, Tiger und Panther; ſie achten auch ihr eigenes Leben faſt für Nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr auf das Wort ihres Herrn, laſſen ſich auf den Mann abrichten, nehmen es mit drei, vier Mann auf, berückſichtigen Schüſſe, Stiche und zerriſſene Glieder nicht und balgen ſich mit ihres Gleichen greulich herum. Sie ſind ſehr ſtark, reißen den ſtärkſten Menſchen zu Boden, erdroſſeln ihn, bannen ihn, auf ihm herumſpringend, auf eine Stelle, bis er erlöſt wird, und halten raſende Wildſchweine am Ohr unbeweglich feſt. Leitſam ſind ſie im höchſten Grade. Sie haben ein wenig mehr Verſtand, als man meint. Am tiefſten unter den Hunden ſteht unleugbar der Mops. Er iſt eigentlich dumm; er iſt durch geiſtige Verſinkung entſtanden und kann ſich begreiflich durch ſich ſelbſt nicht heben. Er erfaßt den Menſchen nicht und der Menſch ihn nicht.“

„Der vollkommenste Hund ist der Pudel, und was Gescheites und Braves am Hunde gerühmt wird, bezieht sich vereint auf ihn."

„Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig. Seine Seele ist unleugbar so vollkommen, als die eines Säugethiers sein kann. Von keinem Thiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen Nichts mehr, als die Sprache, mangelt, von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sogar sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Wuth und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn ꝛc. kundthun sollen, weswegen kein Thier so oft, als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit, zu lernen, erzählt! Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile; er steht Wache; er erstürmt und vertheidigt Festungen; er schießt Pistolen los; er dreht den Bratspieß; zieht den Wagen; er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben; er holt dem Menschen die Mütze vom Kopfe; bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen; er versteht die Augen- und Mienensprache und noch gar vieles Andere."

„Gerade seine Verderbtheit, gerade seine List, sein Neid, Zorn, Falschheit, Geiz, seine Zanksucht, sein Haß, seine Geschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Fähigkeit, aller Welt freundlich zu sein ꝛc. bringen ihm den gewöhnlichen Menschen nahe. Würmer, Käfer und Fische lobt und tadelt man nicht, aber den Hund! Man denkt, es lohne sich der Mühe, ihn zu strafen und zu belohnen. Man gebraucht in Urtheilen über ihn gerade die Ausdrücke, die man von dem Menschen braucht. Man macht ihn wegen seiner geistigen und sittlichen Vorzüge zum Reise- und Hausgenossen, zum Lebensgefährten und lieben Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, man räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, giebt ihn an den Arzt, wenn er leidend ist, trauert mit ihm, um ihn und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal."

„Nicht ein einziger Hund ist dem andern weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigne Arten und Unarten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unersetzlichen Stoff zu gesellschaftlichen Gesprächen haben. Jeder hat einen noch gescheitern! Doch erzählt etwa Einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, dann ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er ein merkwürdiges Schicksal erlebt, zu einer Lebensbeschreibung. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor."

„Nur wer kein Auge hat, sieht die ihm ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart! Jeder Pudel z. B. hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten; er ist schon viel ohne Anleitung. Er lehrt sich selbst, ahmt dem Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich Etwas in den Kopf, will Nichts lernen, thut dumm, empfindet lange Weile, will thätig sein, ist neugierig u. s. w. Einige können nicht hassen, andere nicht lieben; einige können verzeihen, andere nie. Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hilfe eilen, Mitleid fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, zur Freude jauchzen, aus Liebe zum verlornen Herrn trauern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihres Gleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen ihres Herrn in dem Zügel halten oder schweigen. Der Pudel kann sich schämen, kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimme, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art, wie er klingelt, kurz er ist kein halber, ein Zweidrittelmensch. Er benutzt ja seinen Körper so gescheit, als der Mensch den seinigen, und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an, doch mangelt ihm das letzte Dritttheil."

„Wir müssen wesentlich verschiedene Geister, die nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Der Geist des Spitzes ist nicht der des Pudels; der Mops denkt und

will anders, als der Dachshund. Der Mops ist dumm, langsam, flegmatisch; der Metzgerhund melancholisch, bittergallig, blutdurstig; der Spitz heftig, jähzornig, engherzig, bis in den Tod gehässig; der Pudel immer lustig, immer munter, alle Zeit durch der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allen ohne Ausnahme angehörig, während der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thiere, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Blos der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatz, mit dem Pferde, dem Kollegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe er gern Steine holt, mit dem Vogel des Himmels, zu welchem er hoch hinaufspringt, ihn zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen herläuft. Doggen vertreten Wächter, Soldaten, Mörder, bannen und erdrosseln Menschen. Die Windspiele und Jagdhunde vertreten die Jäger mit angeborenen Jägerbegabungen. Wie leicht sind sie an das Horn zu gewöhnen, wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Wildes, wie geschickt ist der Hühnerhund, zu lernen, wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er erheben oder vorstrecken muß, je nachdem er Dieses oder Jenes erblickt. Zwar lehrt ihm schon viel die Natur, und er muß gar nicht Alles vom Menschen lernen, er lehrt sich Manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch weit mehr, an ihm ist Alles Seele, er macht nichts Dummes, oder nur, wenn er selbst es will. In allen Hundearten ist mehr Trieb, in ihm mehr Verstand. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend athemlos dem Wild nach! Wie wüthet der Dogge auf den Feind los! Wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund mit lechzender, herabhängender Zunge und falschem Auge im Halbkreis die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie sich auf die Seite verirren; wie gleichgiltig ist er gegen ihren Schmerz, ja er scheint ihm noch zu gefallen! Wie stürzt der Hühnerhund auf die erlegten Vögel, hingerissen von der Wuth, sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesen Unedlen, Unwürdigen, Schimpflichen am Pudel, wenn er nicht verzogen wurde, wenn man ihn, sei es auch nur naturgemäß, seinem eignen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut, jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht geworden."

Doch ich muß ein Ende finden und darf selbst unserm Scheitlin nicht weiter folgen. Was ließ sich über den Verstand des Hundes nicht Alles noch sagen! Fürwahr, man darf es dem Zoroaster nicht verdenken, wenn er in diesem Thiere den Begriff alles thierisch Edlen und Vollkommenen vereinigt sieht. Müssen wir doch Alle am Hunde unsern treusten Freund, unsern liebsten Gesellschafter aus dem ganzen Thierreich erblicken; sind wir doch im Stande, uns mit ihm förmlich zu unterhalten.

„Ich habe Hunde gekannt," sagt Lenz, „die fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehen schienen, auf seinen Befehl die Thür öffneten und verschlossen, den Stuhl, den Tisch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verstecktes Schnupftuch und dergleichen aufsuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter anderen Hüten durch den Geruch hervorsuchten u. s. w. Ueberhaupt ist es eine Lust, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Befehl seines Herrn erwartet, wie entzückt er ist, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, sich umsieht, um zu erfahren, ob er links oder rechts gehen müsse; wie glückselig er ist, wenn er einen recht klugen, wie beschämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angestellt hat und nicht gewiß weiß, ob sein Herr es merkt, sich hinlegt, gähnt, den Halbschlafenden und Gleichgiltigen spielt, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängstlichen, ihn verrathenden Blick auf seinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter den Fremden Vornehm und Gering leicht unterscheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt u. s. w. Hübsch sieht sich's auch mit an, wenn ein Hund seinem Herrn zu Gefallen Trüffeln sucht, für die er doch von

Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat; wie ein anderer seinem Herrn den Schubkarren ziehen hilft und sich umsomehr anstrengt, jemehr er sieht, daß sein Herr es thut."

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Hundearten unter einander mindestens in eben demselben Grade geistig verschieden sind, wie sie leiblich von einander abweichen. Außerordentliche und unverwüstliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgsamkeit und Ergebenheit, strenge Wachsamkeit, Sanftmuth, Milde im Umgang, dienstfertiges und freundliches Betragen: dies sind die hervorragendsten Züge ihres geistigen Wesens; allein kein einziger Hund vereinigt sie alle in gleich hoher Ausbildung. Der eine Zug tritt mehr zurück, der andere mehr hervor. Mehr, als man annimmt, thut dabei die Erziehung. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher, und deshalb sind die Schoshunde auch stets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht selten heimtückische Geschöpfe. Der Hund wird ein treues Spiegelbild seines Herrn; je freundlicher, liebreicher, aufmerksamer er behandelt, je besser, reinlicher er gehalten wird, jemehr und je verständiger man sich mit ihm beschäftigt, um so verständiger und ausgezeichneter wird er, und genau das Gegentheil geschieht, wenn er umgekehrt behandelt wird. Der Bauernhund ist ein roher, plumper, aber ehrlicher Gesell; der Schäferhund ein verständiger Hirt, der Jagdhund ein vortrefflicher Jäger, welcher die Kunst der Jagd selbst auf eigne Faust betreibt. Der Hund eines vornehmen Nichtsthuers ist ein fauler, üppiger Gesell und eigentlich weit ungezogener, als der rohe, ungebildete des Bauern. Jeder Hund nimmt den Ton des Hauses an, in welchem er lebt; er ist verständig, wenn er bei vernünftigen Leuten wohnt; er wird zum hochmüthigen Narren, wenn sein Herr durch Stolz die Hohlheit seines Kopfes ausfüllen muß; er beträgt sich freundlich gegen Jedermann, wenn es in seinem Haus gesellig hergeht, oder er ist ein grämlicher Einsiedler, wenn er bei einem alten Junggesellen oder bei einer ältern Jungfrau wohnt, welche wenig Zuspruch hat. Unter allen Umständen fügt er sich in die verschiedenartigsten Verhältnisse, und immer giebt er sich dem Menschen mit ganzer Seele hin. Diese hohe Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündisch" für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegentheil bedeutet. Die Allseitigkeit der Befähigung erhebt den Hund auf die höchste Stufe, die Treue zum Menschen macht ihn zu dessen unentbehrlichstem Genossen. Er gehört ganz und gar seinem Herrn an und opfert ihm zu Liebe sich selbst auf. In seinem Gehorsam, mit welchem er alle Befehle seines Gebieters ausführt, in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den schwersten Arbeiten unterzieht, er sich in Lebensgefahr begiebt, kurz, in dem beständigen Bestreben, dem Herrn unter allen Umständen zu nützen und zu dienen: darin liegt sein Ruhm, seine Größe. Wenn man ihn Speichellecker und Schwanzwedler schimpft, vergesse man nicht, daß der Hund sich dieser Kriecherei und Erniedrigung nur seinem Herrn und Wohlthäter gegenüber schuldig macht; gegen diesen wedelnd und kriechend, weist er sofort dem eintretenden Fremden die Zähne und ist sich jeden Augenblick seiner Stellung bewußt.

Manche eigenthümliche Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte. Sie rennen Allem, was schnell an ihnen vorübereilt, nach, seien es Menschen, Thiere, rollende Wagen, Kugeln, Steine oder dergleichen, suchen es zu ergreifen und festzuhalten, selbst wenn sie recht wohl wissen, daß es ein durchaus unnützbarer Gegenstand für sie ist. Sie sind gegen gewisse Thiere im höchsten Grade feindlich gesinnt, ohne daß dazu ein sicherer Grund vorhanden wäre. So hassen alle Hunde die Katzen und den Igel; sie machen sich bei letzterm förmlich ein Vergnügen daraus, sich selbst zu quälen, indem sie wüthend in das Stachelkleid beißen, obgleich sie wissen, daß Dies erfolglos ist und ihnen höchstens blutige Nasen und Schnauzen einbringt. Doch Jeder von uns kennt ja diese Eigenthümlichkeiten aus eigner Erfahrung.

Merkwürdig ist ein sehr starkes Vorgefühl des Hundes bei Veränderung der Witterung. Er sucht deren Einflüssen im voraus zu begegnen; ja, er zeigt sogar dem Menschen schon durch einen widerlichen Geruch, den er ausdünstet, den kommenden Regen an.

In seinem Umgange mit Menschen beweist der Hund ein Erkennungsvermögen, welches uns oft Wunder nehmen muß. Daß alle Hunde den Abdecker kennen lernen und mit äußerstem Haß verfolgen, ist sicher. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie augenblicklich wissen, ob ein Mensch ein Freund von ihnen ist oder nicht. Daß die Ausdünstung gewisser Personen ihnen besonders angenehm oder unangenehm ist, dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein: allein Dies würde immer noch Nichts für diesen Fall beweisen. Manche Menschen werden, sobald sie in ein Haus treten, augenblicklich mit größter Freundlichkeit von allen Hunden begrüßt, selbst wenn ihnen diese noch nicht vorgestellt worden und ganz fremd sind. Ich kenne Frauen, welche sich nirgends niederlassen können, ohne nach wenigen Minuten von sämmtlichen Haushunden umlagert zu werden.

Bei dem Umgange des Hundes mit dem Menschen kann man auch sehr gut den wechselnden Ausdruck des Hundegesichts beobachten. Die hohe geistige Fähigkeit des Thieres spricht sich in seinem Gesicht ganz unverkennbar aus, und es wird wohl Niemand leugnen wollen, daß jeder Hund seinen durchaus besondern Ausdruck hat, daß man zwei Hundegesichter ebensowenig wird verwechseln können, wie zwei Menschengesichter.

Unter sich leben die Hunde gewöhnlich nicht besonders verträglich. Wenn zwei zusammenkommen, welche sich nicht kennen, geht's erst an ein gegenseitiges Beriechen, dann fletschen beide die Zähne, und die Beißerei beginnt, falls nicht zarte Rücksichten obwalten. Um so auffallender sind Freundschaften von der größten Innigkeit, welche einzelne, gleichgeschlechtige Hunde zuweilen eingehen. Solche Freunde zanken sich nie, suchen sich gegenseitig, leisten sich Hilfe in der Noth ꝛc. Auch mit anderen Thieren werden manchmal ähnliche Bündnisse geschlossen; selbst das beliebte Sprichwort von der Zuneigung zwischen Hund und Katze kann zu Schanden werden.

Der Geschlechtstrieb ist bei den Hunden sehr ausgeprägt; er zeigt sich bei allen Arten als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, als ein Rausch, selbst als eine Art vorübergehender Krankheit und macht sie mehr oder weniger närrisch. Wird er nicht befriedigt, so kann der Hund unter Umständen krank, sogar toll werden. Dabei ist der männliche Hund nicht ärger betheiligt, als der weibliche, obgleich sich bei diesem die Sache in einem andern Lichte zeigt. Die Hündin ist zweimal im Jahre läufisch, zumeist im Februar und im August, und zwar währt dieser Zustand jedesmal 9 bis 14 Tage. Um diese Zeit versammelt sie alle männlichen Hunde der Nachbarschaft um sich, selbst solche, welche eine halbe Stunde weit von ihr entfernt wohnen. Wie diese von einer begattungslustigen Hündin Kunde bekommen, ist geradezu unbegreiflich. Man kann nicht wohl annehmen, daß sie durch den Geruch soweit geleitet würden, und gleichwohl ist eine andere Erklärung ebensowenig denkbar. Das Betragen beider Geschlechter unter sich ist ein höchst eigenthümliches. Es ist ebenso anziehend, als abstoßend, es erregt ebenso unsere Heiterkeit, als unsern Widerwillen. Der männliche Hund ist im höchsten Grade aufgeregt und folgt der Hündin auf Schritt und Tritt. Dabei wirbt er mit allen möglichen Kunstgriffen um deren Zuneigung. Sein ganzes Gesicht wird ein anderes; jede seiner Bewegungen ist gehobener, stolzer und eigenthümlicher; er sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln liebenswürdig zu machen. Dahin gehört das Beschnuppern, das freundliche Anschauen, das sonderbare Aufwerfen des Kopfes, die wirklich zärtlichen Blicke, das bittende Gekläff und dergleichen. Gegen andere Hunde ist er mißgelaunt und eifersüchtig. Finden sich zwei gleich starke auf gleichem Wege, so giebt es eine tüchtige Beißerei; sind mehrere vereinigt, so geschieht Dies nicht, aber nur aus dem Grunde, weil alle übrigen männlichen Hunde sofort auf ein paar Zweikämpfer losstürzen, tüchtig auf sie hineinbeißen und sie dadurch auseinandertreiben. Gegen die Hündin sind alle gleich liebenswürdig, gegen alle ihre Mitbewerber gleich abscheulich, und deshalb hört auch das Knurren und Kläffen, Zanken und Beißen nicht auf. Die Hündin selbst zeigt sich äußerst spröde und beißt beständig nach den sich ihr nahenden Liebhabern. Sie knurrt, zeigt die Zähne und ist sehr unartig, ohne jedoch dadurch die hingebenden Liebhaber zu erzürnen oder zu beleidigen. Endlich scheint sie doch mit ihnen Frieden zu schließen und giebt sich den Forderungen ihres natürlichen Triebes hin. Dabei ist es nun widerwärtig, daß sie in Vielmännigkeit lebt und mehr als einem Hunde die Bei-

wohnung geſtattet, und es iſt deshalb unrichtig, wenn Scheitlin behauptet, daß nur unter den Menſchen, „dieſen Unnaturen“, hier und da ein Weib viel Männer habe. Eine wahre Ehe findet bei den Hunden niemals ſtatt; denn ſobald die Laufzeit vorüber iſt, ſind alle Hunde, wenn auch nicht gleichgiltig, ſo doch weit weniger für den Gegenſtand ihrer ſo heißen Liebe eingenommen.

Dreiundſechzig Tage nach der Paarung wölft die Hündin an einem dunkeln Orte drei bis zehn, gewöhnlich vier bis ſechs, in äußerſt ſeltenen Fällen aber funfzehn, ja ſelbſt zwanzig Junge, welche ſchon mit den Vorderzähnen zur Welt kommen, jedoch zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Die Mutter liebt ihre Kinder über Alles, ſäugt, bewahrt, beleckt, erwärmt, vertheidigt ſie und trägt ſie nicht ſelten von einem Ort zum andern, indem ſie dieſelben ſanft mit ihren Zähnen an der ſchlaffen Haut des Halſes faßt. Ihre Liebe zu den Sprößlingen iſt wahrhaft rührend; man kennt Geſchichten, welche nicht nur unſere vollſte Hochachtung, ſondern unſere Bewunderung erregen müſſen. So erzählt Bechſtein eine Thatſache, welche faſt unglaublich iſt. „Ein Schäfer in Waltershauſen kaufte regelmäßig im Frühjahr auf dem Eisfelde Schafe ein, und ſeine Hündin mußte ihn natürlich auf dem achtzehn Meilen weiten Geſchäftswege begleiten. Einſt kam dieſelbe in der Fremde mit ſieben Jungen nieder, und der Schäfer war genöthigt, ſie deshalb zurückzulaſſen. Aber ſiehe! anderthalb Tage nach ſeiner Rückkehr zu Hauſe findet er die Hündin mit ihren ſieben Jungen vor ſeiner Hausthüre. Sie hatte ſtreckenweiſe ein Hündchen nach dem andern die weite Reiſe fortgeſchleppt und ſo den langen Weg vierzehnmal zurückgelegt und, trotz ihrer Entkräftung und Erſchöpfung, das überaus ſchwere Werk glücklich beendet.“

Man ſagt, daß die Hündin unter ihrem Gewölfe immer einige bevorzugte Lieblinge habe, und daß man genau zu erkennen vermöge, welcher Hund eines Gewölfes der vorzüglichſte ſein werde, wenn man der Hündin ihre ſämmtlichen Jungen wegtrage und dann beobachte, welches von ihren Kindern ſie zuerſt aufnehme und nach ihrem alten Lager zurückbringe. Dieſer Erſtling ſoll, wie man verſichert, immer der vorzüglichſte Hund ſein. Wahrſcheinlich iſt übrigens die Sache nicht, ſo begründet, als man ſie angenommen hat; denn die Hündin liebt alle ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit.

Gewöhnlich läßt man einer Hündin nur zwei bis drei, höchſtens vier Junge von ihrem Gewölfe, um ſie nicht zu ſehr zu ſchwächen; denn die kleinen Burſchen brauchen viel Nahrung, und die Alte iſt kaum im Stande, ihnen ſoviel Milch zu liefern, als ſie bedürfen. Daß der Menſch, der Schutzherr des Thieres, eine ſäugende Hündin beſonders gut und kräftig füttern muß, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Jeder Hundebeſitzer hat ſoviel Liebe zu ſeinem treuen Hausgenoſſen, daß er der Hundemutter ſchon im voraus in einer ſtillen Ecke, an einem lauen Ort, ein weiches Lager zurecht macht und ihr dann in jeder Weiſe behilflich iſt, ihre Kinder aufzuziehen. Solange die Hündin ſäugt, iſt ihr Herz einer beſonders großen Liebe fähig, und deshalb duldet ſie es auch, wenn man ihr fremde Hunde, ja ſogar andere Thiere, wie Katzen und Kaninchen, anlegt. Ich habe Letzteres oft bei Hunden verſucht, jedoch bemerkt, daß ſäugende Katzen noch viel freundlicher gegen Pflegekinder waren, als die Hundemütter, welche bei aller Herzensgüte ein Zuſammenrunzeln der Naſenhaut und ein leiſes Knurren ſelten unterdrücken konnten.

Gewöhnlich läßt man die jungen Hunde ſechs Wochen lang an der Alten ſaugen. Iſt ſie noch kräftig und wohlbeleibt, ſo kann man auch noch ein paar Wochen zugeben; es ſchadet den Thieren nichts. Wenn man die Jungen entwöhnen will, füttert man die Alte einige Zeit lang ſehr mager, damit ihr die Milch ausgeht, dann duldet ſie ſchon ſelbſt nicht, daß ihre Jungen noch länger an ihr ſaugen. Nunmehr gewöhnt man dieſe an leichtes Futter und hält ſie vor allen Dingen zur Reinlichkeit an. Schon im dritten oder vierten Monate wechſeln ſie ihre erſten Zähne, im ſechſten Monate bekümmern ſie ſich nicht viel mehr um die Alte, und nach zehn, bisweilen ſchon nach neun Monaten ſind ſie ſelbſt zur Fortpflanzung geeignet. Will man ſie erziehen oder, wie man gewöhnlich ſagt, abrichten, ſo darf man nicht früher beginnen, als bis ſie ein Jahr alt geworden ſind. Früher ſind ſie noch zu ſchwach und zu klein, im hohen Alter aber begreifen ſie ſchwer oder nicht. Was man Alles aus ihnen machen kann, gehört nicht hierher oder würde uns wenigſtens zu weit von unſerer Aufgabe

ablenken. Wer ſich vom Hauſe aus nicht mit der Abrichtung von Thieren befaßt hat, thut entſchieden am beſten, wenn er Dies von einem darauf eingeübten Mann beſorgen läßt.

Der Hund tritt ſchon im zwölften Jahre in das Greiſenalter ein. Dieſes zeigt ſich an ſeinem Leibe ebenſowohl, als an ſeinem Betragen. Namentlich auf der Stirn und der Schnauze ergrauen die Haare, das übrige Fell verliert ſeine Glätte und Schönheit, das Gebiß wird ſehr ſtumpf oder die Zähne fallen ſogar aus. Der Hund ſelbſt wird träge, faul und gleichgiltig gegen Alles, was ihn früher erfreute oder entrüſtete; manche verlieren die Stimme faſt gänzlich und werden blind. Man kennt übrigens Beiſpiele, daß Hunde ein Alter von zwanzig, ja ſogar von ſechsundzwanzig und dreißig Jahren erreicht haben. Doch ſind Dies nur ſeltne Ausnahmen. Viele Hunde enden ihr Leben durch Krankheiten; denn ſie ſind ſolchen vielfach ausgeſetzt.

Eine ſehr häufig vorkommende Hundekrankheit iſt die Räude, gewöhnlich eine Folge von zu fetter und zu ſtark geſalzener Nahrung, ſchlechtem Waſſer, wenig Bewegung und Unreinlichkeit. Junge Hunde leiden oft an der Staupe oder Hundeſeuche, einer Erkältung, welche Entzündung der Schleimhäute herbeiführt und am häufigſten zwiſchen dem vierten oder neunten Monat vorkommt. Wohl mehr als die Hälfte der europäiſchen Hunde erliegen dieſer Krankheit oder verderben doch durch ſie. Die entſetzlichſte Krankheit aber iſt die Tollheit oder Wuth, und ſie iſt ſchon aus dem Grunde äußerſt verderblich, weil durch ſie nicht blos die übrigen Hunde und Hausthiere, ſondern auch der Menſch aufs höchſte gefährdet wird.

Gewöhnlich tritt dieſe fürchterliche Seuche erſt bei älteren Hunden ein, zumeiſt im Sommer bei ſehr großer Hitze oder im Winter bei allzu großer Kälte. Waſſermangel und Unterdrückung des Geſchlechtstriebes ſcheinen die Haupturſachen ihrer Entſtehung zu ſein. Man erkennt die Wuth daran, daß der Hund zunächſt ſein früheres Betragen ändert, tückiſchfreundlich wird und gegen ſeinen Herrn knurrt, dabei eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit zeigt, beſtändig warme Orte aufſucht, öfters nach dem Futter ſchleicht, ohne zu freſſen, begierig Waſſer, aber immer nur in geringer Menge, zu ſich nimmt und ſich überhaupt unruhig und beängſtigt geberdet. Untrügliche Kennzeichen ſind auch, daß er ſeine Stimme ändert, indem der Anſchlag gleich in ein rauhes, heiſeres Heulen übergeht, daß er ſeine Freßluſt verliert, nur mit Beſchwerlichkeit ſchlucken kann, geifert, einen trüben Blick bekommt, gern viel fortgeht, kalte Körper beleckt und bei zunehmender Krankheit um ſich ſchnappt und ohne Urſache beißt. Bei Annäherung von Thieren und Menſchen knurrt er. Im Verlauf der Krankheit tritt gewöhnlich Verſtopfung ein, die Ohren werden ſchlaff, das kranke Thier läßt den Schwanz hängen, ſein Auge wird matt, der Blick ſchielend. Später röthet ſich das Auge und wird entzündet. Der Hund iſt unempfänglich für Liebkoſungen, achtet nicht mehr des Herrn Befehl, wird immer unruhiger und ſcheuer, der Blick wird ſtarr oder feurig, der Kopf ſenkt ſich tief herab, Augen- und Backengegend ſchwellen an, die Zunge wird ſtark geröthet und hängt aus dem Maule, an deſſen Seiten zäher Schleim herabquillt. Bald knurrt er blos noch, ohne zu bellen, kennt auch Perſonen und zuletzt ſeinen eignen Herrn nicht mehr. So ſehr er nach Getränk lechzt, ſo wenig vermag er es hinabzuſchlingen; ſelbſt wenn es ihm gewaltſam beigebracht wird, verurſacht es ihm Würgen und krampfhaftes Zuſammenziehen der Schlundmuskeln. Nunmehr tritt Scheu gegen das Waſſer und jede andere Flüſſigkeit ein. Er magert ſchnell ab, beſonders in den Weichen; er legt ſich nicht mehr nieder, ſondern ſchleicht ſchielend mit geſenktem Schwanze unruhig umher.

Jetzt erſt entwickelt ſich die Krankheit, entweder zur ſtillen oder zur raſenden Wuth. Bei der ſtillen Wuth ſind die Augen entzündet, aber trübe und ſtarr, die Zunge wird bläulich und hängt oft weit aus dem Maule heraus. Weißer Schaum überzieht die Mundwinkel; das Maul iſt immer offen, der Unterkiefer iſt gelähmt und hängt ſchlaff herab. Mit eingezogenem Schwanze und geſenktem Kopfe läuft der Hund taumelnd und unſtet oft Meilen weit den geraden Weg fort und beißt, was ihm in den Weg kommt, beſonders aber andere Hunde. Stößt er dabei auf ein Hinderniß, welches ihm nicht geſtattet, den geraden Weg zu verfolgen, ſo taumelt er im Kreiſe herum, fällt öfters nieder und ſchnappt dabei nach Luft.

Bei der rasenden Wuth funkelt das Auge, der Stern erweitert sich, das Maul steht offen, ist nur wenig von Geifer benetzt und die bläuliche Zunge hängt aus dem Maule herab. Schon bei der Entwickelung dieser Krankheitsform zeigt der Hund einen großen Grad von Trotz und Falschheit, selbst gegen seinen Herrn, schnappt unwillkürlich nach Fliegen oder nach Allem, was ihm in die Nähe kommt, fällt das Hausgeflügel an und zerreißt es, ohne es zu fressen, lockt andere Hunde zu sich heran und fällt dann wüthend über sie her, fletscht die Zähne, verzerrt das Gesicht, winselt, leckt mit der entzündeten Zunge seine Lippen und schnalzt auch mittelst derselben, wobei ihm oft schon wäßriger Geifer aus dem Munde tritt. Später verfolgt er mit aufgerichtetem Schwanze und hoch aufgehobenen Beinen den geraden Weg im Freien, wobei ihm nur unüberwindliche Hindernisse von der einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen vermögen. Vom Wasser wendet er sich taumelnd ab, schwimmt aber doch noch zuweilen durch Bäche und Pfützen. Er beißt Alles, was ihm entgegen kommt, oft auch leblose Gegenstände; der angehängte Hund beißt sogar in seine Kette. Wie es scheint, peinigen die fürchterlichsten Schmerzen das arme Thier, denn es stirbt unter den gräßlichsten Zuckungen, gewöhnlich am sechsten oder achten, bisweilen am vierten, selten erst am neunten Tage.

Schon die Griechen kannten die Tollwuth des Hundes, obwohl sie in Südeuropa weit seltner ist, als bei uns. In den Ländern des kalten oder gar des heißen Erdgürtels kommt die Seuche nur selten oder gar nicht zum Ausbruch, wahrscheinlich, weil weder hier noch da der Hund sich selbst überlassen wird. Bisher hat man noch kein sicheres Mittel gegen die Wuthkrankheit aufgefunden, und Dies ist um so trauriger, weil leider noch immer viele Menschen in Folge der Ansteckung ihr Leben verlieren. Nach amtlichen Nachrichten sind vom Jahre 1810 bis 1819 im preußischen Staate 1666 Menschen in Folge des Bisses von tollen Hunden gestorben. Geht der Wuthgeifer einmal in das Blut eines andern Thieres über, so ist es in den allermeisten Fällen verloren, falls nicht augenblicklich ein geübter und erfahrner Arzt bei der Hand ist, welcher die Wunde mit glühendem Eisen, Höllenstein oder anderen Aetzmitteln ausbrennt, durch Schröpfköpfe Blut entzieht, mit Salzwasser die Wunde auswäscht, ausschneidet ꝛc. Ausbrennung des Giftes durch die eine oder die andere Art ist wohl das sicherste Mittel, denn die sämmtlichen übrigen, welche man bisher angewendet hat, haben sich noch nicht bewährt.

In der Neuzeit will man beobachtet haben, daß unter Hunden, welche beständig Maulkörbe tragen müssen, die Wuth seltner ist, als unter jenen, welchen in gerechter Würdigung des biblischen Gesetzes das Maul nicht verbunden wurde. In Berlin soll sich seit Einführung der Maulkörbe im Jahr 1854 die Wuth (der Hunde nämlich) auffallend vermindert haben. Während man 1845 dreißig und in den folgenden Jahren 17, 3, 17, 30, 19, 10, 68 und 83 tolle Hunde der Thierarzneischule zuführte, erhielt man 1854 nur von vier, 1855 von einem, 1856 von zwei, und in den Jahren 1857 bis 1861 von gar keinem tollwüthigen Hunde Kenntniß. Einstweilen ist noch nicht viel auf diese Zusammenstellung zu geben: die Beobachtungszeit ist noch zu kurz, als daß sie Berechtigung zu richtigen Schlüssen gewähren könnte.

Das untrüglichste Kennzeichen von der Gesundheit eines Hundes ist seine kalte und feuchte Nase. Wird diese trocken und heiß, und trüben sich die Augen, zeigt sich Mangel an Appetit ꝛc., so kann man überzeugt sein, daß sich der Hund unwohl befindet. Man sperrt ihn dann in einen wohlverwahrten Stall, läßt ihn dort hungern und giebt ihm zuletzt Leinöl, welches unter gute Speise gemischt wird. Ein großer Hund erhält einen Eßlöffel voll Oel, ein kleiner einen halben; Dies wiederholt man einige Male. Leberthran leistet dieselben Dienste. Hilft das bloße Leinöl nicht, so streut man am folgenden Tage einen halben Theelöffel voll gestoßenen Schwefel auf ein Butterbrödchen, klappt es zusammen und giebt es dem Leidenden. Füttert man außerdem den Hund mit süßer oder saurer Milch und etwas gutem Brod, so braucht man bei keiner Krankheit ein anderes Mittel anzuwenden. —

Alle Hunde sind von Schmarotzern geplagt. Sie leiden oft entsetzlich an Flöhen und Läusen, und an gewissen Orten auch an Holzböcken oder Zecken. Die Flöhe und Läuse vertreibt man bald, wenn man unter das Strohlager des Hundes eine Schicht Asche auf den Boden streut, oder das Fell

des Thieres mit perſiſchem Inſektenpulver dick einſtreut. Die Zecken, welche die Hunde am meiſten peinigen, vertreibt man, indem man etwas Branntwein, Salzwaſſer oder Tabakſaft auf ſie träufelt. Man muß ſich hüten, ſie gewaltſam auszureißen, weil ſonſt leicht der Kopf in der Saugwunde ſtecken bleibt und dort Eiterung und Geſchwüre verurſacht. Schwieriger iſt den Bandwürmern beizukommen. Namentlich Jagdhunde leiden an dieſen abſcheulichen Schmarotzern, weil ſie häufig das Fleiſch und die Eingeweide von Haſen und Kaninchen verzehren, in denen der Bandwurm als Finne lebt. Er läßt ſich, wie alle Würmer, nur ſehr ſchwer vertreiben, doch dürfte in den meiſten Fällen ein Abſud der abiſſiniſchen Kuſſoblüthe dazu wohl hinreichend ſein. Außerdem wird empfohlen, dem Hunde Hagebutten ſammt den darin befindlichen Körnern und Härchen in das Freſſen zu geben. —

Der Nutzen, welchen der Hund als Hausthier leiſtet, iſt kaum zu berechnen. Was er den geſitteten und gebildeten Völkern iſt, weiß jeder Leſer aus eigner Erfahrung, faſt noch mehr aber iſt er den ungebildeten oder wilden Völkerſtämmen. Auf den Südſeeinſeln wird ſein Fleiſch gegeſſen, ebenſo bei den Tunguſen, Chineſen, Grönländern, Eskimos und den Indianern Nordamerikas. „Auf der Goldküſte von Afrika," ſo erzählt Bosmann, „wird der Hund ordentlich gemäſtet zu Markte gebracht und lieber, als alles andere Fleiſch, gegeſſen. Ebenſo in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat." In Neuſeeland und auf den kleinen Inſeln des Südmeeres hält man die Hunde für einen beſſern Leckerbiſſen, als Schweinefleiſch. In China ſieht man oft Metzger, die mit geſchlachteten Hunden beladen ſind; ſie müſſen ſich aber immer gegen den Angriff anderer, noch frei herumlaufender Hunde vertheidigen, welche ſie ſcharenweiſe anfallen. Noch neuerlich ſah ein Reiſender in China überall in den Läden der Metzger geſchlachtete Hunde. In dem nördlichen Aſien giebt ſein Fell Kleidungsſtoffe her, und ſelbſt in Deutſchland werden Hundefelle zu Mützen, Taſchen und Muffen verarbeitet. Aus Knochen und Sehnen bereitet man Leim; das zähe und dünne Hundeleder wird lohgar zu Tanzſchuhen und weißgar zu Handſchuhen verwendet. Das Haar benutzt man zum Ausſtopfen von Polſtern; Hundefett dient zum Einſchmieren von Räderwerk ꝛc., früher galt es als Hausmittel gegen Lungenſchwindſucht. Sogar der Hundekoth war als „Griechiſch-Weiß" (Album graecum) ein Arzneimittel; ſeinen eigenthümlichen Namen erhielt daſſelbe, weil die Griechen zuerſt auf ſeine Benutzung aufmerkſam machten.

Schon ſeit den früheſten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde gewürdigt, und deshalb rühmen auch die Schriften aller Völker die trefflichen Thiere. Gleichwohl war die Behandlung, welche ſie erfuhren, und die Achtung, in der ſie ſtanden, eine ſehr verſchiedene. Sokrates hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu ſchwören. Alexander der Große war über den frühzeitigen Tod eines Lieblingshundes ſo betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln bauen ließ. Homer beſingt den Argus, den Hund des Ulyſſes, in wahrhaft rührender Weiſe. Plutarch rühmt Melampithos, den Hund des Handelsmannes von Korinth, welcher ſeinem Herrn durch das Meer nachſchwamm. Der treue Phileros iſt durch griechiſche Grabſchriften verewigt worden. In römiſchen Schriften wird des Hundes eines Verurtheilten gedacht, welcher dem in die Tiber geworfenen Leichnam ſeines Herrn unter traurigem Geheul ſchwimmend nachfolgte. Soter, der einzige überlebende von den hündiſchen Wächtern, welche Korinth vertheidigten, empfing auf Koſten des Staats ein ſilbernes Halsband mit den darauf geſtochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Erretter". Plinius ſtellt die Rüden ſehr hoch und erzählt viel Merkwürdiges von ihnen. Wir erfahren z. B., daß die Kolophonier wegen ihrer beſtändigen Kriege große Hundeherden unterhielten, daß die Hunde immer zuerſt angriffen und in keiner Schlacht ihre Dienſte verſagten. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheurer Größe geſchenkt, welcher Alexander ſehr wohl gefiel. Er ließ deshalb Bären, Wildſchweine und dergleichen Thiere gegen ihn, aber der Hund lag ſtockſtill und wollte nicht aufſtehen. Alexander glaubte, daß er faul wäre, und ließ ihn umbringen. Als Solches der albaneſiſche König erfuhr, ſchickte er noch einen zweiten Hund gleicher Art und ließ ſagen, Alexander ſolle nicht ſchwache Thiere gegen die Dogge ſchicken, ſondern Löwen und Elefanten, er, der König, habe nur zwei ſolcher Hunde gehabt; ließe Alexander dieſen um-

bringen, so habe er nicht einen gleichen. Alexander der Große ließ ihn also auf einen Löwen, dann auf einen Elefanten; der Hund aber erlegte beide. Justinus berichtet, daß die Könige Habis und Cyrus in der Jugend von Hunden ernährt worden sind. Gar nicht zu zählen sind die Schriftsteller, welche die Treue des Hundes rühmen. Die Spartaner opferten dem Gott des Kriegs auch einen Hund; junge, säugende Hunde durften von dem Opferfleische fressen. Die Griechen errichteten ihnen sogar Bildsäulen: demungeachtet war bei ihnen das Wort Hund ein Schimpfwort. Die alten Egypter gebrauchten die Hunde zur Jagd und hielten sie, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, sehr hoch. Bei den Juden hingegen war der Hund verachtet, was viele Stellen aus der Bibel beweisen; und heutigen Tages ist Dies bei den Arabern kaum anders. Hoch geehrt war der Hund bei den alten Deutschen. Als die Cimbern im Jahr 108 v. Chr. von den Römern besiegt worden waren, mußten Letztere erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schillinge, ein Pferd dagegen nur sechs. Wer bei den alten Burgundern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte öffentlich dem Hunde den Hintern küssen oder sieben Schillinge zahlen. Die kanarischen Inseln haben, wie Plinius berichtet, ihren Namen von den Hunden erhalten. In Peru wurde, nach Humboldt, der Hund bei einer Mondfinsterniß solange geschlagen, bis die Finsterniß vorüber war.

Wirklich spashaft ist es, was die alten Schriftsteller noch Alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur Ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes. Außer ihm leisten Sextus, Hipokrates, Galen, Faventius, Marellus, Bontius, Aeskulap und Amatos auch das Ihrige. Ein lebender Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, thut vortreffliche Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermüthigen Frau auf den Kopf gebunden, so hilft er sicher gegen die Schwermuth. Nach Sextus heilt er sogar Milzkrankheiten. Mit allerlei Gewürz gekocht und gegessen, dient er als Mittel gegen fallende Sucht; doch muß es dann ein säugender Hund sein, welcher mit Wein und Myrrhen zubereitet wurde. Ein junger Jagdhund hilft gegen Leberkrankheiten. Wird eine Frau, welche früher schon Kinder geboren hatte, unfruchtbar, dann befreit sie gekochtes Hundefleisch, welches sie in reichlicher Menge genießt, von ihrer Schwäche. Sehniges Fleisch dagegen ist ein Vorkehrmittel gegen Hundebiß. Die Asche eines zu Pulver gebrannten Hundes dient gegen Augenleiden, und werden mit ihr die Augenbrauen gestrichen, so erhalten sie die schönste Schwärze. Eingesalzenes Fleisch von tollen Hunden giebt ein Mittel gegen Hundewuth. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu, mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art ꝛc.; die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundeblut wird vielfach angewandt. Gegen die Krätze ist es vortrefflich, den Pferden vertreibt es das Keuchen; wird es in reichlicher Menge getrunken, so ist es ein Gegengift, welches für Alles brauchbar ist; wird ein Haus damit angestrichen, so schützt es gegen die verschiedensten Krankheiten. Das Hundefett wird benutzt, um Muttermäler und Gesichtsblüthen zu vertreiben, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen: dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwandt: doch darf es dann blos von jungen Hunden herrühren; mit Wermuth versetzt heilt es die Taubheit. Das Hundegehirn ist, auf Leinwand gestrichen, bei Beinbrüchen gut; es hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Ueberbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hunde ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wuthkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlecht genommen werden, welches der Beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aase eines tollen Hundes. Das Leder wird angewandt gegen schweißige Füße; ein dreifaches Halsband davon schützt gegen Bräune; ein Gurt von Hundeleder vertreibt das Leibschneiden. Das Haar des Hundes in ein Tuch gewickelt und auf die Stirn gebunden, lindert Kopfschmerzen, schützt auch

skull, and the fore limb, as in the Horse, is directed forwards. The fore limb is also relatively longer than the hind limb, and the fore foot is relatively smaller than the hind foot. The fore limb is also relatively more slender than the hind limb. The fore foot is relatively smaller than the hind foot. The fore limb is also relatively more slender than the hind limb. The fore foot is relatively smaller than the hind foot.

Fig. 1. The Fore Limb of the Horse (*Equus caballus*) and of the Tapir (*Tapirus indicus*).

The fore limb of the Horse is relatively longer than the hind limb, and the fore foot is relatively smaller than the hind foot. The fore limb is also relatively more slender than the hind limb. The fore foot is relatively smaller than the hind foot. The fore limb is also relatively more slender than the hind limb. The fore foot is relatively smaller than the hind foot.

hoch, die Stirn ſtark gewölbt, die Schnauze ziemlich lang, nach vorn verſchmälert und zugeſpitzt, die mittellangen, etwas breiten, zugeſpitzten und halb aufrechtſtehenden Ohren ſind nackt, wie der übrige Körper, und gegen die Spitze etwas umgebogen, die Lippen kurz und ſtraff. Hohe, ziemlich ſchlanke und zarte Beine, deren Vorderhaar ganz gerade iſt, ein ſehr dünner, ziemlich langer Schwanz, und der Mangel der Afterzehe an den Hinterfüßen ſind ſeine übrigen Kennzeichen. Nur in der Nähe des Schwanzes, um den Mund herum und an den Beinen finden ſich einige Haare; ſonſt iſt die übrige Haut vollkommen nackt und deshalb der Hund ein häßliches Thier. Denn auch die ſchwarze Hautfärbung, welche bei uns nach einiger Zeit ins Grauliche übergeht und hier und da fleiſchfarbige Flecken zeigt, iſt unſchön. Die Länge des Körpers beträgt zwei Fuß, die des Schwanzes zehn Zoll, die Höhe am Widerriſt einen Fuß.

In ſeinem eigentlichen Vaterlande ſoll der nackte Hund zur Antilopenjagd verwendet werden und für dieſe Jagd eine vorzügliche Bewegung beſitzen. Aeußerſt leicht, beweglich und im Laufen ebenſo ſchnell, als anhaltend, iſt er unermüdlich in der Verfolgung einer aufgefundenen Spur und verſteht es vortrefflich, dem verfolgten Wild durch allerlei Abwege näher zu kommen und es ſicherer einzuholen. Seine geiſtigen Fähigkeiten ſollen gering ſein; doch werden Gutmüthigkeit, Wachſamkeit und treueſte Anhänglichkeit an den Herren von ihm gerühmt. Unter den Sinnen ſcheinen Geruch- und Gehörſinn am meiſten ausgebildet zu ſein, und deshalb iſt er als Spürhund zu gebrauchen.

In unſerm Klima kann der nackte Hund wegen ſeiner Zartheit und Empfindlichkeit gegen rauhe Witterung nur als Stubenthier gehalten werden und dauert in der Regel nicht ſehr lange aus. Seine Zärtlichkeit gegenüber den Einflüſſen der Witterung iſt ſo groß, daß er ſelbſt an den wärmſten Tagen noch oft zittert. Auch bei der ſorgfältigſten Pflege und trotz aller künſtlichen Mittel, um ihn gegen die Rauhheit des Wetters zu ſchützen, unterliegt er häufig Krankheiten, welche er ſich durch Erkältungen zugezogen hat.

Auf den nackten Hund können wir die Windhunde (Canis Grajus) folgen laſſen; auch ſchon deshalb, weil ſie ſich den wirklich wild vorkommenden Hunden am meiſten nähern.

Die Geſtalt der Windhunde iſt bekannt und außerdem auf unſerer Abbildung vortrefflich wiedergegeben. Ein äußerſt ſchlanker, zierlicher Leib, mit dünnen, hohen Gliedmaßen, ſpitzem, zierlichem Kopfe und weitem Bruſtkaſten kennzeichnen die Thiere. Der langausgeſtreckte Kopf, die lange Schnauze, die ziemlich langen, ſchmalen, zugeſpitzten, halbaufrechtſtehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren beſetzten Ohren, die kurzen und ſtraffen Lippen geben dem Kopfe das eigenthümliche, zierliche Anſehen, und bedingen zugleich die verſchiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen ſchwachen Geruchsſinn, weil die Naſenmuſcheln in der ſpitzen Schnauze ſich nicht gehörig auszubreiten vermögen, und ſo die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu derſelben Ausbildung gelangen kann, wie bei den anderen Hunden. An dem geſtreckten Leib fällt die Bruſt beſonders auf. Sie iſt breit, groß, ausgedehnt und giebt verhältnißmäßig ſehr großen Lungen Raum, welche auch bei dem durch eilige Bewegung außerordentlich geſteigerten Blutumlauf zur Reinigung des Blutes hinreichenden Sauerſtoff aufnehmen können. Die Weichen dagegen ſind aufs äußerſte angezogen, gleichſam, um dem durch die Bruſt erſchwerten Leib wieder das nöthige Gleichgewicht zu geben. Wir haben denſelben Leibesbau ſchon bei den Langarmaffen und einen ähnlichen bei dem Gepard bemerken können und finden ihn bei vielen Thieren wieder; er iſt ein untrügliches Zeichen, daß ſolche Geſchöpfe ſchneller und anhaltender Bewegung fähig ſind. Die Läufe des Windhundes ſind außerordentlich fein gebildet. Man ſieht an ihnen jeden Muskel und namentlich auch die ſtarken Sehnen, in welche dieſe Muskeln endigen. Aber auch an dem Bruſtkaſten bemerkt man alle Zwiſchenrippenmuskeln, und manche Windhunde ſehen aus, als ob ihre Muskeln von einem geſchickten Zergliederer bereits bloßgelegt wären. Der Schwanz iſt ſehr dünn, ziemlich lang und reicht weit unter das Ferſengelenk herab; er wird entweder zurückhängend getragen oder nach rückwärts geſtreckt und etwas nach auf-

wärts gebogen. Nur an ihm findet ſich bei einzelnen Abarten oder Raſſen eine dichtere und längere Behaarung, und zwar ſind es regelmäßig die ſchnellſten Windhunde, welche einen dicker behaarten Schwanz tragen. Auf dem übrigen Körper iſt die Behaarung dicht anliegend, fein und glatt; manche Raſſen ſind aber auch am Körper verhältnißmäßig langhaarig. Ein röthliches Gelb oder die bekannte Rehfarbe iſt die allgemeine Färbung dieſes Haares, und gerade die vollendetſten Windhunde, nämlich die perſiſchen und innerafrikaniſchen, tragen faſt ausſchließlich ein derartig gefärbtes Haarkleid. Gefleckte Windſpiele ſind ſeltener; ſie ſind gleichſam unnatürliche Geſchöpfe und regelmäßig ſchwächlicher, als die einfarbigen. Die Körperlänge eines großen Windhundes beträgt zwei, ja ſelbſt drei Fuß, die des Schwanzes $1\frac{1}{2}$ Fuß, die Höhe am Widerriſt zwei Fuß drei Zoll, häufig noch darüber.

Der Windhund (Canis Graju).

Hinſichtlich des geiſtigen Weſens unterſcheidet ſich der Windhund ſehr von allen übrigen Verwandten. Er iſt ein im höchſten Grade ſelbſtſüchtiges Geſchöpf. Aus dieſem Grunde hängt er auch nicht mit beſonderer Treue ſeinem Herrn an, ſondern läßt ſich von Jedermann ſchmeicheln und neigt ſich zu Jedem hin, der ihm freundlich iſt. Gegen Liebkoſungen iſt er empfänglich, wie kein anderer Hund; er iſt aber auch ebenſo leicht erzürnt und fletſcht ſchon bei der kleinſten Neckerei die Zähne. Eine große Eitelkeit und ein gewiſſer Stolz iſt ihm nicht abzuſprechen; Zurückſetzungen verträgt er nicht. Bei lebhafter Erregung nimmt ſein Herzſchlag eine kaum glaubliche Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit an; er zittert dabei oft am ganzen Leibe. Alle dieſe Eigenſchaften machen die Windhunde nur bis zu einem gewiſſen Grade als Geſellſchafter des Menſchen tauglich. Haben ſie einen Herrn, welcher ihnen beſtändig ſchmeichelt, ſo befinden ſie ſich wohl und zeigen auch eine gewiſſe Anhänglichkeit. Allein ihre Untreue wird augenblicklich kund, ſobald ihnen ein anderer Menſch ſich freundlicher

Digitized by Google

zeigt, als der eigene Herr. Ihre Untreue iſt geſchichtlich. Als Eduard III. ſtarb, zog ihm ſeine Buhle noch ſchnell einen koſtbaren Ring vom Finger, und ſein Windſpiel verließ ihn im Augenblicke des Todes und ſchmiegte ſich ſeinen Feinden an. Wie unendlich erhaben erſcheinen uns dieſen treuloſen Thieren gegenüber die Hunde, welche ihr Leben auf dem Grabe ihres Herrn verhauchten und jahrelang einen geliebten Menſchen nicht vergeſſen konnten! Wie gewaltig ſticht dagegen das Betragen „des Hundes vom Grabe“ ab, welcher ſieben Jahre lang auf dem Todtenhügel ſeines Lieblings wohnte und lebte und endlich auf demſelben auch verſchied!

Wie der Windhund gegen den Menſchen ſich zeigt, ſo benimmt er ſich auch gegen andere Hunde. Er liebt ſie nicht, ſie ſind ihm ſogar faſt gleichgiltig: — kommt es aber zu einer Balgerei, ſo iſt er ſicher der Erſte, welcher zubeißt, und dann iſt er ſehr gefährlich. Denn trotz ſeiner ſchlanken, feinen Geſtalt iſt er ſtark, und ſobald es zum Knurren kommt, benutzt er ſeine Größe, hält dem Gegner ſeine Schnauze immer übers Genick, packt, ſobald ſich jener rührt, feſt zu, ſucht ihn empor zu heben und ſchüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dabei iſt er ſo gemein, daß er auch mit kleinen Hunden anbindet, welche andere, edeldenkende Hunde ſtets mit einer gewiſſen Herablaſſung behandeln und wenigſtens niemals beißen; ja, es kommt häufig genug vor, daß ein Windhund kleinere Hunde in wenigen Augenblicken todtſchüttelt. Dennoch iſt das Thier nützlich und manchen Völkerſchaften zu ihrer Jagd geradezu unentbehrlich. Weit mehr nämlich, als der Windhund im Norden benutzt wird, gebraucht man ihn im Süden, namentlich in allen Steppenländern. Die Tartaren, Perſer, Kleinaſiaten, die Beduinen, Kabilen, die Araber, Sudahneſen, Inder und andere mittelafrikaniſche und aſiatiſche Völkerſchaften achten ihn überaus hoch, im Werthe oft einem guten Pferde gleich. Unter den Araberſtämmen der Wüſte oder vielmehr der Wüſtenſteppen am Rande der Sahara geht das Sprichwort:

„Ein guter Falk, ein ſchneller Hund, ein edles Pferd,
Sind mehr als zwanzig Weiber werth.“

Die Wahrheit dieſes Sprichwortes begreift man, wenn man unter den Leuten gelebt hat.

Bei uns freilich wird der Windhund eben nicht häufig gebraucht. Die Jagd mit ihm iſt für den Wildſtand äußerſt ſchädlich und deshalb auch an vielen Orten unterſagt. Nur große Gutsbeſitzer machen ſich ab und zu das Vergnügen, mit ihm zu jagen. Dazu wird er leicht abgerichtet. Wenn er ein und ein halbes Jahr alt geworden, nimmt man ihn an die Leine und ſucht es dahin zu bringen, daß er an dieſer ruhig geht. Anfangs bringt man ihn mit einem alten Windhund auf ein Revier, wo es wenig Haſen giebt, und hetzt erſt blos junge Haſen, welche aber noch nicht weit von dem Hunde entfernt ſein dürfen. Die Gegend muß eben und frei ſein, und man muß zu Pferde überall hinkommen können, damit man auch zur rechten Zeit bei dem Hunde anlangt, wenn er einen Haſen gefangen hat.

Es iſt ein ſchönes Schauſpiel, ſolche Jagd mit anzuſehen. Der Haſe iſt ſo dumm nicht, wie er ausſieht, und ſpielt dem unerfahrenen Hunde manche Tücke. In raſender Eile jagt dieſer ſeinem Wilde nach, er macht Sätze von wirklich unglaublicher Entfernung, nicht ſelten ſolche, welche mit denen der größeren Katzen wetteifern, von acht, zehn und zwölf Fuß, und ſo iſt es kein Wunder, daß er dem Haſen bald genug auf den Leib rückt. Jetzt iſt er dicht herangekommen, — im nächſten Augenblick wird er ihn faſſen — nein, ſo ſchnell geht das nicht! Der Haſe hat plötzlich einen Haken geſchlagen und rennt rückwärts; der Hund aber, der in gerader Flucht ihm nacheilte, iſt weit über ihn hinausgeſtürzt, fällt faſt auf die Erde, ſieht ſich wüthend um, geräth in äußerſten Zorn, ſucht und ſieht endlich den Haſen bereits auf anderthalbhundert Schritte Entfernung dahinlaufen. Jetzt wirft er ſich herum, raſt ihm nach, faßt ihn bereits wieder — da ſchlägt der Haſe einen zweiten Haken und dem Hunde ergeht es wie das erſte Mal. In dieſer Weiſe würde die Jagd ohne Ende fortdauern, wenn man nicht zwei Hunde auf einen Haſen laufen ließ. Da freilich endet ſie weit ſchneller; denn während der Eine den Haſen verfolgt, ſchneidet der Andere ihm den Bogen ab, und ſo trifft das Sprichwort ein: „Viele Hunde ſind der Haſen Tod.“ Hat nun endlich der Hund den Haſen gefangen, ſo muß

man ſobald als möglich zur Stelle ſein; denn die allermeiſten Windhunde ſchneiden ihre Beute an und haben ſie manchmal bereits halb aufgefreſſen, wenn der Jäger herbeikommt. Ein Windhund, welcher die anderen hiervon abhält, wird Retter genannt, und Derjenige, welcher im Stande iſt, einen Haſen allein ohne Hilfe zu erhaſchen, Soloſänger; Beide werden außerordentlich theuer bezahlt und ſind ſehr geſucht.

Während im Norden die Windhunde ſich vielfach durch ihren Leibesbau und ihre Behaarung unterſcheiden, gehören die des Südens, wie es ſcheint, mehr oder weniger einer Raſſe an. Der perſiſche Windhund mag ſie uns kennen lernen. Er iſt ein ebenſo edles, als anmuthiges Thier. Die Behaarung iſt ſeidenweich; ihre Färbung iſt ein leichtes Iſabellgelb, welches nicht ſelten ins Weißliche zieht, häufig aber bis zur echten Rehfarbe dunkelt. Auf den alten egyptiſchen Denkmälern findet man dieſe Raſſe unter anderen, namentlich gefleckten Windhunden abgebildet, woraus alſo hervorgeht, daß dieſes vortreffliche Thier ſchon im grauen Alterthum benutzt wurde. Ich meinestheils habe ihn in Kordofahn kennen gelernt.

Alle Steppenbewohner, und zwar die feſtſitzenden ebenſogut, wie die herumwandernden, verehren den Windhund in ganz ungewöhnlicher Weiſe. Es wurde mir nicht möglich, ein Windſpiel käuflich an mich zu bringen, weil die Leute ſich durchaus nicht auf den Handel einlaſſen wollten. Beſondere Gebräuche, welche zum Geſetz geworden ſind, beſtimmen gewiſſermaßen den Werth des Thieres. So muß, um ein Beiſpiel zu geben, in Jemen nach altem Brauch und Recht Jeder, welcher ein Windſpiel erſchlägt, ſoviel Weizen zur Sühne geben, als erforderlich iſt, den Hund zu bedecken, wenn er ſo an der Standarte aufgehängt iſt, daß er mit der Schnauzenſpitze eben den Boden berührt. Bei dem verhältnißmäßig hohen Preiſe, welchen der Weizen in jener Gegend hat, beanſprucht dies eine ganz außerordentliche Summe; denn ein derartig aufgehangener Windhund erfordert bei dem geringen Fallwinkel des Getreides, wenn er bedeckt ſein will, einen Haufen von vielen Scheffeln.

Im Jahre 1848 verlebte ich mehrere Wochen in dem Dorfe Melbeß in Kordofahn und hatte hier vielfache Gelegenheit, den innerafrikaniſchen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nährten ſich, obgleich ſie Getreide bauten, hauptſächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus dieſem Grunde hielten ſie blos Schäfer- und Windhunde, die erſteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hauſe ſaßen drei oder vier der prächtigen Thiere, von denen einer immer den andern an Schönheit übertraf. Sie waren wachſam und ſchon hierdurch von ihren Verwandten ſehr verſchieden. Sie ſchützten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Hiänen und Leoparden; nur in einen Kampf mit dem Löwen ließen ſie ſich nicht ein. Am Tage waren ſie ruhig und ſtill, nach Einbruch der Nacht aber begann ihr wahres Leben. Man ſah ſie dann auf allen Mauern herumklettern; ſelbſt die Strohdächer der Dokhahl oder runden Hütten mit kegelförmigem Dache beſtiegen ſie, wahrſcheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausſchauen und Lauſchen zu erhalten. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte billig meine Verwunderung. Schon in Egypten hatte ich beobachtet, daß die Dorfhunde nachts mehr auf den Häuſern, als auf den Straßen ſich aufhalten. Hier aber ſind alle Hüttendächer glatt und eben, in Melbeß dagegen waren dies nur die wenigſten: gleichwohl waren auch hier die Hunde oben ebenſo heimiſch, als unten auf der flachen Erde. Wenn nun die Nacht hereinbrach, hörte man anfangs wohl hier und da Gekläff und Gebell, bald jedoch wurde es ganz ruhig, und man vernahm höchſtens das Geräuſch, welches die Hunde verurſachten, wenn ſie über die Dächer wegliefen, unter denen man lag. Doch verging während meines ganzen Aufenthaltes keine Nacht, ohne daß ſie Gelegenheit gefunden hätten, dem Menſchen zu dienen. Eine Hiäne, ein Leopard oder ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubthiere näherten ſich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkte die verhaßten Gäſte, ſchlug in eigenthümlich kurzer Weiſe heftig an, und im Nu war die ganze Meute lebendig. Mit wenig Sätzen ſprang jeder Hund von ſeinem erhabenen Standpunkte herab; in den Straßen bildete ſich augenblicklich eine Meute, und dieſe ſtürmte nun eilig vor das Dorf hinaus,

um den Kampf mit dem Feinde zu beſtehen. Gewöhnlich war ſchon nach einer Viertelſtunde die ganze Geſellſchaft wieder verſammelt: der Feind war in die Flucht geſchlagen, und die Hunde kehrten ſiegreich zurück. Blos wenn ein Löwe erſchien, bewieſen ſie ſich feig und verkrochen ſich heulend in einen Winkel der Seriba oder der dornigen Umzäumung des Dorfes.

Jede Woche brachte ein Paar Feſttage für unſere Thiere. Am frühen Morgen vernahm man zuweilen mitten im Dorfe den Ton eines Hornes, und dieſer rief ein Leben unter den Hunden hervor, welches gar nicht zu beſchreiben iſt. Als ich den eigenthümlichen Klang des Hornes zum erſten Male vernahm, wußte ich ihn mir durchaus nicht zu deuten; die Hunde aber verſtanden ſehr wohl, was er ſagen ſollte. Aus jedem Hauſe hervor eilten drei oder vier Stück mit wilden Sprüngen, jagten dem Klange nach, und in wenigen Minuten hatte ſich um den Hornbläſer eine Meute von wenigſtens 50 oder 60 Hunden verſammelt. Wie ungeduldige Knaben umdrängten ſie den Mann; ſie ſprangen an ihm empor, heulten, bellten, kläfften, wimmerten, rannten unter ſich hin und her, knurrten einander an, drängten eiferſüchtig diejenigen weg, welche dem Mann am nächſten ſtanden: — kurz, ſie zeigten in jeder Bewegung und in jedem Laut, daß ſie aufs äußerſte erregt waren. Als ich nun aus den meiſten Häuſern die jungen Männer mit ihren Lanzen und verſchiedenen Schnuren und Stricken hervortreten ſah, verſtand ich freilich, was der Hornlaut zu ſagen hatte: er war das Jagdzeichen. Nun ſammelte ſich die Mannſchaft um die Hunde, und Jeder ſuchte ſich ſeine eignen aus dem wirren Haufen heraus. Ihrer Vier bis Sechs wurden immer von einem Manne geführt; dieſer hatte aber oft genug ſeine Noth, um die ungeduldigen Thiere nur einigermaßen zügeln zu können. Das war ein Drängen, ein Vorwärtsſtreben, ein Kläffen, ein Bellen ohne Ende! Endlich ſchritt der ganze Jagdzug geordnet zum Dorfe hinaus, dabei ein wirklich prachtvolles Schauſpiel gewährend. Man ging ſelten weit, denn ſchon die nächſten Wälder boten eine ergiebige Jagd, und dieſe war, Dank dem Eifer und Geſchick der Hunde, für die Männer eine verhältnißmäßig ſehr leichte. An einem Dickicht angekommen bildete man einen weiten Keſſel und ließ dann die Hunde los. Dieſe drangen in das Innere des Dickichts ein und fingen faſt alles jagdbare Wild, welches ſich dort befand. Man brachte mir Trappen, Perlhühner, Frankoline, ja ſogar Wüſtenhühner, welche von den Hunden gefangen worden waren. Mehr brauche ich wohl nicht zu ſagen, um die Gewandtheit dieſer vortrefflichen Thiere zu beweiſen. Eine Antilope entkam ihnen nie, weil ſich jedesmal ihrer Vier oder Sechs vereinigten, um ſie zu verfolgen. Die gewöhnliche Jagdbeute beſtand aus Antilopen, Haſen und Hühnern, doch wurden auch andere Thiere von den Hunden erbeutet, z. B. Wildhunde (Canis simensis), Steppenfüchſe (Vulpes famelica) und andere Raubthiere, und man verſicherte mich, daß ein Leopard, ein Gepard oder eine Hiäne den Windhunden jedesmal erliegen müſſe.

Dieſe Hunde ſind der Stolz der Steppenbewohner und werden deshalb auch mit einer gewiſſen Eiferſucht von dieſen unter ſich feſtgehalten. Bei den feſtwohnenden Arabern in der Nilniederung findet man ſie nicht, und nur ſelten kommt ein Steppenbewohner mit zwei oder drei ſeiner Lieblingsthiere bis zum Nil herab. Bei ſolchen Gelegenheiten verlieren die Leute gewöhnlich einen ihrer Hunde, und zwar durch die Krokodile. Die am Nil und ſeinen Armen gebornen und dort aufgewachſenen Hunde werden von den Krokodilen niemals überraſcht. Sie nahen ſich, wenn ſie trinken wollen, dem Strom immer nur mit der allerverſtändigſten Vorſicht und tappen nie blindlings zu, wie die der Verhältniſſe unkundigen Steppenhunde. Ein Nilhund, um Dies kurz zu beſchreiben, kommt vorſichtig zum Flußufer, beobachtet das Waſſer von dort ganz genau, ſchreitet bedachtſam näher bis zu dem Spiegel des Waſſers heran, heftet die Augen feſt auf das trügeriſche Element und trinkt in Abſätzen, bei der geringſten Bewegung des Waſſers ſich eilig zurückziehend; der Steppenhund dagegen denkt gar nicht daran, daß im Waſſer Etwas verborgen ſein könne, ſpringt unbeſorgt in den Strom, um ſich auch Bruſt und Leib zu kühlen, und fällt ſo den Krokodilen ſehr häufig zum Opfer. Ob Dies eine der Haupturſachen iſt, daß man unmittelbar am Nil ſelbſt keine Windhunde hält, oder ob noch andere Urſachen mitwirken, weiß ich nicht zu ſagen.

Ueber die Windhunde des weſtlichen Theiles der Wüſte mag uns General Daumas belehren:

„In der Sahara, wie in allen übrigen Ländern der Araber, iſt der Hund nicht mehr, als ein vernachläſſigter, beſchwerlicher Diener, welchen man von ſich ſtößt, wie groß auch die Nützlichkeit ſeines Amtes ſei, gleichviel ob er die Wohnung bewachen oder das Vieh hüten muß: — nur der Windhund allein genießt die Zuneigung, die Achtung, die Zärtlichkeit ſeines Herrn. Der Reiche ſowohl, als der Arme, betrachten ihn als den unzertrennlichen Genoſſen aller ritterlichen Vergnügungen, welche die Beduinen mit ſo großer Freude üben. Man hütet dieſen Hund, wie ſeinen eigenen Augapfel; man giebt ihm ſein beſonderes Futter, läßt ihn, ſo zu ſagen, mit ſich aus einer Schüſſel ſpeiſen und ſieht mit großer Sorgfalt auf die Reinhaltung der Raſſen. Ein Mann der Sahara durchreiſt gern ſeine zwanzig, dreißig Meilen um für eine edle Hündin einen edlen Hund zu finden!"

„Der Windhund der beſten Art muß die flüchtige Gazelle in wenig Zeit erreichen. „Wenn der „Slugui" eine Gazelle ſieht, welche weidet, fängt er ſie, ehe ſie Zeit hatte, den Biſſen im Munde hinab zu ſchlingen," — ſagen die Araber, um die Schnelligkeit und Güte ihrer Hunde zu verſinnlichen."

„Geſchieht es, daß eine Windhündin ſich mit einem andern Hunde einläßt und trächtig wird, ſo tödten die Araber ihr die Jungen im Leibe, ſobald ſie ſich einigermaßen entwickelt haben. Und nicht allein ihre Kinder verliert ſolch eine ungerathene Hündin, ſondern unter Umſtänden auch das eigne Leben. Ihr Beſitzer läßt ſie ohne Gnade umbringen: „Wie," ruft er aus, „du, eine Hündin von Erziehung, eine Hündin von edler Geburt, wirfſt dich weg und läßt dich mit dem Pöbel ein? Es iſt eine Gemeinheit ohne Gleichen; ſtirb mit deinem Verbrechen!"

„Wenn eine Windhündin Junge geworfen hat, verlieren die Araber keinen Augenblick, um dieſe Jungen gehörig zu beobachten und ſie zu liebkoſen. Nicht ſelten kommen die Frauen herbei und laſſen ſie an ihren eignen Brüſten trinken. Je größern Ruf die Hündin hat, um ſo mehr Beſuche empfängt ſie während ihres Wochenbettes, und Alle bringen ihr Geſchenke, die Einen Milch, die Andern Kuskuſu, und kein Verſprechen, keine Schmeichelei giebt es, welche nicht angewandt würde, um ein junges, edles Hündchen zu erlangen. „Ich bin dein Freund, mein Bruder, thue mir den Gefallen und gieb mir das, worum ich dich bitte; ich will dich gern begleiten, wenn du zur Jagd hinausgehſt; ich will dir dienen und dir andere Freundlichkeiten erzeigen." Auf alle dieſe Bitten antwortet der Herr der Hündin, dem ſolche Bitten geſpendet werden, gewöhnlich, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, für ſich ſelbſt den ihm anſtehenden Hund des Gewölfes auszuſuchen, und unter ſieben Tagen gar Nichts ſagen könne. Solche Zurückhaltung hat ihren Grund in einer Beobachtung, welche die Araber gemacht haben wollen. In dem Gewölfe der Windhündin giebt es immer ein Hündchen, welches auf allen übrigen liegt, ſei es zufällig oder in Folge ſeiner eigenen Anſtrengungen. Um ſich nun vollends von der Güte dieſes Thieres zu verſichern, nimmt man es von ſeinem Platze weg und beobachtet, ob es ſich in den erſten ſieben Tagen wiederholt denſelben erobert. Geſchieht Dies, ſo hat der Beſitzer die größten Hoffnungen, einen vorzüglichen Hund in ihm zu erhalten, und es würde vergeblich ſein, ihm den beſten Negerſklaven als Tauſchmittel zu bieten: er verkauft den Hund ſicherlich nicht. Eine andere Anſicht läßt diejenigen Hunde als die beſten erſcheinen, welche zuerſt, zu dritt und zu fünft geboren werden."

„Mit dem vierzigſten Tage werden die jungen Windhunde entwöhnt; demungeachtet erhalten ſie aber noch Ziegen- oder Kamelmilch, ſoviel ſie mögen, und dazu Datteln und Kuskuſu. Nicht ſelten ſieht man Araber, welche für die jungen, der Mutter entwöhnten Hunde milchreiche Ziegen feſthalten, damit die hochgeachteten Thiere an denſelben ſaugen können."

„Iſt der Windhund drei oder vier Monate alt geworden, ſo beginnt man, ſich mit ſeiner Erziehung zu beſchäftigen. Die Knaben laſſen vor ihm Spring- und Rennmäuſe laufen und hetzen den jungen Fänger auf dieſes Wild. Es dauert nicht lange, ſo zeigt das edle Thier bereits große Luſt an dieſer Jagd, und nach wenigen Wochen iſt es ſchon ſoweit gekommen, daß es auch auf andere, größere Nager verwendet werden kann. Im Alter von fünf und ſechs Monaten beginnt man bereits

mit der Jagd des Hasen, welche ungleich größere Schwierigkeiten macht. Die Diener gehen zu Fuß, den jungen Windhund an der Hand führend, nach einem vorher ausgekundschafteten Hasenlager, stoßen den Schläfer auf, feuern den Hund durch einen leisen Zuruf zur Verfolgung an und fahren mit diesem Geschäft fort, bis der Windhund auch Hasen zu fangen gelernt hat. Von dem Hasen steigt man zu jungen Gazellen auf. Man nähert sich diesen mit aller Vorsicht, wenn sie zur Seite ihrer Mütter ruhen, ruft die Aufmerksamkeit der Hunde wach, begeistert sie, bis sie ungeduldig werden, und läßt sie dann los. Nach einigen Uebungen betreibt der Windhund auch ohne besondere Aufmunterung die Jagd leidenschaftlich."

„Unter solchen Uebungen ist das edle Thier ein Jahr alt geworden und hat beinahe seine ganze Stärke erreicht. Seine Sinne haben sich entwickelt, und namentlich der Geruch, welcher bei ihm nicht in dem Grade verkümmert erscheint, als bei anderen Windhunden, hat seine volle Ausbildung erhalten, demohngeachtet wird der Slugui noch nicht zur Jagd verwandt, höchstens, nachdem er 15 oder 16 Monate alt geworden ist, gebraucht man ihn wie die übrigen. Aber von diesem Augenblicke an muthet man ihm auch fast das Unmögliche zu, und er macht das Unmögliche möglich."

Wenn jetzt dieser Hund ein Rudel von 30 oder 40 Antilopen erblickt, zittert er vor Aufregung und Vergnügen und schaut bittend seinen Herrn an, welcher erfreut ihm zu sagen pflegt: „Du Judensohn, sage mir nur nicht mehr, daß du sie nicht gesehen hast. Ich kenne dich, Freund, aber will dir gern zu Willen sein." Jetzt nimmt er seinen Schlauch herab und befeuchtet dem Judensohne und Freunde Rücken, Bauch und Geschlechtstheile, überzeugt, daß der Hund hierdurch mehr gestärkt werde, als durch alles Uebrige. Der Windhund seinerseits ist voll Ungeduld und wendet seine Augen bittend nach seinem Herrn. Endlich sieht er sich frei, jauchzt vor Vergnügen auf und wirft sich wie ein Pfeil auf seine Beute, immer sich das schönste und stattlichste Stück des Rudels auswählend. Sobald er eine Gazelle oder andere Antilope gefangen hat, erhält er augenblicklich sein Waidrecht, das Fleisch an den Rippen nämlich, — Eingeweide würde er mit Verachtung liegen lassen."

„Der Windhund ist klug und besitzt sehr viel Eitelkeit. Wenn man ihm vor der Jagd eine schöne Antilope zeigt, er aber nicht im Stande ist, diese zu bekommen, sondern dafür eine andere niederreißt und dafür gescholten wird, ist er sehr unglücklich und zieht sich schamvoll zurück, auf sein Wildrecht verzichtend. Die Erziehung, welche er genießt, macht ihn unglaublich eitel. Ein edler Windhund frißt niemals von einem schmuzigen Teller und trinkt nie Milch, in welche Jemand seine Hand getaucht hat. Seine Erzieher haben ihn so verwöhnt, daß er die beste Abwartung verlangt. Während man anderen Hunden kaum Nahrung reicht, sondern sie vielmehr zwingt, sich mit dem Aase und mit den Knochen zu nähren, welche die Windhunde verschmähen, während man sie wüthend aus den Zellen stößt und vom Tisch wegjagt, schläft der Windhund zur Seite seines Herrn auf Teppichen und nicht selten in einem Bette mit seinem Besitzer. Man kleidet ihn an, damit er nicht von der Kälte leidet, man belegt ihn mit Decken, wie ein edles Pferd, man giebt sich Mühe, ihn zu erheitern, wenn er mürrisch ist, und alles Dies, weil seine Unarten, wie man sagt, ein Zeichen seines Adels sind. Man findet Vergnügen darin, ihn mit allerlei Schmuck zu behängen; man legt ihm Halsbänder und Muscheln um und behängt ihn, um ihn vor dem Blicke des bösen Auges zu schützen, mit Talismanen; man besorgt seine Nahrung mit größter Sorgfalt und giebt ihm überhaupt nur das Essen, welches man selbst für Leckerbissen hält. Und nicht genug damit; der Windhund begleitet seinen Herrn, wenn dieser seine Besuche macht und empfängt wie dieser die Gastfreundschaft im vollsten Maße; er erhält sogar seinen Theil von jedem Gericht."

„Der edle Windhund jagt nur mit seinem Herrn. Solche Anhänglichkeit und die Reinlichkeit des Thieres vergilt die Mühe, welche man sich mit ihm giebt. Wenn nach einer Abwesenheit von einigen Tagen der Herr zurückkommt, stürzt der Windhund jauchzend aus dem Zelte hervor und springt mit einem Satze in den Sattel, um den von ihm schmerzlich Vermißten zu liebkosen; dann sagt der Araber zu ihm: „Mein lieber Freund, entschuldige mich, es war nothwendig, daß ich dich verließ: aber ich gehe nun mit dir; denn ich brauche Fleisch, ich bin des Dattelnessens müde, und du wirst wohl so

gut ſein, mir Fleiſch zu verſchaffen.“ Der Hund benimmt ſich bei allen dieſen Freundlichkeiten, als wiſſe er ſie Wort für Wort in ihrem vollen Werthe zu würdigen.“

„Wenn ein Windhund ſtirbt, geht ein großer Schmerz durch das ganze Zelt. Die Frauen und Kinder weinen, als ob ſie ein theures Familienglied verloren hätten. Und oft genug haben ſie auch viel verloren; denn der Hund war es, welcher die ganze Familie erhielt. Ein Slugui, welcher für den armen Beduinen jagt, wird niemals verkauft, und nur in höchſt ſeltenen Fällen läßt man ſich herbei, ihn einem der Verwandten oder einem Marabut, vor dem man große Ehrfurcht hat, zu ſchenken.

Der Preis eines Slugui, welcher die größeren Gazellen fängt, ſteht dem eines Kameles gleich; für einen Windhund, welcher größere Antilopen niederreißt, bezahlt man gern ſoviel, wie für ein ſchönes Pferd.“

Die Perſer benutzen ihre Windhunde, welche den afrikaniſchen außerordentlich ähneln, ebenfalls hauptſächlich bei der Antilopenjagd, ſtellen ihnen aber in ihren Baizfalken ganz vortreffliche Ge-

Der italieniſche Hund (Canis familiaris).

hilfen. Alle vornehmen Perſer ſind leidenſchaftliche Freunde dieſer gemiſchten oder vereinigten Hetzjagden und wagen bei wahrhaft haarſträubenden Ritten das Leben mit Freuden bei ſolch edlem Vergnügen. Sobald ſie in ihrer Ebene eine Antilope erblicken, laſſen ſie den Baizfalken ſteigen, und dieſer holt natürlich mit wenig Flügelſchlägen das ſich flüchtende Säugethier ein und zwingt es auf eigenthümliche Weiſe zum Feſtſtellen. Geſchickt einem Stoße des ſpitzen Hornes ausweichend, ſchießt er ſchief von oben herab auf den Kopf der Antilope, ſchlägt dort ſeine gewaltigen Fänge ein, hält ſich trotz alles Schüttelns feſt und verwirrt das Thier durch Flügelſchläge, bis es nicht mehr weiß, wohin es ſich wenden ſoll, und ſolange im Kreiſe herumtaumelt, bis die Windhunde nachgekommen ſind, um es für ihren Herrn feſt zu machen. Außerdem benutzt man denſelben Hund auch noch zur Jagd des Ebers und des wilden Eſels (Asinus hemionus), und namentlich der letztere ſoll dem Jäger und ſeinem ſchnellen, vierfüßigen Gehilfen viel zu ſchaffen machen. Seinem natürlichen Triebe folgend, eilt der aufgeſcheuchte wilde Eſel augenblicklich den felſigen Abhängen zu, in welchen er den größten Theil

Digitized by Google

ſeines Lebens verbringt und der Uebung im Klettern wegen die größten Vortheile vor dem perſiſchen Pferde hat. Nur ſolche gewandte Geſchöpfe, wie die eingebornen Windhunde es ſind, können ihm in jene Gebiete folgen, aber auch ſie müſſen oft genug ihre Beute aufgeben, müſſen es thun, obgleich man mehrere Hundemeuten in der Verfolgung des ebenſo flüchtigen als muthigen Eſel abwechſeln läßt.

Man ſagt, daß der perſiſche Windhund ein ſehr zweifelhafter Begleiter ſeines Herrn ſei und zuweilen denſelben zur Flucht nöthige, indem er geradezu mörderiſch über ihn herfalle. Doch bedarf Dies wohl noch ſehr der Beſtätigung. —

Andere Raſſen dieſer Art zeichnen ſich durch eine dichtere Behaarung und buſchigere Standarte aus. Hierher gehört hauptſächlich der ruſſiſche, während der ſchottiſche und iriſche einen dicht behaarten Schwanz tragen. Wie andere werden ſie vielfach bei Wolfsjagden oder auch bei Bären- oder Schweinshatzen benutzt.

Der däniſche Hund.

Das allerzierlichſte Mitglied der ganzen Windhundgeſellſchaft iſt der ſogenannte italieniſche Hund. Er verdient ſeines überaus zarten und feinen Leibesbaues wegen der Erwähnung. Den anderen Windhunden gegenüber iſt er ein wahrer Zwerg; aber er iſt ein höchſt wohlgebildeter Zwerg, bei welchem jeder Körpertheil im genauſten Verhältniſſe ſteht. Sein ganzes Gewicht überſteigt ſelten 6 oder 7 Pfund, und die allerausgezeichnetſten wiegen ſogar blos vier Pfund, trotz ihrer Höhe von 14 oder 15 Zoll. Man hat zwar verſucht, das niedliche Geſchöpf zur Jagd der Kaninchen abzurichten, allein es eignet ſich hierzu weit weniger, als zu der Rolle eines Schoshündchens oder Lieblings von Damen, denn der italieniſche Windhund läßt ſich leichter und gründlicher verziehen, als jeder andere Hund. Ein liebebedürftiges und erziehungsluſtiges Frauenherz findet in ihm geradezu einen unübertrefflichen Gegenſtand, ein Weſen, welches in kurzer Zeit an Eigenwillen, Empfindlichkeit und Empfindſamkeit ſelbſt das verweichlichſte Menſchenkind übertrifft. Abgeſehen von dieſen Eigenſchaften iſt der

ſchmucke, zierlich gebaute Hund aber ein wirklich reizendes Geſchöpf. Jeder Körpertheil an ihm iſt zierlich und fein gebildet, jede Bewegung von ihm iſt leicht, gefällig und anmuthig. Die Färbung iſt eine ſehr wechſelnde; am häufigſten ſieht man ein eigenthümliches Graubraun mit goldigem Schimmer.

Als einfacher Blendling zwiſchen Windhund und Bullenbeißer wird der große däniſche Hund — ſiehe Bild Seite 353 — angeſehen. Man ſieht ihn in Deutſchland ſelten, in England aber als den treuen Begleiter von Pferden und Wagen häufiger. Es iſt ein großes ſchönes Thier von edler Form mit ſchlanken Beinen und glattem Schwanz, ſchmalen und kurzen Ohren und großen, ſchönen Augen; die Schnauze iſt zugeſpitzt, aber, wie das ganze Thier, immer noch weit kräftiger, als die des Windhundes. Seine Färbung ſpielt ins Braune, Mäuſefarbene und Schwärzliche; die Bruſt und die Kehle ſind jedoch immer weißlich. Früher wurde er viel zur Hatz auf Rothwild benutzt, gegenwärtig iſt bekanntlich dieſe Jagd außer Gebrauch gekommen. Der däniſche Windhund gilt als ein treues, gutmüthiges und wachſames Thier.

Genauer auf die manchfaltigen Raſſen und Baſtarde dieſer Art einzugehen, möge mir nachgeſehen werden, weil wir ohnehin nur bei genaueſter Behandlung dieſer verſchiedenen Abweichungen etwas Genügendes erhalten würden.

An den däniſchen Hund können wir die Bullenbeißer und die ihnen nahe ſtehenden Raſſen der großen Hühnerhunde anreihen.

Bei dem eigentlichen Bullenbeißer (Canis Molossus) iſt der Leib gedrungen dick, gegen die Weichen nur wenig eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Bruſt breit und tiefliegend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf rundlich, hoch, die Stirne ſtark gewölbt, die Schnauze kurz, nach vorn verſchmälert und ſehr ſtark abgeſtumpft. Die Lippen hängen zu beiden Seiten über (klaffen vorn aber nicht) und triefen beſtändig von Geifer; die ziemlich langen und mittelbreiten Ohren ſind gerundet, halb aufrecht ſtehend, gegen die Spitze umgebogen und hängend. Die Beine ſind von mittler Höhe, dick und ſtark; an den Hinterpfoten iſt keine Afterzehe vorhanden. Der Schwanz iſt am Grunde dick, gegen das Ende zu verſchmälert, ziemlich lang; er reicht bis an das Ferſengelenk. Selten wird er gerade oder nach rückwärts geſtreckt, ſondern meiſtens in die Höhe gerichtet und vorwärts gebeugt. Die Färbung iſt entweder fahl oder bräunlichgelb, bisweilen mit einem ſchwärzlichen Ueberfluge, oder auch bräunlich; die Schnauze, die Lippen und die äußeren Enden der Ohren ſind ſchwarz: doch giebt es, wie bei allen Hunden, vielfache Abänderungen. Gewöhnlich beträgt die Körperlänge $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes etwas über 1 Fuß, die Höhe am Widerriſt gegen 2 Fuß.

Als muthmaßliche Heimat des Bullenbeißers kann Irland betrachtet werden; wenigſtens finden ſich dort die ausgezeichnetſten Raſſen, welche man überhaupt kennt. Die Thiere ſind ſchwer und plump, und ihr Lauf deswegen weder anhaltend, noch raſch. Dagegen beſitzen ſie eine überaus große Stärke, viel Entſchloſſenheit und einen unglaublichen Muth, ja, man kann ſagen, daß ſie mit wenigen Ausnahmen als die muthigſten aller Thiere angeſehen werden können. Dieſe hervorragende Eigenſchaft iſt ſo wohl bekannt, daß ſie zum Sprichwort geworden iſt. Ihrer Stärke wegen ſind die Bullenbeißer zu ſchwerer und gefährlicher Jagd und zu Kämpfen mit wilden Thieren beſonders geeignet. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts veranſtalteten die Engländer Kampfſpiele zwiſchen Bullenbeißern und Stieren; ſelbſt gegen Bären und Löwen kämpften die Hunde mit vielem Glück: man rechnete nur drei Doggen auf einen Bären, vier auf einen Löwen.

Die geiſtigen Fähigkeiten des Bullenbeißers ſind nicht ſo ausgezeichnet, wie die der übrigen geſcheiten Hunde, keineswegs aber ſo tief ſtehend, wie man gewöhnlich angenommen hat. Man glaubte, in dem Bullenbeißer ein Thier der rohen Stärke vor ſich zu ſehen, und gab ſich vom Anfang an dem Glauben hin, daß es in geiſtiger Hinſicht durchaus Nichts leiſten könne. Doch iſt dieſe Anſicht unbegründet; denn jeder Bullenbeißer gewöhnt ſich an den Menſchen und opfert mit Vergnügen ſein Leben für ihn auf. Er eignet ſich vortrefflich zum Wachen und Hüten unſers Hauſes oder unſerer Güter

und vertheidigt das ihm Anvertraute mit wirklich beispiellosem Muthe. Als Reisebegleiter in gefährlichen, einsamen Gegenden ist er gar nicht zu ersetzen. Es sind Fälle genug bekannt, daß er seinen Herrn gegen fünf bis sechs Räuber mit dem größten Erfolge vertheidigt hat; ja, man weiß Geschichten, in denen er als Sieger aus solchen ungleichen Kämpfen hervorging, trotz unzähliger Wunden, welche er erhalten hatte. Auch als Wächter bei Rinderherden wird er verwendet und versteht es, selbst den wildesten Stier zu bändigen; denn er ist geschickt genug, sich im rechten Augenblick in das Maul des Ochsen einzubeißen und so lange dort sich fest zu hängen, bis sich der Stier geduldig der Uebermacht des Hundes fügt. Zum Kampf gegen große Raubthiere, wie Bären und Wölfe, Wildschweine, Löwen ꝛc. läßt er sich leicht abrichten und steht deshalb bei allen Völkern, welche mit derlei Raubgezüchte zu thun haben, im hohen Ansehen. In den alten Thierhetzen auf Auerochsen und anderes schwere Wild wurde er vielfach verwendet, und in Amerika wird er noch heutigen Tages bei den Stier-

Der Bullenbeißer (Canis Molossus).

gefechten benutzt. Anderen Hunden gegenüber beträgt er sich sehr anständig. Er sucht nur selten Streit und läßt sich besonders von kleineren Hunden viel gefallen. Auch erträgt er Neckereien lange. Bei fortgesetzter Reizung aber greift er, ohne vorher zu warnen oder viel zu bellen und ohne zu irgend welcher List seine Zuflucht zu nehmen, von vorn an, begnügt sich aber gewöhnlich, seinen Gegner zu Boden zu werfen und ihn festzuhalten, falls dieser keinen fernern Widerstand versucht. Gegen seinen Herrn ist der Bullenbeißer treu und anhänglich, ohne sich ihm indeß aufzudrängen; gegen Fremde jedoch bleibt er immer gefährlich, er mag frei sein oder an der Kette liegen, und wenn er auf Leute gehetzt wird, ist er wahrhaft furchtbar.

Ihm sehr nahe stehen die eigentlichen Doggen. Es sind sehr große und starke Thiere mit kurzer, dicker, vorn gerad abgestumpfter Schnauze, deren Oberlippen, obgleich sie an den Seiten herab-

Digitized by Google

hängen, vorn den Mund nicht schließen und so beständig das Gebiß sehen lassen. Die Nase ist nicht selten gespalten, der Pelz ist kurzhaarig und gewöhnlich von Farbe einfach roth, oft aber auch bunt. In früheren Zeiten, wo das Land noch unsicherer war, als gegenwärtig, hielt man die Doggen noch in ziemlicher Menge, gegenwärtig findet man sie nur bei Liebhabern. „Die Englischen Docken," sagt v. Flemming in seinem Vollkommenen teutschen Jäger, Leipzig 1717, „welche große Herren anfänglich aus England und Irrland mit vielen Unkosten bringen lassen, werden jetziger Zeit in Teutschland auferzogen. Und geben denen allergrößten und schönsten den Namen Cammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlaff-Gemach bei sich haben, damit, wann Mörder einfallen sollten, diese solche Böse-wichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten mögten. Nächst diesen werden andere Englische Docken Leib-Hunde genennet, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden, sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopff anfallen, sondern zur Seite an die Ohren fassen, und zu beiden Seiten sich anlegen. Denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerffen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stetig umb sich schnappen und herrumb beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders vor sich an Ketten und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. — Die Bären- oder Vollbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dicke und schwer, zum fangen aber ungemein hitzig erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch auf, und werden insgemein zur Podolischen und Ungarischen Büffel-Ochsen-Hatz, wie auch zuweilen die Bäre damit zu hetzen, gebraucht. Sie werden anfänglich an mäßige Sauen gehetzet, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie sich fest einbeißen und verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in die Kehle kützeln, alsdann lassen sie selbst los. Der Bär schmeisset mit Ohrfeigen umb sich, bis die Herrschaft überdrüssig wird, sodann werden die Hunde an sich angeruffen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihme mit dem Fang-Eysen der Rest gegeben, nachdem die Cammer- oder Leibhunde vorgerücket und denselben gefangen, darzu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüfthörnern geblasen wird."

Mit diesen Worten sind die Doggen fast hinlänglich beschrieben. Bei uns sieht man gewöhnlich nur eine mittelgroße Rasse, welche höchstens die Größe eines mittelmäßigen Hühnerhundes erreicht, oft aber nur halb so groß ist. Die Farbe dieses Thieres ist regelmäßig ein lichtes Isabellgelb; es finden sich aber auch, obwohl selten, Doggen, welche dunkler gefärbt sind. Die starken Knochen, die breite Brust und vor Allem der ausgezeichnete Bau des Kopfes läßt die Doggen nie verkennen. Der Kopf ist hinten breit und dick, die Backenmuskeln sind ganz erstaunlich stark, die Schnauze ist kurz, die Nase eingedrückt und wird dadurch sehr häßlich, oder aber sie ist gespalten, so daß jedes Nasenloch fast für sich besonders zu liegen scheint; die Schneidezähne stehen oft unregelmäßig, z. B. einige hinter den anderen; die Spitze der Unterkinnlade tritt vor die der Oberkinnlade; Eck- und Backzähne sind gewaltig; die Augen sind groß und der Blick düster.

Der eigentliche Bulldogg wird zumal in England sehr häufig gehalten und heißt deshalb bei uns auch geradezu englische Dogge. Man sieht ihn, noch mehr, als den Bullenbeißer, für ein wüthendes, unzugängliches und stumpfsinniges Thier an; doch kann man ihm diese Eigenschaften nur in beschränkter Weise zuschreiben. Seinem Herrn gegenüber zeigt der Bulldogg immer Treue und Anhänglichkeit; doch muß er denselben vollkommen kennen gelernt und erfahren haben, daß dessen geistige Kraft seine leibliche unter allen Umständen unterjochen kann; denn sonst glaubt das Thier nicht selten, das auch an den Menschen versuchen zu dürfen, was es an allen Thieren sich zu Schulden kommen läßt. Die Dogge ist sehr bissig und herrschsüchtig und zeigt unter Umständen eine wahre Freude, ein anderes Thier todtzubeißen. Dabei muß man rühmend anerkennen, daß ihr Muth noch größer ist, als ihre wirklich furchtbare Stärke. Sie wagt sich an jedes Thier, selbst an das gefährlichste: ein wüthender Ochse, ein hungriger, gefährlicher Wolf, ein Löwe erscheinen einer echten Dogge noch keineswegs als unüberwindliche Gegner: sie versucht wenigstens, inwiefern sie jener Meister werden kann. Lenz erzählt in seinem vorzüglichen Werke mehrere Thatsachen, von denen ich nur die eine

anführen will. „Im Jahre 1850 ſah ich in Gotha eine Menagerie, bei der ſich ein großer ſchöner Wolf befand. Am folgenden Tage zwängte ſich der Wolf aus ſeinem Käfig und verbreitete unter den vielen Zuſchauern großen Schrecken. Ein Bulldogg des Menageriebeſitzers, der ruhig in einer Ecke gelegen, hatte Alles beobachtet, ſprang plötzlich aus eignem Antrieb hervor und verbiß ſich feſt in die Kehle des Wolfs. So gewann der Mann Zeit, aus einem vom Zelte geſchnittenen Stricke eine Schlinge zu fertigen, die er dann dem Wolfe über den Kopf warf. Hund und Mann ſchafften nun gemeinſchaftlich den Wolf nach dem Käfig hin; dort kam er aber todt an, die Dogge hatte ihn in ihrem Dienſteifer erwürgt."

Was er einmal gefaßt hat, läßt er ſo leicht nicht wieder los. Dies ſieht man deutlich, wenn man ihn in einen Stock oder in ein Tuch beißen läßt; denn dann kann man ihn an dieſem Gegenſtand in die Höhe heben, auf den Rücken werfen und andere Dinge mit ihm vornehmen, ohne daß er ausläßt.

Von der Mordluſt des Thieres erzählt Lenz Folgendes: „Ich bekam ein erwachſenes Bulldoggweibchen kleinſter Sorte, das ein Fuhrmann von Köln mitgebracht, das vor Hunger ganz elend ausſah und nur aus Haut und Knochen zu beſtehen ſchien. Ich bewillkommnete die am ganzen Leibe zitternde Jammergeſtalt und ſprach ihr Troſt zu, den ſie auch, da er von gutem Futter begleitet war, ohne Bedenken annahm. Dann wollte ich ſie in einem Stalle unterbringen, wobei ich mit ihr durch einen Raum mußte, in welchem ich eine Menge Kaninchen hielt. Sobald ich hineintrat, ſprang die Beſtie augenblicklich mit der Wuth eines Tigers auf ein großes Kaninchen und hatte es im Nu im Rachen. Im nächſten Augenblicke hatte ich das Ungeheuerchen mit der rechten Hand beim Kragen und in der Luft; mit der linken riß ich am Kaninchen, konnte es aber nur in Fetzen aus dem feſtgeſchloſſenen Maule zerren. Erſt gab ich nun der ſchwebenden Sünderin einige tüchtige Ohrfeigen, die ſie annahm, als ob ſie gar Nichts davon merkte, alsdann warf ich die bewußten Fetzen zur Thür hinaus und ſetzte mein Bulldöggchen, umſomehr an Reue und Beſſerung glaubend, weil es wieder zu zittern und zu beben begann, zur Erde. Sowie es dieſe berührte, that es zwei Sätze und hatte wieder ein Kaninchen im Maul, deſſen Knochen ich brechen hörte. Ich nahm ſogleich die rückfällige Sünderin wieder beim Genick, riß ihr die Beute weg, theilte einige Ohrfeigen aus und ſorgte nun dafür, daß der Kaninchenſtall verſchloſſen blieb. Meinem Geflügel that ſie glücklicherweiſe Nichts, und Katzen, gegen die ſie, wie ich ſpäter ſah, ſehr feindlich geſinnt war, hatte ich damals nicht. Mit mir vertrug ſie ſich übrigens vortrefflich, ſah bald bei gutem Futter ganz behäbig aus und zog mit mir zu Bekannten und Verwandten auf Rattenfang. In dieſem Geſchäfte zeigte ſie einen wüthenden Eifer, wie z. B. aus folgender Thatſache zu erſehen: Ich hatte ein großes, tiefes Faß mit Falldeckel aufgeſtellt und bald war eine gewaltige Ratte darin. Dieſes Faß brachte ich auf einen freien Platz; es ſammelte ſich ein Kreis von Zuſchauern, und ich holte eilig meinen Hund. Dieſen mußte ein Zuſchauer beim Halsband faſſen. Indeß ging ich ans Faß, nahm leiſe den Deckel ab, warf ihn weg und wollte es nun ſo ſenken, daß die Ratte plötzlich zur Freude der Umſtehenden hervorſpringen ſollte. Sowie ich aber das Faß zu ſenken begann, hatte der Hund den Braten gemerkt, ſich losgeriſſen, ſauſte an meinem Kopfe vorbei, hoch empor und hinab ins Faß, tumultuirte dort eine Zeit lang mit der zwiſchen ſeinen Beinen herumraſenden Ratte und erlegte ſie, während eine Menge Köpfe herbeigeeilt waren und verwundert in den Abgrund des Faſſes ſchauten ....."

„Noch gröber trieben's zwei große Bulldoggs, die einem meiner ehemaligen Schüler, als er preußiſcher Reiteroffizier war, von einem Freunde als Geſchenk zugeſandt wurden. Sie langten zuſammengekoppelt an und waren von einem Steckbriefe begleitet, welcher beſagte, „ihr bisheriger Herr könne ſie nicht zum Guten bringen und wolle ſie los ſein." Der Offizier wollte die wüthend ausſehenden Beſtien auch nicht haben, ſtieg gleich am andern Morgen zu Pferde und ließ die Hunde frei umherlaufen, um ſie einem entfernt wohnenden Gutsbeſitzer anzubieten. Unterwegs begegnete der Zug einer Schweineherde. Die Hunde fielen über ſie her, wollten ein Stück erwürgen, aber die Leute ſprangen zu, ſchlugen den einen todt, den andern halbtodt. Der Offizier verweilte einige Zeit,

verhandelte mit den Leuten über den angerichteten Schaden, ritt dann weiter und freute ſich, ſeine ſcheußlichen Begleiter los zu ſein. Indeß war der Halbtodte wieder auf die Beine gekommen, fühlte ſich an dem Ort, wo er die Niederlage erlitten, nicht ganz ſicher und zog ſeinem Herrn nach. Dieſer ritt aus Mitleid langſam. Dem Hunde wurde es dennoch ſchwer, mitzukommen; er legte ſich daher quer vor das Pferd, um es zum Stehen zu bringen. Der Herr ritt um ihn herum und langſam weiter. Das wiederholte ſich einigemal. Endlich bekam's der Hund ſatt, ſprang, wie das Pferd um ihn herum wollte, an deſſen Schnauze und biß ſich da feſt ein. Der Herr zog eine Piſtole und ſchoß ihn todt."

Die Eigenſchaften der Doggen waren ſchon den Römern bekannt und ſie deshalb außerordentlich geſchätzt, weil ſie ſich mehr, als alle übrigen Hunde, eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Circus zu übernehmen. Nachdem England römiſche Provinz geworden war, gab es daſelbſt beſondere Beamte, welchen die Erziehung und Auswahl der nach Rom zu ſendenden Doggen oblag. Dort kämpften dieſe zur Freude des Volks mit zahlreichen wilden Thieren, und dieſe römiſche Beluſtigung erbte ſich auch auf ſpätere Zeiten fort, indem namentlich in England noch zu Zeiten der Eliſabeth und Jacobs I. große Thierkämpfe angeſtellt wurden. Stow ſchildert ein Gefecht, welches drei Doggen einem Löwen lieferten. Der erſte Hund wurde ſogleich am Nacken gefaßt und herumgeſchleppt; dem zweiten erging's nicht beſſer; der dritte aber erfaßte den König der Thiere an der Lippe, hielt ihn feſt, bis er durch Krallenhiebe abzulaſſen genöthigt wurde, überlebte, obgleich ſchwer verwundet, allein den Sieg über den Gegner, welcher, ſobald er ſich frei fühlte, erſchöpft und zu fernerem Kampfe ungeneigt, über die Hunde wegſprang und in dem geeignetſten Winkel ſeines Käfigs Schutz ſuchte.

Ihre Eigenſchaften machen die Doggen nicht gerade zu angenehmen Gefährten des Menſchen. Man kennt viele Beiſpiele, daß ſie ihren eignen Herrn in Belagerungszuſtand erklärten und ihn nicht von der Stelle ließen, und namentlich eine Geſchichte, welche erzählt wird, iſt ſehr luſtig. Ein einſam wohnender Junggeſell nämlich hatte eine große Bulldogge gekauft und brachte ſie hoch erfreut mit Hilfe ihres frühern Beſitzers auf ſein Zimmer. Am andern Morgen will er ſich aus dem Bett erheben: in demſelben Augenblick aber ſpringt die Dogge auf ihn zu, ſtemmt trotzig beide Füße gegen das Bett und droht ihm mit ihrem furchtbaren Gebiß ſo verſtändlich, daß er augenblicklich einſieht, nur die größte Ruhe könne ihn vor dem Viehe ſchützen. So oft er den Verſuch erneuert, ſich anzukleiden, wiederholt ſich dieſelbe Geſchichte, und ſo iſt er gezwungen, ruhig liegen zu bleiben. Nun will aber der Zufall, daß ihn gerade an dieſem Tage Niemand beſucht, und er hat das Vergnügen, ſeinem ſchönen Hunde zu Liebe den ganzen Tag hungernd und dürſtend im Bette zu verweilen. Der frühere Herr errettet ihn endlich von dem ungeſchlachten und unhöflichen Thiere.

Man begreift, warum die Bulldoggen gegenwärtig wenig gehalten werden. So ganz geiſtesarm, als man gewöhnlich glaubt, ſind ſie jedoch nicht, es giebt ſogar einzelne, welche an Verſtand faſt mit dem Pudel wetteifern. So kannte ich einen ſolchen Hund, welcher durch ſeine Verſtändigkeit viel Vergnügen machte. Er war auf alles Mögliche abgerichtet und verſtand, ſo zu ſagen, jedes Wort. Sein Herr konnte ihn z. B. nach mancherlei Dingen ausſenden, er brachte ſie gewiß. Sagte er: „geh, hole eine Kutſche!" ſo lief er auf den Warteplatz der Lohnfuhrwerke, ſprang in einen Wagen hinein und bellte ſo lange, bis der Kutſcher Anſtalt machte fortzufahren; fuhr er nicht richtig, ſo begann der Hund von neuem zu bellen, und unter Umſtänden lief er wohl auch vor dem Wagen her bis vor die Thür ſeines Herrn. Derſelbe Hund trank bairiſches Bier leidenſchaftlich gern und unterſchied es von anderen Bierſorten mit untrüglicher Sicherheit. Hatte er nun eine gehörige Menge zu ſich genommen, ſo wurde er oft betrunken, und dann ergötzte er Jedermann durch tolle Streiche aller Art.

Eine große Raſſe dieſer Hunde benutzte man in früheren Zeiten in der ſcheußlichſten Weiſe. Man richtete ſie ab, Menſchen einzufangen, niederzuwerfen oder ſogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mexiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an und einer der-

selben, Namens Bezerillo, ist berühmt oder berüchtigt geworden. Ob er zu der eigentlichen Kubadogge gehört hat, welche man als einen Bastard von Bullenbeißer und Bluthund ansieht, ist nicht mehr zu bestimmen. Er wird beschrieben als mittelgroß, von Farbe roth, nur um die Schnauze bis zu den Augen schwarz. Hieraus läßt sich allerdings nicht feststellen, zu welcher Rasse er gehörte. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoß unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt soviel Fressen, wie die übrigen. Beim Angriff pflegte er sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu stürzen, die Indianer beim Arm zu fassen und sie so gefangen wegzuführen. Gehorchten sie, so that der Hund ihnen weiter Nichts, weigerten sie sich aber, mit ihm zu gehen, so riß er sie augenblicklich zu Boden und erwürgte sie. Indianer, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. So grausam und wüthend er auch war, bisweilen zeigte er sich doch viel menschlicher, als seine Herren. Man erzählt z. B. Folgendes: Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Jago de Senadza den grausamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte, gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Insel zu tragen, in der Voraussetzung, daß der Hund, welcher nach dem Abgehen der Alten gleich losgelassen werden sollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme, schwache Indianerin den wüthenden Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich schreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten, ihrer doch zu schonen. Dabei zeigte sie ihm das Papier vor und versicherte ihm, daß sie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag doch erfüllen müßte. Der wüthende Hund stutzte bei diesen Worten, und nach kurzer Ueberlegung näherte er sich liebkosend der Alten. Dieses Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Wahrscheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter nachher freigelassen. — Bezerillo endete sein Leben in einem Gefechte gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Daß solche Hunde von den unglücklichen Indianern als vierbeinige Gehilfen der zweibeinigen Teufel erscheinen mußten, ist leicht zu begreifen.

Zur Schande der Neuzeit benutzte man noch im Jahre 1798 diese Hunde zu gleichen Zwecken, und zwar waren es nicht die Spanier, sondern — die Engländer, welche die Menschenjagd vermittelst der Hunde betrieben. In englischen Naturgeschichten findet man freilich aus diesem Grunde den Bluthund von Kuba kaum erwähnt: das großprahlerische Volk schämt sich, seine eignen schmachvollen Sünden zu bekennen. Dennoch ist es nur zu wahr, daß auch die Engländer, welche gegenwärtig vorgeben, die Sklaverei zu bekämpfen, ihre eifrigsten Anhänger waren. Die Maronneger auf Jamaika hatten sich empört und waren mit gewöhnlichen Waffen nicht zu besiegen; der Aufstand wurde immer drohender und der Krämergeist zagte: da ließ die englische Regierung aus Kuba Negerjäger mit ihren Hunden kommen! Schon die Ankunft derselben genügte, um die gegenüber jeder andern Bekämpfung furchtlosen Neger zur Unterwerfung zu veranlassen!

In Kuba gebraucht man die fürchterlichen Thiere heut noch ebensowohl zur Verfolgung entlaufener Neger oder Räuber und Verbrecher, als zur Bewältigung wilder Ochsen und als Hatzhunde beim Stiergefecht. Man wendet auf die Erhaltung der reinen Rasse viel Aufmerksamkeit und bezahlt besonders tüchtige mit außerordentlich hohem Preise. Ihre Farbe ist gelblichbraun, schwärzlich um die Schnauze.

Eine andere den Römern ebenfalls schon bekannte Dogge ist die von Tibet. Es ist ein herrliches, schönes und großes Thier von wahrhaft ehrfurchteinflößendem Aeußern. Der Leib und alle seine Glieder sind stark und kräftig; die Lunte, welche gewöhnlich aufwärts getragen wird, ist buschig; die Ohren hängen herab; die Lefzen schließen vorn den Mund nicht, hängen aber zu beiden Seiten der Schnauze tief herunter. Eine am Außenwinkel des Maules entspringende, bis zur Schnauze reichende Hautfalte, welche mit einer andern in Verbindung steht, die über die Brauen schief herabhängt, geben dem Gesicht ein furchterweckendes Ansehen.

Die Griechen und Römer geben eine genaue Beſchreibung von dieſem Hunde und ſprechen mit Bewunderung von ſeinen Leiſtungen gegen Auerochſen, wilde Eber und ſelbſt Löwen. Neuere Nachrichten erhielt man in den letztvergangenen Jahrzehnten, und erſt vor kurzem gelangte eines dieſer Thiere lebend nach England, wahrſcheinlich daſſelbe, von welchem unſere ſchöne Abbildung zeugt. Man ſieht aus der ganzen Geſtalt, daß dieſe Dogge der Rieſe unter allen Hunden iſt und ſich gleichwohl dabei durch ebenſo große Schönheit, ſeiner Geſtalt wie ſeiner Farbe auszeichnet. Letztere iſt zum größten Theil ſchwarz, die Schnauze und die Brauengegend iſt gelblich, die Behaarung iſt lang und rauh.

In ſeiner Heimat gilt dieſes prächtige Thier für ebenſo brauchbar, als lenkſam; man findet ihn deshalb in allen Gebirgsdörfern Tibets (denn in der Hauptſtadt des Landes kommt er nicht vor)

Die Dogge von Tibet.

und zwar ebenſowohl als Wächter des Hauſes, wie der Herden. Es geſchieht ſehr oft, daß ein tibetaniſches Dorf ganz allein der Wachſamkeit dieſer Hunde überlaſſen wird, während die ſämmtliche männliche Bevölkerung entweder draußen bei den Herden in den Feldern oder auf der Jagd ſich befindet. Dann dienen die Hunde zum Schutze der Frauen und Kinder und gewähren beiden eine vollkommene Sicherheit. Neuere Berichterſtatter behaupten, daß der Muth des Thieres nicht im Verhältniß mit ſeiner Kraft ſtände, Andere ſagen, daß er als verſtändiges Thier blos wirklich furchtbare Feinde mit voller Kraft anfalle. Gegen Weiße ſoll er einen unauslöſchlichen Haß bewahren und aus dieſem Grunde auch noch wenig bei uns verbreitet ſein. Doch dürfte dieſe Angabe wohl auf einem Irrthum beruhen, da es als ganz unzweifelhaft feſtſteht, daß ein jung aufgezogener Hund ſich ſeinem Herrn regelmäßig treu anſchließt und dann Nichts mehr von Haß gegen denſelben weiß.

Mr. Lion's home is a cave in the rocks, or a hollow log, or a thicket of brush. He is a great wanderer, and may be found in any part of the mountains, or in the valleys at the foot of the mountains. He is a great hunter, and kills deer, sheep, and other animals for food. He is a very strong animal, and can carry a deer or a sheep in his mouth for a long distance. He is a very swift runner, and can run down a deer in a short time. He is a very good swimmer, and can swim across a river or a lake. He is a very good climber, and can climb trees and rocks. He is a very good jumper, and can jump over a fence or a wall. He is a very good fighter, and can fight with his claws and teeth. He is a very good hunter, and can hunt by sight, by smell, and by hearing. He is a very good animal, and is not afraid of man.

THE MOUNTAIN LION.

Mr. Lion's home is a cave in the rocks, or a hollow log, or a thicket of brush. He is a great wanderer, and may be found in any part of the mountains, or in the valleys at the foot of the mountains. He is a great hunter, and kills deer, sheep, and other animals for food. He is a very strong animal, and can carry a deer or a sheep in his mouth for a long distance. He is a very swift runner, and can run down a deer in a short time. He is a very good swimmer, and can swim across a river or a lake. He is a very good climber, and can climb trees and rocks. He is a very good jumper, and can jump over a fence or a wall. He is a very good fighter, and can fight with his claws and teeth. He is a very good hunter, and can hunt by sight, by smell, and by hearing. He is a very good animal, and is not afraid of man.

Schnee, dem fremden Wanderer ebenſo mühvoll, als gefahrvoll. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildniß vor Hunger und Ermüdung umkommt, bald überraſcht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. Ohne die echt chriſtliche und aufopfernde Thätigkeit der edlen Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres gangbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen ſie ſich der frommen Pflege und Errettung der Reiſenden. Die Bewirthung der Letzteren geſchieht unentgeltlich. Feſte, ſteinerne Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlöſcht, können im Nothfall ein paar hundert Menſchen beherbergen. Das Eigenthümlichſte iſt aber der ſtets gehandhabte Sicherheitsdienſt, den die weltberühmten Hunde weſentlich unterſtützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Kloſters über die gefährlichſten Stellen des Paſſes: einer von der tiefſten Sennerei des Kloſters hinauf in das Hoſpiz, der andere hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geiſtlichen ſchließen ſich den „Suchern“ an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren und Erquickungen verſehen ſind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, ſtets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Dieſe ſind ſehr fein auf die menſchliche Fährte dreſſirt und durchſtreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirgs. Finden ſie einen Erſtarrten, ſo laufen ſie auf dem kürzeſten Wege nach dem Kloſter zurück, bellen heftig und führen die ſtets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen ſie auf eine Lawine, ſo unterſuchen ſie, ob ſie nicht die Spur eines Menſchen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit giebt, machen ſie ſich ſofort daran, den Verſchütteten freizuſcharren, wobei ihnen die ſtarken Klauen und die große Körperkraft wohl zuſtattenkommen. Gewöhnlich führen ſie am Halſe ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläſchchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit ſich. Die Zahl der durch dieſe klugen Hunde Geretteten iſt ſehr groß und in den Geſchichtsbüchern des Hoſpizes gewiſſenhaft verzeichnet. Der berühmteſte Hund der Raſſe war Barry, das unermüdlich thätige Thier, das in ſeinem Leben mehr als vierzig Menſchen das Leben rettete.“

Dieſen Hund hat ein Dichter verherrlicht, und Tſchudi führt das ſchöne Gedicht in ſeinem ausgezeichneten Werke vollſtändig an. Ich weiß jedoch ein noch beſſeres Gedicht, wenn es gleich nicht in gebundener Rede geſchrieben worden iſt. Es iſt die Beſchreibung, welche Scheitlin von dem Barry giebt. „Der allervortrefflichſte Hund, den wir kennen“, ſagt er, „war nicht derjenige, welcher die Wachmannſchaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt; nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte der nackten Amerikaner zerriſſen; nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl ſeines Herrn einen ängſtlichen Reiſenden zum Schutz durch den langen, finſtern Wald begleitete; nicht Drydens „Drache“, der, ſobald ſein Herr ihm winkte, auf vier Banditen ſtürzte, etliche erwürgte, und ſo ſeinem Herrn das Leben rettete; nicht derjenige, der zu Hauſe anzeigte, des Müllers Kind ſei in den Bach gefallen; noch der Hund in Warſchau, der von der Brücke in den Strom hinabſprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß; nicht Aubry's, der wüthend den Mörder ſeines Herrn oft anpackte und im Kampfe vor dem König zerriſſen hätte; nicht Benevenute Cellini's, der die Goldſchmiede, als man Juwelen ſtehlen wollte, ſogleich aufweckte: ſondern Barry, der Heilige auf dem St. Bernhard! Ja Barry, du höchſter der Hunde, du höchſtes der Thiere! Du warſt ein großer, ſinnvoller Menſchenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du haſt mehr als vierzig Menſchen das Leben gerettet. Du zogſt mit deinem Körblein und Brod und einem Fläſchlein ſüßer, ſtärkender Erquickung am Halſe aus dem Kloſter, in Schneegeſtöber und Thauwetter Tag für Tag, zu ſuchen Verſchneite, Lawinenbedeckte, ſie hervorzuſcharren oder, im Falle der Unmöglichkeit, ſchnell nach Hauſe zu rennen, damit die Kloſterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warſt das Gegentheil von einem Todtengräber, du machteſt auferſtehen. Du mußteſt, wie ein feinfühlender Menſch, durch Mitgefühl belehren können, denn ſonſt hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, ſich auf deinen Rücken zu ſetzen, damit du es in das

freundliche Kloſter trügeſt. Angelangt, zogſt du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köſtlichen Findling zur Pflege übergeben könnteſt. Und als die ſüße Laſt dir abgenommen war, eilteſt du ſogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das iſt der Segen der guten That, daß ſie fortwährend Gutes muß gebären! Aber wie ſprachſt du mit den Gefundenen? Wie flößteſt du ihnen Muth und Troſt ein? Ich würde dir die Sprache verliehen haben, damit mancher Menſch von dir hätte lernen können. Ja, du warteteſt nicht, bis man dich ſuchen hieß, du erinnerteſt dich ſelbſt an deine heilige Pflicht, wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Menſch. Sowie du nur von fern die Ankunft von Nebel und Schneewetter ſahſt, eilteſt du fort."

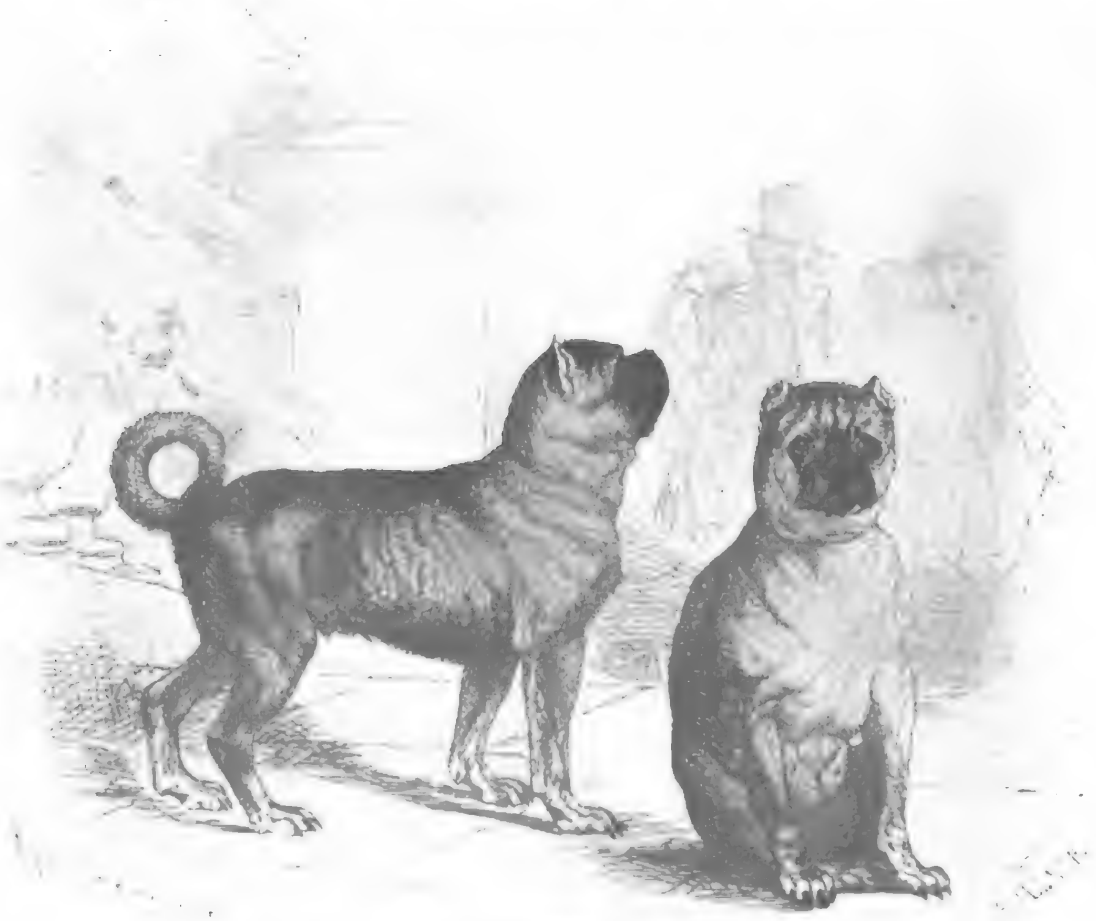
„Was wäre aus dir geworden, wenn du ein Menſch geweſen wärſt? Ein heiliger Vincenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöſtern. So thateſt du unermüdlich, ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre. Ich hatte die Ehre, auf dem Bernhard dich kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie ſich's gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du ſpielteſt ſoeben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander ſpielen. Ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrteſt, denn du kannteſt mich nicht. Ich aber kannte ſchon deinen Ruhm und deinen Namen und ſeinen guten Klang. Wäre ich unglücklich geweſen, du würdeſt mich nicht angemurrt haben. Nun iſt dein Körper ausgeſtopft im Muſeum zu Bern. Die Stadt that wohl daran, daß ſie dich, da du alt und ſchwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konnteſt, ernährte, bis du ſtarbſt. Wer deinen Körper wohl ausgeſtopft nun in Bern ſieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild daſelbſt, und hänge es in Rahmen und Glas an die Wände ſeines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Kloſterpforte ſtehſt und klingelſt, und zeige es den Kindern und Schülern und ſage: gehe hin und thue desgleichen, wie dieſer barmherzige Samariter that, und werfe dafür von den Wänden die Bilder von Robespierre, Marat, Hannickel, Abellino und andere Mörder- und Raubbildniſſe zum Fenſter hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es beim Menſchen verlernte."

Auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimſel, Furka und allen anderen Hoſpizen werden, nach Tſchudi, vorzügliche Hunde gehalten, welche eine äußerſt feine Witterung des Menſchen beſitzen, öfters Neufundländer oder Baſtarde von ſolchen. Die Hoſpizbewohner verſichern überall daß dieſe Thiere beſonders im Winter das Nahen eines Wetters ſchon auf eine Stunde vernähmen und durch unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigten. So hoch berühmt aber, wie Barry, iſt kein anderer Hund geworden von ihnen allen. —

Zu den eigentlichen Doggen gehört auch noch das Zerrbild der Hunde, wenn ich ſo ſagen kann, der Mops, eigentlich ein Bullenbeißer im Kleinen, mit ganz eigenthümlich abgeſtumpfter Schnauze und ſchraubenförmig gerolltem Schwanze. Sein gedrungener, kräftiger Bau und das mißtrauiſche, bösartige Weſen macht ihn den Bulldoggen außerordentlich ähnlich, und deshalb hat man ihn oft auch für eine bloſe Spielart der Letzteren angeſehen. Inwieweit Dies begründet iſt, laſſen wir dahingeſtellt ſein und können es um ſo eher, als die Möpſe gegenwärtig faſt ausgeſtorben ſind. Nur in Rußland finden ſie ſich noch einzeln: unſerm Maler ſtand ein Paar, welches der Thierſchauſteller Kreuzberg im Innern Rußlands angekauft hatte. Der Mops iſt oder war der echte Altejungferhund und ein treues Spiegelbild ſolcher Frauenzimmer, bei denen die Bezeichnung „Alte Jungfer" als Schmähwort gilt. Er war nämlich launenhaft, unartig, verzärtelt und verhätſchelt im höchſten Grade, und jedem vernünftigen Menſchen ein Greuel. Die Welt wird alſo Nichts verlieren, wenn dieſes abſcheuliche Thier mit ſammt ſeiner Nachkommenſchaft den Weg alles Fleiſches geht. Baſtarde vom Mops und anderen Hunden findet man noch häufig genug.

Eine von den Genannten ſehr verſchiedene Gruppe iſt die der Dächſer. Der eigentliche Dachshund (Canis Vertagus) iſt jedenfalls einer der eigenthümlichſten und merkwürdigſten aller Hunde.

Der lange, walzenförmige, nach unten eingekrümmte Leib mit dem eingebogenen Rücken, welcher auf ſo kurzen, gekrümmten Ständern ruht, der große Kopf und die große Schnauze mit dem tüchtigen Gebiß, die hängenden Ohren, die großen Pranken mit den ſcharfen Krallen und das kurze, glatte, ſtraffe Haar kennzeichnen das Thier. Das Merkwürdigſte am ganzen Hunde ſind die Beine. Sie ſind ſehr kurz, plump und ſtark, die vorderen haben das Handgelenke nach einwärts gebogen, ſo daß ſich beide faſt berühren, von da an aber ſind ſie plötzlich wieder nach auswärts gekrümmt. An den Hinterpfoten iſt eine etwas höher geſtellte, gekrallte Afterzehe vorhanden. Der Schwanz iſt an der Wurzel dick, gegen das Ende zu verſchmälert; er reicht ziemlich bis an das Ferſengelenk hinab und wird hoch nach aufwärts gerichtet und ſtark nach einwärts gebeugt, ſelten gerade ausgeſtreckt getragen. Die kurze



Die Möpſe.

Behaarung iſt grob, aber glatt und von ziemlich wechſelnder Färbung. Oben iſt ſie gewöhnlich ſchwarz oder braun, unten roſtroth, nicht ſelten auch einfarbig braun oder gelblich, ja ſelbſt grau oder gefleckt. In der Regel finden ſich ein Paar hellroſtrothe Flecken über beiden Augen; doch kommen ſolche auch bei anderen Hunden vielfach vor. Die Länge des Körpers beträgt $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes faſt einen Fuß, die Höhe am Widerriſt aber ſelten mehr als elf Zoll.

Man iſt darüber vollkommen im Unklaren, woher der Dachshund ſtammt, obgleich man ziemlich allgemein annimmt, daß ſeine urſprüngliche Heimat in Spanien zu ſuchen ſein dürfte. Im Verhältniß zu ſeiner geringen Größe iſt der Dachshund ein außerordentlich ſtarkes Thier, und mit dieſer löblichen Stärke ſteht auch ſein großer Muth im beſten Einklange. Aufs Jagen iſt er ſo erpicht, wie kaum ein anderer Hund, und würde zu aller möglichen Jagd verwendet werden können, wenn er nicht die Unart

Digitized by Google

beſäße, unter keiner Bedingung auf ſeinen Herrn zu achten und das Erjagte gewöhnlich anzuſchneiden. Alle Dächſer beſitzen eine ſehr feine Spürnaſe und ein außerordentlich feines Gehör, dagegen ein verhältnißmäßig ſchlechtes Geſicht. Muth und Verſtand im hohen Grade, Tapferkeit und Ausdauer ſind ihnen allen eigen. So können ſie zu jeder Jagd gebraucht werden, denn ſelbſt auf Schweine gehen ſie tolldreiſt los und wiſſen ſich auch prächtig vor dem wüthenden Eber zu ſchützen, welcher ſie ihres niedern Baues halber ohnehin nicht ſo leicht faſſen kann, wie einen größern Hund. Ihre Klugheit iſt außerordentlich. Sie ſind gelehrig, treu, munter und angenehm, wachſam und von Fremden ſchwer zu Freunden zu gewinnen. Aber dieſen vortrefflichen Eigenſchaften ſtehen eine Menge anderer entgegen, welche dem Menſchen unter Umſtänden die Dächſer verleiden können. Sie ſind nämlich auch liſtig und diebiſch, und im Alter werden ſie ernſt, mürriſch, biſſig und oft tückiſch, ja ſie knurren und fletſchen die Zähne ſogar gegen ihren eignen Herrn. Gegen andere Hunde ſind ſie äußerſt zänkiſch und kampfluſtig und ſtreiten faſt mit jedem, welcher ſich ihnen naht, ſelbſt mit den größten Hunden, die ihnen eine offenbare Niederlage in Ausſicht ſtellen. Bei ſolchen Beißereien mit großen Hunden ſind ſie wahrhaft niederträchtig liſtig; denn ſobald der große Hund es verſucht, ſich zu vertheidigen,

Die Dächſer.

werfen ſie ſich auf den Rücken und verſuchen den Gegner in die empfindlichſten Theile des Unterleibes zu beißen, um ihn hierdurch zu verſcheuchen oder zu zwingen, von fernerm Kampfe abzuſtehen.

Bei der Jagd hat man nun vollends ſeine Noth mit ihnen. Der Dächſer nimmt die Verfolgung des Wildes mit einer unglaublichen Gier auf und begiebt ſich mit Haſt in die ärgſten Dickichte, ſie mögen aus einer Baumart beſtehen, aus welcher ſie wollen; er findet, Dank ſeiner vortrefflichen Sinne, auch bald ein Wild auf; aber nun vergißt er Alles. Er mag früher wegen ſeines Ungehorſams ſoviel Prügel bekommen haben, als er nur will, — ganz gleichviel; der Jäger mag pfeifen, rufen, nach ihm ſuchen, — hilft Alles Nichts: ſolange er das Wild vor Augen hat oder deſſen Fährte verfolgt, geht er ſeinen eignen Weg mit einer Willkür, welche bei Hunden geradezu beiſpiellos iſt. Stundenlang folgt er dem aufgeſcheuchten Haſen, ſtundenlang ſcharrt und gräbt er an einem Bau, in welchen ſich ein Kaninchen geflüchtet hat; unermüdlich jagt er hinter dem Reh drein und vergißt dabei vollſtändig Raum und Zeit. Ermüdet er, ſo legt er ſich hin, ruht aus und ſetzt dann ſeine Jagd fort. Erwiſcht er ein Wild, z. B. ein Kaninchen, ſo ſchneidet er es an und frißt im günſtigſten Falle die Eingeweide, wenn er aber ſehr hungrig iſt, das ganze Thier auf. Er weiß, daß er dafür beſtraft werden wird, er verſteht genau, daß er Unrecht thut; doch das iſt ihm ganz gleichgiltig: die Jagdbegierde überwindet alle Furcht vor Strafe, alle beſſeren Gefühle im ganzen Hunde.

Aus all dieſen Gründen iſt der Dachshund nur zu einer Jagdweiſe zu gebrauchen, nämlich, unterirdiſch wohnende Thiere aus ihren Wohnungen herauszutreiben. Schon ſein niederer Bau, die krummgebogenen Beine und die kräftigen Pranken mit den ſcharfen Zehen deuten darauf hin, daß er zum Graben und zum Befahren von Bauen unter Grund außerordentlich geeignet iſt, und ſein Muth, ſeine Stärke und ſeine Ausdauer ſichern ihm bei ſolchen Jagden den beſten Erfolg. Dächſer mit ſehr gekrümmten Beinen ſind weniger gut, als die, deren Ständer mehr gerade ſind. Sie ſind unfähig, ſehr zu laufen, oder ermüden wenigſtens eher; die Jäger haben ſie aber doch gern, eben wahrſcheinlich, weil ſie das Gepräge des Dachshundes am beſten ausdrücken.

Einer Abrichtung bedarf der Dachshund nicht. Man ſucht ſich Junge von einem recht guten Alten zu verſchaffen und hält ſie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stall, vermeidet dabei auch Alles, was ſie einſchüchtern könnte; denn der ihnen angeborne Muth muß ihnen in allen Umſtänden geſtählt oder wenigſtens erhalten werden. „Für den Hauptzweck," ſagt Lenz, „zum Eindringen in Dachs- und Fuchsbaue, verwendet man den Dachshund nicht eher, als bis er ein Jahr alt iſt. Das erſte Mal führt man ihn an der Leine oder trägt ihn in einem Korbe im Mai an einen Fuchsbau, worin Junge ſind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und einen Jungen unter dem Zuruf: „faß das Füchschen" hinterdrein. Weigert er ſich, darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einſchlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchſen und läßt ihn hinab, um ſie zu erwürgen. Dies wiederholt man einige Male und braucht ihn erſt dann allein. So oft er dabei aus dem Bau kommt, um nach ſeinem Herrn zu ſehen, wird er ſchnell ein wenig aufgenommen. Dies macht ihn um ſo begieriger, wieder hineinzukriechen. Erſt nach langer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Bau muß der gute Dachshund den Fuchs in den Keſſel treiben und dann in geringer Entfernung ſolange vor ihm liegen und laut ſein, bis vor ihm eingeſchlagen iſt. Kann er den Fuchs nicht aus dem Keſſel treiben, ſo muß er ihn aus dem Baue herausbeißen."

„Ich jagte ſonſt öfters," fährt Lenz fort, „mit zwei Dachshündchen, die ſo klein waren, daß ſie bequem neben einander in die Röhre des Fuchsbaues gingen. Sie waren aber ſo ſcharf, daß ſie jeden Fuchs unbarmherzig austrieben. Einſt brachten ſie aus einem Loche, das von dichtem Gebüſch umgeben war, einen hervor. Der Fuchs kam ſo vor mich zu ſtehen, daß die Mündung meiner Flinte nahe über ſeinem Kopfe war, konnte aber, von hinten durch die wüthenden Zwerge bedrängt, nicht rückwärts. Er hielt inne und ſah mich ſtarr an. Ich konnte mich nicht gleich entſchließen, abzudrücken, ſondern beobachtete ihn erſt ungefähr anderthalb Minuten lang, wobei ſeine Blicke jeden Biß verriethen, den ihm die Hunde von hinten gaben. Endlich drückte ich ab und zerſchmetterte ihm den Kopf. Ein andermal trieben dieſelben Hündchen einen Fuchs heraus; der eine hatte ſich ſo feſt in den Schenkel gebiſſen, daß ihn der Fuchs eine Strecke und zwar ſoweit mit ſich fortſchleppte, bis er geſchoſſen wurde."

Von dem Dachs oder Fuchs wird unſer Hund oft ſehr heftig gebiſſen; Dies behelligt ihn aber gar nicht; er iſt viel zu muthig, als daß er ſich aus dergleichen ruhmvollen, im Kampfe erworbenen Wunden Etwas machen ſollte, und brennt nachher nur um ſo eifriger auf die Verfolgung der ihm unausſtehlichen Geſchöpfe.

Wie neidiſch die Dachshunde ſein können, erfuhr ich an einem, welchen mein Vater beſaß. Der Hund war ein abgeſagter Feind aller übrigen Geſchöpfe, welche ſich auf unſerm Hofe befanden. Er lebte mit keinem Thiere in Frieden, und am meiſten ſtritt er ſich mit einem Pintſcher herum, deſſen erbärmliche Feigheit ihm freilich regelmäßig den Sieg ſicherte. Nur wenn ſich beide Hunde in einander verbiſſen hatten, hielt auch der Pintſcher ihm Stand, und dabei kam es vor, daß ſie förmlich zu einem Knäuel geballt, nicht blos über die Treppen, ſondern auch von da über eine Mauer hinabrollten, ſich über die Gartenbeete fortwälzten und nun in lauter Burzelbäumen den ganzen Berg hinunterkollerten, aber doch ihren Kampf nicht eher einſtellten, als bis ſie im günſtigern Falle von dem Zaune aufgehalten, im ungünſtigern Falle aber durch das Waſſer des Baches, in welchen ſie oft mit einander fielen, abgekühlt wurden. Dieſer Todfeind ſollte einmal die Arznei für den erkrankten Dächſer werden.

Letzterer lag äußerſt elend da und hatte ſchon ſeit Tagen jede Nahrung verſchmäht. Vergeblich waren die bisher angewandten Hausmittel geblieben: der Hund näherte ſich, ſo ſchien es, ſchnell ſeinem Ende. Im Hauſe herrſchte, trotz des Gedenkens an ſeine vielen unliebenswürdigen Eigenſchaften, große Betrübniß, und namentlich meine Mutter ſah ſeinem Hinſcheiden mit Kummer entgegen. Endlich kam ſie auf den Gedanken, noch einen Verſuch zu machen. Sie brachte einen Teller voll des leckerſten Freſſens vor das Lager des Kranken. Er erhob ſich, ſah mit Wehmuth auf die ſaftigen Hühnerknochen, auf die Fleiſchſtückchen, aber er war zu ſchwach, zu krank, als daß er ſie hätte freſſen können. Da brachte meine Mutter den andern Hund herbei und gebot dieſem, den Teller zu leeren. Augenblicklich erhob ſich der Kranke, wankte taumelnd hin und her, richtete ſich feſter und gerader auf, bekam gleichſam neues Leben und — ſtürzte ſich wie unſinnig auf den Pintſcher los, knurrte, bellte, ſchäumte vor Wuth, biß ſich in ſeinem Feinde feſt, wurde von dem tüchtig abgeſchüttelt, blutig gebiſſen und jedenfalls ſo erregt, erzürnt und erſchüttert, daß er anfangs zwar wie todt zuſammenbrach, allein von Stunde an ſich beſſerte, und nach kurzer Zeit von ſeinem Fieber genas.

Der Turnſpit.

In Frankreich und England wurde der Dachshund häufig zum Wenden des Bratſpießes abgerichtet und verdankt dieſem Geſchäfte ſeine engliſche Benennung Turnſpit. Man verſichert, daß die dazu benutzten Hunde ganz genau wußten, wenn ihre Zeit abgelaufen war, und daß diejenigen ſich hartnäckig weigerten, den Bratſpieß zu drehen, welche nicht an der Reihe waren, während ſie ſonſt, ſobald ſie von dem Herrn oder den abgelöſten Hunden aufgefordert wurden, ohne Weigerung an ihr Geſchäft gingen.

Noch gegenwärtig giebt man ſich in England viel Mühe mit der Zucht der Dächſer, und hat dort auch viele Abarten erzielt. Namentlich unterſcheidet man drei Unterraſſen. Den kurzhaarigen Dächſer, welcher unſerm deutſchen ähnelt, den rauhen und ſtachelhaarigen ſchottiſchen Dachshund, welcher meiſt weiß oder ſandfarbig iſt und ſich beſonders durch ſein dichtes Haarkleid auszeichnet, welches oft die Augen ganz bedeckt, und den Otterhund, den kleinſten und häßlichſten von allen. Er wird auch Skye Terrier genannt, weil auf der Inſel Skye dieſe Hunde am häufigſten zu finden ſind. Gegenwärtig werden ſie hauptſächlich zu der Jagd benutzt, von welcher ihr Name herrührt. Früher wurden ſie namentlich in Wales zur Haſenjagd gebraucht, und deshalb heißen ſie noch heut zu Tage Welsh Harrier. Der Otterhund iſt ein kühnes, muthiges, lebendiges Thier, und dieſe Eigenſchaften bewährt es auch bei der Jagd, zu welcher es hauptſächlich verwendet wird. Bei der

Verfolgung des Fischotters muß der Hund oft im Wasser jagen und deshalb im Schwimmen und Tauchen Meister sein. Seinen Muth hat der Otterhund von Nöthen; denn sein Gegner versteht sein scharfes und kräftiges Gebiß gehörig zu gebrauchen und bringt dem Verfolger oft schwerere Wunden bei, als der Dachshund ihm. Dazu ist der Otter der glatthaarigste von allen Mardern und versteht es, selbst dann noch dem Hunde zu entgehen, wenn dieser ihn bereits gepackt hat. Aber das vortreffliche Thier, welches der Mensch benutzt, um den sehr geschätzten Pelz des schlauen Wasserjägers zu erlangen, ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihm einen glücklichen Erfolg sichern. Mit Ausnahme des Bullenbeißers und Bulldoggen soll es wenig Thiere geben, welche mit so hohem Muthe kämpfen, wie der Otterhund. Man versichert, daß ein Angriff von Letzterem, so klein und unbedeutend das Thier auch scheint, gefährlicher ist, als vom Bulldoggen. Dieser läßt Das, was er ergriffen hat, allerdings so leicht nicht wieder los und wird aus diesem Grunde gefährlich. Der Otterhund aber beißt mindestens ebenso tief, wie jener, und außerordentlich oft und schnell hinter einander. Deshalb soll er nicht nur sehr viele, sondern auch sehr schlimme Wunden hervorbringen.

„Der Otterhund kann das allerschlimmste Wetter und die Veränderung der Wärme aushalten und ist befähigt, auch in der kältesten Jahreszeit wiederholt Bäder in dem eisigen Wasser ohne Gefahr zu ertragen. Sein hartes, rauhes und verwirrtes Kleid, welches den Einflüssen der Kälte sehr widersteht, leistet ihm allerdings vortreffliche Dienste, und die Gewöhnung thut das Ihrige dazu. Namentlich auf den Felsen der Hebriden, wo die Ottern sich sehr häufig finden, werden diese Hunde benutzt. Die Jäger landen in Kähnen an irgend einer kleinen Insel und lassen hier ihre Hunde frei. Diese klettern überall auf und in den Felsen herum und durchstöbern jede Höhle. Sobald ein Hund einen Otter findet, jagt er ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und packt ihn; die anderen Hunde eilen zur Hilfe: es entsteht eine wüthende, lärmende Balgerei; der Otter wehrt sich fürchterlich, wird aber doch zuletzt von der muthigen Schar todt gebissen und dann dem Jäger überliefert. Dieser stellt sich übrigens schon von vorn herein in der Nähe des Meeres auf, um den zum befreundeten Elemente flüchtenden Thieren den Weg abzuschneiden.

„Ueber die Abstammung dieser Hunde ist man übrigens noch keineswegs im Klaren, und auch die Ansicht, daß der Otternhund Dachshund sei, bedarf noch sehr der Bestätigung. Namentlich widerspricht die ziemlich bedeutende Größe des Thieres dieser Annahme. Seine Höhe vom Fuß bis zur Schulter beträgt nämlich nicht selten zwei Fuß, aber es giebt auch kleinere und niedrigere, und gerade diese sollen die besten sein.

Weit zahlreicher, als die Abtheilung der Dächser ist die Gruppe der eigentlichen Jagdhunde (Canis sagax). Es sind schöne, große oder mittelgroße Thiere, deren Leib etwas schwach, gestreckt, sogar etwas schlank, gegen die Weichen ein wenig eingezogen und auf dem Rücken nicht gekrümmt ist. Der Hals ist ziemlich lang und dick; die Brust breit und vorstehend; der Kopf länglich, ziemlich erhaben und mit starkem Knochenkamm. Die Stirne ist schwach gewölbt, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn hin verschmälert und etwas abgestumpft. Die Füße sind von mittler Höhe, schlank und voll und stark, die vorderen immer vollkommen gerade. An den Hinterpfoten ist eine gekrallte Afterzehe vorhanden. Der am Grunde dicke, gegen das Ende zu verdünnte Schwanz reicht etwas unter das Fersengelenk und wird sehr verschiedenartig getragen. Die Behaarung ist bald kurz und fein, bald lang und grob, und der Schwanz bald eine sehr buschige Fahne, bald wieder dünn und spärlich behaart. Kurz, es finden sich alle möglichen Abstufungen und Abänderungen, und nur die große Gestalt und namentlich das treue, gutmüthige Gesicht sind allen echten Jagdhunden gemein. Die Färbung ist ebenfalls ganz verschiedenartig. Schwarz und Rothbraun, oder Weiß mit Flecken kommt am häufigsten vor. Gewöhnlich befindet sich auch über dem Auge ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken.

Schon bei uns ist die Zahl der Abarten dieser Gruppe eine außerordentlich große, noch weit mehr von ihnen aber kennt man in England, wo für die Zucht dieser Thiere von jeher sehr viel gethan worden ist.

Alle eigentlichen Jagdhunde sind geborene Jäger, und wenn sie Dies nicht sind, taugen sie eben Nichts. Mehr, als bei jedem andern Hunde, kommt es bei ihnen auf die Rasse oder Unterrasse an, und regelmäßig findet man hier, daß gute Mütter oder gute, geschickte Eltern auch vortreffliche Junge erzeugen. Alle sind kräftig, schnell und durch ihre ausgezeichneten Sinne, namentlich durch den überaus feinen Geruch, vor den übrigen Hunden zur Jagd befähigt. Sie gehen nach der Spur und besitzen ein so scharfes Spürvermögen, daß sie die Fährte eines Wildes noch nach Stunden, ja sogar nach Tagen durch den Geruch wahrnehmen können. Deshalb bedient man sich ihrer zum Aufspüren und Aufsuchen des Wildes und namentlich des Haarwildes und richtet sie zu diesem Zwecke besonders ab.

Es ist ziemlich gleichgiltig, welche von den unzähligen Rassen wir zuerst betrachten. Wir können die bekanntesten, die Hühnerhunde, wählen. Sie sind mittelgroß und ziemlich stark gebaut. Ihre Schnauze ist lang und dick, die Nase zuweilen gespalten; die Ohren sind breit, lang und hängend, weshalb man sie auch geradezu den Behang nennt. Das Haar ist kurz bei den Vorstehhunden, länger bei den eigentlichen Hühnerhunden, ziemlich lang bei den sogenannten Wasserhunden, welche ihren Namen auch regelmäßig bethätigen. Die Färbung ist bei uns zu Lande gewöhnlich weiß mit braunen, seltner mit schwarzen Flecken, doch giebt es auch ganz weiße, braune, schwarze oder gelbe. Die Ruthe wird gewöhnlich in der Jugend gestutzt, weil der Hund sie später, wenn er vor dem Wilde steht, bewegt und das Wild leicht verscheuchen würde, wenn man sie ihre volle Länge erreichen ließe.

Die Hühnerhunde sind ganz ausgezeichnete, kluge, gelehrige, folgsame und jagdbegierige Thiere und zur Jagd auf allerlei Wild geradezu unentbehrlich. Sie spüren das Wild weniger durch scharfe Verfolgung der Fährte aus, als vielmehr durch Wittern desselben, und zwar giebt es Hühnerhunde, welche schon aus einer Entfernung von 16 bis 18 Schritten mit aller Sicherheit ein Jagdthier durch den Geruchssinn wahrnehmen. Bei der Jagd selbst gehen alle höchst verständig zu Werke.

„Ich habe mich," sagt Diezel, „seit einer langen Reihe von Jahren fortwährend damit beschäftigt, die Fähigkeit der bei uns vorkommenden Thiere zu vergleichen, und mich immer fester überzeugt, daß sie alle bei weitem von einem übertroffen werden, nämlich von dem gewöhnlichen Begleiter des Jägers, von dem Vorstehhund (Canis aviecularius)."

„Dieses Thier muß jedoch, wenn meine Behauptung auf ihn anwendbar sein soll, von ganz reiner Abkunft sein und alle seine natürlichen Anlagen, namentlich einen sehr scharfen Geruch besitzen. Er muß ferner nicht vereinzelt erzogen werden, sondern unmittelbar unter den Augen seines Führers aufgewachsen sein, damit er gleich von Jugend an jedes Wort und jeden Wink verstehen lernt. Endlich muß auch sein Herr alle Eigenschaften eines guten Lehrers, worunter die Geduld keine der geringsten ist, im vorzüglichen Grade besitzen, ja er muß sogar ein sicherer Schütze sein; denn nur wenn alle Erfordernisse mit einander vereinigt sind, kann der Lehrling jenen bewunderungswürdigen Grad von Folgsamkeit, Selbstbeherrschung und Geschicklichkeit erreichen, welchen ich hier in einigen kurzen Sätzen zu schildern versuchen will."

„Ein vollkommen abgerichteter, stets zweckmäßig geführter Hund, im Alter von drei bis vier Jahren, sucht, seinem natürlichen Triebe folgend, mit immer dem Winde entgegengehaltener Nase das Wild auf, indem er bald rechts bald links sich wendet. Auch bleibt er von Zeit zu Zeit einmal stillestehen und sieht sich nach seinem Gebieter um, der nun durch eine Bewegung dem Hund die Gegend bezeichnet, welche er absuchen soll. Diese Winke werden auf das genaueste befolgt."

„Kommt ihm nun die Witterung irgend eines bedeutenden Wildes in die Nase, so hört auf einmal die sonst unaufhörliche Bewegung des Schweifes auf. Sein ganzer Körper verwandelt sich in eine Art von Bildsäule. Oft auch schleicht er nach Katzenart und mit leichten Tritten dem Gegenstand näher, ehe er ganz fest steht. Nach wenigen Augenblicken wendet er nun den Kopf nach seinem Herrn, um sich zu überzeugen, ob dieser ihn bemerkt hat oder nicht, und ob er sich nähert."

„Es giebt ſogar Hunde, welche, wenn der Oertlichkeit nach Solches nicht möglich iſt (z. B. im Walde oder im hohem Getreide, wo man es nicht ſehen kann), das gefundene Wild auf kurze Zeit verlaſſen, um ihren Herrn aufzuſuchen und an Ort und Stelle zu führen. Doch thaten Dies von den vielen Hunden, welche ich in meinem Leben beſeſſen und geführt, nur einige, und nicht ſchon in der erſten Zeit, ſondern ſie lernten es erſt in ſpäteren Jahren.“

„Eine der ſchönſten Gelaſſenheitsproben für junge, feurige Hunde iſt die, wenn ſie das dicht vor ihren Augen von dem Jäger getroffene Thier flattern und dann fallen ſehen, daſſelbe aber nicht greifen dürfen. Und auch dieſer großen Verſuchung lernt ein folgſamer Hund bald widerſtehen und wagt es nicht eher, zu apportiren, als bis er von ſeinem Herrn die Erlaubniß dazu erhalten hat.“

„Ein ebenſo ſchwieriger und faſt noch ſchwierigerer Punkt iſt die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jeden ihm ins Geſicht kommenden Haſen zu verfolgen. Hier hat er einen um ſo

Der Vorſtehhund (Canis aviculatius).

ſchwerern Kampf zu beſtehen, als es ja unſtreitig die Beſtimmung des Hundes iſt, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenſcheinlich der Hund ſeine Natur hier verleugnen, und er verleugnet ſie auch wirklich. Denn nachdem er eine Viertelſtunde lang vor dem Lager des Haſen geſtanden hat, darf er, wenn dieſer endlich aufſteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager ſelbſt oder im Augenblick des Entweichens ihn ergreifen oder tödten. Er darf es ſogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht begriffener Haſe ſich ſeinen Zähnen gleichſam freiwillig darbietet und, ſo zu ſagen, in den Rachen hineinlaufen würde.“

„Der unkundige Zuſchauer, welcher Zeuge eines ſolchen Auftrittes iſt, kann nicht anders glauben, als daß ein ſolcher Hund ganz gleichgiltig und ohne alle Leidenſchaft ſei, daß der Haſe für ihn gar keinen Reiz habe. Aber wie ſehr trügt hier der Schein! Nicht Gleichgiltigkeit, nicht Mangel an Luſt, anders zu handeln, wenn ich ſo ſagen darf, iſt es, was ihn davon abhält, ſondern der Gehorſam, das Gefühl der Unterwürfigkeit, die Furcht vor der Strafe.“

„Die Natur scheint hier unter den Händen der Kunst gleichsam untergegangen zu sein; allein sie ist es nicht, sie schlummert nur, oder vielmehr, sie schweigt, weil sie schweigen muß, weil ihre Stimme nicht laut werden darf."

„Man beobachte denselben Hund, der unmittelbar unter den Augen seines Führers diesen hohen Grad von Selbstbeherrschung zeigte, wenn er allein oder sich selbst überlassen ist, oder wenn er einen Führer hat, den er nicht achtet. Er wird sich dann der Begierde zu jagen so gewiß überlassen, als jeder andere auch. Daher kommt es dann auch, daß in der ersten Zeit der Abrichtung selbst Hunde, die in der Nähe ihres Herrn schon ziemlich folgsam sind, noch manchen Fehler begehen, sobald man ihnen gestattet, sich weit zu entfernen. Es sei mir vergönnt, einige Beispiele davon anzuführen, wie groß der Hang dieser Hunde ist, das Wild zu verfolgen. Schon viele Hunde wurden mit Schrotschüssen verwundet, weil sie, auf mehrmaliges Rufen und Pfeifen nicht achtend, sich der Begierde gleichsam blindlings überlassen hatten. Sie schrieen im Augenblick der Verwundung laut auf, ließen sich aber dadurch doch nicht von der Fortsetzung der Verfolgung abhalten. Andere wurden so stark getroffen, daß sie sogleich umkehren mußten. Aber kaum war eine Stunde verflossen, kaum hatten sie sich ein wenig wieder erholt, als sie auch wieder jedem vorkommenden Hasen ebenso leidenschaftlich nachsetzten, wie zuvor."

„Der merkwürdigste Fall dieser Art, welcher mir vorgekommen ist, war folgender: Eine Vorstehhündin, welche aber nicht von mir erzogen und abgerichtet, sondern blos meiner Führung auf einige Zeit anvertraut war, stand am Rande eines ziemlich breiten Grabens dicht vor einer Rebhühnerkette. Als ich mich näherte, um zu schießen, stand unfern von uns ein junger Hase auf. Den Hund durchzuckte die Lust, hinter ihm herzujagen, wie ein elektrischer Schlag, und gewiß würde er es augenblicklich gethan haben, hätte nicht meine Näherung und ein lauter Warnungsruf ihn noch nothdürftig zurückgehalten. Er blieb daher in seiner frühern Stellung, wandte aber, den zuerst gefundenen Gegenstand gleichsam ganz aufgebend, den Kopf immer nach der Seite hin, wo der Hase lief, und zitterte dabei sichtlich am ganzen Leibe. Jetzt stiebten die Rebhühner auf, und ich schoß davon zwei. Allein anstatt wie gewöhnlich diese mit dem größten Eifer zu apportiren, sprang der Hund, ohne im geringsten auf die herabgefallenen Vögel zu achten, augenblicklich über den Graben und setzte dem schon längst entflohenen Hasen nach."

„So sehr hatte Dies schon vom ersten Augenblick an seine ganze Seele beschäftigt. Man berechne, welchen Kampf, welchen Grad von Selbstüberwindung es ihm gekostet haben mag, einer so reizenden Versuchung zu widerstehen!" —

„Einen höchst anziehenden Anblick gewährt es dem Zuschauer, sogar Dem, welcher nicht selbst Jäger oder Jagdkenner ist, wenn er die Vorsicht wahrnimmt, mit welcher sich der Vorstehhund dem aufgefundenen Federwild nähert. Wenn er z. B. bei Mangel an günstigem Wind nicht ganz sicher weiß, nach welcher Seite hin die Rebhühner gelaufen sind, so kehrt er schnell um, umkreist in großen Bogen, wo er sie vermuthet, und jede große Annäherung sorgfältig vermeidend, spürt er auf diese Weise endlich den Platz auf, wo sie festliegen, und hier erst bleibt auch er selbst augenblicklich feststehen. Beim Absuchen der Getreidestücken läuft der erfahrne Hund nicht etwa in die Frucht selbst hinein, sondern blos an der Seite des Ackers hin, jedoch so, daß ihm der Wind von dem Wilde her entgegenweht; denn auf der entgegengesetzten Seite wird er den Zweck des Auffindens nicht so sicher erreichen."

„Den höchsten Grad von Verstand dieser Art sah ich einst, als ich mit einigen Bekannten zu Anfang des Sommers einen Spaziergang machte, um deren Hunde, welche im Rufe vorzüglicher Befähigung standen, mir vorführen zu lassen. Sämmtliche Felder waren mit Frucht bedeckt; ich war daher nicht wenig gespannt darauf, wie man es anfangen werde, um hier Gelegenheit zu haben, die drei Hunde, welche wir bei uns hatten, arbeiten zu sehen. Bald aber überzeugte ich mich, daß dieser Zweck ganz gut erreicht wurde; denn diese Hunde, einer wie der andere, suchten im sogenannten Sommerbau, nämlich den Gersten-, Hafer- und Kartoffeläckern, deren Frucht noch weiter zurück war,

ganz unbefangen hin und her; ſobald ſie aber an einen Roggen- oder Weizenacker kamen, änderte ſich alsbald ihr ganzes Weſen und ihre Bewegungen; denn ſie ſetzten jetzt nicht mehr hin und her, wie ſie es zuvor in der noch niedrigen Frucht gethan hatten, ſondern es unterſtand ſich keiner mehr, einen ſolchen Acker mit hohem Getreide zu betreten. Vielmehr ſuchten ſie jetzt nur noch im langſamen Trabe, und zwar immer nur in der äußerſten Furche, auf der Seite, wo ſie den beſten Wind hatten, um das Wild in die Naſe zu bekommen. Als ich meine Verwunderung über dieſe Vorſicht äußerte und zugleich den Wunſch ausſprach, zu erfahren, auf welche Weiſe man ſie dazu gebracht hatte, die Fruchtſtücke ſo genau zu unterſcheiden, erwiederte man, das Dies ſehr leicht und bald dadurch bewerkſtelligt worden wäre, indem man ſie zwar ſehr oft auf einen Spaziergang mitgenommen, ihnen aber nie geſtattet habe, einen Acker mit ſchon hohem Getreide zu betreten, ſowohl um jeden Verdruß mit den Feldbeſitzern zu vermeiden, als auch, um die Hunde ſtets im Auge zu behalten."

„Ich beſaß einſt einen Hund, welcher faſt menſchliche Ueberlegung zeigte, und ich will nur einen einzigen Fall davon hier mittheilen. Wenn ich in Dienſtgeſchäften aus dem Walde zurückkam, führte mich mein Weg gewöhnlich an einem kleinen, ſumpfigen Weiher vorüber, wo in der Streichzeit, d. i. in den Frühlings- und Herſtmonaten, faſt immer Heerſchnepfen (Telmatias gallinago) zu liegen pflegten. Dies wußte mein Hund ſehr wohl. Er eilte darum ſchon in der Entfernung von mehreren tauſend Schritten vor mir voraus, ſuchte einen ſolchen Vogel auf und blieb vor demſelben ſtehen, drehte aber ſogleich ſeinen Kopf nach mir, um ſich zu überzeugen, ob ich rechts ab die Straße verlaſſen und mich nach dem Weiher wenden oder meines Wegs gehen würde, da Letzteres jedesmal geſchah, wenn ich entweder keine Luſt oder keine Zeit zum Schießen hatte. Solange nun dem Hunde noch Hoffnung übrig blieb, daß dieſe von ihm angezeigte Schnepfe von mir werde aufgeſucht werden, blieb er feſt und unbeweglich mit immer nach mir gerichteten Augen ſtehen. Sobald ich aber, ohne mich zu nähern, vorüber gegangen war, ſtieß er ſie heraus und verließ ſogleich den Sumpf, ohne weiter aufzuſuchen. Dieſes Verfahren hat er mehr als dreißig Mal wiederholt, und viele meiner Bekannten waren Augenzeugen davon."

„Schon mehrmals iſt mir auch der Fall vorgekommen, daß, während meine Hunde im vollen Suchen begriffen oder doch überhaupt in lebhafter Bewegung waren, plötzlich innehaltend, ſie ſich flach auf den Boden niederwarfen und in dieſer Stellung liegen blieben. Wenn ich nun der Richtung ihrer Blicke folgend nachforſchte, was wohl die Urſache ihres Benehmens ſein möge, ſo war es gewöhnlich irgend ein Wild, gewöhnlich ein Haſe, den ich oft noch in ſehr großer Entfernung laufen oder vielmehr auf uns zukommen ſah; denn nur in dem einzigen Falle, wenn er in gerader Linie ſich uns näherte, nicht aber, wenn er ſeine Richtung ſeitwärts vorbei nahm, legten ſich die Hunde nieder, wie ein Raubthier, welches auf die Annäherung ſeines Opfers lauert, um daſſelbe, wenn es nahe genug herangekommen, ſicherer zu erhaſchen, zuvor aber ſich vor deſſen Augen ſoviel als möglich zu bergen ſucht."

„Ein Hühnerhund, welcher einem meiner Freunde gehörte, bemerkte einſt, während er von weitem eine Jagd auf einer Inſel von geringem Umfange mit anſah, daß einer von den hin- und hergeſprengten Haſen ſich über eine ſchmale Brücke, dem einzigen zu der Inſel führenden Eingang, in das Freie gerettet hatte. Als er nun abermals jenſeits des Waſſers einen Haſen erblickte, eilte er, auf jede Art der Verfolgung verzichtend, in vollem Laufe nach der Brücke hin, legte ſich dort flach auf den Boden und erwartete in dieſer Stellung den nächſten Flüchtling, um ſich deſſelben ſo recht auf dem kürzeſten Wege zu bemächtigen. Um zum Schluß zu kommen, erwähne ich blos noch, daß derſelbe Hund, welcher die geſunden Haſen vor ſich ſieht, ohne ſich zu rühren, die angeſchoſſenen halbe Stunden weit unermüdet verfolgt, ſobald ſein Herr es ihm befiehlt oder vielmehr es ihm erlaubt; denn der innere Trieb fordert ihn dazu auf, jede Schweißfährte ſo weit als möglich zu verfolgen. Durch die Abrichtung hat er aber gelernt, das endlich gefangene oder aufgefundene Thier ohne die geringſte Verletzung herbeizubringen. Auch als aufgeſtellter Wächter entſpricht er jeder Erwartung; denn halbe Tage lang bleibt er unbeweglich neben dem Gewehr oder der Jagdtaſche ſeines Herrn im Walde liegen. Kein Unbekannter darf es wagen, ſich zu nahen oder ſie zu nehmen."

Wie fest manche Hühnerhunde vor dem Wilde stehen, mag aus folgender Thatsache hervorgehen, welche Lenz erwähnt. In England hat man ein prachtvolles Gemälde verfertigt, welches einen schwarzen Vorstehhund, Namens Pluto, und einen weiblichen, Namens Juno, darstellt, wie Beide vor einem Rebhuhn stehen. Der Maler zeichnete 1¼ Stunde lang, und Beide standen während dieser Zeit wie versteinert.

Der Hund lernt alle diese Jagdgriffe allerdings erst nach langer Abrichtung, aber wohl bei keinem andern Thiere sieht man besser, wieviel es leisten kann, wenn der Mensch es lehrt und gut behandelt, als bei dem Hühnerhund. Ein gut abgerichteter Jagdhund ist ein wirklich wunderbares Thier und verdient seinen lateinischen Namen, Canis sagax, in vollem Maße. Er ist auch ein Menschenhund, wie Scheitlin sagt; denn er beweist wahren Menschenverstand. Er weiß genau, was er zu thun hat, und ein schlechter Jäger, welchen ein gut geschulter Jagdhund begleitet, wird von diesem nicht selten in der allerempfindlichsten Weise getadelt. So kannte ich einen Hühnerhund Namens Basko, welcher wohl Alles leistete, was man jemals von einem seiner Art verlangen konnte. Sein Herr war ein ganz vorzüglicher Schütze, welcher gewöhnlich unter zwanzig Schüssen auf fliegendes Wild keinen oder nur einen Fehlschuß that. Dessen Hund war freilich verwöhnt und zu gleicher Zeit im höchsten Grad ehrgeizig. Einst kommt der Sohn eines Freundes unsers Waidmanns zu ihm, ein junger Aktenmensch, welcher die Feder allerdings besser gebrauchen konnte, als das Gewehr, und bittet um die Erlaubniß, ein wenig zu jagen. Der Förster gewährt ihm Dies mit den Worten: „Gehen Sie, aber schießen Sie gut, sonst nimmt es Basko gewaltig übel.“ Die Jagd beginnt, Basko wittert nach kurzer Zeit eine Kette Hühner aus und steht wie ein Marmorbild vor derselben. Er erhält den Befehl, sie aufzutreiben. Die Hühner fliegen, der Schuß knallt, aber kein Stück von dem Wilde stürzt herab. Basko sieht sich äußerst verwundert um und beweist augenscheinlich genug, daß seine gute Laune verschwunden sei. Er geht aber doch noch einmal mit, findet eine zweite Kette Hühner, und es geht wie das erste Mal. Da kommt er dicht an den Schützen heran, wirft einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn und eilt spornstreichs nach Hause. Noch nach Jahr und Tag war es demselben Jäger unmöglich, den Hund, welcher ein für die Jagd begeisterter war, mit sich auf das Feld zu nehmen: die Verachtung gegen den Schützen war zu tief in seinem Herzen eingewurzelt.

Es ist leicht erklärlich, daß ein so gut erzogener Hund auch einen vortrefflichen Erzieher haben muß, wenn aus ihm Etwas werden soll. Die Abrichtung ist ein sehr schwieriges Geschäft und wird blos von wenigen Erwählten verstanden. Wie schon bemerkt, sind große Geduld, Ernst und Liebe zum Thiere Haupterfordernisse eines Erziehers, und deshalb läßt sich wohl mit voller Bestimmtheit behaupten, daß eine Frau nun und nimmermehr einen Jagdhund würde erziehen können. Ich will versuchen, denjenigen meiner Leser, welche noch gar keinen Begriff von der Art und Weise der Erziehung eines Jagdhundes haben, eine kurze Beschreibung davon zu geben, und gestehe ganz ehrlich, daß ich mich dabei auch auf andere Angaben und namentlich auf die Angaben Dietrichs aus dem Winckell stützen muß, weil ich selbst schwerlich im Stande sein dürfte, einen Hund so zu erziehen, wie er erzogen werden muß.

Wenn der junge Hühnerhund ein Jahr alt geworden ist, beginnt man mit der Abrichtung, am liebsten im Februar, und wenn Dies nicht geht, im Juli oder August. Während der ganzen Lehrzeit muß er an einem ganz ungestörten Ort eingesperrt oder angebunden werden und darf durchaus keine Gelegenheit zu Zerstreuung oder Spielerei haben, dort auch von Niemandem, als von seinem Herrn besucht, gefüttert und getränkt werden. Eine Stunde vor jedem Unterricht erhält er eine mäßige Mahlzeit, dann nimmt man das Thier an eine zehn Fuß lange Leine, deren Ende zugleich ein Halsband bildet, versieht sich mit einer kurzen Peitsche und lehrt dem Hunde zunächst den Dressurbock (ein 1½ Zoll dickes, 16 Zoll langes, fest mit Bindfaden umwickeltes Strohbündel) aufnehmen. Man legt dem Hunde zuerst die Leine an, zieht ihn unter dem Zurufe „hierher!“ und mit einem bestimmten Pfiffe an sich, lobt und streichelt ihn, wenn er von selbst kommt, oder schafft ihn mit Gewalt

herbei, wenn er ſtörriſch iſt. Sobald er auf den Ruf folgt, wird er noch ein wenig herumgeführt, und zwar, indem man ſich bald rechts, bald links wendet und dabei „herum!“ ruft. Dann wird er nach ſeinem Wohnplatz zurückgebracht und ihm Gelegenheit gegeben, das Gelernte ordentlich durchzudenken. In einer andern Stunde beginnt das Apportiren. Man legt den Dreſſurbock auf die Erde, zieht den Hund an der Leine dicht herbei, drückt ſeinen Körper platt auf den Boden und hält ihn dort in liegender Stellung, ſchiebt ihm mit der andern Hand den Bock ins Maul und ruft „Faß!“ greift ihn dabei von oben herab hinter die Eckzähne, öffnet ihm die Kinnlade und ſchiebt ihm den Bock bis unter die Fänge, ruft nochmals „Faß!“ und ſchließt mittelſt der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit läßt man ihn los, und indem man „Aus!“ ruft, nimmt man ihm den Bock wieder ab. Wenn er das Maul nicht ſelbſt öffnet, reibt man ihm den Bock gegen das Zahnfleiſch oder dreht ihm das Halsband derart zuſammen, daß er unwillkürlich das Maul aufſperrt. In einer ſpätern Lehrſtunde läßt man ihm, während er den Bock im Maule hat, aufſtehen und einige Schritte weit gehen und nimmt ihm denſelben unter dem Zurufe „Aus!“ wieder ab. Nach und nach hört man auf, ihm das Maul zuzuhalten, während er den Bock faßt und läßt ihn denſelben aus immer größeren Entfernungen herbeiholen, wobei man immer „Apportez“ ſagt. Will er Etwas nicht thun, ſo wird er jedesmal ohne Umſtände dazu gezwungen und Dies ſolange, bis er es gern ausführt. Später nimmt man anſtatt des Bockes Stücken Holz und andere Dinge, endlich einen Haſenbalg und ſchließlich Haſen, Rebhühner, zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elſtern und Krähen, kurz, lauter Thiere, welche er nur höchſt ungern aufnimmt und trägt. Nachdem er dieſe Kunſt begriffen hat, wird ihm das Verlorenſuchen beigebracht. Man geht mit dem Winde und läßt unbemerkt Etwas fallen, was er gern apportirt, wendet nach einigen Schritten mit dem Zuruf: „Such verloren!“ um, und leitet ihn auf demſelben Wege gegen den Wind zu dem Gegenſtand hin, indem man ihm denſelben zeigt und „Apportez“ ruft. Dieſe Uebung wird weiter und weiter ausgedehnt, bis er auch Dieſes begriffen hat. Hierauf muß er das Vorſtehen lernen, wieder mit ſeinem Bock, welchen man vor ihm auf den Boden wirft, während man den Kopf ihm zur Erde drückt und „tout beau“ oder, wenn er es nach einiger Zeit ergreifen ſoll, „Avancez“ ausruft. Alles Dies wird in einem umſchloſſenen Raum vorgenommen, erſt mit, ſpäter auch ohne Leine. Hat nun der Hund die Sache gut begriffen, ſo nimmt man ihn mit ſich auf das Feld hinaus, immer noch an der Leine und mit der Peitſche in der andern Hand. Hier läßt man ihn an einem freien Orte, wo Wild iſt, gegen den Wind ſuchen und ſchwenkt ihn dabei abwechſelnd rechts und links, indem man „herum“ ruft. Durch die Worte „Such, Such!“ feuert man ihn, durch ein leiſes „Sachte, Sachte“ beruhigt man ihn, wenn er zu hitzig iſt, und durch einen ſtarken Ruck an der Leine bezeichnet man ihm ſeine Unzufriedenheit, wenn er nicht gehorchen will. Sucht er nach Mäuſen, Lerchen und anderen kleinen Thieren, wird er unter dem Zuruf „Pfui“ abgehalten, und niemals ſchießt man ein ſolches Thier vor ihm. Iſt er bei der Suche folgſam geworden, ſo bringt man ihn dann an Orte, wo es Rebhühner, aber wenig Haſen giebt, und läßt ihn an der Leine unter dem Winde ſuchen, ruft ihm, ſobald er Etwas in die Naſe bekommen hat, zu „Such!“ und läßt ihn, ſobald er feſtliegt oder ſteht, kreiſen, bis man die Hühner erblickt. Hierauf geht man zurück, führt ihn unter dem Zurufe „Hierher!“ ab, läßt ihn nochmals vorgehen, wieder kreiſen und ſtößt endlich die Hühner, ohne zu ſchießen, auf, geſtattet aber ihm das Nachfahren durchaus nicht. Fallen die Hühner wo anders ein, ſo verfährt man wie vorher und ſucht endlich eins im Sitzen oder, wenn es aufſteht und der Hund nicht hinterdrein fährt, im Fluge zu ſchießen, wobei man ſich aber ſehr vor einem Fehlſchuſſe zu hüten hat. Iſt das Huhn gefallen, ſo läßt man es ſich bringen und ſieht ſtreng darauf, daß er es nicht ſchüttelt oder zerbeißt. Nach dem Schuſſe darf er nie ſchwärmen, ſondern wird gleich herangerufen und muß, bis der Jäger geladen hat, ruhig neben ihm ſitzen. Auf Haſen lehrt man ihn in ähnlicher Weiſe. Im Walde bringt man ihm zunächſt bei, daß er ſich nie weit von dem Schützen entfernen kann, und geht deshalb zuerſt in buſchreiche Orte, wo man ihn immer überſehen kann. Zum Schluß endlich führt man ihn an das Waſſer und läßt ihn hier zuerſt in ganz ſeichtem Waſſer apportiren und veranlaßt ihn, ſpäter immer tiefer und tiefer

in daſſelbe hineinzugehen; niemals aber darf man einen jungen Hund in das Waſſer werfen, weil er ſonſt leicht zu große Scheu davor bekommt.

Dieſe Bemerkungen gelten für die Abrichtung aller Jagdhunde, ſie mögen heißen, wie ſie wollen, und es kommt nur darauf an, daß man gute Raſſen bekommt, welche ſchon von Geburt an größere Begabung zeigen, als andere. Die Zahl dieſer Raſſen oder Arten oder wie man ſie ſonſt nennen will, iſt ſehr anſehnlich und, wie bemerkt, ſind namentlich die Engländer groß im Züchten der Hunde. Deshalb werde ich auch vorzugsweiſe die engliſchen Hunde zum Grunde legen, um meinen Leſern eine Ueberſchau über die vorzüglichſten derſelben zu bieten. Unſer Bild auf Seite 370 zeigt uns den eigentlichen engliſchen Vorſtehhund, den Pointer, einen der vorzüglichſten aller Hunde. Ihm ähneln die Parforcehunde am meiſten, obgleich ſie größtentheils anders verwendet werden. Man gebraucht ſie nämlich in Meuten von 8 bis 40 Stück und läßt ſie ein beſtimmtes Wild ſolange verfolgen, bis ſie daſſelbe entweder einholen und feſtpacken oder doch wenigſtens feſtſtellen. Jede einzelne Meute wird blos auf eine und dieſelbe Wildart abgerichtet, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß ſie

Der Hirſchhund.

verderben, wenn man dieſen Grundſatz nicht befolgt. In früheren Zeiten wandte man große Mühe auf die Zucht dieſer Hunde, und auch gegenwärtig werden in England noch Summen dafür ausgegeben, welche geradezu ins Unglaubliche gehen. Die Hunde wohnen in förmlichen Schlöſſern und werden beſſer genährt und erhalten, als manche Menſchen. Mit Recht ſagt ein engliſcher Schriftſteller deshalb, daß es weit beſſer um das Land ausſehen würde, wenn man die Summen, welche die Zucht und Haltung der Fuchshunde fordern, zum Vortheile der Schulen oder anderer gemeinnützigen Anſtalten, kurz zum Nutzen der Menſchen ausgeben wollte. Die hauptſächlichſten Parforcehunde ſind:

Der Hirſchhund (Canis acceptorius), der größte dieſer Unterabtheilung, wie man ſagt, ein Abkömmling von dem Bluthund und Windhund, deren beider Eigenſchaften er auch in ſich vereinigt. Er iſt ausgezeichnet durch ſein ſcharfes Spürvermögen und ſeine außerordentliche Schnelligkeit. Gegenwärtig befinden ſich nur noch wenige Ueberreſte im Beſitz der Königin von England. Früher war es anders. Namentlich Georg III. war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Hirſchhetze, an welcher er oft perſönlich theilnahm. Nicht ſelten hetzte man mit ſolchem Eifer, daß von den hundert berittenen

Jägern, welche anfangs hinter dem Hirſche drein ritten, zuletzt nur noch zehn oder zwanzig übrig waren, wenn das flüchtige Wild von den Hunden gepackt wurde. Man durchritt in Windeseile unglaubliche Entfernungen und ſetzte die Jagd oft ſolange fort, daß ein großer Theil der Pferde und ſelbſt viele Hunde dabei zu Grunde gingen. Funfzig engliſche Meilen hinter einem Hirſche herzureiten war keineswegs ein ſeltner Fall. Jetzt iſt es freilich anders, da die Bebauung des Bodens dieſer Jagd viel zu große Hinderniſſe in den Weg legt.

Gegenwärtig jagt man aber immer noch mit den Fuchshunden (Canis vulpicapus), welche als die vorzüglichſten aller engliſchen Jagdhunde angeſehen werden. Berühmte Männer haben ſich mehr

Der Fuchshund.

mit ihnen als mit anderen Dingen beſchäftigt, dicke Bücher ſind über ſie geſchrieben worden, und noch heutigen Tages erwecken ſie bei den Großen Englands weit mehr Theilnahme, als ganze Völkerſchaften. Der Urſprung des Fuchshundes iſt ungewiß. Man nimmt an, daß er von dem alten engliſchen Hunde abſtammt und durch verſchiedene Kreuzung, an welcher eine ganze Menge anderer Hunde theilnahmen, zu der Vollkommenheit gebracht worden iſt, welche er zeigt. Er beſitzt die Schnelligkeit des Windhundes, den Muth des Bulldoggen, die Feinheit des Geruchs vom Bluthund, die Klugheit des Pudels: kurz, er vereint gleichſam alle guten Gaben der Hunde in ſich. Seine Schnelligkeit iſt wirklich unglaublich. Bei einem Wettrennen durchlief ein Hund, Blaumütze genannt, eine Länge von faſt 4½ engliſche Meilen in acht Minuten und wenigen Sekunden, und das bereits erwähnte Rennpferd Flying Childres, welches auf demſelben Grunde lief, erreichte das Ziel kaum eine

halbe Minute früher, als er. Wenn man dabei die körperliche Beſchaffenheit beider Thiere in Rechnung zieht, muß man wahrhaft über die Schnelligkeit des Hundes erſtaunen; denn ſie iſt verhältnißmäßig eine ungleich größere, als die jener unübertrefflichen Pferde. Dabei iſt nur zu verwundern, daß das ſchnelle Thier immer noch Stunden braucht, um einen Fuchs wirklich zu erreichen; denn man muß wohl bedenken, daß die Hunde in Meuten jagen, Reinecke aber ſich vor allen zu decken hat. Jedenfalls wirft dieſe Thatſache auch ein helles Licht auf die Gewandtheit und Schnelligkeit des letztern. Gegenwärtig währt eine Fuchshetze ſelten länger, als drei bis vier Stunden, während ſie früher einen ganzen Tag in Anſpruch nahm: zu ſolcher Güte hat man endlich die Fuchshunde gebracht.

Etwas größer, als der Fuchshund, iſt der Haſenhatzhund (Canis Bracca), welcher zu der Jagd verwendet wird, die ſein Name andeutet. Er ähnelt in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Betragen dem Fuchshund vollſtändig. Zur Zeit wird auf ſeine Zucht nur noch wenig Mühe verwendet.

Der Beagle.

Der kleinſte von allen Parforcehunden iſt der Stöberhund (Canis irritans). Er erreicht blos elf Zoll Schulterhöhe. Man gebraucht ihn in voller Meute zur Haſenhetze und erfreut ſich hauptſächlich an ſeiner wohlklingenden Stimme, welche, wenn die Meute ſtark iſt, ein herrliches Geläute giebt. Sein Geruchſinn iſt ſo fein, daß er einen einmal verfolgten Haſen immer wieder auffindet und auftreibt, und er läuft ſo ausdauernd, daß er den Haſen trotz ſeiner Schnelligkeit und ſeiner Kreuz- und Querſprünge doch einholt und niedermacht. Berühmt war die Meute des Oberſten Hardy. Sie beſtand aus 22 Stück Hunden, welche ſämmtlich das angegebene Maß noch nicht einmal erreichten. Man trug ſie zur Jagd hin und von derſelben zurück in Körben, welche auf Pferde geladen wurden. Bei der Hetze liefen ſie regelmäßig in Reih und Glied. In einer ſchönen Nacht wurden ſie ihrem Eigenthümer geſtohlen, und derſelbe hat nie wieder erfahren, was aus ihnen geworden iſt. — Gegenwärtig ſind auch dieſe Hunde ſelten geworden.

Ganz das Gegentheil von dieſen kleinen, zierlichen Thieren iſt der Bluthund (Canis sanguinarius), welchen man jetzt auch nicht oft mehr ſieht. In den guten, alten Zeiten wurde das Thier häufig als Diebsfänger benutzt und diente dem Lande zur Sicherung vor Räubern, welche in jener Zeit überall

Digitized by Google

Fig. 69.—Head of a Greyhound, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 70.—Head of a Deerhound, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 71.—Head of a Scotch Collie, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 72.—Head of a Bloodhound, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 73.—Head of a Fox-hound, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 74.—Head of a Harrier, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 75.—Head of a Beagle, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 76.—Head of a Basset-hound, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 77.—Head of a Dachshund, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 78.—Head of a Pointer, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 79.—Head of a Setter, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 80.—Head of a Spaniel, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 81.—Head of a Water-spaniel, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 82.—Head of a Retriever, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 83.—Head of a Newfoundland, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 84.—Head of a Mastiff, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 85.—Head of a Bulldog, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 86.—Head of a Boxer, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 87.—Head of a Terrier, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 88.—Head of a Toy-dog, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 89.—Head of a Pug-dog, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 90.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 91.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 92.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 93.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 94.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 95.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 96.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 97.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 98.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 99.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 100.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 101.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 102.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 103.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 104.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 105.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 106.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 107.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 108.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 109.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 110.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 111.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 112.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 113.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 114.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 115.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 116.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 117.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 118.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 119.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 120.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 121.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 122.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 123.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 124.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 125.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 126.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 127.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 128.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 129.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 130.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 131.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 132.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 133.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 134.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 135.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 136.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 137.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 138.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 139.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 140.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 141.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 142.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 143.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 144.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 145.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 146.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 147.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 148.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 149.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 150.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 151.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 152.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 153.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 154.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 155.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 156.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 157.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 158.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 159.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 160.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 161.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 162.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 163.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 164.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 165.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 166.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 167.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 168.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 169.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 170.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 171.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 172.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 173.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 174.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 175.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 176.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 177.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 178.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 179.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 180.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 181.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 182.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 183.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 184.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 185.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 186.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 187.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 188.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 189.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 190.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 191.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 192.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 193.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 194.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 195.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 196.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 197.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 198.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 199.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 200.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 201.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 202.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 203.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 204.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 205.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 206.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 207.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 208.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 209.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 210.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 211.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 212.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 213.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 214.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 215.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 216.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 217.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 218.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 219.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 220.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 221.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 222.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 223.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 224.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 225.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 226.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 227.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 228.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 229.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 230.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 231.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 232.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 233.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 234.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 235.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 236.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 237.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 238.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 239.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 240.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 241.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 242.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 243.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 244.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 245.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 246.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 247.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 248.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 249.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 250.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 251.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 252.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 253.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 254.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 255.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 256.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 257.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 258.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 259.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 260.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 261.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 262.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 263.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 264.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 265.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 266.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 267.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 268.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 269.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 270.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 271.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 272.—Head of a Pomeranian, showing the long, narrow, and pointed muzzle, the large, prominent eyes, and the long, thin ears. (From a photograph by Mr. Fall, Oxford.)

Fig. 273.—Head of a Pomeranian,

The Egyptian Nile-boat was also developed in the course of the Old Kingdom. A relief of the Fifth Dynasty shows a boat with the mast lying on the deck. The mast is supported by a forked post. The sail is attached to a yard which is hoisted by a halyard. The boat is steered by a large oar. The hull is built of planks, and the bow and stern are curved upward. The boat is provided with a cabin, and a boat-house is shown on the shore.

Nile boat of the Fifth Dynasty. The mast is lying on the deck and is supported by a forked post. The sail is attached to a yard which is hoisted by a halyard. The boat is steered by a large oar. The hull is built of planks, and the bow and stern are curved upward. The boat is provided with a cabin, and a boat-house is shown on the shore.

Sailing ships were developed in the Mediterranean at a very early date. The Egyptians had sailing ships as early as the Fifth Dynasty. The Phœnicians were the first great sailors of the Mediterranean. Their ships were of the same general type as those of the Egyptians, but were larger and more seaworthy. They had a single mast and a square sail. The hull was built of planks, and the bow and stern were curved upward. The ships were steered by a large oar on each side of the stern. They had a cabin on the deck, and sometimes a second mast was added.

Kopf länglich und ziemlich erhaben; die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn etwas verschmälert und zugespitzt. Die Ohren sind lang, breit, gerundet, vollständig hängend und mit sehr langen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff. Die Füße sind von mittler Länge, nicht dick und ziemlich stark, die vorderen vollkommen gerade; die Hinterfüße ohne Afterzehen. Der Schwanz ist mittelstark und mittellang, reicht etwas unter das Fersengelenk und wird, stark nach rückwärts gebeugt, aufwärts getragen. Die Behaarung ist lang, zottig, aber seidenartig. Die Schnauze und die Vorderseite der Füße sind kurz behaart, die Hinterseite derselben aber, der Kopf, der Bauch und der Schwanz, besonders an der Unterseite, mit langen, zottigen Haaren bedeckt. Die Oberseite des Körpers ist gewöhnlich schwarz, Brust, Bauch, Füße, die Lippen und Wangen bräunlichgelb, und auch über den Augen findet sich ein bräunlicher Flecken. Außerdem kommen aber auch röthlichbraune, schwarz und weiße und sehr häufig gefleckte mit gelbbraunen, rothbraunen oder schwarzen Flecken auf weißem Grunde vor. Diese

Der Wasserhund. (Siehe Seite 379.)

Kennzeichen gelten für die ganze Gruppe, welche wieder in eigentliche Seidenhunde, Wachtelhündchen und Pudel zerfällt. Die ersteren sind bei uns die seltensten, und zumal den großen Seidenhund sieht man wenig, eher den Malteserseidenhund, welcher seiner Kleinheit wegen oft als Schoshündchen gehalten wird; von ihm unterscheidet sich der große Seidenhund nur durch seine bedeutende Größe.

Alle Seidenhunde sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd. Sie haben feinen Geruch und großen Verstand, ohne jedoch besonders gelehrig zu sein. Zur Jagd auf kleines Wild und namentlich auf Federwild werden einige und vor allen die Wachtelhunde vielfach benutzt, doch bedürfen sie einer sehr sorgfältigen Erziehung, weil ihre ursprüngliche Jagdbegierde so groß ist, daß sie häufig durch Dick und Dünn gehen und kaum durch Zurufe zu bändigen sind. Selbst bei der besten Erziehung zittern sie vor Begierde bei Auffindung einer Spur und sind nicht im Stande, ihre Freude oder ihren Eifer zu verbergen, sondern kläffen und bellen fast fortwährend. Sie werden aus diesem

Digitized by Google

Grunde noch weit häufiger in der Stube gehalten, als zur Jagd benutzt. Die Engländer haben ſich große Mühe mit ihrer Zucht gegeben und deshalb auch eine Menge von Spielarten erzielt, welche ſie in Jagd- und Tändelhunde trennen. Unter den Wachtelhunden unterſcheiden ſie wieder Springer, das heißt ſolche, welche luſtig durch Dick und Dünn und namentlich durch niederes Dorngeſtrüpp hindurchjagen, und Schnepfenhunde, welche hauptſächlich zur Jagd auf Waldſchnepfen verwendet werden. Sie werden trotz ihres Lautgehens hochgeachtet, und in Wahrheit iſt ein hinter der Beute dahinjagender Hund ein Gegenſtand der Freude für Jeden, welcher Sinn für derartige Jagd hat.

Die Schnepfenhunde ſind kleiner, als die Springer. Sie wiegen ſelten mehr als 12 Pfund, ſehr oft nur 9 oder 10 Pfund. Außerordentlich lebendig und thätig, wie ſie ſind, verrichten ſie ihre Arbeit mit einem geradezu unerſchöpflichen Grade von Selbſtbewußtſein und Vergnügen. Dabei ſind ſie ſehr muthig und behalten auch in anderen Klimaten ihre urſprüngliche Kühnheit bei, ſelbſt in dem heißen Indien, welches die beſten nordiſchen Hunde bald verdirbt. Kapitän Williamſon erzählt, daß eines dieſer kleinen tolldreiſten Thiere einſtmals ſogar einem Tiger muthig entgegenging. Das gewaltige Raubthier ſchaute den kleinen Kläffer anfangs verwundert an, dann aber ſtand es auf, von dem Gebelfer des zudringlichen Naſeweis geſtört, und flüchtete! Der Erzähler verſichert, daß es einen unbeſchreiblichen Anblick gewährt habe, die beiden in Größe und Kraft ſo verſchiedenen Thiere hinter einander zu ſehen, den großen, gewaltigen Tiger mit gehobenem Schweife voran und den muthigen kleinen Hund zankend und bellend hinterdrein. Und Dies iſt nicht der einzige Fall, in welchem man den Muth dieſer niedlichen Thiere erprobt fand. Ein anderer Offizier von dem bengaliſchen Geſchützweſen jagte in der Nähe eines Rohrdickichts nach Trappen, Florikans und Pfauen, als plötzlich ein Tiger hervorbrach. Augenblicklich wurde derſelbe von den Hündchen geſtellt, und obgleich die muthigſten und kühnſten mit zwei Tatzenſchlägen niedergelegt wurden, hielten die anderen doch Stand und ruhten nicht eher, als bis ſich der Tiger zurückgezogen hatte.

Die kleinſten Wachtelhündchen, werden gewöhnlich König-Karlshündchen genannt, aus dem Grunde, weil König Karl II. von England ſie außerordentlich liebte und ſtets einige bei ſich hatte. Sie ſind durch ihre dunkle Farbe, welche übrigens oft ins Bräunliche ſpielt, die weiße Vorderbruſt, das ſeidenweiche, lange Haar und das große lange Behänge ausgezeichnet. Die allerbeſten und geſchätzteſten von ihnen wiegen blos fünf Pfund und die größten nicht mehr als ſieben. Sie ſind als Stubenhunde außerordentlich beliebt, denn ſie ſind ſchmuck, munter und gelehrig: wenn ſie richtig behandelt werden, ſind ſie die unterhaltendſten Geſellſchafter, welche man ſich denken kann. Sie ſelbſt ſind ewig auf luſtige Streiche bedacht und laſſen ſich mit ſehr geringer Mühe erheiternde Kunſtſtücke lehren.

Noch kleiner, als dieſe, ſind die Blenheims-Wachtelhündchen, welche gegenwärtig in England vielfach als Schoshündchen der Damen in größerem Anſehen ſtehen. Unangenehm iſt, daß ihre Augen beſtändig thränenfeucht ſind, und ihnen von einem Winkel aus dieſe Thränen ohne Unterlaß über die Wangen herablaufen.

Während wir ſie mit Fug und Recht die Zwerge der ganzen Gruppe nennen können, müſſen wir den Neufundländer (Canis terrae novae) als den Rieſen unter den Seidenhunden anſehen. Das gewaltige, prächtige Thier ſoll ein doppelter Baſtard des großen Pudels mit dem franzöſiſchen Fleiſcherhund ſein, welcher in Neufundland ſeine Raſſe bis zur Stunde in ihrer urſprünglichen Reinheit erhalten hat. Es iſt ſehr ungewiß, um welche Zeit ſich dieſe Raſſe in Neufundland gebildet und wer hierzu Veranlaſſung zunächſt geboten hat. Man weiß gewiß, daß die Engländer bei ihrer erſten Niederlaſſung in Neufundland im Jahre 1622 dieſe Hunde noch nicht vorfanden, und

The Bulldog is the Mastiff's diminutive, but not less courageous, representative. Its head is large, and its face is short and flat, with a very wide mouth, and the nose is turned up. The ears are small and thin, and the eyes are set wide apart. The body is short and thick, and the legs are strong and muscular. The tail is short and carried low. The coat is short and smooth, and the color is usually brindle, white, or fawn. The Bulldog is a very powerful dog for its size, and is capable of great endurance. It is a very good watch dog, and is also a very affectionate companion.

Bulldog.

keit, taucht wie ein Seethier und kann Stunden lang im Wasser aushalten. Einmal fand man eines dieser Thiere in einer weiten Meeresbucht, Meilen vom Lande entfernt, und mußte wohl annehmen, daß es viele Stunden lang im Meere herumgeschwommen war. Dem Neufundländer ist es vollkommen gleichgiltig, in welcher Weise er schwimmen muß; denn er geht ebensogut gegen den Strom oder Wellenschlag, als mit beiden. Ohne irgend welche vorausgegangene Abrichtung holt er unermüdlich jeden Gegenstand aus dem Wasser, selbst bei der strengsten Kälte, und bringt ihn seinem Herrn. Der Mensch kann ihn überhaupt nicht mehr vergnügen, als wenn er ihm Gelegenheit giebt, sich viel im Wasser aufzuhalten, und schwerlich dürfte man etwas Lustigeres sehen können, als einen guten Schwimmer, welcher sich in Gesellschaft seines Neufundländers im Meere herumtreibt. Der Hund ist dann außer sich vor Freude, daß auch der Mensch gleich ihm mit dem Wasser vertraut ist, und bemüht sich nach Kräften, diese Freude an den Tag zu legen. Er macht dann Purzelbäume und treibt das tollste Zeug aus lauter Uebermuth; schwimmt bald vor seinem Herrn, bald hinter ihm her, taucht unter ihm weg, thut, als wolle er ihn ein Stückchen tragen oder stützen: kurz, er spielt förmlich im Wasser. Und wenn endlich der Herr ermüdet nach dem Ufer sich wendet, bemüht sich der Hund, ihn noch zum neuen Wettschwimmen aufzufordern.

Diese außerordentliche Befähigung des Neufundländers für das Wasser macht ihn zu einem sehr nützlichen Thiere an allen Seeküsten. Man kennt Hunderte von Beispielen, wo durch den Muth und die Kraft des vortrefflichen Geschöpfes ertrinkende Menschen gerettet worden sind. Viele Schiffer haben ihn stets bei sich, weil er vorkommenden Falls die ganze Mannschaft zu retten im Stande ist. Bei Schiffbrüchen z. B. ist er oft mit einem Seile im Maule ans Land geschwommen, und hat so die Rettung der Mannschaft vermittelt, oder aber ist vom Lande aus in die See gegangen und hat einen der Schiffbrüchigen nach dem andern herüberbugsirt. Auch als Kinderwärter ist er unübertrefflich, namentlich in Ortschaften, welche in der Nähe tiefer Gewässer liegen. Man darf auch das kleinste Kind ganz dreist seiner Wachsamkeit und Treue anvertrauen, weil man sicher ist, daß dem Kinde, solange der Hund sich bei ihm befindet, nicht das Geringste zu Leide geschieht. Die Beispiele, in denen er sich bei diesen Geschäften bewährt hat, sind gar nicht zu zählen. — Sobald er einen Menschen im Wasser in Gefahr sieht, stürzt er sich augenblicklich in das ihm befreundete Element, eilt zu jenem hin, schiebt ihm die Schnauze unter die Achsel und hebt ihn mit derselben über den Wasserspiegel empor. Auch halb erfrorne Leute hat er mehrmals vor dem sichern Tode bewahrt, indem er ganz nach Weise der Bernhardiner Hunde handelte. Das Land wittert er von Schiffen aus in großer Entfernung, zuweilen auf mehr als zehn englische Meilen, und giebt Dies durch Bellen zu erkennen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt noch seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit, sowie die unauslöschliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; — ebenso bewahrt er freilich auch erlittene Unbill und Strafe in seinem Gedächtniß auf und wird Leuten, welche ihn mit Absicht quälen, manchmal doch gefährlich.

In Neufundland selbst findet man fast nur die schwarzen Hunde dieser Art, welche um Nase Kehle und Fußgelenke gelblich sind und über jedem Auge einen gelben Fleck haben. Dort erhält sich die Rasse sehr rein, während Dies bei uns leider nicht immer der Fall ist. Uebrigens wird das edle Thier in seiner Heimat sehr schlecht behandelt. Man spannt ihn vor einen kleinen Wagen oder Schlitten, läßt ihn Holz schleppen oder beladet seinen breiten Rücken sogar mit Eselsbürden, und dabei nährt man ihn mit dem erbärmlichsten Futter, welches es geben kann, mit alten, halbverfaulten oder verdorbenen Fischen und dergleichen. Viele der schönen Thiere gehen unter der elenden Behandlung zu Grunde, und andere lassen sich, wenn sie sich einmal von ihren Tyrannen befreien können, mancherlei Vergehen zu Schulden kommen, indem sie die Herden räuberisch überfallen und so großen Schaden anrichten. Außer zu jenen Arbeiten benutzt man sie in Neufundland auch noch zur Vertreibung des amerikanischen Wolfes, und zwar mit dem besten Erfolg, weil das starke Thier jenen feigen und erbärmlichen Räuber mit leichter Mühe bewältigt und gewöhnlich im Kampfe todtbeißt.

Gegen andere Hunde benimmt er ſich mit ſehr großer Würde und läßt ſich erſtaunlich viel gefallen, doch ſpielt er den kleinen Kläffern, wenn es ihm zu bunt wird, manchmal einen ſchlimmen Streich. So erzählt man, daß ein Neufundländer einen kleinen Hund, der ihn beſtändig ärgerte, plötzlich beim Kragen faßte, mit ihm ins Meer ſprang und ihn wohl eine halbe Meile weit hinausſchleppte, ihn dann aber in das Waſſer warf und es ihm überließ, ſich mit Mühe und Noth ſelbſt wieder an das Land zu haſpeln. Noch ſchlimmer erging es einem kampfluſtigen Bulldoggen, welcher den Neufundländer eines Schiffers ohne Urſache angriff und ſich in deſſen Kehle verbiß. Vergebens verſuchte der Große, das wüthende Vieh abzuſchütteln. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er lief mit ihm nach dem Theerkeſſel, deſſen Inhalt gerade luſtig broddelte, und tauchte den Bulldoggen gelind mit den Hinterbeinen dahinein. Daß dieſer augenblicklich losließ, kann man ſich denken, und ſchwerlich hat er jemals wieder einen Neufundländer angegriffen, nachdem ihn der erſte, an dem er ſeinen Uebermuth verſuchen wollte, für ſein Leben gezeichnet hatte.

Der Waſſerwachtelhund.

Man unterſcheidet zweierlei Raſſen des Neufundländers, die eine, welche uns unſere Abbildung (S. 382) zeigt, ein Thier von 32 Zoll Höhe, und eine andere, kleinere, welche höchſtens 24 Zoll hoch wird. Letztere bezeichnet man auch wohl mit dem Namen Labradorhund oder Saint-Johns-Hund. Wenn man dieſen mit dem langhaarigen Hühnerhund kreuzt, erhält man den engliſchen Waſſerhund.

Als Uebergangsglied von dem Neufundländer zu den Pudeln oder aber zu den Wachtelhunden, wie man will, kann man den Waſſerwachtelhund (C. crispus) betrachten, welcher hauptſächlich in England gezüchtet wird; in Deutſchland wenigſtens habe ich ihn noch nicht geſehen. Es iſt ein mittelgroßes Thier von etwa 22 Zoll Schulterhöhe und hübſchem, ebenmäßigen Körperbau, ausgezeichnet durch die verhältnißmäßig breiten Pranken, welche ihm das Schwimmen ſehr erleichtern. Das Behänge iſt ſehr lang; denn die Ohren ſammt ihren Haaren meſſen von einer Spitze zur andern mehr, als die Schulterhöhe des Thieres beträgt. Der Waſſerwachtelhund verdient ſeinen Namen in der That. Er iſt ein bewundernswürdiger Schwimmer und Taucher und geht zu jeder Zeit und bei jedem Wetter mit Luſt in das Waſſer, in welchem er ſehr ausdauert. Sein Fell iſt beſtändig merkwürdig fett und

erleichtert ihm aus dieſem Grunde den Aufenthalt im Waſſer nicht wenig; denn ein wirklicher Waſſerwachtelhund wird ſchon wenige Minuten, nachdem er den Fluthen entſtiegen, wieder trocken. Dieſe Eigenſchaften haben natürlich ſeit langer Zeit die Aufmerkſamkeit der Jäger auf ihn gezogen und ihn zu einem Liebling aller Waſſerjäger gemacht.

Einer der bekannteſten Seidenhunde und, ſeiner geiſtigen Fähigkeiten wegen, auch der merkwürdigſte von ihnen iſt der Pudel (Canis genuinus). Ihn zu beſchreiben iſt faſt unnöthig, da er ſo ausgezeichnet iſt, daß Jedermann ihn kennt. Der gedrungene Körperbau mit den langen, wolligen, zottigen Haaren, welche hier und da förmliche Locken bilden und den ganzen Hund dicht einhüllen, die langen und breiten Ohren kennzeichnen ihn vor ſeinen übrigen Verwandten. Ein ſchöner Pudel muß ganz weiß oder ganz ſchwarz ſein, er darf höchſtens bei ganz ſchwarzer Farbe einen weißen Stirn- oder Bruſtflecken haben.

Der Pudel.

Der Pudel zeigt durch ſeine Liebe für das Waſſer ſeine Verwandtſchaft mit den übrigen Seidenhunden an. Er ſchwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr aber eignet er ſich zum Geſellſchafter des Menſchen, und als ſolcher leiſtet er das Größte, was überhaupt ein Thier zu leiſten vermag. Um ihn vollſtändig zu kennzeichnen, borge ich mir Scheitlins Meiſterworte und zwar aus dem Grunde, weil ich es für Unrecht halte, etwas anerkannt Gutes, auf irgendwelche Weiſe umſchrieben, als eigenes Erzeugniß zu Markte zu tragen.

„Der Pudel iſt unter allen Hunden am beſten gebaut. Er hat die ſchönſte Kopfform, den wohlgebildetſten Leib, die ſchönſte Geſtalt, eine volle, breite Bruſt, wohlgebaute Beine, iſt nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und ſtellt ſich am würdigſten dar. Schon körperlich iſt er zu allen Künſten vorzugsweiſe geeignet. Tanzen kann er von ſelbſt lernen; denn ſeine halb-

menſchliche Natur treibt ihn, ſich an ſeinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu ſtellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es ſehr oft von ſelbſt, wenn er will."

„Sein Geſchmackſinn iſt fein; er unterſcheidet zwiſchen Speiſen ſehr genau; er iſt ein Leckermaul. Sein Geruchſinn iſt berühmt. Er kennt die Kinder ſeines Herrn durch ihn und findet mit Hilfe derſelben ſeine verlorne Spur. Giebt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh oder ſonſt Etwas zu riechen, ſo kann er durch die Feſthaltung des Eindrucks dieſes Geruchs das verlorne Kind von ſelbſt finden. Kaum jemals täuſcht er ſich, ihm iſt der Geruch als Erkennungsvermögen angewieſen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen iſt er ſehr empfindlich; er iſt wehleidig. Sein Gehör iſt vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterſcheidet ſie auch dem Sinne nach, kennt den Unterſchied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weiſe und den Ton des Schrittes ſeiner Hausgenoſſen. Aber ſein Geſicht iſt zurückgeblieben, er ſieht nicht gut, er kennt ſeinen Herrn durch das Geſicht nur, wenn er ziemlich nahe iſt."

„Der Ortſinn iſt im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hauſe Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und beſucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit ſeinem Herrn, ſei es auch nur einmal, geweſen, in welchem ihm wohlgethan worden iſt. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brod beim Bäcker, Fleiſch in der Fleiſcherei zu holen. Sein Zeitſinn iſt merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungrige Menſch, die Mittagsſtunde und die Schlachttage im Schlachthauſe. Die Farben kennt er genau und unterſcheidet die Dinge mit Hilfe derſelben deutlich. Sonderbar iſt der Eindruck der Muſik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere gar nicht."

„Der Pudel hat ein außerordentlich ſcharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er geſcheit. Er iſt ein vollkommner Beobachter und lernt deshalb nicht blos die Worte, ſondern auch die Mienen und Blicke ſeines Herrn ausgezeichnet verſtehen. Sein Gedächtniß iſt im hohen Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe ſeines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgend wohin nicht. Man nennt den Hund ſchon wegen ſeines unterſcheidenden Geruchſinns geſcheit: wie vielmehr wird man ihn wegen ſeines getreuen Gedächtniſſes geſcheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtniß für geſcheit hält und ſelbſt einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwiſſer, für geſcheit hält. Dieſes Gedächtniß iſt eine Haupturſache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmüthigkeit und Folgſamkeit. Er kann wirklich trommeln, Piſtolen losſchießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden vertheidigt wird, erſtürmen und mit Kameraden eine Komödie ſpielen lernen. Wir wiſſen, daß man auch Pferden und Elefanten (aber blos dieſen!) Aehnliches und Gleiches lehren kann."

„Zwei Dinge kommen noch dazu: des Pudels Nachahmungsſucht und ſein Ehrgefühl d. h. ſeine Eitelkeit. Immer ſchaut er ſeinen Herrn an, immer ſchaut er, was er thut, immer will er ihm zu Dienſten ſtehen. Er iſt der rechte Augendiener; er denkt, wie ein Kind vom Vater, was Dieſer thut, ei recht, er müſſe oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Kegelkugel, ſo nimmt er zwiſchen ſeine Pfoten auch eine, will ſie anbeißen und plagt ſich, wenn es ihm nicht gelingen will. Sucht jener Steine behufs wiſſenſchaftlicher Behandlung, ſo ſucht auch der Pudel Steine. Gräbt der Herr irgendwo, ſo fängt auch er mit den Pfoten zu graben an. Sitzt Jener im Fenſter, ſo ſpringt auch Dieſer auf die Bank neben ihn, legt beide Tatzen aufs Geſimſe und guckt ebenfalls in die ſchöne Ausſicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin einen tragen ſieht. Er trägt ihn ſorgfältig, ſtellt ihn vor die Leute hin, geht von einer Perſon zur andern, um zu zeigen, wie geſchickt er ſei, und wedelt mit dem Schwanze ſelbſtgefällig. Während des Tragens bekümmert er ſich gar nicht um andere Hunde; er ſcheint ſie als Taugenichtſe zu verachten, ſie aber ſcheinen ihn zu achten."

„Der Pudel ist der geachtetste (aber nicht der gefürchtetste) und auch beliebteste Hund, weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er sich auf jede Weise necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen und fügt sich ohne Widerspruch in die Nothwendigkeit. Wird er von einem tollen Hund gebissen und kommt der Henker ihn zu holen, so weiß er augenblicklich, was ihm droht. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trübe und erschrocken, doch wehrt er sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie die Pferde, mit ruhigem Herzen. Wird er krank und einem Arzt übergeben, so unterzieht er sich der Kur sehr gutwillig, und wie der Orang merkt er schnell, was ihm dienlich sei. Kein Thier erkennt so schnell die Meisterschaft des Menschen, daß es ihm gehorchen solle und müsse, und daß der Gehorsam das Beste für ihn sei."

„Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, bleibt an der andern Ecke der Straße wieder still stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein ꝛc. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überschleichen sucht, thut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt oder mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjage, und wenn man ihn hinausjagt, augenblicklich, ohne zu pissen, zum Schlachthause oder zu einer von seinen Buhlen läuft; wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnung entwischen zu können aufgiebt, mit vollkommener Entsagung sich unter den Tisch legt und das Pissen läßt und vergißt. Er hat vollkommen wie ein Mensch gelogen."

„Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn viele Beobachter dem Pudel menschliche Verstandsgeschicklichkeit zuschreiben. Und wirklich ist kein Mensch in Beobachtungsumständen geschickter, keiner äußert seine Ungeduld, wenn man ihn nicht berücksichtigt, besser, als der Pudel. Er prüft vorher sorgfältig, ehe er entscheidet, und er will sich nicht täuschen und auch nicht ausgelacht werden."

„Mit Prügeln kann man dem Pudel Nichts lehren; er ist nur ängstlich, verwirrt, thut immer weniger, ganz wie ein Kind, das weinend lernen muß. Doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit Gutem kann man ihn sogar ans Widrige gewöhnen und Dinge essen oder trinken lehren, welche er sonst verschmäht. Manche Pudel werden und sind so recht eigentliche Kaffeefraubasen und ziehen das Getränk unbedingt allen anderen vor."

„Sonderbar ist es, daß der Pudel, je gutmüthiger und verständiger er ist, um so minder ein guter Hauswächter ist, desto minder auf den Menschen abgerichtet werden kann. Er liebt und schätzt alle Menschen; will man ihn gegen einen Menschen reizen, so schaut er nur seinen Herrn und dessen Gegner an, als ob er denke, es könne seinem Herrn nicht möglich sein, ihn auf einen seines Gleichen zu hetzen. Man könnte seinen Herrn morden, ohne daß er sich für ihn wehrte. Gegen seinen Herrn ist er stets unterwürfig im höchsten Grade, er fürchtet nicht nur die Schläge, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohend verweisenden Finger."

„Pferde und Hunde scheinen unter allen Thieren am ersten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich stillgestellt werden. Ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellt sich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube"! — erschrocken fährt der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still: ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme!"

„Der Pudel ist nie gern allein; immer sucht er Menschen auf. Die ersten sind ihm die besten. Er giebt sich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen, so thut er's mit Pudeln,

wenigstens vorzugsweise. Mit solchen erfreut er sich dann sehr. Andere Hunde scheint er zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich, weil sie ihn als einen besondern Menschenfreund und Vorgezogenen oder als den höchstbegabten unter den Hunden ansehen und ihn darum nicht leiden mögen."

„Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht wieder. An der Kette ist kein Hund gern, am allerwenigsten der Pudel, er versteht, sich davon auf alle Weise loszumachen, und erprobt darin seine Künste, Stricke zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleifen zieht er den Kopf; er kann gerade so wie ein Mensch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freude ganz unsinnig thun." —

Von seinen Erfindungsgaben, um sich freizumachen, erzählt Giebel eine anmuthige Geschichte. „In einer der Hundesteuer unterworfenen, großen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markenlose Hunde ein und steckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und Häßlich in einen weiten Schuppen, wo sie ihr unverschuldetes Unglück in dem lautesten Jammergeheul beklagten. Der verständige Pudel allein saß ruhig, in sein Schicksal ergeben, im Winkel des Gefängnisses und sah bald, auf welche Weise die Thüre geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihm damit gezeigt. Er ging flugs an die Thüre, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Thür, und auf seinen Wink folgte die ganze Schar der Gefangenen. Im Sturmschritt und lärmend eilte sie, im Thore die Wache unter das Gewehr rufend, in die Stadt hinein, und jeder kehrte zu seinem Herrn vergnügt zurück."

Doch was ließe sich nicht über den Pudel noch Alles sagen!. Man könnte ja über ihn allein ein ganzes Buch schreiben!

Aus einer Kreuzung zwischen Pudel und Spitz oder Wachtelhund sollen die beliebtesten aller Schoshündchen hervorgehen, der Zwergpudel, das Löwenhündchen und der Bologneserhund. Ersterer verdient seinen Namen in der That und Wahrheit; denn er ist so klein, daß man ihn fast zu den fabelhaften Thieren rechnen möchte. Er weiß sofort die Aufmerksamkeit aller Menschen auf sich zu ziehen und findet mindestens ebensoviel Theilnahme, als das merkwürdigste, aus fremden Ländern zu uns gekommene Thier. Seine Farbe ist gewöhnlich weiß und der wollige Pelz so zart und fein, daß man sich kaum etwas Schöneres denken kann. Er muß sich durch sein Gebell ordentlich ausweisen, daß er ein wirklicher Hund ist: man ist sonst versucht, ihm Dies kaum zu glauben. Dieses Gebell ist aber so eigenthümlich, so hündisch kindlich, daß man es, einmal gehört, nie wieder vergessen kann.

Außer diesen Genannten giebt es nun noch eine Menge von Abarten, welche wir unberücksichtigt lassen wollen. Wenden wir dafür unsere Aufmerksamkeit einer andern, sehr merkwürdigen Gruppe zu, den Pintschern (Canis Gryphus) nämlich. Viele Naturforscher zählen sie noch zu der vorigen Gruppe, und in der That haben wenigstens einige wegen ihres Haarkleides und der Bildung der Schnauze, der Ohren und des Schwanzes, wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue, ihrer Munterkeit und Spiellust Vieles mit dem Pudel gemein. Der Bau des Schädels und des Geripps weicht jedoch entschieden ab und läßt sie als eigenthümliche Hunde erscheinen. Man unterscheidet hauptsächlich die glatthaarigen und stachelhaarigen oder die Ratten- und Affenpintscher. Erstere ähneln in ihrem Gesammtbau dem Dachshund, unterscheiden sich von ihm aber durch die höheren und geraden Beine und die ganz aufrechtstehenden oder nur mit der Spitze überhängenden Ohren. Die meisten sind dunkelfarbig, gefleckte kommen schon seltner vor. Ihr Körper ist ziemlich schlank, der Kopf stark, die Schnauze ist lang und gerade abgestumpft, die Beine sind mittelhoch und gerade, der Schwanz ist glatt, er wird nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen. In der Jugend schneidet man den Pintschern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Thiere in unverantwortlicher Weise.

Alle Pintscher sind äußerst kluge, höchst muntere und über alle Maßen jagdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei Ratten, Mäuse, aufwühlende Maulwürfe, und sind geradezu

unermüdlich in der Verfolgung dieſer Thiere. Als Hausgenoſſe des Menſchen ſind ſie eben nicht zu empfehlen, weil ſie wegen ihrer ſteten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdruß, als Freude machen; dagegen eignen ſie ſich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit ſchnellen Pferden fahren; denn am allerliebſten begleitet der Pintſcher ſeinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch ſelbſt bei den ſchnellſten Ritten macht er ſich noch immer Zeit, jedes Mauſeloch zu unterſuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen ſeiner Haufen zu ſtören. Die Naſe hoch gegen den Wind getragen, ſpäht er nach allen Seiten hin, und wo Etwas raſchelt, naht er ſich vorſichtig und leiſe, ſteht eine Zeit lang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, ſchlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächſten Augenblicke das unterirdiſch lebende Geſchöpf im Maule. Genau auf dieſelbe Weiſe jagt er Maulwürfe, und zwar mit ſolchem Eifer, daß er bei einem längern Spaziergang, wie Lenz ſagt, regelmäßig vier bis fünf und zuweilen 14, ja 18 Stück fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, ſondern begräbt ſie, von den Mäuſen dagegen frißt er ſoviel, bis er vollkommen geſättigt iſt, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerkſamkeit der Engländer beſonders auf ihn gezogen, und weil dieſes launenhafte und grillige Volk, d. h. die reichen Nichtsnutzer deſſelben, ohnehin nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen, um die liebe Zeit todtzuſchlagen, ſind ſie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hunde in Thätigkeit zu ſetzen. Damit die Sache doch auch nach Etwas klang hat, werden dabei außerordentlich hohe Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch, wie Dies bei den Engländern überhaupt gewöhnlich, durchaus das Gepräge des Glückſpiels. Man kreuzt den Pintſcher noch mit dem kleinen Bulldoggen und erhält dann den wahren Rattenpintſcher, welcher unter dem engliſchen Namen „Bullterrier“ oder Bulldoggpintſcher bekannt geworden iſt. Dieſer leiſtet allerdings Unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn ſeine Ausdauer und Geſchicklichkeit iſt wirklich bewunderungswürdig. Gewiſſe Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen, jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuſchaffen. Mit dieſen Thieren begiebt man ſich nun in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, ſtellt ſich ringsum an den Wänden auf, um dem Wild und ſeinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine beſtimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgeſetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons giebt es ſogar förmliche Kampfplätze für dieſe Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinter denen die Zuſchauer Platz nehmen. Der Beſitzer derſelben gehört regelmäßig den unterſten Volksſchichten an und empfängt von den Zuſchauern, außer einem gewiſſen Eintrittsgeld, auch noch eine Summe für jeden Rattenkopf. Sobald ſich eine Anzahl von Zuſchauern geſammelt hat, bringt er ſeine Rattenkäfige herbei und läßt die Thiere laufen. Es giebt zunächſt ein unerhörtes Durcheinander; die unglückſeligen Ratten durchſtöbern den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden; rennen in ſchrecklicher Weiſe an einander und geberden ſich, als empfänden ſie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald ſie ſich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorſteher der Arena die Pintſcher herbei und läßt ſie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohne Gleichen. Wood berichtet, daß er einen dieſer Bulldoggpintſcher gekannt habe, welcher unter dem Namen Tiny wahrhaft berühmt geworden iſt. Derſelbe wog blos $5\frac{1}{2}$ Pfund, und gleichwohl war er der allerärgſte Feind der Ratten, den man ſich denken konnte. In einem Zeitraume von 28 Minuten 5 Sekunden — mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit beobachteten die Zuſchauer das großartige Schauſpiel! — hatte er 50 Ratten erbiſſen, und man berechnet, daß dieſes ausgezeichnete Thier während ſeines Lebens mehr als 5000 Ratten erlegt habe, eine Menge, welche, wie mein Berichterſtatter hinzufügt, $1\frac{1}{2}$ Tonne an Gewicht gehabt haben mag. Er konnte nicht zurückgeſcheucht werden, weder durch die Zahl, noch die Größe ſeines Wildes, und freute ſich am meiſten, wenn er recht ſtarken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer ſehr regelrechten und klugen Weiſe. Zuerſt ſuchte er ſich die ſtärkſten und kräftigſten Ratten aus, um ſo die ſchwierigſte Arbeit zu

verrichten, während seine Kräfte noch frisch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, selbst wenn er schon etwas angegriffen von seiner Arbeit war. In seinen jungen Jahren rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von seinem Kopfe nicht unterscheiden. In seinen alten Tagen saß er jeden Abend an günstigen Stellen, wie eine Katze, lauernd an den Rattenlöchern und paßte an ihnen mit großer Sorgfalt auf. Selten blieb seine Jagd erfolglos. Die Jagdbegierde auf sein Wild wurde der Grund zu seinem Tode. Er war in einem Zimmer eingesperrt und hörte in einem andern Raum eine Ratte nagen, welche er nicht bekommen konnte. Dies versetzte ihn in so große Aufregung, daß er schließlich ein hitziges Fieber davon trug und an diesem zu Grunde ging.

Dieser Hund gehörte einem Reichen und hatte es deshalb verhältnißmäßig gut, während es den gewöhnlichen Schaustellerhunden oft, nachdem sie ihre Pflicht und Schuldigkeit im vollsten Maße gethan haben, ebenso zu ergehen pflegt, wie es den Ratten durch sie erging. Die biedern Engländer sind nämlich noch nicht zufrieden, die Mörderei unter den Ratten mit angesehen zu haben, sondern verlangen noch mehr und kaufen am Ende des Schauspiels regelmäßig dem Besitzer seinen Hund ab, verschaffen sich einen größern Bulldoggen und lassen durch diesen nunmehr den kleinen Hund zerreißen. Daß an solcher Barberei nicht gewöhnliche Leute, nicht blos die niederen Volksklassen, sondern gerade die Vornehmen und Hochstehenden besondern Gefallen finden, versteht sich von selbst; denn gerade sie pflegen der Barbarei und Unmenschlichkeit nach besten Kräften Vorschub zu leisten.

Eine größere Abart des Bullenpintschers wurde früher angewandt, um Füchse aus ihrem Bau zu treiben, und einer oder zwei von ihnen genügten vollkommen zu diesem Zweck. Man nannte sie Fuchspintscher und hielt sie in großen Ehren. Gegenwärtig sind sie außer Gebrauch gekommen.

Die geistigen Fähigkeiten aller Pintscher sind sehr beachtenswerth. Sie zeigen einen großen Verstand, viel Selbstüberlegung und Geschicklichkeit, sich in alle Lagen möglichst gut zu finden. Man kennt viel Beispiele, daß solche Hunde den Werth des Geldes zu würdigen und sich daher Münzen zu verschaffen wußten, um dafür Eßwaaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen Peter stahl kleine Geldmünzen, wo er sie nur finden konnte und lief damit zum Bäcker hin, um sich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, dessen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblick und besuchte fortan einen auf der andern Seite der Straße, welcher seinen neuen Kunden nach Verdienst ehrte.

Der Muth der Pintscher ist wirklich großartig, und zumal der Bulldoggpintscher beweist sich hierin ganz als echter Abkömmling des Bulldoggen. Anderson erzählt in seinem Werk über den See Ngami einige sehr anziehende Thatsachen. Einer dieser Hunde, Namens Venus, wagte sich sogar an ein verwundetes Nashorn, welches fliehen wollte, und verbiß sich so geschickt in dessen Oberlippe, daß der gewaltige Riese nicht im Stande war, den kleinen Kläffer abzuschütteln, und so den Jägern zu einem zweiten Schusse, welcher tödlich wurde, Gelegenheit geben mußte. In einer sehr jagdreichen Gegend, in welcher es namentlich viele Schakale gab, erlegte dieser kleine Hund einen seiner wilden und bedeutend stärkern Vettern auf sehr listige Art. An demselben Ort, welchen er sich zum Baden und Trinken auserkoren hatte, streifte eines Tages ein Schakal vorbei und erblickte den kleinen Hund. Dieser verkroch sich augenblicklich vor ihm und sah so kläglich aus, daß dem Schakal der Gedanke kommen mochte, hier sei mit leichter Mühe eine Mahlzeit zu gewinnen. Er nahte sich also kühn seiner vermutheten Beute, mußte aber sehr bald einsehen, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, das ihm nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Denn kaum war er nahe genug, als Venus ihm mit einem geschickten Satz an die Gurgel sprang und sich hier so fest verbiß, daß der Schakal nach wenigen Minuten erstickend verendete.

Sehr verschieden von dem gewöhnlichen Pintscher ist einer der sonderbarsten Hunde, was Gestalt und Aussehen anlangt, der Affenpintscher nämlich. Ihn macht seine Häßlichkeit schön, und deshalb

wird er von Liebhabern eifrig gesucht und hochgeachtet. Wenn er von guter Rasse ist, ist sein Körper außerordentlich lang im Verhältniß zu seinen Gliedern, und der ganze Hund erscheint fast dachshundartig gebaut. Der Hals ist sehr stark, der Leib verlängert, so daß die ganze Länge des Thieres dreimal größer ist, als seine Höhe. Das Haar ist lang und straff, es fällt über den ganzen Körper und die Glieder, sowie dick und verworren über das Gesicht herab, so daß die Augen und die Nase unter der üppigen Bedeckung kaum sichtbar sind. Bei gewissen Rassen ist das Haar allerdings weicher, immer aber bleibt diese eigenthümliche Verworrenheit und Ungleichmäßigkeit. Bei uns zu Lande findet man diese echte Rasse seltner, sondern sieht zumeist Affenpintscher, welche ebenso hochbeinig sind, als die Rattenpintscher; das struppige Gewand der eigentlichen Affenpintscher haben sie jedoch ebenfalls. Wenn ich sagte, daß die Häßlichkeit diesen Hund schön mache, meine ich natürlich blos die des Leibes,

Der Affenpintscher.

denn geistig betrachtet muß der Hund als einer der besten angesehen werden. Es ist ein sehr munteres und unterhaltendes Thier, dem Menschen im höchsten Grade zugethan, schmeichelnd und liebkosend gegen seine Freunde und sehr brav im Kampf mit anderen Hunden. Auch er eignet sich vortrefflich zur Rattenjagd und wird sogar hier und da zur Kaninchen- oder Wachteljagd mit Erfolg verwendet.

Die letzte Gruppe der Hunde, welche wir betrachten wollen, umfaßt diejenigen, welche dem Menschen am treuesten dienen und am meisten von ihm geknechtet werden, die **Haushunde**.

Zu dieser Gruppe gehört der **Pyrenäenhund**, der **Pommer**, der **Spitz**, der **ungarische Wolfshund**, der **Hund in Lappland, in Kamtschatka**, der **Hund der Hasenindianer**, der

Eskimos und der Hund von der Baffinsbay; ebenſo auch der Zigeunerhund, der chineſiſche, der isländiſche, der ſibiriſche Hund und andere. Als allgemeine Kennzeichen der Thiere gelten folgende Eigenſchaften: der Leib iſt etwas gedrungen, ziemlich dick, nur gegen die Weichen ein wenig eingezogen, der Rücken iſt leicht gekrümmt, die Bruſt kaum vorſtehend; der Hals iſt ziemlich kurz und dick, der Kopf länglich, wenig erhoben; die Stirn iſt ſchwach gewölbt, die Schnauze nicht ſehr lang, nach vorn ziemlich ſtark verſchmälert und zugeſpitzt; die Füße ſind von mittler Höhe, dick und ſtark, die vorderen vollkommen gerade; der Schwanz iſt nicht ſehr dünn, oft ſogar buſchig, ziemlich lang, reicht etwas unter das Ferſengelenk und wird entweder gerade nach rückwärts geſtreckt oder nach links geringelt aufwärtsgebogen getragen; die Ohren ſind kurz, nicht ſehr ſchmal, zugeſpitzt und aufrechtſtehend mit mittellangen Haaren beſetzt; die Lippen ſind kurz und ſtraff; an den Hinterpfoten iſt keine Afterzehe vorhanden; eine zottige, lange und grobe Behaarung, welche auf der Schnauze und der Vorderſeite der Beine ſich bedeutend verkürzt, ſind noch Gemeingut aller hierhergehörigen Hunde. Die Färbung iſt natürlich ſehr verſchieden: bei allen dunkleren aber befindet ſich über dem Auge jederſeits ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken. Als mittle Größe des Körpers gilt etwa eine Länge von zwei Fuß drei Zoll, die Höhe am Widerriſt beträgt 20 bis 22 Zoll. Der Schwanz mißt etwas über einen Fuß.

Der eigentliche Haushund wird als einer von den Hauptſtammarten aller Hunde angeſehen, und von einigen Naturforſchern als urſprünglich in Frankreich heimiſches Thier betrachtet. Er iſt ein ſtarker, aber keineswegs beſonders ſchwerer Geſell; deshalb iſt er in ſeinem Laufe ziemlich raſch und ausdauernd. Dabei beſitzt er Verſtand in hohem Grade und zeichnet ſich ebenſo durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Klugheit, wie durch ſeine Wachſamkeit, Anhänglichkeit, Treue oder ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit aus. Alle dieſe Eigenſchaften ſtempeln ihn ganz von ſelbſt zu Dem, was er iſt. Man verwendet ihn mit dem größten Vortheil als Wächter des Hauſes, wie als Hüter und Lenker der Herden oder aber auch als Zugthier, und jede ſeiner Aufgaben weiß er zur größten Zufriedenheit ſeines Herrn zu löſen. Er iſt derjenige Hund, welcher vielen Völkerſchaften geradezu unentbehrlich iſt und die Leiſtungen der verſchiedenartigſten Hausthiere in ſich vereinigt. Einige Völker halten ihn wie ein Kind, andere mißhandeln ihn auf die ſchnödeſte Weiſe: und gleichwohl bleibt ſich ſeine Treue und ſein Dienſteifer überall gleich. Er lernt alle ſeine Fertigkeiten von ſelbſt, ohne ſeinem Herrn beſondere Mühe zu machen, und zeigt dabei eine Geduld, eine Ausdauer, eine Luſt an ſeinen eignen Fortſchritten und zu gleicher Zeit einen Muth, welcher manchem Menſchen als Vorbild dienen könnte.

Von allen dieſen Hunden verdient der eigentliche Schäferhund (Canis pecuarius) zunächſt genannt zu werden. Er zeichnet ſich vor den anderen Haushunden dadurch aus, daß die Spitzen ſeiner Ohren nicht überhängen; im Uebrigen ähnelt er ſeinen nächſten Verwandten. Er iſt ein ganz vortreffliches Thier, welches nach kurzer Zeit jeden Blick und Wink des Schäfers kennen und mit ſeltner Ausdauer jegliche Beſchwerde ertragen lernt. Es giebt ſolche Schäferhunde, welche wirklich jedes Wort ihres Herrn verſtehen. Ein glaubenswürdiger Beobachter erzählte mir, daß er ſelbſt gehört habe, wie ein Schäfer ſeinem Hund befahl, den „Raps“ beſonders in Acht zu nehmen. Das Thier ſtutzte einen Augenblick, wahrſcheinlich, weil er das Wort früher noch nicht gehört hatte. Weizen und Roggen, Gerſte und Hafer, Wieſe und Feld waren ihm bekannte Dinge: vom Raps jedoch wußte er noch Nichts. Nach kurzer Ueberlegung machte er die Runde um die Herde, unterſuchte die einzelnen Felder und blieb endlich bei demjenigen ſtehen, deſſen Frucht ſich von den ihm bekannten Getreidearten unterſchied: — das mußte das Rapsfeld ſein, und dem war auch wirklich ſo! Man verwendet den Hund gewöhnlich ſchon im erſten Jahre ſeines Alters als Wächter der Herden, muß ihn aber in der Jugend ſeiner ihm angebornen Biſſigkeit und Heftigkeit wegen zuweilen züchtigen. Mit der Zeit lernt er ſeinen ganzen Wirkungskreis vollſtändig ausfüllen. Es iſt keineswegs gleichgiltig, welches Thier er zu hüten hat; denn er muß nach den verſchiedenen Hausthieren ſein Betragen einrichten. Der Hund des Kuhhirten muß ſtets ſeinen Herrn beobachten und aufmerken, was er be-

fiehlt. Rinder, welche nicht ſogleich gehorchen, muß er wirklich beißen; denn ſonſt haben ſie keine Furcht vor ihm. Treibt er die Kuh vor ſich her, ſo darf er ihr nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanze oder an die Seiten, am allerwenigſten nach dem Euter. Schlägt eine Kuh nach ihm aus, ſo muß er ſich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen; widerſetzt ſich ein Ochſe oder eine Kuh geradezu mit den Hörnern, ſo trägt er, wenn er ſeinem Amte gewachſen iſt, dennoch den Sieg davon, indem er das Thier in die Schnauze beißt und ſich daran feſthängt. Die ſpaniſchen Hirten benutzen während des Hütens auch noch die Schleuder und wiſſen ſie mit unfehlbarer Sicherheit zu gebrauchen. Ein Ochſe, welcher einige Mal durch einen ihm an den Kopf geworfenen Stein vom Hirten geſtraft worden iſt, darf ſich vor dem Hunde in Acht nehmen, denn dieſer merkt ſich den ſtörriſchen ſehr bald und erlaubt ihm ſchon nach kurzer Zeit blos die allerbeſchränkteſten Bewegungen

Der Schäferhund (Canis pecuarius).

innerhalb eines gewiſſen Kreiſes. Starke Hammel muß der Schäferhund auch beißen, jedoch blos in die Hinterbeine; Lämmer, trächtige oder ſäugende Schafe aber darf er niemals beißen, ſondern er muß dann blos ſo thun, als ob er beißen wollte.

Uebrigens wird der Hirtenhund ab und zu auch mit zur Jagd benutzt, muß Trüffeln ſuchen, in gefährlichen Gegenden mit Wölfen oder Schakalen kämpfen ꝛc. Und alles Dieſes lernt er in wirklich bewunderungswürdiger Weiſe: — kurz ſein Verſtand iſt außerordentlich und der Nutzen, welchen er leiſtet, gar nicht zu berechnen. Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn behauptet wird, daß ohne ihn das Hüten des Viehes unmöglich ſein würde. Trotz ſeiner außerordentlichen Arbeiten erreicht dieſer Hund immerhin ein durchſchnittliches Alter von 10 bis 12 Jahren.

Ihm gegenüber iſt der Spitz ein großer Herr. Dieſer in ſeiner Art ebenfalls ganz vortreffliche Hund wird in vielen Gegenden Deutſchlands, zumal in Thüringen, als Wächter auf Bauerhöfen zum

Bewachen des Hauſes und Hofes, oder von Fuhrleuten als Hüter ihrer Wagen benutzt. Bei den Letzteren fehlt er wohl ſelten und übernimmt hier zugleich noch eine andere Rolle: er erheitert und erfreut durch ſein munteres Weſen den in gleichmäßiger Weiſe ſeinen Tag verbringenden Mann bei dem ſchwierigen Geſchäft. Der Pommer gilt für die beſte Raſſe, weil er bei großer Treue und Anhänglichkeit beſonders aufmerkſam und lebhaft iſt, dabei weder Regen noch Kälte ſcheut, ja gewöhnlich im Hauſe oder Hofe dort am liebſten zu liegen pflegt, wo der Wind am ſchärfſten pfeift. Nach ihm iſt die Raſſe Canis Pomeranus zubenannt worden. Uebrigens ähneln ihm die übrigen Spitze ſämmtlich mehr oder weniger. Sie alle zeigen einen großen Hang zur Freiheit und taugen deshalb gar nicht als Kettenhunde, während ſie als herumſtreifende Wächter unerſetzbar ſind, ihrer Treue und Unbeſtechlichkeit wegen.

Der Spitz.

Die Größe des Spitzes iſt mittelmäßig oder klein; die Schnauze iſt ſpitz, die Ohren ſtehen aufrecht, und der Schwanz iſt gerollt. Ein echter Spitz muß einfarbig weiß, ſchwarz, grau, gelb oder fuchsroth ſein, kann aber dabei eine weiße Bläſſe auf Stirn und Bruſt und weiße Pfoten haben; beim rothen ſieht man es gern, wenn er ein ſchwarzes Geſicht hat. Der Pelz iſt etwas kurz oder lang, fein oder ſtachelhaarig, bei dem Pommer iſt er immer ſehr weich und ſtets reinweiß.

Nicht minder nützlich, als die beiden genannten, iſt der Eskimohund (Canis borealis), welcher im ganzen Norden der Erde von den ungeſitteten Völkerſchaften, die dort ihre Heimat haben, als das wichtigſte aller Hausthiere angeſehen werden muß. Er bekundet durch ſeine ganz aufrechtſtehenden

Digitized by Google

Ohren die größere Freiheit, in welcher er lebt. Allerdings ist Dies nur bezüglich zu nehmen; denn die Freiheit beschränkt sich blos auf einen Theil des Jahres, während er zu gewissen Jahreszeiten in der allerschändlichsten Knechtschaft lebt, welche man sich denken kann. Der Eskimohund hat im ganzen Norden der alten Welt, also auch in Asien und Lappland, höchst ähnliche Verwandte und wird ebenso zum Hüten des Viehes wie zum Ziehen von Schlitten benutzt. Wir wollen uns bei seinen Arbeiten als Renthierhirt nicht aufhalten, sondern mehr auf letztere Beschäftigung Rücksicht nehmen.

Der Eskimohund, welchen unsere Abbildung mit ausgezeichneter Treue darstellt, bringt fast sein ganzes Leben unter dem Joche zu. Entweder muß er Schlitten ziehen oder kleine Lasten tragen, und im Norden von Amerika und seinen benachbarten Inseln ist er wirkliches oder einziges Jochthier, welches der Mensch dort sich zu eigen gemacht hat. Nur während der kurzen Sommerzeit gestattet ihm sein eigennütziger Herr eine gewisse Freiheit, während des Winters ist er vollendeter Sklave.

Der Eskimohund ist größer, als unser gewöhnlicher Schäferhund. Wenn er wohl genährt ist, muß man ihn einen schönen Hund nennen, aber leider wird ihm die Nahrung, wenn er sich nicht selbst solche verschafft, von seinem Herrn so sparsam zugemessen, daß er viele Monate hindurch mehr einem Gerippe, als einem lebenden Wesen, ähnelt. Sein Verhältniß zu dem Menschen ist eigenthümlicher Art. Er weiß, daß er Sklave ist, und versucht, die Kette der Sklaverei zu brechen. Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl, wie in geistiger. Dem arktischen Wolf gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, daß beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können. Während Parry's zweiter Polarreise wagte einst eine Jagdgesellschaft nicht, auf einen Trupp von zwölf Wölfen zu feuern, welche einige Eskimos bedrohten, weil sie, über die Art der Thiere im Ungewissen, fürchteten, einige von den Hunden zu tödten, die den einzigen Reichthum jener gutmüthigen Menschen ausmachen. Der Eskimohund raubt und stiehlt, wie nur Einer, aber auf der andern Seite ist er auch wieder so hündisch demüthig, wie nur ein von Furcht gepeinigter Sklave es sein kann. Vor den Schlitten wird immer blos ein ziemlich starker Trupp gespannt, welcher unter Leitung eines ältern und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt; von einer Lenkung des Schlittens nach unsern Begriffen seitens des Menschen kann keine Rede sein. Jeder einzelne Hund ist an einen Lederriemen gespannt, welcher vermittelst eines höchst einfachen Kummts an ihm befestigt ist. Eine Weile geht Alles gut. Plötzlich aber gerathen zwei von dem Gespann aus irgend welcher Ursache in Feindschaft. Aus dem Knurren entsteht bald eine Beißerei, das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel, Alles knurrt, bellt, beißt, wüthet durch einander, und nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Endlich hat sich der Hundeballen so arg verwirrt, daß an keine freie Bewegung mehr zu denken ist, und nun hat der Eskimo seine liebe Noth, die Thiere wieder zu entwirren und von neuem einzuspannen. Dann geht die Fuhre weiter, und die Peitsche wird etwas öfter gebraucht.

Ohne dieses Hausthier würden die Eskimos gar nicht bestehen können. Die Hunde leisten ihnen alle nur möglichen Dienste. Mit einer Bürde von 30 Pfund beladen, begleiten sie ihre Herren, wenn sie zu ihren langdauernden Jagden ausziehen. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten, welcher mit fünf bis sechs Personen oder einem Gewicht von 600 bis 800 Pfund besetzt ist, acht bis zehn Meilen weit in einem Tage. Nach langer Ruhe und guter Fütterung vor einen Schlitten gespannt, sind sie kaum zu zügeln und durchlaufen auf ebener Bahn mehr als zwei geographische Meilen in einer Stunde. Spüren sie ein Renthier unterwegs, so laufen sie wie rasend in der Richtung desselben und ruhen nicht eher, als bis sie den Jäger schußgerecht an das Wild gebracht haben. Außerdem helfen sie bei der Seehund-, Bären- und Otterjagd, halten Wache, vertheidigen ihren Herrn in Gefahr und leisten noch hundert andere Dienste. Und gleichwohl fühlen die Eskimos nicht die geringste Liebe zu ihnen, sondern betrachten sie höchstens als belebte Maschinen, welche einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen worden sind, ihnen Dienste zu leisten. Aus diesem Grunde sind sie auch die unnachsichtigsten und grausamsten Herren, welche die armen Thiere geradezu regelrecht quälen, sie Hunger und Durst leiden

laſſen, peitſchen, mit Fußſtößen behandeln und ihrer Geduld Dinge zumuthen, welche ſelbſt einem Engel zu toll ſein dürften. Daß die Hunde nun nicht große Zuneigung zu ihrem Herrn beſitzen, verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Merkwürdig iſt die ſtarke Härung, welche ſich bei dieſen echt nordiſchen Thieren zeigt. Während des Winters iſt ihr Pelz dick und wollig, und bei der Frühjahrhärung hängt die Wolle in großen dicken Flocken um ſie herum, bis der glatte, ſchöne Sommerpelz durchgebrochen iſt. —

Unter ganz ähnlichen Verhältniſſen leben die Hunde der Haſenindianer, und auch an der nördlichen Küſte Aſiens kennt man kein anderes Zugthier als den Hund. „Unter den zahmen Thieren auf Kamtſchatka," ſagt Steller, „gebührt den Hunden wegen Alterthums und Nutzens das Vorrecht, und machen ſie allein die ganze Klaſſe der kamtſchadaliſchen zahmen Thiere aus. Die Kamtſchadalen behaupten, daß ſich ihr Adam, Kuttka, vormals der Hunde nicht bedient, ſondern den Schlitten ſelber gezogen habe. Damals hätten die Hunde wie Menſchen geredet. Es ſei aber einſtmals geſchehen, daß Kuttka's Nachkommen in einem Kahne den Fluß abwärts getrieben. Als ſie nun am Ufer einige zottige Hunde erblicket und dieſe ihnen zugerufen: „Was ſeid ihr für Leute?" ſo hätten ſie nicht geantwortet, ſondern wären hurtig vorbeigeſchwommen. Darüber hätten ſich die Hunde dergeſtalt erzürnet, daß ſie beſchloſſen, ins künftige kein verſtändiges Wort mehr mit irgend einem Menſchen zu ſprechen, welches ſie auch bis zu dieſer Stunde gehalten. Doch wären ſie noch ſo neugierig, daß ſie alle Fremden anbellten und befragen wollten, wer ſie ſeien und woher ſie kämen."

„Ohne dieſe Hunde kann Niemand, ſo wenig, als an anderen Orten ohne Pferd und Rindvieh, leben. Die kamtſchatkiſchen Hunde ſind verſchiedenfarbig, hauptſächlich aber dreierlei: weiß, ſchwarz und wolfsgrau, dabei ſehr dick- und langhaarig. Sie ernähren ſich von alten Fiſchen. Vom Frühjahr bis in den ſpäten Herbſt bekümmert man ſich nicht im geringſten um ſie, ſondern ſie gehen allenthalben frei herum, lauern den ganzen Tag an den Flüſſen auf Fiſche, die ſie ſehr behend und artig zu fangen wiſſen. Wenn ſie Fiſche genug haben, ſo freſſen ſie, wie die Bären, nur allein den Kopf davon, das Andere laſſen ſie liegen. Im Oktober ſammelt Jeder ſeine Hunde und bindet ſie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man ſie weidlich hungern, damit ſie ſich von dem Fett entledigen, zum Laufen fertig und nicht engbrüſtig werden mögen, und alsdann gehet mit dem erſten Schnee ihre Noth an, ſo daß man ſie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört. Ihre Koſt im Winter iſt zweifach, die eine zur Ergötzung und Erſtärkung, nämlich ſtinkende Fiſche, die man in Gruben verwahrt und verſäuren läßt, weil auf Kamtſchatka Nichts ſtinkend wird (denn wenn auch die Itälmen und Koſacken ſolche Fiſche mit großem Appetit verzehren, die wie Aas ſtinken, bei welchen ein Europäer in Ohnmacht fallen oder die Peſt beſorgen möchte, ſprechen ſie, es ſei gut ſauer und pflegen daher zu ſagen, daß in Kamtſchatka Nichts ſtinke). Dieſe ſauern Fiſche werden in einem hölzernen Trog mit glühenden Steinen gekocht und dienen ebenſowohl zur Speiſe der Menſchen, als zum Hundefutter. Die Hunde werden mit dieſen Fiſchen allein zu Hauſe, wenn ſie ausruhen, oder auf der Reiſe des Abends, wenn ſie die Nacht über ſchlafen, gefüttert; denn wenn man ſie des Morgens damit füttert, werden ſie von dieſen Leckerbiſſen ſo weichlich, daß ſie auf dem Wege ermüden und nur Schritt für Schritt gehen können. Das andere Futter beſteht in trockner Speiſe, von verſchimmelten und an der Luft getrockneten Fiſchen. Damit füttert man ſie des Morgens, um unterwegs ihnen einen Muth zu machen. Weil nun das Meiſte daran Gräten und Zähne, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, verrichten ſie mehrentheils die Mahlzeit mit einem blutigen Maule. Uebrigens ſuchen ſie ſich ſelber Speiſe auf und ſtehlen grauſam, freſſen Riemen und ihrer Herrn eigne Reiſekoſt, wo ſie dazukommen können; ſteigen wie Menſchen auf den Leitern in die Balagans oder Wohnungen und plündern Alles, ja, was das Lächerlichſte iſt, Niemand iſt im Stande, ſeine Nothdurft zu verrichten, ohne immer mit einem Prügel um ſich zu ſchlagen. Sobald man die Stelle verläßt, ſucht einer den andern unter vielem Beißen um das Depoſitum zu übervortheilen. Demungeachtet frißt kein kamtſchatkiſcher Hund Brod, wo er auch noch ſo hungrig. Der Koth von den Hunden iſt wegen der vielen, unter beſtändigem Ziehen ausgepreßten Galle gelb und auch an Be-

ſchaffenheit von dem menſchlichen nicht zu unterſcheiden, ſtinkt dabei aber ſo heftig, daß man ſich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anſtrengen wird das Geblüt, ſowohl in den inwendigen als äußerlichen Theilen, mit ſolcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haut zwiſchen den Zehen der Füße röthlich wie Blut wird, und man kann daran einen guten Hund erkennen, daß ſein After ſo hochroth, wie das ſchönſte Scharlach, iſt. Dabei ſind die kamtſchatkiſchen Hunde ſehr leuteſcheu, unfreundlich, fallen keinen Menſchen an und bekümmern ſich nicht im Geringſten um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, aber ſtehlen, was ſie bekommen, ſind ſehr furchtſam und ſchwermüthig und ſehen ſich beſtändig aus Mißtrauen um, ſie mögen thun, was ſie wollen. Sie haben nicht die geringſte Liebe und Treue für ihren Herrn, ſondern ſuchen denſelben allezeit um den Hals zu bringen; mit Betrug muß man ſie an die Schlitten ſpannen. Kommen ſie an einen ſchlimmen Ort, an einen ſteilen Berg oder Fluß, ſo ziehen ſie aus allen Kräften, und iſt der Herr genöthigt, um nicht Schaden zu nehmen, den Schlitten aus den Händen zu laſſen, ſo darf er ſich nicht einbilden, ſolchen eher wieder zu erhalten, bis ſie an einen Ruheplatz kommen, es ſei denn, daß der Schlitten zwiſchen den Bäumen ſtecken bleibt, wo ſie jedoch keine Mühe ſparen, Alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen. Woraus man ſiehet, wie ſehr die Lebensart unvernünftige Thiere verändert und welchen großen Einfluß ſie auf die Hundeſeele hat."

„Man kann ſich nicht genug über die Stärke der Hunde verwundern. Gewöhnlich ſpannt man nur vier Hunde an einen Schlitten; dieſe ziehen drei erwachſene Menſchen mit $1\frac{1}{2}$ Pud Ladung behend fort. Auf vier Hunde iſt die gewöhnliche Ladung fünf bis ſechs Pud. Leicht beladen kann ein Menſch in einem Tage in ſchlimmen Wegen und tiefem Schnee 30 bis 40 Werſte zurücklegen, bei gutem Wege 80 bis 100 Werſte, und hat man ſich ſowohl an dem penſchiniſchen See, als Werchnei Oſtrog und an den Flüſſen Kamtſchatkas landeinwärts nimmermehr Hoffnung zu machen, daß man bei dem größten Ueberfluß von Pferden ſich derſelben auf Winterreiſen werde bedienen können, obwohl im Sommer ſich ſowohl geſchwinder als bequemer damit würde reiſen laſſen. Im Winter ſind die Pferde nicht zu gebrauchen wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt, wie auch wegen der vielen ſteilen Gebirge und engen Thäler, unwegſamen, dicken und grauſen Wälder und vieler Ströme und Quellen, ſo entweder gar nicht zufrieren oder doch wenigſtens nicht ſo hart, als daß es ein Pferd ertragen könne. Wegen der erſchrecklichen und öftern Sturmwinde hat man auch niemals oder ſelten auf einen gebahnten Weg zu hoffen. Allein auf dem Fluß Kamtſchatka, ſo feſt gefrieret, bleibet große Hoffnung übrig, daß daſelbſt die Pferde im Winter ſehr nützlich können verwendet werden."

„Dieſer Urſachen wegen werden die Hunde allezeit nöthige und nützliche Thiere bleiben und ihnen niemals bei aller Kultivirung die Laſt, zu ziehen, abgenommen werden. Man findet ebenſo große Liebhaber von Hunden, als anderswo von Pferden, und kann leicht Jemand an einen kamtſchadaliſchen Schlitten für Hund und Hundegeſchirr 60 bis 80 Rubel anwenden."

„Ungeachtet nun die Reiſe mit Hunden ſehr beſchwerlich und gefährlich und man faſt mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ging, und man bei den Hundeführen und Fahren ſo müde, als ein Hund ſelber wird, ſo hat man doch dabei dieſen Vortheil, daß man über die unwegſamſten Stellen damit von einem Ort zum andern kommen kann, wohin man weder mit Pferden noch, wegen des tiefen Schnees, ſonſt zu Fuße kommen könnte. Sie ſind außer dem Ziehen gute Wegweiſer und wiſſen ſich auch in den größten Stürmen, wo man kein Auge aufmachen kann, zurecht und nach den Wohnungen zu finden. Sind die Stürme ſo hart, daß man liegen bleiben muß, was ſehr oft geſchieht, ſo erwärmen und erhalten ſie ihren Herrn, liegen neben demſelben ein bis zwei Stunden ruhig und ſtill, und hat man ſich unter dem Schnee um Nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief vergraben und erſticket werde. Oft kommet es vor, daß ein Sturm einige Tage, ja eine ganze Woche fortwähret. Die Hunde liegen während dieſer Zeit beſtändig ſtill, wenn ſie aber die äußerſte Hungersnoth treibt, ſo freſſen ſie Kleider und alle Riemen vom Schlitten ab, und man kann ſich nicht genug über ihre ſtarke Natur verwundern, worin ſie die Pferde bei weitem übertreffen. So hat man auch vor den Stürmen

allezeit die sicherste Nachricht von dem herannahenden oder kommenden Ungewitter durch die Hunde: denn wenn sie im Schnee graben und sich dabei legen, mag man sich sicherlich einen Ort aufsuchen, wo man sich vor dem Sturm verbergen kann, wofern man zuweit von Wohnungen entfernt."

„Die kamtschatkischen Schlitten sind nach Kräften der Hunde und nach der gebirgigen Gegend dergestalt ausgedacht, daß solche der geschickteste Mechanikus nicht besser hätte erfinden können. Sie scheinen ihren Grund aus der Anatomie und Bildung des menschlichen Körpers zu haben. Oben ist ein länglichhohler Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen, langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen festgebunden sind. Dieses Gegitter nun ist überall und auf allen Seiten mit Riemen umwunden und biegt sich Alles daran, ohne zu zerbrechen; bricht auch ein Hölzchen, so lassen doch die Riemen den Korb nicht auseinanderfallen. In diesen Korb packt man fünf Pud schwer, und wenn ein Mensch darauf sitzt, kann man noch zwei Pud sehr bequem mit sich führen. Dieser Korb ist auf zwei krummgebogene Hölzer aufgebunden, welche wiederum auf den Schlittenläufern festgemacht sind. Letztere sind nicht über $^1/_3$ Zoll dick, der ganze Schlitten aber wiegt nicht über 16 Pfund. Obgleich nun daran Alles so dünn und biegsam ist, so widerstehen die Schlitten doch solcher Gewalt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Man fähret damit öfters dergestalt an Bäumen an, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt und doch keinen Schaden leidet. Man fähret damit über die höchsten Gebirge und steilsten Klippen und behält allezeit soviel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten oder vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man sitzet darauf mehrentheils auf einer Seite, um zugleich bei einer gefährlichen Stelle von demselben herabspringen zu können. Zuweilen setzet man sich auf mehreren Orten darauf, wie auf ein Pferd. Die Hunde laufen ihren Weg, will man zur Linken, so schlägt man mit dem Stock zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, will man zur Rechten, schlägt man an die linke Seite des Schlittens; will man still halten, steckt man den Stock vor den Schlitten in den Schnee; fährt man einen steilen Berg hinab, so steckt man den Stock in Schnee zwischen das Vorderbogenholz und hemmt dadurch ein. Ungeachtet man nun fährt, so wird man doch ebenso müde, als wenn man zu Fuß ginge, weil man die Hunde beständig zurückhalten, bei schlimmen Wegen vom Schlitten abspringen, daneben herlaufen und den Schlitten halten muß; fährt man einen Berg hinauf, so muß man ohnedies zu Fuße gehen. Außer den Sturmwinden werden die Hundereisen gefährlich und beschwerlich wegen der vielen Flüsse, die selten in dem härtesten Winter zufrieren, oder bei gelinder Witterung aller Orten gleich wieder aufthauen, und hat man folglich immer zu befürchten, hineinzufallen und zu ertrinken, welches auch alle Jahre geschieht. Noch eine Beschwerde verursachen die dichten Wälder, durch welche man fahren muß. Selten trifft man einen geraden Baum an, sondern fährt zwischen den Aesten und Zweigen immer hin, dabei man immer in Sorge steht, Arme und Beine zu zerbrechen oder die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Ueberdies haben die Hunde die schelmische Eigenschaft, daß sie aus allen Kräften ziehen und laufen, wenn sie an einen solchen Wald, Fluß oder steilen Abhang kommen, weil sie wissen, daß sie ihren Herrn herabwerfen, den Schlitten zerbrechen und auf diese Art von der Last, zu ziehen, befreit werden können."

„Der andre Hauptnutzen der Hunde, weshalb sie auch so häufig gehalten und gezogen werden, ist, daß man sowohl den abgelebten Schlittenhunden, als den zur Fahrt untauglichen, die Häute abnimmt und zweierlei Kleider daraus machet, welche in dem ganzen Lande von großem Nutzen und großem Werth sind. Diese Kleider haben vor dem übrigen Pelzwerk folgende Vorzüge: erstens sind sie die prächtigsten Staats- und Feiertagskleider von uralten Zeiten her, und pfleget sich Einer gegen den Andern, seine Ehre zu retten, also vernehmen zu lassen, wo es zu Rangstreitigkeiten und Rühmen kommt: „Wo warst Du Kerl, da ich und meine Vorfahren schon Hundskuklanken trugen? Was hattest Du dazumal für Kleider an?" Bis zur Stunde kann man allezeit einen Hundskuklanken für einen aus Fuchs oder Biber gemachten vertauschen. Zweitens sind die Hundefelle sehr warm, drittens sehr dauerhaft, da sie in den größten Strapazen wenigstens vier Jahre aushalten, während ein Rentbier- oder Mufflonfell einen Winter dient und dann kahl wird: viertens brauchen diese Kleider

nicht so sehr, wie andere, in Acht genommen zu werden, sie lassen die Haare nicht fahren und sind allezeit trocken."

„Je längere Haare die Hunde haben, je höher werden sie geschätzt. Diejenigen Hunde aber, so hohe Füße, lange Ohren, spitzige Nasen, ein breites Kreuz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, stark fressen und munter sind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserlesen und auf folgende Art belehrt und abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen, und ernähren selbe dadrinnen. Wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legen die Kamtschadalen solche abermals in eine Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannen sie dieselben mit andern gelernten an den Schlitten und fahren mit ihnen einen kurzen Weg. Weil die jungen Thiere nun hund- und leuteschen sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie wieder in die Grube, solange und soviel, bis sie von nichts Anderm wissen, des Ziehens gewohnt werden und eine weite Reise verrichtet haben. Alsdann werden sie unter den Wohnungen neben andere gebunden und erhalten als Ausstudirte im Sommer ihre Freiheit. Aus dieser Erziehung sind hernach ihre mores herzuleiten."

„Der größte Verdruß bei der Hundefahrt ist der, daß sie, sobald sie angespannt werden, den Kopf gegen den Himmel erheben und erschrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wenn sie den Himmel wegen ihrer harten Umstände anrufen wollten. Sobald sie aber in das Laufen kommen, schweigen sie auf einmal Alle still. Darauf geht der andere Verdruß an, daß Einer um den Andern zurückspringet, seine Nothdurft verrichtet, und während sie diese Zeit ausruhen, so brauchen sie hierin die List, daß allezeit einer nach dem andern seine Nothdurft verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und geben sie öfters umsonst dieses Geschäft vor. Kommen sie an Ort und Stelle, so liegen sie ermüdet da, als wenn sie todt wären."

„Diejenigen Hunde aber, welche die Kamtschadalen zur Hasen-, Zobel-, Fuchs- und Mufflonsjagd abrichten, füttern sie öfters mit Krähen, die man in Ueberfluß hat, wovon sie den Geruch bekommen und nach diesen, wie nach allem Wild und Vögeln laufen. Mit solchen Hunden treiben die Kamtschadalen im Juli Enten, Gänse und Schwäne, wenn sie in die Felder fallen, und auch in den großen Inseeen in ziemlicher Menge zusammen."

Im übrigen Sibirien werden die Hunde etwas besser behandelt. „Der sibirische Hund," sagt Wrangel, „hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolf, sein Gebell gleicht ganz dem Geheul desselben. Im Sommer bringt er die größte Zeit im Wasser zu, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu sein; im Winter hat er sein Lager tief im Schnee. Das vollständige Gespann eines Schlittens besteht aus zwölf Köpfen. Ein besonders gut abgerichteter Hund befindet sich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieses Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, so erkennt es nicht nur aufs genaueste die zu nehmende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Rastort gewähren soll. Im Sommer muß derselbe Hund Boote stromaufwärts ziehen; hindert ihn ein Felsen, weiter vorwärts zu gehen, so stürzt er sich ins Wasser und setzt seinen Weg am andern Ufer fort. Dafür werden ihm täglich zehn halbverfaulte Häringe als Futter gereicht!"

„Der Hund ist den Sibiriern unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jukagirische Familie Alles verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre eigne Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem Kinde und hatte die Freude, daß diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden. Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolymaflusse, nachdem sie ihre meisten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen; dabei fehlte ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiedenen, weit

entfernten Orten gefangenen Fische nach Hause zu bringen. Endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, welche äußerst langsam vonstattengingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere fast ganz zu verabsäumen. Eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Menschen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, welche hier nie ersetzt werden können, weil es bei dem rauhen Klima und kurzen Sommer ganz unmöglich ist, das nöthige Futter für die Pferde anzuschaffen, und endlich, weil der Hund ganz flüchtig über den Schnee hinwegläuft, wo das schwere Pferd beständig versinken würde."

Von diesen Thieren kann man in Wahrheit das Wort Zoroasters anwenden: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt."

Der Hund hat uns bewiesen, was die Erziehung eines Thieres über dasselbe vermag: der Wolf, unsers treuen Hausfreundes nächster Verwandter, macht uns mit dem Hunde im Urzustande bekannt. Zwischen jenem erzogenen und diesem wilden Hunde ist der Unterschied so groß, daß wir den Einen in dem Andern nicht wiedererkennen, und so ist es erklärlich, wenn wir den Wolf regelmäßig im höchsten Grade einseitig auffassen und beurtheilen. Der Haushund schwebt uns vor, wenn wir uns mit dem Wolfe beschäftigen; wir denken an Bildung und Gesittung, wo wir es mit Wildheit zu thun haben: es wird also, ganz abgesehen von der mit ins Spiel kommenden Selbstsucht, unser Urtheil ein falsches.

Wenige Thiere sind, mindestens dem Namen nach, so allgemein bekannt geworden, als der Wolf. Von ihm berichtet die älteste Geschichte und das älteste Märchen, er spielt seine Rolle in den frühsten Völkersagen und in heutigen Ammengeschichten, er ist den wilden Völkern nicht weniger verhaßt, als den gesitteten. Wo er auch erscheint, tritt er als Feind des Menschen auf, und dieser hat seine Feinde wenn auch nicht richtiger beurtheilt, so doch oft schärfer beobachtet, als die meisten seiner Freunde unter den Thieren.

Der Wolf (Canis Lupus oder Lupus vulgaris) hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, welcher den Schwanz hängen läßt, anstatt ihn aufgerollt zu tragen. Bei schärferer Vergleichung zeigen sich die Unterschiede namentlich im Folgenden: Der Leib ist hager, der Bauch eingezogen, die Läufe sind klapperdürr und schmalpfotig. Die langhaarige Lunte hängt bis auf die Fersen herab, die Schnauze ist im Verhältniß zu dem dicken Kopf gestreckt und spitzig, die breite Stirn fällt schief ab, die Seher stehen schief, die Lauscher immer aufrecht. Der Pelz ist nach dem Klima der Länder, welche der Wolf bewohnt, verschieden, ebensowohl hinsichtlich seines Haarwuchses, als seiner Färbung. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleib und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten; in südlichen Gegenden ist der Pelz kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr in das Röthliche, im Winter mehr in das Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr in das Weiße, in südlichen mehr in das Schwärzliche. Die Stirne ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer aber mit Schwarz gemischt. Die Lippen sind weißlich, die Wangen gelblich und zuweilen undeutlich schwarz gestreift. Ein ausgewachsener Wolf erreicht gewöhnlich fünf Fuß Leibeslänge, wovon $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch einen etwas schwächern Körperbau, eine spitzere Schnauze und einen dünnern Schwanz.

Sehr fraglich ist es übrigens, ob man alle Wölfe Europas als verschiedene Ausprägungen ein und derselben Art oder als wirklich verschiedene Arten anzusehen hat. Auch beim Wolf werden feststehende Unterscheidungsmerkmale der nordischen und südlichen Thiere bemerklich, welche mindestens

ebenſo gewichtig ſind, als gewiſſe Unterſchiede, von denen aus man auf Artverſchiedenheit anderer Hunde ſchließen zu dürfen glaubt.

Noch heutigen Tages iſt der Wolf weit verbreitet, ſo ſehr auch ſein Gebiet gegen frühere Zeiten beſchränkt worden iſt. Er findet ſich gegenwärtig noch in ganz Europa, obgleich er ſich in den bevölkertſten Ländern dieſes Erdtheils nur in den Hochgebirgen aufhält. In Spanien iſt er in allen Gebirgen und ſelbſt in den größeren Ebenen eine ſtändige Erſcheinung; in Griechenland, Italien und Frankreich findet er ſich häufig genug; in der Schweiz iſt er ſeltener geworden, im mittlern und nördlichen Deutſchland gänzlich ausgerottet, im Oſten aber mitunter ſehr gemein. Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland ſind diejenigen Länder, in welchen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Außerdem findet er ſich im ganzen nördlichen und mittlern Aſien, und ein ihm ſehr

Der Wolf (Canis Lupus).

naher Verwandter auch in Nordamerika, von Mexiko und Florida bis an die Küſte des Eismeers. Nach Angabe einzelner Reiſenden ſoll er in Nordweſtafrika vorkommen. In Aſien geht er bis Nepal. Auf Island und auf den Inſeln des Mittelmeers hat man ihn nie gefunden, und in Großbritannien iſt er ſchon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden.

Die Alten kannten den Wolf ſehr genau. Alle Naturforſcher der Römer und Griechen gedenken ſeiner: ſchon ihnen erſcheint er als ein geſpenſterhaftes Ungeheuer, wie ſpäter unter dem Namen Wehrwolf uns Deutſchen. Im vorigen Jahrhundert wurden ſelbſt in Deutſchland ſehr viel Wölfe getödtet, und auch in dieſem Jahrhundert ſind nach amtlichen Angaben immerhin noch Tauſende erlegt worden. Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch 1080 Stück geſchoſſen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundertachtzehn Stück, 1801 hundertneun Stück, 1802 hundertzwei, 1803 ſechsundachtzig, 1804 hundertzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 ſechsund

siebzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreiundvierzig. Sie wurden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor. So wurden im Kösliner Regierungsbezirk im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreiundfunfzig Stück getödtet. Jetzt sind sie sehr selten geworden. Die Zahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland erlegt und von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt, jedenfalls ist es aber eine sehr erhebliche Menge. Dasselbe ist in Schweden und Norwegen der Fall. In diesen drei nördlichen Reichen sind sie die hauptsächlichsten Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und bringen jährlich ungeheuren Schaden: — ich will weiter unten darüber ausführlicher reden.

Der Wolf bewohnt einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen und im Süden die Steppen. In Mitteleuropa findet er sich nur in den Hochgebirgen, schon in Spanien aber liegt er häufig genug in den Getreidefeldern und oft gar nicht sehr entfernt von bewohnten Gebäuden. Bei Tage hält er sich in versteckten Plätzen auf und vermeidet es mit Sorgfalt, sich irgendwie bemerklich zu machen. Zur Nachtzeit streift er einzeln oder paarweise nach Nahrung umher. Im Sommer ist er selten zu großen Gesellschaften vereinigt, im Winter aber bildet er Rudel von bedeutender Anzahl. Seine Beweglichkeit bedingt einen bedeutenden Nahrungsverbrauch, und deshalb wird er empfindlich schädlich, getrieben vom Hunger sogar gefährlich. Im Winter fällt er alle Thiere und zuweilen auch den Menschen an, und reißt Alles nieder, was er erreichen kann. Seine Beute ermüdet er durch eifrige Verfolgung, seltner beschleicht er einzelne Thiere. Zuweilen tödtet er mehr, als er verzehrt; namentlich unter den wehrlosen, in Herden lebenden Thieren richtet er manchmal entsetzliche Verwüstungen an: der „Wolf im Schafstall" ist ja zum Sprichwort geworden. Unter Schafherden wüthet er nicht selten in erschrecklicher Weise: es kann vorkommen, daß er in einer Nacht den dritten Theil einer ziemlich zahlreichen Herde niederwürgt und tödtet. Seine liebste Nahrung bilden die größeren Jagd- und Hausthiere, doch verschmäht er auch kleine Wirbelthiere, ja selbst niedere Thiere nicht. Er frißt ebensowohl Säugethiere, als Geflügel von jeder Größe, überhaupt Alles, was er fassen und überwältigen kann: Hirsche ebensogut wie Mäuse, Gänse wie kleinere Vögel, Frösche, Maikäfer u. s. w. Den Zügen der Lemminge folgt er in den nordosteuropäischen Tundren, wie Islawin berichtet, oft durch Hunderte von Werften und nährt sich dann einzig und allein von jenen Wühlmäusen. Das Aas liebt er, wie alle Hunde, leidenschaftlich; es will scheinen, als zöge er es dem frischen Fleische vor. Im Winter durchstreift er mit anderen seiner Art gemeinschaftlich bedeutende Strecken. So folgt er Gebirgszügen mehr als funfzig Meilen weit und wandert über Ebenen von hundert Meilen Durchmesser. Dabei legt er in einer Nacht bedeutende Strecken zurück und ändert erst dann seine Wanderung, wenn er einen passenden Versteck für den Tag findet. Bei diesen Raubzügen bildet er gewöhnlich lange Rotten; die einzelnen Thiere laufen dabei nicht blos in einer Reihe hinter einander her, sondern treten, wie die Indianer auf ihren Kriegszügen, auch gewöhnlich in dieselben Fußtapfen, und es wird dann schwer, zu erkennen, wie stark eine solche Meute ist. Sobald die Bande eine Beute bemerkt, umringt sie dieselbe und sucht ihr auf der Flucht immer soviel als möglich den Weg abzuschneiden, bis sie Einer erreicht und niederreißt. Dann fällt die ganze Gesellschaft unter wüthendem Knurren und Heulen über das verendende Thier her und frißt es bis auf die Knochen auf. Wenn der Hunger den Wolf peinigt, ist er ein abscheuliches Thier, obgleich er dann gerade eine ihm sonst gänzlich mangelnde, rühmenswerthe Eigenschaft zeigt: Muth nämlich. Der hungrige Wolf überwältigt Pferde und Rinder, deren Hufen und Hörnern er im Sommer sorgfältig ausweicht, und greift manchmal, obschon äußerst selten, rücksichtslos auch den bewehrten Menschen an, selbst wenn er sieht, daß dieser mehrere seiner Gefährten mit seiner Feuerwaffe niedergestreckt hat. Gewöhnlich bleibt bei diesen Todten ein Theil des Rudels zurück, um sie in der scheußlichsten Weise zu begraben — in dem Innern ihres bellenden Magens. Auch kranke Wölfe werden unter Umständen von ihren Mitbrüdern aufgefressen. Im allergrößten Nothfalle, d. h. nur dann, wenn ihm thierische Kost gebricht, nimmt der Wolf seine Zuflucht zu Pflanzennahrung und begnügt sich mit Moos und Baumknospen. Im hohen Norden,

wo ihm auch dieſe Koſt mangelt, verzehrt er oft unverdauliche Stoffe, um ſeinen Hunger zu ſtillen, z. B. alte Kleidungsſtücke, Garn, altes Schuhwerk und dergleichen, welche Dinge er ſich in der Nähe der Wohnungen aus dem Kehricht hervorſucht. Den Menſchen fällt er unter allen Umſtänden nur dann an, wenn ihn der wüthendſte Hunger dazu zwingt. Hat er aber einmal geſehen, wie leicht der Menſch zu überwältigen iſt, ſo zieht er ſpäter ſein Fleiſch dem aller übrigen Thiere vor. Er ſchleicht ſich dann oft in die Dörfer hinein, ſelbſt bei hellem Tage, um Kinder zu rauben. Häufig genug ſoll es vorgekommen ſein, daß er auch Leichen aus der Erde gegraben und dieſe gefreſſen hat.

Aus allen dieſen Angaben mag hervorgehen, wie ſchädlich dieſes Raubthier iſt oder werden kann. Bei den Nomadenvölkern oder allen denen, welche Viehzucht treiben, iſt er entſchieden der ſchlimmſte ihrer Feinde. Es kommt vor, daß er die Viehzucht wirklich unmöglich macht. So wurde ein Verſuch, das ſo nützliche Ren auch auf den ſüdlichen Gebirgen Norwegens zu züchten, oder in Herden zu halten, durch die Wölfe vereitelt. Man hatte Renthiere aus Lappland gebracht und der Obhut einiger Lappen übergeben, welche ihrem Geſchäfte auch wirklich ſo gut vorſtanden, daß nach wenigen Jahren die Herden von Hunderten auf Tauſende gewachſen waren. Mit der Vermehrung der Renthiere nahm aber die Zahl der Wölfe derart überhand, daß man zuletzt gezwungen war, die Renthiere theils zu tödten, theils verwildern zu laſſen, um nur die Plage wieder loszuwerden. In der ruſſiſchen Provinz Liefland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänſe und Hühner. Im Großherzogthum Poſen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachſene und Kinder zerriſſen, und doch hatte die preußiſche Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Dem Rückzug der Franzoſen folgten die vierbeinigen Raubmörder durch ganz Deutſchland bis an den Rhein und richteten überall namhaften Schaden an. In Lappland iſt das Wort Friede gleichbedeutend mit „Ruhe vor den Wölfen“. Man kennt blos einen Krieg, und dieſer gilt den Raubthieren, welche das lebendige Beſitzthum der armen Nomaden des Nordens oft in der empfindlichſten Weiſe ſchädigen. Auch in Spanien verurſachen die Wölfe bedeutende Verluſte. Während meiner Anweſenheit in dieſem ſchönen Lande, im Winter von 1856 zu 1857, fand man einmal zwei jener muthigen Sicherheitsbeamten, welche Spanien von menſchlichen Räubern befreit haben, todt inmitten einer Schar von Wölfen, welche ſie vorher erlegt hatten. Die tapferen Männer hatten gekämpft, ſolange ihr Pulver und Blei ausgereicht hatte, und ſelbſt dann noch mit dem Bayonnet ſich vertheidigt, waren aber endlich doch unterlegen, vielleicht mehr der Ermattung und der Kälte, als den hungrigen Wölfen.

Es iſt kein Wunder, wenn dieſe gefährlichen Thiere, zumal da, wo ſie in Menge auftreten, nicht blos unter den Menſchen, ſondern auch unter den Thieren Angſt und Schrecken verurſachen. Die Pferde werden im hohen Grade unruhig, ſobald ſie einen Wolf wittern, die übrigen Hausthiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn ſie nur die geringſte Wahrnehmung von ihrem Hauptfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber ſcheint es kein größeres Vergnügen zu geben, als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde ſich dadurch auszeichnen, daß ſie gerade diejenige Jagd am liebſten betreiben, welche die gefährlichſte iſt. Dabei iſt es merkwürdig, daß der Haß zwiſchen zwei ſo nahen Verwandten, wie es der Hund und Wolf ſind, eine ſo unbeſchreibliche Höhe erreichen kann. Ein Hund, welcher auf eine Wolfsfährte geſetzt wird, vergißt Alles, geräth in die namenloſeſte Wuth und ruht nicht eher, als bis er ſeinen Feind am Kragen hat. Dann achtet er keine Verwundung, nicht einmal den Tod ſeiner Gefährten. Noch ſterbend ſucht er ſich an dem Wolf feſtzubeißen. Aber auch andere Hausthiere wiſſen ſich gegen den Wolf zu vertheidigen. „In den ſüdruſſiſchen Steppen,“ ſagt Kohl, „wohnen die Wölfe in ſelbſt gegrabenen Höhlen, die oft klaftertief ſind. Kaum ſind ſie irgendwo häufiger, als in den waldigen und buſchigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menſchliche Wohnung iſt dort eine wahre Feſtung gegen die Wölfe, und mit 12 bis 14 Fuß hohen Dornmauern umgeben. Dieſe Thiere umſchleichen in der Nacht immerfort die Herden der ruſſiſchen Steppen. Den Pferdeherden nahen ſie ſich mit Vorſicht, ſuchen einzelne Füllen wegzuſchnappen, die ſich zuweit

von der Herde weggewagt haben, oder beſchleichen auch einzelne Pferde, ſpringen ihnen an die Gurgel und reißen ſie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, ſo gehen ſie ohne weiteres auf ihn zu und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengſte packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf ſchon auf den erſten Schlag erlegt, oft aber macht er eine ſchnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es zu Boden. Auch viele zugleich erſcheinende Wölfe ſind nicht im Stande, eine Pferdeherde zum Weichen zu bringen; ſie ſind im Gegentheil, wenn ſie ſich nicht bald zurückziehen, in Gefahr umringt und erſchlagen zu werden.“ In Spanien erzählte man mir, daß auch die Schweine, welche dort in den großen Eichwaldungen gehütet werden, ſich muthig vertheidigen, wenn ſie von Wölfen angefallen werden. Eine ſtarke Bache hatte in einem ſolchen Kampfe zwei ihrer Feinde niedergeriſſen, war aber ſchließlich doch unterlegen, und man fand die drei verendeten Thiere neben einander. Anders, als die Pferde, benehmen ſich die Schafe der Steppen gegen den Wolf, wie Kohl ebenfalls berichtet. „Hat dieſer bemerkt, daß Schäfer und Hunde nicht zur Hand ſind, ſo packt er das erſte, beſte Schaf und reißt es nieder. Die übrigen fliehen zwei- bis dreihundert Schritt weit, drängen ſich dicht zuſammen und gaffen mit den dümmſten Augen der Welt nach dem Wolfe hin, bis er kommt und ſich noch eins holt. Nun reißen ſie wieder einige hundert Schritt aus und erwarten ihn abermals.“ An die Rindviehherden wagt ſich gewöhnlich kein Wolf, weil der ganze Schwarm ſich gleich über ihn hermacht und ihn mit den Hörnern zu ſpießen ſucht. Er trachtet nur darnach, abgeſonderte Kälber oder auch erwachſene Rinder zu erlegen, und ſpringt dieſen ebenſo an die Kehle, wie dem Pferde. Schwächere Hausthiere ſind verloren, wenn ſie nicht rechtzeitig einen ſichern Zufluchtsort erreichen können, und der Wolf folgt ihnen auf ſeiner Jagd durch Sumpf und Moor, ja ſelbſt durch das Waſſer.

Der Wolf beſitzt alle Begabungen und Eigenſchaften des Hundes: dieſelbe Kraft und Ausdauer, dieſelbe Sinnesſchärfe und denſelben Verſtand. Aber er iſt einſeitiger und erſcheint weit unedler, als der Hund, — unzweifelhaft einzig und allein deshalb, weil ihm der Erzieher ſeines Verwandten, der Menſch, fehlt. Der Haushund ohne den Menſchen iſt auch nicht mehr, als ein Wolf! Dieſer iſt einzig und allein auf ſich ſelbſt angewieſen; ſeine guten Eigenſchaften werden nicht geweckt: deshalb kommt er uns oft als das gerade Gegentheil des Hundes vor. Sein Muth ſteht in gar keinem Verhältniß mit ſeiner Kraft. So lange der Wolf nicht hungrig iſt, iſt er eines der feigſten und furchtſamſten Thiere, die es giebt. Er flieht dann nicht blos vor Menſchen und Hunden, vor einer Kuh oder einem Ziegenbock, ſondern auch vor einer Herde Schafe, ſobald ſich die Thiere zuſammenrotten und ihre Köpfe gegen ihn richten. Hörnerklang und anderes Geräuſch, das Klirren einer Kette, lautes Schreien u. ſ. w. vertreibt ihn regelmäßig. Der ihm fehlende Muth wird aber durch ſeine natürliche Schlauheit und Liſt erſetzt. Bei ſeiner Jagden legt er oft genug Zeugniß ab von ſeinem Verſtande. Er weiß die Thiere, deren er ſich bemächtigen will, ſo zu überraſchen, daß es denſelben nur ſelten gelingt, ihm zu entgehen, und auch die, welche ihm an Stärke überlegen ſind, überwältigt er durch ſeine Liſt. Den Pferden, Rindern, Hirſchen und Elenthieren ſpringt er in den Nacken, denn er kennt ihre Waffen und weiß dieſen ſorgfältig auszuweichen. Es iſt wiederholt von guten Beobachtern verſichert worden, daß der einzeln jagende Wolf, ehe er ſich an Pferde ſchleicht, ſich oft in Schlamm oder wenigſtens in Waſſer wälze und dann dieſes den Pferden in die Augen ſchleudere, um ſie auf Augenblicke zu blenden, worauf er ihrer leicht Meiſter werden kann. Die muthigen Pferde und Rinder werden, wenn eine Meute Wölfe ſie überfällt, ſchließlich doch die Beute der Raubthiere, weil ſie ſich nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheidigen können. Und ſo geſchieht es, daß der feige Räuber ſogar das Auerkalb trotz der kräftigſten und gefahrdrohendſten Vertheidigung ſeiner Mutter in ſeine Gewalt bekommt.

Die Sinne des Wolfes ſind ebenſo ſcharf, wie die des zahmen Hundes. Geruch, Gehör und Geſicht ſind gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht blos ſpüre, ſondern auch auf große Strecken hin wittere. Daß er auch leiſes Geräuſch in bedeutender Entfernung vernimmt und zu deuten weiß, iſt ſicher. Ebenſo verſteht er es genau, welchem Thiere eine Fährte angehört, die er zufällig

auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern: es wird behauptet, daß er, wenn er einer Fährte folgt, oft an anderen Thieren vorüberläuft. Seine elende Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Ueberfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Niemals verläßt er seinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgespürt zu haben, daß er auch sicher sei. Mit größter Vorsicht vermeidet er jedes Geräusch bei seinem Zuge. Sein Argwohn sieht in jedem Stricke, jeder Oeffnung, in jedem unbekannten Gegenstande eine Schlinge, eine Falle oder einen Hinterhalt. Deshalb vermeidet er es immer, durch ein offnes Thor in einen Hof einzudringen, falls er irgendwie über die Einfriedigung springen kann. Angebundene Thiere greift er ebenfalls nur im äußersten Nothfall an, jedenfalls weil er glaubt, daß sie nur als Köder für ihn hingestellt worden sind.

Anders benimmt er sich freilich, wenn ihn der quälende Hunger zur Jagd treibt. Dieser verändert das Betragen und läßt den Wolf namentlich seine Vorsicht und List ganz vergessen, stachelt aber auch seinen Muth an. Der hungrige Wolf ist geradezu tollkühn und fürchtet sich vor gar Nichts mehr. Es giebt dann für ihn wirklich kein Schreckmittel, und eine Rotte solcher Thiere ist deshalb für Mensch und Thier im höchsten Grad gefährlich. Gewöhnlich frißt der Wolf seine Beute gleich auf einmal auf, und seine Freßfähigkeit ist so großartig, daß er ein ganzes Schaf oder Reh recht gut bewältigen kann. Hat er sich gesättigt, ohne seine Beute aufgezehrt zu haben, so nimmt er von dieser entweder noch einen tüchtigen Schlägel mit oder kehrt am nächsten oder zweiten Tage zu derselben zurück, um weiter zu fressen. Seinen Magen reinigt er, wie die Hunde, von den Knochensplittern durch Grasfressen.

Bei älteren Wölfen beginnt die Ranzzeit Ende Dezembers und währt bis Mitte Januars; bei jüngeren hingegen tritt sie erst Ende Januars ein und währt bis Mitte Februars. Die Männchen kämpfen auf Tod und Leben um die Weibchen, und ein im Zweikampf unterliegender liebesbrünstiger Wolf wird ohne große Umstände von seinem Nebenbuhler aufgefressen. Abweichend von dem Hunde tragen die Wölfe ziemlich lange, nämlich dreizehn, nach Anderen vierzehn Wochen. Das Weibchen wölft in einsamen düsteren Wäldern, entweder in einem selbstgegrabenen Loche, unter Baumwurzeln, an einem Ufer, auch in einem alten verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, welchen es vergrößert hat, auf ein mit Mos ausgelegtes Lager, je nach ihrem Alter drei bis neun, gewöhnlich aber vier bis sechs Junge. Das Gewölfe bleibt neun bis vierzehn Tage lang blind und saugt fünf bis sechs Wochen. Die Mutter verbirgt es so lange, bis die Jungen laufen können, sorgfältig vor anderen Wölfen; denn der Herr Gemahl frißt ohne weiteres seine eigne Nachkommenschaft auf, wenn er sie erwischen kann. In der Nähe des Gewölfes vermeidet die Alte jede Räuberei, um das Lager ja nicht zu verrathen. Wittert sie bei der Zurückkunft von einem Ausfluge etwas Verdächtiges, so trägt sie die Jungen nach Hundeart weg in ein anderes Lager. Sie liebt und pflegt ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit und vertheidigt sie aufopfernd gegen jede Gefahr, am allermuthigsten gegen die Angriffe, welche ihnen von anderen Wölfen drohen. Anfänglich kaut sie ihnen die Fleischnahrung vor, später bringt sie ihnen kleine Thiere, rupft diese und legt sie ihnen so vor, bis die jungen Wölfe im Stande sind, die ihnen lebend gebrachten Thiere selbst zu tödten und zu verzehren. Wie die Füchse, spielen auch die Wölfe vorher lange mit ihrer Beute und üben sich an ihr im Fangen. Nachdem das Gewölfe soweit gekommen ist, daß es selbst würgen kann, sucht die Mutter mit ihm die Gesellschaft anderer Wölfe wieder auf, und diese sollen den jungen Nachwuchs nunmehr mit großer Artigkeit und Liebe empfangen. Die Jungen wachsen bis ins dritte Jahr und werden in diesem fortpflanzungsfähig. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, dürfte sich auf 12 bis 15 Jahr belaufen. Viele mögen dem Hungertode erliegen; andere sterben an den vielen Krankheiten, welchen die Hunde überhaupt ausgesetzt sind. —

Durch vielfache Versuche ist es zur Genüge festgestellt, daß durch Paarung des Wolfes mit der Hündin, oder des Hundes mit der Wölfin Bastarde entstehen, welche wahrscheinlich wiederum fruchtbare Junge erzeugen. Diese Bastarde halten nicht immer die Mitte zwischen Wolf und Hund, und auch die Jungen eines Wurfes sind sehr verschieden. In der Regel sind sie mehr dem Wolfe ähnlich, obwohl

auch hundähnliche vorkommen. Manche Naturforscher haben deshalb geglaubt, den gemeinen Wolf als die Stammart unsers Hundes ansehen zu müssen. Sie haben aber dabei vergessen, sich von ihrer unseligen Einpaarlertheorie frei zu machen, zu deren Gunsten überhaupt schon der großartigste Unsinn in die Welt geschwatzt worden ist. Die Verbastardirung von Wolf und Hund ist niemals eine freiwillige gewesen; denn die natürliche Abneigung, welche zwischen beiden Thieren besteht, ist so groß, daß sie nur unter seltenen Umständen überwunden werden kann. Gewöhnlich suchen sich Beide stets sorgfältig zu meiden, und zur Begattung im Freien kommt es wohl niemals, während Dies z. B. zwischen wilden und zahmen Kaninchen, zwischen wilder und zahmer Ente, Gans, Truthahn und Perlhuhn, kurz zwischen solchen wilden und zahmen Thieren, welche jetzt noch im Freien und in der Gefangenschaft leben, gar keine Schwierigkeit hat.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Wölfe werden sehr zahm und zeigen große Anhänglichkeit zu ihrem Herrn. Cuvier berichtet von einem solchen, welcher ganz wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach erlangtem Wachsthum von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. „Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich ganz gleichgiltig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu Denen, die um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge mitten in den Gärten der Menagerie, und überließ sich, da man ihn in Freiheit gesetzt, den Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt, und von neuem war er, wie das erste Mal, ganz trostlos. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr abermals nach Paris. Es war gegen Abend, und der Käfig des Wolfes war völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb seines Kerkers vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ängstliches Geheul aus, und sobald man die Thüre des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängniß zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähte alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer gefährlich für einen Fremden, sich ihm zu nähern."

Aehnliches wird in der schwedischen „Zeitschrift für Jäger und Naturforscher" von einer Jagdfreundin, Katharine Bedoire, erzählt: „Bei Gysinge kaufte mein Mann im Jahr 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen, zu sehen, erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „Ihr Hündchen!" kamen sie mit Geberden von Freude und Zuthulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer v. Uhr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Da dasjenige, welches wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm es seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte es mir und meinem Manne. Sonderbar war es, wie dieser Wolf zutraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruheten, aber nicht duldete, daß irgend Jemand sich uns auf mehr als zwanzig Schritte nahete. Kam Jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. Sowie ich nun auf ihn schalt, leckte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche sich uns nähern wollte. Er ging in den Zimmern und in der Küche umher, wie ein Hund, war den Kindern sehr zugethan, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Dies dauerte fort, bis er fünf Monate alt und bereits groß und stark war, und mein Mann beschloß, ihn anzubinden, aus Furcht, daß er bei seinem Spielen mit den Kindern dieselben mit seinen scharfen Klauen ritzen oder sie einmal blutend finden und dann Lust bekommen könnte, schlimm mit ihnen zu verfahren. Indeß ging er auch nachher noch oftmals mit mir, wenn ich einen Spaziergang machte. Er hatte seine Hütte

bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauern hinauf, wedelte mit dem Schwanze und schrie laut, bis sie herzukamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie Etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden Dies so gewohnt, daß sie sich damit beschäftigten, Brodbissen blos zu dem Zwecke in ihre Rocktaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Dies verstand er denn auch recht gut, und er verzehrte Alles, was man ihm gab. Außerdem fraß er täglich drei Eimer Futter. Bemerkenswerth war es auch, daß unsere Hunde anfingen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Thier und wollte die Speise mit ihm theilen, so wurde er wie unsinnig vor Zorn. Jedesmal, wenn er mich im Hofe zu sehen bekam, trieb er ein arges Wesen, und sobald ich zur Hütte kam, richtete er sich auf die Hinterläufe empor, legte die Vorderpfoten auf meine Schultern und wollte mich in seiner Freude belecken. Sowie ich wieder von ihm ging, heulte er vor Leidwesen darüber. Wir hatten ihn ein Jahr lang; da er aber, als er ausgewachsen war, des Nachts arg heulte, so beschloß Bedoire, ihn todtschießen zu lassen. — Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer v. Uhr erhielt, ereignete sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich, dasselbe ganz aufzuzehren, sondern trug es in die Hütte zum Wolfe, welcher ihm dabei alle Zeit mit freundlicher Geberde entgegenkam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte."

Ich habe diese Geschichten ausführlich mitgetheilt, weil mir die Wölfe des Hamburger Thiergartens genug Belege für die Wahrheit jener Mittheilungen gegeben haben und geben. Soviel steht fest: der Wolf ist der Erziehung fähig und der Zähmung d. h. des Umgangs mit vorurtheilsfreien Menschen würdig. Wer ihn zu behandeln versteht, kann aus ihm ein Thier bilden, welches dem Haushunde im Wesentlichen ähnelt. Ein freies Thier muß aber freilich anders behandelt werden, als ein seit undenklichen Zeiten unter Botmäßigkeit des Menschen stehender Sklave.

Es ist erklärlich, daß die Wolfsjagd schon seit den ältesten Zeiten in einen wahren Vertilgungskrieg ausartete. Nach den Gesetzen Karls des Großen durfte Jedermann Wölfe und Bären tödten. „Wolffen und Beeren, an den brichet nyemand keynen Frid," so lautet das Gesetz deutsch übersetzt in der zu Straßburg 1507 erschienenen Ausgabe des „Sachsenspiegels". Wer einen zahmen Wolf, oder Hirsch oder Bären oder einen bissigen Hund hielt, mußte nach Karls des Großen Gesetz den Schaden, welchen ein solches Thier anrichtete, bezahlen: „Wer behaltet einen anfelligen Hund oder einen czamen Wolff oder Hirß, oder Beeren, wa sig icht schaden thund, das soll der gelten (bezahlen), des sy seind."

In früheren Zeiten wurden die meisten Wölfe in Schlingen und Fallen gefangen. In Tellereisen fängt man ihn, wie den Fuchs. Man muß aber die Vorsicht gebrauchen, stärkere Tellereisen zu nehmen und diese mittelst einer Kette fest anzubinden. Auch gegenwärtig ist die erstere Fangart noch nicht außer Gebrauch gekommen; allein man hat doch erst seit Ausbildung des Feuergewehrs einen wirklichen Ausrottungskrieg mit Erfolg unternehmen können. Es würde zu weit führen, wenn ich die verschiedenen Jagdarten hier ausführlich angeben wollte. Gleichwohl halte ich es für nicht unnöthig, wenigstens die merkwürdigsten kurz zu schildern.

Zur Vertilgung des Wolfes gelten alle Mittel. Pulver und Blei ebensogut, wie das tückisch gestellte Gift, die verrätherische Schlinge und Falle, der Knüppel und jede andere Waffe. Die meisten Wölfe werden gegenwärtig wohl mit Brechnuß und in der neuern Zeit hauptsächlich mit Strychnin, bekanntlich den eigentlichen wirksamen Bestandtheilen der Brechnuß, getödtet. Wenn im Winter die Nahrung zu mangeln beginnt, bereitet man für den Wolf ein getödtetes Schaf zu und legt es aus. Das Thiere wird abgestreift und das Gift in kleinen Mengen überall in das aufgeschnittene Fleisch eingestreut. Dann zieht man die Haut wieder darüber und wirft den Köder nun auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe aus. Die Wirkung ist furchtbar. Kein Wolf frißt sich an einem derartig vergifteten Thiere satt, sondern bezahlt gewöhnlich schon in den ersten Minuten seine Freßgier mit dem

Tode. Sobald er die Wirkung des Giftes verspürt, läßt er das Fleisch liegen und sucht sich durch die Flucht zu retten. Allein schon nach wenigen Schritten versagen ihm die Glieder ihren Dienst. Furchtbare Krämpfe reißen ihn zu Boden. Der Kopf wird von den Zuckungen in das Genick zurückgeworfen, der Rachen weit aufgerissen, und in einem solchen Anfalle endet das Thier sein Leben. Diese Vertilgungsart ist wohl die ergiebigste, weil der Wolf mit blinder Gier auf solches Fleisch stürzt. Vortheilhaft sind auch die Fallgruben. Sie sind etwa zehn Fuß tief und haben acht Fuß im Durchmesser. Man überdeckt sie mit einem leichten Dach aus schmalen, biegsamen Zweigen, Mos und dergleichen, und bindet in ihrer Mitte einen Köder an. Damit der Wolf nicht Zeit habe, vorher lange Untersuchungen zu machen, wird die Grube mit einem etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß hohen Zaun umgeben, und dieser dient auch gleich noch dazu, die Menschen gegen das Hinabfallen in solche Gruben zu sichern. So muß der Wolf, um zu seiner Beute zu gelangen, mit einem Satze über den Zaun wegspringen, bricht dann augenblicklich durch und fällt hinab in die Tiefe. Der schweizer Naturforscher Geßner berichtet einen wirklich lustigen Fall, welcher zugleich von der Feigheit des Wolfes Zeugniß ablegt. Er erzählt, daß der Jäger Gobler in einer solchen Wolfsgrube einmal einen dreifachen Fang auf einmal gemacht habe: einen Wolf, einen Fuchs und ein altes Weib, von denen Jedes aus Furcht vor den Anderen die ganze Nacht sich nicht gerührt hatte!

In volkreichen Gegenden bietet man die Mannschaft zu großen Treibjagden auf. Die Auffindung einer Wolfsspur war das Zeichen zum Aufbruch ganzer Gemeinden. Die schweizer Chronik erzählt: „Sobald man einen Wolf gewahr wird, schlecht man Sturm über ihn, alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er umgebracht oder vertrieben ist.“ Jeder waffenfähige Mann war verpflichtet, und übte gern diese Pflicht, an der Wolfsjagd Theil zu nehmen. In den größeren Förstereien Polens, Posens, Ostpreußens, Litthauens u. s. w. hat man eigens zur Wolfsjagd breite Schneißen durch den Wald gehauen und diesen dadurch in kleinere Vierecke abgetheilt. Die drei Seiten eines solchen Vierecks, welche unter dem Winde liegen, werden, sobald Wölfe gespürt worden sind, mit Schützen bestellt und auf der andern Seite die Treiber hineingeschickt. Gewöhnlich erscheint der Wolf schon nach dem ersten Lärm fuchsartig und pfeilschnell an der Schützenlinie, wo ihm ein schlimmer Empfang bereitet wird. Bei solchen Jagden gebrauchen blos die ausgezeichnetsten Schützen die Kugel, die meisten anderen Jäger laden ihre Doppelgewehre mit großen Schroten, sogenannten Posten, welche man in Norwegen geradezu Wolfsschrote nennt, und schießen ihn damit, wenn sie ordentlich gezielt haben, auch regelmäßig zusammen. Bei einem Aase auf der Schießhütte wird der Wolf ebenfalls oft erlegt. Ja, es giebt Leute, welche einen dick vollgefressenen Wolf aufsuchen und ohne weiteres mit dem Knüppel todtschlagen.

Diese Jagdart erinnert am lebhaftesten an die Jagden, welche die Bewohner der russischen Steppe auf die Wölfe abhalten. Bei diesen erscheint das Gewehr nämlich geradezu als Nebensache. Der aufgetriebene Wolf wird von den berittenen Jägern solange verfolgt, bis er nicht mehr laufen kann und dann todtgeschlagen. Schon nach einer Jagd von ein paar Stunden versagen dem Wolf die Kräfte. Er stürzt, rafft sich von neuem zu verzweifelten Sätzen auf, schießt noch eine Strecke weiter vorwärts und giebt sich endlich verzweiflungsvoll seinen Verfolgern hin. Man kann sich keinen scheußlichern Anblick denken, als den des mattgehetzten Wolfs. Die Zunge hängt ihm einen halben Fuß lang aus dem geifernden Maule; der weißgelbe, zottige Pelz steht vom Körper ab und ein abscheulicher Geruch strömt von ihm aus. Mit eingeknickten Hinterläufen macht er Kehrt gegen die Verfolger. Diese aber, welche ihren Gegner genau kennen, steigen vom Pferde und schlagen ihn entweder todt oder schieben ihm einen Lappen, einen alten Hut in den Rachen und packen ihn am Genick, knebeln ihn und nehmen ihn mit sich nach Hause. So berichtet Hamm, welcher die Steppen Rußlands mehrfach durchreiste. Kohl erzählt, daß die Pferdehirten eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Wolfsjagd besäßen. Ihre ganze Waffe besteht aus einem Stock mit eisernem Knopf. Diesen werfen sie dem gejagten Wolf, selbst wenn ihr Pferd im schnellsten Laufe begriffen ist, mit solcher Geschicklichkeit auf den Pelz, daß der Feind regelmäßig schwer getroffen niedersinkt.

Sehr eigenthümlich ist die Jagdweise der Lappen. Wie ich oben bemerkte, ist der Wolf für sie der Schrecken aller Schrecken, ich möchte sagen, ihr einziger Feind. Und wirklich bringt ihnen kein anderes Geschöpf soviel Schaden, wie er. Während des Sommers und auch mitten im Winter sind ihre Renthiere den Angriffen des Raubthieres preisgegeben, ohne daß sie viel dagegen thun könnten. Die Meisten besitzen zwar das Feuergewehr und wissen es auch recht gut zu gebrauchen: allein die Jagd mit diesem ist bei weitem nicht so erfolgreich, als eine andere, welche sie ausüben. Sobald nämlich der erste Schnee gefallen ist und noch nicht jene feste Kruste erhalten hat, welche er im Winter regelmäßig bekommt, machen sich die Männer zur Wolfsjagd auf. Ihre einzige Waffe besteht in einem langen Stock, an welchem oben ein scharfschneidiges Messer angefügt wurde, so daß der Stock hierdurch zu einem Sper umgewandelt worden ist. An die Füße schnallen sie sich die langen Schneeschuhe, welche ihnen ein sehr schnelles Fortkommen ermöglichen. Jetzt suchen sie den Wolf auf und verfolgen ihn laufend. Das Thier, welches bis an den Leib im Schnee waten muß, ermüdet sehr bald und kann auch einem Skyläufer nicht entkommen. Der Verfolger nähert sich dem gehetzten Wolf mehr und mehr, und wenn er ihn auf eine waldlose Ebene herausgebracht hat, ist derselbe verloren. Das Messer war anfänglich mit einer Hornscheide überdeckt; diese sitzt aber so locker auf, daß ein einziger Schlag auf das Fell des Wolfs genügt, sie abzuwerfen, und nunmehr bekommt das Raubthier soviel Stiche, als erforderlich sind, ihm seine Lebensluft für immer zu verleiden. Bei weitem die meisten Wolfsfelle, welche aus Norwegen kommen, rühren von den Lappen her und werden auf diese Weise erlangt.

Der größte Nutzen, welchen wir vom Wolf ziehen können, besteht in Erbeutung seines Winterfells, welches, wie bekannt, als gutes Pelzwerk vielfach angewendet wird. Die schönsten Felle kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit sechs bis acht Thaler bezahlt. Außerdem bezahlen alle Regierungen noch ein besonderes Schußgeld für den getödteten Wolf, gleichviel ob derselbe erschossen, erschlagen, gefangen oder vergiftet worden ist. In Norwegen z. B. beträgt dies heute noch beinahe ebensoviel, als das Fell werth ist. Die Felle werden umsomehr geschätzt, je weißer sie sind, und deshalb sind die nördlichen immer besser, als die aus südlichen Ländern. Außer dem Pelz verwendet man aber auch die Haut hier und da zu Handschuhen, Pauken- und Trommelfellen. Das grobe Fleisch, welches nicht einmal die Hunde fressen wollen, wird blos von den Kalmücken und Tungusen gegessen.

In Spanien, wo das Fell, wie erklärlich, keinen großen Werth hat, macht sich der Jäger auf andere Weise bezahlt. Sobald er nämlich einen Wolf erlegt hat, ladet er denselben auf ein Maulthier und zieht nun mit diesem von Dorf zu Dorf, zunächst zu den größeren Herdenbesitzern, später aber, nachdem der Wolf vielleicht bereits ausgestopft worden ist, auch von Haus zu Haus zum größten Entzücken der lieben Jugend. Die größeren Herdenbesitzer bezahlen ganz bedeutende Summen für einen erlegten Wolf: und somit kann es kommen, daß der Jäger von einem erlegten Wolfe einen Gewinn zieht, welcher 20 bis 25 Thaler unsers Geldes übersteigt.

Im waadtländischen Jura besteht heute noch, wie Tschudi berichtet, eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Wolfsjagd. Dieselbe gehört nämlich ausschließlich einer bestimmten Jagdgesellschaft an, welche ihre Beamten, Sitzungen und Gerichtsbarkeiten hat. Von dem Anführer werden die Jäger in zwei Rotten getheilt. Die Einen, mit Flinten bewaffnet, stellen sich auf den Anstand, während die blos mit Knütteln Bewehrten das Wild mit Lärm den Anderen zujagen. Sobald es erlegt ist, verkünden Posaunen den Tod des Raubthieres im Dorfe. Nun folgt auf Kosten seines Pelzes ein sehr großes Fest und dabei wird Derjenige, welcher den Befehlen des Führers zuwider gehandelt hat, mit Wassertrinken bestraft und mit strohernen Ketten gebunden. Da man nur dann Mitglied dieser Gesellschaft werden kann, wenn man schon drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Väter schon kleine Kinder auf dem Arm zur Wolfsjagd mitzunehmen.

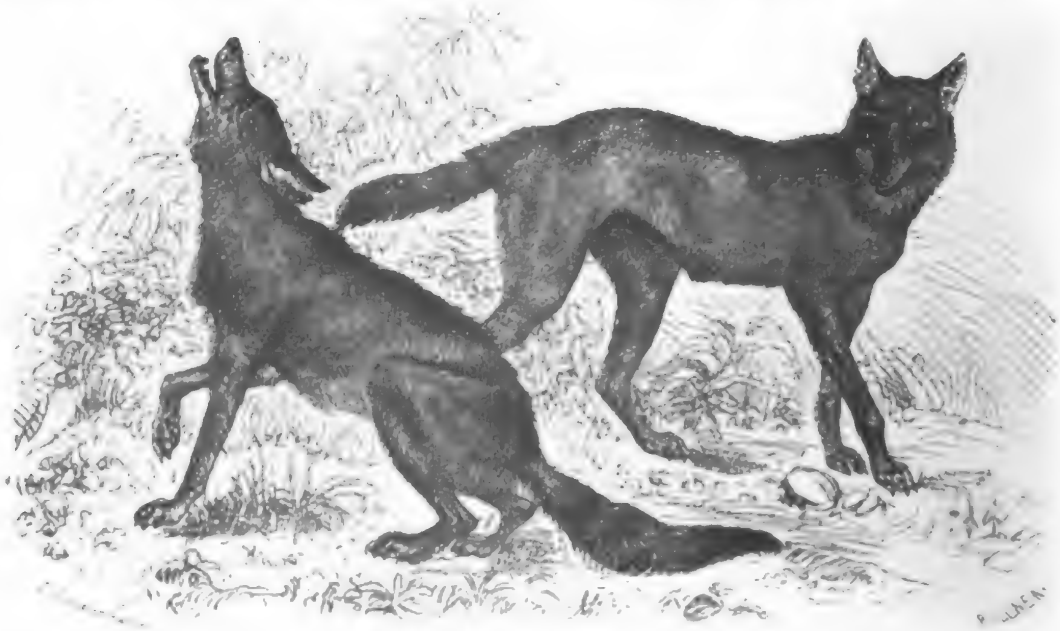
Blos die Kamtschadalen jagen, wie Steller erzählt, den Wolf nicht, sondern bezeigen ihm eher eine gewisse Verehrung. Sie behaupten sogar, daß der Wolf die Ursache sei, wenn ein Weib

Zwillinge gebäre, und halten ihn gewiſſermaßen für den Vater des zweiten Kindes. Dieſe Annahme entſchuldigt das betreffende Weib aber nicht; man rechnet es ihr als Strafe der Sünde an, wenn ſie Zwillinge gebärt.

Der Jagdgeſchichten, welche vom Wolfe handeln, giebt es ſo viele, daß wir ſie hier gänzlich unbeachtet laſſen müſſen. Wer Freude daran hat, mag in der überhaupt vortrefflichen Naturgeſchichte von Lenz, im Tſchudi, Winckell und an anderen Orten nachleſen.

Mehrere Naturforſcher unterſcheiden gegenwärtig den ſchwarzen amerikaniſchen Wolf (Lupus occidentalis), als Art von den übrigen, während man ihn früher als bloſe Abänderung anſah. Die Unterſchiede zwiſchen Beiden ſind in Wahrheit nicht eben bedeutend; ſie begründen ſich hauptſächlich auf die dunklere Farbe des Pelzes.

Der amerikaniſche Wolf ähnelt ſeinem öſtlichen Verwandten in jeder Hinſicht. Er beſitzt daſſelbe Weſen, dieſelbe Kraft und dieſelbe Feigheit, wie Jener. Im Käfig macht er die ſonderbarſten Bewegungen und flüchtet ſich gewöhnlich furchtſam in die Ecken, wagt auch nie, ſeinen Wärter an-



Der Abu el Hoſſein (Canis Lupaster).

zugreifen. Dieſelbe Feigheit zeigt er am erſten Tage ſeiner Einkerkerung. Hiervon erzählt uns Audubon als Augenzeuge ein Beiſpiel. „Ein Landwirth, welcher ſehr viel von dieſen Strolchen auszuſtehen gehabt hatte, legte endlich mehrere Gruben um ſeine Beſitzungen an. In eine derſelben waren eines Tages drei große Wölfe gefallen, zwei ſchwarze und ein gefleckter. Zum nicht geringen Erſtaunen des berühmten Forſchers ging der Pächter ruhig in die Grube, packte die Wölfe an den Hinterläufen, als ſie zitternd auf dem Boden lagen, durchſchnitt mit ſeinem Meſſer die Achillesſehnen, um die Thiere an der Flucht zu hindern, und tödtete ſie erſt dann mit größter Ruhe. Die Eskimos fangen die amerikaniſchen Wölfe in eigenthümlichen Fallen, welche eigentlich nichts Anderes, als vergrößerte Mäuſefallen ſind. Das Innere wird mit einem Köder verſehen, zu welchem der Wolf nur mühſam gelangen kann. Sobald er ſich gefangen hat, wird er von außen mit Speren zuſammengeſtochen."

In Oſtafrika lebt ein dieſem Wildhunde nicht unähnlicher Wolf, der „Abu el Hoſſein" der Araber (Canis Lupaster). Er iſt bedeutend kleiner, als unſer Iſegrimm, dieſem aber ähnlich, von

aſchgrau gelblichem Grunde, ſchwarz und fuchsroth gezeichnet, mit deutlich hervortretendem, dunklen Halsbande. Ueber ſein Freileben iſt wenig bekannt, und auch über die Gefangenen, welche in Thiergärten lebten, fehlen Beobachtungen. Nach den Berichten, welche mir wurden, gleicht das Leben des Thieres anderen kleineren Wölfen.

Alle kleinen Wölfe pflegt man unter dem gemeinſamen Namen Schakale zu vereinigen. Es finden ſich die zu dieſer Gruppe gehörigen Mitglieder ebenſowohl in der alten, wie in der neuen Welt. Afrika und Aſien ſind jedoch reicher an Arten, als Amerika. Unter den Naturforſchern herrſcht über die Schakale eine große Unklarheit, ja vollſtändige Verwirrung; zumal die altweltlichen Arten bedürfen noch ſehr der genaueren Beſtimmung. Einem Laien würde es ganz unmöglich ſein, ſich durch den Wuſt von widerſprechenden Anſichten, welche über dieſe Thiere gäng und gebe ſind, hindurchzuarbeiten, und ſelbſt der Forſcher muß ſich ſehr bemühen, wenn er nach den vorhandenen Beſchreibungen das betreffende Thier beſtimmen will.

Der gemeine Schakal (Canis aureus).

Der gemeine Schakal (Canis aureus) iſt daſſelbe Thier, welches die Alten Thos und Goldwolf nannten, und wahrſcheinlich der bei dem Bubenſtreiche Simſons erwähnte „Fuchs“, welchen jener edle Recke benutzte, um den Philiſtern ihr Getreide anzuzünden. Sein Name iſt perſiſchen Urſprungs, er rührt vom Worte Sjechal her, welches die Türken in Schikal umgewandelt haben. Bei den Arabern heißt er Dieb oder Dihb, der Heuler, — und einen beſſern Namen könnten auch wir ihm nicht geben. Er iſt im Morgenlande überall bekannt; man ſpricht mit demſelben Wohlgefallen von ſeinen Thaten, mit welchen wir des Fuchſes gedenken. Nordafrika und Nordaſien bilden ſeine eigentliche Heimat, nach neueren Beobachtungen kommt er aber auch in Europa und zwar in Dalmatien und Griechenland vor. In Mittel-, Oſt-, Weſt- und Südafrika ſowie in Indien wird er durch andere, ihm mehr oder weniger ähnliche Arten vertreten.

Der Schakal iſt kräftig gebaut, hochbeinig und kurzſchwänzig; ſeine Schnauze iſt ſpitzer, als die des Wolfes, aber ſtumpfer, als die des Fuchſes. Die buſchige Standarte hängt bis zu den Füßen herab. Die Lauſcher ſind ziemlich klein, die Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger, rauher Balg von ſchwer beſchreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe iſt ein ſchmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, bisweilen

auch ſchwarz gewellt erſcheint. Die Unterſeite iſt gelblichroth oder lichtgelb, die Kehle weißlich, der Kopf aber röthlich, mit Grau gemiſcht. Die Lippen ſind ſchwarz, die Lauſcher an der Innenſeite weiß. Die Läufe ſind ebenfalls fahl oder gelbroth. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß und etwas darüber, die des Schwanzes zehn Zoll, die Höhe am Widerriſt $1^1/_2$ Fuß.

Namentlich in Kleinaſien, Perſien und den Euphratländern, in Paläſtina und Nordegypten iſt der Schakal einer der häufigſten Wildhunde überhaupt. In Europa findet er ſich nur in Morea und auf wenigen Halbinſeln Dalmatiens, überall ſelten. Er bewohnt bergige Gegenden lieber, als Ebenen. Wälder bilden ſeine bevorzugte Heimatsſtätte.

In ſeiner Lebensweiſe ſtellt er ſich ſo recht eigentlich als Bindeglied zwiſchen Wolf und Fuchs dar. Dem Letztern ähnelt er mehr, als dem Erſtern. Bei Tage hält er ſich zurückgezogen; gegen Abend begiebt er ſich auf ſeine Jagdzüge, heult laut, um andere ſeiner Art herbeizulocken, und ſtreift nun mit dieſen umher. Er liebt die Geſelligkeit ſehr, obwohl er auch einzeln umherjagt. Man darf ihn vielleicht den dreiſteſten und zudringlichſten aller Hunde nennen. Er ſcheut ſich nicht im geringſten vor menſchlichen Niederlaſſungen, ſondern dringt frech in das Innere der Dörfer, ja ſelbſt der Gehöfte und Wohnungen ein und nimmt dort weg, was ſich grade findet. Durch dieſe Zudringlichkeit wird der Schakal weit unangenehmer und läſtiger, als durch ſeinen berühmten Nachtgeſang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen iſt, vernimmt man ein vielſtimmiges, im höchſten Grade klägliches Geheul, welches dem unſerer Hunde ähnelt, ſich aber durch größere Vielſeitigkeit auszeichnet. Wahrſcheinlich dient dieſes Geheul hauptſächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen ſich gegenſeitig zuſammen. Jedenfalls iſt es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth unſrer lieben Thiere anzuſehen; denn der Schakal heult auch bei reichlicher Mahlzeit, z. B. in der Nähe eines großen Aaſes, gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, er habe ſeit wenigſtens acht Tagen keinen Biſſen zu ſich genommen. Sobald der eine ſeine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und ſo kann es kommen, daß man von einzelnliegenden Gehöften aus zuweilen die allerſonderbarſte Muſik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windroſe heranſchallen. Unter Umſtänden wird man ordentlich erſchreckt durch das Geheul; denn es ähnelt manchmal dem Hilferuf oder Schmerzenslaut eines Menſchen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgeſänge vortragen, können ſie unerträglich werden. Zumal wenn man im Freien ſchläft, verderben ſie oft die Nachtruhe vollſtändig. Somit kann man es den Morgenländern nicht verdenken, wenn ſie die überall häufigen Thiere ſehr haſſen und dieſem Haß durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Haß berechtigen übrigens auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen ſie bringen, ſteht mit dem Schaden, den ſie verurſachen, in gar keinem Verhältniſſe. Nützlich werden ſie nur durch Wegräumen des Aaſes und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptſächlich durch Mäuſefang, ſchädlich aber wegen ihrer unverſchämten Spitzbübereien. Sie freſſen nicht nur alles Genießbare weg, ſondern ſtehlen noch allerhand Ungenießbares aus Haus und Hof, Zelt und Zimmer, Stall und Küche. Sie nehmen mit, was ihnen gerade paßt, und ihre Freude am Diebſtahl iſt vielleicht ebenſo groß, als ihre Gefräßigkeit. Im Hühnerhofe ſpielen ſie ganz die Rolle unſers Reinecke. Sie morden mit der Gier des Marders und ſtehlen, wenn auch nicht mit der Liſt, doch mit der Frechheit des Fuchſes. Unter Umſtänden machen ſie ſich übrigens auch über ein vereinzeltes Herdenthier, über Lämmer und Ziegen her, verfolgen ein kleines Wild oder plündern die Obſtgärten und Weinberge. An der Meeresküſte nähren ſie ſich von todten Fiſchen, Weichthieren und dergleichen. Den größeren Raubthieren folgen ſie in Rudeln nach, um alle Ueberreſte ſeiner Mahlzeit zu vertilgen. Die Reiſezüge begleiten ſie oft Tage lang, drängen ſich bei jeder Gelegenheit ins Lager hinein und ſtehlen und plündern hier nach Herzensluſt. Bei ihren Raubzügen gehen ſie Anfangs langſam, in Abſätzen, heulen dazwiſchen einmal, wittern, lauſchen, äugen und folgen dann, ſowie ſie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn ſie nahe genug ſind, plötzlich über ihre Beute her und würgen ſie ab. Tritt ihnen bei ſolchen Jagdzügen ein Menſch in den Weg, ſo weichen

sie ihm zwar aus und zerstreuen sich nach rechts und links, finden sich aber bald wieder zusammen und verfolgen ihren Weg, wie früher. Die Morgenländer sagen ihnen nach, daß sie unter Umständen auch den Menschen angriffen, zwar nicht den Erwachsenen und Gesunden, wohl aber Kinder und Kranke. Jedenfalls richten sie Unfug genug an, um die Abwehr des Menschen hervorzurufen. In manchen Gegenden werden sie buchstäblich zur Landesplage. Nur ihre nahen Verwandten, die Hunde, vermögen sie im Zaum zu halten, und diese sind dann auch ihretwegen in allen Dörfern massenhaft vorhanden, stürmen, sobald ihnen das Geheul der Schakale deren Ankunft verkündet, denselben entgegen und treiben sie mit Vergnügen in die Flucht.

Die Ranzzeit des Schakal fällt in den Frühling und giebt natürlich den verliebten Männchen zu den allergroßartigsten Heulereien Grund und Ursache. — Sieben bis neun Wochen später wölft die Hündin fünf bis acht Junge auf ein wohl verborgenes Lager, ernährt, schützt und unterrichtet diese nach Wolfs- oder Fuchsart im Gewerbe und zieht nach ungefähr zwei Monaten mit ihnen in das Land hinaus. Die hoffnungsvollen Sprossen haben sich um diese Zeit schon fast alle Fertigkeiten der Alten erworben; namentlich das Heulen verstehen sie bereits meisterhaft, und das Stehlen lernen sie, Dank ihren guten Anlagen, auch rasch genug.

Jung eingefangene Schakale werden bald sehr zahm, jedenfalls weit zahmer, als Füchse. Sie gewöhnen sich ganz an den Herrn, folgen ihm, wie ein Hund, lassen sich liebkosen oder verlangen Liebkosungen, wie dieser, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanze, wenn sie gestreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbst alt gefangene gewöhnen sich mit der Zeit an den Menschen, so bissig sie auch anfänglich sich zeigen.

Einige Naturforscher glauben, daß der indische Schakal (Canis indicus) nichts Anderes, als eine Spielart des europäischen sei, und Andere wollen auch den in Süd- und Mittelafrika häufigen Schabrakenschakal (Canis mesomelas) nicht als besondere Art erkennen. Ueber den Ersteren enthalte ich mich des Urtheils. Ich habe ihn zwar lebend vor mir, kann ihn aber nicht mit dem europäischen vergleichen und kenne keine Beschreibung, welche mir genügend wäre. Der Schabrakenschakal hingegen kann nur, von Dem mit dem eigentlichen Schakal zusammengestellt werden, welcher beide Thiere niemals gesehen hat. Es gehört keineswegs ein besonders geübter Blick dazu, um die beiden Thiere sofort von einander zu unterscheiden; denn nicht blos Größe und Färbung, sondern auch Gestalt und Gliederung sind verschieden. Der Schabrakenschakal wird etwas größer, als der gemeine, und zeichnet sich vor diesem hauptsächlich durch seine auffallend großen Lauscher und die beinahe bis zum Boden, jedenfalls weit über die Ferse herabhängende Lunte aus. Seine Färbung ist ein schönes, lebhaftes Rostroth, welches nach unten zu in Gelblichweiß übergeht. Die ganze Oberseite deckt eine seitlich scharf begrenzte Schabrake von schwarzer Färbung mit weißlicher Fleckenzeichnung. Auf dem Halse wird diese Schabrake durch eine weiße Linie eingefaßt, welche nach hinten hin undeutlich wird. Die Fleckenzeichnung ändert sich, je nach der Lage der Haare, da sie überhaupt nur durch das Zusammenfallen einer Menge von Haarspitzen entsteht, welche sämmtlich licht gefärbt sind. Die Kehle, die Brust und der Bauch sind weiß oder lichtgelb. An den Innenseiten der Läufe dunkelt diese Farbe, und zwischen den Vorderläufen geht sie in grau über. Das Kinn ist röthlich, aber sehr hell, wenig von der lichtern Kehle abstechend. Auf dem Kopfe mischt sich Grau unter die allgemeine rostrothe Färbung. Der Rücken der sehr spitzen, fuchsartigen Schnauze ist schwarz, während die Lippen sehr licht, fast weiß erscheinen. Die Lippen sind außen und am Rande lebhaft rostroth, innen mit gilblichen Haaren besetzt. Vor ihnen steht jederseits ein gelber Fleck, und ein ähnlich gefärbter umrandet auch das braune, rundsternige Auge, unter dem sich dann noch ein dunklerer Streif hinzieht. Ein dunkles Halsband, wie es die meisten übrigen Hunde und namentlich die Schakale zeigen, fehlt dem Schabrakenschakal gänzlich. Die Lunte ist an der Wurzel rostfarben, wie der übrige Leib, sodann aber, in den letzten Zweidritteln der Länge, schwarz. Der Balg ist sehr dick, die Haare fein und kurz, der Wollflaum schimmert überall durch.

Nach meinen Erfahrungen beginnt die Heimat des ſchwarzrückigen oder Schabrakenſchakals in Mittelnubien. Von hier aus reicht er längs der Oſtküſte Afrikas hinauf bis zum Kap, und wahrſcheinlich auch quer durch den ganzen Erdtheil bis zur Weſtküſte. Er findet ſich ebenſowohl in der Steppe, als in den Wäldern, vorzugsweiſe jedoch in Gebirgsländern. Am Kap und in Habeſch iſt er ſehr häufig. An der Oſtküſte des rothen Meeres breitet ſich eine ſchmale Wüſtenſteppe, die Samchara, aus, welche vielfach von Regenſtrombetten durchfurcht iſt, deren Ufer gewöhnlich üppige Dickichte bilden. Hier darf man ihn regelmäßig vermuthen; denn dieſe Dickichte ſind reich an Haſen und Frankolinen und gewähren ihm ſomit vielfache Gelegenheit, Beute zu machen. Er iſt frecher und zudringlicher, als jeder andere Wildhund. Seine eigentliche Jagdzeit iſt zwar die Nacht, doch ſieht man ihn auch bei Tag häufig genug umherlungern, ſelbſt unmittelbar in der Nähe der Dörfer. In den Frühſtunden begegnet man ihm überall, im Gebüſch ebenſowohl, als in der pflanzenleeren Ebene. Erſt in den Vormittagsſtunden trabt er ſeinem Lager zu. Nachts iſt er ein regelmäßiger Gaſt in den Dörfern und ſelbſt in der Mitte des Lagerplatzes; denn nicht einmal das Feuer ſcheint ihn auf ſeinen Diebeszügen zu hindern. Ich habe ihn wiederholt zwiſchen den Gepäckſtücken und den lagernden Kamelen umherſtreifen ſehen, und auf meiner erſten Reiſe in Afrika hat er mir ſogar auf dem nur vermittelſt eines Bretes mit dem Lande verbundenem Schiffe einen Beſuch gemacht. Bei den Eingebornen Afrikas iſt er äußerſt verhaßt, weil er alle nur denkbaren Sachen aus den Hütten wegſchleppt und unter dem Hausgeflügel, und ſogar unter den kleinen Herdenthieren, manchmal arge Verheerungen anrichtet. Die Somali verſichern, daß er ihren Schafen die Fettſchwänze abfreſſe; in Sudahn weiß man davon aber Nichts: hier kennt man ihn nur als ſehr eifrigen Jäger der kleinen Antilopen, der Mäuſe, Erdeichhörnchen und anderer Nager. Bei dem Aas iſt er ein regelmäßiger Gaſt; er ſcheint ſolche Speiſe leidenſchaftlich gern zu freſſen. Wie Burton berichtet, betrachten die Somali das Geheul des Schabrakenſchakal als ein Vorzeichen des kommenden Tages: ſie ſchließen von ihm aus auf gutes oder ſchlechtes Wetter. In Abiſſinien oder im Sudahn beachtet man dieſe Muſik nicht, obgleich man ſie oft genug zu hören bekommt. Ich meinestheils muß geſtehen, daß mir das Geheul dieſer Schakale niemals läſtig geworden iſt, ſondern mir immer eine ergötzliche Unterhaltung gewährt hat.

Ueber die Fortpflanzung unſers Wildhundes fehlen zur Zeit noch genügende Beobachtungen. Mir wurde erzählt, daß die Zahl des Gewölfes vier bis fünf betrage, und daß man die Jungen zu Anfang der großen Regenzeit finde. Im Innern Afrikas fällt es Niemand ein, das wirklich nette Thier zu zähmen; wir erhalten deshalb auch nur aus dem Kaplande ab und zu einen dieſer Schakale lebendig. Wenn man ſich viel mit einem ſolchen Gefangenen beſchäftigt, gewinnt man bald ſein Vertrauen. Der Schabrakenſchakal iſt im Grunde ein gutmüthiger, verträglicher Burſche, welcher jedenfalls mehr, als der Fuchs, zur Geſelligkeit und zum Frieden geneigt iſt. So ſcheu und wild er ſich anfänglich auch geberdet, ſo raſch erkennt er liebevolle Behandlung an und ſucht ſie durch dankbare Anhänglichkeit zu vergelten. Ein faſt ausgewachſenes Männchen dieſes Wildhundes, welches ich für unſern Thiergarten in London ankaufte, war anfänglich im höchſten Grade ſcheu und biſſig, tobte beim bloſen Erſcheinen des Wärters wie unſinnig im Käfig umher, machte Sprünge von vier bis ſechs Fuß Höhe und ſuchte auf alle Arten, vor dem Menſchen ſich zu verbergen oder ihm zu entkommen. Ein ähnliches Entſetzen bewies es gegen verwandte Wildhunde, mit denen es zuſammen gehalten wurde, und oftmals kam es eben dieſer Scheu und Furchtſamkeit wegen zu argen Beißereien unter der ſehr gemiſchten Geſellſchaft. Das Alles aber verlor ſich bald. Der Schabrakenſchakal erkannte das Vergebliche ſeines Sträubens und befliß ſich fortan eines anſtändigen Betragens. Schon nach wenig Wochen nahm er, vielleicht durch das gute Beiſpiel ſeiner Mitgefangenen ermuntert, dem Wärter das ihm vorgehaltene Fleiſch oder Brod aus der Hand; nach etwa Monatsfriſt hatte ſich ſeine Scheu ſoweit verloren, daß er traulich auf den Ruf herbeikam und die dargebotene Hand liebevoll beleckte. Auch zu ſeinen Mitgefangenen faßte er allgemach Vertrauen, und mit dem Vertrauen ſtellte ſich eine gewiſſe Freundſchaft ein, welche freilich durch einen vorgehaltenen fetten Biſſen zuweilen kleine Unterbrechungen erhielt, im Ganzen aber doch thatſächlich beſtand.

Während des Haarwechſels, welcher im September vor ſich ging, bekam unſer Schakal vorübergehend ein ganz eigenthümliches Ausſehen. Seine ſchwarze Schabrake verlor ſich in wenig Tagen bis auf ſpärliche Ueberbleibſel. Das neue Grannenhaar wuchs aber ſehr raſch wieder heran, und bereits nach vier Wochen hatte er ſein neues, ſchöneres Kleid angelegt.

Dem eigentlichen Schakal nahe verwandt iſt ein noch ſehr wenig bekannter Wildhund Mittelafrikas, welchen ich für den von Cuvier aufgeſtellten Wolfshund (Canis Anthus) halten muß. Auch dieſer Hund gilt, wie bereits bemerkt, als eine Abart des Schakal, und ein verdorrter Balg oder eine ſchlechte Abbildung von ihm mag wohl auch mit einem zuſammengeſchrumpften Schakalbalge oder mit einem fehlerhaften Schakalbilde eine gewiſſe Aehnlichkeit haben. Das lebende Thier aber zeigt mit dem Schakal eben nur ſoviel Aehnlichkeit, wie mit jedem andern Hunde. Seine Geſtalt iſt ebenſo bezeichnend für ihn, als die Behaarung und die Färbung. Ich habe den Wolfshund auf meinen früheren Reiſen in Afrika einigemal zu ſehen bekommen, und gegenwärtig beſitzen wir eine

Der Wolfshund (Canis Anthus).

Hündin, welche in Sanſebar eingefangen wurde und von dort aus uns unmittelbar zukam. Sie iſt, obgleich noch nicht vollſtändig erwachſen, doch ſchon bedeutend größer, namentlich höher, als der Schakal, vor dieſem aber hauptſächlich durch die Schlankheit ihres Leibes- und Gliederbaues ausgezeichnet. Der Kopf iſt lang und ſchmal, die Schnauze ſehr verlängert, jedoch nicht fuchsartig zugeſpitzt. Die Lunte reicht bis auf den Boden herab, die Lauſcher ſind mittelgroß, ſpitzig, die Seher ſchief geſtellt von lichtbrauner Färbung, der Stern, wie beim Fuchs, eiförmig und ſenkrecht. Der Balg beſteht aus langen, locker aufliegenden, ſtraffen Grannen, welche das dünne Wollhaar vollſtändig bedecken.

Die allgemeine Färbung iſt ein ſchwer zu beſtimmendes fahles Graubraun, welches auf den Seiten dunkelt, auf dem Rücken dagegen ſtark ins Rothbraune ſchimmert. Der Rücken wird jederſeits durch einen entſchieden hervortretenden lichten, zollbreiten Streifen von der dunkeln Seite getrennt. Ueber dem hintern Schenkel, welcher oben und vorn lichtbraun, hinten und unten fahlgrau iſt, verläuft eine dunkle Binde. Ein ähnlich gefärbtes Band zieht ſich um die Vorderbruſt. Im Uebrigen iſt die Unterſeite lichtgelb, faſt weiß, mit Unterbrechung eines dreieckigen, dunklern Fleckes zwiſchen

den Vorderläufen und einer graulichen Stelle zwischen den Hinterschenkeln. Der Kopf ist röthlichfalb mit weißerm Schimmer, die Oberlippe seitlich, wie das Kinn, dunkelgrau, der Lippenrand weiß. Die Läufe sind rostfarben, die Vorderläufe, wie bei den meisten Hunden, vorn am Handgelenke schwarz gestreift. Der Schwanz ist an der Wurzel grau, an der Spitze weiß, im übrigen aber schwarz.

Der Wolfshund gehört nicht gerade zu den häufigen Erscheinungen des innern Afrika. Er findet sich einzeln wahrscheinlich in allen Steppenländern, kommt aber weit seltner zu Gesicht, als irgend ein anderer Wildhund. Seine Lebensweise unterscheidet ihn von dem Schakal. Er ist viel vorsichtiger, scheuer und ein vollkommenes Nachtthier. Bei Tage liegt er im sichern Schlupfwinkel wohl verborgen, und nur der Zufall bringt ihn vor das Auge des Jägers. Seine Hauptnahrung scheint aus Mäusen und anderen kleinen Nagern zu bestehen; zuweilen soll er jedoch auch, wie mir von den Sudahnesen versichert wurde, kleine Herdenthiere angreifen. Auf Vögel ist er, wie man an unserm Gefangenen sehen kann, sehr erpicht; Hühnern zumal, welche an seinem Käfig vorübergehen, folgt er mit größter Theilnahme.

Unsere gefangene Wolfshündin ist scheu und furchtsam, obwohl sie sich ihrer Haut zu wehren weiß. Anfangs setzte sie meinen Liebkosungen Mißtrauen entgegen, allgemach aber verlor sich ihre Scheu, und nach einigen Wochen hatte ich ihr Vertrauen wirklich gewonnen. Sie kam auf meinen Ruf herbei und gestattete, daß ich sie berührte, und wenn auch anfangs bedenkliches Nasenrümpfen zur Vorsicht mahnte, erreichte ich endlich doch meinen Zweck und durfte sie streicheln. Gegenwärtig ist sie zahm und freundlich, mir jedenfalls sehr zugethan, obgleich sie ihr Mißtrauen noch nicht vollständig überwunden hat. Mit den Genossen ihres Käfigs hält sie ihrerseits Frieden; Zudringlichkeiten derselben weist sie aber entschieden zurück. Eine Stimme habe ich von ihr noch nicht vernommen. Auf kleine Thiere, Ratten und Sperlinge z. B., ist sie sehr gierig, nicht minder gern frißt sie Früchte: Pflaumen, Kirschen, Birnen und Milchbrod gehört zu ihren ganz besonderen Leckereien. Gegen die rauhe Witterung unseres Nordens scheint sie höchst empfindlich zu sein: sie liegt an kalten Tagen nach Hundeart zusammengerollt regungslos und erhebt sich dann, auch wenn man sie ruft, nur ungern, während sie sonst augenblicklich ans Gitter kommt. Am lebendigsten ist sie an warmen Sommerabenden, dann läuft sie ohne Unterlaß im Käfig auf und nieder.

Auch Amerika besitzt Hunde, welche dem altweltlichen Schakal sehr ähnlich sind. Ein solcher ist der Karasissi oder Maikong, der Savannenhund der Ansiedler (Canis cancrivorus), welchen die Indianer Südamerikas seit uralten Zeiten gezähmt und als Jagdgehilfen benutzt haben. Wir besitzen in unserm Thiergarten gegenwärtig auch diesen Hund, und ich kann daher das lebende Thier meiner Beschreibung zu Grunde legen. Der Maikong ist schlank gebaut und hochläufig, sein Kopf ist kurz, breit und ziemlich stumpfschnauzig. Die Lunte hängt fast bis zum Boden herab, die Lauscher sind mittelgroß, die Seher schief gestellt, dunkelrothbraun gefärbt, der Stern ist länglichrund. Der Balg besteht aus mittellangen, rauhen Grannen, welche das spärliche Wollhaar vollständig bedecken. Seine Gesammtfärbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Fahlgrau, welches auf dem Rücken, zumal in der Schultergegend, wegen der hier schwarz endenden Haare dunkelt und nach unten durch Fahlgrau in Gelblichweiß und Reinweiß übergeht. Die Augengegend ist lichter, gelblichweiß, die Lauscher außen am Grunde röthlichfahl, an der Spitze braunschwarz, innen mit gelbweißen Haaren besetzt, licht gerandet. Sehr dunkel sind außer dem Rücken die Lippen und die Schnauzenspitze, ein Kinnfleck und die Läufe bis zum Hand- oder Fersengelenke, licht, d. h. gelblichweiß, außer den schon genannten Theilen die Umrandung der Augen und ein vollständiges Kreuz an der Schlüsselbeingegend, welches von der Kehle an bis zur Oberbrust herabreicht und seitlich in ziemlich breiten Streifen bis gegen die Achseln hin sich fortsetzt. Die einzelnen Haare sind gelblich oder weißlich an der Wurzel, sodann grau und endlich dunkel zugespitzt.

Schon die Spanier fanden diesen Wildhund auf den Antillen als Hausthier vor. Seitdem ist er von dort verschwunden; gegenwärtig aber wird er noch immer von vielen Indianern wenigstens

als halbes Hausthier benutzt. „Bergreiche Gegenden," ſagt Robert Schomburgk, „mit dazwiſchen geſtreuten waldigen Steppen, ſowie die Umſäumung der Savannenflüſſe ſcheinen der Lieblingsaufenthalt des ſchlauen und klugen Thieres zu ſein. Dort lebt und jagt es in ganzen Koppeln. In der offenen Savanne ſcheinen die Thiere ihre Jagdbeute mehr mit den Augen, als mit der Naſe auszuſpähen. Im Walde iſt das Gegentheil der Fall: hier verfolgen ſie auch ihre Beute jedesmal unter lautem Gebell. Gelingt es einer Koppel, eine Niederung zu beſchleichen und unbemerkt in dieſe einzudringen, ſo entgehen ihr nur einige der auf den Dächern und nahen Geſträuchen ſchlafenden Hühner und Papageien. Ein ſolcher Ueberfall des Federviehſtandes und die ihn begleitende Würgerei unter demſelben geſchieht ſo geräuſchlos, daß die beraubten Beſitzer meiſt erſt ihren Verluſt mit anbrechendem Morgen kennen lernen. Die Beute verzehren die Räuber niemals an dem Orte, wo ſie dieſelbe gewürgt, ſondern immer erſt im Walde oder in einem ſonſtigen Schlupfwinkel. Die Indianer verſicherten uns, daß ſie ſelbſt Rehe und die Nachzügler der Waſſerſchweinherden jagen, um das endlich ermattete Thier niederzureißen."

Der Karaſiſſi oder Maikong (Canis cancrivorus).

„Für die Indianer hat der Maikong namentlich aus dem Grunde beſondern Werth, daß aus der Kreuzung deſſelben mit ihren Hunden ſehr geſuchte Jagdhunde hervorgehen. Die Baſtarde ſchlagen in ihrer Geſtalt mehr nach dem Hunde, als nach dem Maikong. Sie ſind ungemein ſchlank, tragen die Ohren immer aufgerichtet und übertreffen in Bezug auf Ausdauer, Fertigkeit und Gewandtheit im Aufſuchen und Jagen des Wildes jeden andern Hund. In der Anſiedlung wird ein ſolcher Blendling, welcher zur Jagd auf Rehe, Waſſerſchweine und Tapire abgerichtet iſt, gewöhnlich mit zehn bis zwölf Thalern bezahlt. Der Beſitz eines gezähmten Maikong gehört daher zu den beſonderen Reichthümern der Indianer. Doch muß das Thier fortwährend an Stricken gehalten werden, da ihm keine Abrichtung ſeine Raubgelüſte abgewöhnen kann. Schrankenloſe Verwirrung bringt er unter dem Federvieh ſeines Herrn hervor, ſobald ihm die Nachläſſigkeit des Beſitzers den Strick nicht feſtgebunden. Gekochtes Fleiſch, Fiſche und Früchte ſind das Futter, womit ihn der Indianer erhält."

„Der von mir auf das Schießen oder Fangen des Maikongs eingeſetzte Preis trieb die verſammelten Indianer faſt täglich zu allgemeinen Treibjagden in die Niederungen und Thäler am

Torong und Yauwiſe, bei denen jedesmal das Gras des Gebietes, welches abgejagt werden ſollte, in Brand geſetzt wurde. Hatte das prachtvolle Schauſpiel für uns auch ſchon ſeit längerer Zeit den Reiz der Neuheit verloren, ſo wurde dieſer hier doch immer wieder durch die wunderbare Beleuchtung erneuert, die es über die lieblichen Thäler und Felſenſchluchten warf, wenn die Feuerſäule ſich in ununterbrochenem Wechſel über Hügel und Berge, durch Thäler und Schluchten wälzte."

Ueber unſern Gefangenen brauche ich nach vorſtehender Schilderung kaum noch Etwas zu ſagen: das Thier erinnert durch ſein ganzes Weſen und Betragen ſo vollſtändig an den altweltlichen Schakal, daß ich wenigſtens keinen Unterſchied herauszufinden vermag. Er nährt ſich nach anderer Wildhunde Art von allerlei Futter, obwohl er das Fleiſch jeder andern Nahrung vorzuziehen ſcheint; doch frißt er auch Früchte und Milchbrod ſehr gern. Uns gegenüber zeigte er ſich anfänglich ſcheu und mißtrauiſch, wie der Schabrakenſchakal, ſpäter aber in gleicher Weiſe freundlicher und liebenswürdiger, je größeres Zutrauen er gewann. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, iſt er ſchon recht zahm, und jedenfalls läßt ſich erwarten, daß er mit der Zeit ſich innig an uns anſchließen wird.

Der Prairiewolf (Canis latrans).

Ein ſehr bekannter amerikaniſcher Hund iſt der Prairiewolf (Canis latrans). Er bildet gewiſſermaßen ein Uebergangsglied von den Wölfen zu den Füchſen. Seine Geſtalt iſt noch wolfartig, der Kopfbau, die niederen Läufe und der ziemlich lange dicke Schwanz aber erinnern an den Fuchs. Der Leib iſt dick und erſcheint wegen des ungewöhnlich reichen Balges noch dicker, als er wirklich iſt. Der Hals iſt kurz und kräftig, der Kopf ſchlanker, als der des Wolfes, oben breit, an der Schnauze zugeſpitzt. Das Ohr iſt ziemlich groß, unten breit, oben aber nicht gerundet. Das Auge, deſſen Färbung ein lichtes Braun iſt, beſitzt einen runden Stern. Die Färbung des Balges iſt ein ſchmuziges Gelblichgrau, welches auf Ohr und Naſenrücken in das Roſtfarbene, auf Oberhals und Rücken aber in das Schwärzliche übergeht, weil hier alle Haare in ſchwarzen Spitzen endigen. Die Seiten des Halſes, der Vorderblätter, der Hinterſchenkel und die Läufe an ihrer äußern Seite ſind hellroſtroth oder hellgelb. Die Unterſeite und die innere Seite der Beine ſind weißlich. Die Lauſcher ſind roſtfarben, hier und da mit ſchwärzlichen Haarſpitzen; ihre innere Seite iſt mit weißlichen Haaren dicht bedeckt. Der Lippenrand iſt weißlich, die Umgebung der Augen hellfahl oder bräunlichgrau mit weißen Haarſpitzen. Ueber das Handgelenk zieht ſich ein ſchmaler, ſchwarzer Streifen; der Schwanz iſt an der Wurzel fahl

und ſchwarz gemiſcht, an der Spitze tiefſchwarz. Auf dem Rücken werden die Haare im Winter über vier Zoll lang. Sie ſind an ihrer Wurzel aſchgrau, hierauf gelbroth, dann ſchwarzbraun geringelt, hierauf weißlich und an der Spitze wieder ſchwarzbraun. Verſchiedene Abänderungen kommen vor.

Der Prairiewolf iſt weit über das Innere Nordamerikas verbreitet und reicht wahrſcheinlich nach Süden hin bis Mexiko; wenigſtens nimmt man an, daß der dort unter dem Namen „Cayote“ bekannte Wildhund derſelben Art angehört. Beſonders gemein iſt er in den Ebenen des Miſſouri, in Kalifornien und Kolumbien. Engliſche Naturforſcher behaupten, daß er in großen Rudeln lebe und dem Wilde ſehr gefährlich werde; namentlich folge er den Biſonherden und falle mit unverſchämter Frechheit über jeden kranken, ermatteten oder verwundeten Stier her, um ihn aufzufreſſen. Prinz Max von Wied, dem wir, neben Audubon, die beſte Beſchreibung verdanken, ſagt dagegen, daß der Prairiewolf nur einzeln oder paarweiſe vorkommt und nach Art unſerer europäiſchen Wölfe lebt. Er raubt Alles, was er bezwingen kann, und gleicht auch hinſichtlich der Schlauheit vollſtändig unſeren Wölfen und Füchſen. Des Nachts kommt er oft bis in die indianiſchen Dörfer hinein, und im Winter ſieht man ihn auch nicht ſelten am Tage herumtraben, wie unſern Wolf bei tiefem Schnee und Kälte. In der Ranzzeit bewohnt er ſelbſtgegrabene Baue oder Höhlen, und hier ſoll im April die Wölfin ihre ſechs bis zehn Junge werfen. Die Ranzzeit fällt in den Januar und Februar und erregt die Prairiewölfe, wie alle Hunde, auf das höchſte. Um dieſe Zeit vernimmt man ihre Stimme in der Prairie: ein ſonderbares, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches dem Lautgeben unſerer Füchſe ähnelt.

In die Falle geht der Prairiewolf weit ſeltener, als der Wolf oder Fuchs, und wenn er es thut, geſchieht es nicht zu der Freude des Jägers, weil der Pelz keinen Werth hat und von den Pelzhändlern nicht beachtet wird. Dieſem fügt der genannte Naturforſcher noch hinzu, daß viele indianiſche Hunde den Prairiewölfen in der Geſtalt nicht wenig gleichen, und es zu vermuthen ſei, daß Vermiſchungen zwiſchen beiden Thieren zuweilen vorkommen.

Ueber das Gefangenleben kann ich auch aus eigener Anſchauung berichten. Wir beſitzen in unſerm Garten einen Prairiewolf, welcher im Zimmer aufgezogen wurde und ebenſo artig iſt, wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hat ganz das Weſen des Haushundes. Bei dem Anblick ſeiner Freunde ſpringt er vor Freuden hoch auf, wedelt mit dem Schwanze und kommt dann an das Gitter heran, um ſich liebkoſen zu laſſen. Die ihm ſchmeichelnde Hand leckt er jedoch nicht: er beriecht ſie höchſtens. Wenn er allein iſt, langweilt er ſich und fängt dann jämmerlich zu heulen an. Giebt man ihm aber Geſellſchaft, ſo mißhandelt er dieſe, falls er es nicht mit beſſeren Beißern zu thun hat, als er einer iſt. Aus Raummangel mußte er mit einem Wolfshunde, einem Schabrakenſchakal und einem indiſchen Schakal zuſammengeſperrt werden. Da gab es anfangs arge Raufereien. Später zeigte er ſich übellaunig gegen ſeine Genoſſen, hielt ſich auch immer zurückgezogen. Einen Naſenbär, welcher den Nebenkäfig bewohnte, erwiſchte er einmal am Schwanze, biß dieſen in der Mitte ſeiner Länge ab und verſpeiſte ihn ohne Umſtände. Lebende Thiere, welche an ſeinem Käfig vorübergehen, verſetzen ihn ſtets in große Aufregung, Hühnern namentlich folgt er mit der größten Begierde, ſo lange er ſie ſehen kann. Er iſt an Hausmannskoſt gewöhnt worden und zieht Brot entſchieden dem Fleiſche vor, verachtet aber auch dieſes nicht. Kleine Säugethiere und Vögel ſchlingt er mit Haut und Haar oder Federn hinab. Dabei iſt er ſo gierig, daß er ſich leicht überfrißt und dann die Speiſe wieder erbricht; er frißt das Ausgebrochene aber, wie es die Hunde zu thun pflegen, unter Umſtänden auch wieder auf. Reicht man ihm mehr Nahrung, als er wirklich zu ſich nehmen kann, ſo verſcharrt er dieſe geſchwind in eine Ecke ſeines Käfigs und hütet dieſe Speiſe dann mit Argusaugen, jeden ſeiner Kameraden mit Knurren bedrohend, ſobald dieſer dem Winkel nur halbwegs zu nahe kommt.

Höchſt empfänglich zeigt er ſich gegen die Klagen anderer Thiere. In das Geheul der Wölfe ſtimmt er ſtets mit ein, und ſelbſt das Gebrüll oder Gebrumm der Bären beantwortet er. Redet man ihn mit klagender Stimme an, ihn gleichſam bedauernd, ſo heult und winſelt er, wie mancher Haushund unter gleichen Umſtänden Dies zu thun pflegt. Er zeigt ein außerordentliches Verſtändniß

für die Betonung verſchiedener Laute und bezüglich Worte, ganz wie ein Hund. Er fürchtet ſich, wenn man ihn hart anredet; er verſteht Schmeicheleien und läßt ſich durch klagende oder bedauernde Worte zur tiefſten Wehmuth hinreißen. Auch die Muſik preßt ihm ſtets laute Klagen aus; doch iſt es mit ſeiner Heulerei nicht ſo ernſthaft gemeint. Er läßt ſich förmlich zureden, wie ein Menſch, und ſchweigt, ſobald man die Stimme verändert und ernſthaft ruhig mit ihm ſpricht. Sein Gedächtniß iſt bewundernswürdig. Er vergißt ebenſowenig Liebkoſungen, als Beleidigungen. Gegen Letztere ſucht er ſich zu rächen, auch nach längerer Zeit, Erſtere nimmt er mit größtem Dank entgegen. Sein Wärter mußte ihn einmal von einem Käfig in den andern bringen und dazu natürlich fangen. Dies nahm er übel und biß plötzlich nach dem ſonſt ſehr geliebten Manne. Hierauf wurde er von Rechts wegen beſtraft. Seit dieſer Zeit aber hegt er einen tiefen Groll gegen ſeinen Wärter, obgleich dieſer ihn fortan gut und freundlich behandelte und regelmäßig fütterte. Mir dagegen iſt er, obgleich ich ihm nur ſelten Etwas zu freſſen reichte, im hohen Grade zugethan, und niemals denkt er daran, nach mir zu beißen. Seinen alten Herrn liebt er noch immer, obwohl dieſer ihn ſehr ſelten beſucht. Er erkennt mich von Weitem und begrüßt mich regelmäßig durch ein äußerſt freundliches Geſicht und einladendes Schwanzwedeln, ſobald ich mich zeige. Wenn ich ihn mit der Hand ſtreichle, legt er ſich gern auf den Rücken, wie Hunde Dies thun, und ich darf dann mit ihm ſpielen, ihm die Hand zwiſchen das kräftige Gebiß ſchieben, ja ihn ſelbſt an dem Felle zauſen, ohne daß er Solches jemals übelnehmen ſollte.

Die eigentlichen Füchſe unterſcheiden ſich von den Haushunden, Wölfen und Schakalen durch den Schädelbau, den länglichrunden, etwas ſchiefſtehenden Augenſtern und den langen, buſchigen, behaarten Schwanz, noch mehr aber durch ihre geiſtigen Fähigkeiten und ihre Lebensweiſe. Jedes Mitglied der theilnahmswerthen Geſellſchaft verdient eine beſondere Beſchreibung; denn jeder Fuchs iſt ein durchaus ſelbſtſtändig handelndes Geſchöpf und hat mehr oder weniger ſeine Eigenthümlichkeiten, obgleich ſelbſtverſtändlich einer dem andern mehr oder weniger ähnelt. Mir thut es ordentlich leid, daß ich mich beſchränken muß und nur von den Ausgezeichnetſten der Ausgezeichneten reden darf.

Unter den in Europa einheimiſchen und wildlebenden Säugethieren ſteht der gemeine Fuchs (Vulpes vulgaris) unzweifelhaft obenan. Kaum ein einziges anderes Mitglied der erſten Klaſſe genießt einen ſo hohen Ruhm und erfreut ſich einer ſo großen Bekanntſchaft, wie Freund Reinecke, das Sinnbild der Liſt, Verſchlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich ſagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preiſt die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht, und einer unſerer größten Meiſter hielt ihn für würdig, ſeinen Geſang ihm zu widmen. Es iſt gar nicht anders möglich: der Gegenſtand einer ſo allgemeinen Theilnahme muß ein ausgezeichnetes Geſchöpf ſein. Und das iſt denn auch unſer Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinſicht. Wir müſſen ihm unſere Achtung zollen ſeiner geiſtigen, wie leiblichen Eigenſchaften wegen, wir müſſen ihn gewiſſermaßen liebgewinnen. Gleichwohl erfreut ſich Reinecke keineswegs unſerer Freundſchaft. Trotz der Achtung, welche ſeine Fähigkeiten uns einflößen, wird er von uns verfolgt und befehdet, wo ſich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Es ſcheint faſt, als beſtände zwiſchen dem Menſchen und Thiere ein Wettſtreit, als bemühe ſich der Menſch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geiſtigen Fähigkeiten des Erdenbeherrſchers denn doch noch die des Fuchſes überträfen — und Reinecke ſeinerſeits läßt es ſich angelegen ſein, ſeinem Verfolger immer und immer wieder zu zeigen, daß man auch trotz aller Hinderniſſe noch zu leben verſtehe.

Der Fuchs iſt ein vollendetes Thier in ſeiner Art. „Zierlicher, als ſeine Verwandten in Tracht und Haltung", ſagt Tſchudi, „feiner, vorſichtiger, berechnender, biegſamer, von großem Gedächtniß und Ortſinn, erfinderiſch, geduldig, entſchloſſen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen

und Schwimmen, ſcheint er alle Erforderniſſe des vollendeten Strauchdiebes in ſich zu vereinigen und macht, wenn man ſeinen geiſtreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuoſen in ſeiner Art.“ Reinecke iſt unbedingt der allervollendetſten Spitzbuben einer. Mit ſeinen leiblichen Begabungen ſtehen ſeine geiſtigen Fähigkeiten nicht blos im Einklange, ſondern dieſe erſetzen ihm gewiſſermaßen die Mängel ſeiner leiblichen Ausrüſtung, anderen, beſſer begabten Raubthieren gegenüber. So verſteht auch Reinecke ſein Handwerk zu treiben und wahrlich, er läßt ſich kaum von einem zweiten Geſchöpfe übertreffen. Ihm ſcheint Nichts unerreichbar, ſeiner Liſt und Tücke kein Wild zu ſchnell oder zu ſtark, ſeiner Behendigkeit Nichts zu raſch, ſeiner Leichtigkeit Nichts zu gewandt zu ſein. Die Gefahr würdigt er vollkommen, aber er fürchtet ſie nicht; denn für ihn ſind alle Netze, Fallen, Schlingen und Jagdwaffen eigentlich kaum da; für ihn findet ſich aus jeder Verlegenheit noch ein Ausweg, und nur die noch größere Menſchenliſt oder die durch Verbindung mit des Fuchſes eigenen Familiengenoſſen unberechenbar vermehrte Macht des Menſchen koſtet unſerm Strauchdieb Haut und Haar.

Der gemeine Fuchs (Vulpes vulgaris).

Reinecke lebt, hundertfach durch Wort und Bild gezeichnet, in Jedermanns Anſchauung und iſt deshalb wohl bekannt. Dennoch verdient er den weniger mit der Natur Vertrauten beſonders vorgeſtellt zu werden. Sein Kopf iſt breit, die Stirn platt, die Schnauze, welche ſich plötzlich verſchmälert, lang und dünn. Die Seher ſind ſchief und die Lauſcher, welche am Grunde ſich verbreitern und nach oben zuſpitzen, aufrecht geſtellt. Der Leib erſcheint ſeines ziemlich dichten Haarkleides wegen dick, iſt in Wahrheit aber ungemein ſchlank, jedoch äußerſt kräftig und der umfaſſendſten Bewegungen fähig. Die Läufe ſind dünn und kurz, die Standarte oder Lunte aber lang und buſchig; der Balg iſt ſehr reichlich, dicht, weich, und hinſichtlich ſeiner Färbung ein wirklich vollendeter zu nennen. Reinecke ſammt ſeiner ganzen edlen Sippſchaft trägt ein Kleid, welches ſeinem Räuberthum in der allervortrefflichſten Weiſe entſpricht. Die Färbung deſſelben paßt ebenſo zum Laubwalde, als zum Nadelholzbeſtande, er ſei hoch oder niedrig; ſie iſt für die Haide, wie für das Feld, für das Stein- oder Felſengeklüft gleich geeignet. Es iſt ein fahles, grauliches Roth, welches ſich der Bodenfärbung förmlich anſchmiegt und mit ihr wirklich auch mehr oder weniger wechſelt. Mehr als anderen Thieren ſcheint dem Fuchſe der Rock nach dem Lande angepaßt zu ſein; denn der ſüdliche Fuchs iſt

von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unwesentlich in der Färbung verschieden. Seine im Norden in der Steppe und Wüste lebenden Verwandten zeigen uns ihre Gleichfärbigkeit mit dem Boden noch deutlicher, wie wir später sehen werden. Wenn wir das Gewand unsers Raubgesellen genau prüfen, finden wir, daß die Farbenvertheilung etwa folgende ist: Auf der ganzen Oberseite ist der Pelz rost- oder gelbroth gefärbt, die Stirn, die Schultern und der Hintertheil des Rückens bis zur Schwanzwurzel sind mit Weiß überlaufen, weil die einzelnen Haare an dieser Stelle in eine weiße Spitze endigen; die Lippen, Wangen und die Kehle sind weiß und ein weißer Streifen zieht sich auch an den Beinen herab. Brust und Bauch sind aschgrau, die Weichen weißgrau, die Vorderläufe roth, die Lauscher wie die Pranken oder Zehen schwarz, die Standarte rostroth oder gelbroth, schwärzlich überlaufen und ihre Blume oder Spitze weiß. Alle diese Färbungen gehen ganz unmerklich in einander über, keine sticht grell von der andern ab: und daher kommt es eben, daß das ganze Kleid für alle Verhältnisse so außerordentlich geeignet ist. Der vorsichtig dahinschleichende Fuchs ist kaum zu bemerken, eben weil seine ganze Umgebung ihm ähnlich gefärbt ist und ihn dadurch deckt. Alle Verwandten unsers schlauen Burschen haben mehr oder weniger dieselbe Färbung, nur, daß sie nach der Oertlichkeit verschieden und den durch sie bedingten Abweichungen entsprechend ist. So ist der Balg der Wüstenfüchse sandgelb, der der Steppenfüchse fahlgelb gefärbt, und die Schnee- oder Eisfüchse tragen je nach der Breite ihrer Heimat im Winter ein bläuliches oder schneeweißes, im Sommer aber ein graubliches Gewand. Jede einzelne Fuchsart weicht hinsichtlich ihrer Färbung vielfach ab und so auch unser Reinecke.

Der schönste Rothfuchs ist der nördliche, welcher jedoch ebenfalls sehr abändert. Je weiter man nun von dem Norden nach Süden herabkommt, um so kleiner, schwächer und weniger roth zeigt sich der Fuchs. In flachen, sumpfigen Gegenden ist er am schlechtesten, finden sich aber bergige Strecken dazwischen, so zeigt er sich in diesen wieder etwas besser. In Deutschland findet man die schönsten Füchse in der nördlichen Schweiz und Tirol. Im südlichen Theile Tirols und der Schweiz ist er als Bergfuchs noch immer ziemlich groß und rauh, aber schon mehr grau, und es kommen auch einzelne sogenannte Kohlfüchse vor. In der Lombardei und dem Venetianischen zeigt der Fuchs ein ganz anderes Gepräge; er ist hier kleiner, grauer und fahlgelber, und es finden sich bereits viel Kohlfüchse. Ebenso ist er in Südfrankreich, und in Spanien ist er nun schon ganz klein und fahl geworden. Aus diesem Grunde hat man die südlichen Füchse als Art von den unsrigen und namentlich von den nordischen unterschieden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Die Unterschiede sind jedenfalls ziemlich hervorstechend, da sie sich auch auf die Größe beziehen.

Unser Fuchs ist etwa $2^1/_2$, einschließlich der Lunte aber etwas über $3^1/_2$ Fuß lang. Die Höhe am Widerrist beträgt etwas über einen Fuß. Die Füchsin ist schlanker gebaut und hat gewöhnlich eine spitzere Schnauze.

Reinecke bewohnt den größten Theil der nördlichen Hälfte unserer Halbkugel. Er geht durch ganz Europa, Nordafrika, West- und Nordasien, ja selbst nach Amerika hinüber. Man vermißt ihn nirgends ganz und trifft ihn in manchen Gegenden sehr häufig an. Seine Allseitigkeit läßt ihn aller Orten passende Wohnplätze finden, wo andere Raubthiere, aus Mangel an solchen, sich nicht aufhalten können, und seine List, Schlauheit und Gewandtheit befähigt ihn, diese Wohnsitze mit einer Hartnäckigkeit und Starrsinnigkeit zu behaupten, welche geradezu ohne Beispiel dasteht. Auf kein Thier wird so eifrig und unerbittlich Jagd gemacht, wie auf den Fuchs, und gleichwohl ist es den Menschen bisher noch durchaus nicht gelungen, ihn zu vermindern: er ist nicht auszurotten.

Die Geselligkeit scheint der Fuchs nicht besonders zu lieben, denn er lebt paarweise und am liebsten einzeln. Seine Wohnplätze werden immer mit äußerster Vorsicht gewählt. Es sind tiefe, gewöhnlich verzweigte Höhlen im Geklüft, zwischen Wurzeln oder anderen günstigen Stellen, welche am Ende in einen geräumigen Kessel münden. Wenn es nur irgend angeht, gräbt er sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder zwingt Grimbart, den mürrischen Einsiedler, seine Wohnung zu räumen, sei es, daß er ihn hinausbeißt oder durch seinen abscheulich riechenden

Unrath austreibt, indem er denselben dem reinlichen Gesellen vor die Thüre setzt. Der Hauptbau, neben welchem der Fuchs noch mehrere Nothbaue von geringererer Ausdehnung zu besitzen, bezüglich anzulegen pflegt, hat nicht selten eine Tiefe von zehn Fuß, einen Umfang bis zu funfzig Fuß und einen Kessel von drei Fuß Durchmesser. Seine Gänge oder Röhren stehen durch vielfach sich durchkreuzende Querröhren mit einander in Verbindung und münden auch an verschiedenen Orten nach außen; nur zu dem eigentlichen Kessel führt eine einzige Röhre. Bei Verfolgung flieht der Fuchs in die erste, beste Röhre, welche er kennt, jedoch niemals geraden Weges, sondern stets auf Umwegen, um seine Feinde zu täuschen. Dabei ist es ihm dann vollkommen gleichgiltig, ob er seine Wohnung oder die eines seiner Mitbrüder betritt.

Bei Platzregen, Sturm, kalter Witterung und während der Paarungszeit, auch im Sommer während der größten Hitze, oder solange die Füchsin kleine Junge hat, findet man unsern Buschklepper regelmäßig in seinem Bau; bei günstiger Witterung aber schleicht er durch sein Gebiet und ruht da aus, wo sich gerade ein passendes Plätzchen findet, gewöhnlich im Dickicht, im Rohr, im Getreide, im Riedgrase. Die egyptischen Füchse besitzen nur höchst selten wirkliche Baue, sondern leben unter dem milden Himmel des Landes jahraus, jahrein im Freien, und blos die Füchsin bereitet sich für ihre Jungen eine nicht eben große Röhre mit einem geräumigen Kessel, um ihre Lieblinge wenigstens die erste Zeit zu verbergen.

Der Fuchs scheint zu seinen Jagdzügen die Nacht dem Tage vorzuziehen; jedoch jagt er auch recht gern angesichts der Sonne, an stillen Orten lieber noch, als in der Dunkelheit. Wie der Hund, hält auch er die Wärme sehr hoch. Bei schönem Wetter legt er sich auf einen alten Baumstamm oder Stein, um sich zu sonnen, und verträumt in behaglichster Gemüthsruhe manches Stündchen. Mit Einbruch der Dämmerung oder schon gegen Abend endigt diese Beschaulichkeit, und er beginnt nun einen seiner Schleich- und Raubzüge. Aeußerst vorsichtig strolcht er langsam dahin, äugt und wittert von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deshalb immer die günstigsten Wege zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen. Er achtet auf Alles und bemerkt auch das Geringste, noch ehe andere Thiere davon eine Ahnung bekommen. Seine Sinnesfähigkeiten kommen ihm dabei vortrefflich zu statten: er vernimmt, äugt und wittert außerordentlich scharf und weiß mit überraschender Schlauheit jede gemachte Beobachtung zu benutzen. List und Verstellung sind ihm zur zweiten Natur geworden. Ein auf die Jagd gehender Fuchs sieht harmlos aus und ist doch entschieden eins der gefährlichsten Raubthiere, welche wir in bewohnten Gegenden noch besitzen. Seine Jagd gilt allem möglichen Gethier, von dem jungen oder kranken Reh an bis zu dem Käfer oder der Raupe herab, wenn auch Mäuse wohl den Hauptheil seiner Mahlzeiten bilden dürften. Der Jägerei wird er ungemein verhaßt, denn er verschont weder Jung noch Alt, verfolgt die Hasen und Kaninchen aufs eifrigste, plündert die Nester aller an der Erde brütenden Vögel aus und frißt die Eier, wie die Jungen und die Eltern. Er wagt es sogar, ein Reh- oder Hirschkälbchen zu beschleichen, wenn er glaubt, daß dieses einen Augenblick lang unbewacht ist, obgleich er weiß, daß ihn die Mutter, sobald sie ihn bemerkt, abtreibt und, wenn sie ihn erreichen kann, mit den starken Vorderläufen dergestalt durchprügelt, daß er lendenlahm davonhinkt. Er versucht es sogar, die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten und kommt nicht selten zum Ziele. Außerdem plündert er die Herden des zahmen Geflügels und schleicht zur Nachtzeit bis in die Höfe einzelnstehender Bauerngüter ein. Er schwimmt und watet durch Sumpf und Mor, um den auf dem Wasser brütenden Vögeln beizukommen: es sind Fälle bekannt, daß er brütende Schwäne erwürgt hat. Wenn er ein gutes Versteck besitzt, schleicht er dem Hausgeflügel selbst bei hellem Tage nach. In großen Gärten ist er sicherlich ein viel häufigerer Gast, als man gewöhnlich glaubt. Dort fängt er sich Heuschrecken, Maikäfer und deren Larven, Regenwürmer ꝛc., oder sucht sich süße Birnen, Pflaumen, Wein und andere Beeren zusammen. An dem Bache lungert er herum, um eine schöne Forelle oder einen dummen Krebs zu überraschen; am Meeresstrande frißt er den Fischern die Netze aus; im Walde entleert er die Schneißen der Jäger. Im Nothfalle verzehrt er Aas und, wenn er dieses nicht hat, Kerfe aller Art: Käfer, Wespen,

Bienen, Fliegen ꝛc. So kommt es, daß ſeine Tafel faſt immer wohl beſtellt iſt und er nur dann in einige Noth geräth, wenn ſehr tiefer Schnee ihm ſeine Jagd beſonders erſchwert.

Es würde ſelbſt den Raum unſers Buches überſchreiten, wollte ich alle die Liſten und Verſtellungskünſte hier anführen, deren er ſich bedient, um ſein Wild zu beſchleichen. Dagegen muß ich wohl erwähnen, daß er, falls er ſich ungeſtört glaubt, mit den gefangenen Thieren, und namentlich mit den Mäuſen, erſt lange ſpielt, bevor er ſie tödtet, und daß, wenn er Junge hat, er die Thiere dieſen wo möglich lebendig zuträgt, um die junge Räuberbrut im Fangen zu unterrichten.

Bei allen ſeinen Jagdzügen, gilt ihm die eigene Sicherheit als erſtes Geſetz; ihr ordnet er alle ſeine Lüſte und Begierden unter, und eben deshalb entgeht er ſo vielfachen Nachſtellungen. Niemals greift er eine Herde an: er weicht den Schafen faſt ebenſo ängſtlich aus, wie den Hunden; niemals raubt er in der Nähe ſeines Aufenthaltsortes oder gar in der Umgebung ſeines Baues. Verdächtige Beute unterſucht er vorher genau, und läßt ſie weit lieber im Stiche, ehe er ſich der Gefahr ausſetzt; deshalb ſchleppt er nimmermehr todte Körper weg. Aus demſelben Grunde geht er ſo ſchwer die Köder an, welche man ihm ſtellt, um ihn zu berücken. Erſt nachdem er Alles ſorgfältig geprüft hat, wendet er ſich raſcher, doch auch jetzt noch auf Umwegen, ſeinem Ziele zu.

Ganz anders benimmt er ſich, wenn er ſich vollkommen ſicher weiß. Dann verwandelt ſich ſeine Furcht in eine wirklich unverſchämte Frechheit. Er kommt bei hellem Tage in den Hof, holt ſich angeſichts der Bewohner ein Huhn, eine Gans, macht ſich mit ſeiner Beute ganz offen davon und trägt ſie ruhig ſeines Weges, ſelbſt wenn ihm die Hunde auf den Balg kommen. Nur im äußerſten Nothfalle läßt er ſo ſchwer Errungenes im Stiche, und regelmäßig kommt er dann zurück, um zu ſehen, ob er es nicht noch wegbringen könne. Dieſelbe Frechheit bemerkt man bei ihm auch unter Umſtänden, welche ihm die ſchleunigſte Flucht zur Nothwendigkeit machen. So packte ein Fuchs, welcher in einem Treiben von Hunden gejagt wurde und ſchon zweimal die Schrote um ſich herum hatte pfeifen hören, in vollſter Flucht einen kranken Haſen und trug ihn eine Strecke weit fort. Ein anderer hob ſich bei einem Keſſeltreiben aus dem von den Jägern umſtellten Felde, packte einen verwundeten Haſen, erwürgte ihn vor den Augen der Jagdgeſellſchaft, verſcharrte ihn raſch noch im Schnee und entfloh dann mitten durch die Linie der Treiber und Schützen. Ein dritter, welcher in einer Scheune gefangen war und dort mit Knitteln und Heugabeln erſchlagen werden ſollte, entwiſchte der drohenden Gefahr glücklich, rannte luſtig davon, bemerkte auf der nächſten Wieſe Gänſe, würgte ſchnell zwei von ihnen und nahm eine mit ſich hinweg, gleichſam zum Hohne Derer, welche ihm den Hals brechen wollen. Forſtrath Liebig erzählt, daß ein Fuchs in Mähren auf den Hof eines Bauern kam, um Hühner zu würgen, mit dem Stocke verjagt wurde, wiederkehrte, nochmals vertrieben wurde und zum dritten Male einrückte, dabei aber ſein Leben laſſen mußte. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich wohl noch mehrere auffinden. Solche Züge aus dem Leben des Thieres, ſolche Beweiſe von Geiſtesgegenwart können dem Unbetheiligten nur Vergnügen gewähren und eine gewiſſe Hochachtung für den ſchlauen Burſchen abnöthigen. Die Achtung verliert ſich aber bald, wenn man daran denkt, daß der vortrefflichſte aller Raubritter bei ſeinen Zügen mehr umbringt, als er wirklich auffreſſen kann, und daß er, wenn er es vermag, ein entſetzliches Blutbad unter der wehrloſen Herde anrichtet.

Der Lauf des Fuchſes iſt ſchnell, ausdauernd, behend und im höchſten Grade gewandt. Er verſteht zu ſchleichen, unhörbar auf dem Boden dahinzugleiten, aber auch zu laufen, zu rennen und außerordentlich weite Sätze zu machen. Selbſt gute Jagdhunde ſind ſelten im Stande, ihn einzuholen. Bei raſcherem Laufe trägt er die Lunte gerade nach rückwärts geſtreckt, während er ſie beim Gehen auf der Erde ſchleppt. Wenn er lauert, liegt er feſt auf dem Bauche, wenn er ruht, legt er ſich nicht ſelten, wie der Hund, zuſammengerollt auf die Seite, oder auch ſelbſt auf den Rücken; ſehr häufig ſitzt er auch ganz nach Hundeart auf dem Hintern und ſchlägt dabei die buſchige Standarte zierlich um ſeine Vorderläufe. Sein Schlaf iſt ziemlich feſt; wenigſtens iſt es möglich, ſich dem ſchlafenden Fuchs einigermaßen zu nähern. Freilich iſt er bei Treibjagden immer noch der Erſte, welcher an der Schützenreihe erſcheint und ſpähend umherſchaut, wo ein Ausweg zu gewinnen. Seine Stimme iſt ein

kurzes Gekläff, welches mit einem ſtärkern und höhern Kreiſchen endet. Man vernimmt es übrigens von erwachſenen Füchſen blos vor ſtürmiſchem Wetter, bei Gewittern, bei großer Kälte und zur Zeit der Paarung; die Jungen freilich ſchreien und kläffen, ſobald ſie hungrig ſind oder ſich langweilen. Im Zorn oder bei großer Gefahr knurrt oder heult der Fuchs; einen Schmerzenslaut vernimmt man von ihm blos dann, wenn er von einer Kugel getroffen worden iſt: bei jeder andern Verwundung ſchweigt er hartnäckig ſtill. Im Winter, namentlich bei Schnee und Froſt, ſchreit er laut und klagend, am öfterſten aber hört man ihn zur Zeit der Paarung.

Die Ranzzeit fällt auf das Ende Februars und dauert einige Wochen. Dabei werden unter den verſchiedenen Mitbewerbern lebhafte Händel ausgekämpft. Zwei Füchſe beißen ſich oft mit großer Wuth einer Füchſin wegen. In Egypten, wo ſie bei weitem nicht ſo vorſichtig ſind, als bei uns, treiben ſie die Paarung ganz offen im Felde und vergeſſen ſich in der Liebesaufregung ſo weit, daß ſie den Menſchen oft nahe herankommen laſſen. Ich ſelbſt habe einmal die Füchſin eines ſich gerade begattenden Paares mit der Kugel erlegt und Daſſelbe von einem meiner dortigen Jagdgefährten geſehen. Sechszig Tage oder auch neun Wochen nach der Begattung, nämlich Ende Aprils oder Anfangs Mai, wölft die Füchſin im hinterſten Keſſel ihres Baues drei bis ſechs, zuweilen aber acht bis neun Junge, welche zehn bis vierzehn Tage blind bleiben. Sie verläßt nun den Bau faſt gar nicht mehr, und wird anfangs durch den Fuchs mit Nahrung verſehen und auch ſpäter bei den Jagden zu Gunſten ihrer Jungen von ihm unterſtützt. Schon einen Monat nach ihrer Geburt wagen ſich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in ſtiller Stunde heraus vor den Bau, um ſich zu ſonnen und unter einander oder mit der gefälligen Alten zu ſpielen. Beide Eltern tragen ihnen Nahrung in Menge zu, von allem Anfange an auch lebendiges Wildpret: Mäuſe, Vögelchen, Fröſche und Käfer; die Mutter lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge, dieſe Thiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren. Sie iſt jetzt vorſichtiger, als je, ſieht in dem unſchuldigſten Dinge ſchon Gefahr für ihr Gewölfe und führt es bei dem geringſten Geräuſche in den Bau zurück. Daher kommt es, daß es nur höchſt ſelten dem Beobachter gelingt, die ſpielende Familie zu bemerken. Wenn die Kleinen eine gewiſſe Größe erlangt haben, liegen ſie bei gutem Wetter gern morgens und abends vor dem Baue und erwarten die Heimkunft der Alten: währt ihnen dieſe zu lange, ſo bellen ſie und verrathen ſich hierdurch zuweilen ſelbſt. Sobald die Alte irgend eine Nachſtellung merkt, trägt ſie die Jungen im Maule nach einem andern Baue, oft ziemlich weit weg. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte oder macht ſich wohl auch allein auf die Jagd, ſucht in der Dämmerung ein junges Häschen, Mäuschen, Vögelchen und andere Thierchen zu überraſchen, und wäre es auch nur ein Käfer. „Sie haben," ſagt Tſchudi, „ſchon ganz die Art der Alten. Die längliche, ſpitze Schnauze ſucht emſig am Boden die Fährte, die feinen Oehrchen ſtehen gerade aufgerichtet, die kleinen, graugrünen, ſchief blitzenden Aeuglein viſiren ſcharf das Revier, die reichwollige Standarte folgt leiſe dem leiſen Auftritte der Sohlen. Bald ſteht der junge Jäger mit den Vorderfüßen auf einem Steine und ſpürt umher, bald duckt er ſich in den Buſch, um die Ankunft der Neſtvögel zu erwarten, bald ſteht er heuchleriſch harmlos am Bergſtalle, um den nächtlicher Weile das muntere Volk der Mäuſe das Heugefäme durchſucht." Schon Ende Juli verlaſſen die jungen Füchslein den Bau gänzlich, und beziehen mit ihrer Mutter die Getreidefelder, welche ihnen reichen Fang verſprechen und vollkommene Sicherheit gewähren. Nach der Ernte ſuchen ſie dichte Gebüſche, Haiden und Röhricht auf, bilden ſich inzwiſchen zu vollkommen gerechten Jägern und ſchlauen Strauchdieben aus, und trennen ſich endlich im Spätherbſt gänzlich von der Mutter, um auf eigene Fauſt ihr Heil zu verſuchen.

Lenz theilt Beobachtungen mit, welche die Mutterliebe der alten Füchſin auf das glänzendſte beweiſen. „Am 19. April 1830 grub der Jäger des Herrn von Mergenbaum zu Nilsheim, in Geſellſchaft des Hauptmanns Deßloch, Hofgärtners Reſſerl und mehrerer Andrer, einen Bau mit jungen Füchſen aus. Nachdem ein ſcharfer Dachshund eine kurze Zeit den Füchſen vorgelegen hatte und die Röhren mit Schützen beſetzt waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Füchſe verrathen, ſtark auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Füchſin zu dem ſchnellen Entſchluß brachte,

die Flucht zu ergreifen. Sie vergaß aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eins derselben ins Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Baue und ließ auch jetzt das Kleine nicht fallen, obgleich mehrere Flinten ganz aus der Nähe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden." — „In der Nähe eines Gutes," erzählt Eckström, ein schwedischer Naturforscher, „hatte ein Fuchspaar seinen Bau und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erwischte sie aber nicht. Da wurden Tagelöhner aufgeboten, den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet, und das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies wurde am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde sogleich ein Mensch hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge mußte sie gestehen, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. In Folge angestellter Untersuchung fand sich, daß der alte Fuchs während der Nacht vierzehn Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Wohn- und Viehhofe herumlagen; eins hatte er, wie schon gesagt, vor sein angefesseltes Junge gelegt."

Sehr jung eingefangene Füchse lassen sich leicht aufziehen, weil sie sich ohne Mühe an Hundekost gewöhnen. Sie werden, wenn man sich viel mit ihnen abgiebt, bald und sehr zahm und erfreuen uns durch ihre Munterkeit und Beweglichkeit. Während meines Aufenthalts in Egypten besaß ich eine Zeit lang einen, welcher mir innerhalb meiner Wohnung wie ein Hund auf dem Fuße nachlief und mich sehr liebte. Gleichwohl schien er es nicht gern zu haben, wenn ich ihn auf den Arm nahm und ihm wie den Hunden schmeichelte. Er that zwar so, als ob er vor Zärtlichkeit und Glück ganz außer sich sei, leckte mich und fächelte wie ein Hund bei großer Hitze: es war aber Alles blos Heuchelei; denn er bezweckte durch seine Schmeicheleien nichts Anderes, als so schnell wie möglich wieder wegzukommen. Dann ließ er sich auch so leicht nicht wieder fangen, obwohl er immer jene heuchlerische Miene annahm, wenn ich mich ihm näherte. Auf den Hühnerhöfen meiner Nachbarn wußte er in der allerkürzesten Zeit sehr genau Bescheid und verfehlte auch nicht, so oft er konnte, sich von dort ein Hühnchen zu holen. Bei dem geringen Preise, welchen die Hühner in Egypten haben, war die Bezahlung der durch ihn umgebrachten Hühner eben keine große Ausgabe für mich, und ich leistete sie schon aus dem Grunde sehr gern, um meinem Fuchs auch sein Vergnügen zu lassen und die Leute nicht gar zu sehr gegen ihn aufzubringen. Leider schien er die Zuneigung, welche er früher trotz seiner Diebereien genossen hatte, endlich doch verscherzt zu haben: man brachte ihn eines Tages als Leiche.

„Von mehreren Füchsen, welche ich aufgefüttert habe," erzählt Lenz, „war der letzte, ein Weibchen, der zahmste, weil ich ihn am kleinsten bekam. Er fing eben an, selbst zu fressen, war aber doch schon so boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsspeise vor sich hatte, dabei immer knurrte und, wenn ihn auch Niemand störte, doch rings um sich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald so zahm, daß er sichs gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und statt dessen den Finger hineinlegte. Ueberhaupt spielte er, selbst als er erwachsen war, außerordentlich gern mit mir, war außer sich vor Freude, wenn ich ihn besuchte, wedelte wie ein Hund und sprang winselnd um mich herum. Ebenso freundlich war er gegen jeden Fremden; ja, er unterschied Fremde schon auf funfzig Schritt weit, wenn sie um die Hausecke kamen, sogleich von mir und lud sie mit lautem Gewinsel ein, zu ihm zu kommen, eine Ehre, welche er mir und meinem Bruder, die wir ihn für gewöhnlich fütterten, in der Regel nicht erwies, wahrscheinlich, weil er wußte, daß wir doch kämen. Kam ein Hund, so sprang er, jener mochte groß oder klein sein, ihm mit feuersprühenden Augen und grinsenden Zähnen entgegen. Er war am Tage ebenso munter, wie bei Nacht. Sein Liebstes war, wenn er an mit Fett geschmierten Schuhen nagen oder sich darauf wälzen konnte. Anfangs befand er sich frei in einem eigens für ihn gebauten Stalle. Gab ich ihm da z. B. einen recht großen, beißigen Hamster, so kam er gleich mit funkelnden Augen

leise geschlichen und legte sich lauernd nieder. Der Hamster faucht, fletscht die Zähne und fährt grimmig auf ihn los. Er weicht aus, springt mit den geschmeidigsten Wendungen rings um den Hamster herum oder hoch über ihn weg und zwickt ihn bald mit den Pfoten, bald mit den Zähnen. Der Hamster muß sich unaufhörlich nach ihm wenden und drehen und wirft sich endlich, wie er Das satt kriegt, auf den Rücken und sucht mit Krallen und Zähnen zugleich zu fechten. Nun weiß aber der Fuchs, daß sich der Hamster auf dem Rücken nicht drehen kann; er geht daher in engem Kreise um ihn herum, zwingt ihn dadurch aufzustehen, packt ihn, während er sich wendet, beim Kragen und beißt ihn todt. Hat sich ein Hamster in einer Ecke festgesetzt, so ist es dem Fuchs unmöglich, ihm beizukommen; er weiß ihn aber doch zu kriegen, denn er neckt ihn so lange, bis er vor Bosheit einen Sprung thut, und packt ihn im Augenblick, wo er vom Sprunge niederfällt. — Einst, da er kaum die Hälfte seiner Größe erreicht hatte und noch nie ins Freie gekommen war, benutzte ich die Gelegenheit, wo bei einem Feste wohl achtzig Menschen versammelt waren, und setzte ihn zur Schau auf den drei Fuß breiten Rand eines runden, kleinen Teiches. Die ganze Gesellschaft versammelte sich sogleich rings um das den Teich umgebende Geländer, und der Fuchs schlich nun, betroffen über den unbekannten Platz und den Anblick der vielen Menschen, behutsam um den Teich herum, und während er die Ohren bald anlegte, bald aufrichtete, bemerkte man in seinem kummervollen Blicke deutlich die Spuren ernsten Nachdenkens über seine gefährliche Lage. Er suchte, wo gerade Niemand stand, Auswege durch das Geländer, fand aber keinen. Dann fiel es ihm ein, daß er gewiß in der Mitte am sichersten sein würde, und weil er nicht wußte, daß man im Wasser sinkt, so that er vom Ufer, das etwa einen Fuß hoch war, einen großen Satz nach der Mitte zu, erschrak aber nicht wenig, wie er plötzlich untersank, suchte sich indeß doch gleich durch Schwimmen solange zu halten, bis ich ihn hervorzog, worauf er sich den Pelz tüchtig ausschüttelte. — Einstmals fand er Gelegenheit, bei Nacht und Nebel seinen Stall zu verlassen, ging in den Wald spazieren, gelangte am folgenden Tage nach Reinhardsbrunn, ließ sich aber dort ganz gemüthlich von Leuten anlocken, aufnehmen und zu mir zurückbringen. — Das zweite Mal, wo er ohne Erlaubniß spazieren gegangen, traf er mich zufällig im Walde wieder und sprang voller Seligkeit an mir empor, so daß ich ihn aufnehmen konnte. — Das dritte Mal suchte ich ihn in Begleitung von sechzehn Knaben in den Ibenhainer Berggärten. Als wir in Masse kamen, hatte er keine Lust, sich einfangen zu lassen, saß mit bedenklicher Miene an einem Zaun und sah uns mit Mißtrauen an. Ich ging ihm von unten her langsam entgegen, redete ihm freundlich zu; er ging ebenso langsam rückwärts bis zur obern Ecke des Zauns, wo ich ihn zu erwischen hoffte. Dort hielt ich ihm die Hand entgegen, bückte mich, ihn aufzunehmen, aber wupp! da sprang er mit einem Satze über meinen Kopf hin, riß aus, blieb aber auf etwa funfzig Schritt stehen und sah mich an. Jetzt schickte ich alle die Knaben in weitere Ferne, parlamentirte und hatte ihn bald auf dem Arme. — Als ich ihm zum erstenmal ein Halsband umthat, machte er vor Aerger drei Ellen hohe Sprünge, und als ich ihn nun gar anlegte, wimmerte, wand und krümmte er sich ganz verzweiflungsvoll, als wenn er das schrecklichste Bauchweh hätte, und wollte Tage lang weder essen noch trinken. — Als ich einmal einen recht großen Kater in seinen Stall warf, war er wie rasend, fauchte, grunzte, sträubte alle Haare, machte ungeheure Sprünge und zeigte sich feig. Gegen mich aber bewies er sich desto tapferer; denn als ich einmal seine Geduld erschöpft hatte, gab er mir einen Biß in die Hand, ich ihm eine Ohrfeige, er mir wieder einen Biß und ich ihm wieder eine Ohrfeige; beim dritten Bisse packte ich ihn am Halsband und hieb ihn jämmerlich mit einem Stöckchen durch; er wurde aber desto rasender, war ganz außer sich vor Wuth und wollte immer auf mich losbeißen. Das ist das einzige Mal gewesen, wo er mich oder sonst Jemand absichtlich gebissen hat, obgleich Jahre lang täglich mit ihm Leute spielten und manche ihn neckten." —

Reinecke steckt jahraus, jahrein im Waldbann und ist vogelfrei; für ihn giebt es keine Zeit der Hegung, keine Schonung. Man schießt, fängt, vergiftet ihn, gräbt ihn aus seinem sichern Bau und schlägt ihn mit dem gemeinen Knüppel nieder, hetzt ihn zu Tode, holt ihn mit Schraubenziehern aus der Erde heraus, kurz, sucht ihn zu vernichten, wo immer nur möglich und zu jeder Zeit. Wäre

er nicht so gescheit und schlau: der Mensch hätte ihn längst vollkommen ausgerottet. Er aber setzt List gegen List und seine Klugheit gegen den Menschenverstand ein und lebt so, trotz aller Befehdung, ungeachtet seiner Vogelfreiheit, sein gemüthliches Waldleben fort. Wollte ich hier alle Arten des Fuchsfanges ausführlich beschreiben, ich müßte noch mehrere Seiten füllen. Es giebt kaum eine Fangart, welche man nicht schon versucht, und keine Waffe, welche man nicht gegen den Fuchs gebraucht hätte. Wenn man sehr vorsichtig ist, schießt man ihn auf dem Anstande, indem man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus herbeilockt, oder auf Treibjagden und erlegt ihn bei hellem Mondschein von der Schießhütte aus — einem in die Erde gegrabenen, von dichtem Gebüsch verdeckten und oben mit Erde und Moos bedachten Gemache, vor dem ein freier, womöglich von Gebüsch umgebener Platz sich befindet, auf welchem der Fuchs geludert d. h. durch Aas geködert wird. — Lebendig fängt man ihn in Fallen aller Art, am häufigsten aber noch im Schwanenhalse und Tellereisen oder auch in dem sogenannten Kunstbau. Dieser wird in der Nähe des eigentlichen Fuchsbaues angelegt und besteht nur aus einer Röhre, welche in einem Bogen hufeisenförmig umläuft und für beide Enden nur einen einzigen Eingang hat. Der hinterste Theil dieser Röhre wird etwas erweitert und höher angelegt, als der Eingang, damit sich kein Wasser dort ansammle. Die Röhre selbst ist mit Steinplatten allseitig ausgekleidet und liegt etwa zwei Fuß in der Erde. Ueber dem Kessel liegt eine größere Platte dicht unter dem Boden, welche man mit leichter Mühe abheben kann. Wenn nun der Fuchs nachts auf seine Jagd ausgegangen ist, schleicht man leise zu seinem Bau und verstopft hier alle Röhren. Der Heimkehrende versucht vergeblich, in das Innere seiner Wohnung einzudringen und flüchtet sich, weil ihm der Tag über den Hals kommt, in den nebenanstehenden Kunstbau, aus welchem er dann mit geringer Mühe ausgehoben wird. Der Fang mit dem Schwanenhalse erfordert einen echten Jäger, welcher mit der Lebensweise und den Sitten des Thieres genauer vertraut ist. Er glückt nur vom Anfang Novembers bis Ende Januars, wo die Nahrung knapp ist; denn wenn der Fuchs viel zu fressen hat, fällt es ihm gar nicht ein, den Köder anzugehen. Schon mehrere Tage, bevor man das Eisen stellt, muß man Lockspeise oder, wie die Jäger sagen, Vorwurf auf den Platz legen und somit den Fuchs an diesen gewöhnen. Erst wenn er mehrere Nächte die Speise aufgenommen hat, wird das gereinigte und mit etwas Witterung bestrichene Eisen fangbar gestellt, mit frischer Füllung und frischem Vorwurfe versehen und sorgfältig den Blicken verborgen. Die größte Vorsicht ist hierbei erforderlich; man darf niemals sichtbare Spuren seiner Anwesenheit zurücklassen; kein Fuchseisen darf fest angekettet werden, sonst beißt sich der Fuchs, der sich nur mit dem Laufe gefangen hat, denselben ab und entflieht ꝛc.

Bei allen Fuchsjagden hat man Gelegenheit, die Schlauheit, den Muth und die Selbstbeherrschung des Thieres zu beobachten. „Unglaublich ists," sagt Dietrich aus dem Winckell, „wie vorsichtig der Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Es fing eben an zu dämmern, als Reinecke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit der Standarte. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er Etwas nahm, desto öfter kreisete er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreist hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er wie vorher unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblicke war er mit der Halskrause geziert."

Der Fuchs zeigt einen unglaublichen Muth und große, bewunderungswürdige Selbstbeherrschung bei Gefahr und im Elend. Winckell hatte einst einem Fuchs den Vorderlauf dicht unterm Blatt mit der Büchse entzweigeschossen. Beim Ausreißen schlug ihm dieser immer um den Kopf; darüber

ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf schnell ab und war nun ebenso flüchtig, als fehlte ihm Nichts. Ueberhaupt besitzt der Fuchs eine überraschende Lebenszähigkeit. Es sind mehrere Beispiele bekannt, wo für todt gehaltene Füchse plötzlich wieder auf- und davonsprangen. Ganz scheintodte bissen die Leute, welche sie längere Zeit schon getragen hatten, plötzlich fürchterlich; Wildungen sah sogar, daß ein Fuchs, dem man den Balg schon bis zu den Ohren abgestreift hatte, den Abstreifer noch tüchtig in die Finger biß. Auf drei Beinen laufen verwundete Füchse noch ebenso schnell, als auf vieren, ja sie sind selbst dann noch weggelaufen, wenn man sie angeschossen und ihre Hinterläufe eingehesset d. h. durch einander gesteckt hatte, wie man es bei den erlegten Hasen zu thun pflegt.

Nur wenn der Fuchs sehr hungrig ist, läßt er sich baizen oder ködern, und auch dann erscheint er selten vor zehn Uhr des Nachts auf dem Luderplatze. Der Hunger läßt ihn zuletzt seine Klugheit gänzlich aus den Augen setzen: er macht schließlich einen wahren Wolf aus ihm. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fall, daß von hungrigen Füchsen schwer Verwundete ihrer eigenen Art zerrissen und aufgefressen worden sind. Ein Bekannter Winckells traf einen Fuchs darüber an, einen andern, welcher sich über Nacht im Schwanenhalse gefangen hatte, zu verzehren, und zwar that er das mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des gefangenen Fuchses bezahlt machen konnte. Die jungen Füchse fressen zuweilen ihre Brüder, ja selbst ihre Mutter auf. Förster Müller sah mit an, wie sechs junge Füchse miteinander spielten, dann zankten und dabei den einen blutig bissen. Der Verwundete suchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderisch angefallen, umgebracht und aufgefressen. Aehnlich erging es einem jungen Fuchse, welcher angeschossen worden war, sich aber noch bis zu seinem Baue fortschleppte. Als man letztern kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn seine Brüder bereits verzehrt. Wildmeister Euler schoß eine säugende Füchsin und legte sie neben dem Bau in ein Loch, fand aber am andern Morgen nur noch den Balg und die Knochen: das Uebrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. Gefangene Füchsinnen haben sogar ihre Kinder aufgefressen.

Außer dem Menschen hat der Fuchs übrigens immer noch eine Anzahl von Feinden. Wenn ihn der Wolf fangen kann, frißt er ihn ohne Umstände auf, und die Hunde haben so großen Groll auf ihn, daß sie ihn wenigstens zerreißen. Merkwürdig ist es aber, daß trächtige oder säugende Füchsinnen häufig von den männlichen Hunden geschont und gar nicht verfolgt werden. Die übrigen Säugethiere können Reinecke Nichts anhaben: unter den Vögeln hat er aber mehrere sehr gefährliche Feinde. Der Habicht nimmt junge Füchse ohne Zögern weg, der Jagdedelfalke (?) des Nordens halberwachsene und der Steinadler sogar erwachsene, obgleich ihm Dies zuweilen sehr schlecht bekommt. Tschudi berichtet einen solchen Fall. „Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte geführt. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grat. Der Beobachter stieg zu diesem heran — da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei: — auf der andern Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Dem Fuchs war es gelungen, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen. Wohlgemuth hinkte er nun von dannen, mochte aber wohl sein Leben lang die sausende Luftfahrt nicht vergessen. In den übrigen Thierklassen hat der Fuchs keine Feinde, welche ihm gefährlich werden könnten, wohl aber solche, welche ihn belästigen, so namentlich viel Flöhe. Daß er diese durch ein sorgfältig genommenes Bad in ein im Maule getragenes Bündel Mos treibe und dann durch Wegwerfen dieses Bündels sich jene unangenehmen Gäste vom Halse schaffe, ist eine Fabel.

Es ist erwiesen, daß der Fuchs fast alle Krankheiten des Hundes theilt und auch von der fürchterlichen Tollwuth befallen wird. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß er, von dieser entsetzlichen Seuche getrieben, bei hellem Tage in das Innere der Dörfer kam und hier Alles biß, was ihm in den Weg lief. Glücklicher Weise sind solche Fälle selten, wie denn überhaupt wohl auch die wenigsten Füchse ihr Leben durch Krankheiten enden dürften. Ebenso selten mögen sie aber wohl

das höchste Ziel ihres Alters, zwölf bis funfzehn Jahre, erreichen; denn der Mensch ist ihnen doch gar zu auffässig.

In früheren Zeiten vergnügten sich die hohen Herrschaften noch ganz besonders mit dem Prellen der gefangenen Füchse. Man brachte die Thiere in einen rings umschlossenen Hof und trieb sie über schmale und lange Netze hinweg, welche an dem einen Ende von einem Herrn, an dem andern von einer Dame gehalten wurden. Die Mitte des Netzes lag am Boden auf, und über sie mußten die Füchse weglaufen. Sobald sich nun einer gerade auf dem Netze befand, wurde dieses schnell straff gezogen, das Thier flog in die Höhe und fiel derb auf den Boden nieder, oder unter Umständen auch auf einen Herrn, auf eine Dame, auf andere Netze ꝛc., bis es endlich doch sich auf einem harten Gegenstande zerschmetterte. Wenn im Freien geprellt wurde, umhegte man den Platz mit hohen Tüchern und bildete innerhalb derselben mehrere Gassen, durch welche die Füchse getrieben wurden, um auf die Netze zu kommen. „Die gnädigsten Herrschaften sehen," wie Flemming erzählt, „dem Prellen mit Vergnügen zu und delectiren sich an den vielfältigen Luftsprüngen und Caprielen der Füchse und Hasen, und dem Umfallen und Stolpern der Cavalliers und Dames, welche sämmtlich in grüner, mit Gold und Silber verchamarirter Kleidung erschienen sind. Sie schicken mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherley wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden junge Sauen herausgelassen, und die machen denn bey den Dames unter den Reifröcken einen solchen Rumor, daß nicht zu beschreiben...."

Es ist immer anziehend, die Lebensweise ähnlicher Thiere vergleichend zu betrachten: deshalb glaube ich, der langen Beschreibung des Lebens unsers Fuchses noch die Lebensschilderung anderer, engerer oder weiterer Verwandten hinzufügen zu dürfen, gleichsam zur Ergänzung des Fuchsbildes überhaupt. Ein solcher Verwandter Reinekes ist der Aguarachay der Guaraner oder der brasilianische Fuchs (Vulpes Azarae). Das Thier ähnelt im Ganzen seinem nordamerikanischen Vertreter und auch unserm gemeinen Fuchs, ist aber kleiner, als Beide, dabei verhältnißmäßig kräftiger gebaut und besitzt einen runden Augenstern. Seine Länge beträgt 2 bis 2½ Fuß, die der Lunte 14 Zoll. Die Färbung wechselt. Gewöhnlich sind Nacken und Rücken schwarz, Scheitel und Kopfseiten grau, die Seiten dunkelgrau, weil aus schwarzen und weißen Haaren gemischt, Brust und Bauch schmutzigisabellgelb, die Läufe vorn braun, hinten schwarz, die Pfoten braun. Eine weiße Bläße im Gesicht, ein hellgelber Augenring, ein ockergelber Ohrfleck und die gleichgefärbte Gurgel stechen von jener Färbung ab. Die langen Borsten im Gesicht, eine Augenbinde und alle nackten Theile sind schwarz. Der Pelz besteht aus weichem Wollhaar und etwas gekräuselten, ziemlich rauhen Grannen, welche verschieden geringelt sind und an den verschiedenen Körpertheilen die betreffende Färbung durch ihre helleren oder dunkleren Spitzen hervorbringen. Manchfaltige Abänderungen in der Färbung und Zeichnung erschweren es, diese Art immer zu erkennen; auch sind die Forscher noch verschiedner Ansicht: die Einen vereinigen, die Anderen trennen die Abweichungen.

Das Vaterland des Aguarachay (sprich Agaratschai) ist ganz Südamerika, vom stillen bis zum atlantischen Weltmeer, vom Gleicher bis zur Südspitze Patagoniens. Er findet sich in der Höhe, wie in der Tiefe, scheint aber gemäßigte Landstriche den heißen Gegenden vorzuziehen. In den Andes steigt er bis zu 16,000 Fuß über die Meeresfläche empor. In Paraguay bewohnt er das offene Gestrüpp und meidet ebensowohl die großen Waldungen, wie die offenen Stellen, obgleich er beide auf seinen Jagdzügen besucht. Er ist überall häufig, hält sich in einem bestimmten Gebiete auf, im Sommer und Herbst allein, im Winter und Frühling paarweise, verschläft den Tag und zieht abends aus, um Agutis, Pakas, Kaninchen, junge Rehkälber, wildes und zahmes Geflügel zu berücken, soll auch dem Jaguar als Bettler und Schmarotzer folgen, verschmäht selbst Frösche und Eidechsen nicht, fängt Krebse und Krabben und wird seiner Häufigkeit, Raubgier und Dieberei wegen zur Landplage.

Wir verdanken Azara, Rengger und Tschudi treffliche Lebensbeschreibungen des Thieres: die beste hat Rengger gegeben:

„Ich habe gemeinen auf meinen Reisen, wenn ich vor Anker im Hafen gelegen, auf Nagendlich vielen Stücken im Meerschaum beobachtet. Wenn ich bei einer Fahrt gelegen, wo Delphine oder Tümmler gefangen wurden, so sah ich sie sich mit der größten Heftigkeit schütteln, immer unter dem Wasser, damit er Meerfisch auch Fische fingen von welchen weiteren Thieren. Wie schien, ganz unverschiedenen Trieb schlug es hängt den Umgebungen eher durch das Ohr, machte oft große Sprünge, bis er in die Höhe der Netze kam, sprang dann plötzlich auf eine bestimmte Art, ergriff sie mit den Zähnen beim Kopfe, so daß sie dann einen Gut von sich gaben konnte und entfernte sich schnell mit seinem Raube, ihn doch einige Zeit an, um ihn Tauch nicht gehindert zu werden. Erst in einiger Entfernung, wenn er sich genügend glaubte, verspeiste er die Beute, wie man an den zurückgebliebenen Federn und Knochen noch

Der Lyncurchen eine muthmaßliche Zahl (Lepus Lucas).

nehmen konnte. Wurde er durch Geschrei und Geräusch, so sog er sich begleich in das tiefste Gebirge zurück, kam aber später von einer andern Seite wieder und versuchte von neuem. Manchmal erhielten er nur sein Ziel und in der Nähe einer Küste, bis er den glücklichen Augenblick wahrgenommen hatte. Gelang ihm ihre Jagd nicht in einer Nacht, so machte er die folgende neue Versuche. Ich hatte einen Fischer, welcher nur eine Gute gerudert hatte, weiteren Nächte waren einander aufsaßen seien. Er pflegt sich aber nicht, erhielten mir seine Morgen die beiden Fischen in der Nähe beachten. Die erste Nacht hingegen, wo er Nachmittag einer Gut besonders, behielt er zwei Fischarten."

„Die Mühe und oft erfolgen Art der Lyncurchen in der Beobachtung der Beute zwingen beobachtet, weil er hier wenigere Beute zu beobachten hat und die Reisen Klugheiten, welche er nicht verursachtest Vorsichter kann, hab einbeck. Bei der Verfolgung hält er, wie der Jagdhunde, die Nase

nahe am Boden, ſpürt auf der Fährte hin und windet dann mit emporgehaltener Naſe von Zeit zu Zeit. Sind die Zuckerrohre ihrer Reife nahe, ſo beſucht er die Pflanzung, und zwar nicht allein der vielen dort lebenden Mäuſe, ſondern auch des Zuckerrohrs ſelbſt wegen. Er frißt nur einen kleinen Theil der Pflanzen, denjenigen nämlich, der ſich gleich über der Wurzel findet und den meiſten Zucker enthält, beißt aber jedesmal zehn und mehr Pflanzen an oder ab und richtet bedeutenden Schaden an."

In weniger bewohnten Gegenden wird der Aguarachay oder die Zorra der ſpaniſchen Südamerikaner, oft außerordentlich frech. Göring erzählte mir, daß er unſern Fuchs auch bei Tage ganz in der Nähe der Gehöfte geſehen habe. Das Thier beſitzt ein ganz vortreffliches Gedächtniß und merkt es ſich genau, wo es einmal Beute gemacht hat. Auf dem Hühnerhofe, welchem er einen Beſuch abſtattete, mag man die Hühner gut hüten: ſonſt kommt die Zorra ſicherlich ſo lange wieder, als noch ein Huhn zu finden iſt.

Wo er ſich ungeſtört weiß, treibt er ſich überhaupt ebenſoviel bei Tage, als bei Nacht umher. In den Sümpfen weiß er mit großer Geſchicklichkeit Wege zu finden. Dort ſtellt er eifrig dem Waſſer- und Sumpfgeflügel nach, namentlich den Enten, Rallen, Waſſerhühnchen und Wehrvögeln (Palamedea) nach und weiß immer eins oder das andere der tölpiſchen Jungen, ja ſelbſt die Alten zu berücken. Die Gauchos, welche ihn vortrefflich kennen, erzählten Göring, daß er ſich gerade dann nach den Sümpfen verfüge, wenn Jäger dort wären: die Leute glauben, er wäre ſo klug, um zu wiſſen, daß die Jäger doch einen oder den andern Vogel für ihn erlegen würden.

Einzelnen Reitern gegenüber zeigt er ſich oft ſehr neugierig: er kommt, wenn er den Tritt eines Pferdes vernimmt aus dem Gebüſch hervor, ſtellt ſich offen mitten auf die Straße und ſchaut Reiter und Pferd unverwandt an, läßt auch Beide manchmal bis auf funfzig Schritte und noch näher an ſich herankommen, bevor er ſich zurückzieht. Ein ſolcher Rückzug geſchieht keineswegs mit großer Eile, ſondern langſam, Schritt für Schritt. Der Fuchs trollt in aller Gemüthlichkeit davon und ſchaut ſich noch viele Male nach der ihn feſſelnden Erſcheinung um, faſt als wolle er Roß und Reiter verhöhnen. Merkt er dagegen, daß man Miene macht, ihn zu verfolgen, ſo ſucht er ſo eilig als möglich ſein Heil in der Flucht und iſt dann in kürzeſter Friſt im dichten Geſtrüpp verſchwunden.

„Im Winter, zur Zeit der Begattung," fährt Rengger fort, „ſuchen ſich beide Geſchlechter auf, und laſſen dann häufig abends und bei Nacht den Laut A-gua-a vernehmen, welchen man ſonſt nur hört, wenn eine Wetterveränderung bevorſteht. Männchen und Weibchen bauen ſich nun ein gemeinſchaftliches Lager im Gebüſch, unter loſen Baumwurzeln, in den verlaſſenen Höhlen des Tatu u. ſ. w. Einen eignen Bau graben ſie nicht. Im Frühjahr, d. h. im Weinmonat, wirft das Weibchen hier drei bis fünf Junge, welche ſie in den erſten Wochen nur ſelten verläßt. Das Männchen trägt ihnen Raub zu. Sobald die Jungen freſſen können, gehen beide Alten auf die Jagd aus und verſorgen ihre Brut gemeinſchaftlich. Gegen Ende des Chriſtmonds trifft man ſchon junge Aguarachays an, welche der Mutter auf ihren Streifereien folgen. Um dieſe Zeit trennt ſich der Fuchs von der Familie, und ſpäter verläßt auch das Weibchen die Jungen."

„Der Aguarachay wird in Paraguay ſehr häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Geſchieht das Letztere mit Sorgfalt, ſo kann er zum Hausthier gemacht werden. Ich ſah ihrer zwei, welche faſt ſo zahm waren, wie Haushunde, obgleich nicht ſo folgſam. Beide waren ganz jung einer ſäugenden Hündin angelegt und mit deren Gewölfe aufgezogen worden. Ihren Herrn lernten ſie bald kennen, kamen auf ſeinen Ruf zu ihm, ſuchten ihn zuweilen von ſelbſt auf, ſpielten mit ihm und beleckten ſeine Hände. Gegen unbekannte Perſonen waren ſie gleichgiltig. Mit ihren Stiefgeſchwiſtern hatten ſie ſich gut vertragen; beim Anblick fremder Hunde ſträubten ſie ihr Haar und fingen an zu bellen. Sie liefen frei umher, ohne daß ſie zu entfliehen ſuchten, obgleich ſie oft ganze Nächte hindurch vom Hauſe abweſend waren. Durch Schläge konnten ſie von einer Handlung abgehalten, aber weder durch Güte noch durch Gewalt zu Etwas gezwungen werden. Die Gefangenſchaft hatte ihre angeſtammte Lebensweiſe nur wenig verändert. Sie ſchliefen den größten Theil des Tages hindurch, wachten gegen Abend auf, liefen dann einige Zeit im Hauſe herum und ſuchten ſich ihre Nahrung auf oder ſpielten

mit ihrem Herrn. Mit einbrechender Nacht verließen sie das Haus und jagten, wie die wilden, in Wald und Feld oder stahlen von den benachbarten Hütten Hühner und Enten weg; gegen Morgen kehrten sie nach Hause zurück. Allein auch da war das zahme Geflügel nichts weniger als sicher vor ihnen, falls sie dasselbe unbemerkt rauben konnten; sowie sie sich aber beobachtet glaubten, warfen sie keinen Blick auf die Hühner."

„Da beide Thiere ihren Stiefgeschwistern sehr zugethan waren, begleiteten sie dieselben gewöhnlich, wenn ihr Herr mit ihnen auf die Jagd ritt, und halfen das Wild aufsuchen und verfolgen. Ich selbst habe mit diesen Füchsen mehreremal gejagt und war erstaunt über ihren äußerst feinen Geruch, indem sie im Aufsuchen und Verfolgen einer Fährte die besten Hunde übertrafen. War ein Wild aufgestochen, so verloren sie nie die Spur, dieselbe mochte auch noch so oft durch andere gekreuzt sein. Am liebsten jagten sie Rebhühner, Agutis, Tatus und junge Feldhirsche, alles Thiere, welchen sie auf ihren nächtlichen Streifereien nachzustellen gewöhnt waren. Auch große Hirsche, Pekaris und selbst den Jaguar halfen sie jagen. Währte aber die Jagd mehrere Stunden fort, so ermüdeten sie viel früher, als die Hunde, und kehrten dann nach Hause zurück, ohne auf das Zurufen ihres Herrn zu achten."

„Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich eine sonderbare Gewohnheit des Aguarachay, von welcher mir schon Jäger gesprochen hatten. Wenn er nämlich ein Stück Leder oder einen Lappen Tuch oder sonst einen ihm unbekannten Gegenstand auf seinem Wege antrifft, ergreift er denselben mit den Zähnen, trägt ihn eine Strecke weit und versteckt ihn dann in einem Gebüsch oder im hohen Grase, worauf er seinen Lauf fortsetzt, ohne später zu der Stelle zurückzukehren. Dieser Sitte wegen müssen die Reisenden, welche die Nächte unter freiem Himmel zubringen, ihre Zäume, Sättel und Gurte gut verwahren, sonst werden sie ihnen leicht von dem Aguarachay weggetragen, nicht aber, wie Azara behauptet, gefressen. Mir wurde auf meiner Reise ein Zaum, einem meiner Reisegefährten ein Schnupftuch entwendet: Beides fanden wir am andern Morgen in einiger Entfernung von unserm Lager unversehrt im dichten Gestrüpp wieder." (Tschudi fand in einer Höhle des Thieres ein Stück Steigbügel, einen Sporen und ein Messer, welche ebenfalls von dem Aguarachay herbeigeschleppt worden waren).

Der Balg des Aguarachay wird nur selten, das Fleisch aber, seines widrigen Geruches und Geschmackes wegen, niemals von den Eingebornen Paraguays benutzt. Dennoch wird ihm des Schadens wegen, den er anrichtet, häufig nachgestellt. Man fängt ihn in Fallen oder schießt ihn abends auf der Lauer oder hetzt ihn mit Hunden zu Tode. Zu diesem Ende sucht man ihn aus dem Gebüsch, in dem er sich versteckt hat, ins Freie zu treiben, damit ihn die berittenen Jäger zugleich mit den Hunden verfolgen können. Anfangs läuft er sehr schnell, so daß ihn die Reiter beinahe aus den Augen verlieren. Nach einer Viertelstunde aber fängt er an, müde zu werden, und wird nun bald eingeholt. Gegen die Hunde sucht er sich zu vertheidigen, wird aber sogleich von ihnen in Stücke zerrissen. Es hält übrigens schwer genug, einen Aguarachay aus seinem Schlupfwinkel hinaus ins Freie zu treiben, indem ihm die Hunde in der Gewandtheit weit nachstehen, durch das verschlungene Gebüsch und die stachlichen Bromelien durchzuschlüpfen. — In Peru zahlt der Grundbesitzer für jeden Fuchs, welcher ihm abgeliefert wird, ein Schaf. Die Indianer stellen deshalb dem Aguarachay, welcher dort Atoj heißt, eifrig nach, und die Herdenbesitzer ihrerseits suchen eine Ehre darin, ihre Gebäude mit möglichst vielen ausgestopften Fuchsbälgen zu verzieren. — Außer dem Menschen mag der Aguarachay keinem andern Feinde unterliegen. Sein scharfes Gehör und seine äußerst feine Nase sichern ihn vor jedem unversehenen Ueberfall, und der Verfolgung entgeht er dann leicht durch seine Schnelligkeit.

Auch im Thierreich giebt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden sich Verwandte, welche sich leiblich außerordentlich nahe stehen und geistig doch in jeder Hinsicht unterscheiden. Ein solcher, wirklich aus der Art geschlagner Bursch ist der Eis-, Polar- oder Steinfuchs (Vulpes lagopus), einer der nächsten Vettern unsers Reinecke und ihm gleichwohl in Sitten und Lebensweise durchaus unähnlich, eines der einfältigsten und zugleich zudringlichsten, der dümmsten und doch auch schlausten Glieder der Fuchsfamilie. Ich selbst bin auf meinen vieljährigen Reisen von keinem Thier

mehr überraſcht oder in Erſtaunen verſetzt worden, als gerade von dem Eisfuchſe. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, ſcheint in gleich ſtörriſcher Weiſe an dem einmal Gewohnten feſtzuhalten und alle Erfahrungen ſo hartnäckig in den Wind zu ſchlagen, wie dieſer nordiſche Fuchs, der Verwandte des unſrigen, welcher ſich bekanntlich mit überraſchender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu ſchicken und alle Erfahrungen auf das beſte zu benutzen weiß.

Den Eisfuchs kennzeichnen ſeine geringere Größe (ſein Leib iſt höchſtens zwei Fuß und ſeine Standarte nur einen Fuß lang), ſeine kurzen Läufe, ſeine ſtumpfe und ſtarke Schnauze, ſeine kurzen, rundlichen Lauſcher und der ſehr dichte, langhaarige, faſt filzige Balg, welcher im Sommer wie im Winter eine der Oertlichkeit vollkommen entſprechende Färbung hat. Wie die meiſten nordiſchen Thiere, wechſelt auch er zweimal ſein Kleid und erſcheint ſo im Sommer entweder felſen- oder erdfarbig, im Winter aber ſchnee- oder eisfarbig. Vielfache Abänderungen kommen nun vor. Es giebt reinweiße mit ſchwarzer Schwanzſpitze, eisblaue, bleifarbige, braune oder röthlichbraune, auch im Winter, und im Sommer ſchmuziggraue, braunröthliche, braune u. ſ. w.

Der Eisfuchs (Vulpes lagopus).

Wie der Name ſagt, bewohnt der Eisfuchs die Polargegenden oder die Länder, in denen es viel Eis giebt, und zwar die der alten Welt ebenſogut, wie die der neuen, die Inſeln nicht ſeltner, als das Feſtland. Bei ihm iſt es wirklich anzunehmen, daß er ſich mit den Eisbergen über die ganze nördliche Erde verbreitet hat; wenigſtens ſah man ſehr viele oft auf ſolchen natürlichen Fähren im Meere ſchwimmen oder fand ihn, als einziges Landſäugethier, auf Eilanden, welche weit von anderen entfernt ſind, in überraſchender Menge vor, konnte alſo nur annehmen, daß er hier einmal eingewandert. Aus freiem Antriebe geht er nicht leicht über den ſechzigſten Grad nördlicher Breite nach dem Süden hinab; ausnahmsweiſe kommt er nur in Sibirien ſüdlicher vor. An allen Orten, welche ihn beherbergen, iſt er häufig, am häufigſten aber doch auf Inſeln, von denen er nicht ſo leicht wieder auswandern kann. So iſt er denn auch allen nordiſchen Völkern ſehr bekannt. Die Ruſſen nennen ihn „Hündchen" (Peſſez), die Tartaren Weißfuchs (Aik-tilkoe), die Jakuten Kyrrſa, die Samojeden Noga und Sellero, die Oſtjäken Kiön, die Turguſen Tſchitara ꝛc.

Man kann eben nicht ſagen, daß der Eisfuchs bei dem Menſchen beſonders beliebt ſei. Seine Dreiſtigkeit und Unverſchämtheit erbittern vielmehr alle Leute gegen ihn; man betrachtet ihn geradezu als Landplage.

Nur bei bevorſtehendem Unwetter oder an Orten, an denen er ſich nicht recht ſicher fühlt, zieht er ſich in Höhlen im Geklüft oder auch in ſelbſtgegrabene Röhren zurück und wagt ſich dann blos des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen. An allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, ſich vor dem Menſchen zu verbergen, nimmt er ſich nicht die Mühe, ſelbſt Gruben und Höhlen für ſich zu ſcharren, ſondern lauert unter Steinen, Büſchen, abgeworfenen Argalihörnern und ähnlichen Verſtecken auf Beute. Er iſt kein Koſtverächter und nimmt mit aller thieriſchen Nahrung vorlieb. Unter den Säugethieren fällt ihm Alles zur Beute, was er bewältigen kann; am liebſten jagt er auf Mäuſe. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft Meilen weit und ſetzt ihnen auch über die Flüſſe und Meere nach. Man verſichert, daß oft der vierte Theil des Zuges ſolcher Mäuſe ihm zur Beute wird. Aus der Klaſſe der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel, ſobald er dieſe erwiſchen kann, und namentlich den Bruten dieſer Thiere wird er ſehr verderblich. Außerdem beanſprucht er Alles, was das Meer von Thieren auswirft, ſie mögen einer Klaſſe angehören, welcher ſie wollen. Im Nothfall frißt er ſelbſt thieriſchen Auswurf und dergleichen, oder er dringt in das Innere der Häuſer ein und ſtiehlt hier weg, was ſich forttragen läßt, ſelbſt ganz unnütze Dinge. Wenn er viel Nahrung hat, vergräbt er einen Theil derſelben und ſucht ihn zu gelegener Zeit wieder auf. Daſſelbe thut er auch, wenn er fürchtet, von dem Menſchen geſtört zu werden. Dieſe Vorrathskammern werden, nachdem ſie gefüllt ſind, wieder zugeſcharrt und mit der Schnauze ſo glatt geebnet, daß man ſie nicht im geringſten bemerken kann.

Man trifft den Eisfuchs häufig in Geſellſchaften; gleichwohl herrſcht keine große Eintracht unter dieſen: es finden vielmehr blutige Kämpfe ſtatt, welche für den Zuſchauer ſehr viel Ergötzliches haben. Einer faßt dabei den Andern, wirft ihn zur Erde, tritt mit den Füßen auf ihm herum und hält ihn ſo lange feſt, bis er ihn hinreichend gebiſſen zu haben glaubt. Dabei ſchreien die Kämpen, wie die Katzen. Wenn ſie ungeduldig werden, heulen ſie mit heller Stimme; ein freiwilliges Bellen dagegen hat man ſelten von ihnen gehört.

Die geiſtigen Fähigkeiten des Thieres ſind keineswegs gering; demungeachtet zeigen ſich gerade bei der Beobachtung des Geiſtigen die ſonderbarſten Widerſprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man dieſe oder jene Handlung zu beurtheilen habe. Liſt, Verſchlagenheit, Kunſtfertigkeit, kurz, Verſtand zeigten Alle, welche beobachtet wurden: dabei aber bemerkte man eine Dummdreiſtigkeit, wie bei kaum einem andern Thiere. Hiervon habe ich mich ſelbſt überzeugen können. Wir, mein norwegiſcher Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieſer Füchſe auf dem Doverfjeld in Norwegen und ſchoſſen ſiebenmal nach ihm, ohne ihn bei der herrſchenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und ſomit auch erlegen zu können. Anſtatt nun die Flucht zu ergreifen, folgte uns dieſer Fuchs noch wohl zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogner Hund ſeinem Herrn, und erſt da, wo das felſige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ ſich durch gutgezielte Steinwürfe ebenſowenig vertreiben, als er ſich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht ſchlagen laſſen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umſtände auf ihn zugekommen und ſich neugierig fragend vor ihm hingeſetzt habe. Einmal wurde ihm ſogar von Eisfüchſen die Renthierdecke angefreſſen, unter welche er ſich gelegt hatte. Seine einſam im Gebirg ſtehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorſichtsmaßregeln ergreifen, um dieſe zudringlichen Thiere los zu werden. Ich erwähne dieſe Thatſachen nur flüchtig, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, um zu beweiſen, daß der Eisfuchs ſich überall gleichbleibt.

Die ausführlichſte und zugleich anziehendſte Schilderung dieſer Thiere hat ſchon im vorigen Jahrhundert der berühmte Seefahrer Steller gegeben; und wenn dieſelbe auch vielfach im Auszuge nacherzählt worden iſt, halte ich es doch für angemeſſen, ſie hier vollſtändig folgen zu laſſen.

„Von vierfüßigen Landthieren giebt es auf Behringseiland nur die Stein- oder Eisfüchſe, welche ohne Zweifel mit dem Treibeis dahingebracht worden und, durch den Seeauswurf genährt, ſich unbeſchreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieſer an Frechheit, Verſchlagenheit und Schalkhaftig-

keit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere nur mehr als zu genau während unſers unglückſeligen Aufenthalts auf dieſem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geſchichte der unzähligen Poſſen, die ſie uns geſpielt, kann wohl der Affenhiſtorie des Albertus Julius auf der Inſel Sarenburg die Waage halten. Sie drängten ſich in unſere Wohnungen ſowohl bei Tage, als bei Nacht ein, und ſtahlen Alles, was ſie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar Nichts nutzten, als Meſſer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. ſ. w. Sie wußten ſo unbegreiflich künſtlich eine Laſt von etlichen Pud von unſeren Vorrathsfäſſern herabzuwälzen und das Fleiſch daraus zu ſtehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuſchreiben konnten. Wenn wir einem Thier das Fell abzogen, ſo geſchah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchſe dabei mit Meſſern erſtachen, weil ſie uns das Fleiſch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir Etwas noch ſo gut und beſchwerten es mit Steinen, ſo fanden ſie es nicht allein, ſondern ſchoben, wie Menſchen, mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denſelben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir Etwas auf einer Säule in der Luft, ſo untergruben ſie dieſelbe, daß ſie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Liſt herunter. Sie beobachteten all unſer Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, ſo verzehrten ſie es, ehe noch ein Menſch dazu kam, zu unſerm größten Nachtheil; und konnten ſie nicht Alles gleich auffreſſen, ſo ſchleppten ſie es ſtückweiſe auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, ſolange noch was zu ſchleppen war. Dabei ſtanden andere auf Poſten und beobachteten der Menſchen Ankunft. Sahen ſie von fern Jemand kommen, ſo vereinigte ſich der ganze Haufe und grub gemeinſchaftlich in den Sand, bis ſie einen Biber oder Seebären ſo ſchön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde ſchliefen, zogen ſie uns die Schlafmützen und Handſchuh von und unter den Köpfen und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die friſch geſchlagenen Biber legten, damit ſie nicht von ihnen geſtohlen würden, ſo fraßen ſie unter dem Menſchen ihnen das Fleiſch und Eingeweide aus dem Leibe. Wir ſchliefen daher allezeit mit Knütteln in den Händen, damit wir ſie, wenn ſie uns weckten, damit abtreiben und ſchlagen könnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niederſetzten, da warteten ſie auf uns, und trieben in unſerm Angeſicht hunderterlei Poſſen, wurden immer frecher, und wenn wir ſtill ſaßen, kamen ſie ſo nahe, daß ſie die Riemen von unſern neumodiſchen, ſelbſtverfertigten Schuhen, ja die Schuhe ſelbſt auffraßen. Legten wir uns, als ob wir ſchliefen, ſo berochen ſie uns bei der Naſe, ob wir todt oder lebendig ſeien; hielt man den Athem an ſich, ſo zupften ſie wohl gar an der Naſe und wollten ſchon anbeißen. Bei unſerer erſten Ankunft fraßen ſie unſere Todten, während daß Gruben für ſie gemacht wurden, die Naſe und Finger an Händen und Füßen ab, machten ſich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, daß man ſie kaum abhalten konnte. Einen Matroſen, der in der Nacht auf den Knien ſitzend zur Thür der Hütte hinausharnen wollte, haſchte ein Fuchs an dem entblößten Theil und wollte ſeines Schreiens ungeachtet nicht bald loslaſſen. Niemand konnte, ohne einen Stock in der Hand, ſeine Nothdurft verrichten, und den Koth fraßen ſie gleich ſo begierig, wie die Schweine oder hungrigen Hunde weg. Jeden Morgen ſah man dieſe unverſchämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumlaufen und die ſchlafenden beriechen, ob nichts Todtes darunter ſei: fanden ſie ſolches, ſo ging es gleich an ein Zerfleiſchen, und man ſah ſie alle mit Schleppen bemüht. Weil auch beſonders die Seelöwen des Nachts im Schlaf ihre Jungen erdrücken, ſo unterſuchten ſie, dieſes Umſtands gleichſam bewußt, alle Morgen ihre Herden Stück für Stück und ſchleppten die todten Jungen wie Schinder davon."

„Weil ſie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, ſo wurden wir in der That dergeſtalt auf ſie erbittert, daß wir Jung und Alt todtſchlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, ſie auf die grauſamſte Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlaf erwachten, lagen immer zwei oder drei Erſchlagene vor unſeren Füßen, und ich kann wohl während meines

Aufenthalts auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Thiere rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig mit einem Beil, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt ward. — Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der andern die Axt oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, standen mit einem Stock nur zwei Schritte davon und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen: bald kamen sie angestiegen, fingen an zu fressen und wurden erschlagen, ohne daß sich daran die andern hätten spiegeln und entlaufen sollen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten Kameraden hinein; ehe man sichs versah, war die ganze Grube voll, da wir denn mit Knütteln Alles erschlugen. Obgleich wir ihre schönen Felle, deren es hier wohl über ein Drittheil der bläulichen Art giebt, nicht achteten, auch nicht einmal abzogen, lagen wir doch beständig gegen sie, als unsere geschwornen Feinde, zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen zur Hinrichtung oder Bestrafung vor die Kaserne auf den Richtplatz, wo einige enthauptet, anderen die Beine zerschlagen oder eines nebst dem Schwanze abgehauen wurde. Einigen stach man die Augen aus, andere wurden bei den Füßen paarweise und lebendig aufgehangen, da sie sich einander todtbeißen mußten. Einige wurden gesenget, andere mit Katzen zu Tode gepeitscht. Das Allerlächerlichste ist, wenn man sie erst beim Schwanze festhält, daß sie aus allen Kräften ziehen, und dann den Schwanz abhaut; da fahren sie einige Schritte voraus und drehen sich, wenn sie den Schwanz missen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unsern Hütten abhalten, und zuletzt sah man unzählige ohne Schwanz oder mit zwei oder drei Beinen auf der Insel herumlaufen."

„Wenn diese geschäftigen Thiere einer Sache Nichts anhaben können, wie z. B. Kleidern, die wir zuweilen ablegten, so loseten und harnten sie darauf, und dann geht selten einer vorbei, der Dies nicht thun sollte. Aus Allem ersah man, daß sie hier nie einen Menschen mußten gesehen haben, und daß die Furcht vor den Menschen den Thieren nicht angeboren, sondern auf lange Erfahrung gegründet sein müsse."

Diese Ansicht Stellers ist jedenfalls unrichtig; denn wenn die Eisfüchse überhaupt Erfahrung befolgen wollten, müßten sie sich in Norwegen ganz anders zeigen, als auf Behringseiland. Sie sind aber hier und da dieselben. Genau an den nämlichen Orten, wo in Skandinavien Eisfüchse leben, kommen auch Rothfüchse vor, und Freund Reinecke zeigt sich in Lappland gerade ebenso listig und verschlagen, wie bei uns zu Lande.

Die Ranzzeit des Eisfuchses fällt, seinen heimatlichen Verhältnissen entsprechend, etwas später, als die des Rothfuchses, nämlich in die Monate April und Mai. Die Begattung verrichten die Eisfüchse mit vielem Geschrei, wie die Katzen. Sie rammeln Tag und Nacht und beißen sich aus Eifersucht grausam, wie die Hunde. Mitte oder Ende Juni wölft das Weibchen in Höhlen und Felsenritzen neun bis zehn, ja selbst zwölf Junge. Den Bau pflegen die Füchsinnen am liebsten oben auf den Bergen oder am Rande derselben anzulegen. Sie lieben ihre Jungen außerordentlich, fast zu sehr; denn sie verrathen dieselben, in der Absicht, sie vor Gefahren zu schützen. Sobald sie nämlich einen Menschen auch nur von fern erblicken, beginnen sie zu bellen, wie die Hunde, wahrscheinlich, um die Leute von ihrem Bau abzuhalten. Und hiervon mag wohl ihr russischer Name „Hündchen" herkommen. Bemerken sie, daß man ihren Bau entdeckt hat, so tragen sie die Jungen im Maule nach einem verborgenen Ort, tödtet man aber die letzteren, so verfolgen Einen die Mütter mit großer Begier Tag und Nacht durch viele Meilen und lassen, wie Steller sagt, nicht eher ab, bis sie ihrem Feind einen Possen gespielt haben oder selbst erschlagen worden sind.

Man jagt die Eisfüchse theils, um sie auszurotten, theils, um ihren Balg zu verwerthen, obgleich dieser nicht eben sehr geschätzt wird. Die meisten Felle gehen von Rußland nach China, und Ende vorigen Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Zahl immer noch Tausende jährlich. Aus Mangasea allein sind in gewissen Jahren 10,000 Felle ausgeführt worden. Je dunkelblauer die Felle sind,

um so größern Werth haben sie im Handel; und man unterscheidet ungefähr zwischen den dunkelen und hellen fünf Abstufungen. Der Fang ist eigenthümlich. Bei hohem Schnee graben sich die Füchse in diesen eine Röhre und wohnen in der Tiefe derselben. Das ist die Zeit, in welcher ihnen die Ostjäken und Samojeden am meisten nachstellen. Wo man sie erlangen kann, graben sie die Leute mit einem breiten Spaten aus Renthierhorn heraus, fassen sie ohne weiteres beim Schwanze und schleudern sie mit dem Kopfe gegen den Boden, um sie hierdurch zu tödten. Der Jäger erfährt sehr bald, ob sich ein Fuchs in einer solchen Röhre befindet oder nicht. Er legt das Ohr an die Mündung, und wenn sich das Thier darin rührt, scharrt er mit dem Spaten den Schnee weg; hierdurch wird der schlafende Fuchs aufgeweckt und verräth durch Gähnen und Niesen seine Gegenwart. Vor Erdröhren stellt man wohl auch Netze und Schlingen. Außer dem Menschen besitzen die Eisfüchse in den Seeadlern und Jagdedelfalken gefährliche Feinde. Steller beobachtete, daß ein Seeadler einen Eisfuchs mit den Klauen erfaßte, ihn emporhob und dann fallen ließ, um ihn auf der Erde zu zerschmettern.

Jung eingefangene Eisfüchse werden ziemlich zahm und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzufolgen. Sie sind aber immer reizbar, und sobald sie angerührt werden, knurren sie boshaft, wie Hunde, und ihre grünen, glänzenden Augen blitzen dann feurig und tückisch. Mit anderen ihrer Art vertragen sie sich nicht gut in einem Käfig. Zwei Eisfüchse des Hamburger Thiergartens fielen über den dritten her und bissen ihn todt, wobei der Bruder des Ermordeten eifrig mit half.

Auch in der Gefangenschaft tritt der Farbenwechsel in der Behaarung regelmäßig ein, gleichviel, ob das Thier in seinem eignen Klima oder ob es warm oder kalt gehalten wird. Ein in Petersburg beständig in einem warmen Zimmer eingesperrter Eisfuchs erhielt seinen Winterpelz genau um die bestimmte Zeit, wie in der Freiheit.

Von den übrigen Fuchsarten will ich blos noch die hier erwähnen, welche sich durch besondere Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise oder durch auffallende Färbung wesentlich unterscheiden. Zu den kleinsten und wildesten Arten aller Füchse gehört der Vertreter unseres Reinecke in Asien, der Korsack, wie ihn die Russen nennen, die Kirsa der Mongolen (Vulpes Corsac). Das Thier bewohnt alle tartarischen Steppen, von der Wolga und dem Kaspischen Meere an durch das ganze mittlere Asien hindurch bis an den Baikalsee. Seine Größe steht ungefähr in der Mitte zwischen der des Eisfuchses und der unserer Hauskatze: er ist 20, der Schwanz 12 Zoll lang. In der Gestalt ist er dem Fuchs ganz ähnlich. Die Färbung seines Balges ist rothgelb im Sommer, bräunlichgelb oder weißfahl im Winter; die Lunte ist unten schwarz und grau gefleckt.

Der Korsack liebt einsame und trockne Stellen, namentlich solche in der Nähe von Flüssen als Aufenthalt und verbirgt sich hier bei Tage in Höhlen und unterirdischen Gängen, welche er sich selbst, aber nicht eben tief, in die Erde gräbt und mit zwei, drei oder vier Ausgängen versieht. Abweichend von der Sitte unsers Fuchses finden sich in diesen Bauen immer zwei oder mehrere Korsacks zusammen: sie scheinen also die Geselligkeit besonders zu lieben. Das Thier verfolgt hauptsächlich einige Mäusearten und größere Nager, Vögel, welche nachts auf der flachen Erde schlafen, Eidechsen und Frösche oder auch Fische. Wasser soll der Korsack im Freileben niemals trinken, in der Gefangenschaft trinkt er aber wenigstens Milch sehr gern. Hier frißt er Schaf- und Rindfleisch, aber nur gekocht, und läßt es stehen, wenn er lebendige oder frisch getödtete Vögel und Fische haben kann.

Seines weichen, dichten, warmen und gut aussehenden Winterbalges wegen wird er eifrig gejagt, besonders von den Kirgisen, Karakalpaken, Truchmenen und anderen diesseits des Urals wohnenden Nomadenstämmen. Man wendet alle nur denkbare Mittel an, um sich seiner zu bemächtigen. Außer den Fallen und Schlingen, welche man vor einen Ausgang seiner Höhlen stellt, jagt man ihn auch mit Hunden, welche man vor den Röhren seines Baues aufstellt. Der Fuchs selbst

weit zurückstehen und sucht sein Heil natürlich in schnellster Flucht, ist aber dann auch regelmäßig verloren. Aber die Tartaren haben noch viel geschwindere Jagdthiere für die abgerittet. Die bedienen sich nämlich gezähmter Steinadler, heckt nach Jagdweiblichen, zu diesem Zweck, und setzen gefangenen Wildern dann der armen Bestie natürlich nicht entgehen. Die Adler fangen die Thiere mit den Krallen in den Augen, welchen einen tropfenden Adlerjäger schnell und an einer Stange befestigt wird. Mit diesen Adlern sie in den Ohren Fischen und Hohren durch Drehen die beiden Thieren sich in den Weg und ersten Schritten und setzen ihn dann gemeinsam herum. Ein so eingefangenes Thier stirbt, wenn es am Tage sich Tagesicht kommt, am ganzen Leibe und stirbt Alles Was sich ergeben, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu wehren!

Der Kuckuck (Cuculus canorus).

Die gefangenen Thieren allein bringen jährlich 40 bis 50,000 Felle in den Handel, ohne die jenigen, welche sie selbst verbrauchen. An Kuckuck mag man den Kuckuck weniger, um so öfterer den in China, wo er über Millionen eingeführt wird.

Ueber den gefangenen Kuckuck hat namentlich Chabigot höchst beachtenswerthe Beobachtungen gemacht. Ungeachtet aller Versuche ist es ihm niemals gelungen, einen Kuckuck zu zähmen, man selbst vorsichtig, brachte er ganz lang einzelnen und behielten unter dieser Pflege hatte, gebändigt seinen Herren nie. Im Gegentheile, diese sich nach Kräften bezeigen zu wollen. Nun kennen Thieren, den Hunden, Affen, Pferden, Rindern, Ziegen, Schafen und selbst ein Kuckuck ihn wiederum, empfing er freundlichen und hocherfreuten Augen, pflegte ihm manchmal die Hände und bis an Hals, streichelte ihn sanft. Auch er sah, daß er

Digitized by Google

Ein Teil der Besatzung, die sich in Kasemattenräumen befand, konnte sich rechtzeitig retten und flüchtete über die Landbrücke. Die Zurückgebliebenen, 1 Offizier und 48 Mann, wurden gefangen genommen. Die Geschütze wurden unbrauchbar gemacht.

Am 6. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Ein Kampf in der Luft.

Am 8. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 9. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 10. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 11. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 12. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 13. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 14. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 15. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 16. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 17. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 18. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 19. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 20. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 21. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 22. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 23. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 24. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 25. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 26. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 27. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 28. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 29. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 30. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Am 31. Juli 1916 wurden die Inseln Sylt, Amrum, Föhr, Pellworm und Nordstrand von Fliegern der Marine-Luftschiffabteilung Nordholz angegriffen. Es wurden 3 Bomben abgeworfen, die aber keinen Schaden anrichteten.

Thierchen ist nicht einmal im Stande, ein so großes Ei fortzuschleppen; aber es weiß sich doch zu helfen, wie unsre in jeder Hinsicht vortreffliche Zeichnung es recht hübsch darstellt. Der Fuchs rollt das Ei einfach vom Neste aus bis zu seinem Baue hin und öffnet es hier in einer ebenso einfachen als gescheiten Weise. Für sein schwaches Gebiß ist die harte Schale viel zu stark; sie erlaubt den scharfen Zähnen wegen der Glätte und des großen Durchmessers des Eies nicht einmal eine ordentliche Ansatzfläche. So muß der Kama auf andere Mittel denken, um sie zu zerschellen. Im Bau angekommen, rollt er das Ei über einige Steine hinab, bis es zerbricht; dann ist er geschwind bei der Hand und leckt den herausfließenden Inhalt gierig auf.

Die beständige Verfolgung, welcher der Kama ausgesetzt ist, hat ihn weiter und weiter zurückgedrängt. In der Nähe der Kapstadt ist er bereits gänzlich vertrieben, und auch im Innern kann er nicht eben häufig sein, weil man ihn so selten in Sammlungen findet. Viele unserer Lehrbücher führen ihn nicht einmal auf; vielleicht verwechseln sie ihn mit anderen Arten Mittelafrikas, welche Manche ebenfalls nicht als selbstständig anerkennen wollen, einfach deshalb, weil — ihre Zähne merkwürdigerweise mit denen anderer Füchse übereinstimmen. So Etwas ist für einen Museumsmenschen ein hinlänglicher Grund, um an der Artselbstständigkeit eines Thieres zu zweifeln.

Von allen bisher genannten Füchsen unterscheiden sich zwei afrikanische Arten durch ihren außerordentlich zierlichen Bau und die großen Lauscher, welche bei beiden Arten (oder Sippen, wie man in der Neuzeit mit Fug und Recht bestimmt) alles gewöhnliche Maß weit übertreffen. Eine dieser Arten bewohnt die Wüste, die andre die Steppe, und beide geben sich als treue Kinder ihrer Heimat kund. Wer auch nur oberflächlich mit den Erzeugnissen des Landes bekannt ist, welches sie beherbergt, muß sie augenblicklich als Wüsten- oder Steppenthiere erkennen und wird sogar im Stande sein, ohne von ihrem Aufenthalt Etwas zu wissen, sie sofort unter den übrigen Wüsten- oder Steppenthieren einzureihen. Ich habe schon einmal erwähnt, daß alle Thiere, welche die Wüste hervorbrachte, eigenthümlich gestaltet und gezeichnet sind. Die große Allmutter giebt den Geschöpfen, welche sie in ihrem Schose hegt, das entsprechendste Gewand: alle Wüstenthiere zeichnen sich vor den übrigen nicht blos durch das Kleid aus, sondern noch mehr durch den leichten und schönen Leibesbau. Das Kleid hat unter allen Umständen mehr oder weniger die Färbung des Sandes; denn alle Abweichungen von dem Sandgelb, welche vorkommen, sind unwesentlich. Der Leib ist verhältnißmäßig klein, dabei aber äußerst zierlich und leicht gebaut, und gleichwohl zu den schnellsten Bewegungen und zu überraschender Ausdauer befähigt. Dazu besitzen sämmtliche Wüstenthiere eine Schärfe der Sinne, wie sie in solcher Einhelligkeit nur bei wenig anderen Geschöpfen gefunden wird, und allen endlich wohnt ein frischer, fröhlicher Geist inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbstbewußtsein ohne Gleichen. Nicht blos der gelbbraune Beduine ist frei, leiblich, wie geistig, auch die höheren Thiere seiner Heimat sind es; auch sie leben und athmen blos, wenn sie ihre Wüste um sich haben. In der Färbung kommen Abweichungen, Veränderungen vor: in dem geistigen Wesen sind sich alle Wüstenthiere gleich.

Man möchte versucht werden, bei Betrachtung der Wüstenthiere einmal gläubiger Nachbeter der unheilvollen Zweckmäßigkeitslehre zu sein; denn wirklich sind die Wüstenthiere auf das allerzweckmäßigste eingerichtet. Die Wüste ist zu arm an Nahrung, als daß sie große Thiere ernähren könnte. Es finden sich deshalb in ihr nur verhältnißmäßig kleine, zierliche Geschöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und auch diese spärliche Nahrung kann nicht so ohne Beschwerde errungen werden: deshalb verlieh die Wüste ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer; deshalb schärfte sie ihnen die Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was sie ihnen bieten konnte. Große Lauscher setzen unsern Fuchs oder alle Wüstenthiere überhaupt in den Stand, auch das geringste Geräusch zu vernehmen, die scharfen Seher gestatten ihm und ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Nase bringt jeden Geruch zum Bewußtsein. Ihr dem Erdboden gleichgefärbter Balg verbirgt sie selbst

auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraschender Weise. So sind sie alle wohlbefähigt, in ihrer Heimat zu leben und glücklich zu sein. Auch unsere kleinen Räuber sind ganz vortrefflich ausgerüstet, auf dem Gebiet als Jäger aufzutreten. Sie machen immer noch genug Beute, um sich ohne große Sorge ernähren zu können.

Wenn die gluthstrahlende Sonne sich zur Erde neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal neulebendig geworden sind in der Kühle des Abends, da denkt eine mehr oder weniger düstere und dennoch so schmucke Schar daran, ihr Tage- oder besser Nachtwerk zu beginnen. Von den greulichen Hiänen und den heulenden Schakalen, welche um diese Zeit hungrig nach Nahrung umherstreifen, will ich hier nicht reden, und der Karakal, der Wüstenluchs, ist uns bereits bekannt geworden. Es gilt jetzt, noch einen dieser Räuber, und zwar den zierlichsten und schmucksten von allen, meinen Lesern vorzustellen. Das ist der Fenek oder Wüstenfuchs (Megalotis Zerda), ein Thier, welches noch besser, als die Gazelle selbst, die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdruck, wie das unsers Reinecke. Aus diesem Fuchsgesicht treten aber ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor, und zu beiden Seiten dieses Gesichts strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, sondern nicht einmal in der Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt, als behend sein muß, und giebt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, das nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen den Sandhügeln, zwischen dem Gekläft oder in den Niederungen zwischen dem Grase unsern Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist Nichts, was der Aufmerksamkeit dieses durchgebildeten Raubgesellen entginge. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat soviel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig, als eßlustig, schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen. Oder die gewandte Eidechse hat sich geregt, und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt! Sie ist verloren, wenn sie nur einmal den Flügel regt; sie ist ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen: ein einziges giebt einen leckern Braten, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine hungrige Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in die feine Nase des feinen Stromers eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat blos eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstrolcht, aber Das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl, und sein Auge ist schärfer, als das der meisten Reisenden. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen, denn auch seine Nase und sein herrliches Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Sieh da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen: und jetzt schleicht er heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge, wie für Ohr. Dort, hinter dem letzten Busche macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, wie gierig spürt er nach den sich sicher träumenden, schlummermüden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung. Die

Mouse

Digitized by Google

ganze Seele des Fuchses liegt in seinem Gesicht, und doch erscheint das so starr und ruhig, wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern: das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge. Sie irren unsicher in der Nacht umher und fallen nach kurzer Zeit wieder ein im Riedgrase, vielleicht kaum wissend, welcher nächtliche Besucher sie aufgescheucht.

Der Fenek ist der kleinste aller Füchse. Er ist sammt seiner Standarte, deren Länge sieben bis acht Zoll beträgt, höchstens zwei Fuß lang und am Widerrist kaum acht Zoll hoch. Der ganze Leibesbau ist ungemein fein, der Kopf sehr zugespitzt, die Augen sind groß und wegen ihrer runden Augensterne, die von einer braunen Regenbogenhaut eingefaßt werden, besonders merkwürdig. Das Ausgezeichnetste am ganzen Thiere sind aber unzweifelhaft die Lauscher. Sie haben fast Kopfeslänge und sind etwas mehr als halb so breit. Das Thier gewinnt durch sie ein wahrhaft abenteuerliches Ansehen. Die Lauscher machen den Fenek gewissermaßen den Fledermäusen ähnlich und sind zu seiner Kennzeichnung durchaus wesentlich. Ihre Innenränder sind weiß behaart und zwar derartig, daß von der Ohröffnung zwei Haarbüschel aufsteigen, welche sich, so zu sagen, in einem Bart fortsetzen nach der obern Spitze hin, dort aber kürzer und dünner werden. Die kleine Schnauze zieren lange, borstenartige Schnurren, welche ebenfalls wesentlich zu dem äußern Gepräge des Thieres gehören. Der Balg ist seidenweich und verstärkt sich zur Winterzeit durch ein sehr dichtes Wollhaar, welches sich während der Raue durch Anstreichen des Körpers an Aesten u. s. w. flockenartig löst. Man sollte eigentlich nicht glauben, daß der Fenek in seiner warmen Heimat einen dichten Balg nöthig hätte, allein der kleine Gesell ist gegen die Kälte äußerst empfindlich und verlangt des genügenden Schutzes. Die Färbung der ganzen Oberseite ähnelt durchaus der des Sandes, die Unterseite ist weiß, und auch über dem Auge befindet sich ein weißer Flecken, vor demselben aber ein dunklerer Streifen. Die sehr lange buschige Standarte ist fast ockerfarben, ein Fleck an der Wurzel und die Blume sind schwarz. Bei dem Weibchen ist der Balg immer mehr strohgelb, wie er auch bei zunehmendem Alter bei weitem lichter wird.

Das merkwürdige Thier wurde zuerst von Skjöldebrand, dem schwedischen Consul in Algier, bekannt gemacht und später von Bruce beobachtet und abgebildet. Die Mauren nennen es Zerda, die Araber Fenek, und diesen Namen führt unser Füchschen auch in allen Nilländern. Es bewohnt den ganzen Norden Afrikas, findet sich aber blos in den echten Wüsten, und zwar in den Niederungen, welche reich an Wasser sind und mehr das Gepräge der Steppen tragen, obwohl sie nicht den Reichthum dieser Letzteren nachweisen können.

An geeigneten Orten ist der Fenek nicht grade selten, aber er wird, weil er sehr vorsichtig und flüchtig ist, gar nicht häufig gefangen; wenigstens kommt er in Thiergärten und Thierschaubuden immer nur äußerst selten und einzeln vor, ja selbst in den Museen ist er noch keineswegs eine gewöhnliche Erscheinung.

Seine Naturgeschichte war bis in die neueste Zeit sehr unklar. Anfänglich berichtete man die allersonderbarsten Dinge über ihn. Es wurde erzählt, daß er gar nicht wie andere Füchse in Bauen, sondern wie Katzen auf Bäumen lebe. Man behauptete, daß er weniger kleinen Vögeln nachstelle, als vielmehr Datteln und anderen Früchten, welche seine Hauptnahrung ausmachen sollten, und dergleichen mehr. Rüppell ist der Erste, welcher diesen Angaben widerspricht und den Fenek als echten Fuchs hinstellt; seine Beschreibung ist aber noch immer kurz und für uns unvollständig und ungenügend. Da hat mir nun mein lieber Freund und Reisegefährte Dr. L. Buvry, welcher den Fenek sowohl im Freien, als in der Gefangenschaft genau beobachtete, eine gar anmuthige und nette Beschreibung ausdrücklich für dieses Werk mitgetheilt. Einen guten Theil von dieser Schilderung habe ich bereits im Vorstehenden verwendet, das Uebrige ist Folgendes:

„Das Wesen des Fenek ist durch seine eigenthümliche Leibesgestalt genugsam ausgeprägt; denn die zarten, dünnen Läufer zeigen die Behendigkeit und Schnellfüßigkeit, welche er besitzen muß, auf den ersten Blick, und das Gesicht spricht so deutlich von der Scharfsichtigkeit, Feinhörigkeit, Klugheit und

Schlauheit des Fuchſes, daß ſein Ausdruck nicht falſch verſtanden werden kann. Man darf wohl ſagen, daß es kaum einen vollendetern Fuchs, als dieſes Wüſtenkind, giebt."

„Wie der Fuchs legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebſten in der Nähe des ſchachtelhalmähnlichen Pfriemenkrauts, welches den ſpärlichen Pflanzenwuchs der Wüſtengegend Algeriens bezeichnet, wahrſcheinlich, weil in der Nähe deſſelben der Boden immer etwas feſter iſt und den vielen Röhren, welche zu dem Keſſel im Baue des Fenek führen, einige Haltbarkeit gewährt. Gewöhnlich ſind dieſe Röhren nur flach, und auch der Keſſel liegt nicht tief unter der Oberfläche der Erde. Er iſt unten mit Palmenfaſern, Federn und Haaren ausgefüttert und beſonders ausgezeichnet durch ſeine große Reinlichkeit. Das Graben verſteht der Fenek meiſterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei ſo ſchnell, daß man den Bewegungen derſelben mit den Augen nicht folgen kann. Dieſer Gewandtheit verdankt das Thier zuweilen die Rettung ſeines Lebens; denn bei Verfolgung ſcharrt ſich der Fenek geradezu in die Erde ein, wie ein Gürtel- oder Schuppenthier. In Begleitung eines Haufens berittener Araber verfolgte ich einſtmals einen Wüſtenfuchs, welcher in geringer Entfernung vor uns hertrabte, und ſah mit Verwunderung, daß er plötzlich vor unſeren Augen entſchwunden war. Aber ich kannte ſeine Kniffe, und ſein Kunſtſtückchen ſollte ihm diesmal ſchlecht bekommen. Ich ſtieg vom Pferde, grub ihm nach und zog nun das überraſchte Thier unter dem Jubel meiner Begleiter lebendig aus ſeinem Schlupfwinkel hervor."

„Nach den Berichten der Eingebornen ſoll die Füchſin im Monat März drei bis vier Junge wölfen. Dieſelben ſollen blind zur Welt kommen, ein ungemein zierliches Ausſehen haben und mit gelblichen Haaren bedeckt ſein. Allen Ausſagen zufolge liebt die Mutter, das kleine reizende Gewölfe mit derſelben Zärtlichkeit, wie unſre Füchſin ihre Nachkommenſchaft."

„Bei Tage ſchläft der Fenek in ſeinem Bau. Dabei rollt er ſich zuſammen und verbirgt ſeinen feinen Kopf faſt ganz unter der buſchigen Standarte, nur die Lauſcher bleiben frei. Das geringſte Geräuſch ſchreckt das ſchlafende Thier augenblicklich auf. Wird der Wüſtenfuchs überraſcht, ſo wimmert er wie ein kleines Kind und bezeugt dadurch gewiſſermaßen einen unangenehmen Eindruck der geſtörten Ruhe. Mit ſinkender Sonne verläßt er den Bau und wendet ſich zunächſt den Tränkplätzen zu. Dabei hat man bemerkt, daß er niemals geradenwegs über die Sanddüne geht, ſondern immer die Tiefen derſelben aufſucht und ſich ſomit möglichſt gedeckt fortſchleicht. Die Brunnen der Niederungen beſtehen zumeiſt aus einfachen trichterartigen Löchern, weil der ſandige, von Thonerde durchſetzte Boden ſenkrecht eingeteufte Schachte unmöglich macht. Um dieſe Löcher herum iſt die Erde meiſtens etwas feucht, und hier prägt ſich die Fährte des Fenek gewöhnlich ſo deutlich aus, daß man den eigenthümlichen Bau der eng zuſammenſtehenden Pranken mit den überragenden, namentlich an den Hinterläufen ſtark hervortretenden Krallen deutlich wahrnehmen kann."

„Der auf Jagd ausziehende Fenek kommt zuerſt zum Brunnen und ſäuft hier anhaltend und begierig, bis er vollkommen geſättigt iſt. Nach dieſem erſten Geſchäfte ſucht er ſeinen Hunger zu ſtillen, und dabei kommt ihm ſeine feine Naſe trefflich zu Statten. Hier überraſcht er eine große Wüſtenlerche, da eine Iſabellenlerche, und wenn dieſelbe auch auffliegt, er verſteht es dennoch, ihr wieder aufzulauern, und erlangt ſie ſchließlich gewiß. Kleine Vögel ſind ſeine Lieblingsſpeiſe. Deshalb ſchont er auch kein Neſt, daſſelbe mag Eier oder Junge enthalten. Fehlen ihm Vögel oder Eier, ſo nimmt er mit Eidechſen, Käfern und Heuſchrecken vorlieb, ja er verſchmäht es auch nicht, mit den Rennmäuſen (Meriones) oder Springmäuſen (Dipus) anzubinden, obgleich ihm dieſe kaum weniger Arbeit verurſachen, als die Vögel. Von Erſteren fand ich oftmals Haare und Ueberreſte in dem Baue des Fenek. Gelegentlich ſtattet unſer Füchslein auch den Palmenhainen einen Beſuch ab, und hier gewähren ihm die umherliegenden Datteln einen Leckerbiſſen; denn, wie unſer Reinecke, verſchmäht auch er Früchte keineswegs, ja er verſpeiſt ſelbſt Waſſermelonen."

„Man fängt den Fenek in Haarſchlingen, welche bei Tage in den Ausgang ſeines Baues befeſtigt werden, oder man gräbt ihn aus; doch iſt die letztere Fangart oft erfolglos. Sehr eigenthümlich iſt es, daß der Fuchs die Schlinge, in welcher er ſich gefangen hat, nicht entzwei beißt, was unſer

Reinecke ganz unzweifelhaft thun würde. Er versucht es selbst dann nicht, wenn bei seinen Anstrengungen, frei zu werden, sich die Schlingen so fest zusammenschnüren, daß die Lederhaut zerrieben und das rohe Fleisch des Laufes bloßgelegt wird. Der Grund ist wahrscheinlich in dem allzufeinen Gebiß zu suchen; denn dies ist überhaupt nicht dazu eingerichtet, feste Körper zu bewältigen, und die Muskelkraft der Kiefern ist auffallend gering. Einen Beweis hierzu lieferten mir drei lebende Feneks, welche, wenn sie nicht frei waren, d. h. in der Stube umherlaufen durften, in einem leichten Käfig eingesperrt wurden. Dieser war vorn blos durch ein Gitter von ungefähr zollstarken Fichtenstäben verschlossen, und obwohl die Füchse an den Stäben bei Nacht fortwährend arbeiteten, ist es ihnen doch niemals gelungen, sich durchzubeißen."

„In der Gefangenschaft ist der Fenek, vorzüglich wenn er jung in die Gewalt des Menschen kam, ein äußerst lebendiger, höchst vergnüglicher Gesellschafter. Er wird sehr bald zahm und mit seinem neuen Herrn vertraut. Manche werden so anhänglich, daß sie dem Menschen folgen, aus- und eingehen und abends in ihren Käfig zurückkehren. Weniger verträglich ist er mit anderen seiner Art. Mehrere Feneks beißen sich wohl sogar gelegentlich, und die Weibchen haben nicht selten unter der schlechten Laune des Männchens zu leiden; ja, bei mir ereignete es sich sogar, daß ein unzarter und unhöflicher Mann ein reizendes Weibchen umbrachte. Alle meine Gefangenen liebten die Wärme über Alles, und oftmals ist es vorgekommen, daß sie sich in noch glühender Kaminasche den Pelz und die Pfoten verbrannten, ohne den Platz zu verlassen. Vor offnem Feuer muß man sie schützen; denn ich erlebte es mehrmals, daß sie ohne weiteres in dasselbe hineinsprangen. Wenn ich speiste, saß mein Lieblingsfenek stets zu meinen Füßen und las sorgsam Alles auf, was ich vom Tische warf. Milch und Semmel gehörten zu seinen bevorzugten Speisen. In meiner Stube hatte ich auch Käfige mit Vögeln hängen, welche das Thier lebhaft anzogen. Es war seine Hauptbeschäftigung, stundenlang den Bewegungen der Vögel zu folgen. Er entwickelte dabei ein bewunderungswürdiges Mienenspiel, bei welchem die Begierde nach den fröhlichen Vögeln entschieden sehr deutlichen Ausdruck gewann."

„Bei zweckmäßiger Behandlung und guter Pflege kann der Fenek lange in der Gefangenschaft aushalten. Mein Liebling lebte noch zwei Jahre im Berliner Thiergarten und endete nur durch ein trauriges Mißverständniß sein Dasein. Er folgte nämlich heimlich dem Wärter, als dieser seinen Käfig verließ, und ging mit ihm in den Behälter des Schakals. Dieser ungastliche Gesell erwürgte ihn aber augenblicklich zum größten Leidwesen Aller, welche den liebenswürdigen und eigenthümlichen Burschen kennen gelernt hatten. — Vor Erkältung muß man diese echten Söhne der glühenden Sahara besonders in Acht nehmen, weil sie in Folge einer Erkühlung von einer Augenkrankheit befallen werden, welche fast immer mit dem Tode endet." —

In den letzten Jahren habe ich den Fenek in verschiedenen Thiergärten gesehen. Einer mir sehr auffallenden Beobachtung, welche ich in Paris machte, muß ich hier Erwähnung thun. Im Raubthierhause des Jardin des Plantes lebte ein Pärchen, welches der Kälte wegen noch in dem heizbaren Raume gehalten und von den Wärtern selten besucht wurde. Um so größer schien die Freude der Thiere zu sein, wenn endlich Jemand kam. Sie geberdeten sich wie unsinnig, hüpften und sprangen lebhaft umher, ließen freudige Töne hören und kamen zuletzt so in Aufregung, daß sie sich begatteten! Ich besuchte sie mehrere Male: es geschah jedes Mal Dasselbe, und ich darf also wohl vermuthen, daß die schließlich eintretende Brunst nichts Anderes war, als die Folge der maßlosen Aufregung der Thiere. Dieses merkwürdigen Gebahrens ungeachtet, muß ich meinem Freunde beistimmen: der Fenek ist der liebenswürdigste Fuchs der Erde.

Das letzte Mitglied der zahlreichen Fuchsgesellschaft ist der Löffelhund (Otocyon megalotis), welcher Südafrika angehört. Er gleicht seiner äußern Erscheinung nach einem Fuchse und zwar am meisten unserm Fenek, ist sogar mit diesem mehrmals verwechselt worden. Allein er ist bedeutend größer und hochbeiniger, als der Fenek; seine Schnauze ist viel kürzer, und nur die Ohren sind denen des Fenek gleich und fast ebenso groß.

Bis jetzt kennt man blos eine einzige Art dieser Sippe, deren Kennzeichen die folgenden sind: Kleiner, dicker Kopf, kurze Schnauze, außergewöhnlich dem Kopf gleichlange, aufrechtstehende Lauscher; gelblichgrau auf dem Rücken, die Pfoten und die buschige Standarte dunkler, an der Unterseite weißlicher Pelz. Die Ohren sind außen grauweiß gerändert und schwarz gespitzt, der Kopf grau mit schwarzem Nasenrücken.

Ueber die Lebensweise des Löffelhundes ist Nichts bekannt; man weiß blos, daß auch er in unterirdischen Bauen lebt, wie seine übrigen Verwandten. De Lalande brachte einige lebend mit sich nach Paris, und aus diesem Grunde trägt das Thier wohl auch in einigen Lehrbüchern den Namen Canis Lalandii.

Den Uebergang von den eigentlichen Hunden zu den in dieselbe Familie gehörenden oder wenigstens innig verwandten Hiänen bildet eines der merkwürdigsten und zugleich am schönsten gezeichneten Thiere, der Hiänen-, Steppen- oder gemalte Hund (Lycaon pictus). Man hat auch ihn, weil er nirgends hin recht passen will, zum Vertreter einer eignen Sippe erhoben. Er ist ein echtes Mittelglied zwischen Hund und Hiäne nicht blos leiblich, sondern auch geistig, obschon das Hündische vorwiegend sein dürfte. Da wir die Kennzeichen der Sippe zugleich beschreiben, wenn wir die des Thieres selbst angeben, können wir uns kurz fassen. Der Leibesbau des Hiänenhundes ist schlank, aber dennoch kräftig. Die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge und vierzehig. Der Kopf ist stark und stumpfschnauzig. Die Lauscher sind groß und namentlich breit, sie stehen, wie bei allen wilden Hunden und Hiänen, aufrecht; die Seher sind groß, und ihr Stern ist rund. Die Standarte ist mittellang und nicht sehr buschig. Eine Rückenmähne fehlt gänzlich, wie denn auch blos der Kopf an die Hiäne erinnert, während alles Uebrige eigentlich den Hunden ähnelt.

Der Steppen- oder Hiänenhund hat ungefähr die Größe eines schmächtigen Wolfes oder mittelgroßen Fleischerhundes, und in seiner Gestalt die größere Aehnlichkeit mit Letzterm. Bei aller Schlankheit und Leichtigkeit des Baues macht er doch den Eindruck eines kräftigen und starken Thieres; und hiermit stimmen auch alle Beobachtungen überein.

Es giebt kaum zwei von diesen Hunden, welche vollkommen gleich gezeichnet wären; nur am Kopf und am Nacken hat die Zeichnung eine gewisse Beständigkeit. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Hauptfarben. Bei dem Einen ist die weiße, bei dem Andern die schwarze Farbe vorherrschend und so gleichsam Grundfarbe, von welcher die lichteren oder dunkleren Flecken ziemlich grell abstechen. Auch die Flecken sind unregelmäßig, bald kleiner, bald größer, sehr verschieden gestaltet und oft über den ganzen Leib vertheilt, und nur der eine kehrt regelmäßig wieder. Die weißen und ockerfarbenen Flecken sind immer schwarz gesäumt. Beständiger ist, wie gesagt, die Färbung des Gesichts. Hier ist die Schnauze bis zu den Augen hinauf schwarz, und diese Färbung setzt sich auch noch in langen Streifen zwischen den Augen und Ohren, längs des Scheitels, des Oberkopfes und Nackens fort. Die Lauscher sind schwarz, die Seher braun; in der Regel ist auch die Lunte ziemlich gleichmäßig gezeichnet. Ihre Wurzel ist ockerfarben, ihre Mitte schwarz und ihre buschige Blume weiß oder ockergelb. Die Leibeslänge des erwachsenen Thieres beträgt drei Fuß drei Zoll, die des Schwanzes einen Fuß und vier Zoll, die Höhe am Widerrist einen Fuß und zehn Zoll. Unsere Abbildung bekundet eine treue Auffassung des Thieres.

Der Steppenhund ist, wie die neuen Forschungen lehren, über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Früher kannte man ihn nur aus der Kapgegend. Später fand ihn Rüppell in der Bahindawüste auf, und neuere Reisende haben ihn am Kongo, wie im Mozambik beobachtet. Er ist ein echtes Steppenthier, bunt am Leibe und lebendig vom Geiste. Das Hündische spricht sich in seinem Wesen vorwiegend aus. Er ist Tag- und Nachtthier und liebt zahlreiche Gesellschaften; deshalb findet man ihn stets in Menten oder Rudeln von 30 bis 40 Stück vereinigt. In früheren Zeiten war er am Kap eine häufige Erscheinung, und vielfache Berichte erwähnen seiner. Daß dabei manchfaltige Ausschmückungen seiner Naturgeschichte mit unterliefen, versteht sich von selbst, und noch heute sind wir

nicht im Stande, das Wahre immer und überall von dem Unwahren zu ſäubern. Der Kapuziner Zucchelli giebt in ſeiner „Miſſions- und Reiſebeſchreibung nach Kongo“, welche anfangs des vorigen Jahrhunderts erſchien, eine ziemlich ausführliche Beſchreibung von ihm. „Es wird nicht undienlich ſein,“ ſagt er, „hier Etwas derjenigen Thiere zu gedenken, welche einen natürlichen Haß gegen alle anderen Thiere im Walde haben und dieſelben verfolgen und jagen, nämlich die Mebbien. Dieſe Mebbien ſind eine Art wilder Hunde, welche jagen, aber doch von den Wölfen ſehr verſchieden ſind. Sie ſcheinen vielmehr die Eigenſchaft der Spürhunde zu haben und von der Natur erſchaffen zu ſein, die anderen ſchädlichen Thiere wegzutreiben. Befinden ſie ſich in dem Walde, ſo braucht ſich kein Wandersmann vor reißenden Thieren zu fürchten. Als einſt einer von unſrer Miſſion zu Bamba

Der Steppenhund (Lycaon pictus).

durch die Wüſte reiſen wollte, beſprach er ſich vorher mit dem Fürſten, ob er Dies der Löwen und Panther wegen wohl wagen dürfte, und der Fürſt erwiderte ihm, daß er ganz ohne Gefahr reiſen könne, weil er vor etlichen Tagen in jener Gegend die Mebbien geſehen habe, welche den Weg von allen grimmigen Thieren gereinigt haben würden. Sie vertreiben alſo die wilden Thiere, obſchon ſie ſelbſt ſolche ſind, und gleichwohl ſind ſie dem Menſchen überaus zugethan und fügen ihnen nicht den geringſten Schaden zu; deshalb läßt man ſie auch ohne Scheu in die Dörfer und ſogar bis in die Höfe kommen.“

„Ihr Widerwille gegen andere wilde Thiere iſt ſo groß, daß ſie die grauſamſten Raubthiere, wie Löwen und Panther, anfallen und trotz deren Stärke durch ihre Menge überwältigen und nieder-

reißen. Was sie des Tags über an Beute gemacht haben, das theilen sie des Abends unter einander, und wenn Etwas übrig geblieben ist, so schleppen sie es bis in die Dörfer hinein, damit auch die Menschen Etwas zu genießen bekommen. So fahren sie einen Tag und eine Woche fort, bis die Gegend von allen wilden Thieren gereinigt ist; dann gehen sie an einen andern Ort und setzen ihre Jagd in derselben Weise fort."

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, und die Unklarheit der Beobachtung. Gleichwohl habe ich sie hier mittheilen wollen, weil ich es für sehr lehrreich und unterhaltend ansehe, auch die ersten Nachrichten über ein Thier zu berücksichtigen. Ganz anders ist der Bericht von Kolbe, welcher dieselben Thiere an dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkte. Hier heißen sie „wilde Hunde", welche oft in die Dörfer der Hottentotten und in die Häuser der Europäer laufen. Sie fügen dem Menschen kein Leid zu, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie nicht vertrieben werden; denn sie reißen oft 60 bis 100 Stück Schafe nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen ihnen die Eingeweide aus und laufen dann davon.

Nun vergeht eine lange Zeit, bis desselben Thieres wieder Erwähnung geschieht. Erst Burchell fand den Hiänenhund in der Nähe des Kigariep wieder auf und beobachtete ihn vielfach, brachte auch ein Stück lebendig mit nach England. Dieser Forscher, welcher unsern gemalten Hund Jagdhiäne nennt, bestätigt, daß er bei Tage und in Gesellschaft jagt und eine Art von Gebell hören läßt, welches lebhaft an das der Hunde erinnert. Er rühmt auch den Muth und die Munterkeit des Thieres den Hiänen gegenüber, welche nur bei Nacht wie feige Diebe herumschleichen.

Rüppell brachte sieben Stück von seiner ersten afrikanischen Reise mit nach Hause. Er hatte sie in der Bahiudawüste in Südnubien erbeutet. Sie waren dort unter dem Namen Simr wohlbekannt und wurden als sehr schädliche Thiere betrachtet. Man redete ihnen sogar nach, daß sie den Menschen angriffen, obwohl Dies unwahrscheinlich ist. Gewöhnlich lagen sie in der Nähe der Brunnen im Hinterhalt, um auf Antilopen und andere kleine Thiere zu lauern.

Ich selbst habe mich vergeblich bemüht, eines der schönen Thiere habhaft zu werden, obgleich mir wiederholt von seinem Vorhandensein erzählt wurde.

Das Neueste, welches wir über das Leben der in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Thiere haben, berichtet Gordon Cumming, ein sehr eifriger Jäger und guter Beobachter. Er lernte die Steppenhunde im Norden der Kapansiedelung genau kennen. Als er einstmals in einem Versteck bei einer Quelle auf Wild lauerte, sah er ein von vier gemalten Hunden verfolgtes, von Blut triefendes Gnu heranspringen und sich in das Wasser stürzen. Hier machte es Halt und bot den Hunden die Stirn. Alle vier waren an Kopf und Schultern mit Blut bedeckt, ihre Augen glänzten in gieriger Mordlust, und sie wollten eben ihre Beute packen, als Cumming mit dem einen Lauf seiner Doppelbüchse das Gnu, mit dem andern einen Hund niederschoß. Die drei noch übriggebliebenen Steppenhunde begriffen nicht, woher das Unheil gekommen, und umkreuzten äugend und sichernd den Ort; da schoß Cumming einen zweiten an, und alle drei eilten davon. „Diese Hunde", erzählt er, „jagen im Innern der Ansiedelung in Meuten, deren Zahl bis auf sechzig steigt, mit einer ungeheuern Ausdauer, so daß sie selbst die größte und stärkste Antilope ermatten und überwältigen. An die Büffel wagen sie sich, soviel ich weiß, nicht. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es dann augenblicklich zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger, als irgend ein reißendes Thier. Die Weibchen erziehen ihre Jungen in großen Höhlen, die sie in den öden Ebenen graben. Nähert sich der Mensch den Höhlen, so laufen die Hunde weg, ohne ihre Brut zu vertheidigen. Die Verheerung, welche sie unter den Herden der Boers anrichten, sind unglaublich. Sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe, als sie verzehren können. Ihre Stimme ist dreifach verschieden: sehen sie plötzlich einen gefährlich scheinenden Gegenstand, so bellen sie laut; des Nachts, wenn sie in Menge beisammen und durch irgend Etwas aufgeregt sind, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen dabei die Zähne vor Frost klappern; wenn sie sich sammeln, so stoßen sie einen wohlklingenden Laut aus, der etwa so klingt, wie der zweite Laut des

Kukukrufes. Sie behandeln alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinten Kräften und zerreißen die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwiedern die Feindseligkeit mit Ingrimm und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören."

Einst hatte sich Cumming in der Nähe eines Wasserbehälters in mondheller Nacht versteckt, ein Wildebeest niedergestreckt, auch eine Hiäne angeschossen und war eingeschlafen, bevor er wieder geladen. Nach einiger Zeit ward er durch sonderbare Töne geweckt, träumte, daß Löwen ihn umlagerten, erwachte mit einem lauten Schrei und sah sich rings von einer Masse knurrender und zähnefletschender, wilder Hunde umgeben. Sie spitzten die Ohren, streckten die Hälse nach ihm aus, während ein Trupp von ungefähr vierzig in etwas größerer Entfernung hin- und hersprang, ein anderer unter Zank und Streit vom Wildebeest fraß. Cumming erwartete, ebenfalls zerrissen zu werden, sprang aber schnell auf, schwenkte seine Decke und redete die wilde Versammlung mit lauter Stimme an. Dies wirkte. Die Thiere zogen sich weiter zurück und bellten aus Leibeskräften. Er begann zu laden: aber der ganze Schwarm war verschwunden, ehe er Feuer geben konnte.... Noch in derselben Nacht kamen 15 Hiänen, machten sich an das Wildebeest, und am andern Morgen waren von diesem nur noch die größten Knochen übrig. Im Lande der Bakalaharis lief eine Meute wilder Hunde, ein Kudu verfolgend, an Cummings Wagen vorbei und rissen die Antilope ganz nahe bei den Zugochsen, die eben an einer Quelle getränkt wurden, nieder. — Ein geschickter und tüchtiger englischer Jäger versichert, daß die Vortrefflichkeit der Nase und die Jagdfähigkeit der Thiere wahrhaft bewunderungswürdig sei. Eine Meute dieser wilden Hunde übertrifft sogar die bestgeschulten Fuchshunde. Sehr häufig entkommt diesen der Verfolgte, bei den wilden Hunden ist Dies nur äußerst selten oder niemals der Fall. Unser Jäger glaubt die Krone der Jagdfähigkeit den wilden Hunden ertheilen zu können. Er versichert, daß ihre Befähigung zur Jagd eine wirklich außerordentliche ist. Immer sind die Thiere äußerst vorsichtig, wenn sie sich einem wilden Ochsen, Zebra oder einem andern kräftigen Thiere nähern; um so dreister und kühner aber fallen sie über eine Herde von wehrlosen Wiederkäuern her. Sie scheinen besonderes Vergnügen daran zu finden, den Ochsen die Schwänze abzubeißen, und hiermit bringen sie den Thieren nicht blos eine schmerzliche Verletzung bei, sondern verursachen ihnen auch eine große Unbequemlichkeit für spätere Zeiten. Denn das Klima von Afrika ist, wie das aller heißen Länder, geeignet, eine wahrhaft wunderbare Vermehrung lästiger Fliegen zu begünstigen. Und so kommt es, daß der arme Ochse, welcher seinen Wedel verloren, von den Schnaken und anderen beschwingten Schmarotzern im höchsten Grade leiden muß. Aber die Hiänenhunde sind nicht eben vorsichtig im Gebrauch ihrer Zähne, sondern beißen manchmal auch mehr ab, als den Schwanz.

Sehr schade ist es, daß alle Versuche, den prächtigen Hiänenhund zu zähmen, bis jetzt erfolglos geblieben sind. Man hat zwar jung aufgezogene fast gänzlich ihrer Wildheit entwöhnt, und sie sogar dahin gebracht, mit anderen Thieren in Frieden und Freundschaft zu leben, selbst mit dem von ihnen so gehaßten Löwen oder der von ihnen wahrhaft verachteten Hiäne: — allein zu einem eigentlichen Hausthier hat man ihn doch noch nicht umwandeln können. Im Jahre 1859 sah ich zu meiner großen Freude einen sehr schön gehaltenen und fast erwachsenen Steppenhund in einer Thierschaubude in Leipzig. Der Besitzer derselben besaß außer ihm auch noch zwei junge Nilpferde, die ersten, welche nach Deutschland gekommen waren, und bot somit dem Kundigen einen seltenen Genuß. Der Hund ergötzte Jedermann durch seine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Bei meinen vielfachen Besuchen in jener Bude habe ich ihn kaum eine Minute ruhig gesehen. Allerdings konnte er auch nur diejenigen Bewegungen ausführen, welche ihm seine Kette zuließ: allein niemals sprang er in derselben einförmigen Weise hin und her, in welcher sich andere eingesperrte Raubthiere zu bewegen pflegen: er wußte vielmehr die mannichfaltigsten Abwechslungen in seine Sprünge zu bringen. Die Lust, größere Thiere anzugreifen, war bei ihm sehr ausgeprägt; denn so oft sich ihm die Nilpferde näherten oder ihm auch nur einen Theil ihres Körpers näher wandten, versuchte er es,

ſie wenigſtens zu zwicken, da ihm das dicke Fell ſeiner Genoſſen natürlich undurchdringlich war. Aeußerſt ſpaßhaft ſah es aus, wenn er ein Nilpferd am Kopfe angriff. Der ungeſchlachte Rieſe öffnete dann gutmüthig ernſt ſeinen ungeheuern Rachen, als wolle er dem übermüthigen Hund anrathen, ſich in Acht zu nehmen, und dieſer verſuchte es dann auch wirklich nicht, den gar zu gefährlich ausſehenden, aber im Grunde doch ganz harmloſen Waſſerbewohner anzugreifen. Er war ſo gut gezähmt, als er vielleicht gezähmt werden kann, und freute ſich ungemein, wenn ſein Wärter ſich ihm näherte und ihn liebkoſte. Gleichwohl waren die Hände dieſes Mannes über und über mit Bißwunden bedeckt, welche der Hund ihm beigebracht hatte, wahrſcheinlich gar nicht in böſer Abſicht, ſondern eben nur aus reinem Uebermuth und beſonderer Luſt zum Beißen.

Die Betrachtung des lebenden Steppenhundes ließ ſogleich jede Aehnlichkeit zwiſchen ihm und der Hiäne verſchwinden. Schon das kluge, geweckte, muntere und liſtige, ja übermüthige Geſicht des behenden Geſellen zeigte einen ganz andern Ausdruck, als das dumme, ſtörriſche und geiſtloſe der Hiäne. Noch auffallender aber wurde der Unterſchied zwiſchen beiden, wenn man die leichten und zierlichen Bewegungen des Hundes mit denen der Hiäne verglich. Der Hund erſchien auch dem Uneingeweihten gleichſam als ein vollendetes Erzeugniß des freundlichen, hellen Tages, während die Hiäne ein echtes Kind der Nacht in jeder Hinſicht iſt.

Unter den Thieren der Schaubuden finden ſich regelmäßig einige, denen ſich, Dank den vortrefflichen Erläuterungen der erklärenden Thierwärter, die beſondere Aufmerkſamkeit der Schauluſtigen zuzuwenden pflegt! Der Erklärer pflegt dieſe Thiere als wahre Scheuſale darzuſtellen und dichtet ihnen die fürchterlichſten Eigenſchaften an. Mordluſt, Raubgier, Grauſamkeit, Blutdurſt, Hinterliſt und Tücke iſt gewöhnlich noch das Geringſte, was der Mann ihnen, den Hiänen, zuſchreibt. Er lehrt ſie regelmäßig auch noch als Leichenſchänder und Todtenausgräber kennen und erweckt ſicherlich ein gerechtes Entſetzen in den Gemüthern aller naturunkundigen Zuſchauer. Die Wiſſenſchaft hat es bis jetzt noch nicht vermocht, ſolchen Unwahrheiten zu ſteuern; dieſe haben ſich vielmehr allen Belehrungen zum Trotz ſeit uralter Zeit friſch und lebendig erhalten.

Es giebt wenig Thiere, deren Kunde mit ſo vielen Fabeln und abenteuerlichen Sagen ausgeſchmückt worden wäre, als die Geſchichte der Hiänen. Schon die Alten haben die unglaublichſten Sachen von ihnen erzählt. Man behauptete, daß die Hunde Stimme und Sinne verlören, ſobald ſie der Schatten einer Hiäne träfe; man verſicherte, daß die ſcheußlichen Raubthiere die Stimme des Menſchen nachahmen ſollten, um ihn herbeizulocken, dann plötzlich zu überfallen und zu ermorden; man glaubte, daß ein und daſſelbe Thier beide Geſchlechter in ſich vereinige, ja ſelbſt nach Belieben das Geſchlecht ändern und ſich bald als männliches, bald als weibliches Weſen zeigen könne. Das Merkwürdigſte bei der Sache iſt, daß dieſe Fabelei Wiederklang findet bei allen Völkerſchaften, welche die Hiänen kennen lernten. Namentlich die Araber ſind reich an Sagen über die Hiäne. Man glaubt ſteif und feſt, daß Menſchen von dem Genuſſe des Hiänengehirnes raſend werden, und vergräbt den Kopf des erlegten Raubthieres, um böſen Zauberern die Gelegenheit zu übernatürlichen Beſchwörungen zu nehmen. Ja, man iſt ſogar feſt überzeugt, daß die Hiänen ſelbſt nichts Anderes ſind, als verkappte Zauberer, welche bei Tage in Menſchengeſtalt umherwandeln, bei Nacht aber die Hiänenmaske annähmen, allen Gerechten zum Verderben. Ich ſelbſt bin mehrere Male von meinen arabiſchen Dienern herzlich und dringend gewarnt worden, auf Hiänen zu ſchießen, und ſchauerliche Geſchichten wurden mir über die Gewalt der verlarvten, hölliſchen Geiſter mitgetheilt.

„Dieſe verzauberten Menſchen, die von Allah, dem Erhabenen Verdammten", ſo ſagte mir mein Diener Aali, „können durch den bloſen Blick ihres böſen Auges das Blut in den Adern des Gottſeligen zum Stocken und das Herz zum Stillſtehen bringen, die Eingeweide austrocknen und den Verſtand verwirren. Einer unſerer Herrſcher, Churſchid Paſcha, ließ viele von den Dörfern verbrennen, — Gott ſegne ihn dafür! — in denen ſich ſolche Zauberer befanden, und dennoch iſt ihre

Anzahl immer noch groß genug, und sie sind übermächtig, zum Schaden der Gläubigen. Zwar wird sie Allah in den tiefsten Pfuhl der Hölle schleudern: allein während sie leben, thut der Gläubige wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen und den Bewahrer zu bitten, daß er ihn vor den aus seinem Himmel herabgeschleuderten Teufeln in Gnaden bewahre. Jener Fürst starb eines frühen Todes, denn er verfuhr hart gegen alle Zauberer, und wahrlich! — nur der Blick des bösen Auges hat ihn unter die Erde gebracht. Glaube mir, ich selbst war in großer Gefahr; nur der Allmächtige hat mir geholfen und mein Herz gutem Rath geöffnet. Meine Ohren waren bereit, die Stimme des Warners zu meinem Herzen zu führen. Ich wollte mit einem meiner Brüder Jagd anstellen auf jene nächtlichen Geister der Hölle, die sich gar heftig auf dem Leichnam eines Kameles stritten. Allein noch zur rechten Zeit wurde ich durch den Sohn eines weisen Scheich davon abgehalten. „Hört, o Ihr Gläubigen, auf die Stimme der Wesen, welche Ihr für Hiänen haltet; gleicht sie wohl der Stimme eines Thieres? Sicherlich nicht! Gleicht sie nicht vielmehr dem Weherufe eines jammernden Menschen? Gewiß! O, so glaubet mir, daß diese, welche Ihr für Thiere haltet, nichts Anderes, als große Sünder sind, welche über ihre entsetzliche Missethat jammern und klagen. Und wird diese Stimme nicht zugleich dem Gelächter eines Teufels gleich? So glaubet, daß der Verworfene aus ihnen spricht! Wisset, daß von diesen Zauberwesen schon großes Unheil gestiftet worden ist. Ich kenne einen jungen Mann, der eine Hiäne tödtete. Er fühlte sich am andern Tage schon vollkommen entmannt; er war zu einem Weibe gewandelt worden. Ich kenne einen Andern, dessen Gebein von Stunde an vertrocknete, nachdem er einen solchen Zauberer getödtet hatte. Laßt ab, meine Brüder!" Wir thaten es, und die ganze Nacht hindurch hörte ich das Heulen der Hiänen. Es war, als ob sich die Diener des Teufels (Gott schütze uns vor ihm!) gestritten hätten. Das waren keine Thiere, das waren wirkliche Zauberer, das waren die Söhne des Verfluchten. Meine Glieder zitterten vor Schrecken, meine Zunge ward dürr; meine Augen dunkelten, ich schlich mich unter Zagen hinweg und suchte mein Lager. So glaube auch Du mir, daß Du Uebles thust, wenn Du Dein Gewehr auf Jene abfeuerst, die Du für Thiere hältst. Zwar sind sie, die höllischen Zauberer, verflucht und die Söhne des Verfluchten, ihnen wird nie das Glück blühen, sie werden nimmermehr die Freuden des Vaters genießen und besäßen sie einen Harem gleich dem des Sultan; sie werden das Paradies nie zu sehen bekommen, sondern in der tiefsten Nacht der Hölle wimmern und ewig verloren sein: aber dem Frommen ist es nicht zuträglich, sie aufzusuchen, und Dich, o Herr, habe ich als gerechten Mann erkannt; darum vernimm denn meine Warnung!"

Das Märchen und die Sage sucht sich immer seine Gestalten. Ein Thier, von welchem soviel Wunderbares berichtet oder geglaubt wird, muß irgend etwas Absonderliches in seiner Gestalt zeigen. Dies finden wir denn auch bei den Hiänen bestätigt. Sie ähneln den Hunden und unterscheiden sich gleichwohl in jedem Stücke von ihnen. Sie gehören zur ganzen Familie und stehen vereinzelt für sich da. Ihr Anblick ist keineswegs anmuthig, sondern entschieden abstoßend. Alle Hiänen sind häßlich, weil sie eben blos Andeutungen von einer Gestalt sind, welche wir in viel vollendeterer Weise kennen. Einzelne Forscher sehen sie als Zwittergestalten zwischen Hund und Katze an. Wir aber können dieser Anschauung nicht beipflichten, weil die Hiänen eine ganz eigenthümliche Gestalt für sich selbst haben. Der Leib ist gedrungen, der Hals dick, der Kopf stark und die Schnauze kräftig und unschön. Die krummen, vorderen Läufe sind länger, als die hinteren, der Rücken wird dadurch abschüssig, das Thier hinten niederer, als es am Widerrist ist. Die Lauscher sind nur spärlich behaart und unedel geformt, die Seher liegen schief, funkeln unheimlich, sind unstät und zeigen einen abstoßenden Ausdruck. Der dicke, scheinbar steife Hals, die buschig behaarte Lunte, welche nicht über das Fersengelenk hinabreicht, und der lange, lockere, rauhe Pelz, welcher sich längs des Rückens in eine schweineähnliche Borstenmähne verlängert, die düstere, nächtige Färbung der Haare endlich, dies Alles vereinigt sich, den ganzen Eindruck zu einem recht unangenehmen zu machen. Zudem sind alle Hiänen Nachtthiere, besitzen eine widerwärtige, mißtönende, kreischende oder wirklich gräßlich lachende Stimme, sind gierig, gefräßig, verbreiten einen üblen Geruch und haben nur unedle, fast hinkende Bewegungen, offenbaren auch gewöhnlich etwas ganz Absonderliches in ihrem Wesen: — kurz, man kann sie unmöglich schön

nennen. Die vergleichende Forſchung findet noch andere ihnen eigenthümliche Merkmale auf. In dem ſehr kräftigen Gebiß ſind die Schneidezähne ſehr entwickelt, die großen Eckzähne aber plump und kegelförmig, die drei Lückzähne haben ſtarke eingedrückte Kronen. Am Schädel iſt der Schnauzentheil breit und ſtumpf, der Hirnkaſten eng, die Jochbögen und Leiſten ſind ſtark und abſtehend, die Halswirbel, von denen die Alten glaubten, daß ſie zu einem einzigen Stücke verſchmölzen, ſehr kräftig; ſie bieten den hier beſonders entwickelten Muskeln vielfache Anſatzflächen. Mächtige Kaumuskeln, große Speicheldrüſen, die hornigbewarzte Zunge, eine weite Speiſeröhre und eigenthümlich ausgedehnte Drüſen in der Aftergegend kennzeichnen die Thiere noch anderweitig.

Der Verbreitungskreis der Hiänen iſt ein ſehr ausgedehnter. Sie finden ſich in dem größten Theile Süd- und Weſtaſiens bis zum Altai, beſonders häufig ſind ſie jedoch in ganz Afrika, und dieſer Erdtheil iſt deshalb auch als ihr eigentliches Vaterland anzuſehen.

Bei Tage ſieht man ſie nur, wenn ſie durch einen Zufall aufgeſcheucht wurden; freiwillig verläßt keine Hiäne ihren Schlupfwinkel. Die Nacht muß ſchon vollſtändig hereingebrochen ſein, ehe ſie daran denken, ihre Raubzüge zu beginnen. In ſtark bewohnten Gegenden wagen ſie ſich ſelten bis in die Nähe der Menſchen heran; in dünner bevölkerten Landſtrichen aber kommen ſie auf ihren nächtlichen Wanderungen dreiſt bis in das Innere der Ortſchaften herein. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang vernimmt man in den einſamſten Gebirgs- oder Waldgegenden, in der Steppe oder ſelbſt in der Wüſte das Geheul der einzeln oder in kleinen Geſellſchaften herumſchweifenden Thiere. In den Urwäldern Mittelafrikas und namentlich in den Uferwaldungen des blauen Fluſſes bilden dieſe Heuler einen förmlichen Chor; denn ſobald die eine mit ihrem abſcheulichen Nachtgeſange beginnt, ſtimmen die anderen augenblicklich ein. Das Geheul der gewöhnlichen (geſtreiften) Hiäne iſt ſehr mißtönend, aber nicht ſo widerlich, als man geſagt hat. Ich und meine ganze Reiſegeſellſchaft ſind durch daſſelbe ſtets im hohen Grade beluſtigt worden. Das Geſchrei oder Geheul ſelbſt iſt ſehr verſchieden. Heiſere Laute wechſeln mit hochtönenden, kreiſchende mit murmelnden oder knurrenden ab. Dagegen zeichnet ſich das Geheul der gefleckten Art durch ein wahrhaft fürchterliches Gelächter aus, ein Lachen, wie es die gläubige Seele und die rege Phantaſie etwa dem Teufel und ſeinen hölliſchen Geſellen zuſchreibt, ſcheinbar ein Hohnlachen der Hölle ſelbſt. Wer dieſe Töne zum erſten Male vernimmt, kann ſich eines gelinden Schauders kaum entwehren, und der unbefangene Verſtand erkennt in ihnen ſofort einen der hauptſächlichſten Gründe für die Entſtehung der verſchiedenen Sagen über unſere Thiere. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Hiänen mit ihren Nachtgeſängen gegenſeitig zuſammenheulen, und ſoviel iſt ſicher, daß die Muſik augenblicklich in einer Gegend verſtummt, ſobald einer der Heuler irgend welchen Fraß gefunden hat. Beſondere Erſcheinungen, welche Verwunderung erregen oder Schrecken verurſachen, werden von der geſtreiften Hiäne immer mit Geheul, von der gefleckten mit Gelächter begrüßt. So erſchien, als wir in der Neujahrsnacht von 1850 zu 1851 mitten im Urwald am blauen Fluß ein großes Feuer angezündet hatten, um nach unſrer Weiſe das Feſt zu feiern, auf der Höhe des ſteilen Uferrandes mit einem Male eine geſtreifte Hiäne, trat ſo weit vor, daß ſie grell von den Flammen beleuchtet und hierdurch Allen ſichtbar wurde, begann nun ein wahrhaft jämmerliches Geheul, blieb aber ganz feſtſtehen und ſtarrte in das Feuer. Erſt die Antwort, welche wir ihr durch ein ſchallendes Gelächter gaben, vertrieb ſie von ihrem Schauplatz und jagte ſie in das Dunkel der Wälder zurück. Das Hiänengeheul iſt geradezu unzertrennlich von einer Nacht im Urwalde; es iſt immer das tonangebende, und die einzelnen anderen Stimmen ſind gleichſam begleitende; denn die übrigen Raub- oder Nachtthiere des Waldes, wie Löwe, Panther, Elefant, Wolf und Nachteule ſtimmen blos zuweilen in das endloſe Nachtlied der Hiänen.

Solange die Nacht währt, ſind die herumſtreifenden Thiere in ſteter Bewegung, und erſt gegen den Morgen hin ziehen ſie ſich wieder nach ihren Ruheplätzen zurück. In die Städte und Dörfer kommen ſie, nach meinen Beobachtungen, ſelten vor zehn Uhr nachts, dann aber auch ohne Scheu, ſelbſt ohne ſich durch die Hunde beirren zu laſſen. In der Stadt Sennaar am blauen Fluſſe traf ich, von einem Gaſtmahle heimkehrend, um Mitternacht eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von Hiänen

an und hielt sie, weil mich die Thiere sehr nahe an sich herankommen ließen, zuerst für Hunde, bis mich der kreischende, heisere Laut, den die eine ausstieß, belehrte, mit welchen Gästen ich es zu thun hatte. Ein einziger Steinwurf verjagte sie augenblicklich, und sie stoben nun wie dunkle Geister nach allen Seiten hin durch die Straßen der Stadt.

Bei ihren Wanderungen wird die Hiäne ebensowohl durch den Geruch, wie durch das Gehör und Gesicht geleitet. Ein stinkendes Aas versammelt regelmäßig zwei oder mehrere Hiänen. Ebenso werden die häßlichen Gesellen durch eine eingezäunte Herde von Schafen, Ziegen oder Rindern herbeigelockt und umschleichen dann mit lüsternen Blicken, bezüglich mit unheimlich grünlichfunkelnden Augen ärgerlich die dichte Umzäunung, welche sie nicht zu durchdringen vermögen, und setzen durch ihr Geheul die eingeschlossenen Hausthiere in gewaltigen Schreck. Die wachsamen Hunde jener Gegenden treiben sie stets ohne große Mühe zurück; sie sind trefflich eingeschult, augenblicklich nach der Seite hinzustürzen, von welcher ihren Schutzbefohlenen eine Gefahr drohen könnte. Es kommt niemals vor, daß eine Hiäne den muthigen Wächtern Stand hielte; sie ergreift vielmehr immer die Flucht vor der Meute, kommt aber nach sehr kurzer Zeit wieder zurück. Sobald sie eine Beute gewittert hat, verstummt sie und trottet nun, so leise sie kann, — denn zum Schleichen bringt sie es nicht, — in kurzen Absätzen näher und näher, äugt, lauscht und wittert, so oft sie stillsteht, und ist jeden Augenblick bereit, die Flucht wieder zu ergreifen. Die gefleckte Art ist etwas muthiger, als die gestreifte, verhältnißmäßig zu ihrer Größe aber immer noch ganz erbärmlich feig und furchtsam. Alle Hiänen greifen nur Thiere an, welche sich gar nicht wehren, namentlich Schafe, Ziegen, junge Schweine und dergleichen, und auch diese regelmäßig von der Seite. Einen Ochsen oder ein Pferd zerreißen sie äußerst selten, und häufig genug sind Fälle vorgekommen, daß sie sogar ein muthiger Esel in die Flucht geschlagen hat. Sie richten also blos unter den schwächeren Hausthieren Schaden an. In diesem Kreise aber sind die Verwüstungen, welche sie verursachen, sehr bedeutend. Am liebsten ist es ihnen unter allen Umständen, wenn sie ein Aas finden. Um dieses herum beginnt regelmäßig ein Gewimmel, welches kaum zu schildern ist. Sie sind die Geier unter den Säugethieren, und ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft großartig. Dabei vergessen sie alle Rücksichten und auch die Gleichgiltigkeit, welche sie sonst zeigen. Man hört es sehr oft, daß die Fressenden in harte Kämpfe gerathen; es beginnt dann ein Krächzen, Kreischen und Gelächter, daß Abergläubische wirklich glauben können, alle Teufel der Hölle seien los und ledig. Durch die Aufräumung des Aases werden sie nützlich; der Schaden, welchen sie den Herden zufügen, übertrifft jedoch jenen geringen Nutzen weit, weil das Aas auch durch andere, viel bessere Arbeiter aus der Klasse der Vögel und der Kerbthiere weggeschafft werden würde. Im tiefen Innern Afrikas sind die Hiänen noch heutigen Tages die Bestatter der Leichname armer oder unfreier Leute, welche ihnen gleichsam zum Fraße vorgeworfen werden, und noch während der türkischen Herrschaft war es gar nichts Seltenes, daß in Sennar und Obeid während der Nachtzeit menschliche Leichname von den Hiänen gefressen wurden. In Südostafrika graben sie die nur leicht verscharrten Leichen der Hottentotten aus, und hierauf mögen sich alle die bösen Nachreden gründen, an denen sie noch jetzt zu leiden haben. Den Reisezügen durch Steppen und Wüsten folgen sie in größerer oder geringerer Zahl, gleichsam, als ob sie wüßten, daß ihnen aus solchen Zügen doch ein Opfer werden müsse. Im Nothfalle begnügt sich das gefräßige Vieh aber auch mit thierischen Ueberresten aller Art, selbst mit trocknem Leder und dergleichen. Auf den Schlachtplätzen, welche im Innern Afrikas immer vor der Ortschaft liegen, raffen sie das am Boden vertrocknete, stinkende Blut gierig auf und verschlingen dabei häufig eine Menge von Erde oder Straßenschmuz; um die Kothhaufen der Dorfbewohner sieht man sie regelmäßig beschäftigt.

Von der Beute, welche eine Hiäne gefaßt hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt dann wenigstens ein Stück derselben mit, und was sie einmal im Rachen trägt, giebt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonst wie gemißhandelt wird. Vielfach ist hin- und hergestritten worden, ob die Hiänen auch den Menschen angreifen oder nicht. Die gestreifte thut es ganz entschieden nicht, die gefleckte aber greift Kinder oder schlafende Erwachsene wirklich an und schleppt sie mit sich weg; denn ihre Kraft ist so groß, daß sie bequem einen Menschen forttragen

kann. An erwachsene Männer wagt aber auch sie sich wohl nur äußerst selten, und deshalb fürchtet Niemand die leibliche Stärke des Thieres, umsomehr freilich ihre unheilvollen, zauberischen Kräfte.

Um die Zeit, in welcher es die meiste Beute giebt, im Innern Afrikas also zu Anfang der Regenzeit und im Norden im Frühlinge, wölft die Hiäne in einer selbstgegrabenen kunstlosen Röhre oder Felsenhöhle auf den nackten Boden drei, höchstens vier Junge, welche sie, solange diese blind und klein sind, zärtlich liebt und mit vielem Muthe vertheidigt, später aber, nachdem die Jungen größer geworden, feig verläßt, sobald Gefahr droht. Die Jungen haben eine dichte, feine, aschgraue Behaarung mit einem schwarzen Streifen auf der Firste des Rückens, von welcher gleichgefärbte auf die Seite herablaufen, und zwischen denen sich zerstreutstehende Flecken befinden.

Im frühester Kindheit eingefangene Hiänen kann man sehr leicht zähmen und sie halten auch die Gefangenschaft sehr gut und dauernd aus, werden aber meistens im Alter staarblind.

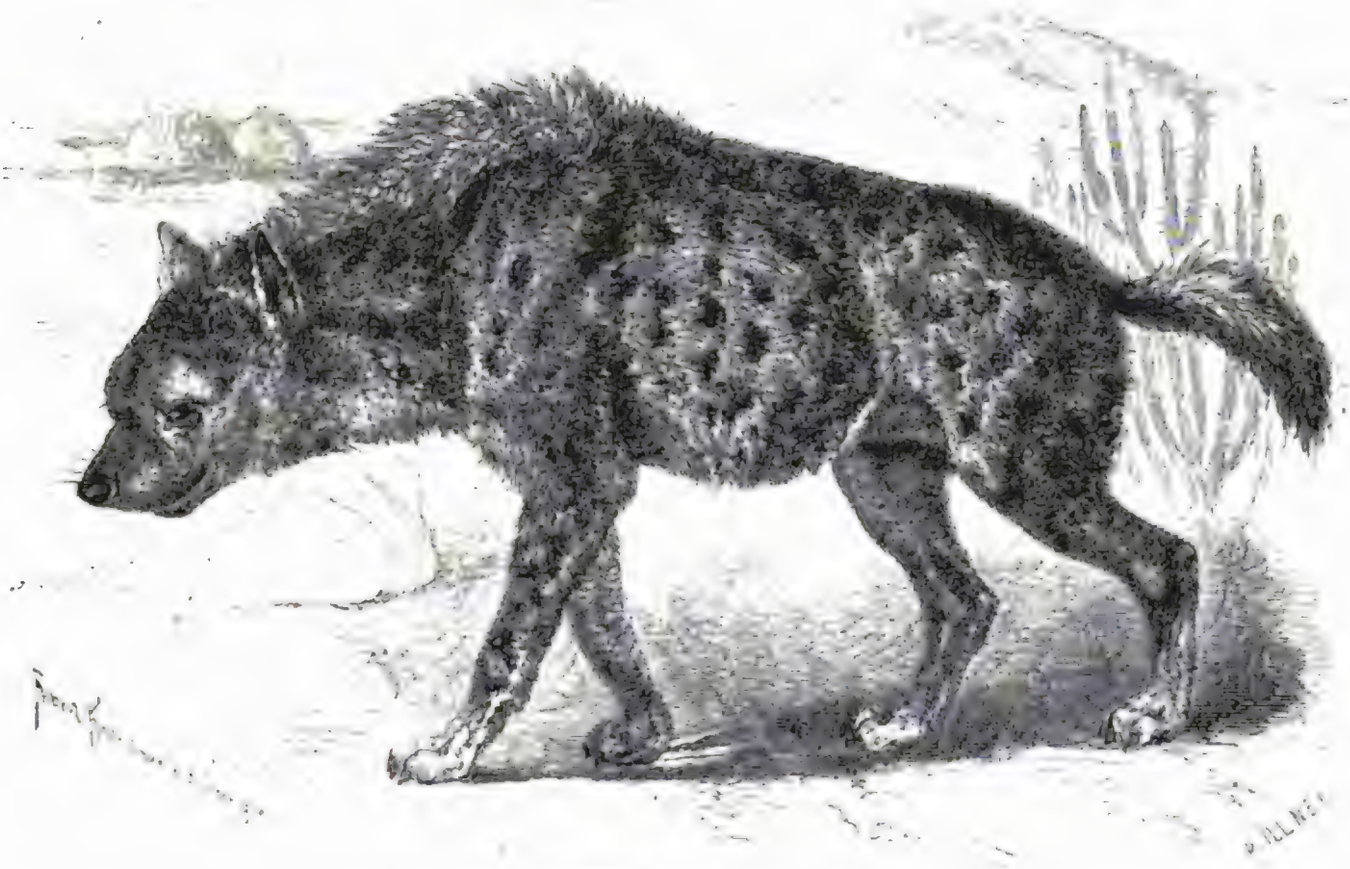
Des Schadens wegen, welchen diese Raubthiere anrichten, werden sie von den europäischen Ansiedlern und auch von einigen andern Völkerschaften ziemlich regelmäßig und lebhaft verfolgt. Man schießt sie, fängt sie in Fallen oder Fallgruben, vergiftet sie und greift sie lebendig. Letztere Fangart wird namentlich in Egypten angewandt, und ich kann sie den übereinstimmendsten Nachrichten vieler glaubwürdigen Männer zufolge verbürgen. Der Hiänenfänger begiebt sich mit einem weißen Teppich an einen Felsspalt des Gebirges, in welchen er Hiänen zu finden hoffen darf, weil ihm derselbe als Schlupfwinkel seit Jahren bekannt ist. Vorsichtig weiterschreitend oder, wenn es eine Höhle ist, kriechend, dringt er nach dem Lager des Thieres vor, bis die grünlichfunkelnden Augen ihm seine Beute verrathen. Sobald er sich nähert, zieht sich die Hiäne zornig schreiend zurück, soweit sie kann. Am hintern Ende der Höhle endlich macht sie Halt, der Fänger nähert sich ihr, wirft ihr den Teppich über den Kopf und sich dann selbst auf ihn und die Hiäne, sucht, das Thier soviel als möglich in denselben zu verwickeln und bringt es dahin, daß der wüthende Nächtling sich im Teppich festbeißt. Dann hat er leichtes Spiel: er bindet die Beine zusammen und wirft schließlich eine Schlinge über den Hals, um daran die Hiäne zu erdrosseln, oder auch blos auf die Schnauze, um diese zuzuschnüren. Ist Dies einmal geschehen, dann wird die Hiäne, so sehr sie sich auch wehrt, leicht wehrlos gemacht. Von den Mahammedanern wird kein einziger Theil einer Hiäne benutzt, weil das ganze Thier mit Recht als unrein gilt. Bei den kriegerischen Stämmen der Wüste hält man es sogar für entehrend, sich mit einer Hiäne in Kampf einzulassen, und jede Waffe, welche gebraucht worden ist, ein solches Thier zu tödten, hat damit in der Meinung der Krieger eine Scharte erhalten, welche niemals wieder ausgewetzt werden kann; sie gilt wenigstens zum fernern Gebrauch der Krieger für unfähig. Deshalb benutzen auch die Araber des Westens, wie Jules Gerard erzählt, eine ganz eigenthümliche Waffe gegen die Hiänen, welche wohl sonst niemals mehr angewendet werden dürfte. Sie fassen nämlich eine Hand voll feuchten Schlamm oder einen ähnlichen Stoff und stellen sich dann vor die liegende Hiäne, strecken ihre Hand aus und sagen spottend: „Sieh, mein Thierchen, wie schön ich dich schmücken will mit dieser Henna!“ (Bekanntlich die rothfärbenden Blätter eines Strauches, welche die arabischen Weiber benutzen, um sich ihre Nägel und inneren Handflächen roth zu färben.) Sobald dann die Hiäne sich erhebt, werfen sie ihr geschickt die Salbe in die Augen, hüllen sie in den Teppich und fesseln sie, bevor sie wieder vollkommen zu Sinnen gekommen ist; dann bringen sie die Beute in ihre Dörfer und überantworten das unglückliche Geschöpf hier den Frauen und Kindern, welche es zu Tode steinigen.

In der Vorwelt waren die Hiänen über einen weit größern Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig, und fanden sich auch in Deutschland ziemlich häufig, wie die vielfach aufgefundenen Knochen der Höhlen- und der Vorweltshiänen hinlänglich beweisen. Gegenwärtig leben, so viel man weiß, vier Arten der Gruppe, von denen drei echte, die vierte aber ein vermittelndes Bindeglied zwischen diesen und den Zibetkatzen ist.

Zu der ersten Sippe gehören die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta), der Strandwolf (Hyaena brunnea) und die gestreifte Hiäne (Hyaena striata). Erstere ist, wie ich bereits bemerkte, die

größte und stärkste der jetzt lebenden, obgleich sie noch lange nicht die Größe der vorweltlichen Höhlenhiäne erreicht. Sie zeichnet sich durch ihren kräftigen Körperbau und den gefleckten Pelz vor der viel häufigern, oder wenigstens viel häufiger zu uns kommenden, gestreiften Hiäne und dem einfarbigen Strandwolf aus. Die Grundfarbe dieses Pelzes ist weißlichgrau, etwas mehr oder weniger ins Fahlgelbe ziehend. Auf dieser finden sich an den Seiten und an den Schenkeln braune Flecken. Der Kopf ist braun, auf den Wangen und auf dem Scheitel röthlich, die Branten sind weißlich; die Standarte ist braun, geringelt und ihre Blume schwarz. Uebrigens wechselt diese Färbung nicht unbedeutend: man findet bald dunklere, bald hellere. Die Leibeslänge des Thieres beträgt über drei und einen halben, ja selbst über vier Fuß, ihre Höhe am Widerrist dritthalben Fuß.

Die gefleckte Hiäne bewohnt das südliche und östliche Afrika vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis zum siebzehnten Grad nördlicher Breite und verdrängt, wo sie sehr häufig vorkommt,



Die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta).

die gestreifte Hiäne fast gänzlich. In Abissinien und Ostsudahn lebt sie mit dieser an gleichen Orten, wird aber nach Süden hin immer häufiger und ist schließlich die einzig vorkommende. In Abissinien ist sie gemein und geht hier in den Gebirgen sogar bis 12,000 Fuß über die Meereshöhe hinauf. Ihre ganze Lebensweise ähnelt der der gestreiften. Sie wird aber ihrer Größe und Stärke halber weit mehr gefürchtet und wohl deshalb auch hauptsächlich als unheilvolles, verzaubertes Wesen betrachtet. Die Araber nennen sie Marrafil. Viele Beobachter versichern einstimmig, daß sie wirklich auch Menschen angreife, namentlich über Schlafende und Ermattete herfallen. Dasselbe behaupten die Abissinier, wie wir von Rüppell erfahren. „Die gefleckten Hiänen," sagt dieser Forscher, „sind von Natur sehr feig, haben aber, wenn sie der Hunger quält, eine unglaubliche Kühnheit. Sie besuchen dann selbst zur Tageszeit die Häuser und schleppen kleine Kinder fort, wogegen

sie jedoch nie einen erwachsenen Menschen angreifen. Oft wissen sie, wenn abends die Herde heimkehrt, eins der letzten Schafe derselben durch einen Sprung zu erhaschen, und meist gelingt es ihnen, trotz der Verfolgung der Hirten, ihre Beute fortzuschleppen. Hunde werden hier nicht gehalten. Die Einwohner fingen für uns mehrere große Hiänen lebendig in Gruben, die in einem von Dornbüschen umgebenen Gange angebracht werden, an dessen Ende eine nach ihrer Mutter blökende Ziege angebunden wird. Man muß sie möglichst bald tödten, weil sie sich sonst einen Ausweg aus dem Gefängnisse wühlen." — Ich habe sie überall nur als feiges, dem Menschen scheu aus dem Wege gehendes Thier kennen gelernt.

Am Kap ist diese Art unter dem Namen Tigerwolf bekannt. „Sie ist dort," sagt Lichtenstein, „bei weitem das häufigste unter allen Raubthieren und findet sich selbst noch in den Schluchten des Tafelberges, so daß die Pächtereien ganz in der Nähe der Kapstadt nicht selten von ihr beunruhigt werden. Sie hält sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten Stellen großer Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Schleichkatzen und Springmäusen auflauert, die an solchen Stellen Wasser, Kühlung oder Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Kapstadt stellen fast jährlich Wolfsjagden an. Es giebt dort mehrere solcher mit Schilfrohr bewachsener Niederungen; eine jede derselben wird umzingelt und an mehreren Stellen unter dem Winde in Brand gesteckt. Sobald die Hitze das Thier zwingt, seinen Hinterhalt zu verlassen, fallen es die ringsum aufgestellten Hunde an, und der Anblick dieses Kampfes ist der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Inzwischen bringen die Hiänen in der Nähe der Stadt weniger Schaden, als Nutzen; sie verzehren manches Aas und vermindern die Zahl der diebischen Paviane und der listigen Ginsterkatzen. Man hört es sehr selten, daß die Hiäne in diesen dichter bewohnten Gegenden ein Schaf gestohlen, denn sie ist scheu von Natur und flieht vor dem Menschen, und man weiß kein Beispiel, daß sie Jemanden angefallen. Den Kopf trägt sie niedrig mit gebogenem Nacken, der Blick ist boshaft und scheu. Fast auf jeder Pächterei findet man in einiger Entfernung von dem Wohnhause eine Hiänenfalle, ein von Stein roh aufgeführtes Gebäude von sechs bis acht Fuß im Geviert mit einer schweren Fallthür versehen, die von innen ganz nach Art einer Mausefalle mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. Aehnliche Fallen werden auch den Pardern gestellt, doch unterscheiden sich diese dann dadurch, daß sie von oben durch aufgelegtes Gebälk geschlossen sind, dahingegen die Wolfsfallen oben offen sind, weil dies Thier weder springt, noch klettert. In manchen Gegenden stellt man den Raubthieren auch wohl Selbstschüsse, die besonders geschickt angelegt sind. Man gräbt nämlich eine tiefe Rinne, in welcher das Gewehr liegt und der Strick bis zu der Lockspeise fortläuft. Diese selbst liegt am Ende der Rinne, da wo sie in einen breiten Graben ausläuft, so daß das Thier nicht anders dazu gelangen kann, als gerade an der Stelle, wohin die Kugel treffen muß. Nur dem listigen und gewandten Schakal gelingt es zuweilen, das Fleisch von der Seite herauszuholen und dem Schusse auszuweichen. In der Gegend von Olifantsrevier pflegt man die Hiänen mit vergiftetem Fleische zu tödten."

Noch zu Sparrmans Zeiten (1780) kamen sie, wie gegenwärtig im Sudahn, in das Innere der Städte und verzehrten hier alle thierischen Abfälle, welche auf den Straßen lagen. Wahrhaft schrecklich sind die Erzählungen, welche Strodtman in seinen südafrikanischen Wanderungen giebt. Er erfuhr, daß die nächtlichen Angriffe dieser Thiere vielen Kindern und Halberwachsenen das Leben kosteten, und seine Berichterstatter hörten in wenigen Monaten von vierzig solchen verderblichen Ueberfällen erzählen. Die Mambukis, ein Kafferstamm, behaupten, daß die Hiäne Menschenfleisch jeder andern Nahrung vorziehe. Ihre Häuser haben die Gestalt eines Bienenkorbes von achtzehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser. Der Eingang ist ein enges Loch und führt zunächst in eine rinnenförmige Abtheilung, welche des Nachts zur Bewahrung der Kälber dient, und erst innerhalb dieser Abtheilung befindet sich ein erhöhter Raum, auf welchem die Familie zu ruhen pflegt. Hier schlafen die Mambukis, im Kreise um ein Feuer herumgelagert. Die eingedrungenen Hiänen sind nun, wie man

versichert, immer zwischen den Kälbern hindurchgegangen, haben das Feuer umkreist und die Kinder unter der Decke der Mütter so leise herausgezogen, daß die unglücklichen Eltern ihren Verlust erst dann erfuhren, als das Wimmern des von dem Unthiere gepackten Kindes aus einer Ferne zu ihnen gelangte, wo Rettung nicht mehr möglich war. Shepton, welcher diese Geschichten verbürgt, bekam ein Paar Kinder zur Heilung, welche von dem Raubthiere fortgeschleppt und fürchterlich zugerichtet, glücklicher Weise aber ihm dennoch wieder abgejagt worden waren. Das eine der Kinder war ein zehnjähriger Knabe, das andere ein achtjähriges Mädchen. Schlingen, Gruben und Selbstschüsse werden nach diesem Bericht nur mit geringem Erfolge angewendet, weil die listigen Hiänen die Fallen merken und ihnen ausweichen. — Ich habe Grund, diesen Bericht für übertrieben zu halten.

Die gefleckte Hiäne ist diejenige Art, mit welcher sich die Sage am meisten beschäftigt. Viele Sudahnesen behaupten, daß die Zauberer blos ihre Gestalt annehmen, um ihre nächtlichen Wanderungen zum Verderben aller Gläubigen auszuführen. Die häßliche Gestalt und die schauderhaft lachende Stimme der gefleckten Hiäne wird die Ursache dieser Meinung gewesen sein. Auch wir müssen dieser Hiäne den Preis der Häßlichkeit zugestehen. Unter sämmtlichen Raubthieren ist sie unzweifelhaft die mißgestaltetste, garstigste Erscheinung, und dazu kommen nun noch die geistigen Eigenschaften, um das Thier gewissermaßen verhaßt zu machen. Sie ist dümmer, böswilliger und roher, als ihre gestreifte Verwandte, obwohl sie bei ihrer grenzenlosen Feigheit sich vermittelst der Peitsche bald bis zu einem gewissen Grade zähmen läßt. Wie es scheint, erreicht sie jedoch niemals die Zahmheit der gestreiften Art, denn die Kunststücke in Thierschaubuden sind eben nicht maßgebend zur Beurtheilung hierüber, und andere Leute, als solche herumziehende Thierkundige, machen sich schwerlich das Vergnügen, sich mit der gefleckten Hiäne zu beschäftigen. Sie ist allzuhäßlich, zu ungeschlacht und zu unliebenswürdig im Käfig! Stundenlang liegt sie auf ein und derselben Stelle, wie ein Klotz; dann springt sie empor, schaut unglaublich dumm in die Welt hinaus, reibt sich an den Stäben ihres Käfigs und stößt von Zeit zu Zeit ihr abscheuliches Gelächter aus, welches, wie man zu sagen pflegt, durch Mark und Bein dringt. Mir hat es immer scheinen wollen, als wenn dieses eigenthümliche und im höchsten Grade widerwärtige Geschrei eine gewisse Wollust des Thieres ausdrücken sollte; wenigstens benahm sich die lachende Hiäne dann auch in anderer Weise so, daß man Dies annehmen konnte.

Der Strandwolf zeichnet sich namentlich durch seine lange, rauhe, breit zu beiden Seiten herabhängende Rückenmähne vor seinen übrigen Verwandten aus. Die Färbung seiner überhaupt langen Behaarung ist einförmig dunkelbraun bis auf wenige braun und weiß gewässerte Punkte an den Beinen. Die Haare der Rückenmähne sind im Grunde weißlichgrau, übrigens schwärzlichbraun gefärbt. Der Kopf ist dunkelbraun und grau, die Stirn schwarz mit weißer und röthlichbrauner Sprenkelung. Er ist bedeutend kleiner, als die gefleckte Hiäne, und wird höchstens so groß, wie die gestreifte Art.

Das Thier bewohnt den Süden von Afrika und zwar gewöhnlich die Nähe des Meeres. Es ist überall weit weniger häufig, als die gefleckte Hiäne, lebt so ziemlich wie diese, jedoch hauptsächlich von Aas, zumal von solchem, welches vom Meere an den Strand geworfen wird. Wenn den Strandwolf der Hunger quält, fällt er auch die Herden an und wird deshalb ebenso gefürchtet, als die anderen Arten. Man glaubt, daß er weit listiger sei, als alle übrigen Hiänen, und versichert, daß er sich nach jedem Raube weit entferne, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen.

Die gestreifte Hiäne endlich ist das uns wohlbekannte Mitglied der Thierschaubuden. Sie kommt, weil sie uns am nächsten wohnt und überall gemein ist, auch am häufigsten zu uns und wird gewöhnlich zu den beliebten Kunststücken abgerichtet, welche man in Thierbuden zu sehen bekommt und welche, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, weit gefährlicher aussehen, als sie sind. Das Thier ist so bekannt, daß eine Beschreibung desselben kaum nöthig ist oder sich mindestens auf wenige Worte beschränken läßt. Der Pelz ist rauh, straff und ziemlich langhaarig, seine Färbung ein gelbliches Weißgrau, auf welchem sich schwarze Querstreifen finden. Die Mähnenhaare haben ebenfalls

ſchwarze Spitzen, und der Vorderhals iſt nicht ſelten ganz ſchwarz, die Standarte iſt bald einfarbig, bald geſtreift, der Kopf iſt dick, die Schnauze verhältnißmäßig dünn, obgleich immer noch plump genug, die aufrechtſtehenden Lauſcher ſind groß und ganz nackt. Drei Fuß, etwas mehr oder weniger, iſt das gewöhnliche Maß der Leibeslänge.

Dieſe Hiäne iſt wohl die verbreitetſte unter allen, wenigſtens geht ſie von der Sierra Leona an quer durch Afrika und faſt ganz Aſien hindurch bis zum Altai. Sie iſt nirgends ſelten, an menſchenleeren Orten ſogar außerordentlich häufig, aber ſie iſt auch die am wenigſten ſchädliche unter allen und wird deshalb wohl nirgends beſonders gefürchtet. In ihrer Heimat giebt es gemeiniglich ſoviel Aas oder wenigſtens Knochen, daß ſie nur ſelten durch den Hunger zu kühnen Angriffen auf lebendige Thiere gezwungen wird. Ihre Feigheit überſteigt alle Grenzen; doch kommt auch ſie in das Innere der Dörfer herein und in Egypten ſchon wenigſtens bis ganz nahe an dieſelben heran. Auf dem Aaſe, welches wir auslegten, um ſpäter Geier auf ihm zu ſchießen, erſchienen des Nachts regelmäßig Hiänen und wurden uns deshalb ſehr läſtig. Wenn wir im Freien raſteten, kamen ſie häufig bis in das Lager geſchlichen, und mehrmals haben wir von unſerer Lagerſtätte aus, ohne aufzuſtehen, auf ſie feuern können. Bei einem Ausfluge nach dem Sinai erlegte mein Freund Heuglin eine geſtreifte Hiäne vom Lager aus mit Hühnerſchroten. Trotz ihrer Zudringlichkeit fürchtet ſich kein Menſch vor ihr, und ſie wagt auch wirklich niemals, auch nur Schlafende anzugreifen. Ebenſowenig gräbt ſie Leichen aus, und deshalb eben iſt ſie an den ſchauerlichen Erzählungen, welche man in Schaubuden von ihr hört, vollkommen unſchuldig. In ihrer Lebensweiſe ähnelt ſie übrigens den vorhin genannten Arten vollſtändig und iſt auch deshalb nicht beſonders zu ſchildern; dagegen kann ich aus eigener Erfahrung Einiges über gezähmte mittheilen, welche ich in Afrika längere Zeit beſaß.

Wenige Tage nach unſerer erſten Ankunft in Charthum kauften wir zwei junge Hiänen für zehn Groſchen unſers Geldes. Die Thierchen hatten etwa die Größe eines halb erwachſenen Dachshundes und waren noch mit ſehr weichem, feinen, dunkelgrauen Wollhaar bedeckt. Sie hatten ſchon eine Zeitlang die Geſellſchaft der Menſchen genoſſen, waren aber noch ſehr ungezogen. Wir ſperrten ſie in einen Stall, und hier beſuchte ich ſie täglich. Der Stall war dunkel; ich ſah deshalb beim Hineintreten gewöhnlich nur vier grünliche Punkte in irgend einer Ecke leuchten. Sobald ich mich nahete, begann ein eigenthümliches Fauchen und Kreiſchen, und wenn ich unvorſichtig nach einem der Thierchen griff, wurde ich regelmäßig tüchtig in die Hand gebiſſen. Schläge fruchteten im Anfange wenig, jedoch bekamen die jungen Hiänen mit zunehmendem Alter mehr und mehr Begriffe von der Oberherrſchaft, welche ich über ſie erſtrebte, bis ich ihnen eines Tages ihre und meine Stellung vollkommen klar zu machen ſuchte. Mein Diener hatte ſie gefüttert, mit ihnen geſpielt und war ſo heftig von ihnen gebiſſen worden, daß er ſeine Hände in den nächſten vier Wochen nicht gebrauchen konnte. Die Hiänen hatten inzwiſchen das Doppelte ihrer frühern Größe erreicht und konnten deshalb auch eine derbe Lehre vertragen. Ich beſchloß, ihnen dieſe zu geben, und indem ich bedachte, daß es weit beſſer ſei, eines dieſer Thiere todtzuſchlagen, als ſich der Gefahr auszuſetzen, von ihnen erheblich verletzt zu werden, prügelte ich ſie beide ſo lange, bis keine mehr fauchte oder knurrte, wenn ich mich ihnen wieder näherte. Um zu erproben, ob die Wirkung vollſtändig geweſen ſei, hielt ich ihnen eine halbe Stunde ſpäter die Hand vor die Schnauzen. Eine beroch dieſelbe ganz ruhig, die andere biß und bekam von neuem ihre Prügel. Denſelben Verſuch machte ich noch einmal an dem nämlichen Tage, und die ſtöckiſche biß zum zweiten Male. Sie bekam alſo ihre dritten Prügel, und dieſe ſchienen denn auch wirklich hinreichend geweſen zu ſein. Sie lag elend und regungslos in dem Winkel und blieb ſo während des ganzen folgenden Tages liegen, ohne Speiſe anzurühren. Etwa 24 Stunden nach der Beſtrafung ging ich wieder in den Stall und beſchäftigte mich nun längere Zeit mit ihnen. Jetzt ließen ſie ſich Alles gefallen und verſuchten gar nicht mehr, nach meiner Hand zu ſchnappen. Von dieſem Augenblicke an war Strenge bei ihnen nicht mehr nothwendig; ihr trotziger Sinn war gebrochen und ſie beugten ſich vollkommen unter meine Gewalt. Nur ein einziges Mal noch mußte ich das Waſſerbad bei ihnen anwenden, bekanntlich das allerbeſte Zähmungsmittel wilder Thiere überhaupt.

Hyänen und Schakals.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir hatten nämlich eine dritte Hiäne gekauft, und diese mochte ihre schon gezähmten Kameraden wieder verdorben haben; indessen bewiesen sie sich nach dem Bade, und nachdem sie von einander getrennt worden waren, wieder ganz freundlich und liebenswürdig.

Nach Verlauf eines Vierteljahres, vom Tage der Erwerbung an, konnte ich mit ihnen spielen, wie mit einem Hunde, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Mißhandlung von ihnen zu erleiden. Sie gewannen mich mit jedem Tage lieber und freuten sich ungemein, wenn ich zu ihnen kam. Dabei benahmen sie sich, nachdem sie mehr, als halberwachsen waren, höchst sonderbar. Sobald ich in den Raum trat, fuhren sie unter fröhlichem Geheul auf, sprangen an mir in die Höhe, legten mir ihre Vorderpranken auf beide Schultern, schnüffelten mir im ganzen Gesicht herum, hoben endlich ihre Standarte steif und senkrecht empor und schoben dabei den umgestülpten Mastdarm gegen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll weit aus dem After heraus. Diese Begrüßung wurde mir stets zu Theil, und ich konnte bemerken, daß der sonderbarste Theil derselben jedesmal ein Zeichen ihrer freudigsten Erregung war.

Wenn ich sie mit mir auf das Zimmer nehmen wollte, öffnete ich den Stall und beide folgten mir; die dritte hatte ich in Folge eines Anfalles ihrer Raserei todtgeschlagen. Wie etwas zudringliche Hunde sprangen sie wohl hundert Mal an mir empor, drängten sich zwischen meinen Beinen hindurch und beschnüffelten mir Hände und Gesicht. In unserm Gehöft konnte ich so mit ihnen überall herumgehen, ohne nur befürchten zu müssen, daß eine oder die andere ihr Heil in der Flucht suchen würde. Später habe ich sie in Kairo an leichten Stricken durch die Straßen geführt zum Entsetzen aller gerechten Bewohner derselben. Sie zeigten sich so anhänglich, daß sie ohne Aufforderung mich zuweilen besuchten, wenn einer meiner Diener es vergessen hatte, die Stallthüre hinter sich zu verschließen. Ich bewohnte den zweiten Stock des Gebäudes, der Stall befand sich im Erdgeschoß. Dies hinderte die Hiänen aber gar nicht; sie kannten die Treppen ausgezeichnet und kamen regelmäßig auch ohne mich in das Zimmer, welches ich bewohnte. Für Fremde war es ein ebenso überraschender, als spaßhafter Anblick, uns beim Theetisch sitzen zu sehen. Jeder von uns hatte nämlich eine Hiäne zu seiner Seite, und diese saß so verständig, ruhig auf ihrem Hintern, wie ein wohlerzogener Hund bei Tische zu sitzen pflegt, wenn er um Nahrung bettelt. Letzteres thaten die Hiänen auch und zwar bestanden ihre zarten Bitten in einem höchst leisen, aber ganz heiserklingenden Kreischen und ihr Dank, wenn sie sich aufrichten konnten, in der vorhin erwähnten Begrüßung oder wenigstens in einem Beschnüffeln der Hände.

Sie verzehrten Zucker leidenschaftlich gern, fraßen aber auch Brod und zumal solches, welches wir mit Thee getränkt hatten, mit vielem Behagen. Ihre gewöhnliche Nahrung bildeten Hunde, welche wir für sie erlegten. Die große Menge der im Morgenlande herrenlos herumschweifenden Hunde machte es uns ziemlich leicht, das nöthige Futter für sie aufzutreiben; doch durften wir niemals lange an einem Orte verweilen, weil wir sehr bald von den Thieren bemerkt und von ihnen gemieden wurden. Auch während der dreihundert Meilen langen Reise von Charthum nach Kairo, welche wir allen Stromschnellen des Nils zum Trotze in einem Boote zurücklegten, wurden unsere Hiänen mit herrenlosen Hunden gefüttert. Gewöhnlich bekamen sie blos den dritten oder vierten Tag zu fressen; einmal aber mußten sie freilich auch acht Tage lang fasten, weil es uns ganz unmöglich war, ihnen Nahrung zu schaffen. Da hätte man nun sehen sollen, mit welcher Gier sie über einen ihrer getödteten Familienverwandten herfielen. Es ging wahrhaft lustig zu: sie jauchzten und lachten laut auf und stürzten sich dann wie rasend auf ihre Beute. Wenige Bisse rissen die Bauch- und Brusthöhle auf, und mit wahrer Wollust wühlten die schwarzen Schnauzen in den Eingeweiden herum. Eine Minute später erkannte man keinen Hiänenkopf mehr, man sah blos zwei dunkle, unregelmäßiggestaltete und über und über mit Blut und Schleim befleisterte Klumpen, welche sich immer von neuem wieder in das Innere der Leibeshöhle versenkten und frisch mit Blut getränkt auf Augenblicke zum Vorschein kamen. Niemals hat mir die Aehnlichkeit der Hiänen mit den Geiern größer scheinen wollen, als während solcher Mahlzeiten. Sie standen dann in keiner Hinsicht hinter den Geiern zurück, sondern übertrafen sie womöglich noch in ihrer entsetzlichen Freßgier. Eine halbe Stunde nach Beginn ihrer Mahlzeiten fanden

wir regelmäßig von den Hunden blos noch den Schädel und die Lunte, alles Uebrige, auch die Läufe mit, waren gefressen worden, wie Haare und Haut, Fleisch und Knochen. Sie fraßen alle Fleischsorten mit Ausnahme des Geierfleisches. Dieses verschmähten sie hartnäckig, selbst wenn sie sehr hungrig waren, während die Geier selbst es mit größter Seelenruhe verzehrten. Ob sie, wie behauptet wird, auch das Fleisch ihrer eignen Brüder fressen, konnte ich nicht beobachten; ich bezweifle es aber, aus dem eben angeführten Beispiele folgernd. Fleisch blieb immer ihre Lieblingsspeise, und Brod schien ihnen nur als Leckerbissen zu gelten.

Unter sich hielten meine Gefangenen gute Freundschaft. Manchmal spielten sie lange Zeit nach Hundeart miteinander, knurrten, kläfften, grunzten, sprangen übereinander weg, warfen sich abwechselnd nieder, balgten und bissen sich u. s. w. War eine von der andern längere Zeit entfernt gewesen, so entstand jedesmal großer Jubel, wenn sie wieder zusammenkamen; kurz, sie bewiesen deutlich genug, daß auch Hiänen heiß und innig lieben können.

Der Erdwolf oder die Zibethiäne (Proteles Lalandii) stellt sich als ein echtes Bindeglied zwischen den Hiänen und den Schleichkatzen dar und gilt deshalb mit Recht als Vertreter einer eignen Sippe. In seiner äußern Erscheinung ähnelt das im Ganzen noch wenig beobachtete Thier auffallend der gestreiften Hiäne; denn es hat dieselben hohen Vorderbeine, denselben abschüssigen Rücken, dieselbe Rückenmähne und denselben buschigen Schwanz; nur die Schnauze ist etwas gestreckter und spitziger, die Ohren sind größer, und die Vorderpfoten tragen einen kurzen Daumen nach Art der Afterzehen bei manchen Hunden. Das Gerippe zeigt im Ganzen das entschiedenste Hiänengepräge, doch weicht der Bau des Schädels hiervon ab und noch mehr das Gebiß, welches geradezu einzig dasteht in der ganzen Reihe der Raubthiere. In jeder Backzahnreihe sind nämlich blos vier Zähne vorhanden, welche so klein sind, daß immer einige im Zahnfleische stecken bleiben. Es fehlt dem Thiere deshalb nicht blos der ächte Reißzahn, sondern auch der Mahlzahn, und es kann eigentlich dem Gebiß nach gar nicht kauen. Die übrigen Merkmale erinnern lebhaft an die der Schleichkatzen, und wie diese, hat der Erdwolf eine Zibetspalte am After.

Bis jetzt ist die Zibethiäne die einzige bekannt Art ihrer Sippe. Ihre Länge beträgt $2^1/_2$ Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz, welcher aus weichem Wollhaar und langen, starken Grannen besteht, ist blaßgelblich gefärbt mit schwarzen Seitenstreifen. Der Kopf ist schwarz mit gelblicher Mischung; die Schnauze, das Kinn und der Augenring sind dunkelbraun, die Ohren innen gelblichweiß, außen braun, die Unterseite weißlichgelb und die Endhälfte des Schwanzes schwarz. Vom Hinterkopfe an längs des ganzen Rückens bis zur Schwanzwurzel verlängern sich die Grannen zu einer Mähne, welche in dem buschigen Schwanze ihre Fortsetzung findet. Diese Mähne ist schwarz und ebenfalls gelblich gemischt. Die Seiten der Schnauze sind sehr kurz behaart, die Schnurren aber lang und stark, die Nasenkuppe und der Nasenrücken sind nackt.

Der Erdwolf ist ein Bewohner des Kaplandes. Er wurde schon von früheren Reisenden mehrfach erwähnt, doch erst von Isidor Geoffroy genauer beschrieben. Den lateinischen Artnamen erhielt er zu Ehren seines Entdeckers, wenn auch dessen Begleiter, Verreaux, das Meiste von dem Wenigen mittheilt, was wir über die Lebensweise des Thieres wissen. Sparrmann meint unter seinem grauen Schakal, mit welchem die holländischen Ansiedler am Vorgebirge der guten Hoffnung das Thier zu bezeichnen pflegen, wahrscheinlich die Zibethiäne. Levaillant fand im Lande der Namaken nur die Felle zu Mänteln verarbeitet, ohne das Thier selbst erlangen zu können. Seine Begleiter nannten ihm den Erdwolf aber später als einen der nächtlichen Besucher seines Lagers, da sie dessen Stimme von der der gefleckten Hiänen und der Schakale unterschieden.

Aus allen Angaben, welche sich auf unser Thier beziehen lassen, geht hervor, daß es nächtlich lebt und sich bei Tage in Bauen verbirgt, welche mit denen unserer Füchse Aehnlichkeit haben, aber ausgedehnter sind und von mehreren Erdwölfen zugleich bewohnt werden. Verreaux trieb die drei, welche von der Gesellschaft erlegt wurden, mit Hilfe seines Hundes aus einem Baue heraus,

wenn auch nicht aus derſelben Röhre. Sie erſchienen mit zornig geſträubter Rückenmähne, Ohren und Schwanz hängend, und liefen ſehr ſchnell davon, einer ſuchte ſich auch in aller Eile wieder einzugraben und bewies dabei eine merkwürdig große Fertigkeit. Die Unterſuchung des Baues ergab, daß alle Röhren in Verbindung ſtanden und zu einem großen Keſſel führten, welcher wohl zeitweilig die gemeinſame Wohnung für Alle bilden mochte. Der genannte Beobachter giebt an, daß die Nahrung unſerer Thiere hauptſächlich aus Lämmern beſtände, daß ſie aber auch ab und zu ein Schaf überwältigten und tödteten, von ihm aber hauptſächlich blos den fetten Schwanz verzehrten. Wenn Dies der Fall iſt, würden ſie allerdings kein ſtarkes Gebiß brauchen. Das übrige Leben des Erdwolfs iſt vollkommen unbekannt.

Der Erdwolf (Proteles Lalandii).

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Verbreitungskreis weiter reicht, als man gewöhnlich annimmt. Wenigſtens hat de Joannis in Nubien eine Zibethiäne todt gefunden, welche der am Kap lebenden vollkommen gleich zu ſein ſchien.

* * *

Die Familie der Schleichkatzen (Viverrae), zu welcher der Erdwolf uns führt, unterſcheidet ſich von allen bisher genannten Raubthieren durch ihren langgeſtreckten, dünnen, runden Leib, welcher auf niedrigen Beinen ruht, durch den langen, dünnen Hals und verlängerten Kopf, ſowie durch den langen, meiſt hängenden Schwanz. Die Augen ſind gewöhnlich klein, die Ohren bald größer, bald kürzer, die Füße meiſt fünfzehig und die Krallen faſt immer zurückziehbar. Neben dem After befinden

ſich zwei oder mehrere Drüſen, welche beſondere, aber ſelten wohlriechende Flüſſigkeiten abſondern und dieſe zuweilen in einer eigenthümlichen Drüſentaſche aufſpeichern.

Im allgemeinen ähneln die Schleichkatzen unſeren Mardern, welche ſie in den ſüdlicheren Ländern der alten Welt vertreten. Sie haben einen ähnlichen Leibesbau, dieſelbe Gewandtheit und Raubluſt und denſelben Blutdurſt, wie die echten Marder, kurz, ſie ähneln ihnen leiblich und geiſtig. Beide Familien unterſcheidet hauptſächlich das Gebiß, welches bei den Schleichkatzen ſchärfer und ſpitzzackiger iſt und zwei Kauzähne im Oberkiefer enthält, während bei den Mardern blos einer vorhanden iſt. Die einen wie die anderen beſitzen ein echtes Raubthiergebiß mit großen, ſchlanken, ſchneidigen Eckzähnen, kleinen Schneidezähnen und zackigen, ſpitzen Lück- und Backzähnen. Die Wirbelſäule beſteht aus einunddreißig Wirbeln, von welchen dreizehn oder funfzehn Rippen tragen, der Schwanz enthält zwanzig bis vierunddreißig Wirbel.

Die Schleichkatzen ſind in ihrer Verbreitung ziemlich beſchränkt. Sie bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen amerikaniſchen Art, welche ſich aber auch weſentlich von den übrigen unterſcheidet, den Süden der alten Welt, alſo vorzugsweiſe Afrika und Aſien. In Europa finden ſich nur zwei Arten der Familie, und zwar ausſchließlich in den Ländern des Mittelmeeres, die eine nur in Spanien. Die Sippen erſchienen bereits in der Vorzeit auf der Erdoberfläche, zeigten jedoch vormals keine Manchfaltigkeit; wenigſtens hat man bis jetzt aus dieſer Familie nur ſparſame und unvollkommene Reſte ſehr ähnlicher Arten gefunden. In der gegenwärtigen Schöpfung zeichnen ſie ſich durch großen Formenreichthum aus, wie die Marder, und zwar auf weit beſchränkterem Gebiet, als dieſe. Ihre Aufenthaltsorte ſind ſo verſchieden, wie ſie ſelbſt. Manche wohnen in unfruchtbaren, hohen, trockenen Gegenden, in Wüſten, Steppen, auf Gebirgen oder in den dünn beſtandenen Waldungen des waſſerarmen Afrikas und Hochaſiens, andere ziehen die fruchtbarſten Niederungen, zumal die Ufer von Flüſſen oder Rohrdickichte, allen übrigen Orten vor; dieſe nähern ſich den menſchlichen Anſiedelungen, jene ziehen ſich ſcheu in das Dunkel der dichteſten Wälder zurück; die einen führen ein Baumleben, die anderen halten ſich blos auf der Erde auf; einige gehen ſogar auf kurze Zeit ins Waſſer. Felsſpalten und Klüfte, hohle Bäume und Erdlöcher, welche ſie ſich ſelbſt graben oder anderen Thieren abjagen, dichte Gebüſche ꝛc. bilden ihre Behauſung und Ruheorte während derjenigen Tageszeit, welche ſie der Erholung widmen. Die meiſten ſcheinen vollkommene Nachtthiere zu ſein; eine nicht unbedeutende Anzahl aber treibt ſich auch bei Tage umher, zumal an Orten, wo ſie von den Menſchen nicht eben behelligt werden. Nur höchſt wenige ſind träge, langſam und etwas ſchwerfällig, die größere Menge zeichnet ſich durch Behendigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen aus. Die langſamen treten beim Gehen mit der ganzen Sohle auf, die ſchnelleren ſind echte Zehengänger und haben daher auch behaarte Sohlen. Viele klettern ſehr geſchickt, und faſt alle ſind wenigſtens fähig, ſchiefſtehende Bäume zu erſteigen. Ihre Sinne ſind ſehr ſcharf, zumal die drei edleren, Geſicht, Gehör und Geruch. So ſind ſie ganz geeignet, das Räuberhandwerk zu betreiben, und wirklich finden ſie blos in den eigentlichen Mardern ebenbürtige Genoſſen. Sämmtliche Schleichkatzen ſind im höchſten Grade räuberiſch und blutgierig und fallen alle Thiere an, welche ſie zu bewältigen glauben. Kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, ſowie Kerfe der verſchiedenſten Art dürften wohl ihre Hauptnahrung ausmachen, nicht wenige aber nähren ſich auch von Lurchen, Fiſchen und Krebſen. Die Gewandtheit und der Muth, mit welchem einige ſich in Kämpfe mit den giftigſten Schlangen einlaſſen, hat ſie von Alters her berühmt gemacht bei allen Völkern, welche ſie kannten, und einzelne Arten haben zu den merkwürdigſten Fabeln Veranlaſſung gegeben. Ohne Unterlaß ſchweifen ſie während ihres Wachſeins in ihrem Gebiete umher und durchſpähen und unterſuchen jede Ritze, jeden Spalt, jede Höhlung, das Feld oder die Baumdickung, Rohrwälder oder Geröllhalden, welche ihnen Nahrung verſprechen könnten. Während der Ruhe liegen ſie dagegen meiſt in eine Kugel zuſammengerollt in ſtiller, beſchaulicher Zurückgezogenheit, gewöhnlich da, wo ſie der Morgen überraſcht, da nur wenige einen beſtimmten Aufenthaltsort haben. Ihre Stimme iſt bald ein heiſeres und dumpfes Knurren, bald ein ſcharfes, eintöniges Pfeifen, bald ein ſehr wechſelvolles Geſchrei.

Merkwürdig ist der ziemlich starke Moschusgeruch, welchen viele Arten verbreiten. Derselbe stammt aus den erwähnten nahe am After gelegenen Drüsen, und rührt von einer öligen oder fettigen, schmierigen und wohlriechenden Masse her, welche sich in dem Drüsenbeutel absetzt und uns unter dem Namen Zibet bekannt ist. Die stärkere oder schwächere Absonderung dieser Flüssigkeit hängt mit der geschlechtlichen Thätigkeit zusammen.

Wie bei den übrigen Raubthieren, schwankt auch unter den Schleichkatzen die Zahl der Jungen ziemlich erheblich; soviel man etwa weiß, zwischen Eins bis Sechs. Die Mütter lieben ihre Brut überaus zärtlich; aber bei einer oder einigen Arten nimmt auch der Vater wenigstens am Erziehungsgeschäfte Theil. Die Jungen können durchschnittlich leicht gezähmt werden und zeigen sich dann ebenso zutraulich und gutmüthig, wie die Alten bissig, wild und störrisch. Sie halten die Gefangenschaft leicht aus, und manche Arten werden deshalb in gewissen Gegenden in großer Menge zahm gehalten, damit ihre kostbare Drüsenabsonderung leichter gewonnen werden kann. Andere verwendet man mit Erfolg zur Kammerjagd.

Im Ganzen mag der Nutzen, welchen die Schleichkatzen bringen, den durch sie verursachten Schaden aufwiegen. In ihrer Heimat fallen ihre Räubereien nicht so ins Gewicht; der Nutzen aber, welchen sie auch freilebend durch Wegfangen schädlichen Ungeziefers bringen, wird um so mehr anerkannt, und dieser Nutzen war denn auch Ursache, daß eines unserer Thiere im hohen Alterthume von dem merkwürdigen Volke Egyptens für heilig erklärt und von Jedermann hoch geachtet wurde.

Die kleine Gruppe der eigentlichen Zibetkatzen (Viverra) erinnert in ihrem ganzen Wesen noch lebhaft an den Erdwolf. Ihr Leibesbau ist der der ganzen Familie. Der Körper ist leicht und gestreckt, die Beine sind aber ziemlich hoch und die Füße haben fünf Zehen mit halb einziehbaren Krallen; die Sohlen sind ganz behaart. Die Ohren sind stumpf, die Zunge ist mit scharfen Warzen besetzt; der lange Schwanz kann nicht eingerollt werden. Ganz eigenthümlich ist die große Drüsentasche zwischen dem After und den Geschlechtstheilen. Die Thiere sind gegenwärtig besonders über Asien und Afrika verbreitet, waren aber in der Vorwelt auch in Europa heimisch. In allen ihren Bewegungen sind sie behend und gewandt, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung viel Anmuthiges und Zierliches hat. Ihre Nahrung theilen sie ebenfalls mit ihrer ganzen Familie. So räuberisch und bissig sie aber sind, so leicht lassen sich doch die meisten zähmen, und dann bringen sie noch heutigen Tags durch den heilkräftigen und von allen morgenländischen und afrikanischen Völkerschaften hochgepriesenen Zibet großen Nutzen. Diesen liefern hauptsächlich zwei Arten, welche ich deshalb auch den übrigen voranstellen will. Es sind die Civette und die Zibete, oder die afrikanische und die asiatische Zibetkatze.

Erstere (Viverra Civetta) hat ungefähr die Größe eines mittelgroßen Hundes, aber ein mehr katzenartiges Aussehen und steht in ihrem gesammten Bau zwischen einem Marder und einer Katze mitten inne. Der gewölbte, breite Kopf trägt eine etwas spitze Schnauze, kurz zugespitzte Ohren und schiefgestellte Augen mit runder Pupille. Der Leib ist gestreckt, aber nicht besonders schmächtig, sondern einer der kräftigsten in der ganzen Familie. Der Schwanz ist mittellang oder etwa von halber Körperlänge. Die Beine sind mittelhoch und die Sohlen ganz behaart; der Pelz ist dicht, grob und locker, doch nicht besonders lang, aber durch eine aufrichtbare, ziemlich lange Mähne ausgezeichnet, welche sich über die ganze Firste des Halses und Rücken zieht und selbst auf dem Schwanze noch sichtbar ist. Ihre Grundfarbe ist ein schönes Aschgrau, welches bisweilen ins Gelbliche fällt. Von ihr zeichnen sich zahlreiche runde und eckige, schwarzbraune Flecken ab, welche die allerverschiedenste Gestalt und Größe haben, auf den Seiten des Körpers bald der Länge nach, bald der Quere an einander gereiht sind und auf den Hinterschenkeln deutliche Querstreifen bilden. Der Bauch ist heller, als die Oberseite, und die schwarzen Flecken sind hier weniger deutlich begrenzt. Die Rückenmähne ist schwarzbraun; der Schwanz, welcher an der Wurzel noch ziemlich dick behaart ist, hat etwa sechs bis

ſieben ſchwarze Ringe und endigt in eine ſchwarzbraune Spitze. An jeder Seite des Halſes befindet ſich ein langer, viereckiger, ſchräg von oben nach hinten laufender großer, weißer Flecken, welcher oben und hinten durch eine ſchwarzbraune Binde begrenzt und durch einen ſchwarzbraunen Streifen in zwei gleiche Theile zertrennt wird. Die Naſe iſt ſchwarz, die Schnauze an der Spitze weiß und in der Mitte vor den Augen hellbraun, während Stirn- und Ohrengegend mehr gelblichbraun und das Genick hinter den Ohren noch heller gefärbt iſt. Ein großer ſchwarzbrauner Flecken befindet ſich unter jedem Auge und läuft über die Wangen nach der Kehle hin, welche er faſt ganz einnimmt. Der Leib des Thieres hat etwa zwei Fuß drei Zoll, der Schwanz dagegen blos einen Fuß zwei Zoll Länge; die Höhe am Widerriſt beträgt elf und einen halben Zoll.

Die Heimat der Civette iſt Afrika und zwar hauptſächlich der weſtliche Theil deſſelben, nämlich Ober- und Niederguinea. Von dort aus hat man ſie weiter und weiter verbreitet. Auch im Oſten Afrikas kommt ſie, obgleich einzeln vor, wenigſtens iſt ſie den Sudahneſen unter dem Namen „Sobaht" recht gut bekannt. Wohl die wenigſten dieſer Thiere findet man gegenwärtig noch im Zuſtande der Wildheit; ſie leben vielmehr ſchon ſeit alten Zeiten in der Gefangenſchaft, und nur hier können ſie ſich dem Menſchen nützlich machen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Alten unſer Thier gemeint haben, wenn ſie von der „wohlriechenden Hiäne" ſprechen, obſchon es mit jenem Raubthiere nur geringe Aehnlichkeit hat.

Die Civette oder afrikaniſche Zibetkatze (Viverra Civetta).

Gegenwärtig findet man die Civette in ziemlicher Anzahl in Abiſſinien, Nubien und Egypten als Hausthier; denn in allen dieſen Ländern trifft man ſie wild nirgends an. In Guinea ſoll ſie trockene, ſandige und unfruchtbare Hochebenen und Gebirge bewohnen, welche mit Bäumen und Sträuchern bewachſen ſind.

Wie die meiſten Arten ihrer ganzen Familie, iſt ſie mehr Nacht-, als Tagethier. Den Tag verſchläft ſie; abends geht ſie auf Raub aus, und dabei ſucht ſie alle kleinen Säugethiere und Vögel, welche ſie bewältigen kann, zu beſchleichen oder zu überraſchen. Namentlich die Eier der Vögel ſollen ihre Leibſpeiſe bilden, und man behauptet, daß ſie im Aufſuchen der Neſter ein großes Geſchick zeige und dieſer Lieblingsnahrung wegen auch die Bäume beſteige. Im Nothfalle frißt ſie auch Lurche, ja ſelbſt Früchte und deren Wurzeln. Das iſt beinahe Alles, was wir von dem Freileben des Thieres wiſſen.

In der Gefangenſchaft hält man ſie in beſonderen Ställen oder Käfigen und füttert ſie mit Fleiſch, beſonders aber mit Geflügel. Wenn ſie jung eingefangen wird, erträgt ſie nicht nur die Ge-

Digitized by Google

fangenſchaft weit beſſer, als wenn ſie alt erbeutet würde, ſondern wird auch ſehr zahm und zutraulich. Schon Bélon erzählt, daß der florentiniſche Geſandte in Alexandrien ein zahmes Zibetthier beſeſſen habe, welches mit den Menſchen ſpielte und dieſelben in die Naſe, Ohren und Lippen kniff, ohne ſie zu beißen, fügt aber hinzu, daß Dies eine ſehr große Seltenheit ſei und blos dadurch möglich geworden wäre, daß man das Thier ſehr jung erlangt habe. Alt Eingefangene ſind nicht leicht zu zähmen, ſondern bleiben immer wild und biſſig. Sie ſind ſehr reizbar und heben ſich im Zorn nach Art der Katzen empor, ſträuben ihre Mähne und ſtoßen einen heiſern Ton aus, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Knurren des Hundes hat. Der heftige Moſchusgeruch, welchen das gefangene Thier verbreitet, macht es für nervenſchwache Menſchen geradezu unerträglich.

Im Pflanzengarten zu Paris beſaß man eine Civette fünf Jahre lang. Sie roch beſtändig nach Biſam, und wenn ſie gereizt wurde, beſonders ſtark. Dann fielen ihr kleine Stücke Zibet aus dem Beutel, während ſie dieſen ſonſt blos aller vierzehn bis zwanzig Tage entleerte. Im freien Zuſtande ſucht das Thier dieſe Entleerung dadurch zu bewirken, daß es ſich an Bäumen oder Steinen reibt. Im Käfig drückt es ſeinen Beutel oft gegen die Stäbe deſſelben. Der Beutel iſt es, welcher die Aufmerkſamkeit des Menſchen dem Thiere verſchafft hat. Der Zibet diente als Arzneimittel und wird gegenwärtig noch als ſehr wichtiger Stoff verſchiedenen Wohlgerüchen beigeſetzt. Selbſt die Bewohner der Binnenländer Afrikas und Aſiens haben eine außerordentliche Vorliebe für dieſen ſtarkriechenden Stoff, und deshalb macht auch die Zibetkatze nicht ſelten den ganzen Reichthum mancher Kaufleute aus. In früherer Zeit war es beſonders die Stadt Euphras in Abiſſinien, welche den Hauptſitz des Zibethandels bildete, und manche Kaufleute hielten nicht weniger als dreihundert Stück unſers Thieres, um eine hinreichende Ausbeute zu gewinnen. Aber auch in Liſſabon, Neapel, Rom, Mantua, Venedig und Mailand, ja ſelbſt in manchen Städten Deutſchlands und beſonders in Holland wurde die Civette zu gleichem Zwecke in den Häuſern gehalten.

Alpinus ſah in Kairo die Civetten in eiſernen Käfigen bei mehreren Juden. Man gab den Gefangenen viel Fleiſch, damit ſie möglichſt viel Zibet ausſcheiden und gute Zinſen tragen ſollten. In ſeiner Gegenwart drückte man Zibet aus, und er mußte für eine Drachme vier Dukaten zahlen. Der Geruch, welchen die Thiere verbreiteten, war ſo heftig, daß man in den Zimmern, welche die Schleichkatzen beherbergten, nicht verweilen konnte, ohne davon Kopfſchmerzen zu bekommen.

Um den Zibet zu erhalten, bindet man das Thier mit einem Stricke an den Käfig feſt, ſtülpt mit den Fingern die Aftertaſche um, und drückt die Abſonderung der Drüſen aus den vielen Abführungsgängen heraus, welche in jene Taſche münden. Den an den Fingern klebenden, ſchmierigen Saft ſtreift man mittelſt eines Löffels ab und beſtreicht den Drüſenſack mit Milch von Kokusnüſſen oder auch mit Milch von Thieren, um der Schleichkatze den Schmerz zu ſtillen, welchen ſie beim Ausdrücken erleiden mußte. In der Regel nimmt man jedem Thiere zweimal in der Woche ſeinen Zibet und gewinnt dabei jedesmal etwa ein Quentchen. Im friſchen Zuſtande iſt es ein weißer Schaum, welcher dann braun wird und Etwas von ſeinem Geruche verliert. Der meiſte kommt nur verfälſcht in den Handel, und auch der echte muß noch mancherlei Bearbeitung durchmachen, ehe er zum Gebrauch geeignet iſt. Anfänglich iſt er z. B. ſtets mit Haaren gemengt und ſein Geruch ſo ſtark, daß man Uebelkeiten bekommt, wenn man nur geringe Zeit ſich damit zu ſchaffen macht. Um ihn nun zu reinigen, ſtreicht man ihn auf die Blätter des Betelpfeffers auf, zieht die feinen beigemengten Haare aus, ſpült ihn mit Waſſer ab, wäſcht ihn hierauf in Citronenſaft und läßt ihn endlich an der Sonne trocknen. Dann wird er in Zinn- oder Blechbüchſen verwahrt und ſo verſendet. Die beſte Sorte kommt von der aſiatiſchen Zibetkatze und zwar von Buro, einer der Molucken. Auch der javaneſiſche Zibet ſoll beſſer ſein, als der bengaliſche und afrikaniſche. Doch beruht wohl dies Alles auf dem Grade der Reinigung, welchen der Stoff erhalten hat. Gewöhnlich liefern die Männchen weniger, aber beſſern Zibet, als die Weibchen.

Gegenwärtig hat der Zibethandel bedeutend abgenommen, weil der Moſchus mehr und mehr dem Zibet vorgezogen wird.

Bis jetzt haben ſich die Weisheitspriester vergeblich bemüht, den Nutzen dieſer Drüſenabſonderung für das Thier zu erklären. Daß es ſeinen Zibet nicht in derſelben Weiſe benutzt, wie das amerikaniſche Stinkthier, welches, wie wir ſpäter kennen lernen werden, ſeinen hölliſchen Geſtank zur Abwehr ſeiner Feinde anwendet, ſteht wohl feſt. Warum und wozu es ihn ſonſt gebrauchen könnte, iſt aber nicht wohl einzuſehen; denn auch diejenige Erklärung, welche die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat und annimmt, daß die Zibetkatze mit ihrem wohlriechenden After kleine Säugethiere an ſich heranlocke, kann nicht bewieſen werden. Im Ganzen kann es uns übrigens ziemlich gleichgiltig ſein, den wahren Grund ſolcher Begabung zu kennen oder nicht; viel wichtiger wäre es, wenn wir etwas Genaueres über die Lebensweiſe unſers Thieres ſowohl im Freien, wie in der Gefangenſchaft, und namentlich über ſeine Fortpflanzung erfahren könnten. Aber merkwürdiger Weiſe ſind alle Natur-

Die aſiatiſche Zibetkatze (Viverra Zibetha).

geſchichten hierüber ſo leer, als ſie nur ſein können, und man muß ſich billig wundern, daß auch die Laien ein ſo merkwürdiges und nützliches Thier ſo wenig gewürdigt haben. Ich ſelbſt hatte nur einmal Gelegenheit, die afrikaniſche Zibetkatze zu beobachten. Der Hamburger Thiergarten erhielt ein Paar Junge, deren Betragen für das ältere Thiere erklärlicher Weiſe nicht maßgebend ſein kann. Sie waren ſtill und langweilig, verſchliefen den ganzen Tag, kamen erſt ſpät abends zum Vorſchein und lagen vor Sonnenaufgang bereits wieder in ihrem Neſte. Gelegentlich eines Streites erbiß die eine die andere, und dieſe erlag den erhaltenen Wunden ebenfalls — leider ſchon wenige Tage nach beider Erwerbung.

Faſt genau Daſſelbe, was ich über die eigentliche Civette ſagen konnte, gilt auch für die echte oder aſiatiſche Zibetkatze (Viverra Zibetha). Früher hielten ſie Viele nur für eine Abänderung der afrikaniſchen Art. Sie iſt jedoch von dieſer nicht blos durch die Farbezeichnungen unterſchieden, ſondern zeigt auch mancherlei Abweichungen von ihr in Bezug auf die Geſtalt. Ihr Kopf iſt ſpitzer, die Ohren ſind länger, der Leib iſt ſchmächtiger, als bei der Civette, und die Behaarung bildet nirgends eine Mähne. Ihre Grundfärbung iſt ein Bräunlichgelb, von welchem ſich eine große Anzahl dicht

Digitized by Google

ſtehende, verſchiedenartig geſtaltete und einigermaßen in Querreihen geordnete, dunkel roſtrothe Flecken abheben. Auf dem Rücken fließen dieſe Flecken zu einem breiten, ſchwarzen Streifen zuſammen, an den Seiten erſcheinen ſie ſehr verwiſcht. Der Kopf iſt bräunlich mit Weiß gemengt, und letztere Farbe bildet auch auf der Oberlippe und unter den Augen Flecken. Die Außenſeite der Ohren iſt braun, Kehle und Kinn ſind bräunlich und der Bauch weißlich. Vier ſchwarze regelmäßige Längsſtreifen laufen über den Nacken und einer von den Schultern herab nach dem Halſe, welcher bei manchem Thiere aber auch einfach gelblichweiß und dunkelgefleckt erſcheint. Die Füße ſind rothbraun, und der Schwanz hat neun bis zehn dunkelroſtfarbige Ringe, welche nach oben zuſammenfließen und ſich mit den Längsſtreifen verbinden. Die Schwanzſpitze iſt ſchwarz. Ein ausgewachſenes Thier hat zwei Fuß fünf Zoll Körperlänge und beſitzt einen funfzehn Zoll langen Schwanz. Die Höhe am Widerriſt beträgt etwa einen Fuß.

Die aſiatiſche Zibetkatze bewohnt hauptſächlich Oſtindien und ſeine Inſeln und wurde durch die Malaien ſehr weit, ja ſelbſt bis nach Arabien verbreitet. Sie lebt im Freien ſowohl, wie in der Gefangenſchaft genau wie die vorige; ſie zeigt ſich, wie dieſe, bei Tage ſchläfrig, bei Nacht aber munter. Man ſagt, daß ſie leichter zu zähmen ſei, als die Civette, doch iſt Dies keineswegs erwieſen. Im Uebrigen wiſſen wir über ſie ebenſo wenig, wie über ihre Verwandte.

Die Raſſe (Viverra indica).

Eine Schleichkatze, welche man in der Neuzeit öfters in Thiergärten zu ſehen bekommt, iſt die Raſſe (Viverra indica). Sie iſt bedeutend kleiner, als die vorſtehend Beſchriebenen; denn ihre Leibeslänge beträgt nicht viel über einen Fuß, die Schwanzlänge etwas weniger. Ihr ſehr ſchmaler Kopf mit den verhältnißmäßig großen Ohren zeichnen ſie aus. Der rauhe Pelz iſt graugelbbräunlich oder ſchwarz gewäſſert, reihenweiſe dunkel gefleckt. Der Schwanz iſt mehrfach geringelt.

Die Raſſe bewohnt einen großen Theil Indiens und ſie wird außerdem in Java, Sumatra und auf anderen ſüdaſiatiſchen Inſeln gefunden, ſoll auch in China vorkommen. Der Name iſt indiſchen Urſprungs und ſoll ſoviel als „Schnupperthier“ bedeuten. In ihrer Heimat ſteht ſie in ſehr hohem Anſehen wegen des von den Malaien in der ausgedehnteſten Weiſe benutzten Zibets. Man verwendet dieſen wohlriechenden Stoff, den man mit anderen duftigen Dingen verſetzt, nicht blos zum Beſprengen der Kleider, ſondern auch zur Herſtellung eines für europäiſche Naſen geradezu unerträglichen Geruches in Zimmern und auf Betten. Die Raſſe wird in Käfigen gehalten, mit Reis und Piſang, oder zur Abwechslung mit Geflügel gefüttert und regelmäßig ihres Zibets beraubt, indem man ſie gewaltſam gegen die Latten des Käfigs andrückt und ihre Zibetdrüſe mit einem entſprechend

geformten Löffel aus Bambusrohr entleert. Bis zum Gebrauch bewahrt man den Zibet dann unter Waſſer auf. Nach reichlicher Fütterung von Piſang ſoll er beſonders wohlriechend werden.

Eigentlich zahm wird die Raſſe nicht. Sie verträgt zwar die Gefangenſchaft längere Zeit, fügt ſich in ihr Los aber niemals mit Geduld und läßt ihre Tücken und Mucken nicht. Ich habe ſie wiederholt in verſchiedenen Thiergärten geſehen und ein Paar ſelbſt längere Zeit gehalten. Sie iſt ein überaus ſchmuckes, bewegliches, gelenkes, biegſames und gewandtes Geſchöpf, welches ſeinen Leib drehen und wenden, zuſammenziehen und ausdehnen kann, daß man bei jeder Bewegung ein anderes Thier zu ſehen glaubt. Ihre gewöhnliche Haltung iſt die der Katzen, an die ſie überhaupt vielfach erinnert. Sie geht ſehr hochbeinig, ſetzt ſich wie Katzen oder Hunde, erhebt ſich oft nach Nagerart auf die Hinterbeine und macht ein Männchen. Ihre feine Naſe iſt ohne Unterlaß in Bewegung. Sie beſchnüffelt Alles, was man ihr vorhält und beißt ſofort nach den Fingern, welche ſie als fleiſchige, alſo freßbare Gegenſtände erkennt. Auf lebende Thiere aller Art ſtürzt ſie ſich mit Gier, packt ſie mit dem Gebiß, würgt ſie ab, wirft ſie vor ſich hin, ſpielt eine Zeitlang mit den Todten und verſchlingt ſie dann ſo eilig, als möglich. Ihre Stimme iſt ein ärgerliches Knurren nach Art der Katzen, auch faucht ſie ganz wie dieſe. Im Zorn ſträubt ſie ihr Fell, ſo daß es ganz borſtig ausſieht, und verbreitet einen ſehr heftigen Zibetgeruch.

Der Liſang (Viverra gracilis).

Die Raſſe iſt ein Nachtthier, welches nur in den Morgen- und Abendſtunden ſich lebendig zeigt. Durch Vorhalten von Nahrung kann man ſie freilich jeder Zeit munter machen, und namentlich ein in ihren Käfig gebrachter lebender Vogel oder eine Maus erweckt ſie augenblicklich. Doch legt ſie ſich dann immer bald wieder auf ihr weiches Heulager hin, wenn ihrer mehrere ſind, dicht neben einander, wobei ſie ſich gegenſeitig mit den Schwänzen bedecken. Ein Pärchen pflegt ſich ſehr gut zu vertragen; gegen andere Thiere aber zeigt ſie ſich höchſt unfriedfertig. Auf Katzen und Hunde, welche man ihr vorhält, fährt ſie mit Ingrimm los. Aber auch, wenn viele ihres Gleichen zuſammengeſperrt werden, giebt es ſelten Frieden im Raume. Eine Geſellſchaft dieſer Thiere, welche ich im Thiergarten von Rotterdam beobachtete, lag fortwährend im Streite. Eine hatte das Schlupfhäuschen im Käfig eingenommen und fauchte, ſobald ſich eine ihrer Gefährtinnen demſelben nahete; eine andere, welche an heftigen Krämpfen litt und dabei kläglich ſtöhnte, wurde von den übrigen zuerſt aufmerkſam betrachtet, hierauf berochen und endlich wüthend gebiſſen.

Den Liſang oder Dilungdung (Viverra — Lisang — gracilis) kann man als Uebergangsglied von den eigentlichen Zibetthieren zu den Ginſterkatzen anſehen; denn er vereinigt die Leibesgeſtalt Beider in ſich. Sein ſpitzer Kopf und der faſt körperlange Schwanz, ſowie endlich das Gebiß zeichnen

ihn aus. Im Oberkiefer ſteht jederſeits nur ein eigentlicher Kauzahn, und die Backenzähne haben ſehr ſcharfe Nebenzacken. Auch der Liſang iſt ein äußerſt zierlich gebautes, ſchlankes und ſchmuckes Thier. Seine Länge beträgt faſt 1¼ Fuß, die des Schwanzes einen Fuß. Die Grundfärbung des ſehr weichen und feinen Pelzes iſt ein lichtes Grau oder Gelblichweiß mit ſchwarzbraunen Flecken und Binden ohne regelmäßige Anordnung. Vier Querbinden liegen auf dem Rücken und verlaufen nach den Seiten. Hinter dem Auge entſpringt ein Streifen, welcher, in Flecken getheilt, über den Schultern und an den Seiten des Leibes ſich fortſetzt. Die Beine ſind außen gefleckt und der Schwanz hat ſieben große Ringe und ein gelblichweißes Ende.

Der Liſang bewohnt die dunkelen Wälder von Java und Malakka, iſt nicht eben häufig und in ſeinen Sitten ſo gut als nicht bekannt.

Die Sippe der **Ginſterkatzen** (Genetta), wird durch einen ſehr geſtreckten Leib, den kahlen Längsſtreifen auf den Sohlen, die fünfzehigen Vorder- und Hinterfüße, den langen Schwanz und die mittelgroßen Ohren gekennzeichnet. In der Aftergegend befindet ſich noch eine ſeichte Drüſentaſche, von welcher zwei beſondere Abführungsgänge am Rande des Afters münden. Die Zehen ſind lang und die Krallen können vollkommen zurückgezogen werden.

Die Ginſterkatze (Genetta vulgaris).

Die bekannteſte Art iſt die **Ginſterkatze** (Genetta vulgaris), die einzige in Europa vorkommende Art ihrer Sippe und mit einer **Manguſte** Vertreter ihrer ganzen Familie. Sie hat im allgemeinen noch ziemlich viel Aehnlichkeit mit den echten Zibetkatzen, und auch die Färbung iſt faſt dieſelbe. Ihr Körper erreicht eine Länge von zwanzig Zoll, der Schwanz mißt ſechzehn, die Höhe am Widerriſt beträgt fünf bis ſechs Zoll. Ihr Leib iſt außerordentlich ſchlank und der Kopf klein, hinten breit und durch die ſehr lange Schnauze ausgezeichnet. Die kurzen Ohren ſind breit und ſtumpf zugeſpitzt. Die Augen haben eine echte Katzenpupille, welche bei Tage nur wie ein Spalt erſcheint. Die Beine ſind ſehr kurz, und die Zehen haben große, zurückziehbare Krallen. Die Afterdrüſe iſt ſehr ſeicht und ſondert nur in geringer Menge eine fette, ſchmierige, ſtark nach Moſchus riechende Feuchtigkeit ab. Der Pelz iſt kurz, dicht und glatt. Seine Grundfärbung iſt ein ins Gelbliche ſich ziehendes Hellgrau. Längs der Seiten des Leibes verlaufen jederſeits vier bis fünf Längsreihen verſchiedenartig geformter Flecke von ſchwarzer, ſelten röthlichgelb gemiſchter Farbe. Ueber die obere Seite des Halſes ziehen ſich vier nicht unterbrochene Längsſtreifen, welche aber im Verlauf ſehr veränderlich ſind. Kehle und Unterhals ſind lichtgrau, und der obere Leib iſt noch heller gefärbt. Die dunkelbraune Schnauze hat einen lichten Streifen über dem Naſenrücken und einen Fleck vor den Augen, ſowie einen kleinen über denſelben, und die Spitzen des Oberkiefers ſind weiß. Der Schwanz iſt ſieben bis acht Mal weiß geringelt und endet in eine ſchwarze Spitze.

Das eigentliche Vaterland des äußerſt zierlichen und dabei doch ſo raub- und mordluſtigen, biſſigen und muthigen Thierchens iſt Afrika, und namentlich ſind es die Länder des Atlas. Allein es kommt auch im ſüdlichen Europa vor und zwar vorzugsweiſe in Spanien und im ſüdlichen Frankreich. Hier iſt ſie freilich eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Schon in Spanien iſt ſie ein ſtändiger Be-

wohner geeigneter Aufenthaltsorte, obgleich man ihr nur höchſt ſelten begegnet. Sie bewohnt die wald- und baumloſen Gebirge ebenſowohl, als die bewaldeten, und kommt auch in die Ebenen herab. Feuchte Orte in der Nähe der Quellen und Bäche, buſchreiche Gegenden, ſehr zerklüftete Bergwände und dergleichen ſind die bevorzugten Aufenthaltsörter. Hier ſtöbert ſie der einſame Jäger zuweilen auch bei Tage auf; gewöhnlich aber iſt ſie wegen der Gleichfärbigkeit ihres Felles mit dem Geklüft oder auch mit der bloßen Erde ſelbſt ſo raſch verſchwunden, daß er nicht zum Schuſſe kommt. Sie ſchlängelt ſich wie ein Aal, aber mit der Gewandtheit eines Fuchſes, zwiſchen den Steinen, Pflanzen, Gräſern und Büſchen hin und iſt nach wenig Minuten von dieſen vollſtändig verborgen.

Weit öfters würde man dem Thiere zur Nachtzeit begegnen, wenn man dann ſeine Lieblingsorte aufſuchen wollte. Erſt ziemlich lange nach Sonnenuntergang und jedenfalls nach vollkommen eingetretener Dämmerung erſcheint es und gleitet nun unhörbar von Stein zu Stein, von Buſch zu Buſch, ſcharf nach allen Seiten hin witternd und lauſchend und immer bereit, auf das geringſte Zeichen hin, welches ein lebendes Thierchen giebt, dasſelbe mörderiſch zu überfallen und abzuwürgen. Kleine Nagethiere, Vögel und deren Eier, ſowie Kerbthiere bilden ihre Nahrung, und ſie weiß dieſelben auch aus dem beſten Verſteck herauszuholen. Ihre Bewegungen ſind ebenſo anmuthig und zierlich, als behend und gewandt. Ich kenne kein einziges Säugethier weiter, welches ſich ſo, wie ſie, mit der Biegſamkeit der Schlange, aber auch mit der Schnelligkeit des Marders zu bewegen verſteht. Unwillkürlich reißt die Vollendung ihrer Beweglichkeit zur Bewunderung hin. Es ſcheint, als ob ſie tauſend Gelenke beſäße. Bei ihren Ueberfällen gleitet ſie unhörbar auf dem Boden hin; plötzlich aber ſpringt ſie mit gewaltigem Satze auf ihre Beute los, erfaßt dieſelbe mit unfehlbarer Sicherheit, würgt ſie unter beifälligem Knurren ab und beginnt dann mit der Mahlzeit. Beim Freſſen ſträubt ſie den Balg, als ob ſie beſtändig befürchten müſſe, ihre Beute wieder zu verlieren. — Auch das Klettern verſteht ſie ausgezeichnet, und ſelbſt im Waſſer weiß ſie ſich zu behelfen.

Ueber ihre Fortpflanzung im Freien iſt Nichts bekannt. An Gefangenen aber hat man beobachtet, daß das Weibchen nur ein Junges wirft; dieſe Zahl dürfte jedoch ſchwerlich mit der eines Wurfes von wildlebenden Müttern übereinſtimmen.

Die Ginſterkatze läßt ſich ſehr leicht zähmen; denn ſie iſt gutmüthig und ſehr ſanft. Doch verſchläft ſie faſt den ganzen Tag und kommt erſt in der Nacht zum Vorſchein. Mit ihres Gleichen verträgt ſie ſich gut; ſie wickelt ſich oft während des Schlafes mit anderen ihrer Art in einen förmlichen Klumpen zuſammen. Zank und Streit kommt zwiſchen zwei Ginſterkatzen nicht vor; man darf ſogar verſchiedene Arten deſſelben Geſchlechts zuſammenſperren.

In der Berberei benutzt man ſie und noch mehr ihre Verwandte, die blaſſe Ginſterkatze, in derſelben Weiſe wie unſere Hauskatze, als Vertilger der Ratten und Mäuſe. Man verſichert, daß ſie jenem Geſchäfte mit großem Eifer und Geſchick vorzuſtehen und ein ganzes Haus in kurzer Zeit von Ratten und Mäuſen zu ſäubern verſtünde. Ihre Reinlichkeit macht ſie zu einem angenehmen Geſellſchafter, ihr Zibetgeruch iſt jedoch für europäiſche Naſen faſt zu ſtark, und ſie weiß nach kurzer Zeit dem ganzen Hauſe dieſen Geruch in einer derartigen Stärke mitzutheilen, daß man es dann kaum auszuhalten vermag. Ihr Fell liefert ein gutes, geſuchtes Pelzwerk, welches man zu Muffen verwendet. Nach dem Siege Karl Martells über die Sarazenen, im Jahre 732 bei Tours, erbeutete man eine ganze Menge Kleider, welche mit jenem Pelze verſehen waren, und man ſoll dann, wie Pennant erzählt, einen Orden der Ginſterkatze geſtiftet haben, von dem die erſten Fürſten Mitglieder waren.

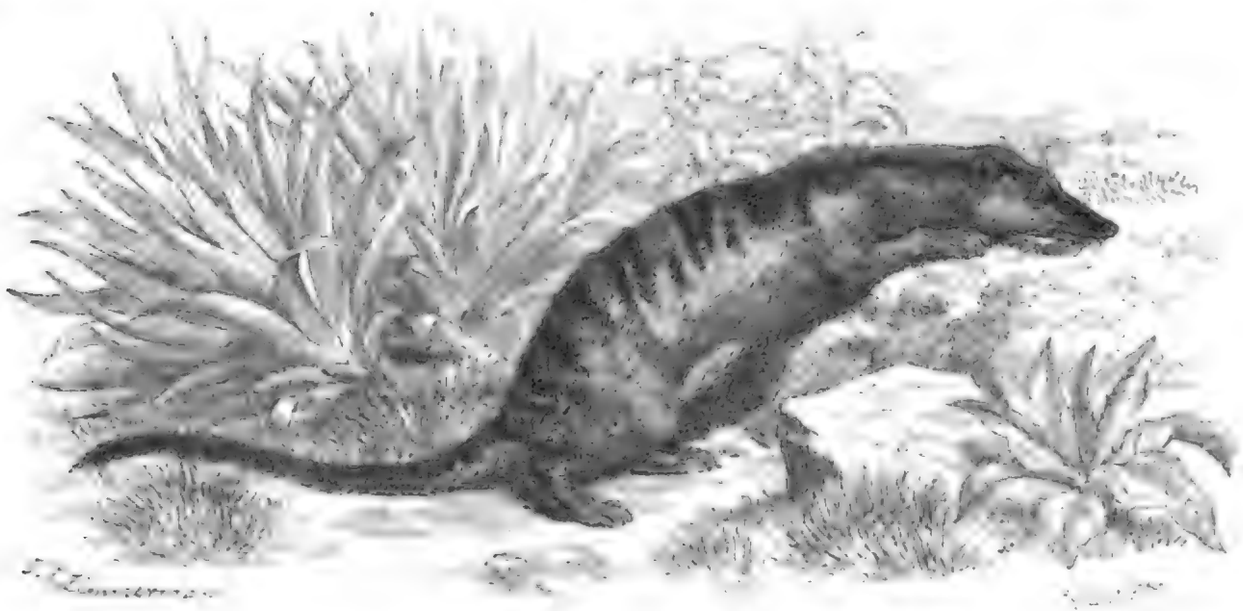
Die Alten ſcheinen unſer Thier nicht gekannt zu haben; wenigſtens iſt es ſehr zweifelhaft, ob Oppian unter ſeinem „kleinen, geſcheckten Panther" ſie verſteht. Iſidor von Sevilla und Albertus Magnus aber erwähnen ſie und berichten, daß ſchon zu damaliger Zeit ihr Pelz ſehr geſchätzt wurde.

Die blaſſe Ginſterkatze (Genetta senegalensis), welche ich oben erwähnte, unterſcheidet ſich von der europäiſchen Art hauptſächlich durch die Zeichnung ihres Pelzes. Derſelbe iſt lichter, als der

ihrer Verwandten, und die dunklen Flecke ſind ganz verſchiedenartig geſtellt. Ueber den Rücken läuft ein faſt ununterbrochener Streifen, und auf dem Nacken und Schultern gehen die Flecken faſt in einander über und formen ſo ebenfalls Streifen, welche ſich dann auch an den Seiten fortſetzen. Auf jeder Seite des Geſichts befindet ſich ein dunkler, ſchwarzer Flecken.

Zu den Ginſterkatzen zählte man früher auch noch ein anderes, höchſt zierliches Raubthier, die Wieſelkatze, welches man gegenwärtig als Vertreter einer beſondern Sippe (Hemigale) angeſehen hat.

Das Thier iſt nur wenige Male von Aſien nach Europa gekommen und deshalb noch ſehr unbekannt. Sein wiſſenſchaftlicher Name iſt Hemigale Boiei. In der Geſtalt ähnelt es den Zibetkatzen ungemein, und nur die Färbung unterſcheidet ſie ziemlich weit von ihnen. Der Pelz iſt oben gelblichgrau, unten lichtſchmuzig ockergelb, an den Beinen und Pfoten gelblichbraun. Ueber den Rücken laufen vier breite, ſattelartig aufliegende, ſchwarzbraune Querbinden, welche bis an die Unterſeite reichen und ſich nach unten hin verſchmälern und weiter vorn und hinten durch ſchmälere Binden angedeutet ſind. So kommt es, daß einige Naturforſcher von fünf ſolchen Binden, andere aber von acht reden. Jederſeits des Halſes, von den Ohren bis zu den Schultern, verlaufen eben ſolche ge-



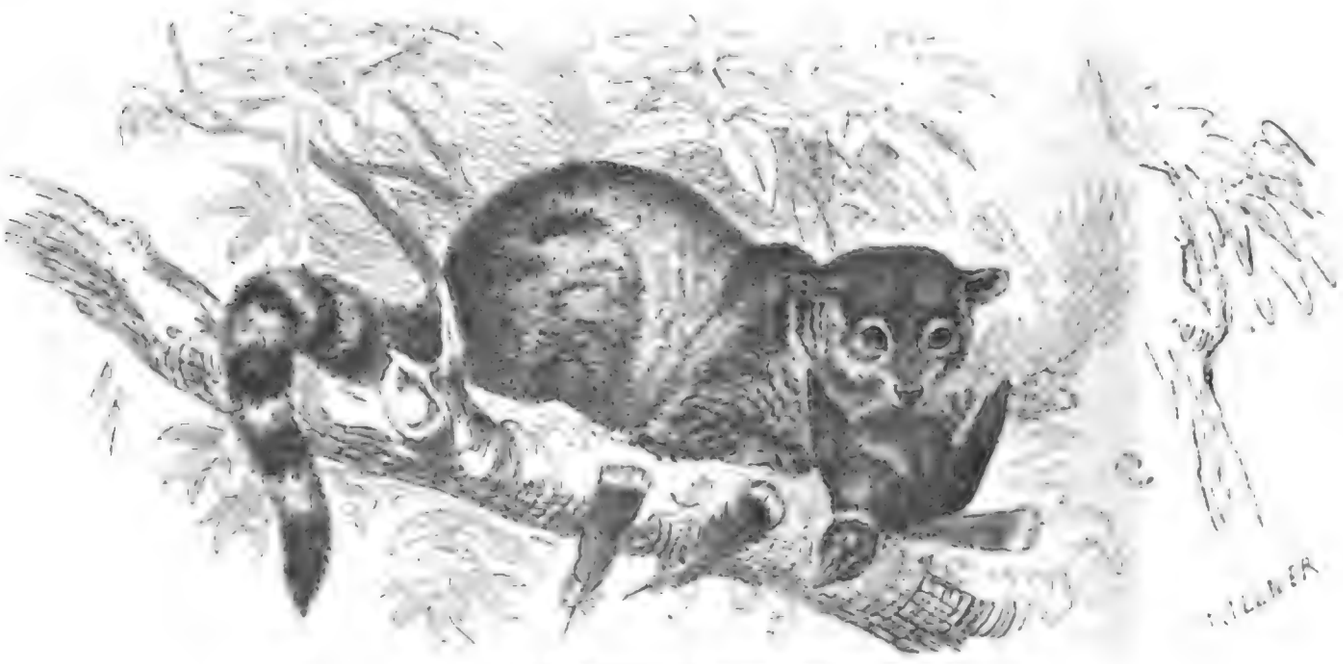
Die Wieſelkatze (Hemigale Boiei).

färbte Streifen, welche ſich auf der Schulter durch Querflecke vereinigen. Eine andere ſchwarzbraune Linie geht von dem Rücken, eine ähnliche von der Naſe und den Augen nach den Ohren. Die vordere Schwanzhälfte iſt ſchwarzbraun, die hintere mit dunklen Flecken gezeichnet. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Ueber Sitten und Lebensweiſe iſt nicht das Geringſte bekannt; ich finde nicht einmal über das Vaterland eine beſtimmte Angabe.

Als einzigen Vertreter der Zibet in Amerika kann man das Katzenfrett oder, wie es bereits Hernandez im Jahr 1651 nannte, den Cacamizli der Mejikaner (Bassaris astuta) anſehen. Die Sippe, welche einzig und allein von dieſem Thiere gebildet wird, reiht ſich aufs engſte den Zibetkatzen an, ähnelt aber auch wieder in anderer Hinſicht den Mardern. Im Gebiß unterſcheiden der doppelte Höcker am obern Fleiſchzahne, der beträchtlich große Unterkauzahn und verſchiedene geringfügige Merkmale das Katzenfrett von den Zibetkatzen; auch iſt der Cacamizli ein Zehengänger, und endlich ſind die kurzen Krallen der fünf Zehen jedes Fußes nur halb zurückziehbar.

Obgleich das Katzenfrett ſeit länger als zwei Jahrhunderten bekannt iſt, haben wir doch erſt in der Neuzeit eine genaue Schilderung ſeines Leibes und ſeines Lebens erhalten. Lichtenſtein beſchrieb

und benannte es zuerſt wiſſenſchaftlich, und die amerikaniſchen Forſcher Charlesworth, Clark, Baird und vor Allen Audubon ſammelten Beobachtungen über Lebensweiſe und Betragen. Das erwachſene Männchen erreicht eine Geſammtlänge von faſt drei Fuß, wovon $^2/_5$ auf den Schwanz zu rechnen ſind. In der Geſtalt erinnert das Katzenfrett an einen kleinen Fuchs, in der Färbung an die Naſenbären. „Das Thier ſieht aus," ſagt Baird, „als ob es ein Blendling des Fuchſes und des Waſchbären wäre. Von dem Einen hat es die Geſtalt und den liſtigen Blick, von dem Andern den geringelten Schwanz. Der Leib iſt ſchlanker, als der des Fuchſes, aber gedrungener, als der des Wieſels; er hat faſt die Verhältniſſe des Nörz. Das ziemlich weiche, mit einigen längeren Grannen untermengte Haar iſt faſt ſo lang, als das eines Fuchsbalges, der Kopf iſt zugeſpitzt, die nackte Schnauze lang, das Auge groß, die außen nackten, innen kurz behaarten Ohren ſind gut entwickelt, zugeſpitzt und aufrecht geſtellt." Seine Oberſeite deckt ein dunkles Braungrau, in welches ſich ſchwarze Haare miſchen, die Wangen und der Unterbauch ſind gelblichweiß oder roſtröthlich, die Augen von derſelben Färbung und hierauf dunkler umrandet, die Seiten ſind lichter. Längs des Halſes herab und über die Beine verlaufen einige verwaſchene Binden, der Schwanz iſt weiß, achtmal ſchwarz geringelt.



Das Katzenfrett (Bassaris astuta).

Soviel jetzt bekannt, bewohnt der Cacamizli Mexiko und Texas, dort Felſenklüfte und verlaſſene Gebäude, hier hauptſächlich Baumhöhlen. In Mexiko findet er ſich häufig in der Hauptſtadt ſelbſt, und Charlesworth nimmt ſogar an, daß er ſein Lager niemals weit von menſchlichen Wohnungen aufſchlage, weil gerade der Menſch durch ſeine Hühnerſtälle die Jagd des Räubers beſonders begünſtige. Auch Clark giebt Stallungen und verlaſſene Gebäude als Wohnungen des Katzenfrett an, obwohl nur nach Hörenſagen, während er es ſelbſt im Geklüft der Felſen und auf Bäumen fand. Audubon ſcheint es nur auf Bäumen beobachtet zu haben, und zwar in jenen ſteppenartigen Gegenden von Texas, in welchen der Graswald ab und zu unterbrochen wird durch ein dichtes Unterholz, aus dem alte, größere Bäume einzeln ſich erheben. Viele von ihnen ſind hohl, und ſolche, deren Höhlungen von oben her Schutz gegen den Regen haben, werden vom Katzenfrett bevorzugt. Hier lebt es einzeln, ſcheu und zurückgezogen vor dem zudringlichen Menſchen, durch die Beſchaffenheit des Unterwuchſes beſonders geſchützt. Clark behauptet, daß es nirgends ſelten iſt, wegen ſeines nächtlichen Treibens aber nur nicht oft bemerkt und demzufolge auch ſelten erlangt wird, obgleich die Landeigenthümer, erboſt durch die vielfachen Räubereien, welche das Thier begeht, kein Mittel unverſucht laſſen, es auszurotten. Treu hängt es an dem einmal gewählten Baume, und ſelten entfernt es ſich weit von

seiner Höhle, solange es nicht mit Gewalt aus derselben vertrieben wird, schlüpft auch sofort wieder in dieselbe zurück, wenn die Störungen vorüber sind. Nach Audubons Beobachtungen hat es die sonderbare Gewohnheit, die Borke rings um den Ausgang seiner Höhle abzunagen. Der Jäger, welcher keine Spähne oder Bruchstücke von dieser Arbeit unter dem Baume liegen sieht, darf sicher sein, daß das Thier nicht mehr in der frühern Wohnung haust. Das Innere der Höhle ist mit Gras und Mos ausgebettet, dazwischen findet man aber auch Nußschalen, deren Inhalt zweifelsohne vom Katzenfrett geleert wurde, obwohl seine Hauptnahrung in allerhand kleinen Säugethieren, Vögeln und Kerbthieren besteht.

Der Cacamizli ist ein lebendiges, spiellustiges und munteres Geschöpf, welches in seinen Bewegungen und Stellungen vielfach an das Eichhörnchen erinnert. Wenn man es aus seiner Höhle aufstört, nimmt es ganz die anmuthigen Stellungen desselben an, indem es den Schwanz über den Rücken legt, doch kann es nicht, wie dieses, sich auf die Hinterfüße setzen. Es klettert vorzüglich, vermag aber nicht, mit der Sicherheit und Gewandtheit des Eichhörnchens von einem Ast zum andern zu springen, sondern läuft, wenn es erschreckt wird, solange als möglich auf einem Aste hin und versucht, von dessem Gezweig aus einen andern zu erreichen, dabei sich mit den Klauen einhäkelnd. Zuweilen sieht man es sich sonnen, auf der Oberseite eines Astes gelagert. Es liegt dann, halb aufgerollt, bewegungslos da, anscheinend schlafend; bei dem geringsten Zeichen der Gefahr aber schlüpft es so eilig als möglich in seine Höhle und erscheint dann erst nach Sonnenuntergang wieder. Audubon glaubt, daß immer nur eins auf ein und demselben Baume wohne, und hält es für ungesellig, und auch die übrigen Beobachter scheinen seine Ansicht zu bestätigen. Clark stöberte ein Weibchen auf, welches in einer Felsspalte seine vier oder fünf Jungen säugte. Diese hingen so fest an den Zitzen der Alten, daß sie losgerissen werden mußten, und zwar geschah Dies erst einige Stunden nach dem Tode der Mutter. Bis dahin hatten die Jungen kein Zeichen von Unbehagen gegeben. Die Alte schlief, als sie zuerst bemerkt wurde; bei ihrem Erwachen zeigte sie aber keine Scheu und Furcht vor den Menschen, sondern vertheidigte ihr Haus gegen dieselben mit Zähnen und Krallen.

Sehr dürftig sind die Angaben über die Gefangenschaft; nur Audubon berichtet Einiges. „Ungeachtet der Scheu und Zurückgezogenheit des Cacamizli," sagt er, „kann es ziemlich zahm gemacht werden, und wenn man es längere Zeit im Käfig gehalten hat, darf man es sogar frei und im Hause umherlaufen lassen. Es wird oft zum Schosthierchen der Mejikaner, und durch seine Mäuse- und Rattenjagd sehr nützlich. Wir haben ein zahmes gesehen, welches in den Straßen eines kleinen mejikanischen Fleckens umherlief, und haben von einem andern erzählen hören, welches so niedlich war, daß es sogar von den Indianern besucht und angestaunt wurde."

Nach Europa ist das Thier nur ein einziges Mal gekommen, im Jahre 1853. Von ihm rührt die vortreffliche Abbildung her, welche wir hier benutzen konnten.

Für viele meiner Leser dürfte die Gruppe, welcher wir jetzt die Aufmerksamkeit zuwenden wollen, die anziehendste der gesammten Familie sein, und zwar aus dem Grunde, weil ihr ein Thier angehört, welches schon seit den ältesten Zeiten von sich reden gemacht hat und von den alten Egyptern für heilig gehalten wurde.

Die Mangusten (Herpestes) ähneln in ihrem Körperbau noch ganz den Zibetkatzen, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, daß ihnen die Zibettasche fehlt oder doch nur durch einige eigenthümliche Drüsen vertreten ist, daß die Hinterpfoten zuweilen blos vier Zehen haben und die Krallen bei allen gar nicht zurückgezogen werden können. Das Gebiß kennzeichnet sich durch einen besondern Innenhöcker am dritten Oberzahne. Der Schädel hat einen kürzern Schnauzentheil, als bei den Zibetkatzen, und ist rundlich. Die Zunge ist mit scharfen Hornspitzen bewaffnet. Der Stern in dem hellen, klugen Auge ist fast kreisrund. Unsere Thiere bewohnen ebenfalls nur

die wärmeren Länder der alten Welt und leben im ganzen genau wie die übrigen Mitglieder ihrer Familie. Man unterscheidet sie noch besonders, je nachdem die Pfoten mit einem Daumen begabt sind oder diesen entbehren, je nach der Behaarung der Sohlen, der Schwanzspitze u. s. w. Doch sind alle diese feinen Unterscheidungen für uns weniger wichtig, und ich möchte fast glauben, daß es vollständig genügend wäre, wenn wir eine einzige Art ausführlich betrachten wollten. Dennoch will ich die merkwürdigsten Arten meinen Lesern vorführen.

Wie billig wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Ichneumon, dem heiligen Thiere der alten Egypter zu, der „Ratte der Pharaonen" (Herpestes Ichneumon) nämlich, eingedenk seines aus den ältesten Zeiten auf die unsrigen herübergetragenen Ruhmes und der Achtung, welche es früher genoß. Schon Herodot sagt, daß man die Ichneumonen in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamire und begrabe. Strabo berichtet, daß jenes vortreffliche Thier niemals große Schlangen angreife, ohne einige seiner Gefährten zu Hilfe zu rufen, dann aber auch die giftigsten Würmer leicht bewältige. Sein Bild diene deshalb in der heiligen Bilderschrift zur Bezeichnung eines schwachen Menschen, welcher den Beistand seiner Mitmenschen nicht entbehren kann. Aelian dagegen behauptet, daß es allein auf die Schlangenjagd ausgehe, jedoch mit großer List und Vorsicht, sich im Schlamm wälze und diesen an der Sonne trockne, um so einen Panzer zu erhalten, welcher den Leib vor seinem Gegner schütze, während es die Schnauze dadurch vor Bissen sichere, daß es seinen Schwanz über dieselbe schlage. Aber die Sage ist hiermit noch nicht zufrieden, sondern theilt dem muthigen Kämpfer für das öffentliche Wohl noch ganz andere Dinge zu, wie Plinius mittheilt. Das Krokodil nämlich legt sich, wenn es sich satt gefressen hat, gemüthlich auf eine Sandbank und sperrt dabei den zähnestarrenden Rachen weit auf, Jeglichem Verderben drohend, der es wagen wollte, sich ihm zu nähern. Nur einem kleinen Vogel ist Dies gestattet — und zwar, wie ich selbst beobachtet habe, in der That und Wahrheit! — er ist so frech, zwischen den Zähnen hervor sich die Speise herauszupicken, welche dort hängen geblieben ist. Außer ihm fürchtet aber jedes andere Thier die Nähe des Ungeheuers, nur der Ichneumon nicht. Er naht sich leise, springt mit kühnen Sätzen in den Rachen hinein, beißt und wühlt sich die Kehle hindurch, zerfleischt dem schlafenden Krokodil das Herz, tödtet es auf diese Weise und öffnet sich nun, blutbedeckt, vermittelst seiner scharfen Zähne einen Ausweg aus dem Leibe des Ungethüms. Oder aber, er schleicht umher und spürt die Stellen aus, wo der gefürchtete Lurch seine zahlreichen Eier abgelegt hat, und scharrt und wühlt hier, bis er zu dem verborgenen Schatze in der Tiefe gelangt ist; dann macht er sich darüber her und frißt in kurzer Zeit, der Wachsamkeit der Mutter ungeachtet, das ganze Nest aus und wird hierdurch zu einem unschätzbaren Wohlthäter der Menschheit. Daß auch die Egypter diese Sage geglaubt haben, daß sie von ihnen aus erst jenen Schriftstellern berichtet wurde, ist unzweifelhaft: aber die sonst so genauen Naturbeobachter haben sich hierbei doch einer großen Täuschung hingegeben. Denn alle die schönen Sagen über unser Thier sind falsch. Allerdings ist es erst der Neuzeit vorbehalten gewesen, Genaues über die Sitten und Lebensweise des Ichneumon zu erforschen, aber schon seit einigen Jahrhunderten haben mehrere Reisebeschreiber ihren Zweifel über den Nutzen des Ichneumon ausgesprochen, und die Sagen könnten somit als ganz erledigt gelten.

Und doch ist Dies nicht der Fall. Kurz, nachdem ich von Afrika zurückgekehrt war, theilte ich einige meiner Beobachtungen über das Krokodil einer großen Gesellschaft mit, konnte aber einzelne Mitglieder derselben keineswegs befriedigen, weil ich eben von dem muthvollen, klugen Thiere, welches dem Krokodil, „dieweil es eben schläft", in den Rachen kriecht, kein Wort gesagt hatte. Das kam freilich daher, weil ich bei den heutigen Bewohnern des Nilthals niemals eine Spur jener Achtung, welche ein so nützliches Thier genießen müßte, bemerken konnte, sondern vielmehr die unzweifelhaftesten Beweise einer Mißachtung, sogar eines gewissen Grolles, welcher sammt und sonders dem menschenfreundlichen und krokodilfeindlichen Ichneumon galt, überall vorfand. Auch ich will gar nicht leugnen, daß ich selbst vor meiner Reise nach Afrika eine große Achtung vor unserm Thiere hatte: als ich dasselbe

Digitized by Google

aber kennen gelernt und die unzählbaren Verwünſchungen gegen ſeine in der That vielſeitigen Unternehmungen vernommen hatte, änderte ſich meine Anſchauung und mein Urtheil. Ich lernte in dem Ichneumon ein ganz anderes Thier kennen, als ich erwartet hatte: doch hat es dabei keineswegs verloren, ſondern nur gewonnen, und ich bin feſt überzeugt, daß auch meine Leſer ſich zu dieſer Anſicht bekennen werden, wenn ſie das Nachfolgende berückſichtigen wollen.

Der Ichneumon übertrifft, wenn er ausgewachſen iſt, an Größe unſere Hauskatze bedeutend; denn die Länge ſeines Leibes beträgt beinahe zwei Fuß, und die des Schwanzes wenigſtens $1\frac{1}{2}$ Fuß. Er erſcheint aber kleiner, als er iſt, wegen ſeiner niederen Beine. Nur ſelten findet man ausgewachſene Männchen, welche am Widerriſt höher, als einen halben Fuß ſind. Der Körper iſt ſchlank, wie bei allen Schleichkatzen, keineswegs aber ſo zierlich, wie bei den echten Ginſterkatzen, ſondern in Vergleich zu den meiſten ſeiner Familienverwandten ſogar ſehr kräftig. Dies zeigt am beſten das Gewicht, welches ein ſtarker Ichneumon erreichen kann: es beträgt häufig funfzehn, ja ſelbſt achtzehn Pfund. Die Beine ſind kurz, die Sohlen nackt und die Zehen faſt bis zur Hälfte mit kurzen Spannhäuten verbunden. Der lange Schwanz erſcheint durch die lange Behaarung an der Wurzel ſehr dick, faſt als ob er allmählich in den Körper überginge, und endet mit einer pinſelartigen Quaſte. Ueberhaupt iſt die Behaarung ſehr reichlich, und namentlich ſind die einzelnen Haare lang und rauh. Die Augengegend iſt nackt und deshalb treten die kleinen, feurigen Augen, deren Stern rund iſt, um ſo mehr hervor. Die Ohren ſind kurz, breit und abgerundet. Der After iſt von einer flachen Taſche umgeben, in deren Mitte er ſich öffnet. Ganz eigenthümlich iſt der Pelz. Er beſteht aus dichten Wollhaaren von roſtgelblicher Farbe, welcher aber überall von den faſt drei Zoll langen Haaren überdeckt wird. Dieſe ſind ſchwarz und gelblichweiß geringelt und enden in einer fahlgelben Spitze. Hierdurch erhält der ganze Balg eine grünlichgraue Färbung, welche zu den Aufenthaltsorten des Thieres ganz vortrefflich paßt. Am Kopfe und auf dem Rücken iſt die Färbung dunkler, an den Seiten und dem Bauche fahler; die Beine und die Schwanzquaſte ſind dunkelſchwarz oder ganz ſchwarz; doch kommen auch Abänderungen vor.

Die Ratte der Pharaonen iſt über das ganze nördliche Afrika verbreitet; ſie wird ſowohl in Egypten, wie auch überall in der Berberei gefunden. Niemals entfernt ſie ſich weit von Niederungen. Ihre eigentlichen Wohnplätze ſind die dicht mit Rohr bewachſenen Ufer der Flüſſe und die Rohrdickichte, welche manche Felder umgeben. Hier hält ſich das Thier bei Tage auf und bildet ſich zwiſchen den Rohrſtengeln ſchmale aber höchſt ſorgfältig geſäuberte Gangſtraßen, welche nach tiefen, aber nicht beſonders ausgedehnten Bauen führen. In dieſen wirft auch das Weibchen in den Frühlings- oder erſten Sommermonaten zwei bis vier Junge, welche ſehr lange geſäugt und noch viel länger von beiden Alten gefüttert werden.

Den Namen Ichneumon, welcher ſo viel als „Aufſpürer" bedeutet, verdient unſer Thier in jeder Hinſicht. In ſeinen Sitten und im geiſtigen Weſen ähnelt der Aufſpürer den geſtaltverwandten Mardern, derer unangenehmen Geruch und deren Liſtigkeit, Diebesgewandtheit und Mordluſt er beſitzt. Er iſt im höchſten Grade furchtſam, vorſichtig und mißtrauiſch. Niemals wagt er ſich aufs freie Feld, ſondern ſchleicht immer möglichſt gedeckt und mit der größten Vorſicht dahin. Einen Ort, denn er nicht kennt, beſucht er nicht, ohne die größte Beſorgniß zu zeigen; gleichwohl ſtreift er ziemlich weit umher.

Nach meinen Beobachtungen geht der Ichneumon nur bei Tage auf Raub aus. Die groben, grünlichgrauen Haare, mit denen ſein Körper bedeckt iſt, machen es ihm leicht, ungeſehen an ſeine Beute heranzuſchleichen und ſich hinlänglich Nahrung zu erwerben. Er frißt Alles, was er erliſten kann, die Säugethiere vom Haſen bis zur Maus herab, die Vögel vom Huhn oder der Gans bis zum Riedſänger (Drymoica). Außerdem verzehrt er aber auch Schlangen, Eidechſen, Kerbthiere, Würmer u. ſ. w. und wahrſcheinlich auch Früchte. Seine Diebereien haben ihm den größten Haß und die vollſte Verachtung der egyptiſchen Bauern zugezogen; denn deren Hühner- und Taubenſtälle plündert er in der unbarmherzigſten Weiſe, und namentlich den Hühnerneſtern, welche dort von den

egyptiſchen Hühnern ganz nach freier Vögel Art angelegt werden, wird er ſehr gefährlich. Wirklichen Nutzen bringt er jetzt ſoviel, als nicht; man müßte ihm denn die Vertilgung der Schlangen beſonders hoch anrechnen. Gegenwärtig hat er mit den Krokodilen gar nichts mehr zu ſchaffen, weil dieſe in Unteregypten, wo er ſich hauptſächlich findet, gänzlich ausgerottet ſind; und ſomit kann er die rühmlichen Thaten ſeiner Ahnen weder bekräftigen noch widerlegen. Doch will es allen Denen, welche ihn kennen, ſcheinen, daß auch ſeine Ahnen nicht ſo dumm geweſen ſeien, in den zähneſtarrenden Rachen eines Krokodiles zu kriechen, und jedenfalls haben allen Ichneumonen die Hühnereier von jeher beſſer geſchmeckt, als die Eier der Krokodile, welche, wie bekannt, von der Mutter ſorgſam bewacht werden. Dann iſt der Raub ſolcher Eier eben keine Kleinigkeit: — eine alte Krokodilmutter kann, zumal einem Ichneumon gegenüber, unter Umſtänden ſehr ungemüthlich werden.

Wenn man unſern Aufſpürer, ohne von ihm bemerkt zu werden, beobachtet, ſieht man ihn ſehr langſam und bedächtig durch die Felder oder Rohrdickichte ſchleichen. Sein Gang iſt höchſt eigenthümlich. Es ſieht aus, als ob das Thier auf der Erde dahinkröche, ohne ein Glied zu bewegen. Denn die kurzen Beine werden von den langen Haaren ſeines Balges vollkommen bedeckt, und ihre Bewegung iſt deshalb kaum ſichtbar. Zudem ſucht er auch immer Deckung und verläßt deshalb das ihn zum größten Theil verbergende Gras, das Getreide oder das ihn ganz verſteckende Rohr niemals.

In den Sommermonaten ſieht man ihn höchſt ſelten allein, ſondern ſtets in Geſellſchaft ſeiner Familie. Das Männchen geht voran, das Weibchen folgt, und hinter der Mutter kommen die Jungen. Immer geht ein Mitglied dicht hinter dem andern, und ſo ſieht es aus, als ob die ganze Kette von Thieren nur ein einziges Weſen ſei, einer merkwürdig langen Schlange etwa vergleichbar. Bisweilen bleibt der Vater ſtehen, hebt den Kopf und ſichert; dabei bewegt er die Naſenlöcher nach allen Seiten hin und ſchnauft wie ein keuchendes Thier. Hat er ſich vergewiſſert, daß er Nichts zu fürchten hat, ſo geht es weiter; hat er eine Beute erſpäht, ſo windet er ſich wie eine Schlange geräuſchlos zwiſchen den Halmen hindurch, um an jene heranzukommen, und plötzlich ſieht man ihn ein oder zwei Sätze machen, ſelbſt noch nach einem bereits aufgeflogenen Vogel. Die ganze Familie thut ihm jede Bewegung nach, wendet den Kopf, ſchnüffelt nach derſelben Richtung hin, unterſucht witternd und ſcharrend daſſelbe Mauſeloch wie er, oder ſieht ihm wenigſtens achtſam zu und bemüht ſich jedenfalls nach Kräften, ihm ſo viel als möglich von ſeinen Kunſtgriffen abzulernen. Er übt ſeine Sprößlinge aber auch beſonders im Fange und bringt ihnen z. B., wie unſere Hauskatzen es ebenfalls thun, junge, lebendige Mäuſe, welche er dann vor den hoffnungsvollen Kindern frei läßt, um ihnen das Vergnügen einer Jagd zu bereiten. Wenn er an das Waſſer geht, um zu ſaufen, ſchreitet er erſt ſehr furchtſam aus dem Graben, in welchem er ſich ungeſehen hingeſchlichen hat, kriecht langſam auf dem Bauche weiter fort und ſchreckt bei jedem Schritte etwas zurück, beriecht alle Gegenſtände und macht dann einen plötzlichen Sprung nach dem Waſſer zu, gerade ſo, wie wenn er ſich auf ſeine Beute ſtürzt. Bei ſeinen Jagden iſt ſeine Vorſicht außerordentlich groß und für den Beobachter höchſt ergötzlich. Er lauert vor einem Mauſeloche regungslos wohl eine Stunde lang und ſchleicht einer Ratte, einem jungen Vogel mit einer Bedachtſamkeit nach, welche geradezu ohne Gleichen iſt.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er ebenſo vortrefflich ſpürt, wie der beſte Hund; ſoviel iſt ſicher, daß ihn hauptſächlich der Geruch bei ſeinen Jagden leitet. Trifft er auf Eier, ſo trinkt er ſie alle aus; von Säugethieren und Vögeln ſaugt er in der Regel nur das Blut und frißt das Gehirn aus. Er mordet weit mehr, als er bewältigen kann und wird hierdurch dem zahmen Hausgeflügel viel verderblicher, als jedes andere Raubthier ſeiner Heimat.

Seine Stimme hört man blos dann, wenn er mit einer Kugel angeſchoſſen worden iſt, ſonſt ſchweigt er, ſelbſt bei der ſchmerzhafteſten Verwundung. Doch behaupten die Egypter, daß er auch zur Paarungszeit ſein ziemlich ſcharfes, eintöniges Pfeifen vernehmen laſſe.

Man hat, wie von ihm überhaupt, Vieles von ſeinen Feindſchaften mit anderen Thieren gefabelt und namentlich hervorgehoben, daß er in dem ihm ähnlichen Fuchs, dem Schakal und noch mehr

in der Waraneidechſe ſehr gefährliche Feinde habe. Ich kann verſichern, daß ich niemals etwas hierauf Bezügliches geſehen, noch gehört habe, und ſoviel dürfte wohl feſtſtehen, daß der Fuchs oder Schakal eben nur mit einem jungen Ichneumon anzubinden wagen, weil ſich die Alten ſchon zu vertheidigen wiſſen. Die Nileidechſe oder der Waran iſt ihm vollkommen gleichgiltig; ſie wäre auch viel zu ſchwach, als daß ſie ſich mit ihm in einen Kampf einlaſſen könnte. Der Menſch iſt ſein ſchlimmſter Feind. Außer ihm kann ihm nur der Nil ſelbſt ſchaden, wenn er ihm ſeine Lieblingsplätze unter Waſſer ſetzt: doch ſchwimmt er vortrefflich, wenn es ſein muß, und rettet ſich noch bei Zeiten auf jene hohen Dämme, welche von einem Dorf zum andern führen oder die Waſſerſtraßen einfaſſen und wegen ihrer dichten Rohrbeſtände ihm ganz gute Aufenthalsorte bieten.

Die Jagd des Ichneumon gilt in den Augen aller Egypter als ein höchſt gottſeliges Werk. Man braucht nur in ein Dorf zu gehen und dort zu verkünden, daß man den Nims, ſo heißt unſer Thier bei den Arabern, jagen wolle, dann iſt gewiß Jung und Alt mit Freuden behilflich. Der Bauer im Felde wirft Hacke und Spaten weg, der Weber ſteht vom Arbeitsſtuhl auf, der Knabe am Schöpfrade gönnt ſeinen Ochſen Ruhe und läßt das Feld dürſten, der Schäfer kommt mit ſeinem Hunde, und Alle brennen vor Begierde, den ſchlimmen Schurken und Spitzbuben vernichten zu helfen. Mit Hilfe jener Leute iſt es nicht ſchwer, den Ichneumon zu erlegen. Man zieht nach einem langen Rohrſtreifen hinaus, ſtellt ſich dort auf und läßt die Leute langſam treiben. Das Thier merkt ſehr wohl, worum es ſich handelt und ſucht, ſowie der Lärm der Treiber beginnt, in einem ſeiner Fluchtlöcher Schutz, doch hilft ihm Dieſes nur ſehr wenig, denn die Araber treiben ihn mit ihren langen Stöcken auch aus den Rothbauen heraus, und ſo ſieht er ſich genöthigt, in einem andern Rohrbeſtande Zuflucht zu ſuchen. Mit äußerſter Vorſicht ſchleicht er nun zwiſchen den Stengeln dahin, lauſcht und wittert von Zeit zu Zeit, hört aber die Verfolger immer näher und näher kommen und muß ſich endlich doch entſchließen, über eine Stelle hinwegzulaufen, welche ihn nicht vollſtändig decken kann. Iſt ſie mit Gras bewachſen, ſo merkt der dort aufgeſtellte Jäger gewöhnlich blos an dem Bewegen deſſelben, daß der Ichneumon dahin kriecht; denn dieſer hütet ſich wohl, durch irgend eine raſche Bewegung ſich zu verrathen. Man muß mit ſehr ſtarkem Blei und aus geringer Entfernung ſchießen, wenn man ihn tödten will; denn er verträgt bei ſeiner unglaublichen Lebenszähigkeit einen tüchtigen Schuß und entkommt, wenn er blos verwundet wird, ſicher noch.

Bei ſolchen Jagden kann man unter Umſtänden ſehr überraſcht werden, weil in denſelben Rohrdickichten, welche die Ichneumonen bewohnen, auch andere Thiere während des Tages das ſichere Verſteck ſuchen. Mir iſt es z. B. vorgekommen, daß anſtatt des erwarteten Nims ein gewaltiges Wildſchwein ſchnaubend und grunzend hervorbrach und mich, weil ich nur mit dem Schrotgewehr bewaffnet war, in nicht geringe Verlegenheit verſetzte. Ein andres Mal wurde eine Hiäne aufgeſcheucht, und Schakale kamen bei meinen Jagden ziemlich regelmäßig mit zum Vorſchein.

Das Gefangenleben des Ichneumon iſt ſchon von Alpinus geſchildert worden. Dieſer Forſcher beſaß einen männlichen Nims mehrere Monate lang und hielt ihn in ſeinem Zimmer. Er ſchlief mit ihm, wie ein Hund, und ſpielte mit ihm, wie eine Katze. Seine Nahrung ſuchte er ſich ſelbſt. Wenn er hungrig war, verließ er das Haus, und nach Verlauf einiger Stunden kehrte er geſättigt zurück. Er war höchſt reinlich, ſchlau und muthig, griff ohne Beſinnen große Hunde an, tödtete Katzen, Wieſel und Mäuſe und richtete unter den Hühnern und anderen Vögeln mehrmals arge Verwüſtungen an. Durch Benagen aller Dinge, namentlich aber der Bücher, wurde er höchſt unangenehm. — Von anderen Gefangenen erzählen franzöſiſche Naturforſcher, daß ſie ſich leicht zähmen laſſen, ſanft werden, die Stimme ihres Herrn unterſcheiden und ihm wie ein Hund folgen. Sie ſind aber niemals in Ruhe, ſchleppen Alles im Hauſe umher und werden durch Umwerfen der Gegenſtände ſehr läſtig. Dafür machen ſie ſich in anderer Hinſicht nützlich. Ein Haus, in welchem man einen Ichneumon hält, iſt in der kürzeſten Zeit von Ratten und Mäuſen vollſtändig geſäubert; denn das Raubthier liegt ohne Unterlaß der Jagd dieſer Nager ob. Mit der gefangenen Beute läuft es in einen dunkeln Winkel und beweiſt durch ſein Grunzen und Knurren, daß es dieſelbe wohl zu vertheidigen wiſſe.

Auch ich habe einen in unſerm Thiergarten lebenden Ichneumon beobachten können. Es iſt ein ſchönes, ausgewachſenes Männchen, welches ſich ſehr wohl zu befinden ſcheint. Das Thier ſieht höchſt gutmüthig aus, obſchon es die entgegengeſetzten Eigenſchaften ſchon mehrmals bethätigt hat. Andere Mangusten pflegen ſich mit ihres Gleichen und ähnlichen Arten ausgezeichnet zu vertragen, ſodaß man ohne Furcht zahlreiche Geſellſchaften in einen Raum zuſammenſperren kann. Der Ichneumon aber ſcheint nur in gewiſſem Sinne geſellig zu ſein. Als ich eines Tages einen Mungos zu ihm ſetzte, ſträubte er augenblicklich ſein Fell, ſodaß er ganz borſtig erſchien und fuhr mit einer beiſpielloſen Wuth auf den Ankömmling los. Im Käfig begann eine tolle Jagd. Der Mungos ſuchte, ſeinem ſtärkern Verwandten zu entgehen, und dieſer, ihn ſo ſchnell als möglich abzuwürgen. Beide Thiere jagten wie raſend im Raume umher und entfalteten dabei Künſte der Bewegung, welche man gar nicht vermuthet hätte. Sie kletterten wie Katzen oder Eichhörnchen auf den Baumſtämmen herum oder an dem Gitter hinauf und machten Sätze von auffallender Höhe, durchſchlüpften Engen mit Wieſelgewandtheit, kurz, bewieſen eine wirklich wunderbare Beweglichkeit. Wir mußten den Mungos ſo ſchnell als möglich wieder einfangen, weil ihn der erregte Ichneumon ſicher getödtet haben würde. Dieſer war auch, nachdem wir ſeinen Gaſt entfernt hatten, noch den ganzen Tag in der größten Un-

Der Mungos (Herpestes javanicus).

ruhe. Nicht freundlicher zeigte ſich unſer Ichneumon gegen einen ſeiner Nachbarn, mit welchem er, wegen der mangelhaften Bauart des Hauſes, durch das Gitter hindurch verkehren konnte, mit einer jungen Wildkatze nämlich. Dieſes kleine Thier war ſchon ſehr hübſch eingewohnt und begann, ſich durch allerlei Spiele zu ergötzen. Da fiel es ihr unglücklicher Weiſe ein, auch mit ihren Nebengefangenen ſpielen zu wollen. Der Ichneumon aber packte das arme Thierchen, welches unvorſichtig mit der Tatze durch das Gitter gelangt hatte, ſofort am Fuße, zog es dicht an das Gitter heran, erwürgte es und fraß ihm beide Vorderläufe ab.

Alle Mangusten ähneln ſich in ihrem Leibesbau und die meiſten auch in ihrem Betragen. Somit könnte die gegebene Beſchreibung des Ichneumon für unſere Zwecke genügen, wären nicht noch einige einer beſondern Beſprechung werth. Eine derſelben und zwar die zweitberühmteſte Art iſt der Mungos oder Mungo (Herpestes javanicus), ein Thier, welches die Ratte der Pharaonen in Aſien vertritt und ſich bis heutiges Tages den Ruhm ſeiner Verwandten gewahrt hat. Er iſt halb ſo groß als der Ichneumon. Seine Leibeslänge beträgt ungefähr 17 Zoll, die des Schwanzes kaum weniger. Der Pelz iſt reich, namentlich an der Schwanzwurzel ſehr dicht. Die Färbung des Haares iſt ein blaſſes Rothbraun mit gelber Sprenkelung, welche dem Fell einen goldgelben Schimmer verleiht.

Digitized by Google

Unter allen Manguſten eignet ſich der Mungos, welcher ſeiner ganzen Sippſchaft den Namen verliehen hat, am meiſten zur Zähmung, weil er ein überaus ſauberes, reinliches, munteres und verhältnißmäßig gutmüthiges Thier iſt. Man findet ihn deshalb auch in vielen Häuſern ſeiner heimatlichen Länder als Hausthier, und er vergilt die ihm gewährte Gaſtfreundſchaft durch ſeine ausgezeichneten Dienſte tauſendfach. Wie der Ichneumon, verſteht auch er es, das Haus von Ratten und Mäuſen zu ſäubern, aber er tritt auch dem abſcheulichen Ungeziefer ſüdlicher Länder, den Giftſchlangen und Skorpionen, mit bewundernswürdigem Muthe entgegen. Als echte Manguſte iſt er nur bei Tage thätig, dann aber raſtlos und unermüdlich. Wenn man ihn zuerſt in eine fremde Wohnung bringt, läuft er behend umher und hat in der kürzeſten Zeit alle Löcher, Spalten und andere Schlupfwinkel unterſucht und vermittelſt ſeines ſcharfen Geruchs auch bald ausgefunden, in welcher Höhle ſich eines ſeiner Jagdthiere aufhält. Dieſem ſtrebt er nun mit einem großartigen Eifer nach, und ſelten mißglückt ihm ſeine Jagd. Genau ſo beträgt er ſich in der Freiheit. Er läuft von Felſen zu Felſen, von Stein zu Stein, von Höhle zu Höhle und unterſucht eine Gegend ſo gründlich, daß ihm ſchwerlich etwas Genießbares entgeht. Zuweilen verkriecht er ſich ſelbſt in einer kleinen Höhle, und wenn er dann wieder zum Vorſchein kommt, bringt er gewiß eine Maus, Ratte, Eidechſe, Schlange oder ein ähnliches Geſchöpf mit ſich, welches er in der eigenen Wohnung gefangen nahm. Aeußerſt liſtig ſoll er ſich benehmen, wenn er auf Hühner jagt. Er ſtreckt ſich aus und ſtellt ſich todt, bis die neugierigen Thiere ſo nahe ſind, daß er ſie mit wenigen Sätzen erhaſchen kann. Für mich haben dieſe Angaben der Reiſenden nichts Unwahrſcheinliches, weil ich bei mittelafrikaniſchen Manguſten Aehnliches beobachtet habe. Berühmt und geehrt iſt der Mungo vor allem wegen ſeiner Kämpfe mit Giftſchlangen. Er wird trotz ſeiner geringen Größe ſogar der Brillenſchlange Meiſter. Seine Behendigkeit iſt es, welche ihm zum Siege verhilft. Die Eingebornen behaupten, daß er, wenn er von der Giftſchlange gebiſſen ſei, eine ſehr bittere Wurzel, Namens Mungo, ausgrabe, dieſe verzehre, durch den Genuß ſolcher Arznei augenblicklich wieder hergeſtellt werde und den Kampf mit der Schlange nach wenigen Minuten fortſetzen könne. Dadurch ſollen die Inder auf die Heilkraft dieſer Wurzel aufmerkſam gemacht worden ſein. Selbſt genaue Beobachter behaupten, daß etwas Wahres an der Sache ſei; ſie berichten wenigſtens, daß der gebiſſene und ermattete Mungos vom Kampfplatze fortlaufe, Wurzeln ſuche und, durch dieſe geſtärkt, den Kampf wieder aufnehme.

Horsfield, welcher den Mungos ſehr ausführlich beſchreibt, bemerkt jedoch ausdrücklich, daß er hiervon Nichts erfahren habe und hält die ganze Erzählung für ein Märchen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mungos wirklich mit Giftſchlangen kämpft. Als Dr. Rauſchenberg Ceylon beſuchte, hatte er Gelegenheit, einen Kampf zwiſchen Mungos und Brillenſchlange mit anzuſehen. „Mein Freund, der Doktor," ſo erzählt er, „legte eine kleine Schlange auf den Boden des Saales nieder. Sie blickte mit emporgerichtetem Kopfe und ausgebreitetem Nacken träge um ſich. Jetzt nahm der Doktor einen halberwachſenen Mungos, liebkoſte ihn und ſetzte ihn mehrere Schritte vor der Schlange auf den Boden nieder. Das Thier heftete die kleinen Augen feſt auf ſeinen Feind, ging dieſem vorſichtig etwas näher und machte die Schlange bald aufmerkſam. Plötzlich ſprang der Mungos auf ſeine Feindin los, packte ſie mit den Zähnen am Kopfe, ſchüttelte ſie heftig mit zornigem Geknurr und rannte dann mit ihr im Saale umher, in jedem Winkel das Schütteln und Knurren wiederholend. Er tödtete ſie wirklich." — Auch Ida Pfeifer hat ſolche Kämpfe in Oſtindien geſehen, und ſie bemerkt, daß der Mungos die Giftſchlange äußerſt geſchickt beim Genicke packt und faſt jedesmal überwältigt.

Bei ſchlechter Laune zeigt das ſonſt ſehr gemüthliche Thier Jedem, der ſich ihm nähert, die Zähne, wie ein biſſiger Hund, doch hält ſein Zorn nicht lange an. Mit dem Menſchen befreundet er ſich ſehr bald. Seinem Herrn folgt er nach kurzer Zeit, wie ein Hund, ſchläft mit ihm, frißt aus ſeiner Hand und geberdet ſich überhaupt ganz als Hausthier. Mit verwandten Arten verträgt er ſich, wie ich aus eigener Erfahrung verſichern kann, ganz vortrefflich. Er denkt gar nicht daran, ſeinen Mitgefangenen Etwas zu Leide zu thun.

Die Niula (Herpestes Nyula) iſt dem Mungos nah verwandt und vielleicht nur Spielart deſſelben; ſie wird von einigen Forſchern aber auch wieder mit der grauen Manguſte aus Indien (Herpestes griseus) zuſammengeſtellt. Ihr Haar iſt graulichgelb, dunkler geringelt, wodurch eine hübſche Sprenkelung entſteht. — Ueber ihre Lebensweiſe iſt ſo wenig bekannt, daß man nicht beſtimmen kann, ob ſie ſich von ihren Verwandten unterſcheide oder nicht. Ich habe ſie hauptſächlich der gelungenen Abbildung halber hier mit aufgeführt.

Neben dieſen Ausländern müſſen wir unſere europäiſche Manguſte, den Melon oder Meloncillo (Herpestes Widdringtonii) wenigſtens erwähnen. Das Thier war den ſpaniſchen Jägern ſchon lange bekannt, ehe es einem Naturforſcher in die Hände fiel. Seine Jagd galt als lohnend, weil die Schwanzhaare zu Malerpinſeln verwendet, ſehr geſucht und zu hohen Preiſen bezahlt wurden; aber die Jäger erlegten den Meloncillo eben nur dieſer Haare wegen und warfen ſeinen Balg weg, nachdem ſie ihn in ihrer Weiſe ausgenutzt hatten. Erſt im Jahre 1842 erfuhren wir durch Gray, daß auch unſer heimatlicher Erdtheil eine echte Manguſte beſitzt. Wahrſcheinlich, aber noch nicht bewieſen, iſt, daß der Melon auch im benachbarten Afrika gefunden wird.

Die Niula (Herpestes Nyula).

In Spanien lebt er ganz nach Art des Ichneumon in den Flußniederungen und zwar hauptſächlich in Eſtremadura und Andaluſien. Er bewohnt faſt ausſchließlich die Rohrwaldungen und Ebenen, welche mit einem Riedgraſe, dem Esparto, bewachſen ſind, kommt aber keineswegs im Gebirge vor, wie angegeben wurde. Seine Geſammtlänge beträgt $3^1/_2$ Fuß, die Länge des Schwanzes ungefähr $1^1/_2$ Fuß. Der im Ganzen kurze Pelz verlängert ſich auf der Rückenmitte und verſchwindet faſt ganz am Vorderhals und am Unterleibe, welche Theile beinahe nackt ſind. Ein dunkles Grau mit lichterer Sprenkelung iſt die Geſammtfärbung; Naſe, Füße und Schwanzende ſind ſchwarz. Auf dem Rücken endigen die ſchwarzen, dreimal weißgeringelten Haare in bräunliche Spitzen. Das Geſicht iſt mit kurzem, das Ohr mit weichem, fein geringeltem Haar bekleidet.

Ueber Fortpflanzung, Nutzen, Schaden und Jagd des Thieres iſt zur Zeit noch Nichts bekannt.

Zu den übrigen Ausgezeichneten der Gruppe gehört die geſtreifte oder Zebramanguſte, die Sakke der Eingebornen (Herpestes fasciatus oder Herpestes Zebra). Sie iſt eine der kleineren Mitglieder der ganzen Sippſchaft. Ihre Leibeslänge wird zu 15, die Schwanzlänge zu 8 Zoll angegeben; ich habe aber mit Beſtimmtheit viel größere geſehen, wenn auch nicht mit dem Zollſtabe gemeſſen. Mit Recht trägt das Thier ſeinen Namen, zumal den ihm von Rüppell verliehenen. Die

Digitized by Google

Grundfärbung des reichlichen Pelzes der Zebramanguſte erſcheint fahlgrau, weil die einzelnen Haare ſchwarz oder braun, weiß und fahl geringelt ſind. Auf dem Kopfe und dem Oberhalſe endigen die Haare ſehr regelmäßig abwechſelnd in ſchwarze oder braune und weiße, auf dem übrigen Oberkörper abwechſelnd in dunkle und fahle Spitzen. Hierdurch entſtehen 9 bis 15 Paare ziemlich regelmäßig verlaufender, dunkler und heller Querbinden. Die Schnauze und die Unterſeite ſind roſtfarben; die Schwanzſpitze iſt ſchwarz.

Wie es ſcheint, kommt die Zebramanguſte in ganz Oſtafrika, vom Kap der guten Hoffnung an bis nach Abiſſinien herab in ziemlicher Anzahl vor. Ich traf ſie in den Bogosländern gar nicht ſelten an, wie es ſchien, am meiſten in Geſellſchaft des Klippdachſes, mit welchem ſie, obgleich ſie ſonſt als Raubthier beſter Art betrachtet werden muß, ſich ſehr wohl zu vertragen ſcheint. Auch Heuglin hat Daſſelbe beobachtet und dabei anziehende Erfahrungen geſammelt, welche ich weiter unten, gelegentlich

Die geſtreifte oder Zebramanguſte (Herpestes fasciatus oder Herpestes Zebra).

der Beſchreibung des Klippdachſes, mittheilen werde. Mit dem Erdeichhörnchen ſcheint ſie ebenfalls auf beſtem Fuße zu ſtehen; vielleicht fürchtet ſie ſich vor den gewaltigen Nagezähnen jenes biſſigen und jähzornigen Geſchöpfes. Wahrſcheinlich iſt unſere Zebramanguſte nicht des Nachts, ſondern ausſchließlich am Tage thätig. Ich ſah ſie vom Morgen an bis zum Abend zu jeder Stunde in der ihre Familie bezeichnenden geduckten Haltung umherſchleichen. Sie kommt dreiſt bis hart an die Dörfer oder bis in das Innere derſelben, und Wehe dem Vogel oder kleinen Säugethier, welchem ſie hier begegnet! Wie eine Schlange windet ſie ſich zwiſchen den Steinen durch, unhörbar gleitet ſie auf dem Boden dahin. Ungeachtet der ziemlich lebhaften Färbung und der deutlich hervortretenden Zeichnung paßt ſich ihr Kleid doch vollkommen der Bodenfärbung an und geſtattet ihr, ſich auch ungeſehen an eine Beute heranzuſchleichen, bis ſie dieſelbe mit geübtem, ſichern Sprunge erhaſchen kann. Auch in Abiſſinien wollte man von ihren Kämpfen mit Giftſchlangen zu erzählen wiſſen; doch laſſe ich das mir Mitgetheilte

auf ſich beruhen, weil mir die Abiſſinier nicht eben das beſte Vertrauen hinſichtlich ihrer Glaubwürdigkeit eingeflößt haben.

Vor dem Menſchen nimmt die Zebramanguſte gewöhnlich eiligen Laufes Reißaus, nicht aber ohne dabei ein unwilliges Knurren hören zu laſſen, welches ganz unzweifelhaft ihren Aerger über die Störung ausdrückt. Den Hunden wagt ſie nicht ſelten Widerſtand zu leiſten oder kläfft ſie wenigſtens zornig an, ehe ſie flüchtet. Selbſt der beſte und eingeübteſte Jagdhund würde ſich vergeblich bemühen, ihr zu folgen. Sie iſt ſo geſchickt und ſo behend, daß ſie längſt einen ſichern Zufluchtsort in dem Geklüft gefunden hat, ehe der Hund noch recht weiß, wie er es anſtellen ſoll, ihrer habhaft zu werden.

Man meint es der zierlichen Schleicherin an den funkelnden Augen anzuſehen, daß ſie ebenſo blutgierig iſt, wie ihre Verwandten. Ihre Nahrung beſteht aus ſämmtlichen kleinen Säugethieren, Vögeln, Lurchen und Kerbthieren, welche ſie bewältigen kann, aus Eiern und vielleicht auch aus Früchten. Heuglin glaubt, daß ſie ſogar ganz beſondere Liſt anwende, um ihr Lieblingswild, einen der in ihrer Heimat ſo häufigen Frankoline, zu bethören. „Unſer Räuber," ſagt dieſer tüchtige Forſcher, „hält ſich mehr an Geflügel, als an Säugethiere. Ich habe beobachten können, wie zwei Zebramanguſten eine Familie von Frankolinhühnern, welche im niedern Gebüſch ſich aufhielt, berücken wollten. Das Locken der Kette hatte mich aufmerkſam gemacht, und ich ſchlich mich möglichſt vorſichtig hinzu, die Hunde hinter mir haltend. Auf etwa zehn Schritte von dem Schauplatze angelangt, hörte ich ein Huhn hart vor mir locken. Ihm antwortete ein Hahn, und denſelben Ton ahmte eine Zebramanguſte, welche ſich auf einem durch Buſchwerk gedeckten Steine aufgepflanzt hatte, täuſchend nach. Eine zweite, in einiger Entfernung im hohen Graſe verborgene lockte ebenſo. Wohl einige Minuten mochte dieſes Spiel gedauert haben, als der Hahn, welcher den vermeintlichen Eindringling in ſein Harem wüthend aufſuchte, den Hunden zu nahe kam. Er ging ſchreiend auf, gefolgt von den Hühnern, aber auch die ſchlauen Räuber fanden ſich bewogen, unverrichteter Abendmahlzeit eiligſt abzuziehen."

Daß Heuglin richtig gehört hat, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe unſere zahmen Zebramanguſten Töne ausſtoßen hören, welche dem ſchmetternden Geſchrei des gedachten Frankolins täuſchend ähnlich waren. Ob jedoch der von unſerm Gewährsmann gezogene Schluß richtig iſt, daß die Manguſte mit Abſicht Thiere durch Nachahmen ihrer Stimme zu täuſchen ſuche, bleibt doch noch fraglich.

Man kann die Zebramanguſte ebenſo leicht zähmen, als die anderen Arten. Sie ſchmiegt ſich bald an ihren Pfleger an und nimmt Liebkoſungen mit einem beifälligen Knurren entgegen. Erzürnt läßt ſie abgebrochene Laute oder ein gleichtöniges Pfeifen vernehmen, bei großer Wuth ſchreit ſie laut auf. Gegen ihres Gleichen zeigt ſie ſich manchmal ſehr verträglich, oft aber auch höchſt unleidig, gegen andere Thiere übermüthig; den ſich ihr nahenden Menſchen greift ſie mit Muth und Geſchick an. Bei Spielereien mit anderen ihrer Art, welche ſie gern ſtundenlang fortſetzt, geht ſie nicht ſelten zu Thätlichkeiten über: im Londoner Thiergarten biſſen ſich einige, welche zuſammenwohnten und ſpielten, in aller Gemüthlichkeit gegenſeitig die Schwänze ab. Ihre nahe Verwandtſchaft mit „dem Aufſpürer" zeigt ſie bei jeder Gelegenheit. Sie iſt überaus neugierig und muß jedes Ding, auf das ſie ſtößt, ſo genau als möglich unterſuchen. Dazu benutzt ſie hauptſächlich ihre Vorderpfoten, welche ſie mit wahrhaft beluſtigender Geſchicklichkeit und Gewandtheit wie Hände zu gebrauchen weiß. Das glänzende, rothbraune Auge funkelt und rollt umher, jedes Ding wird wahrgenommen; blitzſchnell geht's an dem Eiſengitter oder an den Aeſten im Käfig hinauf und hernieder, überall und nirgends iſt das geſchäftige Thier, und wehe dem kleinen Weſen, das ſich ſolchem Auge, ſolcher Gewandtheit preisgiebt: es iſt ein Kind des Todes; es iſt gepackt mit dem erſten Satze, getödtet mit dem erſten Biſſe.

Während ich dieſe Zeilen überleſe, beſitzen wir in unſerm Thiergarten vier Zebramanguſten lebend. Zwei von ihnen, welche ziemlich klein zu uns kamen, vertragen ſich mit einem Mungo und einer javaniſchen Manguſte ganz vortrefflich, obgleich der Futterneid zuweilen ſich bemerklich macht. Die anderen beiden dagegen ſind unverträgliche, zänkiſche Geſchöpfe, welche nur unter ſich in ziemlichem Frieden leben. Aber ſie ſind im höchſten Grade anziehende Thiere. Wir beherbergen ſie in

einem Zwinger unſers größern Thierhauſes und geſtatten ihnen öfters, nach Belieben im Hauſe und ſelbſt im Hofe umherzulaufen. Da wiſſen ſie denn nun prächtig Beſcheid. Sie kennen mich ſehr genau, haben erfahren, daß ich ihnen gern einige Freiheit gewähre, und melden ſich deshalb regelmäßig durch Scharren an ihrer Thür und bittendes Knurren, wenn ſie meine Stimme vernehmen. Sobald ſie ſich in Freiheit ſehen, ſtreifen ſie trippelnden Ganges durch das ganze Gebäude und haben, Dank ihrer Behendigkeit, binnen wenigen Minuten Alles auskundſchaftet, unterſucht und berochen, was ſich findet. Ihr erſter Gang iſt nach dem Milcheimer, und ſie verſtehen es ganz prächtig, deſſen Deckel mit der ſpitzen Schnauze aufzuheben und ſo zu der von ihnen außerordentlich geliebten Flüſſigkeit zu gelangen. Es ſieht allerliebſt aus, wenn zu jeder Seite des Eimers eins dieſer Thiere hängt und ſich nach Herzensluſt erlabt. Auch andere genießbare Dinge, welche ſich finden, werden nicht verſchmäht und zumal die Knochen tragen ſie ſich aus allen Winkeln und Ecken zuſammen. Das Knochenmark gehört zu ihren beſonderen Leckerbiſſen. Sie geben ſich viel Mühe, um ſich deſſelben zu bemächtigen.

Die Krabbenmanguſte oder Urva (Herpestes cancrivorus. — Siehe Seite 484.)

Zuerſt fördern ſie durch Kratzen und Scharren mit den Nägeln ihrer Vorderpfoten ſoviel Mark zu Tage, als möglich, dann faſſen ſie den Knochen mit beiden Pfoten, erheben ſich auf die Hinterbeine und ſchleudern ihn rückwärts, gewöhnlich zwiſchen den hinteren Beinen durch, auf das Straßenpflaſter oder gegen die Wand ihres Zwingers mit ſolcher Heftigkeit und ſo großem Geſchick, daß ſie ihren Zweck vollſtändig erreichen, durch die Erſchütterung das die Knochenröhre erfüllende Mark herauszubekommen. Bei ihren Wanderungen quieken und murren ſie fortwährend. Wenn man ſie böſe macht, vernimmt man auch wohl ein ärgerliches Geknurr von ihnen. Einen ſonderbar ſchmetternden Ton, welcher, wie ich ſchon bemerkte, dem Geſchrei gewiſſer Frankolinhühner täuſchend ähnlich iſt, habe ich nur einmal von ihnen gehört, als ich ſie mit zwei anderen ihrer Art zuſammenbrachte. Sie mochten dadurch ihre beſondere Aufregung kundgeben wollen. Ich geſtehe, daß ich im höchſten Grade überraſcht war, derartige Töne von einem Raubthiere zu vernehmen.

Gegen uns ſind die Gefangenen gewöhnlich ſehr liebenswürdig. Sie laſſen ſich berühren und ſtreicheln, kommen auch auf den Ruf herbei und zeigen ſich meiſt ſehr folgſam. Demungeachtet laſſen

ſie ſich nur ungern bevormunden, und namentlich wenn man ſie beim Freſſen ſtört, weiſen ſie ſelbſt ihren Freunden die Zähne und fahren mit ſchnellem Biß auf dieſelben los. Sie thun Dies aber mit vollem Bewußtſein, ſich der Strafe auszuſetzen; denn ſofort nach dem Beißen nehmen ſie die demüthige und verlegene Stellung eines Hundes an, welcher von ſeinem Herrn Prügel erwartet. Daß ſie ſehr klug ſind und ſich mit vielem Geſchick in veränderte Umſtände zu finden wiſſen, beweiſen ſie tagtäglich, — ſie beweiſen es auch jetzt, im Winter, wo ſie mit fünf Naſenbären zuſammenleben müſſen. Im Anfange war ihnen die Geſellſchaft der langnaſigen Burſchen höchſt unangenehm, namentlich wenn dieſe ſie einer gewiſſenhaften Beſchnüffelung zu unterziehen beliebten. Die Umſtände änderten ſich, ſobald die Mangusten erkannten, daß ſie es mit geiſtesärmeren Geſchöpfen, als ſie ſind, zu thun hatten. Sie lernten bald die Naſenbären beurtheilen und geberden ſich jetzt unbeſtritten als die Gebieter im Käfige.

Schließlich will ich noch ein Mitglied unſerer Sippe, die Krabbenmanguſte oder Urva (Herpestes cancrivorus), anführen, weil ſie als ein eigenthümliches Mittelglied zwiſchen den wahren

Die Fuchsmanguſte oder das Hundsfrett (Cynictus Steedmannii).

Mangusten und den Vielfraßen erſcheint. Geſtalt und Gebiß der Urva unterſcheiden ſich von den der übrigen Mangusten nicht weſentlich, erſtere erinnert aber noch mehrfach an den Vielfraß. Die Schnauze iſt geſtreckt und zugeſpitzt, der Leib faſt wurmförmig. Die Zehen haben große Spannhäute, und die Afterdrüſen ſind auffallend entwickelt. In der Geſammtfärbung des Pelzes ähnelt die Urva wieder den übrigen Mangusten. Sie iſt oben rothgelblich und graubraun gemiſcht, die Unterſeite und Beine ſind gleichmäßig dunkelbraun. Ueber den Oberkörper verlaufen einige dunklere Streifen; von dem Auge zur Schulter herab zieht ſich eine weiße, ſcharf abſtechende Binde; auch der Schwanz, welcher an der Wurzel ſehr ſtark behaart iſt, zeigt einige Querbänder. In der Größe wird die Urva von wenig anderen Arten ihres Geſchlechtes übertroffen; erwachſene Männchen werden über drei Fuß lang, wovon ungefähr zwei Fünftheile auf den Schwanz kommen. Hodgſon entdeckte die Urva in den ſumpfigen Thälern Nepals und erfuhr, daß ſie ein leidenſchaftlicher Krebs- und Krabbenjäger ſei. Weiteres über das Leben iſt nicht bekannt.

An die eigentliche Manguſte ſchließen ſich aufs engſte einige Thiere an, welche gleichſam als ſüd- und weſtafrikaniſche Umprägungen von jenen erſcheinen. Sie werden zugleich als Vertreter eigener Sippe angeſehen.

Die Fuchsmanguſte oder das Hundsfrett (Cynictis Steedmannii) iſt bisher nur einmal nach Europa gekommen. Ihre Leibeslänge beträgt $1\frac{1}{2}$ Fuß, die Länge des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz iſt glatt, der Schwanz buſchig. Die ziemlich gleichmäßige hellrothe Färbung dunkelt am Kopf und an den Gliedmaßen, die Schwanzhaare miſchen ſich mit Silbergrau und bilden eine weiße Spitze. Lange, ſchwarze Schnurren ſtehen über den Augen und auf den Lippen. Von den wahren Manguſten unterſcheidet ſie hauptſächlich der Bau der Hinterfüße, welche blos vier Zehen haben. Eine zweite Art dieſer Sippe wurde zu Ehren des berühmten Afrikareiſenden Levaillant benannt. Sie lebt in den gleichen Gegenden, wie jene: vom Kap der guten Hoffnung an nördlich, in den Niederungen und Steppen Südafrikas. Beide Arten nähren ſich von Mäuſen, Vögeln und Kerbthieren, ſind wild und biſſig, liſtig und gewandt, werden aber wenig oder nicht gejagt, und ſind deshalb in ihrem Weſen und Treiben noch ſehr wenig beobachtet worden.

Das Scharrthier oder die Surikate (Rhyzaena tetradactyla).

Das Scharrthier oder die Surikate (Rhyzaena tetradactyla) iſt bis jetzt die einzige Art ihres Geſchlechts, welche den Forſchern bekannt wurde. Die Heimat iſt das ſüdliche Afrika, vom Tſchadſee an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Der rüſſelſchnäuzige Kopf, die hohen Beine, die vierzehigen Füße, der gleichmäßig dünnbehaarte Schwanz und das Gebiß unterſcheiden die Surikate von den ihr ähnlichen Manguſten. Die Füße ſind aber das beſte Merkmal des Thieres, welches nicht umſonſt den Namen Scharrthier erhielt. Sie ſind mit langen und ſtarken Krallen bewaffnet, und namentlich die Vorderfüße zeigen dieſe Krallen in einer Ausbildung, wie ſie in der ganzen Familie nicht wieder vorkommt. Mit ihrer Hilfe wird es dem Scharrthier leicht, ſeinen Namen zu bethätigen und ſeine ziemlich tiefen Gänge auszugraben. Das Gebiß zeichnet ſich durch ſeine ſchlankſpitzigen Lückzähne aus, von denen zwei im obern, drei im untern Kiefer ſtehen. Das Weibchen hat ein paar Drüſenſäcke in der Nähe des Afters.

In ſeiner äußern Geſtaltung erſcheint das Scharrthier als ein Mittelglied zwiſchen den Manguſten und Mardern. Es iſt ein kleines Geſchöpf von nur $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge, wovon der Schwanz ein Drittel wegnimmt; ſeine Höhe beträgt faſt 6 Zoll. Der ziemlich rauhe Pelz erſcheint im Grunde graubraun, mit gilblichem Anflug; von dieſer Färbung heben ſich acht bis zehn dunklere Binden ab. Die Glieder ſind lichter, faſt ſilberfarben, die Lippen, das Kinn und die Backen weißlich, die Schnauzenſpitze, ein Ring um die Augen, die Ohren und das Schwanzende ſchwarz.

Im Pariſer Pflanzengarten lebte eine Surikate längere Zeit und gab Gelegenheit, ſie zu beobachten. Beim Gehen tritt ſie faſt mit der ganzen Sohle auf, hält ſich aber dennoch hoch. Um zu lauſchen, richtet ſie ſich auf den Hinterbeinen auf; manchmal macht ſie dann auch ein paar kleine Schritte. Unter den Sinnen ſcheint der Geruch am meiſten ausgebildet zu ſein; das Gehör iſt ſchlecht, das Geſicht nicht beſonders gut. Ihre Nahrung ſpürt ſie aus und ſchnüffelt deshalb fortwährend in allen Winkeln und Ecken umher. Findet ſie etwas Auffallendes, ſo wird das mit der Vorderpfote gefaßt, berochen, oftmals herumgedreht, wieder berochen und dann nach Befinden verzehrt. Dabei erhebt das Thier ſeine Speiſe mit den Vorderpfoten, macht einen Kegel, d. h. erhebt ſich auf den Hinterfüßen und führt die Nahrung zum Munde. Die Milch liebt es ſehr; es nimmt ſie, wie alle Flüſſigkeiten, lappend zu ſich.

Es ſcheint, daß die Surikate leicht gezähmt werden kann. Sie findet ſich bald in die Verhältniſſe und lernt nach kurzer Zeit den ihr wohlwollenden Menſchen von unfreundlichen Leuten unterſcheiden. Außerordentlich empfänglich gegen Liebkoſungen, zeigt ſie ſich leicht verletzt, wenn ſie hart behandelt wird; ihrem Pfleger vertrauend und Liebe mit Liebe vergeltend, beißt ſie nach Dem, welcher ſie neckt und beunruhigt. Man ſagt, daß ſie, einmal ordentlich gezähmt und an das Haus gewöhnt, hier durch Wegfangen der Mäuſe, Ratten und anderen Ungeziefers, in Afrika namentlich durch Ausrottung der Schlangen und anderen Geſchmeißes dieſer Sorte, gute Dienſte leiſte.

Ueber ihr Freileben iſt leider noch wenig oder Nichts bekannt.

Der Kuſimanſe (Crossarchus obscurus).

Noch weniger weiß man von dem Kuſimanſe (Crossarchus obscurus), einem Bewohner Weſtafrikas, zumal der Sierra Leona. Halb Scharrthier, halb Manguſte, ſtellt das Thier wiederum eines jener Bindeglieder dar, welche beweiſen, daß es in der Natur keine Lücken giebt. Die Schnauze und die Aftertaſche hat der Kuſimanſe mit dem Scharrthier, die Zahl der Zehen aber mit der echten Manguſte gemein. Der Leib iſt gedrungen, der runde Kopf ſpitzſchnauzig, der Schwanz mittellang; die Beine ſind ziemlich hoch, alle Füße fünfzehig; das Gebiß hat oben zwei, unten drei Lückzähne. Kleine runde Ohren, rundſternige Augen mit einem dritten, unvollkommenen Lide, eine lange Zunge und eine verſchließbare Aftertaſche ſind weitere Kennzeichen des Thieres.

Der Kuſimanſe iſt der einzige Bekannte ſeines Geſchlechts. Er iſt etwa 19 oder 20 Zoll lang, wovon ſieben bis acht Zoll auf den Schwanz kommen. Der rauhe Pelz iſt einfarbig braun, am Kopfe bläſſer, vorn gelblich.

Ueber das Freileben dieſes Thieres ſchweigen die Reiſenden. In Paris erhielt man es einmal lebendig. Matroſen hatten es von Weſtafrika mitgebracht und ihm den Landesnamen gegeben, den man auch beibehielt. Es wurde zahm, wie ein Hund, ließ ſich gern liebkoſen und war ſehr reinlich. Der ſtruppige Pelz, welcher ausſah, wie das Haarkleid kranker Thiere, wurde beſtändig gekämmt und

geleckt; der Koth nur auf ein bestimmtes Plätzchen abgesetzt. Die lange Nase, welche etwa einen halben Zoll über die Unterkinnlade vorragt, war stets in Bewegung. Oft rieb sich der Gefangene am Gitter des Käfigs, um sich einer stinkenden Salbe zu entledigen, welche die Aftertasche absondert. — Bei Fleischnahrung befand er sich sehr wohl.

Die Rollmarder (Paradoxurus) unterscheiden sich von den Mangusten durch kräftigere Gestalt und weichern Pelz, durch Eigenthümlichkeiten im Gebiß und durch ihre verschiedene Lebensweise. Ihre nacktsohligen Füße sind fünfzehig, die Zehen haben scharfe, halb einziehbare Krallen; der lange Schwanz kann eingerollt werden; der Kopf ist gebaut, wie bei den echten Zibetkatzen; das Gebiß zeichnet sich durch kurze und stumpfe Zähne aus; die Drüsentasche wird durch eine kahle Längsfalte, zwischen After und Geschlechtstheilen vertreten, doch fehlen Absonderungsdrüsen nicht.

Alle Roller sind Bewohner Südasiens und seiner Inseln. Sie leben von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Kerfen und Früchten, klettern vortrefflich, sind nächtliche Räuber und meist unzugängliche, mürrische Geschöpfe. Ihre Stinkdrüsen machen sie Vielen höchst widerlich.

Ueber die Zahl der Arten und deren Leben herrscht noch große Unklarheit. Wir betrachten die genauer beobachteten Arten. Unter ihnen ist der gemeine Roller oder der Palmenmarder, der Luwack und wie er sonst noch heißen mag (Paradoxurus Typus), einer der bekanntesten. Er ähnelt in seiner Gestalt und auch hinsichtlich seiner Farbenvertheilung noch den Ginsterkatzen. Seine Größe ist etwa die einer Hauskatze. Der Leib mißt $1^1/_2$ Fuß, der Schwanz beinahe ebenso viel; die Höhe am Widerrist beträgt sieben Zoll. Der Leib ist gestreckt, obgleich etwas untersetzt; die Füße sind kurz und kräftig, der lange Schwanz kann ebenso gut nach unten, als nach oben zusammengerollt werden. Die Ohren sind mittelgroß, die Augen sehr gewölbt mit brauner Iris und großem, äußerst beweglichen Stern, welcher bis auf eine haarbreite Spalte oder Ritze zusammengezogen werden kann. Der Pelz besteht aus reichlichen Woll- und dünneren Grannhaaren. Seine Grundfärbung ist gelblich schwarz, erscheint aber nach dem Einfallen des Lichtes verschieden. Drei Längsreihen schwarzer Flecken, welche unterbrochene Längsbinden darstellen, verlaufen zu beiden Seiten des Rückgrats, und dann finden sich noch Flecken auf den Schenkeln und Schultern. Der Kopf ist schwarz, gegen die Schnauze zu aber heller. Von dem Augenwinkel zieht sich noch ein schwarzer Streifen um das Ohr. Letzteres ist innen fleischfarbig, außen aber schwarz. Diese Farbe haben auch die Gliedmaßen und die hintere Hälfte des Schwanzes.

Auf der indischen Halbinsel ist der Palmenmarder sehr häufig. Er hält sich in Wäldern auf, kommt aber sehr gern in die Nähe der Dörfer, um dort zu stehlen. Ein weich ausgefüttertes Lager in hohlen Stämmen verbirgt ihn während des Tages, und solche Baumhöhlungen zieht er entschieden einem Baue in der Erde vor. Das Klettern fällt ihm durchaus nicht schwer; er ist im Stande, mit Leichtigkeit selbst die höchsten Bäume zu besteigen. Auf der Erde ist er langsam, schwerfällig und träge, auch zur Nachtzeit, wo seine eigentliche Thätigkeit beginnt. Er macht, wie alle anderen Mitglieder seiner Familie, eifrig Jagd auf Säugethiere und Vögel, verzehrt aber auch die Eier und die Jungen aus dem Neste und besonders gern Früchte. Den Ananaspflanzungen soll er sehr schädlich werden und in den Kaffeepflanzungen ist er oft ein höchst lästiger Gast. Er frißt die Bohnen in Menge, giebt aber dieselben unverdaut wieder von sich und ersetzt dadurch gewissermaßen den Schaden, welchen er anrichtet, indem er dazu beiträgt, den Kaffee immer weiter und weiter zu verbreiten. Die Eingebornen, welche ihn wegen seiner Diebereien „Kaffeeratte" nennen, sammeln die Körner aus seiner Losung. Sein Gelüst nach Früchten aller Art ist groß, und er weiß dabei vortrefflich, was gut schmeckt: reifen und süßen Früchten giebt er entschieden den Vorzug. Nur wenn ihn der Hunger zwingt, kommt er in die Höfe herein und besucht dann gelegentlich die Hühnerställe, in denen er nach Art seiner Sippschaft zuweilen ein großes Blutbad anrichten kann.

In der Gefangenſchaft benimmt er ſich ganz ähnlich wie der Muſang, über welchen ich ausführlicher ſein kann. Man kann ihn, wie alle anderen Rollmarder, leicht erhalten, denn er genießt Alles, was man ihm giebt, Fleiſch, Eier, Reis und andere Früchte. Seine Bewegungen ſind in der Gefangenſchaft ebenſo träge, wie im freien Zuſtande.

Auf Java, Sumatra, Borneo und in Siam wird er von einem nahen Verwandten, dem Muſang (Paradoxurus Musanga) vertreten. Dieſer iſt etwas kleiner und hat einen kürzern, gröbern Pelz. Seine Körperlänge beträgt ſechzehn Zoll; der Schwanz iſt gewöhnlich etwas kürzer. Die Pelzfärbung iſt im hohen Grade veränderlich. Nur ein weißer oder grauer, von der Stirne bis zu den Ohren laufender Streifen ſcheint allen, welche man bis jetzt erhielt, gemeinſchaftlich zu ſein. Die eine Abart zeigt eine gelbliche Färbung des Pelzes mit ſchwarzen Haarſpitzen und einzelnen

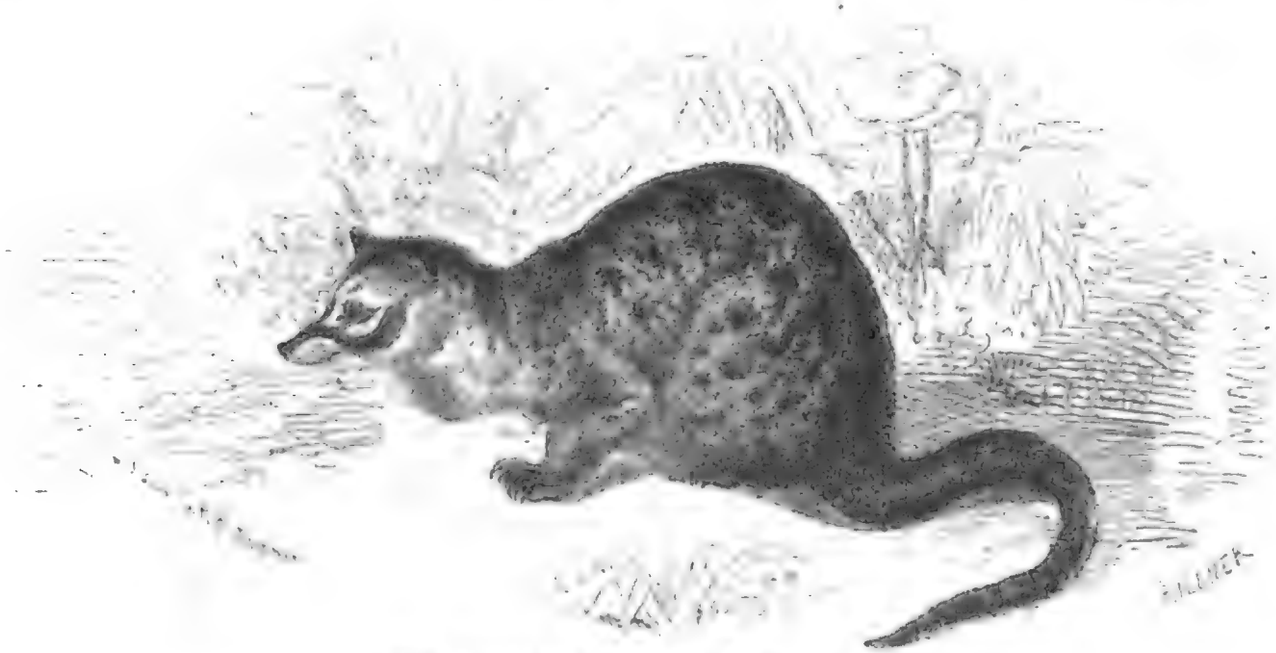
Der Palmenmarder (Paradoxurus Typus).

ſchwarzen Haaren. Ueber den Rücken laufen undeutliche, ſchwarze Längsſtreifen und auf den Seiten befinden ſich einige ſchwarze Flecken. Der Oberleib iſt heller, der Vorderhals weißlich, der Bauch grau, die Beine ſchwarz u. ſ. w.; Andere haben einen lockern, braunen Pelz mit ſchwarzen Haarſpitzen; wieder Andere ſind hell, aſchgrau mit großen und kleinen Seitenflecken, hellbraunen Beinen und ſchwärzlich braunem Geſicht; kurz, man hat bis jetzt acht Ab- oder Spielarten erkannt, welche mehr oder weniger von einander verſchieden ſind. Ich habe in den letztvergangenen Monaten viele Spielarten des Muſang zu ſehen Gelegenheit gehabt, weil eine ziemliche Anzahl dieſer Thiere unſerm Thiergarten zum Kauf angeboten oder geſchenkt wurden. Zwei Roller bewieſen mir dadurch, daß ſie ſich paarten, ihre Zuſammengehörigkeit: ſolcher Beweis war aber beinah auch nöthig, ſo verſchieden gefärbt und gezeichnet waren die Thiere. Unſer Holzſchnitt ſtellt die am häufigſten vorkommende Färbung des Muſang dar.

Digitized by Google

Die Sitten des Thieres hat der Naturforscher Bennett in seinen Wanderungen in Neusüdwales vortrefflich beschrieben. „Am 14. Mai 1833," so erzählt er, „erhielt ich einen Musang von einem Eingebornen, welcher in der Nähe der Küste von Java mit seiner Beute an unser Schiff und zu uns an Bord kam. Das Thier war noch jung und schien ziemlich zahm zu sein. Sein früherer Besitzer hatte es in einem Käfig aus Bambusrohr eingesperrt gehabt, und ich benutzte denselben die nächste Zeit ebenfalls zu seinem Gefängniß. Sein Futter bestand in Pisang und anderen Früchten; aber der Musang verzehrte auch Fleisch und namentlich Geflügel. „Das Thier frißt nur Pisang," sagte mir der Javanese; allein das Thier sprach für sich selbst und zeigte, daß ihm alle Arten von Geflügel sehr willkommene Speisen wären."

„Mein Musang war zahm und spiellustig wie junge Kätzchen. Er legte sich auf den Rücken, vergnügte sich mit einem Stück Bindfaden und ließ dabei einen leisen, trommelnden Ton hören. Wurde er aber beim Fressen gestört, so stieß er höchst unwillige Töne aus und gab sein eigentliches Wesen zu erkennen. Scharfe, quiekende Laute, sowie ein leises Murmeln, ließ er zur Nachtzeit hören, zumal wenn er hungrig oder durstig war. Das Wasser trank er lappend, wie Hunde



Der Musang (Paradoxurus Musanga).

oder Katzen, nahm sich dabei wenig in Acht und setzte oft seine Vorderfüße, während er trank, in die Wasserschale."

„So spiellustig er war, wenn man ihn in Ruhe ließ, so wüthend zeigte er sich, so oft er gestört wurde. Er war ein mürrisches, ungeduldiges Geschöpf, und wenn man ihm nicht allen Willen that, wurde er schrecklich wüthend oder zeigte sich vielmehr in einer Weise, welche man nicht gut beschreiben kann. Er schnappte dann grimmig nach der Hand, welche man ihm näherte, und würde gewiß tüchtig zugebissen haben, wenn seine jungen Zähne ihm Dies gestattet hätten. Dabei blies er die Wangen auf und sträubte seinen langen Bart, eine Art von eigensinnigem Schreien und Knurren ausstoßend. Wenn man ihn gestört oder mit der Hand berührt hatte, leckte er sein Fell mit der Zunge glatt und schien dann gern die Dunkelheit zu suchen. Als er eines Morgens auf meinem Bette lag, nahm ich ihn auf und legte ihn so sanft als möglich auf einen andern Platz in meiner Kajüte, welchen ich ihm zurecht gemacht hatte. Allein er gerieth vor Zorn ganz außer sich, wollte durchaus nicht leiden, daß ich ihm ohne seinen Willen die bezügliche Stelle angewiesen, und ruhte auch nicht eher, als bis ich ihn auf den alten Platz gebracht hatte. Dort streckte er sich dann, nachdem er sich gehörig geglättet hatte, bald wieder aus und schlief friedlich ein. Sehr häufig spielte er mit seinem langen Schwanze oder

mit einem andern Gegenstande, der ihm gerade in den Weg kam, ganz in der Weise, wie wir es an jungen Kätzchen beobachten. Oft sprang er auch nach verschiedenen Dingen: zuweilen stieß er, wenn er sich langweilte, laute, gellende Schreie aus, sodaß man ihn über das ganze Schiff hören konnte, und an Tagen, wo er sich selbst versteckt hatte, fand man ihn gewöhnlich hierdurch auf."

„Bei Nacht war der Lärm noch ärger. Er lief dann herum und quiekte und schrie ohne Ende, so daß es unmöglich war, dabei einzuschlafen. Um Diesem vorzubeugen, gab ich ihm später immer einige Flügelknochen zu fressen, und dabei unterhielt er sich denn auch die ganze Nacht. Er fraß alles Vogelfleisch sehr gern, noch lieber manche Früchte. Sobald er Etwas erhalten hatte, trug er es augenblicklich in eine Ecke und knurrte und schnaufte Jeden an, welcher sich ihm näherte. Eine Störung beim Fressen konnte er durchaus nicht vertragen und suchte sie in jeder Weise abzuwenden. Dabei focht er mit seinen Vorderfüßen geschickt und heftig, zog sich schnell zurück und kam rasch wieder zum Vorschein, nach der Hand schnappend, und wenn er sie erreichen konnte, tüchtig beißend. Im ungeheuersten Zorn blies er seine Backen auf und erschien als das wildeste Thier, welches man sich denken kann. Er sprang nicht nach Katzenart auf den Gegenstand seiner Mordlust los, sondern humpelte vorwärts; beim Kampfe gebrauchte er immer die Klauen der Vorderfüße mehr, als die der Hinterfüße, weil jene weit länger und schärfer sind, als diese. Auf kleine Beute blickte er erst lange hin, plötzlich aber stürzte er mit aufgesperrtem Maule nach ihr und packte sie kräftig an."

„Eines Morgens erhielt er einen Fisch. Er wälzte ihn lange hin und her, beäugte und beroch ihn von allen Seiten, wollte ihn jedoch nicht fressen, vielleicht, weil er nicht hungrig war."

„Nach der Mahlzeit hatte er gewöhnlich die beste Laune und ließ sich einigermaßen auf Liebkosungen ein, ohne jedoch durch dieselben besonders beglückt zu werden. Bei Tage schlief er fast beständig und suchte sich dazu den wärmsten und bequemsten Platz aus, welchen er finden konnte. Des Nachts wurde er munter, zeigte aber weder große Behendigkeit noch Lebendigkeit. Auf dem Schiff war er bald eingewöhnt. Er lief überall umher und bediente sich dabei seines Schwanzes, wenn auch in beschränkter Weise, weil derselbe nur ein untergeordnetes Greifwerkzeug ist. Wenn er sich selbst überlassen war, fand man ihn am Morgen gewöhnlich auf dem weichsten und wärmsten Pfühl in sich selbst zusammengerollt liegen. An seinen Pfleger konnte er eigentlich nie gewöhnt werden und jede Berührung, Liebkosung, ja selbst das den meisten Säugethieren so angenehme Krauen der Haare war ihm höchst lästig."

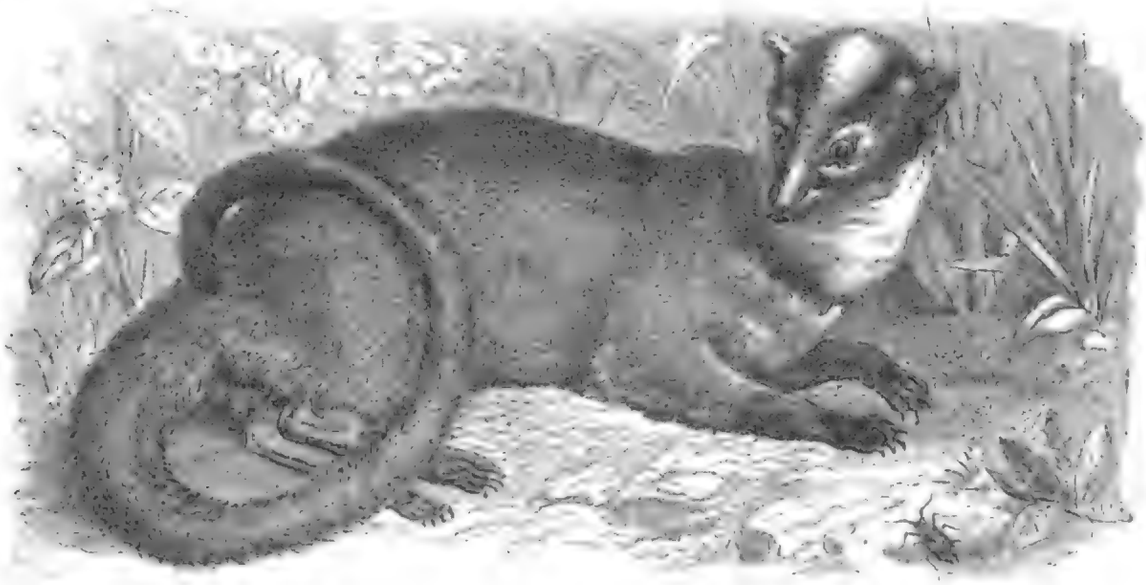
Ich habe Bennetts Schilderung hinzuzufügen, daß einzelne Rollmarder sich mit gleichartigen wohl vertragen, während andere nicht einmal geschlechtliche Rücksichten nehmen, sondern über jeden Zukömmling wüthend herfallen und auf Leben und Tod mit ihm kämpfen. Letzteres scheint die Regel zu sein, Ersteres die Ausnahme. Wir besitzen gegenwärtig in unserm Thiergarten eine ziemliche Anzahl dieser Thiere und unter ihnen ein Paar, welches sich ausgezeichnet verträgt und sich nicht einmal während des Fressens entzweit. Es hat sich schon wiederholt begattet und läßt Nachkommenschaft erwarten.

Unsere Rollmarder kommen bei Tage nur selten zum Vorschein, freiwillig niemals in den Mittagsstunden; erst gegen Abend zeigen sie sich. Anfänglich thun sie verschlafen, nach und nach werden sie munter, und mit Einbruch der Dämmerung sind sie gewöhnlich sehr rege. Sie laufen dann in ihrem Käfig auf und nieder, jedoch selten mit der Behendigkeit verwandter Raubthiere, sondern mehr gemächlich, gleichsam überlegend. Sie klettern auch geschickt auf den für sie hergerichteten Zweigen umher. Gewöhnlich sind sie ruhig und still; an schönen Abenden dagegen lassen sie gern ihre Stimme, ein wohllautendes „Kuk, kuk" vernehmen. Bei ihren Angriffen auf lebende Thiere, welche wir in ihren Käfig bringen, gehen sie höchst vorsichtig zu Werke. Sie schleichen sich langsam an das sich bewegende Thier herbei, beriechen es längere Zeit und fahren endlich, dann aber blitzschnell, auf dasselbe los, beißen mehrmals nach einander heftig zu, werfen es nach dem Erwürgen vor sich hin, beriechen es nochmals und beginnen erst dann mit dem Fressen. Früchte aller Art verzehren sie ebenso gern, wie Fleisch.

Ueber die Greiffähigkeit des Schwanzes der Rollmarder sind mir gerechte Zweifel aufgestoßen. Ich habe bei den unsrigen wohl bemerkt, daß sie den Schwanz am Ende krümmen können, niemals gesehen, daß sie mit ihm irgend Etwas an sich herangezogen hätten.

Im Freileben soll der Musang auf den Bäumen seiner Wälder ein Nest bauen, welches eine gewisse Aehnlichkeit mit dem unsers Eichhörnchen hat und aus Zweigen, trockenem Gras, Wurzeln und anderen ähnlichen Stoffen zusammengesetzt ist. Diese Wohnung ist ebenso oft in einer Höhlung des Stammes angelegt, wie in einer Astgabel. In ihr verschläft der Roller den Tag, und zu ihr kehrt er nach seinen nächtlichen Wanderungen zurück.

Eine dritte Art unserer Sippe, der Larvenroller (Paradoxurus larvatus), verdient wegen seines sehr gestreckten Leibes und des fleckenlosen Pelzes Erwähnung. Die Färbung des Haarkleides ist am Kopf größtentheils schwarz, an den Wangen, den Unterkiefern, der Kehle und dem Halse aber grau, am Oberkörper gelblichgrau. Von der nackten Nasenspitze an läuft ein weißlicher Streif über die Stirn zum Hinterkopf, ein anderer zieht sich unter den Augen und ein dritter über dieselben dahin. Die Ohren, die Schwanzspitze und die Füße sind schwarz.



Der Larvenroller (Paradoxurus larvatus).

Der Larvenroller lebt in China und gleicht in seiner Lebensweise und seinem Betragen den beschriebenen Arten.

Mit den Rollmardern verwandt ist ein sonderbares, plumpes Raubthier, der Mampalon (Cynogale Bennettii). Der Leib dieses merkwürdigen Geschöpfes ist gedrungen und dick. Beine und Schwanz sind sehr kurz, die Sohlen nackt, die fünf zur Hälfte verbundenen Zehen mit starkgebogenen Krallen bewehrt. Der Kopf ist lang, die Schnauze ziemlich spitz. Besonders auffallend ist der starke, aus langen, gelblichweißen Borsten bestehende Bart, hinter und über welchem dünnere, braune Borstenhaare stehen, wie sich auch an den Wangen zwei Bündel langer und starker, weißlicher Borsten befinden. Das Gebiß gleicht ebensosehr den Allesfressern, wie den echten Fleischfressern. Die Färbung des Pelzes ist gelblichbraun, die feinen Grannen sind in der Mitte gelblichweiß oder schwarz. Kehle und Unterlippe sind schwarzbraun, einige lange Haare am Bauche weißspitzig. Die Beine sind dunkler, die Augen braun, die Nase ist schwarz, Kinn und ein Fleck über den Augen sind gelblichweiß. Die stark abgerundeten Ohren sind fast kahl, außen mit kurzen, schwarzen Haaren bedeckt. Die Körperlänge beträgt fast zwei Fuß, die des Schwanzes ein und einen halben Fuß.

Das Thier lebt an Gewässern auf Sumatra und Borneo, klettert aber auch mit ziemlichem Geschick auf schrägstehenden Bäumen und starken Aesten umher und nährt sich von Fischen, Vögeln und Früchten.

Endlich haben wir hier noch eines schönen und merkwürdigen Bewohners der an auffallenden Geschöpfen so reichen Insel Madagaskar zu gedenken. Das Beutelfrett (Cryptoprocta ferox) wurde bisher nur ein einziges Mal erbeutet. Telfair, Vorsteher der naturforschenden Gesellschaft auf Mauritius, erhielt ein junges Beutelfrett aus den inneren südlichen Gegenden Madagaskars; Bennett beschrieb es. Seinen Artnamen erhielt es wegen seiner beispiellosen Wildheit. Telfair sagt, daß es, so anmuthig und nett es auch erscheinen möge, im Verhältniß zu seiner geringen Größe doch das wüthendste, wildeste aller Thiere sei; es stehe an Mordlust, Blutdurst und Zerstörungssucht nicht einmal dem Tiger nach. Die Muskelkraft und Beweglichkeit der Glieder sei auffallend groß. — Ueber sein Freileben ist Nichts bekannt.

Das beschriebene Beutelfrett war nebst Schwanz 25 Zoll lang; der Schwanz maß 11½ Zoll. Im Ganzen ähnelt das Thier seinen Familienverwandten; es unterscheidet sich aber durch sein kurzes, glattes, anliegendes Haar und andere weniger leicht zu beschreibende Merkmale. Der gestreckte Leib

Der Mampalon (Cynogale Bennettii).

ruht auf kräftigen Gliedern, trägt einen länglichen, kleinschnäuzigen Kopf mit ungewöhnlich großen, breiten Ohren und mittelgroßen Augen und endet in einen fast gleichdicken, gleichmäßig behaarten Schwanz. Das kurze, glatte, leicht gekräuselte Haar ist braun und strohgelb geringelt; der Pelz erscheint licht bräunlichroth, oben etwas dunkler, als unten. Sehr starke, lange, an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichte Schnurren stehen auf der Lippe. Die Sohlen sind nackt. Im übrigen Leibesbau ähnelt das Beutelfrett den Katzen; der After aber wird, wie bei anderen Mitgliedern der Familie, von einer Tasche umgeben. Die fünf Zehen sind ganz verbunden, ihre Krallen vollständig zurückziehbar. —

Mit vorstehend beschriebenen und genannten Thieren habe ich alle hervorragenden Mitglieder der Schleichkatzenfamilie vorgeführt. Es wird keinem meiner Leser entgangen sein, daß wir über das Freileben dieser so vielfach ausgezeichneten Geschöpfe im Ganzen noch unendlich wenig wissen; wer aber unsere Museums- und Sammelmenschen kennt, wird darüber sich nicht wundern. Vielen Gelehrten gilt ein ausgestopfter Balg im Glasschrank, ein wohl gebleichter Schädel mit dem vollständigen Gebiß weit mehr, als die beste Lebensschreibung eines Thieres. Sie vergessen, daß die Thierkunde erst durch ausführliche Schilderungen des Lebens der Thiere Leben erhält; sie wollen eben nur Bälge aufhäufen. Damit vernachlässigen sie leider eine der ersten Pflichten des Forschers: da

durch zwingen sie Den, welcher sich mit der Erforschung und Beschreibung des Thierlebens befaßt, ein trauriges Stückwerk zu liefern, — wie ich es hier geben mußte, weil ich es nicht besser bieten konnte.

Reicher an Arten und Formen, als die Gruppe der Schleichkatzen, ist die Familie der Marder (Mustela).

Es hält sehr schwer, eine allgemein giltige Beschreibung dieser Familie zu geben; der Leibbau, das Gebiß und die Fußbildung schwanken mehr, als bei allen übrigen Fleischfressern, und man kann deshalb nur sagen, daß die Mitglieder der Abtheilung mittelgroße oder kleine Raubthiere sind, deren Leib sehr gestreckt ist und auf sehr niedrigen Beinen ruht, und deren Füße vier oder fünf Zehen tragen. In der Nähe des Afters finden sich ebenfalls Drüsen, wie bei den meisten Schleichkatzen; aber niemals sondern sie einen wohlriechenden Stoff ab, wie bei jenen, vielmehr gehören gerade die ärgsten Stänker den Mardern an. Die Behaarung des Leibes ist gewöhnlich eine sehr reichliche und feine, und deshalb finden wir in unserer Familie die geschätztesten aller Pelzthiere.

Das Beutelfrett (Cryptoprocta ferox).

Das Gerippe zeichnet sich durch zierliche Formen aus. Elf oder zwölf rippentragende Wirbel umschließen die Brust, acht oder neun bilden den Lendentheil, drei, welche gewöhnlich verwachsen, das Kreuzbein, und zwölf bis sechsundzwanzig den Schwanz. Das Schulterblatt ist breit, das Schlüsselbein fehlt fast überall. Im Gebiß sind die Eckzähne sehr entwickelt. Sie sind lang und stark und häufig schneidend an der Kante; die Lückzähne sind scharf, spitz; der untere Fleischzahn ist zweizackig, der obere durch einen Zacken und einen Höcker ausgezeichnet. Die Krallen sind nicht zurückziehbar.

Die Marder traten zuerst in der Tertiärzeit auf, aber nur einzeln, und Dies war auch noch in der Diluvialzeit der Fall. Gegenwärtig bewohnen sie alle Erdtheile mit Ausnahme von Australien, alle Klimate und Höhengürtel, die Ebenen, wie die Gebirge. Ihre Aufenthaltsorte sind Wälder oder felsige Gegenden; aber auch freie, offne Felder, Gärten und die Wohnungen der Menschen. Die einen sind Erdthiere, die anderen bewohnen das Wasser; jene können gewöhnlich auch vortrefflich klettern: alle verstehen zu schwimmen. Die meisten graben sich Löcher und Höhlen in die Erde oder benutzen bereits

vorhandene Baue zu ihren Wohnungen; andere bemächtigen sich der Höhlen in Bäumen oder auch der Nester des Eichhorns und mancher Vögel: kurz man kann sagen, daß diese Familie fast alle Oertlichkeiten zu benutzen weiß, von der natürlichen Steinkluft an, bis zur künstlichen Höhle, vom Schlupfwinkel in der Wohnung des Menschen, bis zu dem Gezweig oder Gewurzel im einsamsten Walde. Die meisten haben einen festen Wohnsitz; viele schweifen aber auch umher, je nachdem das Bedürfniß sie hierzu antreibt. Einige, welche den Norden bewohnen, verfallen in Winterschlaf; die meisten aber sind während des ganzen Jahres lebendig und rege.

Fast alle Arten sind in hohem Grade behende, gewandte, bewegliche Geschöpfe und in allen Leibesübungen ungewöhnlich erfahren. Beim Gehen treten sie mit ganzer Sohle auf, beim Schwimmen gebrauchen sie ihre Pfoten und den Schwanz, beim Klettern wissen sie sich, trotz ihrer stumpfen Krallen, äußerst geschickt anzuklammern und im Gleichgewicht zu erhalten. Ebenso ausgezeichnet, wie ihre Leibesbegabungen, sind auch die geistigen Fähigkeiten. Ihre Sinne sind vortrefflich und namentlich Geruch, Gehör und Gesicht sehr ausgezeichnet. Der Verstand erreicht bei den meisten Arten eine hohe Stufe. Sie sind klug, listig, mißtrauisch und behutsam, äußerst muthig, blutdürstig und grausam, gegen ihre Jungen aber ungemein zärtlich. Die einen lieben die Geselligkeit und vereinigen sich zu großen Scharen; die anderen leben einzeln oder zeitweilig paarweise; die Jungen bleiben immer lange bei der Mutter. Viele sind bei Tag und bei Nacht thätig; die meisten müssen jedoch als Nachtthiere angesehen werden. In bewohnten und belebten Gegenden gehen alle nur nach Sonnenuntergang auf Raub aus. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Thieren, namentlich in kleinen Säugethieren, Vögeln, deren Eiern, Lurchen und Kerbthieren. Einzelne fressen Schnecken, Fische, Krebse und Muscheln; manche verschmähen nicht einmal das Aas, und andere nähren sich zeitweilig auch von Pflanzenstoffen. Auffallend groß ist der Blutdurst, welcher alle beseelt. Sie erwürgen, wenn sie können, weit mehr, als sie zu ihrer Nahrung brauchen, und manche Arten berauschen sich förmlich in dem Blute, welches sie ihren Opfern aussaugen.

Die Zahl ihrer Jungen schwankt erheblich, — soviel man weiß, zwischen zwei und zehn. Die Kleinen kommen blind zur Welt und müssen lange gesäugt und gepflegt werden. Sorgfältig bewacht sie die Mutter und vertheidigt sie bei Gefahr mit großem Muthe oder schleppt sie, sobald sie sich nicht sicher fühlt, nach anderen Schlupfwinkeln. Eingefangene und sorgsam aufgezogene Junge erreichen einen hohen Grad von Zahmheit und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn, wie ein Hund, nachzulaufen und für ihn zu jagen und zu fischen. Eine Art ist sogar gänzlich zum Hausthier geworden und lebt seit undenklichen Zeiten in der Gefangenschaft.

Wegen ihrer Raubluft und ihres Blutdurstes fügen einige dem Menschen zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zu; im Allgemeinen überwiegt jedoch der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar bringen, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Aber leider wird diese Wahrheit nur von wenigen Menschen anerkannt und deshalb ein wahrer Vernichtungskrieg gegen unsre Thiere geführt, nicht selten zum empfindlichen Schaden des Menschen. Durch Wegfangen von schädlichen Thieren leisten sie sehr große Dienste; außerdem nützen sie durch ihr Fell und einige auch durch ihr Fleisch, welches hier und da gegessen wird. —

Wir können diese Familie ausführlicher behandeln, als andere, weil wir über das Leben der meisten zu ihr gehörigen Arten wohl unterrichtet sind.

Das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, mißtrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streite liegenden Gesellen ist der Dachs (Meles vulgaris). Hierüber sind so ziemlich alle Beobachter einverstanden, obgleich sie den Nutzen, welchen dieses eigenthümliche Raubthier gewährt, nicht verkennen. Der gemeine Dachs ist unter den größeren europäischen Raubthieren das unschädlichste und wird gleichwohl verfolgt und befehdet, wie der Wolf oder wie der hinterlistige Fuchs, ohne daß er selbst unter den Waidmännern, welche doch bekanntlich diejenigen Thiere am meisten

lieben, denen sie am eifrigsten nachstellen, irgend einen Vertheidiger gefunden hat. Man schilt ihn, man verurtheilt ihn wahrhaft rücksichtslos, ohne zu bedenken, daß er nach seiner Weise schlecht und gerecht lebt und sich, so gut es gehen will, ehrlich und redlich durchs Leben schlägt. Nur die eigenthümliche Lebensweise, welche der Dachs führt, ist schuld an der so großen Härte des Urtheils über ihn. Er ist allerdings ein griesgrämiger, menschen- und thierscheuer Einsiedler und dabei ein so bequemer und fauler Bursch, wie es nur irgend einen geben kann: und alle diese Eigenschaften sind in der That nicht geeignet, sich Freunde zu erwerben. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich ihn nicht ungern habe: mich ergötzt sein Leben und Wesen.

Der Dachs gehört mit einem einzigen Verwandten, dem Sandbären oder amerikanischen Dachse, einer besondern Sippe an, welche, wegen ihres plumpen und gedrungenen Körperbaues, ihres Ganges auf der ganzen Sohle und ihrer Nahrung lange Zeit zu der Familie der Bären gestellt wurde und von einigen Thierkundigen noch gegenwärtig zu derselben gerechnet wird. Der Bau ihres Gerippes und Gebisses, sowie die Anordnung der Weichtheile aber weisen ihn unzweifelhaft

Der Dachs (Meles vulgaris).

der Familie der Marder zu. Ein gedrungener Leibesbau mit dickem Halse und langem Kopfe, an dem sich die Schnauze rüsselförmig zuspitzt, kleine Augen und ebenfalls kleine, aber sichtbare Ohren, nackte Sohlen und starke Krallen an den Vorderfüßen, der kurze, behaarte Schwanz und der dichte, grobe Pelz, sowie eine Querspalte, welche zu einer am After liegenden Drüsentasche führt, kennzeichnen diese Sippe. In dem Gebiß der beiden Arten fällt noch besonders die unverhältnißmäßige Größe des einzigen obern Kauzahns oder die Verkleinerung oder Abstumpfung des Fleischzahns als höchst eigenthümlich auf und läßt schon im voraus ahnen, daß die Dachse nur in untergeordneter Weise als Raubthiere betrachtet werden können. Die übrigen Zähne sind sehr kräftig und die Kinnlade wird durch starke Kaumuskeln bewegt. Ueberhaupt ist der ganze Bau des Thieres ein sehr starker, mehr auf kräftige, als auf schnelle und gewandte Bewegungen deutend; und die Muskeln stehen natürlich damit im vollsten Einklange.

Unser europäischer Dachs ist von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel zwei Fuß drei bis fünf Zoll lang, der Schwanz hat eine Länge von sieben und einem halben Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt kaum einen Fuß.

Ein straffes, faſt borſtenartiges, glänzendes Haar, welches ziemlich lang iſt, bedeckt den ganzen Körper, auch die Ohren gänzlich mit. Seine Färbung iſt am Rücken weißgrau und ſchwarz gemiſcht, und zwar ſind die einzelnen Haare an der Wurzel meiſt gelblich, in der Mitte ſchwarz und an der Spitze weißgrau. An den Körperſeiten und am Schwanze geht dieſe allgemeine Färbung in das Röthliche über, und Unterſeite und Füße ſind ſchwarzbraun. Der Kopf iſt weiß, aber ein matter, ſchwarzer Streifen verläuft jederſeits der Schnauze, verbreitert ſich, geht über die Augen und die weiß behaarten Ohren hinweg und verliert ſich allmälig am Nacken. Die Weibchen unterſcheiden ſich von den Männchen durch geringere Größe und Breite, ſowie durch hellere Färbung, welche namentlich durch die weißlichen, durchſchimmernden Wollhaare bewirkt wird. Sehr ſelten ſind Ab- oder Spielarten von ganz weißer Farbe und noch ſeltener ſolche, welche auf weißem Grunde dunkele kaſtanienbraune Flecken zeigen.

Der Dachs bewohnt ganz Europa mit Ausnahme der Inſel Sardinien und des Nordens von Skandinavien, ſowie Aſien von Sirien an, durch Georgien und Perſien bis nach Japan und Sibirien bis zur Lena. Er lebt einſam in Höhlen, welche er ſelbſt mit ſeinen ſtarken, krummen Krallen auf der Sonnenſeite bewaldeter Hügel ausgräbt, mit vier bis acht Ausgängen und Luftlöchern verſieht und innen aufs Bequemſte einrichtet. Die Hauptwohnung im Bau iſt der Keſſel, zu welchem mehrere Röhren führen. Er iſt ſo groß, daß er ein geräumiges, weiches Moospolſter und das Thier ſelbſt, unter Umſtänden auch mit ſeinen Jungen, aufnehmen kann. Mehrere Röhren führen zu ihm; die wenigſten derſelben aber werden befahren, ſondern dienen blos im Falle der größten Noth als Fluchtröhren oder auch als Luftgänge. Die größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrſcht überall, und hierdurch zeigt ſich der Dachsbau vor allen übrigen ähnlichen, unterirdiſchen Behauſungen der Säugethiere aus. Vorhölzer, welche nicht weit von Fluren gelegen ſind, ja ſogar unbewaldete Gehänge mitten in der Flur werden zur Anlegung dieſer Wohnungen vorgezogen. Immer aber ſind es ſtille und einſame Orte, welche ſich der Einſiedler ausſucht; denn das Geräuſch und der Lärm der böſen Welt iſt ihm in den Tod verhaßt. Er liebt es, ein durchaus beſchauliches und gemächliches Leben zu führen und vor allem ſeine eigene Selbſtſtändigkeit in der ausgedehnteſten Weiſe zu bewahren. Seine Stärke macht es ihm leicht, mit großer Schnelligkeit die unterirdiſchen Höhlen auszuſcharren; wie einige andere unterirdiſch lebende Thiere, iſt er im Stande, ſich in wenig Minuten vollkommen zu vergraben. Dabei kommen ihm ſeine ſtarken Vorderfüße, deren Zehen gänzlich verbunden und mit tüchtigen Krallen bewaffnet ſind, vortrefflich zuſtatten. Schon nach ſehr kurzer Zeit bereitet ihm die aufgegrabene Erde große Hinderniſſe. Nun aber nimmt er ſeine Hinterfüße zu Hilfe und wirft mit kräftigen Stößen das Erdreich weit hinter ſich zurück. Wenn die Aushöhlung weiter fortſchreitet, muß er aber noch andere Mittel anwenden, um ſeinen Zweck vollſtändig zu erreichen. Jetzt ſchiebt er, gewaltſam ſich entgegenſtemmend, die Erde mit ſeinem Hintertheil nach rückwärts, und in dieſer Weiſe wird es ihm möglich, auch aus der Tiefe ſämmtliche Erde herauszuſchaffen.

Unter allen nur halbunterirdiſch lebenden Thieren, ſowie unter denen, welche blos unter der Erde ſchlafen, ſieht der Dachs am meiſten darauf, daß ſeine Baue die möglichſte Ausdehnung haben und dabei eine vollkommene Sicherheit gewähren. Faſt regelmäßig ſind die Gänge, welche von dem Keſſel auslaufen, zwanzig bis dreißig Fuß lang und ihre Mündungen oft dreißig Schritte weit von einander entfernt. Der Keſſel iſt gewöhnlich vier bis fünf Fuß tief unter der Erde; iſt jedoch die Steilung, auf welcher der Bau angelegt wurde, bedeutend, ſo kommt er auch wohl bis auf funfzehn Fuß unter die Oberfläche zu liegen. Dann aber führen faſt regelmäßig einzelne Röhren ſenkrecht empor, welche zur Lüftung dienen. Kann der Dachs den Bau im Geklüft anlegen, ſo iſt es ihm um ſo lieber. Er genießt dann entſchieden größere Sicherheit und Ruhe, und Beides ſind Hauptbedingungen zu ſeinem Leben.

In dieſem Baue bringt der Dachs den größten Theil ſeines Lebens zu, und nur, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen iſt, verläßt er ihn auf weitere Entfernung. Früher glaubte man, daß er, ſolange die Sonne am Himmel ſtehe, niemals an das Tageslicht komme, doch iſt Dieſes in

der Neuzeit widerlegt worden. Meines Wissens ist Tschudi der erste, welcher eine ebenso ausführliche, als anziehende Schilderung jener kurzen Tagesausflüge des Dachses giebt, und deshalb will ich eine bezügliche Stelle aus dem vortrefflichen Werke dieses Gewährsmannes folgen lassen:

„Der Dachs ist sehr menschenscheu und hält sich den Tag über im Baue auf, um nicht beunruhigt zu werden. Von einem Jäger, dem das seltene Glück zu Theil ward, einen Dachs im Freien ganz ungestört längere Zeit beobachten zu können, erhalten wir anziehende Mittheilungen. Er besuchte wiederholt einen Dachsbau, der, am Rande einer Schlucht angelegt, von der entgegengesetzten Seite dem freien Ueberblick offen lag. Der Bau war stark befahren, der neu aufgeworfene Boden jedoch vor der Hauptröhre so eben und glatt, wie eine Tenne, und so festgetreten, daß nicht zu erkennen war, ob er Junge enthalte."

„Als der Wind günstiger war, schlich sich der Jäger von der entgegengesetzten Seite in die Nähe des Baues und erblickte bald einen alten Dachs, der griesgrämig, in eigener Langweiligkeit verloren, dasaß, doch sonst, wie es schien, sich recht behaglich fühlte in den warmen Strahlen. Dies war nicht ein Zufall; der Jäger sah das Thier, so oft er an hellen Tagen den Bau beobachtete, in der Sonne liegen. In Wohlseligkeit und Nichtsthun brachte es die Zeit hin. Bald saß es da, guckte ernsthaft ringsum, betrachtete dann einzelne Gegenstände genau und wiegte sich endlich nach Art der Bären auf den vorderen Pranken gemächlich hin und her. So große Behaglichkeit unterbrachen jedoch plötzlich blutdürstige Schmarotzer, die es mit außergewöhnlicher Hast mit Nagel und Zahn sofort zur Rechenschaft zog. Endlich zufrieden mit dem Erfolge des Strafgerichts gab der Dachs mit erhöhtem Behagen in der bequemsten Lage sich der Sonne preis, indem er ihr bald den breiten Rücken, bald den wohlgenährten Wanst zuwandte. Lange dauerte aber dieser Zeitvertreib auch nicht; mit der Langweile mochte ihm Etwas in die Nase kommen. Er hebt diese hoch, wendet sich nach allen Seiten, ohne Etwas ausfindig zu machen. Doch scheint ihm Vorsicht rathsam, und er fährt zu Baue. Ein ander Mal sonnte er sich wieder auf der Terrasse, trabte dann zur Abwechselung wieder einmal thalabwärts, um in ziemlicher Entfernung Raum zu schaffen für die Aesung der nächsten Nacht; ja, er kehrte sogar, gemäß seiner berühmten Vorsicht und Reinlichkeit, nochmals um und überwischte zu wiederholten Malen seine Losung, damit sie ja nicht zum Verräther werde. Auf dem Rückwege nahm er sich dann Zeit, stach hier und da einmal, ohne jedoch beim Weiden sich aufzuhalten, trieb dann noch ein Weilchen den alten Zeitvertreib, und als allmälig der Bäume Schlagschatten die Scene überliefen, da fuhr er nach sehr schweren Mühen wieder zu Baue, wahrscheinlich, um auf die noch schwereren der Nacht zum voraus noch ein Bischen zu schlummern."

Blos zur Zeit der Paarung lebt der Dachs mit seinem Weibchen gesellig, doch immer nur in beschränkter Weise. Den ganzen übrigen Theil des Jahres bewohnt er für sich allein einen Bau und hält weder mit seinem Weibchen, noch mit anderen Thieren Freundschaft. Er kommt gewöhnlich erst spät des Abends, jedenfalls nur dann, wenn es vollkommen dunkel geworden ist, zum Vorschein und streift nach Nahrung umher. Dabei entfernt er sich jedoch nicht weiter, als höchstens eine Viertelmeile von seiner Wohnung, und bei der geringsten Unruhe sucht er diese schleunigst wieder auf.

Es geschieht blos dann und wann, daß ein Jäger einem Dachse begegnet. Wenn jener in der Frühe eines Herbstmorgens auf dem Anstande steht und sich ganz lautlos verhält, kann er vielleicht den heimkehrenden Dachs bemerken, wie er bedächtig nach Hause schleicht. Seine Bewegungen sind sehr langsam und träge, der Gang ist schleppend und schwerfällig, nicht einmal der schnellste Lauf ist fördernd, und man behauptet, daß ein guter Fußgänger ihn einholen kann. Das ganze Thier macht einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Anfänglich meint man, eher ein Schwein vor sich zu sehen, als ein Raubthier, und ich glaube, daß schon eine gewisse Vertrautheit mit seiner Gestalt und seinem Wesen dazu gehört, wenn man ihn überhaupt erkennen will. An das Schwein erinnert auch seine grunzende Stimme.

Seine Nahrung besteht im Frühjahr und Sommer vorzüglich aus Wurzeln, namentlich aus Birkenwurzeln, dann aber auch aus Trüffeln, Bücheln und Eicheln. Später scharrt er hier und da

ein Hummel- oder Wespennest aus und frißt mit großem Behagen die larvenreichen und honigsüßen Waben, ohne sich viel um die Stiche der erbosten Kerbthiere zu kümmern. Sein rauher Pelz, die dicke Schwarte und die regelmäßig sich darunter befindende Fettschicht schützen ihn auch vollständig vor den Stichen der Immen; macht er sich doch, wie Lenz aus seinen Beobachtungen erfuhr, nicht einmal aus dem Biß der Kreuzotter etwas, falls er Lust verspürt, diesen giftzahnigen Wurm zu verspeisen. Kerbthiere aller Art, Schnecken und Regenwürmer bilden während des Sommers wohl den Haupttheil seiner Mahlzeiten. Im Herbst verspeist er abgefallenes Obst aller Art, Möhren und Rüben, Vogeleier und junge Vögel, die auf der Erde liegen; kleinere Säugethiere, junge Hasen, Fledermäuse, Maulwürfe ꝛc., werden auch nicht verschmäht, ja selbst Eidechsen, Frösche und, wie oben bemerkt, Schlangen munden ihm vortrefflich. Honig und Trauben scheinen aber doch seine Hauptnahrung zu bleiben, und in den Weinbergen richtet er nach Umständen große Verwüstungen an. Er drückt die traubenschweren Reben ohne Umstände mit der Pfote zusammen und mästet sich förmlich mit ihrer süßen Frucht. Nur höchst selten stiehlt er auch junge Enten und Gänse von Bauerhöfen, welche ganz nahe am Walde liegen; denn er ist außerordentlich mißtrauisch und furchtsam, wagt sich deshalb auch blos dann heraus, wenn er überzeugt sein kann, daß Alles vollkommen sicher ist. Im Nothfalle geht er auch auf Aas aus. Er frißt im Ganzen wenig und trägt auch nicht viel für den Winter in seinen Bau ein; es müßte denn ein Möhrenacker in der Nähe desselben liegen und seiner Bequemlichkeit zu Hilfe kommen. Wird er wirklich im Freien überrascht, so begeht er oft die größte Dummheit, welche ein Thier in seiner Lage ausüben kann. Ein junger, im Gebirge überraschter Dachs z. B. dachte nicht einmal ans Fliehen, sondern legte sich erschrocken platt auf den Boden, als wäre er dann geborgen, fuhr aber mit wüthenden Bissen in den Stock, mit welchem man ihn aufscheuchen wollte. Ein Hund wird unter solchen Umständen oft sehr gefährlich verwundet: denn das Gebiß des Dachses ist furchtbar und schließt ganz vortrefflich in einander; übrigens benutzt er auch, auf dem Boden liegend, seine Vorderpfoten zu kräftiger Vertheidigung.

Zu Ende des Spätherbstes hat er sich, wie es bei vielen Menschen, welche wenig Bewegung und hinreichende Nahrung haben, ebenfalls zu geschehen pflegt, wohl gemästet. Jetzt denkt er daran, den Winter so behaglich, als nur irgend möglich, zu verbringen und bereitet das Wichtigste für seinen Winterschlaf vor. Er trägt Laub in seine Höhle und bereitet sich ein dichtes, warmes Lager. Bis zum Eintritt der eigentlichen Kälte zehrt er von dem Eingetragenen. Nun rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch und steckt den Kopf zwischen die Vorderbeine (nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, zwischen die Hinterbeine, die Schnauzenspitze in seiner Drüsentasche verbergend) und verfällt in einen Winterschlaf. Derselbe ist aber, wie jener der Bären, sehr häufig unterbrochen. Bei nicht anhaltender Kälte oder beim Eintritt gelinderer Witterung wird er immer wach, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Baue heraus, um zu trinken, besonders bei Thauwetter und nicht sehr kalten Nächten. Bei verhältnißmäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar oder spätestens im Februar zeitweise den Bau, um Wurzeln auszugraben und, wenn ihm das Glück wohl will, auch vielleicht ein dummes Mäuschen zu überraschen und abzufangen. Dennoch bekommt ihm das Fasten sehr schlecht, und wenn er im Frühling wieder an das Tageslicht kommt, ist er, der sich ein volles Bäuchlein angemästet und dreißig bis vierzig Pfund erreicht hatte, fast klapperdürr geworden.

Die Rollzeit des Dachses findet in der Regel Ende Novembers oder Anfang Dezembers statt, ausnahmsweise (zumal bei jungen Thieren) aber auch im Februar und März. Nach zehn bis zwölf Wochen, also Ende Februars oder Anfangs März wirft die Mutter drei bis fünf blinde Junge auf ein sorgfältig ausgepolstertes Lager von Moos, Blättern, Farnkräutern und langem Grase, welche Stoffe sie zwischen den Hinterbeinen bis zum Eingange ihres Baues getragen und dann mit gegen gestemmten Kopfe und den Vorderfüßen durch die Röhre in den Kessel geschoben hat. Daß sie dabei einen eigenen Bau bewohnt, versteht sich eigentlich von selbst; denn der weibliche Dachs ist ebenso gut ein eingefleischter Einsiedler, wie der männliche.

Die kleinen Jungen werden von der Mutter treu geliebt. Sie säugt sie und trägt ihnen so

lange Würmer, Wurzeln und kleine Säugethiere in den Bau, bis sie sich selbst zu ernähren im Stande sind. Während des Wochenbettes wird es dem Weibchen schwer, die sonst musterhafte Reinlichkeit, welche im Baue herrscht, zu erhalten, denn die ungezogenen Jungen sind natürlich noch nicht soweit herangebildet, daß sie jene hohe Tugend zu würdigen verständen. Da hat nun die Mutter ihre liebe Noth, aber sie weiß sich zu helfen. Neben dem Kessel legt sie noch eine besondere Kammer an, welche der kleinen Gesellschaft als Abtritt dienen und zugleich auch alle Nahrungsstoffe aufnehmen muß, welche die Jungen nur theilweise verzehrten.

Nach ungefähr drei bis vier Wochen wagen sich die kleinen, sehr hübschen Thierchen in Gesellschaft ihrer Mutter bereits bis zum Eingange ihres Baues und legen sich mit ihr auch wohl vor die Höhle, um sich zu sonnen. Dabei spielen sie nach Kinderart gar allerliebst mit einander und erfreuen den glücklichen Beobachter umsomehr, weil diesem das anziehende Schauspiel so sehr selten geboten wird. Bis zum Herbst bleiben sie bei der Mutter, dann trennen sie sich und beginnen nun auf eigne Hand ihr Leben. Alte Dachsbaue werden von ihnen mit großer Freude bezogen; im Nothfalle muß aber auch ein eigener gegraben werden; denn blos in äußerst seltenen Fällen duldet die Mutter, daß sie sich in ihrem Geburtshause noch einen zweiten Kessel anlegen und dann den unterirdischen Palast noch einen Winter durch mit ihr benutzen. Im zweiten Jahre sind die Jungen völlig ausgewachsen und zur weitern Fortpflanzung fähig, und wenn ihnen nicht der Schuß eines vorsichtig aufgestellten Jägers das Lebenslicht ausbläst, bringen sie ihr Alter auf zehn oder zwölf Jahre.

Der Dachs hat in dem Erzschelme, Gauner, Strolch und Tagedieb Reinecke einen argen Feind, welcher sich wenig aus der Würdigkeit des Einsiedlers macht und wirklich recht niederträchtige Kniffe und Pfiffe anwendet, um ihm sein behagliches Leben möglichst zu verbittern und zu zerstören. Reinecke, viel zu geistreich und mit anderen wichtigen Unternehmungen zu sehr beschäftigt, als daß er sich selbst einen eigenen Herd gründen möchte, findet es überaus bequem, daß der Dachs ein so vortrefflicher Gräber ist und zugleich Wohnungen baut, die in jeder Weise für den Geschmack dieses Schurken passen. Und um Mittel, den Dachs von seiner Wohnung zu vertreiben, ist Reinecke nicht verlegen. Er zeigt, welch abscheulichen Charakter er besitzt; denn er greift den reinlichen Einsiedler von der Seite an, an welcher er ihn am leichtesten verwunden kann. Heimtückisch schleicht er sich in den Dachsbau und setzt dort seine stinkende Losung ab und zwar so lange, bis der Dachs, zwar mürrisch und grämlich, im Innern aber gewiß noch sehr froh, von dem Lump loszukommen, die eigene, behäbige Wohnung verläßt und sich eine andere anlegt. Darauf wartet der Schelm und zieht nun behaglich in die so hübsch eingerichtete und ausgepolsterte Wohnung. Doch kommt es trotz dieser Feindschaft, welche in der Gegensätzlichkeit der Sitten beruht, vor, daß in ein und demselben Baue Fuchs und Dachs neben einander hausen, wenn auch beide Inhaber nur die Hauptröhre gemeinschaftlich befahren, im Innern aber abgesonderte Kessel bewohnen.

Die Dachsjagd hat wegen der großen Vorsicht des betreffenden Wildes ungewöhnliche Schwierigkeiten, gehört aber demungeachtet zu den Lieblingsvergnügungen der Jäger. Man fängt die Dachse zwar zuweilen in verschiedenen Fallen oder gräbt sie auch aus und bohrt sie dann, scheußlich genug, mit dem sogenannten Krätzer an, d. h. einem Werkzeuge, welches einem Korkzieher im vergrößerten Maßstabe ähnelt, oder aber, man treibt den Dachs durch scharfe Dachshunde aus seinem Baue und erschießt ihn dann beim Herauskommen. Nur wenn er sich in seinem Bau verklüftet, d. h. so versteckt, daß sogar die Hunde ihn nicht auffinden können, ist er im Stande, der drohenden Gefahr sich zu widersetzen, denn seine Plumpheit ist so groß, daß ihm eine Flucht vor dem Hunde durchaus Nichts helfen würde. Er sucht sich deshalb, wenn er in seinem Bau verfolgt wird, gewöhnlich dadurch zu retten, daß er sich ganz still, aber mit großer Schnelligkeit in die Erde gräbt und hierdurch sich wirklich oft genug den ihm nachgrabenden Hunden entzieht.

Ganz früh am Morgen kann man dem heimkehrenden Dachs wohl auch auf dem Anstande auflauern und ihn erlegen. Dazu gehört aber immer ein sehr starker Schuß. Abends ist der Anstand auf

das Thier höchſt langweilig, denn der mißtrauiſche Burſch erſcheint erſt mitten in der Nacht und geht ſo geräuſchlos als möglich davon. Gewöhnlich errichtet man zum Schießſtande eine ſogenannte Kanzel, d. h. man baut ſich auf den nächſtſtehenden Bäumen in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß mit Stangen und Bretern einen Standort und ſchießt den zu Tage tretenden Dachs von hier aus nieder. Wird dieſer im Freien von einem Hund überraſcht, ſo legt er ſich auf den Rücken und vertheidigt ſich ebenſo ſchnell als muthig mit ſeinem ſcharfen Gebiß und ſeinen Krallen, muß aber doch der Uebermacht unterliegen. Im Bau verwundet er die eingefahrenen Dachshunde oft fürchterlich an der Naſe, und wenn er ſich einmal verbiſſen hat, läßt er nicht ſogleich los. Ein einziger Schlag auf die Naſe genügt, um ihn zu tödten, während an den übrigen Theilen des Leibes die heftigſten Hiebe eben keine beſondere Wirkung hervorzubringen ſcheinen. Sobald er Nachſtellungen erfährt, verdoppelt er ſeine Vorſicht, und es kommt nicht ſelten vor, daß ein Dachs zwei bis drei Tage ruhig in ſeinem Bau verbleibt, wenn derſelbe vorher von einem Hund oder Jäger beſucht wurde. In manchen Gegenden geht man nachts an ſeinen Bau, ſetzt dort ſcharfe Hunde auf ſeine Fährte und läßt ihn verfolgen. Nach kurzer Zeit kommt er dann regelmäßig zurück und kann von dem Jäger, welcher mit einer Blendlaterne verſehen iſt, leicht erlegt werden, da ihm die Hunde gewöhnlich bald erreichen und feſtpacken.

Im Frühling hält es nicht eben ſchwer, ſich junge Dachſe für die Gefangenſchaft zu verſchaffen, falls nicht der Bau im Geklüft angelegt iſt; ſelten aber erlebt man Freude an den Zöglingen. Sie ſind viel zu dumm und faul, als daß irgend welche Erziehung an ihnen fruchtete. Die alt Eingefangenen ſind nun gar abſcheuliche Thiere. Sie rühren ſich bei Tage nicht und werden nur des Nachts ein wenig munter. Dabei ſind ſie tückiſch und bösartig und beißen Den, welcher ſich ihnen unvorſichtig nähert, auf das Fürchterlichſte. Lenz theilt von einem Gefangenen, welchen er ſich verſchaffte, um über ſeine Feindſchaft zur Kreuzotter klar zu werden, anziehende Thatſachen mit.

Er erhielt einen großen, fetten, ganz unverſehrten, in einer Dachshaube gefangenen Dachs, welchen er in eine große Kiſte that. Dieſer blieb ruhig in derſelben Ecke liegen, rührte ſich nicht, wenn man ihn nicht derb ſtieß, und wurde erſt nachts nach zehn Uhr munter. „Wollte ich ihn," ſagt Lenz, „den Tag über in eine andere Ecke ſchaffen, ſo mußte ich ihn mit Gewalt vermittelſt einer großen Schaufel dahin ſchieben. In ſolchen Fällen und überhaupt, wenn ich ihn durch Rippenſtöße u. ſ. w. kränkte, pfauchte er heftig durch die Naſe, verurſachte dann abwechſelnd durch die Erſchütterung ſeines Bauches ein ganz eigenes Trommeln, und wenn er, um zu beißen, auf mich losfuhr, ſo gab er einen Ton von ſich, faſt wie ein großer Hund oder Bär in dem Augenblicke, wo er ſeinen Rippenſtoß bekommt und losbeißt."

„Am erſten Tage gab ich ihm einige Möhren, zugleich aber auch eine lebende Blindſchleiche nebſt zwei Ringelnattern in ſeine Kiſte."

„Am folgenden Morgen fand ich, daß er Nichts gefreſſen, aber eine Ringelnatter in der Mitte tüchtig zerbiſſen hatte, jedoch lebte ſie noch. Abends fügte ich zu dieſen Speiſen noch zwei große Kreuzottern, die ich vor ſeine Schnauze legte. Er beachtete ſie nicht im geringſten, ließ ſich durch ihr Pfauchen gar nicht in ſeiner Ruhe ſtören, obgleich er keineswegs ſchlief, litt ſpäterhin ganz geduldig, daß ſie, wie auch die Ringelnattern, auf ihm herumkrochen."

„Am dritten Tage morgens fand ich noch immer alle Speiſen unverſehrt, nur hatte er von der Tags zuvor angebiſſenen Ringelnatter ein etwa drei Zoll langes Stück abgefreſſen. Zu den erwähnten Speiſen fügte ich nun noch eine todte Meiſe, ein Stück Kaninchen und Runkelrüben."

„Am vierten Tage morgens fand ich, daß er die Blindſchleiche nebſt beiden Kreuzottern ganz aufgezehrt, von beiden Ringelnattern, ſowie vom Kaninchen ein tüchtiges Stück abgefreſſen, die Meiſe aber, ſowie die Möhren und Rüben, nicht angerührt hatte. Er zeigte ſich nun überhaupt munter, und da ich ſah, daß ihm Kreuzottern wohlbehagten, ſo ſehnte ich mich nach dem Schauſpiel, ihn ſolche zerreißen und freſſen zu ſehen. Wie war Das aber anzufangen, da er ſeiner Natur nach nur des Nachts frißt und außerdem faſt übermäßig ſcheu iſt?"

„Ich hatte schon im voraus auf eine List gesonnen. Der Dachs ist nämlich auf einen frischen Trunk sehr begierig, und wenn er z. B. durch eine Falle Tage lang verhindert wird, seinen Bau zu verlassen, geschieht es oftmals, daß er dann, nachdem er endlich doch glücklich herausgekommen ist, sogleich zum Wasser eilt und dort soviel säuft, daß er todt auf dem Flecke bleibt. Ich hatte ihn deshalb zwei Tage lang dursten lassen, nahm jetzt aber eine große, matte Otter, tauchte sie in frisches Wasser und legte sie ihm vor. Sowie er das Wasser roch, erhob er sich und beleckte die Otter. Sie suchte zu entwischen; er aber trat mit dem linken Fuße fest darauf, zerriß ihren Hinterleib und fraß vor meinen Augen ein tüchtiges Stück davon mit sichtbarem Wohlbehagen. Die Otter, welche, wie gesagt, matt war, öffnete ihren Rachen weit und drohend, biß aber nicht zu. Jetzt setzte ich ihm einen Napf vor und goß Wasser hinein. Alsbald verließ er die Otter und soff mit großer Begierde Alles, was da war, über zwei Nößel. Beim Saufen läßt er nicht, wie Hund und Fuchs, die Zunge vortreten, sondern steckt den Mund in das Wasser und bewegt die Unterkinnlade, als ob er kaute."

Eine sehr anziehende Beobachtung über gezähmte Dachse hat Herr von Pietruvski in Galizien veröffentlicht.

„Im Mai des Jahres 1833," erzählt er, „bekam ich zwei junge Dachse, ein Weibchen und ein Männchen, welche höchstens vier Wochen alt waren. Während der ersten Tage ihrer Gefangenschaft waren diese Thierchen ziemlich scheu und aus Furcht Tag und Nacht in einen Ballen zusammengerollt. Binnen fünf Tagen verging ihnen jedoch diese Furchtsamkeit gänzlich, und sie kamen dahin, daß sie das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand nahmen. Sie fraßen Alles, Brod, Früchte, Milch, am liebsten jedoch rohes Fleisch. Anfangs hielt ich sie in meinem Vorzimmer, und sie waren so treu und zutraulich, daß sie auf den ihnen gegebenen Namen hörten. Ich hatte sie deshalb drei volle Wochen auf meinem Zimmer, bis sie mir endlich durch die Unruhe bei Nacht und durch die immerwährende Lust zum Graben lästig wurden. Dieses bewog mich, für sie einen großen Käfig von Eisenstäben machen zu lassen, nach Art der Thierbehälter in Schaubuden. Der Käfig war außen an der Wand angebracht, und in ihm erhielt ich meine Dachse einen ganzen Sommer hindurch. Das Reinhalten des Käfigs wurde immer pünktlich beobachtet. Erst mit Annäherung des Herbstes fühlte ich die Unmöglichkeit, die Thiere länger hier beherbergen zu können; denn das Fell der Dachse wurde schon anfangs Oktober sehr schmuzig. Ich beschloß daher, sie ganz naturgemäß zu halten, und dieser Versuch glückte mir ausgezeichnet."

„Ueber einen übermauerten Graben, welcher zwanzig Ellen im Durchmesser hatte, ließ ich noch einen ordentlichen Zaun ziehen, durch welchen man mittelst einer Treppe in den Graben gehen konnte. In der Tiefe des Letztern ließ ich ein sechs Fuß langes, sechs Fuß breites und ein Fuß hohes Häuschen mit einer Eingangsthüre bauen. Da hinein wurden meine Dachse gelassen, und sie gewöhnten sich sehr bald an den ihnen anfangs fremden Ort. Nach etwa zehntägigem Aufenthalte begannen sie schon sich eine naturgemäße Höhle zu bauen. Bewunderungswürdig war dabei ihre unermüdliche Thätigkeit. Sie gruben immer mit ihren Vorderpfoten; der Hinterfüße bedienten sie sich, um die losgegrabene Erde aus dem Loche herauszuwerfen. Bei diesem Geschäft war das Weibchen viel thätiger, als das weit schönere und größere Männchen. Binnen zwei Wochen war schon die Höhle fünf Fuß ausgetieft. Sie verlief aber immer noch innerhalb des für die Thiere gemachten Häuschens. Jetzt wandten die Dachse alle mögliche Thätigkeit an, um sich ihren Bau so weit zu erweitern, daß sie bequem in ihm schlafen konnten. Es mangelte ihnen noch an einem guten Lager, und als ich bemerkte, daß sie die in ihrem Bereiche befindlichen Grasflecken ihrer Höhle zutrugen, ließ ich ihnen frisches Heu holen. Sie wußten dieses sehr gut zu benutzen, und es gewährte einen sehr anziehenden Anblick, wenn man ihnen zusah, wie sie die ihnen vorgeworfenen Heubündel nach Art der Affen zwischen ihre Vorderpfoten nahmen und so ihrer Wohnung zuschleppten. Das Graben währte noch immer fort, und ich hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sich meine Thiere neben der ersten Höhle, welche zur Schlafkammer bestimmt wurde, eine andere gruben, welche sie als Vorrathskammer zu benutzen gedachten. Bald darauf machten sie noch drei kleinere Höhlen, in welchen sie sich dann regelmäßig ihres Kothes entledigten. Es war aber immer noch blos ein Ausgang und zwar innerhalb des für sie gemachten Häuschens vor-

handen. Doch nun wurde alle mögliche Mühe angewendet, um ſich einen Ausgang außerhalb des Häuschens zu graben. Als ſie Dieſes bezweckt hatten, waren ſie vollkommen frei und konnten, obgleich die Thüre des Häuschens zugemacht worden war, aus- und eingehen und, wenn ſie einmal im Graben waren, auch in den Garten durch Zaunlöcher gelangen."

„Sehr ſchön war es anzuſehen, wie ſie hier in hellen und milden Nächten zuſammen ſpielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murmelthiere, umarmten einander zärtlich, wie Affen, und trieben tauſenderlei Poſſen. Wenn ein Schaf oder Kalb in der Gegend zu Grunde ging, waren die Dachſe immer die erſten bei ſeinem Aaſe. Es erregte Aller Bewunderung, zu ſehen, was für große Stücken Fleiſch ſie bis auf eine Viertelmeile weit zu ihrer Wohnung trugen. Das Männchen entfernte ſich ſelten von dem Baue, außer wenn es der Hunger trieb; das Weibchen aber folgte mir auf allen meinen Spaziergängen nach."

„Die Monate Dezember und Januar verſchliefen meine Dachſe in der Höhle. Im Februar wurden ſie lebendig. Zu Ende dieſes Monats begatteten ſie ſich. Aber leider ſollte ich nicht das Vergnügen haben, Junge von meinem Pärchen zu erhalten, denn das trächtige Weibchen wurde am 1. April in einem benachbarten Walde in einem Fuchseiſen gefangen und von dem unkundigen Jäger erſchlagen."

Aus ferneren Beobachtungen von Lenz geht hervor, daß der Dachs am gierigſten nach Mäuſen iſt, Schlangen und Eidechſen aber auch verzehrt. Man darf ihn daher zu den nützlichſten Thieren zählen; denn an den Obſtbäumen kann er keinen beträchtlichen Schaden thun, weil er nicht zu klettern vermag, und nur das abgefallene Obſt aufliest. Durch Vertilgung von ſehr vielen ſchädlichen Thieren gewährt er aber großen Nutzen, und deshalb ſollte man ihn wenigſtens da ſchonen, wo die tückiſchen und gefährlichen Kreuzottern noch immer in Menge hauſen.

Der Nutzen, welchen der getödtete Dachs bringt, iſt ziemlich beträchtlich. Sein Fleiſch iſt genießbar; es ſchmeckt noch ſüßer, als Schweinefleiſch, erſcheint aber manchen Menſchen als ein wahrer Leckerbiſſen. Das waſſerdichte, feſte und dauerhafte Fell wird zu Ueberzügen von Koffern und dergleichen verwendet. Aus den langen Haaren, namentlich aus denen des Schwanzes, werden Bürſten und Pinſel verfertigt. Das Fett wird als Arzeneimittel gebraucht und auch zum Brennen benutzt. —

Der Sandbär oder amerikaniſche Dachs (Meles labradorica), iſt mit dem unſrigen innig verwandt. Er erreicht nicht ganz die Größe des europäiſchen, beſitzt einen dicken Schwanz und kurze Schnauze und trägt ein weiches Haarkleid von grauer Färbung. Der Rücken iſt grau, die einzelnen Haare ſind an der Wurzel braun: auf dem Kopfe befindet ſich nur ein ſchmaler Streifen mit dunkler Einfaſſung, welcher von der Naſe gegen den Rücken verläuft. Derſelbe bildet um das Auge einen Ring, geht aber nicht über die Ohren weg. Auf den Wangen liegt ein brauner Flecken. Die Backen, die Kehle und der Unterleib ſind weiß, die Beine dunkelbraun.

Das Thier bewohnt die Prairien um die Felſengebirge, namentlich die Ebenen um den Miſſouri, und ähnelt in ſeiner Lebensweiſe und in ſeinen Sitten dem europäiſchen Dachſe vollſtändig.

Man kann nicht eben ſagen, daß irgend ein Mitglied aus der Familie der Marder Wohlgerüche verbreite; wir finden im Gegentheil ſchon unter den bei uns hauſenden Arten ſolche, welche von dem Volke mit dem Namen „Stänker" bezeichnet werden und dieſen Namen auch mit Fug und Recht tragen. Was aber iſt unſer Iltis gegen einige ſeiner Verwandten, welche in Oſtindien und Amerika leben! Sie ſind die wahren Stänker! Wenn man lieſt, was für ein Entſetzen ſie verbreiten können, ſobald ſie ſich nur zeigen, begreift man erſt, was eine echte Stinkdrüſe beſagen will. Die meiſten Leſer werden irgend Etwas über die amerikaniſchen Stinkthiere erfahren haben, während wohl nur wenige zwei andere Thiere kennen, welche ebenfalls einen geradezu ſinnbetäubenden und Ohnmacht erregenden Geruch verbreiten. Es ſind Dies die oſtindiſchen Stinkdachſe, welche einer eigenen Sippe (Midaus) zugehören. Die Thiere haben die plumpe Dachsgeſtalt mit echter Schweins-

ſchnauze und kurzen Beinen und Füßen mit fünf verwachſenen Zehen, welche gewaltige Krallen tragen, namentlich an den Vorderfüßen, wo jene noch einmal ſo lang ſind, als an den hinteren: der Schwanz iſt noch kürzer, als der des Dachſes; im übrigen ähneln unſere Thiere dem uns bekannten Murrkopf faſt vollkommen im Leibesbau und in der Lebensweiſe. Ihr Gebiß iſt ſtark, aber ziemlich ſtumpf; Dies zeigt ſich zumal an den Fleiſchzähnen. Es weiſt alſo auf gemiſchte Nahrung hin. In der Aftergegend iſt keine Drüſentaſche vorhanden, dagegen befinden ſich neben dem After Abſonderungsdrüſen, welche an der Maſtdarmmündung durch einen beſonders entwickelten Ringmuskel ſehr ſtark zuſammengepreßt werden, um damit die in ihnen enthaltene Flüſſigkeit gewaltſam hervorſpritzen zu können.

Die Nahrung der Stinkdachſe beſteht aus Gewürme aller Art und aus Wurzelwerk, welches ſie aus dem lockern Boden mit ihrem Rüſſel aufwühlen. Wohl nur zufällig fangen ſie ein warmblütiges Thier. In der Gefangenſchaft ziehen ſie Brod, Früchte und überhaupt Pflanzenkoſt dem friſchen Fleiſch entſchieden vor.

Die bekannteſte Art dieſer Sippe iſt der Stinkdachs (Midaus meliceps), Teladu und Telagon von den Indiern, Tellego von den Bewohnern Sumatras genannt, und damit als Das

Der Stinkdachs (Midaus meliceps).

bezeichnet, was er iſt, als ein Stänker erſter Sorte. Er iſt ein kleiner, kaum mardergroßer Dachs mit äußerſt kurzem, aber langbehaartem Schwanzſtummel. Seine Leibeslänge beträgt 14 Zoll, die Länge des Schwanzes $^1/_2$ Zoll, die Höhe am Widerriſt $5^1/_2$ Zoll. Die Färbung iſt ein gleichartiges Dunkelbraun, mit Ausnahme des Hinterhauptes und Nackens. Ein weißer Streifen verläuft längs des Rückens bis zur Spitze des kurzen Schwanzes. Die Unterſeite des Leibes iſt lichter, als die obere. Der dichte, lange Pelz beſteht aus ſeidenweichem Woll- und grobem Grannenhaar und deutet darauf hin, daß das Thier mehr in kälteren Gegenden, in Höhen, lebt. Beſonders lang iſt das Haar an den Seiten und auf dem Nacken. Hier bildet es eine Art von Mähne.

Der Reiſende und Naturforſcher Th. Horsfield hat uns zuerſt mit der Lebensweiſe des eigenthümlichen Geſchöpfes bekannt gemacht. Der Stinkdachs iſt nicht blos hinſichtlich ſeiner Geſtalt, ſondern auch hinſichtlich ſeiner Heimat ein ſehr merkwürdiges Thier. Er iſt ausſchließlich auf Höhen beſchränkt, welche mehr als 7000 Fuß über dem Meere liegen; dort kommt er ebenſo regelmäßig vor, wie gewiſſe Pflanzen. Alle Gebirgsbewohner kennen ihn und ſeine Eigenthümlichkeiten; in der Tiefe weiß man von ihm ebenſowenig, als von einem fremdländiſchen Geſchöpf. In Batavia, Samarang oder Surabaya würde man vergeblich nach ihm fragen. Die langgeſtreckten Gebirge der Inſeln, welche mit ſo vielen Spitzen in jene Höhen ragen, geben ihm herrliche Wohnorte. Man baut auf den Hochebenen

europäisches Korn, Kartoffeln, Tabak u. s. w., und diese Pflanzen dienen ihm denn auch zur hauptsächlichsten Nahrung. Seinen Bau legt er in geringer Tiefe unter der Oberfläche der Erde an, aber mit großer Vorsicht und mit viel Geschick. Wenn er einen Ort gefunden hat, welcher durch die langen und starken Wurzeln der Bäume besonders geschützt ist, scharrt er sich hier zwischen den Wurzeln eine Höhle aus und baut sich unter dem Baum einen Kessel von Kugelgestalt, welcher mehrere Fuß im Durchmesser hat und vollkommen glatt und regelmäßig ausgearbeitet wird. Von hier aus führen Röhren von etwa sechs Fuß Länge nach der Oberfläche und zwar nach verschiedenen Seiten hin; die Ausmündungen dieser Röhren verbirgt er gewöhnlich mit Zweigen oder trockenem Laube. Während des Tages verweilt er, wie ein Dachs, versteckt in seinem Bau; nach Einbruch der Nacht aber beginnt er Jagd auf Larven aller Art und auf Würmer, zumal Regenwürmer, welche in der fruchtbaren Dammerde in außerordentlicher Menge vorkommen. Die Regenwürmer wühlt er sich, wie ein Schwein, aus der Erde und richtet deshalb häufig großen Schaden in den Feldern an.

Alle Bewegungen des Stinkdachses sind langsam, und er wird deshalb öfters von den Eingeborenen gefangen, welche sich keineswegs vor ihm fürchten, sondern sogar sein Fleisch essen.

Horsfield beauftragte während seines Aufenthalts in den Gebirgen von Prahu die Leute, ihm behufs seiner Untersuchungen Stinkdachse zu verschaffen, und die Eingeborenen brachten ihm dieselben in solcher Menge, daß er bald keinen einzigen mehr annehmen konnte. „Ich wurde versichert," sagt dieser Forscher, „daß das Fleisch des Teladu sehr wohlschmeckend wäre; man müsse das Thier nur rasch tödten und sobald als möglich die Stinkdrüsen entfernen, welche dann ihren höllischen Geruch dem übrigen Körper noch nicht mittheilen konnten. Mein indischer Jäger erzählte mir auch, daß der Stinkdachs seinen Stinksaft höchstens auf zwei Fuß Entfernung spritzen könne. Die Flüssigkeit selbst ist klebrig; ihre Wirkung beruht auf ihrer leichten Verflüchtigungsfähigkeit, welche unter Umständen die ganze Nachbarschaft eines Dorfes verpesten kann und in der nächsten Nähe so heftig ist, daß einzelne Leute geradezu in Ohnmacht fallen, wenn sie dem Geruch nicht ausweichen können. Die verschiedenen Stinkthiere in Amerika unterscheiden sich von unserm Teladu blos durch die Fähigkeit, ihren Saft weiter zu spritzen."

„Der Stinkdachs ist sanft und mild in seinem Wesen und kann, wenn man ihn jung einfängt, sehr leicht gezähmt werden. Einer, welchen ich gefangen hatte und lange Zeit bei mir hielt, bot mir Gelegenheit, sein Wesen zu beobachten. Er wurde sehr bald liebenswürdig, erkannte seine Lage und seinen Wärter und kam niemals in so großen Zorn, daß er seinen Pestdunst losgelassen hätte. Ich brachte ihn mit mir von den Gebirgen Prahu's nach Blederan, einer Ortschaft am Fuße dieses Gebirges, wo die Wärme bereits viel größer ist, als in der Höhe. Um eine Zeichnung von ihm anzufertigen, wurde er an einen kleinen Pfahl gebunden. Er bewegte sich sehr rasch und wühlte den Grund mit seiner Schnauze und seinen Nägeln auf, als wolle er Futter suchen, ohne den Nebenstehenden die geringste Beachtung zu schenken oder heftige Kraftanstrengungen zu seiner Befreiung zu machen. Einen Regenwurm, welcher ihm gebracht wurde, verspeiste er gierig, das eine Ende desselben mit dem Fuße haltend, während er das andere hinterfraß. Nachdem er ungefähr zehn bis zwöl Würmer gefressen hatte, wurde er ruhig und machte sich jetzt eine kleine Grube in die Erde, in welcher er seine Schnauze versteckte. Dann streckte er sich bedachtsam aus und war wenige Augenblicke später in Schlaf versunken."

Einen eigentlichen Schaden verursacht der Stinkdachs nur dann, wenn er bei seinen Wühlereien in den Pflanzungen die Wurzeln der Bäume bloslegt oder kleine Pflanzen aushebt. Unangenehm wird er durch seinen Gestank blos Dem, welcher ihn unnöthig reizt und dadurch zur Entleerung seiner fürchterlichen Drüsen bestimmt.

Die zweite Art des Stinkdachses ist der Balisaur (Midaus collaris.) Er bewohnt die Gebirge von Butan und Hindostan und unterscheidet sich von seinen indischen Verwandten hauptsächlich durch den langen, spärlich behaarten Schwanz. Der fast nackte Bauch, das kurze Kopfhaar, der rauhe, dicke

Pelz zeichnen ihn noch außerdem aus. Seine Grundfärbung ist ein ziemlich dunkeles Grau; die einzelnen Haare sind gelblichweiß und schwarzspitzig. An den Kopfseiten verlaufen zwei schwarze Binden; die Kehle ist gelb und die Pfoten sind schwarz. Seine Körperlänge beträgt blos einen Fuß, die des Schwanzes etwa halbsoviel.

Abweichend von dem Vorigen, legt er in der Gefangenschaft sein Wesen nicht ab, sondern bleibt immer zornig und heftig. Sobald ihn ein Hund im Freien überrascht, grunzt er und sträubt sein Rückenhaar, hebt sich dann zum Angriffe auf die Hinterbeine und hält die scharfen Krallen und Zähne zur Vertheidigung bereit, hierdurch selbst dem wüthendsten Hunde Achtung einflößend. Er ist träge und stumpfsinnig und verbringt den ganzen Tag schlafend. Erst mit der Nacht beginnt er seine Raubzüge.

Alle Berichte von amerikanischen Reisenden und Naturforschern stimmen darin überein, daß die eigentlichen Stinkthiere (Mephitis) die eben genannten Verwandten und Gesinnungsgenossen noch weit übertreffen. Wir sind nicht im Stande, die Wirkung der Drüsenabsonderung dieser Thiere uns gehörig ausmalen zu können. Keine Küche eines Scheidekünstlers, keine Senkgrube, kein Aasplatz, kurz, kein Gestank der Erde soll an Heftigkeit und Unleidlichkeit dem gleichkommen, welchen die äußerlich so zierlichen Stinkthiere zu verbreiten und auf Wochen und Monate hin einem Gegenstande einzuprägen vermögen. Man bezeichnet den Gestank mit dem Ausdruck „Pestgeruch"; denn wirklich wird Jemand, welcher das Unglück hatte, mit einem Stinkthier in nähere Berührung zu kommen, von Jedermann gemieden, wie ein mit der Pest Behafteter. Die Stinkthiere sind trotz ihrer geringen Größe so gewaltige und mächtige Feinde des Menschen, daß sie Denjenigen, welchen sie mit ihrem furchtbaren Saft bespritzten, geradezu aus der Gesellschaft verbannen und ihm selbst eine Strafe auferlegen, welche so leicht von keiner andern übertroffen werden dürfte. Sie sind fähig, ein ganzes Haus unbewohnbar zu machen und ein ganzes Vorrathsgewölbe, gefüllt mit den kostbarsten Stoffen, vollkommen zu entwerthen. Mehr brauche ich wohl nicht über diese Thiere zu sagen, um ihnen die Theilnahme meiner Leser, wenn auch nicht im guten Sinne, zu sichern.

Die Stinkthiere unterscheiden sich von den Dachsen durch den gestreckten, marderartigen Leib mit langem, buschigen Schwanz, durch die kleinen, halb nackten Pfoten und die schwarze Färbung mit weißen Längsstreifen. Die Schnauze ist sehr gestreckt und spitzig; die Beine sind niedrig und die fünf Zehen an beiden Füßen mit starken, langen Grabkrallen versehen. Hinsichtlich des Zahnbaues zeigen sie noch große Aehnlichkeit mit den Dachsen. Ihre Stinkdrüsen sind von bedeutender Größe und öffnen sich innen in dem Mastdarme. Durch einen besondern Muskel können sie zusammengezogen werden. Das Thier vermag, jenachdem der Druck schwächer oder stärker ist, seinen Pestsaft von zwei bis auf sechs, ja acht Fuß weit von sich zu spritzen. Dieser fürchterliche Saft ist bei älteren Thieren und bei Männchen stärker, als bei Jungen und bei Weibchen, und seine Wirkung steigert sich während der Begattungszeit.

Alle eigentlichen Stinkthiere sind Bewohner Amerikas und zwar ebensowohl des Nordens als des Südens. Bei Tage liegen sie in hohlen Bäumen, in Felsenspalten und in Erdhöhlen, welche sie sich selbst graben, versteckt; nachts werden sie munter und springen und hüpfen höchst beweglich hin und her, um Beute zu machen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Würmern, Kerbthieren, Lurchen, Vögeln und Säugethieren; doch fressen sie auch Beeren und Wurzeln. Nur wenn sie gereizt werden oder sich verfolgt sehen und deshalb in Angst gerathen, gebrauchen sie ihre sinnbetäubende Drüsenabsonderung zur Abwehr gegen Feinde, und wirklich besitzen sie in ihrer stinkenden Flüssigkeit eine Waffe, wie kein anderes Thier. Sie halten selbst die blutdürstigsten und raubgierigsten Katzen nöthigenfalls in der bescheidensten Entfernung, und nur in sehr scharfen Hunden, welche, nachdem sie bespritzt worden sind, gleichsam mit Todesverachtung sich auf sie stürzen, finden sie Gegner. Abgesehen von dem Pestgestanke, welchen sie zu verbreiten wissen, sind sie dem Menschen nicht eben schädlich; ihre Drüsenabsonderung aber macht sie entschieden zu den von Allen am meisten gehaßten Thieren.

Schon während der Vorzeit waren Stinkthiere über Brasilien verbreitet, und gegenwärtig sind sie noch in ganz Amerika keineswegs seltene Erscheinungen. Die vielen Arten, welche man unterschieden hat, sind wahrscheinlich auf einige wenige zurückzuführen, weil alle neueren Beobachter darin übereinstimmen, daß sie sämmtlich hinsichtlich ihrer Färbung außerordentlich abändern. Neuere Naturforscher ordnen sie in zwei Unterfippen, welche sich hauptsächlich durch den Zahnbau und die behaarten oder nackten Sohlen unterscheiden.

Unserem Zweck genügt es vollkommen, wenn wir das Leben und Treiben einer der bekanntesten Arten, der Chinga (Mephitis Chinga), betrachten.

Dieses Thier ist ungefähr von der Größe einer Hauskatze, hat einen kleinen, breiten Kopf, eine spitze Schnauze mit nackter Nase und kurze zugerundete Ohren, einen nicht besonders gestreckten Leib und einen dicht- und lang behaarten, deshalb länger, als er wirklich ist, erscheinenden Schwanz. Die Länge des Leibes beträgt etwas über einen Fuß, die des Schwanzes etwa die Hälfte, während die Höhe am Widerrist sich auf fünf und einen halben Zoll beläuft. Der glänzende Pelz hat Schwarz zur Grundfarbe. Von der Nase zieht sich ein einfacher, schmaler, weißer Streifen zwischen den Augen hindurch, erweitert sich auf der Stirn zu einem rautenförmigen Flecken, verbreitet sich noch mehr auf dem Halse und geht endlich in eine Binde über, welche sich am Widerrist in zwei breite Streifen theilt, die bis zu dem Schwanzende fortlaufen und dort sich wieder vereinigen. Am Halse, an der Schultergegend, an der Außenseite der Beine, seltener auch an der Brust und am Bauche treten kleine, weiße Flecken hervor. Ueber den Schwanz ziehen sich entweder zwei breite, weiße Längsstreifen, oder er erscheint unregelmäßig aus Schwarz und Weiß gemischt.

Die Chinga ist wegen der rücksichtslosen Beleidigung eines unserer empfindlichsten Sinneswerkzeuge schon seit langer Zeit wohlbekannt geworden und macht noch heut zu Tage fast in allen Reisebeschreibungen von sich reden. Ihr Verbreitungskreis ist ziemlich ausgedehnt; am häufigsten wird sie in der Nähe der Hudsonsbay gefunden, von wo aus sie sich nach dem Norden hin verbreitet. Im Süden findet sie vollkommen ebenbürtige Genossen, welche sie in jeder Hinsicht ersetzen. Ihre Aufenthaltsorte sind höher gelegene Gegenden, namentlich Gehölze und Wälder längs der Flußufer, oder auch Felsengegenden, in deren Spalten und Höhlen sie wohnt.

Der Erste, welcher eine ausführlichere Beschreibung des Stinkthieres giebt, ist Kalm. „Das Thier", sagt er, „ist wegen einer besondern Eigenschaft bekannt. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es Anfangs so schnell, als es kann, oder klettert auf einen Baum; findet es keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an, welches ihm übrig ist; es spritzt seinen Feinden seinen Harn entgegen, und zwar auf große Entfernung. Einige Leute haben mir erzählt, daß ihnen von diesem schändlichen Safte das Gesicht ganz bespritzt worden wäre, obwohl sie noch gegen achtzehn Fuß davon entfernt gewesen seien. Diese Feuchtigkeit hat einen so unerträglichen Gestank, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist Jemand dem Thiere zur Zeit des Ausspritzens nahe, so kann er wohl kaum Athem holen, und es ist ihm später zu Muthe, als wenn er ersticken sollte. Ja, kommt dieser Pestsaft in die Augen, so läuft man Gefahr, das Gesicht zu verlieren, und aus Kleidern ist der Geruch fast gar nicht wieder herauszubringen, man mag sie waschen, so oft man will. Viele Hunde laufen davon, sobald sie der Guß trifft, richtige Fänger hören aber nicht eher auf, dem Flüchtigen nachzusetzen, als bis sie ihn todt gebissen haben. Sie reiben jedoch ihre Schnauze auf der Erde, um den Gestank einigermaßen zu vertreiben."

„Der widrige Geruch geht selten vor einem Monat aus den Kleidern; doch verlieren sie das Meiste davon, wenn man sie vier und zwanzig Stunden lang mit Erde bedeckt. Auch die Hand und das Gesicht muß man wenigstens eine Stunde mit Erde reiben, weil das Waschen Nichts hilft. Als ein angesehener Mann, der unvermuthet gespritzt wurde, sich in einem Hause waschen wollte, schloß man die Thüre und die Leute liefen davon. Bespritzte Hunde läßt man Tage lang in kein Haus. Wenn man in einem Walde reiset, muß man sich oft lange Zeit die Nase zuhalten, falls das Thier an

einer Stelle ſeinen Peſtgeruch verbreitet hat. Ich ſchlief einmal auf einem Hofe, wo ein Lamm getödtet lag, und es ſchlich ſich ſolch ein Thier heran; der Hund ſah und verjagte es. Da entſtand plötzlich ein ſolcher Geſtank, daß ich glaubte, erſticken zu müſſen; ſogar die Kühe blökten aus vollem Halſe. Die Köchin bemerkte, daß verſchiedene Tage nach einander das Fleiſch im Keller benaſcht worden war; ſie verſperrte deshalb alle Zugänge, um die Katzen abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht hörte ſie einen Lärm in dem Keller und ging deshalb hinab. Da ſah ſie ein Thier mit feurigen Augen, welches ſie ganz ruhig zu erwarten ſchien. Sie faßte ſich jedoch ein Herz und ſchlug es todt. Plötzlich aber entſtand ſolch ein abſcheulicher Geſtank, daß ſie einige Tage krank wurde und man alle Eßwaaren im Keller ſammt Brod und Fleiſch wegwerfen mußte."

Das Stinkthier iſt ſich ſeiner furchtbaren Waffe ſo wohl bewußt, daß es keineswegs ſcheu oder feig iſt. Alle ſeine Bewegungen ſind langſam. Es kann weder ſpringen, noch klettern, ſondern nur gehen und hüpfen. Beim Gehen tritt es faſt mit der ganzen Sohle auf, wölbt den Rücken und trägt den Schwanz nach abwärts gerichtet. Ab und zu wühlt es in der Erde oder ſchnüffelt nach irgend etwas Genießbarem herum. Trifft man nun zufällig auf das Thier, ſo bleibt es ganz ruhig ſtehen, hebt den Schwanz auf, dreht ſich herum und ſpritzt den Saft gerade von ſich.

„Als mein Sohn," ſo erzählt Siedhof, „eines Abends langſam im Freien herumging, kam plötzlich ein Stinkthier auf ihn los und biß ſich in ſeinen Beinkleidern feſt. Er ſchüttelte es mit Mühe ab und tödtete es durch einen Fußtritt. Als er aber nach Hauſe kam, verbreitete ſich von ſeinen durch das gefährliche Thier benetzten Kleidern ein ſo durchdringender, abſcheulicher Knoblauchsgeruch, daß augenblicklich das ganze Haus erfüllt wurde, die befreundeten Familien, welche gerade zu Beſuch anweſend waren, ſofort davonliefen und die Einwohner, welche nicht flüchten konnten, ſich erbrechen mußten. Alles Räuchern und Lüften half Nichts; ſelbſt nach einem Monate war der Geruch noch zu ſpüren. Die Stiefel rochen, ſo oft ſie warm wurden, noch vier Monate lang, trotzdem ſie in den Rauch gehängt und mit Chlorwaſſer gewaſchen wurden. Das Unglück hatte ſich im Dezember ereignet. Das Thier war im Garten vergraben worden, aber noch im nächſten Auguſt konnte man ſeine Ruheſtätte durch den Geruch auffinden."

Auch Audubon erfuhr die Furchtbarkeit des Stinkthieres an ſich ſelbſt. „Dieſes kleine, niedliche, ganz unſchuldig ausſehende Thierchen," ſagt er, „iſt doch im Stande, jeden Prahlhans auf den erſten Schuß in die Flucht zu ſchlagen, ſo daß er mit Jammergeſchrei Reißaus nimmt. Ich ſelbſt habe einmal, als kleiner Schulknabe, ſo ein Unglück erlitten."

„Die Sonne war eben untergegangen. Ich ging mit einigen Freunden langſam meinen Weg. Da ſahen wir ein allerliebſtes, uns ganz unbekanntes Thierchen, welches gemüthlich herumſchlich, dann ſtehen blieb und uns anſah, als warte es, wie ein alter Freund, um uns Geſellſchaft zu leiſten. Das Ding ſah gar zu unſchuldig und niedlich aus, und es hielt ſeinen buſchigen Schwanz hoch empor, als wolle es daran gefaßt und in unſeren Armen nach Hauſe getragen ſein. Ich war ganz entzückt, griff voller Seligkeit zu — und patſch! da ſchoß das Höllenvieh ſeinen Teufelsſaft in die Naſe, in den Mund, in die Augen. Vom Donner gerührt, ließ ich das Ungeheuer fallen und nahm in Todesangſt Reißaus."

Fröbel hörte einmal ein Geräuſch hinter ſich und bemerkte, als er ſich umwandte, das ihm unbekannte Stinkthier, welches, als er ſich nach ihm hinkehrte, augenblicklich zu knurren begann, mit dem Fuße ſtampfte und, ſobald er ſeinen Stock ergriff, ihm Kleider, Geſicht und Haare mit ſeiner entſetzlichen Flüſſigkeit beſpritzte. Voller Wuth ſchlug er das Thier todt, eilte über den Platz und wollte dem Hauſe zu, verurſachte aber allgemeine Furcht. Die Thür wurde verrammelt, und nur aus dem Fenſter rief man ihm guten Rath zu. Waſſer, Seife, kölniſches Waſſer half Nichts; endlich wurde ein kräftiges Feuer angebrannt, und der arme, verſtänkerte Reiſende legte die ihm von einem Anſiedler geborgten Kleider an und räucherte die beſpritzten, nebſt Geſicht und Haar, im dichten Qualm einige Stunden lang, worauf dann wirklich der Geruch verſchwand.

Zuweilen greift das Thier auch ganz ungereizt an, jedenfalls aber blos dann, wenn es glaubt,

gereizt worden zu ſein. So wurde ein an einem Zaune dahinlaufendes Stinkthier durch eine vorbeifahrende Kutſche erſchreckt, verſuchte zu fliehen, kam aber nicht gleich durch den Zaun und ſpritzte jetzt ſeinen ganzen Saft gegen die Kutſche, an welcher unglücklicher Weiſe die Fenſter offen ſtanden. Eine gehörige Ladung drang in das Innere und dort verbreitete ſich dann augenblicklich ein ſo fürchterlicher Geſtank, daß mehrere von den mitfahrenden Damen ſofort in Ohnmacht fielen.

Die in Südamerika lebenden Stinkthiere unterſcheiden ſich, was die Güte ihres Peſtſaftes anlangt, durchaus nicht von den nordamerikaniſchen. Azara fand ein Stinkthier in Paraguay, wo es Yaguaré, zu deutſch „ſtinkender Hund" genannt wird, und berichtet, daß es im Freien von Kerfen, Eiern und Vögeln lebt, und ſowohl bei Tage als bei Nacht ſtill umherſchleicht. Es ergreift niemals die Flucht, nicht einmal vor dem Menſchen. Sobald es bemerkt, daß man ihm nachſtellt, macht es Halt, ſträubt ſein Haar, hebt den Schwanz in die Höhe, wartet, bis man nahe gekommen iſt, dreht ſich plötzlich um und ſchießt los. Selbſt der Jaguar ſoll augenblicklich zurückweichen, wenn er eine gehörige Ladung von dem teufliſchen Geſtank bekommt, und vor Menſchen und Hunden iſt das Thier faſt ganz geſichert. Selbſt nach zwanzigmaligem Waſchen bleibt der Geſtank noch ſo ſtark, daß er das ganze Haus erfüllt. Ein Hund, welcher acht Tage vorher beſpritzt und mehr als zwanzig Mal gewaſchen und noch öfter mit Sand gerieben worden war, verpeſtete eine Hütte noch derartig, daß man es nicht in ihr aushalten konnte. Azara glaubt, daß man den Geſtank wohl eine halbe engliſche Meile weit riechen könne.

Ungeachtet des abſcheulichen Geruches iſt das Stinkthier doch nützlich. Aus ſeinem Pelze machen ſich die Indianer weiche und ſchöne Decken, welche man trägt, obgleich ſie ſehr ſchlecht riechen. Um es zu fangen, gebrauchen dieſelben eine eigene Liſt. Sie nähern ſich ihm mit einer langen Gerte und reizen es damit, bis es wiederholt ſeine Drüſen entleert hat; hierauf ſpringen ſie plötzlich zu und heben es beim Schwanze empor. In dieſer Lage ſoll es dann nicht weiter ſpritzen können und ſomit ganz gefahrlos ſein. Ein einziger Schlag auf die Naſe tödtet es augenblicklich. Dann werden die Drüſen ausgeſchnitten und die Indianer eſſen das Fleiſch ohne Umſtände. Aber auch Europäer nützen das Thier, und zwar das Allerfürchterlichſte von ihm, nämlich die ſtinkende Flüſſigkeit ſelbſt. Sie wird in derſelben Weiſe gebraucht, wie unſere Damen wohlriechende Wäſſer anwenden, als nervenſtärkendes Mittel. Aber da der Aberglaube in Amerika noch etwas ſtärker iſt, als bei uns in Deutſchland, ſo glaubt man, wunder welch ein vortreffliches Mittel erhalten zu haben, wenn man ſtinkende Flüſſigkeit ſich vor die Naſe hält. Daß dabei Unannehmlichkeiten mancherlei Art vorkommen können, zumal in Geſellſchaft, iſt leicht zu erklären. So erzählt man, daß ein Geiſtlicher einmal während der Predigt ſein Fläſchchen herausgezogen habe, um ſeine Nerven zu ſtärken, die Riechnerven ſeiner andächtigen Zuhörer dabei aber dergeſtalt erregte, daß die geſammte Verſammlung augenblicklich aus der Kirche hinausſtürmte, gleichſam als wäre der Teufel, den der würdige Diener Gottes mit ebenſoviel Achtung, als Liebe vorher behandelt hatte, leibhaftig zwiſchen den frommen Schafen erſchienen, und zwar mit allem Pomp und allen hölliſchen Wohlgerüchen, welche ihm als Fürſten der Unterwelt zukommen.

Es iſt noch nicht ausgemacht, ob die Stinkthiere auch einander anſpritzen, und es wäre jedenfalls wichtig, Dies genau zu erfahren. Freilich finden wir, daß die Gerüche, welche ein Thier verbreitet, ihm gewöhnlich durchaus nicht läſtig fallen, ja ſogar gewiſſermaßen wohlriechend erſcheinen: Dem ungeachtet wäre es doch möglich, daß ein Stinkthiermännchen durch eine gehörige Ladung Peſtſaft von einem von ihm verfolgten Weibchen hinlänglich abgeſchreckt werden könnte.

In der Gefangenſchaft entleeren die Stinkthiere ihre Drüſen nicht, wahrſcheinlich, weil man ſich ſorgfältig hütet, ſie zu reizen. Sie werden nach kurzer Zeit ſehr zahm und gewöhnen ſich gewiſſermaßen an ihren Pfleger, obgleich ſie anfangs mit dem Hintertheil vorangehen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, um ihr Geſchütz zum Losbrennen immer bereit zu halten. Nur durch Schlagen oder ſehr ſtarke Beängſtigung ſollen ſie veranlaßt werden, von ihrem Vertheidigungsmittel Gebrauch zu machen. Heu iſt ihr liebſtes Lager. Sie machen ſich ein ordentliches Bettchen und rollen ſich dann

wie eine Katze gekommen. Nach dem Fressen pflegte sie sich zur Schlummer mit den Vorderfüßen, wenn sie sich reinlich und hübsch sich recht sorglich und glatt, legen auch diesen Gebrauch niemahls in seinem Fressen ab. Wenn sie sich spielet, um sich den Leib zu vertreiben, so verspringen oft mehr, als sie verrichten können, und offtmahlen sich kaum genugsam auch einer solchen Liebesübung. Wer Lust hat einer solch in zucht zu ziehen, der kan Gelegenheit nicht weiter aufsuchen, wie sie die Hunde auch thun. Bei reichlicher Nahrung schlafen sie den ganzen Tag und gehen erst den Abends herum, schlaffen wenn sie können hungrig haben. Die gefangenen Thiere sind leicht unter allen Thierarten ein ungemeinlicher Geschlechter, weil er in einem Augenblick schlechter Laune dem Menschen immer auch gefährig zu schaden suchen kann.

Das Affenschlange (Boa Hortulana).

Unsere Zeichnung stellt ein Affenschlangenschlechtes Thierchen dar, welches Gmay, zu Affen entzweit erfahrenen Landsmannes, Mephitis Hortulanitis benannt. Die giebt die einzige Abbildung weiter, wenig, meinen Wissens wenigstens, noch von Niem gemalt wurde. Da sie von einem der größten Thierwelter, von Johann Moritz herrührt, braucht ich über ihre Treue sein Wort zu verlieren.

Den eigentlichen amerikanischen Affenthieren steht wohl zunächst das die Baumschlüpfer (Klimmvögel). Ihre langen Schwänze, die starken Krallenfüßen an den Vorderfüßen, die Affenschlangen, welche eine Lebhaft belebig Lebhafte Affenlichkeit abbilden, das Eigenthümlichkeiten, welche viele Thiere mit jenen gemein haben. Ihre Farben sind oben bekannt, und der bunte Mann und von allen den

Digitized by Google

Gebiß ſtimmt entſchieden mit dem der Marder überein. Man kennt nur eine Art dieſer Sippe, den gewöhnlichen Vandiltis oder die Zorilla (Rhabdogale mustelina).

Letzterer Name, welcher aus dem Spaniſchen ſtammt und ſoviel als Füchschen bedeutet, kommt übrigens eigentlich einem wirklichen Stinkthiere zu, und deshalb iſt der erſtere vorzuziehen. Früher hielt man den Vandiltis allgemein für eine altweltliche Art der Stinkthiere, und erſt die neueren Unterſuchungen haben die Trennung von jenen beſtimmt.

Der Vandiltis iſt ein mittelgroßes Marderthier, von 23 Zoll Leibes- und $9\frac{1}{2}$ Zoll Schwanzlänge. Sein Leib iſt lang, jedoch nicht ſehr ſchlank, die Beine ſind kurz und die Vorderfüße mit langen, ſtarken, ziemlich langen, aber ſtumpfen Krallen bewehrt. Der Kopf iſt breit, die Schnauze rüſſelförmig verlängert; die Ohren ſind kurz und zugerundet, die Augen mittelgroß, mit längs geſpaltenem Stern. Der Schwanz iſt ziemlich lang und buſchig, der ganze Pelz iſt dicht, lang. Seine Grundfärbung iſt ein glänzendes Schwarz mit mehreren weißen Flecken und Streifen, welche mehr oder weniger abändern. Zwiſchen den Augen befindet ſich ein ſchmaler, weißer Flecken, und ein andrer zieht ſich von den Augen nach den Ohren hin. Beide fließen aber zuweilen zuſammen und bilden auf der Stirn ein einziges weißes Band, welches nach der Schnauze zu in eine Schneppe ausläuft. Auch die Lippen ſind häufig ſchmal weißgeſäumt. Der obere Theil des Körpers iſt nun ſehr verſchieden, aber immer nach einem gewiſſen Plane gezeichnet. Bei den einen zieht ſich über das Hinterhaupt eine breite, weiße Querbinde, von welcher vier Längsbinden entſpringen, die über den Rücken verlaufen, ſich in der Mitte des Leibes verbreitern und durch drei ſchwarze Zwiſchenſtreifen getrennt werden. Die beiden äußeren Seitenbinden vereinigen ſich auf der Schwanzwurzel und ſetzen ſich dann auf dem Schwanze jederſeits als weißer Streifen fort. Bei anderen iſt der ganze Hinterkopf und Nacken, ja ſelbſt ein Theil des obern Rückens weiß, und dann entſpringen erſt am Widerriſt die drei dunklen Binden, die ſich nun ſeitlich am Schwanze noch fortſetzen. Der Schwanz ſelbſt iſt bald gefleckt und bald längs geſtreift.

Der Vandiltis iſt über ganz Afrika verbreitet. Man hat ihn ſchon bis jetzt faſt in allen Ländern gefunden, welche einigermaßen durchforſcht worden ſind. Er geht ſelbſt noch über die Landenge von Suez weg und verbreitet ſich in Kleinaſien, ja er ſoll ſogar bis in die Nähe von Konſtantinopel, ſelbſtverſtändlich nur auf der aſiatiſchen Seite, gefunden werden. Felſige Gegenden bilden ſeinen Lieblingsaufenthalt. Hier lebt er entweder im Geklüft oder in ſelbſtgegrabenen Löchern unter Bäumen und Gebüſchen. Seine Lebensweiſe iſt eine rein nächtliche, und daher kommt es, daß er im Ganzen doch nur ſelten geſehen wird. Ich z. B. habe während meines Aufenthalts in Afrika viel von dem „Vater des Geſtankes“ reden hören, denſelben aber niemals zu Geſicht bekommen. Die Berichte, welche ich erhielt, ſtimmen im Ganzen vollkommen mit der Beſchreibung überein, welche Kolbe gegeben hat. Dieſer iſt der Erſte, welcher unſer Thier erwähnt. Es heißt bei den holländiſchen Anſiedlern am Kap der guten Hoffnung „Stinkbinkſem“ oder „geſtreifter Maushund“ und macht beiden Bezeichnungen durch die That volle Ehre. Seine Nahrung beſteht in kleinen Säugethieren, namentlich in Mäuſen, kleinen Vögeln und deren Eiern, in Lurchen und Kerbthieren. Dem Hausgeflügel wird er nicht ſelten gefährlich. Er ſchleicht nach Marderart in die Bauernhöfe ein und richtet unter dem Hausgeflügel entſetzlichen Schaden an.

In ſeinen Bewegungen ähnelt er den Mardern nicht, denn er iſt weniger behend und kann eher träge genannt werden, gerade ſo, wie die amerikaniſchen Stinkthiere es auch ſind. Das Klettern verſteht er nicht und auch vor dem Waſſer hat er große Scheu, obwohl er, wenn es ſein muß, recht fertig ſchwimmt. Seiner abſcheulichen Waffen bedient er ſich ganz in derſelben Weiſe, wie das Stinkthier. „Befindet er ſich auf einem Felde oder einer Wieſe,“ ſagt Kolbe, „und bemerkt er, daß ſich ihm ein Hund oder ein wildes Thier nähert, das ihn umbringen will, ſo ſpritzt er ſeinen Feinden einen ſo peſtartigen Geſtank entgegen, daß ſie genug zu thun haben, die Naſe an der Erde und den Bäumen abzureiben, um den Geſtank nur einigermaßen wieder loszuwerden. Nähert ſich ihm der Feind wieder oder kommt wohl noch ein zweiter hinzu, ſo ſchießt er zweimal auf die Gegner und giebt wieder einen

Geſtank von ſich, welcher durchaus nicht beſſer iſt, als der erſte. Auf dieſe Weiſe vertheidigt er ſich ſehr tapfer gegen ſeine Widerſacher. Nimmt ein Jäger den erſchoſſenen Bandiltis in die Hand, ſo hängt ſich ein ſolcher Geſtank an dieſelbe, daß er ihn nicht los wird, ſelbſt wenn er ſich mit Seife wäſcht. Daher läßt man ihn liegen, wenn man ihn geſchoſſen hat. Denn wer nur einmal Etwas von dieſem Geſtanke bekommen hat, wird ihm gewiß ein ander Mal von ſelbſt aus dem Wege gehen und ihn ungehindert ſein Weſen treiben laſſen."

Wie bei den Stinkthieren, ſind auch bei dem Bandiltis hauptſächlich die Männchen die Stänker, und zwar ganz beſonders in der Paarungszeit, wahrſcheinlich weil dann ihr ganzes Weſen außerordentlich erregt iſt. Möglich iſt es auch, daß das Weibchen die Düfte, welche uns entſetzlich vorkommen, ganz angenehm findet.

Ueber die Fortpflanzung unſerer Thiere weiß man nichts Sicheres. Dagegen iſt es bekannt, daß der Bandiltis am Vorgebirge der guten Hoffnung von einigen holländiſchen Anſiedlern in ihren Häuſern gehalten wird, um Ratten und Mäuſe zu vertilgen. Man ſagt, daß er niemals einen höhern

Der Bandiltis (Rhabdogale mustelina).

Grad von Zähmung erreiche, ſondern immer ſtumpfſinnig und gleichgiltig gegen Liebkoſungen oder gute Behandlung bleibe. Die vielen Namen, welche der Bandiltis außer dem genannten trägt, bezeichnen ihn in allen Sprachen als einen Stänker.

Noch immer iſt die Reihe der eigenthümlichen und für höher ausgebildete Geruchswerkzeuge ſo empfindlich wirkenden Thiere nicht geſchloſſen. Wir haben außer den genannten zweier anderer Mitglieder unſerer Familie zu gedenken, welche ſich im Nothfalle ebenfalls durch Ausſpritzen eines Peſtſaftes zu helfen ſuchen, der Honigdachſe oder Ratels. Dieſelben gehören einer beſondern Sippe (Ratelus) an, deren Kennzeichen ſo ziemlich die der eigentlichen Dachſe ſind. Indeß durch die faſt gänzlich fehlenden Ohrmuſcheln und den Zahnbau, welcher wegen eines Höckers am untern Kauzahn ausgezeichnet iſt, durch die verhältnißmäßig ſehr großen Scharrnägel, die wegen rückwärts gerichteter Stachelwarzen rauh gemachte Zunge und durch andere für uns weniger wichtige Eigenthümlichkeiten unterſcheiden ſich die Honigdachſe hinlänglich von den eigentlichen Dachſen und auch von

den übrigen Mardern. In der Lebensweise haben beide Arten, welche man bis jetzt kennt, sehr viel Eigenthümliches, und deshalb hat sich auch die Sage lebhaft mit ihnen beschäftigt.

Eine Art der Honigdachse bewohnt das Vorgebirge der guten Hoffnung und Mittelafrika und wird vorzugsweise Honigdachs (Ratelus capensis) genannt. In der Größe und Gestalt ähnelt dieser sehr den Dachsen. Sein Leib ist plumper, breit und flach, die Schnauze lang; die Ohren sind kurz, und eigentlich blos durch einen Rand äußerlich begrenzt, die Augen klein und tiefliegend, die Beine kurz und stark, nacktsohlig und die Zehen der Vorderfüße mit langen Scharrkrallen versehen. Die Behaarung ist lang und straff, auf Stirne, Hinterkopf, Nacken, Rücken, Schulter und Schnauze aschgrau, an der Schnauze, den Wangen, Ohren, Unterhals, Brust, Bauch und Beinen schwarzgrau gefärbt, scharf von der oberen Färbung abgegrenzt. Gewöhnlich scheidet ein hellgrauer Randstreifen die Rückenfärbung von der untern, und dieser Streifen ist es hauptsächlich, welcher den afrikanischen Honigdachs von dem indischen unterscheidet. Die größere Rauhheit des Pelzes, welche dem Letztern zukommt, ist nebensächlich. Ein ausgewachsener Honigdachs erreicht $2^1/_2$ Fuß Leibeslänge und neun Zoll Höhe am Widerrist; sein Schwanz ist fast einen Fuß lang.

Der Ratel lebt in selbstgegrabenen Höhlen unter der Erde und besitzt eine unglaubliche Fertigkeit, solche auszuscharren. Träge, langsam und ungeschickt, wie er ist, würde er seinen Feinden kaum entgehen können, wenn er nicht die Kunst verstände, sich förmlich in die Erde zu versenken, d. h. sich so rasch eine Höhle zu graben, daß er unter der Erdoberfläche verborgen ist, ehe ein ihm auf den Leib rückender Feind nahe genug gekommen ist, um ihn zu ergreifen. Er führt eine halb nächtliche Lebensweise und geht des Tages nur selten auf Raub aus. Auf unserm Jagdausfluge nach den Vogesländern wurde er zweimal gesehen, jedes Mal gegen Abend, noch ehe die Sonne niedergegangen war. Nachts dagegen streift er langsam und gemächlich umher und stellt kleinen Säugethieren, namentlich Mäusen, Springmäusen, Ratten und dergleichen, oder Vögeln, wohl auch Schildkröten nach, gräbt sich Wurzeln oder Knollengewächse aus, sucht Früchte und schlägt sich ehrlich und redlich durchs Leben. Allein er hat eine Liebhaberei, welche seine ganze Lebensweise bestimmt. Er ist nämlich ein leidenschaftlicher Freund von Honig, und aus diesem Grunde der eifrigsten Bienenjäger einer.

In ganz Afrika bauen die Bienenarten hauptsächlich in der Erde und zwar in verlassenen Höhlen aller Art, wie es bei den Hummeln und Wespen ja auch der Fall ist. Solche Nester sind nun für den Honigdachs das Erwünschteste, was er finden kann, und er macht sich, wenn er einen derartigen Schatz gefunden hat, mit unverhehlter Freude darüber her. Natürlich wehren sich die Bienen nach Kräften und suchen ihn mit ihren Stacheln bestmöglichst zu verwunden. Sein dicht behaartes, sehr starkes Fell ist aber gegen Bienenstiche das vorzüglichste, welches es giebt, und noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Fettschicht unter ihm in einem Grade locker ist, wie kaum bei einem andern Thiere. Man versichert, daß sich der Ratel förmlich in seinem Balge herumdrehen könne, so locker liege das Fell auf seinem Leibe! Die Bienen sind vollkommen ohnmächtig solchem Feinde gegenüber, und dieser wühlt nun mit Lust in ihren Wohnungen umher und labt sich nach Behagen an dem köstlichen Inhalt derselben. Sparmann, der bekannte Reisende am Kap der guten Hoffnung, berichtet über die Art und Weise der Jagden unserer Honigdachse ganz ergötzliche Dinge, von denen eigentlich weiter Nichts zu bedauern ist, als daß sie blos auf Erzählung der Hottentotten und holländischen Ansiedler gegründet und nicht wahr sind.

„Die Bienen," sagt jener Schriftsteller, „geben dem Honigdachse, wenn auch nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste Nahrung, und ihr Feind ist mit großer Schlauheit begabt, um die unterirdischen Nester aufzuspüren. Gegen Sonnenuntergang verläßt er seine Höhle, in welcher er den Tag verträumte, und schleicht umher, um seine Beute von fern zu beobachten, wie Das der Löwe auch thut. Er setzt sich auf einen Hügel hin, schützt seine Augen durch eine vorgehaltene Vorderpfote vor den Strahlen der tiefstehenden Sonne und paßt sorgfältig den Bienen auf. Bemerkt er nun, daß Einige immer in derselben Richtung hinfliegen, so humpelt er denselben gemächlich nach, beobachtet sie, und

wird ſo allmählich bis zu ihrem Neſte geleitet, in welchem nun ein gegenſeitiger Kampf auf Leben und Tod ſtattfindet. Es wird erzählt, daß der Ratel ebenſowohl, wie der Eingeborne Südafrikas, zuweilen auf der Suche nach Honig von einem Vogel, dem Honigangeber (Indicator major), geleitet werde, welcher Klugheit genug beſitzt, um zu wiſſen, daß Menſchen und Thiere nach jenem Leckergerichte verlangen. Der kleine Burſch, unfähig, eine Bienenfeſtung durch eigene Macht zu erobern, ſucht ſeinen Vortheil darin, aufgefundene Bienenſtöcke anderen, ſtärkeren Weſen anzuzeigen, um dann bei der Räumung des Neſtes mitzuſchmauſen. Zu dieſem Zwecke erregt er durch ſein Geſchrei die Aufmerkſamkeit der Honigliebhaber und fliegt in kurzen Abſätzen gemächlich vor ihnen hin, von Zeit zu Zeit ſich niederlaſſend, wenn der ſchwerleibige Bodenbewohner ihm nicht ſo ſchnell folgen

Der Honigdachs (Ratelus capensis).

kann, und dann von neuem ſeine Führerſchaft aufnehmend. In der Nähe eines Bienenneſtes angekommen, läßt er ſeine Stimme um ſo freundlicher vernehmen und zeigt endlich geradezu auf den niedergelegten Schatz. Während dieſer erhoben wird, bleibt er ruhig in der Nähe und wartet, bis der habgierige Menſch oder Ratel genug hat, um dann ſeinen Theil für den geleiſteten Dienſt ſich zu holen."

„Bei ſolchen Angriffen auf einen wüthenden Schwarm von Bienen leiſtet dem Ratel die Dicke ſeines Felles vortreffliche Dienſte, und es iſt nicht blos erwieſen, daß es den Bienen undurchdringlich iſt, ſondern auch wohl bekannt bei allen Jägern, daß Hunde nicht im Stande ſind, das verhältnißmäßig ſo ſchwache, nichtsſagende Thier zu bezwingen."

Der Ratel ſtellt übrigens nicht blos dem Honig nach, ſondern liebt auch kräftigere Nahrung. Carmichael ſagt, daß er von den Beſitzern der Hühnerhöfe als eines der ſchädlichſten Thiere betrachtet werde. In der Algoabai zankten ſich einmal die Bauern um das Eigenthum der Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Der Ratel machte in einer Nacht dieſem Streite ein Ende, indem er einfach allen Hühnern, gegen dreißig Stück, den Kragen abbiß und drei todte in ſeine Höhle ſchleppte.

Man verſichert, daß der Honigdachs mit zwei oder drei Weibchen lebe und dieſe niemals aus den Augen laſſe. Zur Rollzeit ſoll er ſo wild und wüthend ſein, daß er ſelbſt Menſchen anfällt und ſie mit ſeinen Biſſen ſchwer verwundet. Uebrigens wehrt er ſich ſeiner Haut, wenn er angegriffen wird. Es iſt nicht rathſam, ihn lebend packen zu wollen; denn er weiß von ſeinem Gebiß einen ungemein empfindlichen Gebrauch zu machen. Das locker aufliegende Fell erlaubt ihm, alle nur denkbaren Drehungen und Wendungen ſeines Körpers vorzunehmen, und Dies ſoll ſoweit gehen, daß er auch dann noch ſeinen Kopf zurückzubeugen und ſich durch kräftige Biſſe zu rächen vermag, wenn man ihn dicht unter dem Hinterhaupte am Nacken faßt. Ehe er zum Beißen kommt, ſucht er ſich jedoch zu retten, indem er, wo es der Boden erlaubt, ſich durch unglaublich raſches Eingraben in die Erde verſenkt oder aber ſeine Stinkdrüſen gegen den Feind entleert.

Von der Wirkſamkeit dieſer Drüſen habe ich mich ſelbſt überzeugen können. Im Menſathale ſah mein Freund und Jagdgenoſſe van Arkel d'Ablaing gegen Abend ein ihm unbekanntes dachsähnliches Thier, welches von dem einen Hang herabkam, dicht vor ihm das Thal überſchritt und ſich im Buſchwalde der andern Thalwand weiterbewegte. Er jagte dem „Dachs" beide Schüſſe ſeines Schrotgewehres auf den Pelz und bekam dafür im nächſten Augenblicke einen furchtbaren Geſtank zu riechen; das Thier ſelbſt war aber, ungeachtet der Schuß es gut getroffen hatte, davongegangen. Die einbrechende Nacht verhinderte uns, nach ihm zu ſuchen; dafür durchſtöberten wir jedoch am nächſten Morgen das Gebüſch. Hierbei brauchten wir blos der Naſe nachzugehen; denn der in der Nacht gefallene Regen hatte den Geſtank wohl etwas gedämpft, aber keineswegs vernichtet. Es roch noch immer ſo abſcheulich, daß nur unſer Eifer die Suche uns erträglich machen konnte.

Man ſagt, daß der Honigdachs blos im höchſten Nothfalle ſich ſeines Gebiſſes bediene. Wenn Dies wahr iſt, dann begreife ich unſer Thier nicht; denn das Gebiß iſt ſo kräftig, daß es jedem Jäger und jedem Hund Achtung einflößen und beide zur Vorſicht mahnen muß.

Dagegen bin ich von der Lebenszähigkeit des Ratels vollkommen überzeugt. An den beiden Schüſſen, welche mein Freund auf kaum zwanzig Schritte jenem Honigdachs zukommen ließ, hätte ein Löwe genug haben können; der Ratel aber war davongegangen, als wäre ihm Nichts geſchehen. Es wird erzählt, daß ſich die Bauern des Kaplandes eine Art von Vergnügen daraus machen, dem Ratel ihre Meſſer in verſchiedene Theile ſeines Leibes zu ſtoßen, weil ſie wiſſen, daß ſie hierdurch noch keineswegs einen raſchen Tod des Thieres herbeiführen. Bei getödteten, welche von Hunden gebiſſen worden waren, konnte man niemals im Felle ein Loch bemerken. Starke Schläge auf die Schnauze ſollen ihn jedoch augenblicklich tödten.

Jung eingefangene Ratels werden zahm und ergötzen durch die Plumpheit ihrer Bewegungen. Weinland nennt die Ratels im Regents-Park in London „außerordentlich muntere Thiere, welche, wie manche beſonders ſchlaue oder thörichte Menſchen, plötzlich ein ganz anderes Gebahren annehmen, wenn ſie ſich bemerkt glauben, außerdem aber die Zuſchauer durch Purzelbäume zu unterhalten und zu feſſeln wiſſen;" ich beobachte an denſelben Gefangenen, daß ſie mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit ihre höchſt komiſchen Purzelbäume immer genau auf derſelben Stelle ihres Käfigs machen, hundertmal nach einander, falls ſie die Laune anwandelt, ihren Käfig ſo oft zu durchmeſſen. Die beiden bekannten Arten ſind zuſammengeſperrt. Sie vertragen ſich vortrefflich und ergötzen ſich gegenſeitig durch ihren unverwüſtlichen Humor.

Im Ganzen läßt unſere Kenntniß des Honigdachſes noch viel zu wünſchen übrig; Dies aber wird einleuchtend, wenn man an unſern deutſchen Dachs denken will: — ihn kennen wir ja auch noch nicht.

Das Gleiche gilt für den aſiatiſchen oder indiſchen Gattungsverwandten (Ratelus indicus). Dieſer iſt, wie ich oben bemerkte, oft mit ſeinem afrikaniſchen Vetter verwechſelt worden und hat auch wirklich ſo große Aehnlichkeit mit ihm, daß ſeine Artſelbſtſtändigkeit noch ſehr in Frage geſtellt wird. Bennett unterſcheidet ihn, weil ihm die weißen Seitenſtreifen fehlen und der Schwanz kürzer iſt. In der Größe und Geſtalt ähnelt er jenem vollkommen. Der lange, lockere und rauhe Pelz iſt auf dem Rücken aſchgrau, auf der Unterſeite und an der Schwanzſpitze, ſowie in der Ohrengegend aber ſchwarz. Die Körperlänge beträgt etwas über zwei Fuß, die Länge des Schwanzes dagegen wenig über einen halben Fuß.

Nach Hardwicks Bericht findet ſich das Thier in verſchiedenen Theilen von Indien und zumal auf den Höhen in der Nähe des Ganges und der Dſchumna. Bei Tage läßt er ſich wenig ſehen, bei Nacht aber ſchleicht er um die Wohnungen der Einwohner umher und weiß ſich ſelbſt durch die dichten Dornenzäune, welche die Leute gegen ihn errichtet haben, hindurchzuzwängen oder verſteht es, dieſelben in kürzeſter Zeit vermittelſt einer darunter weggegrabenen Höhle zu umgehen. In einem Zeitraum von zehn Minuten ſoll er derartige Röhren, welche ihn in ein Hühnerparadies bringen, ausarbeiten können. Die Eingebornen fangen zuweilen alte Ratels und halten ſie eine Zeitlang lebendig. Dieſe halten die Gefangenſchaft ſelten lange aus; Junge aber ſind augenblicklich zutraulich, gelehrig und ſpielluſtig. Ihr angenehmſtes Futter iſt Fleiſch aller Art; doch ſcheinen Vögel, noch mehr aber lebende Ratten, beſonders bevorzugt zu werden. Die Ratels ſollen ſogar nach Vögeln auf die Bäume ſteigen, und es iſt ſicher, daß ſie etwas zu klettern verſtehen, wenn auch in ſehr plumper Weiſe. Während des Tages ſchlafen ſie ſtets; mit Einbruch der Nacht ermuntern ſie ſich und beweiſen Dies durch ein tiefes Gemurmel oder Geknurr, welches aus der innerſten Bruſt zu kommen ſcheint. Die Ratels, welche nach England gebracht wurden, lebten dort viele Jahre in dem Thiergarten.

Linné ſtellt den Vielfraß zu den Mardern; die nordamerikaniſche Wolverene aber, welche von den neueren Naturforſchern gar nicht als beſondere Art, ſondern nur als „Abart" des Vielfraßes angeſehen wird, zu den Bären. Hierdurch beweiſt der ausgezeichnete Naturforſcher deutlich genug, was der Vielfraß iſt: ein Mittelglied zwiſchen den genannten Familien. Den in Europa lebenden Vielfraß hatte er ſelbſt beobachtet und war deshalb über ſein Leben und Weſen ganz ins Klare gekommen.

Der Vielfraß iſt ein großer Marder, denn er ähnelt den übrigen Sippſchaftsgenoſſen dieſer Familie in ſeinem Gebiß vollkommen, und dieſes gilt bekanntlich bei allen Naturforſchern als das weſentlich beſtimmende Merkmal, um ein Säugethier irgendwo einzuordnen. Aber der Vielfraß ähnelt auch dem Bären in ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen, und ſelbſt der geübte Blick kommt in Verſuchung, einen Vielfraß, welcher in der Ferne ſich zeigt, für einen Bären zu halten. Unſer Thier iſt eine der plumpeſten Geſtalten der ganzen Marderfamilie, eine plumpere noch, als die Dachſe und dachsartigen Thiere. Die Kennzeichen der Sippe, welche er bildet, beſtehen hauptſächlich in Folgendem: der Körperbau iſt plump und gedrungen, der Hals dick und kurz, der Rücken gewölbt, der Kopf groß, die Schnauze länglich, ziemlich ſtumpf abgeſchnitten, die Ohren ſind kurz und abgerundet, die Beine kurz und kräftig, die Pfoten fünfzehig und mit ſcharf gekrümmten und zuſammengedrückten Krallen bewehrt; der Schwanz iſt kurz und ſehr buſchig. Der Schädel ähnelt dem des Dachſes, iſt aber doch etwas breiter, gedrungener und ſehr gebogen, ſo daß die Stirn und der Naſenrücken ſtark hervortreten. Das Gebiß iſt ſehr kräftig, der Reißzahn oben und unten ſtark entwickelt, der Höckerzahn im Oberkiefer quer geſtellt und doppelt ſo breit als lang, während der untere Höckerzahn etwas länger als breit iſt. Achtunddreißig Zähne bilden das Gebiß. Die Zahl der rippentragenden Wirbel beträgt funfzehn oder ſechzehn, vier oder fünf ſind rippenlos, vier bilden das Kreuzbein und vierzehn den Schwanz. Da man gegenwärtig nur eine einzige Art annimmt, ſo können wir die Beſchreibung derſelben ſogleich hier folgen laſſen.

Der gesamte Handelsflotte Italiens sind 1900 Schiffe mit 2 Mill. Tonn. Inhalt. Davon sind 1/3 Segelschiffe mit 1/3 Tonnen Inhalt, und ein Viertel der Segelschiffe sind Barken. Die Regel ist, daß die Segelschiffe nur kleinere Fahrten machen. Nur wenige Segelschiffe sind noch Dreimaster, und der Clipper ist fast ganz verschwunden. Die Dampfer haben durchschnittlich 1000 Tonnen Inhalt. Die Mehrzahl der Dampfer ist Eigentum von Privatgesellschaften. Nur wenige Dampfer sind Eigentum des Staates. Die Hauptlinien der italienischen Dampfer sind: Genua nach Buenos Aires, Genua nach Rio de Janeiro, Genua nach Montevideo, Genua nach Valparaiso, Genua nach Neuyork, Genua nach Alexandrien, Genua nach Konstantinopel, Genua nach Bombay, Genua nach Kalkutta, Genua nach Singapore, Genua nach Yokohama, Genua nach Sydney, Genua nach Melbourne, Genua nach Adelaide, Genua nach Port Said, Genua nach Tripolis, Genua nach Tunis, Genua nach Algier, Genua nach Marseille, Genua nach Barcelona, Genua nach Lissabon, Genua nach Antwerpen, Genua nach Rotterdam, Genua nach Hamburg, Genua nach Kopenhagen, Genua nach Stockholm, Genua nach Petersburg, Genua nach Odessa, Genua nach Konstantinopel, Genua nach Smyrna, Genua nach Alexandrien

Gegenwärtig sind Norwegen, Schweden, Lappland, Großrußland, namentlich die Gegenden um das weiße Meer, ganz Sibirien, Kamtschatka und Nordamerika sein hauptsächlichster Aufenthalt.

Ueber die Lebensweise hat uns zuerst Pallas genaue Nachrichten gegeben. Die älteren Naturforscher erzählen nämlich von ihm die fabelhaftesten Dinge. Ihnen ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Vielfraß seinen in allen Sprachen gleichbedeutenden Namen erhalten hat. Man hat sich viel Mühe gegeben, das deutsche Wort Vielfraß aus dem Schwedischen oder Dänischen abzuleiten, ohne jedoch ein allgemein anerkanntes Ergebniß erzielt zu haben. Die Einen sagen, daß das Wort aus dem Schwedischen stamme, und zwar aus Fjäl und Fräß zusammengesetzt sei und Felsenkatze bedeute. Lenz behauptet aber, daß das Wort Vielfraß der schwedischen Sprache durchaus nicht angehöre, und weist auch die Annahme zurück, daß es aus dem Finnischen abgeleitet sei. Die Schweden selbst sind so unsicher hinsichtlich der Bedeutung des Namens, daß jene Ableitung wohl zu verwerfen sein dürfte. Bei den Finnen heißt das Thier Campi, womit man jedoch auch den Dachs bezeichnet, bei den Russen Rosomacha oder Rosomaka und bei den Skandinaviern Jerf; die Kamtschadalen nennen ihn Dimug und die Amerikaner endlich Wolverene. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der eigentliche Name nach der ersten Erzählung in das Deutsche übersetzt worden und von da in die übrigen Sprachen übergegangen ist. Wenn man jene Erzählungen liest und glaubt, muß man dem alten Kinderreim:

„Vielfraß nennt man dieses Thier,
Wegen seiner Freßbegier!"

freilich beistimmen. Michow sagt Folgendes: „In Lithauen und Moscowien giebt es ein Thier, welches sehr gefräßig ist, mit Namen Rosomaka. Es ist so groß wie ein Hund, hat Augen wie eine Katze, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib und einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Aas, so frißt es solange, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch zwei nahestehende Bäume, um sich des Unraths zu entledigen, kehrt wieder um, frißt von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis er das Aas verzehrt hat. Es scheint weiter Nichts zu thun, als zu fressen, zu saufen und dann wieder zu fressen."

Olaus Magnus weiß noch mehr. „Unter allen Thieren," sagt er, „ist dieses das einzige, welches, wegen seiner beständigen Gefräßigkeit, im nördlichen Schweden den Namen Jerf, im Deutschen den Namen Vielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, nur sein Pelz ist sehr nützlich und kostbar und glänzt sehr schön und noch mehr, wenn man ihn künstlich mit anderen Farben verbindet. Nur Fürsten und andere große Männer tragen Mäntel davon, nicht blos in Schweden, sondern auch in Deutschland, wo sie wegen ihrer Seltenheit noch viel theurer zu stehen kommen. Auch lassen die Einwohner diese Pelze nicht gern in fremde Länder gehen, weil sie damit ihren Wintergästen eine Ehre zu erweisen pflegen, indem sie Nichts für angenehmer und schöner halten, als ihren Freunden Betten von solchem Pelze anweisen zu können. Dabei darf ich nicht verschweigen, daß alle Diejenigen, welche Kleider von solchen Thieren tragen, nie mit Essen und Trinken aufhören können. Die Jäger trinken ihr Blut; mit lauem Wasser und Honig vermischt, wird es sogar bei Hochzeiten aufgetragen. Das Fett ist gut gegen faule Geschwüre ꝛc."

„Die Jäger haben verschiedene Kunststücke erfunden, um dieses listige Thier zu fangen. Sie tragen ein Aas in den Wald, welches noch frisch ist. Der Vielfraß riecht es sogleich, frißt sich voll, und während er sich, nicht ohne viele Qual, zwischen die Bäume durchdrängt, wird er mit Pfeilen erschossen. Auch stellt man ihm Schlagfallen, wodurch er erwürgt wird. Mit Hunden ist er kaum zu fangen, weil diese seine spitzigen Klauen und Zähne mehr fürchten, als den Wolf."

Von diesen Erzählungen weichen freilich die in der Neuzeit gemachten Beobachtungen wesentlich ab. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Vielfraß einen gesegneten Appetit besitzt und verhältnißmäßig mehr frißt, als andere Marder: eine derartige Gefräßigkeit, wie sie ihm von den genannten Naturforschern zugeschrieben wird, zeigt er aber nicht. Schon Steller widerlegt die abgeschmackten Fabeln, und Pallas giebt eine sehr hübsche und richtige Lebensbeschreibung des merkwürdigen

Gesellen. Ich selbst habe ihn auf meiner Reise in Skandinavien blos ein einziges Mal zu Gesicht bekommen und zwar auf einer Renthierjagd, welche wir gemeinschaftlich, d. h. ich und der Vielfraß, unternahmen. Mein alter Erik Swenson, einer der naturkundigsten Jäger, welche ich überhaupt angetroffen habe, konnte mir viel über die Lebensweise mittheilen; ich vermag also auch nach eigenen Forschungen über ihn zu berichten.

Der Vielfraß bewohnt die gebirgigen Gegenden des Nordens und zieht die nackten Höhen der skandinavischen Alpen den ungeheueren Wäldern des niedern Gebirges vor, obwohl er auch in diesen zu finden ist. Die ödeste Wildniß ist sein Aufenthalt. Er hat keine feststehenden Wohnungen, sondern wechselt sie nach dem Bedürfnisse und verbirgt sich, wenn die Nacht hereinbricht, an jedem beliebigen Orte, der ihm einen Schlupfwinkel gewährt, sei es im Dickicht der Wälder oder im Geklüfte der Felsen, in einem verlassenen Fuchsbau oder in einer andern, natürlichen Höhle. Wie alle Marder eigentlich mehr Nacht- als Tagthier, schleicht er doch in seiner so wenig von den Menschen beunruhigten Heimat ganz nach Belieben umher und zeigt sich auch im Lichte der Sonne. — Ja, er würde Dieses unter allen Umständen thun müssen, da ja bekanntlich in seinem Vaterlande während des Sommers die Sonne ein Vierteljahr lang Tag und Nacht am Himmel steht. In seinen Bewegungen ist er plump und ungeschickt, weiß aber doch durch Ausdauer sich seiner Beute zu bemächtigen, und da er kein Kostverächter ist, führt er ein sehr behagliches und gemüthliches Leben, ohne jemals in große Noth zu kommen. Seine Bewegungen sind sehr eigenthümlicher Art und namentlich der Gang zeichnet sich vor dem aller übrigen mir bekannten Thiere aus. Der Vielfraß wälzt sich nämlich in lauter großen Bogensätzen dahin, ganz merkwürdig humpelnd und Purzelbäume schlagend. Doch fördert diese Gangart immer noch so rasch, daß er kleine Säugethiere bequem dabei einholt und auch größeren bei längerer Verfolgung nahe genug auf den Leib rücken kann. Im tiefen Schnee zeigt sich seine Fährte, diesem Gang entsprechend, in lauter tiefen Löchern, in welche er mit allen vier Beinen gesprungen ist. Aber gerade sein eigenthümlicher Gang ist dann ganz geeignet, ihn leicht zu fördern, während das von ihm verfolgte Wild mit dem tiefen Schnee sehr zu kämpfen hat. Trotz seiner Ungeschicklichkeit versteht er es, niedere Bäume zu besteigen. Auf deren Aesten liegt er, dicht an den Stamm gedrückt, auf der Lauer und wartet, bis ein Wild unter ihm weggeht. Dem springt er dann mit einem kräftigen Satze auf den Rücken, hängt sich an den Hals fest, beißt ihm blos die Schlagadern durch und wartet, bis es sich verblutet hat. Unter seinen Sinnen steht der Geruch oben an; doch ist auch sein Gesicht und Gehör hinlänglich scharf.

Die Lebens- und Jagdweise des Thieres hat gar viele widersprechende Berichte hervorgerufen. Einige Schriftsteller behaupten, daß es blos von solchen Thieren lebe, welche zufällig getödtet worden sind, und Aas jeder übrigen Nahrung vorziehe. Nur im Sommer soll er Murmelthiere und Mäuse ausgraben oder die Fallen, welche Jäger gestellt haben, und selbst die Häuser der Nordländer plündern. Dem ist jedoch nicht so, sondern die uns von Pallas gegebene Beschreibung seiner Lebensweise ist durchaus richtig. Er sieht schläfrig und plump aus, weiß aber seine Jagd mit hinlänglichem Erfolg zu betreiben. Seine Hauptnahrung bilden die Mäusearten des Nordens und namentlich die Lemminge, von denen er eine erstaunliche Menge vertilgt. Bei der großen Häufigkeit dieser Thiere in gewissen Jahren, braucht er sich kaum um ein andres Wild zu bekümmern. Den Wölfen und Füchsen folgt er auf ihren Streifzügen nach, in der Hoffnung, Etwas von ihrem Raube zu erwischen. Im Nothfalle aber betreibt er selbst die höhere Jagd. Steller erzählt, daß er das Renthier mit List zu sich heranlocke, indem er auf einen Baum klettere und von dort aus in Absätzen Renthiermos herab würfe, welches dann von den Thieren gesehen und aufgefressen würde und ihm somit Gelegenheit gäbe, einen guten Sprung zu machen. Dann soll er dem Wild die Augen auskratzen und auf ihm sitzen bleiben, bis sich der geängstete Hirsch an Bäumen zu Tode stößt. Allein diese Angaben scheinen blos auf Erzählungen zu beruhen und dürften unrichtig sein. Gewiß aber ist es, daß er Renthiere, ja selbst Elenthiere angreift und niedermacht. Thunberg erfuhr, daß er sogar Kühe tödte, indem er ihnen die Gurgel abbeißt. Auch Steller berichtet, daß er an der Lena Pferde anfalle; Löwenhjelm er

wähnt in seiner Reisebeschreibung von Nordland, daß er dort Schaden unter den Schafherden anrichte, und Erman erfuhr von den Ostjaken, daß er dem Elenthiere auf den Nacken springe und es durch Bisse tödte. Erik erzählte mir, daß er sich, zumal im tiefen Schnee, leise unter dem Winde an die vergrabenen Schneehühner heranmacht, sie in den Höhlen, welche sich die Vögel ausscharren, verfolgt und dann mit Leichtigkeit tödtet. Den Jägern ist er ein höchst verhaßtes Thier. Mein Begleiter versicherte mich, daß ein jedes erlegte Renthier, welches er nicht sorgfältig unter Steinen verborgen habe, während seiner Abwesenheit von dem Vielfraß angefressen worden sei. Sehr häufig stiehlt er auch die Köder von den Fallen weg oder frißt die darin gefangenen Thiere an. In den Hütten der Lappen richtet er oft bedeutende Verwüstungen an. Er bahnt sich mit seinen Klauen einen Weg durch Thüren und Dächer und raubt Fleisch, Käse, getrockneten Fisch u. dergl., zerreißt aber auch die dort aufbewahrten Thierfelle und frißt selbst, bei großem Hunger, einen Theil derselben. Während des Winters ist er Tag und Nacht auf den Beinen, und wenn er ermüdet ist, gräbt er sich einfach ein Loch in den Schnee, läßt sich dort verschneien und ruht in dem nun ganz warmen Lager behaglich aus.

Daß er auch in ganz baumlosen Gebirgsgegenden, dem ausschließlichen Aufenthalt der wilden Renthiere, diesen großen Schaden zufügt, habe ich nicht blos aus dem Munde meiner Jäger vernommen, sondern auch aus dem Benehmen einer von ihm bedrohten Renthierherde schließen können. Ich bemerkte einen Vielfraß, welcher auf einer mit wenig Steinen bedeckten Ebene hinter einem größern Blocke saß und die Renthiere mit größter Theilnahme betrachtete. Jedenfalls gedachte er, ein unvorsichtiges Kalb bei Gelegenheit zu überraschen. Sein Standpunkt war vortrefflich gewählt. Er hatte den Wind mit derselben Gewissenhaftigkeit beobachtet, wie wir. Die schlauen Renthiere bekamen jedoch bei einer Wendung, welche das sich äsende Rudel machte, Witterung und stiebten augenblicklich in die Weite. Jetzt mochte er einsehen, daß für heute seine Jagd erfolglos bleiben würde, und wandte sich, trottelnd und Purzelbäume schlagend, den Kopf und Schwanz zur Erde gesenkt, dem höhern Gebirge zu, lauschte plötzlich, sprang seitwärts, fing einen Lemming, verspeiste denselben mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und setzte dann seinen Weg weiter fort. Ich war leider zu entfernt von ihm, um meinen Grimm an der gestörten Jagd kräftig bezeigen zu können; er aber nahm sich in der Folge wohl in Acht, uns wieder zu nahe zu kommen.

Eine kleine Beute, die der Vielfraß gemacht hat, verzehrt er auf der Stelle mit Haut und Haaren, eine größere aber vergräbt er sehr sorgfältig und hält dann noch eine zweite Mahlzeit davon. Die Samojeden behaupten, daß er auch Menschenleichen aus der Erde scharre und sich zeitweilig von diesen nähre. Aus allen diesen Gründen steht der Vielfraß bei sämmtlichen nordischen Völkerschaften keineswegs in besonderer Achtung, und hierin möchten die verschiedenen Fabeln theilweise wohl auch ihren Grund haben. Man jagt, verfolgt und tödtet ihn, wo man nur immer kann, obgleich sein Fell keineswegs überall benutzt wird. Die Kamtschadalen freilich schätzen es sehr hoch und glauben, daß es kein schöneres Rauchwerk geben kann, als eben dieses Fell. Gerade die weißgelben Felle, welche von den Europäern für die schlechtesten gehalten werden, sind, nach ihrer Einbildung, die allerschönsten, und sie sind fest überzeugt, daß der Gott des Himmels, Bulutschei, Rosomaka- oder Vielfraßkleider trage. Die gefallsüchtige Itelmänin trägt zwei Stück Vielfraßfelle von Handgröße über dem Kopf, oberhalb der Ohren. Man kann sich nicht besser seine Frau oder Geliebte verbindlich machen, als wenn man ihr derartige Rosomakenfleckchen kauft, deren Preis unter den Leuten dem eines Biberfelles gleichgeachtet wird. Vor Stellers Zeiten konnte man von den Kamtschadalen für einen Vielfraß eine Menge andere Felle eintauschen, welche zusammen nicht selten dreißig bis sechzig Rubel werth waren. Die Liebhaberei für diese Fleckchen geht soweit, daß die Frauen, welche keine besitzen, gefärbte Fellstücke aus dem Balg einer Seeente tragen. Steller fügt hinzu, daß trotz des hohen Werthes gedachter Felle Vielfraße in Kamtschatka häufig sind, weil die Einwohner es nicht verstehen, sie zu fangen, und blos zufällig einen erbeuten, welcher sich in die Fuchsfallen verirrt.

Der Eskimo legt sich vor der Höhle des Vielfraßes auf den Bauch und wartet, bis er herauskommt; dann springt er sofort hin, verstopft das Loch und läßt nun seine Hunde los, welche zwar ungern auf solches Wild gehen, es aber doch festmachen. Nunmehr eilt der Jäger hinzu, zieht dem Vielfraß eine Schlinge über den Kopf und tödtet ihn. In Norwegen und Lappland wird er mit dem Feuergewehr erlegt.

Trotz seiner geringen Größe ist der Vielfraß kein zu verachtender Gegner. Er ist nämlich außerordentlich wild, ganz unverhältnißmäßig stark und versteht es vortrefflich, Widerstand zu leisten. Man versichert, daß selbst Bären und Wölfe ihm aus dem Wege gehen. Die Letzteren sollen ihn überhaupt nicht anrühren, wahrscheinlich seines Gestankes wegen. Gegen den Menschen wehrt er sich blos dann, wenn er gar nicht mehr weichen kann. Gewöhnlich rettet er sich, sobald er einen Jäger gewahrt, durch die Flucht, und wenn er verfolgt wird, auf einen Baum oder auf die höchsten Felsspitzen, wohin ihm seine Feinde nicht nachfolgen können. Von raschen Hunden wird er in ebenen, baumlosen Gegenden bald eingeholt, vertheidigt sich aber mit Ausdauer und Muth gegen dieselben und beißt wüthend um sich. Ein einziger Hund überwältigt ihn niemals, und nicht selten wird es selbst mehreren schwer, ihn zu besiegen. Wenn er vor seinen Verfolgern nicht auf einen Baum entkommen kann, wirft er sich auf den Rücken, faßt den Hund mit seinen scharfen Krallen, wirft ihn zu Boden und zerfleischt ihn mit dem Gebisse derart, daß jener an den ihm beigebrachten Wunden oft zu Grunde geht.

Die Rollzeit des Vielfraßes fällt in den Herbst oder Winter; in Norwegen, wie Erik mir erzählte, in den Januar. Nach vier Monaten Tragzeit, gewöhnlich also im Mai, wirft das Weibchen, in einer einsamen Schlucht des Gebirges oder in den dichtesten Wäldern, zwei bis drei, selten auch vier Junge auf ein weiches und warmes Lager, welches sie entweder in hohlen Bäumen oder in tiefen Felsenhöhlen angelegt hat.

Es hält sehr schwer, das weiche Bett eines Vielfraßes aufzufinden. Bekommt man aber Junge, welche noch klein sind, so kann man sie ohne große Mühe zähmen. Genberg zog einen Vielfraß mit Milch und Fleisch auf und gewöhnte ihn so an sich, daß er ihm wie ein Hund auf das Feld nachlief. Er war beständig in Thätigkeit, spielte artig mit allerlei Dingen, wälzte sich im Sande, scharrte sich im Boden ein und kletterte auf Bäume. Schon als er drei Monate war, wußte er sich mit Erfolg gegen die ihn angreifenden Hunde zu vertheidigen. Er fraß nie unmäßig, war gutmüthig, erlaubte Schweinen, die Mahlzeit mit ihm zu theilen, litt aber niemals Hunde um sich. Immer hielt er sich reinlich und stank gar nicht, außer, wenn mehrere Hunde auf ihn losgingen, welche er wahrscheinlich durch die Entleerung seiner Stinkdrüsen zurückschrecken wollte. Gewöhnlich schlief er bei Tage und lief bei Nacht umher. Er lag lieber im Freien, als in seinem Stalle und liebte überhaupt den Schatten und die Kälte. Als er ein halbes Jahr alt war, wurde er wilder, blieb jedoch immer noch gegen Menschen zutraulich, und als er einmal in den Wald entflohen war, sprang er einer alten Magd auf den Schlitten und ließ sich von ihr nach Hause fahren. Mit zunehmendem Alter wurde er immer wilder, und einmal biß er sich mit einem großen Hunde derart herum, daß man dem Letzteren zu Hilfe eilen mußte, weil man für sein Leben fürchtete. Aber auch im Alter spielte er immer noch mit den bekannten Leuten; hielten ihm jedoch Unbekannte einen Stock vor, so knirschte er mit den Zähnen und ergriff ihn wüthend mit den Klauen.

Solange ein gefangener Vielfraß jung ist, zeigt er sich höchst lustig, fast wie ein junger Bär. Wenn man ihn an einen Pfahl gebunden hat, läuft er immer in einem Halbkreise herum, schüttelt dabei den Kopf und stößt grunzende Töne aus. Vor dem Eintritt schlechter Witterung wird er launisch und mürrisch. Ein sehr schöner Vielfraß befindet sich gegenwärtig im Londoner Thiergarten. Er ist sehr zahm und gemüthlich und sieht, wenn er nicht seinen Mund öffnet und die blendend weißen Zähne zeigt, ganz harmlos und gutartig aus. Obgleich nicht eben schnell in seinen Bewegungen, ist er doch fortwährend in Thätigkeit, und blos, wenn er schläft, liegt er still auf ein und derselben Stelle. Einen Baum, welchen man in seinem Käfig angebracht hat, besteigt er mit Leichtigkeit und scheint sich

durch die merkwürdigſten Turnkünſte, welche er auf den Aeſten ausführt, beſonders zu vergnügen. Zuweilen ſpielt er förmlich mit den Zweigen: er ſpringt mit Leichtigkeit und ohne jede Furcht aus ziemlichen Höhen herunter auf die Erde, hält ſich aber nicht gern dort auf, ſondern klettert entweder an den eiſernen Stäben ſeines Käfigs oder an ſeinem Lieblingsbaume raſch wieder empor; zuweilen rennt er in einem kurzen Galopp im Kreiſe innerhalb ſeines Käfigs umher, hält aber ab und zu inne, um zu ſehen, ob ihm nicht einer von den Zuſchauern ein Stückchen Kuchen oder ſonſt einen Leckerbiſſen durch das Gitter geworfen habe.

Bis jetzt ſind gefangene Vielfraße in Thiergärten und Schaubuden noch eine ſehr große Seltenheit, und daher iſt es zu erklären, daß wir noch ſo wenig über das Leben und Weſen dieſes Thieres wiſſen.

In Braſilien leben einige Arten von Raubthieren, welche zwiſchen dem Vielfraß und den eigentlichen Mardern ungefähr in der Mitte ſtehen. Es ſind Dies die Hurones oder Griſons (Galictis).

Die Tayra (Galictis barbara).

Sie haben einen ziemlich ſchlanken Leib mit kurzen Beinen und ganz nackte Sohlen, ein kurzes Haarkleid und einen nicht eben buſchigen Schwanz. Der ziemlich dicke Kopf iſt hinten breit und an der Schnauze nur wenig vorgezogen; die Ohren ſind niedrig und abgerundet. Die Zehen ſind zum Theil verbunden und mit mittellangen Krallen bewehrt. Ihre Afterdrüſen ſondern eine ſtark nach Moſchus riechende Feuchtigkeit ab. Das Gebiß und der innere Leibesbau zeigen Eigenthümlichkeiten ſehr untergeordneter Art, welche blos den ſtreng wiſſenſchaftlichen Forſcher beſchäftigen und von uns deshalb übergangen werden können. Bis jetzt kennt man zwei Arten, welche ſich in Wäldern und im Gebüſch aufhalten. Sie ſind gewandt in allen ihren Bewegungen, klettern auch ſehr geſchickt und ſind deshalb flinke Jäger, welche kleinen und mittelgroßen Säugethieren nachſtellen, mit dem Ratel und den Bären aber die Liebhaberei nach Honig theilen. Dieſe beiden Arten ſind die Tayra oder Hyrare und der Griſon.

Man hat auch ſie in der letzten Zeit wieder in beſondere Sippen getrennt, wahrſcheinlich ohne genügende Gründe. Wir unſeres Theils können ſie getroſt zu einer vereinigen.

Die Tayra (Galictis barbara) ähnelt in ihrer Geſtalt unſeren Mardern; nur iſt bei ihr der Kopf im Verhältniß zum übrigen Körper größer und die Schnauze runder, als bei letzteren. Der Leib iſt ſchlank, der Hals lang und beinahe von der Dicke des Kopfes. Die Füße ſind kurz, aber

äußerst kräftig, die Zehen bis zum letzten Gelenke hin durch eine Haut verbunden, und die Nägel sind zusammengedrückt. Der dichte Pelz ist am Rumpfe, an den vier Beinen und am Schwanze bräunlichschwarz, das Gesicht blaßbraungrau, die übrigen Theile des Kopfes, der Nacken und die Seiten des Halses sind bald aschgrau, bald gelblichgrau; die Farbe des Ohres zieht sich etwas ins Röthlichgelbe. An der Unterseite des Halses steht ein großer, gelber Flecken. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht; wohl aber kommen Abänderungen in der Färbung vor, und namentlich ist die Farbe des Kopfes und des Nackens bald heller, bald dunkler, und der Fleck am Halse zuweilen gelblichweiß. Eine vollkommen erwachsene Tayra ist etwa zwei Fuß lang und besitzt einen $1^1/_2$ Fuß langen Schwanz. So ähnelt sie auch in der Größe ungefähr unserm Stein- oder Edelmarder.

Die Tayra ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet; denn sie findet sich nicht blos in ganz britisch Guiana und Brasilien, sondern auch in Paraguay und noch weiter südlich. Nirgends ist sie selten, an manchen Orten sogar häufig. In Paraguay kommt sie zwar nicht oft vor; aber auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Stromes, in Gran Chaco besonders, scheint sie häufig zu sein. Wie Rengger angiebt, lebt sie theils in Feldern, die mit hohem Gras bewachsen sind, theils in den dichten Waldungen. Dort dient ihr der verlassene Bau eines Gürtelthieres, hier ein hohler Baumstamm zum Lager. Sie ist nichts weniger als ein blos nächtliches Thier, sondern geht vielmehr erst, wenn der Morgen bald anbricht, auf Raub aus und verweilt besonders bei bedecktem Himmel bis gegen Mittag auf ihren Streifereien. Während der großen Tageshitze zieht sie sich in ihr Lager zurück und verläßt dasselbe erst wieder gegen Abend, wo sie dann bis in die Nacht hinein jagt. Sie wird als ein sehr schädliches Thier angesehen, welches sich kühn selbst bis in die Nähe der Wohnungen drängt.

Die Nahrung der Tayra besteht aus allen kleinen, wehrlosen Säugethieren, deren sie habhaft werden kann. Junge Rehe und Feldhirsche, Agutis, Kaninchen, Apereas und Mäuse bilden wohl den Hauptbestandtheil ihrer Mahlzeiten. Auf dem Felde geht sie den Hühnern und jungen Straußen nach, in den Wäldern besteigt sie die Bäume und bemächtigt sich der Brut der Vögel. Sie ist blutdürstig und erwürgt, wenn es in ihrer Gewalt liegt, immer mehr Thiere, als sie zur Sättigung bedarf. Als ausgezeichneter Kletterer besteigt sie selbst die höchsten Bäume, um die Nester der Vögel zu plündern oder den Honig der Bienen aufzusuchen. Abwärts klettert sie stets mit dem Kopfe voran und zeigt dabei eine Fertigkeit, welche nur wenig andere kletternde Säugethiere besitzen.

Gewöhnlich lebt der „Huron", wie die Brasilianer das Thier nennen, paarweise, d. h. mit seinem Weibchen in ein und demselben Walde zusammen. Letzteres wirft im Frühjahr zwei bis drei Junge, welche, nach Aussage der Jäger, blind zur Welt kommen und, solange sie selbst noch nicht auf Raub ausgehen, mit kleinen Säugethieren und jungen Vögeln versorgt werden.

Die Tayra wird in ganz Südamerika ziemlich oft gezähmt. Schomburgk fand sie oft in den Hütten der Indianer, welche sie „Maikong" oder „Hava" nennen, und besaß, wie auch Rengger, selbst längere Zeit ein Stück lebendig. Beide Forscher berichten uns darüber etwa Folgendes: Man ernährt die Tayra mit Milch, Fleisch, Fischen, gekochten Yams, reifen Bananen, Kassavabrode, kurz mit allem Möglichen, und kann sie somit sehr leicht erhalten. Wenn man ihr Speise zeigt, springt sie heftig darnach, ergreift sie sogleich mit den Vorderpfoten und den Zähnen und entfernt sich damit soweit als thunlich von ihrem Wärter. Dann legt sie sich auf den Bauch nieder und frißt das Fleisch, es mit beiden Vorderpfoten festhaltend, ohne Stücke davon abzureißen, sondern nach Katzenart, indem sie mit den Backenzähnen der einen Seite daran kaut. Wirft man ihr lebendes Geflügel vor, so drückt sie dasselbe in einem Sprunge zu Boden und reißt ihm den Hals nahe am Kopf auf. Ein Gleiches thut sie mit kleinen Säugethieren, ja, wenn sie nicht sorgsam genug gezogen worden ist, selbst mit jungen Hunden und Katzen. Sie liebt das Blut sehr, und man sieht sie gewöhnlich dasselbe, wenn sie ein Thier erlegt hat, auflecken, bevor sie vom Fleische genießt. Stört man sie beim Fressen, so beißt sie wüthend um sich. Flüssigkeiten nimmt sie lappend zu sich. Sie ist sehr reinlich und leckt und putzt ihr

glänzend ſchwarzes Fell fortwährend. Im Zorn giebt ſie einen eignen Biſamgeruch von ſich, welcher von einer Abſonderung der Drüſen, die in der Hautfalte unter dem After liegen, herzurühren ſcheint. Behandelt man ſie mit Sorgfalt, ſo wird ſie gegen den Menſchen ſehr zahm, ſpielt mit ihm, gehorcht ſeinem Rufe und folgt ihm, wenn ſie losgebunden wird, durch das ganze Haus nach, gleich einer Katze. Dabei zeigt ſie ſich ſehr ſpielluſtig und leckt und kaut beſonders gern an den Händen herum, beißt aber oft auch recht herzhaft zu. Im Spielen ſtößt ſie, wie es die jungen Hunde zu thun pflegen, knurrende Töne aus; wird ſie aber ungeduldig, ſo läßt ſie ein kurzes Geheul hören. Ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit bleibt ſie doch gegen alle kleineren Hausthiere, namentlich gegen das Geflügel, ein gefährlicher Feind und ſpringt, ſolange ſie etwas Lebendes um ſich ſieht, mit einer Art von Wuth auf daſſelbe zu, um es abzuwürgen, alle früher erhaltenen Züchtigungen vergeſſend. Ihre Lebensart ändert ſie in der Gefangenſchaft, wenn ſie immer angebunden bleibt oder in einem Käfig gehalten wird, inſoweit, daß ſie die ganze Nacht ſchlafend zubringt. Läßt man ſie aber in der Wohnung frei herumlaufen, ſo bringt ſie dieſelbe Ordnung, wie im Freien, zu Stande. Sie ſchläft dann blos während der Mitternacht und in den Mittagsſtunden und jagt vom frühen Morgen bis Abend den jungen Mäuſen und Ratten nach, von denen ſie beſſer, als eine Katze, das Haus zu reinigen verſteht. Sie kann ſich

Der Griſon (Galictis vittata).

nämlich, da ihr Rumpf ſehr dehnbar iſt, durch jede Oeffnung drängen, welche groß genug iſt, den Kopf aufzunehmen. — In der Gefangenſchaft begattet ſie ſich nicht und giebt überhaupt kein Zeichen von Geſchlechtstrieb von ſich.

Blos die wilden Indianer, für deren Gaumen keine Art von Fleiſch zu ſchlecht zu ſein ſcheint, eſſen den Maikong; die Europäer finden ſein Fleiſch abſcheulich. Jene benutzen auch ſein Fell, um kleine Säcke daraus zu verfertigen oder daſſelbe in Riemen zu zerſchneiden, welche ſie dann als Zierrath gebrauchen; gleichwohl jagen ſie das Thier nicht beſonders häufig. Wenn ſich der Maikong verfolgt ſieht, verſteckt er ſich, falls er Gelegenheit dazu findet, in einem Erdloch oder in einem hohlen Stamme oder klettert auf einen hohen Baum. Fehlt ihm aber ein ſolcher Zufluchtsort, ſo erreichen ihn die Hunde ſehr bald, da er kein Schnellläufer iſt, und überwältigen ihn nach einer kurzen, aber muthigen Gegenwehr. Außer dem Menſchen dürften höchſtens größere Katzenarten und die Schlangen für ihn gefährlich ſein.

Der Griſon (Galictis vittata) iſt kleiner, als die Tayra, nämlich blos etwas über zwei Fuß lang, wovon auf den Schwanz ungefähr acht Zoll kommen. Er iſt gedrungener, als die Tayra, und durch den verhältnißmäßig kurzen Schwanz, auch durch das dünnere, eng anliegende Haarkleid

ausgezeichnet. Die Färbung des Thieres iſt ſehr eigenthümlich und beſonders deshalb merkwürdig, weil die Oberſeite des Körpers lichter gefärbt iſt, als die Unterſeite. Die Schnauze, der untere Theil des Nackens, der Bauch und die Kiefer ſind dunkelbraun, während die ganze Oberſeite von der Stirn an bis zum Schwanze mit einem blaßgrauen Fell bedeckt iſt, deſſen Grannenhaare ſchwarz und weiß geringelt ſind. Von der Stirn läuft über die Wangen eine hellockergelbe Binde, welche gegen die Schultern hin etwas ſtärker wird. Die Schwanzſpitze und die kleinen Ohren ſind ganz gelb, die Sohlen und die Ferſen dunkelſchwarz gefärbt, die kurzen Streifen der Stirn und Wange glänzend ſtahlgrau. Zwiſchen Männchen und Weibchen, ſowie zwiſchen Alt und Jung, findet kein Unterſchied in der Färbung ſtatt.

Der Griſon bewohnt ſo ziemlich dieſelben Gegenden, wie die vorhergehende Art. Schomburgk nennt ihn eines der gewöhnlichen Raubthiere der Küſte. Er hält ſich in den Pflanzungen und beſonders gern in der Nähe der Gebäude auf, wo er hauptſächlich dem Federvieh großen Schaden thut. In der Lebensweiſe ähnelt er dem Vorhergehenden ſehr und geht auch, wie Dieſer, am Tag auf die Jagd aus. Hohle Bäume, Felsſpalten und Erdlöcher ſind ſeine Aufenthaltsorte. Das Thier macht den Eindruck eines ſehr unverſchämten Weſens und hat eine eigenthümliche Gewohnheit, den langen Hals emporzuheben, ganz wie es giftige Schlangen zu thun pflegen, mit deren Kopf der ſeinige überhaupt viel Aehnlichkeit hat. Dabei blitzen die kleinen, dunklen Augen unter der weißen Binde ſehr lebendig hervor und geben der geiſtigen Regſamkeit, ſowie auch dem mordluſtigen Weſen des Griſon belebten Ausdruck. Man ſagt, daß er ebenſo blutgierig, wie unſer Marder wäre und ohne Hunger ſoviel Thiere würge, als er nur erhaſchen könne. Sein Muth ſoll außerordentlich groß ſein. Ein Griſon, welchen ein Engländer zahm hielt, verließ einigemal ſeinen Käfig und griff einen jungen Alligator an, der ſich in demſelben Zimmer befand. Letzterer war, wie der Erzähler bemerkt, dummzahm und hatte ſich an einem Abende in die Nähe des Feuers gelegt, um ſich der willkommenen Wärme zu erfreuen. Als am nächſten Morgen der Eigner eintrat, fand er, daß der Griſon die Flucht aus dem Käfig bewerkſtelligt hatte. Zugleich entdeckte er die Spuren des Angriffs des kleinen Geſchöpfs an der rieſigen Panzerechſe. Gerade unter den Vorderbeinen, dort, wo die ſtarken Blutgefäße verlaufen, hatte der Griſon den Alligator ſo furchtbar zerfleiſcht, daß das arme Vieh an den Folgen ſeiner Wunden zu Grunde ging. Der zweite Alligator, welchen jener Forſcher beſaß, war durch den Mord ſeines Gefährten ſo wüthend geworden, daß er ärgerlich nach Jedem ſchnappte, welches ſich ihm näherte. Auch Cuvier berichtet von den Angriffen unſers Thieres auf andere, verhältnißmäßig ſtärkere Thiere. Ein Griſon, welchem fortwährend Nahrung im Ueberfluß gereicht wurde, ſtillte ſeinen Blutdurſt an einem armen Lemur, deſſen Anblick ihn vorher ſo aufgeregt hatte, daß er endlich die Stäbe ſeines Käfigs zernagte und das harmloſe Geſchöpf überfiel und tödtete. Gerade dieſer Griſon war ſehr zahm und im hohen Grade ſpielluſtig, obgleich ſeine Spielerei eigentlich nichts Anderes war, als ein verſteckter Kampf. Sobald man ſich ihm hingab, legte er ſich auf den Rücken und faßte die Finger ſeines menſchlichen Spielkameraden zwiſchen ſeine Klauen, nahm dieſelben in das Maul und kniff ſie leiſe mit den Zähnen. Niemals hatte er ſo heftig gebiſſen, daß ſolches Spiel gefährlich geworden wäre, und um ſo verwunderter war man, daß er ſich anderen Thieren gegenüber ganz anders benahm. — Das Gedächtniß dieſes Thieres war merkwürdig. Der Griſon erkannte ſeine alten Freunde an den Fingern, mit welchen er früher geſpielt hatte! In ſeinen Bewegungen war er flink und anmuthig, und während er ſich in ſeinem Käfig bewegte, hörte man von ihm, ſo lange er bei guter Laune war, beſtändig ein heuſchreckenartiges Gezirp. Gereizt gab er einen ziemlich ſtarken, doch keineswegs unerträglichen Biſamgeruch von ſich, welcher nach einigen Stunden wieder verging. — Das Weibchen des Griſon bringt im Oktober zwei Junge zur Welt und pflegt und liebt ſie in eben dem Grade, wie ſeine Verwandten.

Die Guaraner, welche ihn „Yaguape“ oder „niedrer Hund“ nennen, fangen ihn, halten ihn häufig in der Gefangenſchaft, eſſen auch ſein Fleiſch und verwenden ſeinen Pelz. Die Anſiedler tödten ihn, wo ſie ihn nur erlangen können.

Nicht ohne Grund haben die Naturforscher den Namen der Sippe, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen wollen, als maßgebend für die ganze Familie erwählt. Die eigentlichen Marder (Martes) sind die vollendetsten Gestalten der ganzen Familie und vereinigen das Gepräge, die Lebensweise und die sämmtlichen Sitten der übrigen Mitglieder in sich. Es sind Thiere, welche allen Erfordernissen zu einem echten Räuberleben Genüge leisten können. Ihr Leibesbau ist gestreckt; die Beine sind kurz und kräftig, die Zehen getrennt und mit spitzigen, kleinen Krallen versehen; der Kopf ist klein und platt, die Ohren und Augen sind groß, das Gebiß ist furchtbar.

Alle diese Begabungen befähigen ebenso zu höchst gewandten Bewegungen, als zum Durchstöbern und Durchkriechen der verschiedenartigsten Schlupfwinkel und machen es den Mardern leicht, ihre Beute überall aufzusuchen. Sie sind wirklich ausgezeichnete Raubthiere. Ihre Bewegungen sind rasch und sicher: sie gehen gut, klettern vorzüglich, schwimmen ausgezeichnet, verstehen es, weite Sätze zu machen, und sind ausdauernd und unglaublich behend. Sie besitzen feine Sinne, einen sehr empfindlichen Geruch, ein gutes Gehör und scharfe Augen, und haben außerdem in ihren Stinkdrüsen ein Schutz-

Der Edelmarder (Martes abietum.)

mittel gegen stärkere Raubthiere, als sie sind. Dabei sind sie klug, listig, schlau, muthig und tapfer und somit auch in geistiger Hinsicht mit jeder Fähigkeit begabt, welche einen sehr leichten Nahrungserwerb ermöglichen kann.

Ihre Verbreitung beschränkt sich auf Europa, Asien und Amerika. Hier aber sind sie auch fast überall zu finden, in Amerika wenigstens in der ganzen nördlichen Hälfte. Der vorzügliche Pelz, welchen sie tragen, bringt dem Menschen ebenso großen Nutzen, als der Schaden ist, welchen sie ihm während ihrer Lebenszeit durch ihre Räubereien zufügen.

Als vorzüglichstes Mitglied der Gruppe gilt, wie aus dem Namen hervorgeht, der Edelmarder (Martes abietum), hier und da wohl auch Baummarder genannt. Dieses sehr schöne Geschöpf ist eins der schädlichsten unter allen kleinen europäischen Raubthieren. Seine Leibeslänge beträgt etwa zwanzig, die des Schwanzes elf bis zwölf, die Höhe am Widerrist zehn Zoll. Der ganze Pelz ist oben dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an der Stirn und den Wangen lichtbraun, an den Körperseiten und dem Bauche gelblich, an den Beinen schwarzbraun, und an dem Schwanze dunkelbraun. Ein

ſchmaler dunkelbrauner Streifen zieht ſich unterhalb der Ohren hin. Zwiſchen den Hinterbeinen befindet ſich ein röthlichgelber, dunkelbraun geſäumter Flecken, welcher ſich zuweilen in einem ſchmuziggelben Streifen bis zur Kehle fortzieht. Dieſe und der Unterhals ſind ſchön dottergelb gefärbt, und hierin liegt das hauptſächlichſte Kennzeichen unſers Thieres. Die Behaarung iſt dicht, weich und glänzend. Sie beſteht aus ziemlich langen, ſteifen Grannenhaaren und kurzem, feinen Wollhaar, welches an der Vorderſeite weißgrau, hinten und an den Seiten aber gelblich gefärbt iſt. Auf der Oberlippe ſtehen vier Reihen von Schnurren und außerdem noch einzelne Borſtenhaare unter den Augenwinkeln, ſo wie unter dem Kinne und an der Kehle. Im Winter iſt die allgemeine Färbung dunkler, als im Sommer. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch bläſſere Färbung des Rückens und einen weniger deutlichen Flecken. Bei jungen Thieren ſind Kehle und Unterhals heller gefärbt.

Das Vaterland des Baum- oder Edelmarders erſtreckt ſich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte. In Europa findet er ſich in Skandinavien, Rußland, England, Deutſchland, Frankreich, Ungarn und Italien, in Aſien bis zum Altai, ſüdlich bis zu den Quellen des Jeniſei. Solch ausgedehntem Verbreitungskreiſe entſprechend, ändert er namentlich in ſeinem Felle nicht unweſentlich ab. Die größten Edelmarder wohnen in Schweden, und der Pelz derſelben iſt noch einmal ſo dicht und ſo lang, als der unſerer deutſchen Marder; die Farbe iſt grauer. Unter den deutſchen finden ſich mehr gelbbraune, als dunkelbraune, welche letztere namentlich in Tirol vorkommen und dem amerikaniſchen Zobel oft täuſchend ähneln. Die Edelmarder der Lombardei ſind blaßgraubraun oder gelbbraun, die der Pyrenäen groß und ſtark, aber ebenfalls hell, die aus Macedonien und Theſſalien mittelgroß, aber dunkel.

Der Edelmarder bewohnt die Laub- und Nadelwälder und findet ſich um ſo häufiger, je einſamer, dichter und finſterer dieſelben ſind. Er iſt ein echtes Baumthier und klettert ſo meiſterhaft, daß ihn kein anderes Raubſäugethier hierin übertrifft. Hohle Bäume, verlaſſene Neſter von wilden Tauben, Raubvögeln und Eichhörnchen ſind die Wohnungen, welche er ſich zu ſeinem Lager wählt; ſelten ſucht er ſich auch in Felſenritzen eine Zufluchtsſtelle. Auf ſeinem Lager ruht er gewöhnlich während des ganzen Tages; mit Beginn der Nacht aber, meiſt ſchon vor Sonnenuntergang, geht er auf Raub aus und ſtellt nun allen Geſchöpfen nach, von denen er glaubt, daß er ſie bezwingen könnte. Von dem Haſen oder jungen Reh herab bis zur Maus iſt kein Säugethier vor ihm ſicher. Er beſchleicht und überfällt ſie plötzlich und würgt ſie ab. Selbſt an junge Rehe ſoll er ſich wagen, obgleich er weiß, daß ihn die alte Ricke mit ihren Vorderläufen empfindlich durchprügelt, wenn er es verſieht. Ebenſo verderblich, wie unter den Säugethieren, hauſt er unter den Vögeln. Alle Hühnerarten, welche bei uns leben, haben in ihm einen furchtbaren Feind. Leiſe und geräuſchlos ſchleicht er zu ihren Schlafplätzen hin, mögen dieſe nun Bäume oder der flache Boden ſein; ehe noch die ſonſt ſo wachſame Henne eine Ahnung von dem blutgierigen Feinde bekommt, ſitzt dieſer ihr auf dem Nacken und zermalmt ihr mit wenigen Biſſen den Hals oder reißt ihr die Schlagadern auf, an dem herausfließenden Blute gierig ſich labend. Nur eigentliche Baumthiere verfolgt er durch Nachgehen, und wirklich bringt er es dahin, daß das behende, flinke und ausdauernde Eichhörnchen zuletzt ganz ermattet ſich ihm ergiebt, nachdem es eingeſehen hat, daß auch die kühnſten Sprünge von hohen Bäumen herunter auf die Erde, das verwegenſte Klettern auf die dünnſten Aeſte heraus, vor dem ſchlangenartig ſich bewegenden Räuber es nicht ſchützen können; den Waſſerratten und dem Waſſergeflügel ſchleicht er an den Teichen nach, und wenn es ſein muß, jagt er ſie in ihrem eigenen Element. Die Haſen überfällt er im Lager, oder während ſie ſich äſen. Außerdem plündert er alle Neſter der Vögel aus, ſucht die Bienenſtöcke heim und raubt dort den Honig, geht auch den Früchten nach und labt ſich an allen Beeren, welche auf dem Boden wachſen, frißt auch Birnen, Kirſchen und Pflaumen. Wenn ihm die Nahrung im Walde zu mangeln beginnt, wird er dreiſter, kommt wohl auch zu den menſchlichen Wohnungen, allerdings nur in der höchſten Noth. Hier beſucht er Hühnerſtälle und Taubenhäuſer und richtet Verwüſtungen an, wie kein anderes Thier, mit Ausnahme der Glieder ſeiner eigenen Sippſchaft. Er würgt weit mehr ab, als er verzehren kann, oft den ganzen Stall, und nimmt dann nur

eine einzige Henne oder eine einzige Taube mit ſich weg. So wird er der geſammten kleinen Thierwelt wahrhaft verderblich und iſt deshalb mehr gefürchtet, als kaum ein anderes Raubthier.

Ende Januars oder Anfangs Februar beginnt die Rollzeit. Der Beobachter, welcher bei Mondſchein in einem großen Walde unſern Strauchdieb zufällig entdeckt, ſieht jetzt mehrere Marder im tollſten Treiben ſich auf den Bäumen bewegen. Fauchend und knurrend jagen ſich die verliebten Männchen, und wenn beide gleich ſtark ſind, giebt es einen tüchtigen Kampf im Gezweig, zur Ehre des Weibchens, welches nach Art ihres Geſchlechts an dieſem eiferſüchtigen Treiben großen Gefallen zu finden ſcheint und die verliebten Bewerber längere Zeit hinhält, bis es ſich endlich dem ſtärkſten ergiebt. Nach neunwöchentlicher Tragzeit, alſo Ende März oder Anfangs April, wirft das Weibchen drei bis vier Junge in ein mit Moos ausgefüttertes Lager in hohle Bäume, ſelten in Eichhorn- oder Elſternneſter oder in eine Felſenritze. Die Mutter ſorgt mit größter Liebe für die Familie und geht, voll Beſorgniß ihr Lager zu verlieren, niemals aus der Nähe deſſelben. Schon nach wenigen Wochen folgen die Jungen der Alten bei ihren Luſtwandelungen auf die Bäume nach und ſpringen auf den Aeſten munter und hurtig umher, werden aber bei der geringſten Gefahr von der vorſichtigen Alten gewarnt und zu eiliger Flucht angetrieben. Solche Junge kann man ziemlich leicht auffüttern und anfangs mit Milch und Semmel, ſpäter mit Fleiſch lange erhalten. Sie ſind unter allen zähmbaren Raubthieren mit die angenehmſten und artigſten, verlieren aber ſelten die ihnen angeborene Wildheit. Lenz, welcher einen jungen Edelmarder beſaß, erzählt über ihn Folgendes:

„Am 29. Januar erhielt ich durch die Güte des Förſters Berger zu Tabarz einen jungen Edelmarder, der an demſelben Tage aus den Höhlen eines Baumes geholt worden war. Das Thierchen hatte erſt die Größe einer Wanderratte, ſeine Bewegungen waren noch langſam. Er ſuchte ſich immer in Löcher zu verkriechen und ſcharrte auch, um ſich Löcher zu bilden. Anfangs war er beißig, wurde jedoch ſchon am erſten Tage ganz zahm. Laue Milch ſoff er bald und fraß auch, ſchon wenige Stunden, nachdem er zu mir gebracht worden war, in Milch eingeweichte Semmel. An dieſem Thierchen konnte ich recht ſehen, wie ſich der Geſchmack naturgemäß entwickelt. Anfangs (im Juni oder Juli) bekommt der junge Edelmarder von ſeinen Eltern gewiſſe Speiſen, faſt nur Vögel, ſpäter muß er ſich auch an Mäuſe, Obſt u. ſ. w. gewöhnen, wie es die Jahreszeit bietet.“

„Am zweiten Tage bot ich ihm einen Froſch an: er beachtete ihn gar nicht, gleich darauf gab ich ihm einen lebenden Sperling: und er ſchnappte ihn ſofort lebend weg und verzehrte ihn mit allen ſeinen Federn. Ebenſo machte er es bald mit einem andern und dann noch einem. Obgleich noch ſehr jung, war er doch ſo reinlich, daß er eine Ecke ſeines Behälters zum Abtritt erkor, eine Tugend, die man nur wenigen anderen Thieren nachrühmen kann.“

„Am vierten Tage ließ ich ihn hungern und bot ihm dann einen Froſch, eine Eidechſe und eine Blindſchleiche an. Er beachtete Alles aber gar nicht, und auch einen jungen Raben wollte er nicht freſſen.“

„Am ſechſten Tage kroch er nachts aus ſeinem Behälter, biß einen im Neſte ſitzenden Thurmfalken todt und fraß den Kopf, Hals und einen Theil der Bruſt. Ich bot ihm nach und nach mancherlei an und fand, daß er doch kleine Vögel Allem vorzog. Fiſchfleiſch fraß er nicht, Kaninchen, Hamſter, Mäuſe recht gern, aber doch nicht ſo begierig, als Vögel, wogegen Iltis und Fuchs Säugethiere lieber freſſen, zumal der Fuchs, der ja ſeine Nahrung ganz auf der Erde ſuchen muß und daher nicht hauptſächlich auf Vögel angewieſen ſein kann. Kirſchen und Erdbeeren fraß er, Stachel- und Heidelbeeren aber nicht gern, Ameiſenpuppen dagegen ſehr gern; doch verdaute er ſie nicht gehörig. Junge Katzen tödtete und fraß er gern; Eidotter ſchmeckten ihm gut, aber noch nicht ſo gut, als kleine Vögel; auch Gedärme und Fleiſch von größeren Vögeln beachtete er nicht ſo ſehr, wie von kleinen. Schon als ganz junges Thierchen hatte er den Grundſatz, kein ihm zur Nahrung dienendes Weſen entwiſchen zu laſſen. War er ſatt, ſo ſpielte er doch noch mit neuhinzukommenden Vögeln u. ſ. w. ſtundenlang. Vorzüglich ſpielte er mit kleinen Hamſtern. Er hüpfte und ſprang unaufhörlich um das boshafte, fauchende Hamſterchen herum und gab ihm bald mit der rechten, bald mit

der linken Pfote eine Ohrfeige. War er aber hungrig, so fackelte er nicht lange, biß dem Hamsterchen den Kopf entzwei und fraß es mit Knochen, Haut und Haaren. Als er Dreiviertel seines Wachsthums erreicht hatte und außerordentlich gefräßig war, gab ich ihm wiederum eine Blindschleiche. Er war gerade hungrig, nährte sich aber doch behutsam und sprang bei jeder ihrer Bewegung wieder zurück. Wie er sich endlich überzeugt hatte, daß es nicht gefährlich sei, da biß er dann endlich zu; ihr Schwanz brach ab, er fraß ihn auf und trug dann das Thier in sein Nest, wo es ihm entschlüpfte und unter das Heu kroch. Er zog es wieder vor, biß sich noch ein Stück des übergebliebenen Schwanzstummels ab; nach zwei Stunden endlich wagte er, die Blindschleiche am Halse zu packen und zu zerreißen. Er trug sie dann ins Nest und fraß sie nach und nach mit Wohlbehagen, jedoch ohne Begierde. Noch war er mit der Blindschleiche nicht fertig, als ich ihm eine etwa zwei Fuß lange Ringelnatter in seine Kiste warf. Sobald sie da lag, näherte er sich behutsam, sprang aber, so oft sie sich rührte oder zischte, erschrocken zurück. Die Schlange hatte sich endlich in einen Knäuel zusammengeballt und den Kopf unter ihren Windungen versteckt. Wohl eine Stunde lang war er schon um sie herumgesprungen, ohne sie anzutasten; dann erst begann er, überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sei, sie zu beschnopern und mit den Pfoten zu berühren, Alles aber immer noch mit der größten Aengstlichkeit. Es war, als hätte er wohl Lust zu fressen, aber nicht den Muth, sie zu tödten. Daher trieb er sein Wesen, indem er sich ihr bald näherte, bald zurücksprang, über einen Tag lang, und nun erst wurde er so dreist, sie am Nacken herumzutragen und am dritten Tage endlich, sie zu tödten; jedoch fraß er sie nicht."

„Während er noch mit dem Ringelnatterspiel beschäftigt war, brachte ich ihm eine frisch getödtete, große Kreuzotter. Vorsichtig kam er sogleich heran, aber bald überzeugt, daß sie todt sei, nahm er sie auf, trug sie bald hier-, bald dorthin, und verschmauste sie nach einer Stunde, sammt Kopf und Giftzähnen, ganz. Ich gab ihm dann eine Eidechse, die er ebenfalls schnopernd begrüßte: das Thierchen zischte heiser, fast wie eine Schlange, sperrte den Rachen auf und sprang wohl zehnmal drei Zoll weit auf ihn zu. Er traute nicht und wich ihren Bissen aus; jedoch wurde er immer dreister und machte sich, da ihm die Eidechse Nichts zu Leide that, nach Verlauf einer Stunde daran, biß sie todt und fraß sie auf."

„Wir sehen denn, daß er von Natur wenig Trieb hat, Schlangen und andere Lurche zu tödten; es ist aber, nach den genannten Erfahrungen keineswegs unwahrscheinlich, daß er sie im Winter, wenn er sie zufällig in ihrem wehrlosen Zustande trifft, tödtet und frißt; denn zu dieser Zeit mag er oft bittern Hunger leiden, da er ungeheuer gefräßig ist. Er ist übrigens in der Gefangenschaft leicht zu halten, weil er gern mit Milch und Brod vorlieb, auch Pflaumen, Birnen, Aepfel gern annimmt. Aus Eiern macht er sich nicht sonderlich viel, Honig nascht er gern."

„Wir haben gesehen, daß er sich selbst vor der Eidechse, die doch ein wahrer Zwerg gegen ihn ist, furchtsam zeigt, dagegen ist aber sein Muth gegen andere Thiere, nach deren Fleisch er lechzt, sehr groß. Wenn er einen recht starken Hamster oder eine recht große Ratte bekommt, so setzt es einen fürchterlichen Kampf. Kleinen beißt er gleich den Hals und Kopf entzwei, auf größere aber stürzt er sich mit Ungestüm, packt sie mit allen vier Pfoten, wirft sie zu Boden und dreht und wendet die Thiere mit so einer ungeheuern Schnelligkeit zwischen den Pfoten, daß das Auge den Bewegungen gar nicht folgen kann. Man weiß nicht recht, was man sieht, wer siegt oder unterliegt; den Hamster hört man unaufhörlich fauchen, aber plötzlich springt der Marder empor, hält den Hamster im Genick und zermalmt ihm die Knochen. Den größeren Kaninchen fällt er sogleich ins Genick und läßt nicht eher los, bis sie erwürgt sind. Einen gewaltigen Lärm giebt es, wenn man ihm einen recht großen, starken Hahn reicht. Wüthend springt er diesem an den Hals und wälzt sich mit ihm herum, während der Hahn aus allen Kräften mit den Flügeln schlägt und den Füßen tritt. Nach einigen Minuten hat das Gepolter ein Ende, und dem Hahn ist der Hals zerbissen. Ich habe ihn absichtlich keinem gefährlichen Kampfe preisgegeben, und daher nie eine lebende Otter zu ihm gebracht, weil er mir sehr theuer war. Einstmals aber gab ich ihm eine ganz frisch erlegte, noch warme, sehr große Katze.

Ich warf sie ihm plötzlich in seine Kiste, aber in demselben Augenblicke hatte er sie schon wüthend am Halse gepackt, daß ich wohl sah, er würde den Kampf gegen das lebende Thier nicht gescheut haben. Er ließ auch nicht eher los, als bis er sich vollkommen von ihrem Tode überzeugt hatte. Zu dieser Zeit war er schon erwachsen."

„Solange er noch jung war, spielte er gern mit Menschen, wenn man das Spiel selbst begann; — später ist zu solchen Spielen nicht zu rathen: denn er gewöhnt sich, wenn er groß ist, in Alles, selbst wenn er es nicht böse meint, so fest einzubeißen, daß er mir durch dicke Handschuhe mit den Eckzähnen bis ins Fleisch gebissen hat, übrigens in aller Freundschaft."

„Eigentliche Liebe zu seinem Erzieher spricht sich nicht in seinen Mienen und Geberden aus, obgleich er sehr Wohlbekannten, wenn er gut behandelt wird, nie Etwas zu Leide thut. Aus seinen schwarzen Augen blickt nur Begierde und Mordlust. Wenn er recht behaglich in seinem Neste liegt, läßt er oft ein anhaltendes, trommelndes Murren hören. Das Knäffen des Iltis habe ich nie von ihm gehört. Wenn er böse ist, knurrt er heftig."

„Ich will hier noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, der ziemlich allgemein ist. Man glaubt nämlich, daß die Wieselarten, wenn sie ein Thier tödten, allemal die starken Pulsadern des Halses mit den Eckzähnen treffen und durchschneiden. Das ist nicht richtig. Sie packen allerdings größere Thiere beim Halse und erwürgen sie so, jedoch ohne gerade die Adern zu treffen; daher vermögen sie auch nicht, ihnen das Blut auszusaugen, sondern begnügen sich damit, das zufällig hervorfließende abzulecken. Dann fressen sie das Thier an und beginnen gewöhnlich mit dem Halse; bei etwas größeren Thieren, wie bei großen Ratten, Hühnern u. s. w., wird beim Tödten nicht einmal die Halshaut, welche zähe ist und nachgiebt, durchschnitten, sondern erst später." —

Sehr unfreundlich benahmen sich unsere Edelmarder gegen einen Iltis, welchen ich zu ihnen bringen ließ, weil ich sehen wollte, ob sich zwei so nah verwandte Thiere vertragen würden oder nicht. Dem Iltis schienen die veränderten Umstände, in welche er gekommen war, sichtlich zu mißfallen; er suchte ängstlich nach einem Auswege. Aber auch die Edelmarder nahmen den Besuch nicht günstig auf. Sie stiegen sofort zur höchsten Spitze ihres Kletterbaumes empor und betrachteten den Fremdling funkelnden Auges. Die Neugier oder die Mordlust siegten jedoch bald über ihre Furcht: sie näherten sich dem Iltis, berochen ihn, gaben ihm einen Tatzenschlag, zogen sich blitzschnell zurück, näherten sich von neuem, schlugen nochmals, schnüffelten hinter ihm her und fuhren plötzlich, beide zugleich, mit geöffnetem Gebiß nach dem Nacken des Feindes. Da nur Einer sich festbeißen konnte, ließ der Zweite ab und beobachtete aufmerksam den Kampf, welcher sich zwischen seinem Genossen und dem gemeinsamen Gegner entsponnen hatte. Beide Streiter waren nach wenig Augenblicken in einander verbissen und zu einem Knäul geballt, welcher sich mit überraschender Schnelligkeit dahinkugelte und wälzte. Nach einigen Minuten eifrigen Ringens schien der Sieg sich auf die Seite des Edelmarders zu neigen. Der Iltis war festgepackt worden und wurde festgehalten. Diesen Augenblick benutzte der zweite Edelmarder, um sich im Hintertheile des Iltis einzubeißen. Jetzt schien dessen Tod gewiß zu sein: — da mit einem Male ließen beide Edelmarder gleichzeitig los, schnüffelten in der Luft und taumelten dann wie betrunken hinter dem ein Versteck suchenden Iltis einher. Ein durchdringender Gestank, welcher sich verbreitete, belehrte uns, daß der Ratz seine letzte Waffe gebraucht hatte. In welcher Weise der Gestank gewirkt hatte, ob besänftigend oder abschreckend, blieb unentschieden: die Edelmarder folgten wohl, eifrig schnüffelnd, den Spuren des Stänkers, griffen ihn aber nicht wieder an.

Man verfolgt den Edelmarder überall noch auf das nachdrücklichste, ebensowohl, um seinem Würgen unter den nützlichen Thieren zu steuern, als auch, um sich seines werthvollen Felles zu bemächtigen. Am leichtesten erlegt man ihn beim frischen Schnee, weil dann nicht blos seine Fährte auf dem Boden, sondern auch die Spur auf den beschneiten Aesten verfolgt werden kann. Zufällig bemerkt man ihn wohl auch ab und zu einmal im Walde liegen, gewöhnlich der Länge nach ausgestreckt auf einem Baumaste. Von dort aus kann man ihn leicht herabschießen und, wenn man gefehlt hat,

ruhig noch einmal laden, weil er sich nicht von der Stelle rührt und den Jäger unverwandt im Auge behält. Hat man das Gewehr nicht bei sich, so braucht man blos ein Schnupftuch oder den Rock vor seinen Augen auf einen Stock zu hängen und kann dann ruhig nach Hause gehen, um Gewehr und Hund zu holen. Die vor ihm aufgestellten Gegenstände beschäftigen ihn derart, daß er gar nicht daran denkt, zu entwischen. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß er vor Jahren mit mehreren anderen jungen Leuten einen Edelmarder mit Steinen vom Baume herabgeworfen habe. Das Thier schien zwar die an ihm vorübersausenden Steine mit großer Theilnahme zu betrachten, rührte sich aber nicht von der Stelle, bis endlich ein größerer Stein es an den Kopf traf und betäubte.

Bei der Jagd des Edelmarders muß man einen recht scharfen Hund haben, welcher herzhaft zubeißt und den Marder faßt, weil dieser wüthend gegen seine Verfolger zu springen und einen minder guten Hund abzuschrecken pflegt. Ziemlich leicht fängt er sich in Eisen, welche eigens dazu verfertigt worden und sehr verborgen aufgestellt sind. Als Anbiß dient gewöhnlich ein Stückchen Brot, welches man mit einem Scheibchen Zwiebel, mit ungesalzener Butter und Honig gebraten und mit Kampfer bestreut hat. Ausgezeichnet für den Fang ist nach Lenz auch der sogenannte Schlagbaum. Dieser besteht aus zwei knapp der Länge nach passenden und am Ende zusammengebundenen starken Stangen. Sie werden auf einem Baum befestigt; an dem andern Ende bringt man ein Schnellbret von funfzehn Zoll Länge und ebensoviel Breite an, welches zur Befestigung des Köders dient. Damit das Thier bequem hinaufkommen kann, wird eine Anlaufstange in die Erde gestellt und an das dicke Ende der untern Schlagbaumstange befestigt. Klettert der Marder dann hinauf, so muß er, um den Köder zu erhaschen, zwischen den beiden Stangen an das Schnellholz. Sobald er aber den Köder berührt, fällt die Stellstange nieder und zerquetscht ihn. Außerdem bedient man sich einer Falle, welche aus einem langen, nach einer Seite offenen Kasten besteht, der eine Fallthür besitzt. In der Mitte ist ein tellerförmiges Bretchen und die Lockspeise, oder noch besser, am hintern Ende der Falle ein engeflochtener Drahtkäfig, welcher ein lebendes junges Kaninchen, Täubchen oder Mäuschen enthält. Der Marder kriecht dann durch die Fallthür in den Kasten und wird gefangen, sobald er nach der Lockspeise greift, weil die geringste Bewegung an dem Bretchen die Thüre zum Fallen bringt.

Das Pelzwerk des Edelmarders ist das kostbarste aller unserer einheimischen Säugethiere und ähnelt in seiner Güte am meisten dem Pelze des Zobels.

Der zweite echte Marder, welcher bei uns vorkommt, ist der Stein- oder Hausmarder (Martes Foina). Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden hauptsächlich durch seine etwas geringere Größe und die verhältnißmäßig kürzeren Beine, den langen Kopf und den kürzern Pelz. Die Färbung des letztern ist kastanienbraun am ganzen Körper, mit Ausnahme des Halses und der Vorderbrust, welche weiß, und der Beine, welche schwarzbraun sind. Die Körperlänge beträgt etwa siebzehn, die Länge des Schwanzes aber neun Zoll.

Der Steinmarder findet sich fast in allen Ländern und Gegenden, in denen der Edelmarder vorkommt. Ganz Mitteleuropa und Italien, mit Ausnahme von Sardinien, England, Schweden, das gemäßigte europäische Rußland bis zum Ural, der Krim und dem Kaukasus ebensowohl als Deutschland und Frankreich sind seine Heimat. In den Alpen steigt er während der Sommermonate über den Tannengürtel hinauf, im Winter zieht er sich gewöhnlich nach den tieferen Gegenden zurück. Er ist fast überall häufiger, als der Edelmarder, und nähert sich weit mehr, als jener, den Wohnungen der Menschen, ja man darf sagen, daß Dörfer und Städte geradezu sein Lieblingsaufenthalt sind. Einsam stehende Scheuern, Ställe, altes Gemäuer, Steinhaufen und größere Holzstöße in der Nähe von Dörfern werden fast immer von diesem gefährlichen Feinde des zahmen Geflügels bewohnt.

Lebensweise und Sitten des Hausmarders stimmen ganz mit denen des Edelmarders überein. Er ist ebenso lebendig, gewandt und geschickt, ebenso muthig, listig und mordsüchtig wie jener. In den Leibesübungen ist er Meister. Er klettert selbst an glatten Bäumen und Stämmen hinauf, versteht es, weite Sprünge zu machen, schwimmt mit Leichtigkeit, weiß zu schleichen und sich durch die

engſten Ritzen zu zwängen; kurz er iſt eines der begabteſten Raubthiere, welche es geben kann. Seine Nahrung iſt deshalb auch faſt dieſelbe, wie die des vorhergehenden; gleichwohl wird er weit ſchädlicher, als der Edelmarder, weil er eben viel mehr Gelegenheit findet, dem Menſchen empfindliche Verluſte beizubringen. Wo er nur irgend kann, ſchleicht er ſich in die Wohnungen des Hausgeflügels ein und würgt hier mit einer Mordluſt und Grauſamkeit ohne Gleichen. Nicht ſelten findet man zehn bis zwölf, ja ſelbſt zwanzig Stück todtes Geflügel, welches er in einer einzigen Nacht umgebracht hat. Außerdem fängt er Mäuſe, Ratten, Kaninchen, allerhand Vögel und, wenn er im Walde jagt, auch Eichhörnchen und Lurche. Eier ſcheinen für ihn ein Leckerbiſſen zu ſein, und auch an Früchten aller Art, Kirſchen, Pflaumen, Birnen und Stachelbeeren, Vogelbeeren, Hanf und dergleichen findet er Gefallen. Gute Obſtſorten muß man vor ihm ſchützen und erreicht dieſen Zweck einfach dadurch, daß man, ſobald man den Unfug wahrnimmt, den Stamm mit Tabakſaft oder Steinöl beſtreicht. Hühnerhäuſer und Taubenſchläge muß man aber durch feſtes Verſchließen vor ihm bewahren und dabei bedacht ſein, jedes nur halbwegs große Rattenloch zu ſtopfen, weil er, wie bemerkt, die Kunſt verſteht, ſich durch unglaublich kleine Löcher zu drängen. Außer dem Schaden, welchen er den Geflügelbeſitzern anrichtet, wird er noch beſonders deshalb ſehr läſtig, weil er die bedrohten Thiere ſo erſchreckt, daß ſie, d. h. die glücklich entkommenen, lange Zeit gar nicht wieder in den Stall gehen wollen.

Gewöhnlich beginnt die Rollzeit drei Wochen ſpäter, als die des Edelmarders, meiſt zu Ende Februars. Dann hört man, noch öfters als ſonſt, das katzenartige Miauen des Thieres und wohl auch ein merkwürdiges Murren und Zanken auf den Dächern, wo ſich ein paar verliebte Männchen gehörig herumbalgen. Im April oder Mai wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, welche ſehr leicht gezähmt werden können und ſich an die verſchiedenartigſte Koſt gewöhnen laſſen. Ein ſäugendes Weibchen, welches Lenz beſaß, machte gar keine Umſtände, ſondern verſorgte ſein Junges vor Aller Augen ganz ruhig. Das kleine Thierchen kreiſchte oft laut, wenn es hungrig oder mißvergnügt war, roch auch, wenn es von der Alten nicht rein gehalten wurde, nach Biſam, während Lenz an dem alten Weibchen nur wenig Biſamgeruch wahrnehmen konnte. Mit zunehmendem Alter riechen die Männchen ſo ſtark nach Biſam, daß man es kaum in der Stube aushalten kann. Zuweilen hat man junge Steinmarder durch Katzen aufziehen laſſen, weil dieſe ſich, wie ich oben mitgetheilt habe, gern einem ſo auffallendem Pflegegeſchäft hingeben. Solche Junge werden dann ſehr zahm und zu förmlichen Hausthieren. Sie gehen aus und ein, verunglücken aber faſt alle früher oder ſpäter, weil ſie ihre Räubereien doch nicht laſſen können. So hatte ein Schuhmacher einen jungen Steinmarder aufgezogen und gezähmt. Ungeachtet das Thier hinlänglich Nahrung erhielt, konnte es doch ſein natürliches Weſen nicht verläugnen und verübte zahlreiche Verbrechen an Eigenthum und Leben. Seine Streifereien ermüdeten ſehr bald die Geduld der Nachbarn unſers Thierfreundes, und eines ſchönen Tages wurde das ihm ſehr theure Weſen durch allgemeinen Beſchluß feierlich zum Tode verurtheilt und dieſer Richterſpruch auch ausgeführt.

Selbſt alt eingefangene Thiere erreichen einen gewiſſen Grad von Zähmung. In Schottland fing man einmal einen Steinmarder auf ſehr ſonderbare Weiſe. Lange Zeit hatte der ungebetene Gaſt in einem Gebirgsdorfe gehauſt und dort an dem Hühnergeſchlecht namenloſe Schandthaten verübt. Es gab keinen einzigen Hühnerſtall im Dorfe, in welchem nicht Wehklage über ihn erhoben worden wäre: da entdeckte man ſeinen Aufenthaltsort. Mit Hilfe von guten Hunden trieb man ihn endlich aus der einſamen Scheuer, ſeiner Räuberhöhle, fort und ins Freie. Vergebens verſuchte er alle Liſt und Gewandtheit, den Hunden zu entgehen. Sie kamen ihm näher und näher und hatten ihn, als er zum Rande eines Abgrunds gekommen war, beinahe gefaßt. Da entſchloß er ſich kurz und ſprang mit einem einzigen kühnen Satze in die wohl hundert Fuß tiefe Schlucht hinab. Der Sturz war doch zu heftig; er lag unten wie todt und rührte und regte ſich nicht. Seine Verfolger waren der feſten Ueberzeugung, daß er ſich zerſchellt habe. Des Felles wegen ſtieg einer der Leute hinab und hob den Verunglückten auf. Plötzlich begann Dieſer, von neuem ſich zu regen, und gab ſeinem Fänger auch ſofort mit einem gehörigen Biſſe das deutlichſte Zeichen ſeines wiedererlangten Bewußtſeins. Gleich

wohl ließ der verwundete Mann das Thier nicht fahren, sondern faßte es sicher am Halse und brachte es so nach Hause. Hier wurde es freundlich und mild behandelt und war nach weniger Zeit wirklich zahm, sei es nun in Folge des hohen Sturzes oder aus Dankbarkeit für die ihm angethane Freundschaft. Der Besitzer beschloß jetzt, ihn als Mäusefänger zu verwenden und brachte ihn in den Pferdestall. Hier war er nach kurzer Zeit nicht nur eingewohnt, sondern hatte sich sogar einen Freund zu erwerben gewußt und zwar — eines der Pferde selbst. So oft man in den Stall trat, fand man ihn bei seinem großen Freunde, den er durch dumpfes Knurren gleichsam zu vertheidigen suchte. Bald saß er auf dem Rücken des Pferdes, bald auf dem Halse, bald rannte er auf ihm hin und her, bald spielte er mit dem Schwanze oder mit den Ohren seines Gastfreundes, und dieser schien höchst erfreut zu sein über die Zuneigung, welche der kleine Räuber zu ihm gefaßt hatte. Leider wurde dieser merkwürdige Freundschaftsbund grausam zerrissen. Der Mörder gerieth bei einem seiner nächtlichen Ausflüge in eine Falle und wurde am andern Morgen todt in ihr gefunden.

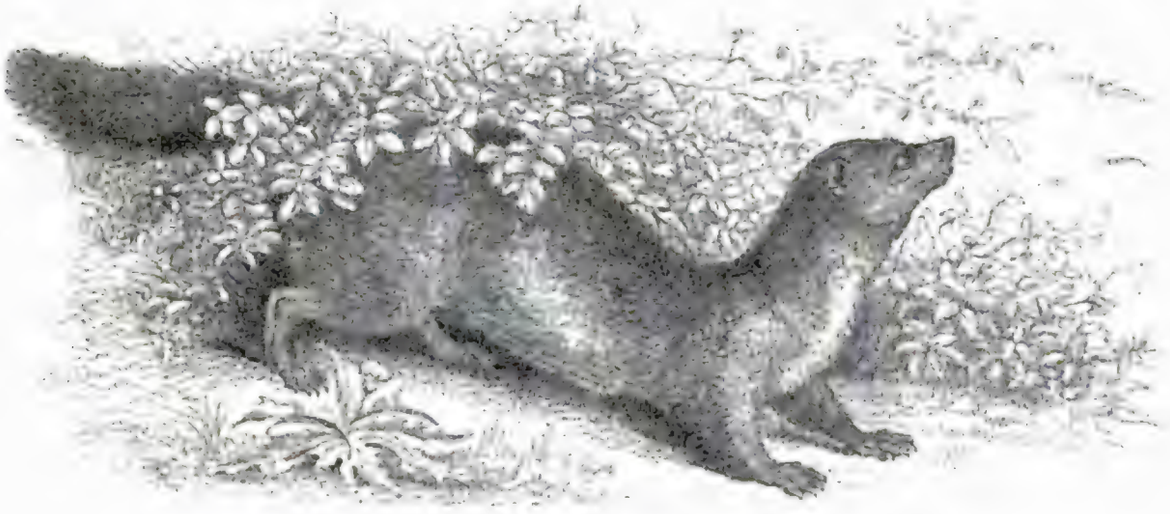
Auch der Steinmarder ist ein höchst angenehmes Thier in der Gefangenschaft; er erfreut durch die außerordentliche Behendigkeit und die Anmuth seiner Bewegungen. Er ist eigentlich keinen Augenblick in Ruhe, sondern rennt, klettert, springt, kurz, bewegt sich ohne Unterlaß in allen Richtungen. Die Gewandtheit des Thieres ist kaum zu beschreiben, und wenn er zuweilen sich recht übermüthig herumtummelt, kann man kaum unterscheiden, was Kopf oder Schwanz von ihm ist. Doch macht ihn der unangenehme Geruch, welchen namentlich das Männchen verbreitet, oft widerlich, und er wird auch durch seine Mordlust den anderen, schwachen Thieren sehr gefährlich.

An diese beiden deutschen Marder reiht sich der werthvollste aller an, der Zobel (Martes Zibellina). Er ist, obgleich dem Baummarder sehr ähnlich, eine gut unterschiedene, selbständige Art und vertritt gewissermaßen unsern Baum- oder Steinmarder in den östlichen Theilen Asiens, zumal Sibiriens. Die meiste Aehnlichkeit hat er mit dem Baummarder; ihm kommt er auch in der Größe etwa gleich. Sein Kopf ist aber etwas gestreckter; die Ohren sind größer, und der Schwanz ist verhältnißmäßig kürzer. Vor allem unterscheidet ihn aber sein kostbares, glänzendes und seidenweiches Fell, welches schon seit alter Zeit unter allem Pelzwerk oben angestellt und mit wirklich unglaublichen Preisen bezahlt wird. Die Schönheit und der Werth desselben gelten um so höher, je einfarbiger er ist, und deshalb sind die Zobel vom Jenisey die besten. Sie sind auf dem Rücken schwärzlich, am Hals, und Seiten röthlichkastanienbraun, an den Wangen grau, an der Schnauze schwarz und grau gemischt, an den Ohren grauweißlich oder lichtbraunblaß gerändert, am untern Halse röthlich oder schön rothgelb gefärbt, — also ziemlich gleichfarbig, während die Pelze von anderen Zobeln mehr ins Dunkle oder Gelbe spielen. Sehr selten sind ganz rothgelbe oder weiße Zobel. Die Länge des Thieres beträgt sechszehn Zoll, die des Schwanzes ungefähr die Hälfte davon.

Gegenwärtig ist der Zobel nur noch auf einen sehr kleinen Theil des nördlichen Asiens beschränkt. Die außerordentlichen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn in die dunkelsten Gebirgswälder Nordostasiens zurückgedrängt, und da ihm der Mensch auch hier begierig, ja mit Aussetzung seines Lebens, nachfolgt, muß er immer weiter und weiter sich zurückziehen und wird immer seltener und seltener. „In Kamtschatka," sagt Steller, „hat es bei der Eroberung der Halbinsel soviel Zobel gegeben, daß es den Kamtschadalen nicht die geringste Schwierigkeit machte, Zobelfelle zur Bezahlung der Steuern zusammenzubringen; ja die Leute lachten die Kosacken aus, daß sie ihnen ein Messer für ein Zobelfell gaben. Einmal hatte ein Mann, ohne sich anstrengen zu müssen, sechzig, achtzig und noch mehr Zobel in einem Winter zusammengebracht. Es gingen deshalb ganz erstaunliche Mengen von Zobeln aus dem Lande, und ein Kaufmann konnte durch Tauschhandel mit Eßwaren leicht das Funfzigfache gewinnen. Ein Beamter, der in Kamtschatka war, kam als reicher Mann, wenigstens als ein Besitzer von dreißigtausend Rubeln und mehr nach Jakutzk zurück." Diese Goldzeit für die Zobelhändler gründete Fängergesellschaften auf Kamtschatka. Von da verminderten sich die Thiere dergestalt, daß zu Stellers Zeiten, also etwa vor hundert Jahren, nicht einmal der zehnte

Theil der Zobelfelle ausgeführt wurde, wie früher. In jener Zeit, welche Steller erwähnt, koſtete ein vorzügliches Zobelfell nicht mehr als einen Silberrubel, die mittelguten aber blos einen halben, und die ſchlechten kaum einen Fünftelrubel, während ſie gegenwärtig um das Sechzigfache theurer ſind. Demungeachtet iſt Kamtſchatka immer noch einer der reichſten Orte an Zobeln, und die Thiere können auch, der vielen und beſchwerlichen Gebirge wegen, nicht ſo leicht vertilgt werden, als an anderen Orten Sibiriens. Sie können auch nicht ſo leicht aus Kamtſchatka auswandern, weil ihnen nach drei Seiten das Meer, nach der vierten große Torfmore den Weg verſperren. Doch ſind ſie auch dort in ſteter Abnahme begriffen und finden ſich blos noch an den unzugänglichſten Orten.

In der Lebensweiſe ähnelt der Zobel ganz unſeren beiden Edelmardern. Er raubt alle Thiere, welche er bewältigen kann, namentlich Eichhörnchen, Haſen, kleine Vögel, frißt aber auch Beeren und andere Früchte. Muthig, liſtig und mordluſtig iſt er, wie die übrigen. Die Rollzeit fällt in den Januar und nach ungefähr zwei Monaten wirft das Weibchen drei bis fünf Junge. Als beſondere Eigenthümlichkeit des Zobels dürfte gelten, daß er gern an Flußufern lebt, jedenfalls blos deshalb, weil in ſeiner armen Heimat die Flüſſe immer noch die meiſten Thiere um ſich verſammeln. Im übrigen können wir von einer ausführlichen Beſchreibung ſeiner Lebensweiſe abſehen. Dafür wenden wir uns zu einer Betrachtung der Anſtalten, welche man anwendet, um ſeiner habhaft zu werden.



Der Zobel (Martes Zibellina).

Dem Jäger winkt allerdings ein hoher Gewinn, wenn er glücklich iſt; allein er geht bei der Zobeljagd auch vielfachen Gefahren entgegen. Viele laſſen ihr Leben in den ſchneebedeckten Wildniſſen jener unwirthlichen Länder. Ein plötzlich hereinbrechender Schneeſturm raubt ihnen oft alle Hoffnung, zu ihren Freunden zurückzukehren. Nur die größte Abhärtung und eine oft geprüfte Erfahrung kann den Jäger aus Gefahren erretten, und es fallen von Jahr zu Jahr noch genug Opfer. Wie uns ſchon Steller und ſpäter der Ruſſe Schtſchukin berichten, finden ſich gegenwärtig die meiſten Zobel noch in den finſteren Wäldern zwiſchen der Lena und dem öſtlichen Meere, und der Ertrag ihrer Felle bildet jetzt noch immer den bedeutendſten Zweig des Einkommens der Eingebornen und der ruſſiſchen Anſiedler. Vom Oktober an währen die Jagden bis zum 15. November oder bis Anfang Dezembers. In kleine Genoſſenſchaften vereinigen ſich die kühnen Jäger auf den Jagdplätzen, wo jede Geſellſchaft ihre eigenen Wohnungen hat; die Hunde müſſen während der Reiſe zugleich die Schlitten ziehen, auf denen Lebensmittel für mehrere Monate geladen ſind. Nun beginnt die Jagd, weſentlich noch immer in derſelben Weiſe, wie ſie Steller beſchreibt. Man verfolgt auf Schneeſchuhen die Spur des Zobels, bis man ſein Lager antrifft oder ihn bemerkt; man ſtellt Fallen oder Schlingen der allerverſchiedenſten Arten. Entdeckt man einen Zobel in einer Erd- oder Baumhöhle, auf welche er ſich zurückgezogen hat, ſo ſtellt man ringsum ein Netz und treibt ihn aus ſeinem Schlupfwinkel, oder

Digitized by Google

man fällt den Baum und erlegt dann den Flüchtenden mit Pfeilen und mit der Flinte. Am beliebteſten ſind diejenigen Fallen, in denen ſich die Thiere fangen, ohne ihrem Fell irgendwie Schaden zu thun. Der Jäger braucht mehrere Tage mit ſeinen Genoſſen, um alle die Fallen zurechtzumachen, und oft genug findet er dann beim Nachſehen, welches er täglich vornehmen muß, daß ein naſeweiſer Schneefuchs oder ein anderes Thier die koſtbare Beute aufgefreſſen hat bis auf wenige Fetzen, welche gleichſam noch daliegen, um ihm ſicher zu beweiſen, daß er beinahe eine Summe von vierzig, funfzig, ja ſechzig Silberrubel hätte verdienen können! Oder der Arme wird von Ungewitter aller Art überraſcht und muß nun eilig darauf bedacht ſein, ſein eignes Leben zu retten, ohne weiter an die Auslöſung der möglicherweiſe gefangenen Thiere zu denken. So iſt der Zobelfang eigentlich weiter Nichts, als eine ununterbrochene Reihe von Mühſeligkeiten aller Art. Wenn endlich die Geſellſchaften zurückkehren, ſtellt es ſich häufig heraus, daß kaum mehr als die Koſten, niemals aber die Beſchwerden bezahlt ſind. Und hat man dann glücklich ſeine Beute eingeheimſt, dann kommen auch noch die gierigen Pfaffen oder die nicht minder habſüchtigen Beamten der Krone und fordern jenem Armen mehr als ein Zehntel ſeines Erwerbes ab.

Bis jetzt iſt es noch nicht oft gelungen, den Zobel zu zähmen. Ein Zobel wurde in dem Palaſte des Erzbiſchofs von Tobolsk gehalten und war ſo vollkommen gezähmt, daß er nach eignem Ermeſſen in der Stadt luſtwandeln durfte. Er verſchlief, wie ſeine Verwandten, den größten Theil des Tages, war aber bei Nacht um ſo munterer und lebendiger. Wenn man ihm Futter gereicht hatte, fraß er ſehr gierig, verlangte dann immer Waſſer und fiel nun in ſo einen tiefen Schlaf, daß er während der erſten Stunden deſſelben wahrhaft ohne Gefühl zu ſein ſchien. Man konnte ihn zwicken und ſtechen, er rührte ſich nicht. Um ſo munterer war er bei Nacht. — Er war ein arger Feind von Raubthieren aller Art. Sobald er eine Katze ſah, erhob er ſich wüthend auf die Hinterfüße und legte die größte Luſt an den Tag, mit ihr einen Kampf zu beſtehen.

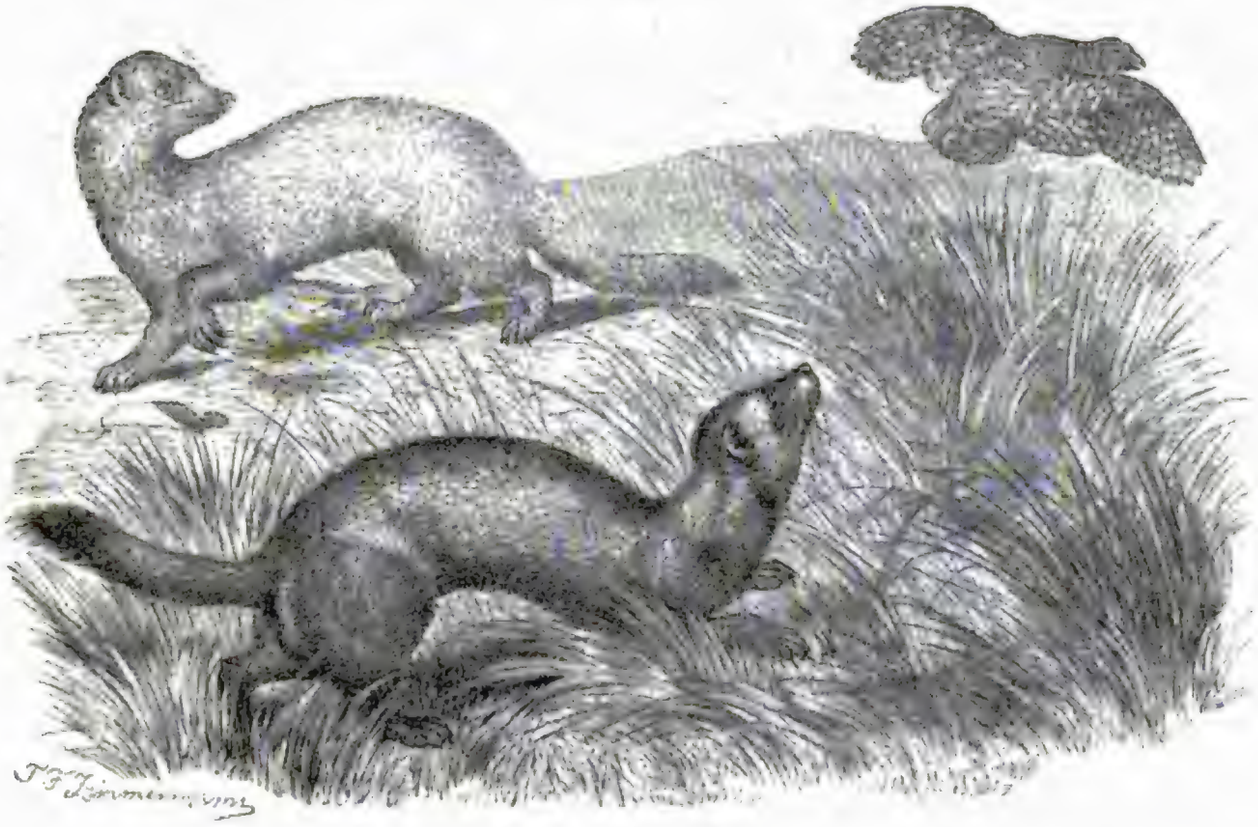
Andere gezähmte Zobel ſpielten ſehr luſtig mit einander, ſetzten ſich oft aufrecht, um ſo beſſer fechten zu können, ſprangen munter im Käfig umher, wedelten mit dem Schwanze, wenn ſie ſich behaglich fühlten, und grunzten und knurrten im Zorn, wie junge Hunde.

In Java wird der Zobel durch einen nahen Verwandten (Martes melampus) erſetzt. Dieſer ähnelt in der Größe ſeinem ſibiriſchen Vetter vollkommen, doch iſt der Schwanz etwas kürzer. Das Fell iſt fahlgelb, auf dem Rücken und Seiten roſtroth, am Schwanze lichter, am Unterleib noch heller, die Schnauze dunkelbraun, der Augenfleck faſt ſchwarzbraun, die Ohren weißgerandet und ein Fleck jederſeits der Schnauze weißlich. Der Pelz ſteht weit hinter dem des Zobels zurück und kommt in der Güte etwa dem unſers Baummarders gleich.

In Amerika endlich finden wir unſere Sippe durch den Pekan oder kanadiſchen Marder (Martes canadensis) vertreten. Er iſt unter ſeinen Verwandten derjenige, welcher gegenwärtig die meiſten Felle auf den Markt liefert. In der Größe übertrifft er unſere Marder; ſeine Leibeslänge beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes ſechzehn Zoll. Die Pelzfärbung iſt grau, an den Beinen, dem Schwanz und der Unterſeite mehr braun. Sehr ſelten werden wohl auch Weißlinge beobachtet.

Das Vaterland des Pekan reicht über den ganzen Norden Amerikas hinweg. In der Lebensweiſe ähnelt er bald mehr dem einen, bald mehr dem andern ſeiner Verwandten. Seine gewöhnlichen Wohnungen ſind Höhlen, welche er ſich in der Nähe von Flußufern ausgräbt. Die Nahrung ſoll größtentheils aus Fleiſch von Vierfüßlern beſtehen, welche nahe am Waſſer leben. Die Jagd wird von den jungen Indianern betrieben, welche in den biſſigen Geſchöpfen ein Weſen finden, an dem ſie ihren Muth erproben können, während ſie ſich bei der Jagd noch nicht ſo großen Gefahren ausſetzen, welche die Männer ihres Stammes zu beſtehen haben, wenn ſie zum Kampfe mit den grimmigen Bären hinausziehen.

Die einmal beſtehende Gewohnheit, die alten Sippen unſers Linné zu Familien zu erheben und dieſe wiederum in eine Menge von Unterabtheilungen zu bringen, berechtigt, den Iltis und einige ſeiner nächſten Verwandten einer beſondern Sippe zuzuzählen. Die Einen verleihen dieſer den Namen Foetorius, die Andern Putorius, und beide bezeichnen damit, daß unſere Landleute Recht haben, wenn ſie die Vertreter dieſer Sippe, den Iltis, Hausmarder oder Ratz (Foetorius putorius) gewöhnlich einfach „Stänker“ nennen, denn mit dieſer Bezeichnung treffen ſie den Nagel auf den Kopf. Der Iltis iſt wirklich unſer europäiſches Stinkthier und verſteht die Kunſt, eine halbwegs verwöhnte Naſe gründlich zu beleidigen. Wäre ich ein Anhänger der ſo beliebten Zweckmäßigkeitslehre, ſo würde ich in dem Glauben glücklich ſein, daß der allweiſe Ordner aller Dinge uns blos einen untergeordneten Stänker und kein echtes Stinkthier gegeben hat, weil wir eben verwöhnte Naſen beſitzen! Leider kann ich mich dem ſchönen Glauben nicht hingeben und muß einſtweilen noch die Iltiſſe als Das nehmen, was ſie ſind, als Marder, welche ſich von den übrigen Mit-



Iltis und Frettchen.

gliedern ihrer Familie durch ein etwas anderes Gebiß — durch das Fehlen ein paar kleiner Höcker auf den Backzähnen — durch den einigermaßen verſchiedenen Schädelbau und äußerlich dadurch unterſcheiden, daß ihre einfarbige Unterſeite dunkler iſt, als die Seiten und der Obertheil des Rumpfes Damit wären die wichtigſten Merkmale der Sippe gegeben, und ſo können wir zu dem hauptſächlichſten Vertreter derſelben, unſerm gemeinen Iltis übergehen.

Dieſes auf allen Bauergütern wohlbekannte, etwas plump gebaute Thier hat eine Körperlänge von funfzehn und eine Schwanzlänge von ſechs Zoll. Der Pelz iſt unten einfarbig ſchwarzbraun, oben und an den Rumpfſeiten heller, gewöhnlich dunkelkaſtanienbraun, an dem Oberhals, den Seiten des Rumpfes aber, wegen des hier beſonders durchſchimmernden, gelblichen Wollhaars, lichter. Ueber die Mitte des Bauches verläuft eine undeutlich begrenzte, röthlichbraune Binde; Kinn und Schnauzenſpitze, mit Ausnahme der dunklen Naſe, ſind gelblichweiß. Hinter den Augen ſteht ein kaum begrenzter gelblichweißer Flecken, welcher mit einer undeutlichen Binde zuſammenfließt, die unterhalb der Ohren beginnt. Dieſe ſind braun und gelblichweiß gerändert, die langen Schnurren ſind ſchwarzbraun.

Mannichfaltige Abänderungen kommen vor, sie sind zum Theil als eigene Arten angesehen worden. Sehr selten sind Weißlinge oder ganz gelb gefärbte Iltisse. Der Pelz ist zwar dicht, aber doch weit weniger schön, als der des Edelmarders oder Zobels. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen hauptsächlich durch rein weiße Färbung aller Stellen, die bei jenem gelblich sind.

Unser Stänker bewohnt die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien; er geht sogar ein Stück in den nördlichen Gürtel hinüber. Mit Ausnahme von Lappland und Nordrußland ist er überall auf unserm Erdtheil zu finden. In Asien trifft man ihn durch die Tartarei bis an den Kaspischen See und nach Osten hin durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka. Ihm ist jeder nahrungversprechende Ort recht, und deshalb bewohnt er ebenso die Ebenen wie die Gebirge, die Wälder wie die Felder, vor allem aber die Nähe menschlicher Wohnungen, zumal größerer Bauergüter. Im Freien schlägt er sein Lager in hohlen Bäumen, im Geklüft, in alten Fuchsbauen und anderen Erdlöchern auf, welche er zufällig findet; im Nothfalle gräbt er sich wohl selbst einen Bau. Auf den Feldern bezieht er das hohe Getreide, außerdem haust er in der Nähe von Felsen, Pfahlwerk, Brücken, altem Gemäuer, dem Gewurzel größerer Bäume, dichten Hecken und dergleichen: kurz er ist ein Gesell, welcher es sich überall wohnlich zu machen weiß, sich, wo es irgend angeht, vor eigner Arbeit scheut und lieber andere, dumme Thiere für sich graben und wühlen läßt. Im Winter zieht er sich nach Dörfern oder Städten zurück und kommt hier der Hauskatze oder dem Hausmarder in das Gehege, dabei aber auch gelegentlich in Hühnerhäuser, Taubenschläge, Kaninchenställe und an andere Orte, wo er dann nicht eben zur Freude des Menschen eine Thätigkeit entwickelt, welche blos von seinen Familienverwandten erreicht, kaum aber übertroffen werden kann. Auf der andern Seite ist er aber auch nützlich, und wenn die Bauern sonst Hühner, Tauben und Kaninchen gut verwahren, können sie mit ihrem Gaste ganz zufrieden sein, denn dieser fängt ihnen eine ungeheure Menge von Ratten und Mäusen weg, säubert auch die Nähe der Wohnungen von Schlangen gründlich und verlangt dafür weiter gar Nichts, als ein warmes Lager im dunkelsten Winkel des Heubodens. Es giebt mehrere Gegenden, wo man ihn ebenso gern sieht, als man ihn an anderen Orten haßt. Er genießt dort wirklich eines gewissen Schutzes von Seiten der Landwirthe und steht so hoch in der Achtung, daß er auch dann noch für unschuldig erklärt wird, wenn einmal der Hühnerstall oder Taubenschlag von dem nächtlichen Besuch eines gefährlichen Räubers Blutspuren aufweist; denn der gemüthliche Landmann glaubt, daß sein gehegter und gepflegter Ratz unmöglich so grenzenlos undankbar sein könne, ihm den gewährten Schutz mit einem Raubanfall auf das nützliche Geflügel zu vergelten, und vermuthet in dem Mörder seiner Hühner einen andern Iltis oder einen Hausmarder, welcher aus irgend einem Nachbarhause herübergeschlichen ist. Das sind freilich Ansichten, welche wohl von vielem Edelmuth und von Milde der Gesinnung, aber von sehr wenig Kenntniß des stinkenden Gastes Zeugniß geben. Denn dieser hat, wie Meister Reinecke, vom Eigenthum eigentlich gar keinen Begriff und betrachtet den Menschen höchstens als einen gutmüthigen Kauz, welcher ihm durch seine Geflügel- oder Kaninchenzucht dann und wann zu einem recht guten Gerichte verhilft.

Ehe wir aber unsern Meister Ratz auf seinen Raubzügen weiter verfolgen und uns mit seinem übrigen Leben beschäftigen, wollen wir uns zu seiner bessern Kennzeichnung mit den Beobachtungen vertraut machen, welche unser Lenz an gezähmten anstellte: sie werden wesentlich dazu dienen, das Bild des Thieres scharf zu zeichnen und hier und da zu berichtigen. Lenz widmet dem Iltis ein hübsches Gedicht wegen seiner tapferen Kämpfe mit dem giftigen Gewürm, nimmt aber klüglicher Weise dabei auf seine übrigen Thaten keine Rücksicht und vergißt fast den ganzen Schaden, welchen der Iltis anrichtet. Vollkommen einverstanden müssen wir uns aber erklären, wenn der genannte Naturforscher jedem Forstmann anrathet, den Ratz im Walde zu schonen; denn dort ist er ganz an seinem Platze und wirkt hier unstreitig sehr viel Gutes durch Wegfangen der Mäuse und zumal auch der Kreuzottern, sowie er auf dem Felde durch Vertilgung der Hamster sich sehr verdient macht. Doch lassen wir Lenz selbst reden:

„Am vierten August kaufte ich fünf halbwüchsige Iltisse, that sie in eine große Kiste und warf

ihnen zehn lebende Frösche, eine lebende Blindschleiche und eine todte Drossel hinein. Am folgenden Morgen waren acht Frösche verzehrt, die Blindschleiche und Drossel noch nicht angerührt. Am zweiten Tage verzehrten sie die beiden lebenden Frösche, die Blindschleiche, drei Hamster und eine zwei Fuß lange Ringelnatter. In der folgenden Nacht fraßen sie die Drossel und sechs Frösche, sowie eine $2^1/_2$ Fuß lange, lebende Ringelnatter. Am dritten Tage speisten sie wiederum Frösche nebst zwei großen, todten Kreuzottern und eine Eidechse. Am vierten Tage fraßen sie vier Hamster und drei Mäuse. Am fünften Tage brachte ich einen Iltis in eine Kiste allein, gab ihm Futter vollauf und, als er satt war, eine große, jedoch matte Kreuzotter. Als ich nach einer Stunde wieder hinkam, hatte er ihr den Kopf zerbissen und sie in eine Ecke gelegt. Nun ließ ich eine große, recht bissige Otter zu ihm; er zeigte vor ihrem Fauchen gar keine Furcht, sondern blieb ruhig liegen (denn der Iltis ruht oder schläft den ganzen Tag, woher die Redensart kommt: „Er schläft wie ein Ratz"), und als ich am andern Morgen zusah, hatte er sie getödtet. Er befand sich so wohl, wie gewöhnlich."

„Am andern Tage legte ich neben den andern, ruhig in seiner Ecke sich pflegenden Iltis eine recht bissige Otter. Er wollte doch sehen oder vielmehr riechen, was da los wäre; kaum aber rührte er sich, als er zwei Bisse in die Rippen und einen in die Backen bekam. Er kehrte sich wenig daran, blieb aber, wohl hauptsächlich aus Furcht vor mir, ziemlich ruhig. Jetzt warf ich ein Stück Mausefleisch auf die Otter. Er ist nach Mausefleisch außerordentlich lüstern und konnte es daher unmöglich liegen sehen, ohne mit der Schnauze danach zu langen und es wegzukapern, aber wupp! da hatte er wieder einen tüchtigen Biß ins Gesicht. Er fraß sein Fleisch, und ich warf nun ein neues Stück auf die Otter, doch wagte er es nicht mehr wegzunehmen, sondern ließ sich durch das Fauchen und Beißen abschrecken."

„Während er nun beschäftigt war, wenigstens die Fleischstückchen, welche um die Otter herumlagen, zu beobachten, brachte mir zufällig ein Mann einen andern, halbwüchsigen Iltis, den ich sogleich kaufte. Er war so fest an allen vier Beinen geknebelt, daß die Bindfaden tiefe Furchen gemacht hatten und daß er, sobald ich ihn seiner Fesseln entledigt und zu dem andern gethan hatte, weder stehen noch gehen konnte. Er mußte wohl hungrig sein, denn er schob sich, auf der Seite liegend, mit seinen Beinen, die alle wie zerschlagen aussahen, nach der Otter hin und wollte daran nagen; doch wurde ihm dieses bald durch drei derbe Bisse vergolten, worauf er es bequemer fand, ein Stückchen Mausefleisch zu benagen. Es wollte durchaus nicht gehen, denn seine Kinnladen waren ganz verrenkt und erst nach einer halben Stunde konnte er wieder ein wenig kauen. Trotzdem nun, daß dieser Unglückliche in einer eisernen Falle gefangen worden war, seine Beine darin gebrochen, dann, fürchterlich geknebelt, einen ganzen Tag gelegen und endlich die Otterbisse geschmeckt hatte: erholte er sich doch nach und nach wieder und ward gesund; die Beine aber blieben lahm. Nachdem ich ihn einige Tage lang durch Frösche, Mäuse, Blindschleichen und Hamster erquickt hatte, legte ich ihm wieder eine tüchtige Otter vor die Füße. Er wollte sie fressen, bekam aber gleich einen furchtbaren Biß in die Backen. Wegen des lahmen Beins war er zu langsam, und da er immer wieder heranrückte, bekam er nach und nach vier Bisse. Jetzt ließ er ab, besann sich jedoch eines Bessern, kam wieder, trat mit dem gesunden Fuße auf die Schlange, wobei er eine Menge Bisse erhielt, faßte den Kopf zwischen die Zähne, zermalmte ihn und fraß mit Begierde das ganze Thier. Es zeigte sich gar kein Merkmal von Krankheit. Ich tödtete ihn nach 27 Stunden und zog ihm das Fell ab, fand aber keine Spur der Bisse, als zwei kleine Flecken, die wohl auch vom Knebeln herrühren konnten."

„Doch kehren wir im Gedanken zu dem andern Iltisse zurück. Er blieb in der Nacht mit der wüthenden Otter zusammen, ohne sie weiter anzutasten. So oft er sich rührte, fauchte sie; als er aber einmal lange Zeit ruhig lag und schlief, ging sie hin und wärmte sich an ihm, kroch aber gerade über ihn weg. Es war schon eine Stunde lang dunkel, als ich, wenn ich ohne Licht in das Zimmer trat, sie noch immer fauchen hörte. Endlich, zehn Uhr abends, da ich zu Bette gehen wollte und nochmals mit dem Lichte nachsah, war sie verstummt und zerrissen. — Ein vierter Iltis ließ sich auch noch vier Bisse von einer Otter versetzen. Er litt aber ebensowenig, wie die schon angeführten."

Außer den giftigen Schlangen verzehrt der Iltis nach Marderart alles Gethier, welches er überwältigen kann. Er ist ein furchtbarer Feind aller Maulwürfe, Feld- und Hausmäuse, Ratten und Hamster und unter den Vögeln sämmtlicher Hühner und Enten. Die Frösche scheinen eine Lieblingsspeise für ihn zu sein; denn er fängt sie oft massenweise und sammelt sie in seinen Wohnungen zu Dutzenden. Im Nothfalle begnügt er sich wohl mit Heuschrecken und Schnecken. Aber auch auf den Fischfang geht er aus und lauert an Bächen, Seen und Teichen den Fischen auf, springt plötzlich nach ihnen ins Wasser, taucht und packt sie mit sehr großer Gewandtheit. Außerdem frißt er wohl auch noch Honig und ab und zu einzelne Früchte. Seine Blutgier ist ebenfalls groß, jedoch nicht so groß, wie bei den Mardern. Er tödtet in der Regel nicht alles Geflügel eines Stalles, in den er sich geschlichen, sondern nimmt das erste, beste Stück und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel, wiederholt aber seine Jagd mehrere Male in einer Nacht. Mehr als andere Marderarten hat er die Gewohnheit, sich Vorrathskammern anzulegen, und nicht selten findet man in seinen Löchern ganz hübsche Mengen von Mäusen, Vögeln, Eiern und Fröschen aufgespeichert. Seine Behendigkeit macht es ihm leicht, sich immer zu versorgen.

Alle seine Bewegungen sind gewandt, rasch und sicher. Er versteht meisterhaft zu schleichen und unfehlbare Sprünge auszuführen, läuft bequem über die dünnste Unterlage, klettert, schwimmt, taucht, kurz, er macht von allen Mitteln Gebrauch, welche ihm nützen können. Dabei ist er schlau, listig, behutsam, vorsichtig und mißtrauisch, sehr scharfsinnig und, wenn er angegriffen wird, muthig, zornig und bissig, also ganz geeignet, großartige Räubereien auszuführen. Nach Art der Stinkthiere vertheidigt er sich im Nothfalle durch Ausspritzen einer sehr stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch wirklich oft die ihn verfolgenden Hunde zurück.

Seine Lebenszähigkeit ist unglaublich groß. Er springt ohne Gefahr von großer Höhe herab, erträgt Schmerzen aller Art fast mit Gleichmuth und erliegt nur unverhältnißmäßig starken Verwundungen. Lenz führt davon ein paar Beispiele an, welche geradezu an das Unglaubliche grenzen. „Es brachte mir ein Mann," sagt er, „einen Iltis, der mit zerbrochenen Beinen in der Falle gefangen war. Der Mann glaubte ihn, nachdem er eine halbe Stunde auf ihn losgeprügelt, todtgeschlagen zu haben. Er that ihm Unrecht; denn der Ratz war bald wieder lebendig und biß um sich her. Was war zu thun? Ihn wieder zu knebeln, das wäre in der Stube ein böses Geschäft gewesen. Ich gedachte, ihn so schnell als möglich zu tödten, griff zum Bogen und schoß einen mit langen Stahlspitzen versehenen Pfeil ihm mitten durch die Brust, so daß er fest an den Boden genagelt war. Nun, dachte ich, ists gut, aber der Ratz dachte nicht so, sondern krümmte sich und fauchte immer noch. Schnell ergriff ich einen zweiten Pfeil, und dieser flog ihm mitten durch den Kopf, gerade durchs Gehirn, und nagelte auch den Kopf an den Boden. Jetzt war endlich Ruhe. Das Thier rührte sich nicht, und nach etwa vier Minuten zog ich den Pfeil aus der Brust und wollte dann den aus dem Kopfe ziehen. Er saß aber so fest in dem Schädelknochen, daß die Stahlspitze in dem Kopfe blieb. Kaum war eine Minute verflossen, so bewegte sich der Iltis und begann zu fauchen. Ich aber hatte es recht satt und sagte dem Manne, er solle mir das Unthier eiligst aus der Stube schaffen und nie wieder bringen."

„Einen andern großen Iltis hatte ich in einer mit Bretern bedeckten Kiste. Ich hatte beschlossen, ihn, wie gewöhnlich, wieder im Walde an einem von Ottern bewohnten Orte loszulassen, sah aber unerwartet einen Raubvogel, den ich nirgends anders, als in der Iltiskiste unterbringen konnte, und wollte deshalb den Iltis schnell herausfangen. Damit kam ich aber nicht sogleich zu Stande, weil er augenblicklich kneffte und biß und zu entschlüpfen suchte. Dies mußte ich vermeiden, weil er mir sonst beim Herauslassen in die Stube den größten Schaden zugefügt haben würde. Als ich sah, daß meine Mühe, ihn am Schwanze oder hinter dem Kopf zu packen, um ihn herauszuziehen, vergeblich war, und er mir statt des Schwanzes immer die Zähne zeigte, entschloß ich mich kurz, ihn zu erschießen. Aber leider konnte ich durch das Gitter nicht genau zielen. Der erste Pfeil flog ihm gleich hinter den Augen durch den Kopf und nagelte ihn am Boden fest, hatte auch, wie ich nachher sah, das Gehirn verletzt, vermochte ihn aber doch nicht zu tödten. Er arbeitete gewaltig, sich vom Boden loszureißen, und ich

ſchoß ihm noch zwei Pfeile durch den Hals, zwei durch die Bruſt und einen durch den Bauch, ſo daß er ganz feſt angenagelt war, aber das Thier war noch nicht todt. Ich mußte erſt noch das Drahtgitter der Kiſte abnehmen und ihm den Kopf ſpalten, bevor er ſich nicht mehr rührte."

Die Rollzeit des Iltis fällt in den März. An Orten, wo er häufig iſt, gewahrt man, daß Männchen und Weibchen ſich von Dach zu Dach verfolgen, oder aber zwei Männchen, welche ihre nebenbuhleriſchen Kämpfe ausfechten. Dabei ſchreien alle ſehr heftig, beißen ſich nicht ſelten in einander feſt und rollen, zu einem Knäuel geballt, über die Dächer herab, fallen zu Boden, trennen ſich ein wenig und beginnen den Tanz von neuem. Nach zweimonatlicher Tragzeit wirft das Weibchen in einer Höhle und noch lieber in einem Holz- oder Reiſighaufen vier bis fünf, zuweilen auch ſechs Junge, gewöhnlich im Mai. Die Mutter liebt ihre Kleinen ungemein, ſorgt für ſie auf das zärtlichſte und beſchützt ſie gegen jeden Feind; ja, ſie geht zuweilen, wenn ſie in der Nähe ihres Neſtes Geräuſch vernimmt, auch unangefochten auf Menſchen los. Nach etwa ſechswöchentlicher Kindheit gehen die Jungen mit der Alten auf Raub aus, und nach Ablauf des dritten Monats ſind ſie faſt ebenſogroß geworden, wie dieſe.

Man kann die jungen Iltiſſe von Katzen ganz zähmen laſſen, erlebt jedoch nicht viel Freude an ihnen, weil der angeborne Blutdurſt mit der Zeit durchbricht und ſie dann jedem harmloſen Hausthier nachſtellen. Zum Austreiben der Kaninchen können ſie ebenſogut gebraucht werden, wie das Frettchen. Ihr Geſtank iſt aber viel heftiger, als bei dieſem. Selbſt Füchſe treiben ſolche gezähmte Iltiſſe aus ihren Bauen heraus; denn ihr Muth iſt unverhältnißmäßig groß, und ſie greifen jedes Thier ohne weiteres an, oft in der unverſchämteſten Weiſe. Die Freilebenden betragen ſich zuweilen wahrhaft tolldreiſt den Menſchen gegenüber, und können Kindern ſogar gefährlich werden.

„In Verna, einem Dorfe Kurheſſens," erzählt Lenz, „hatte ein ſechsjähriger Knabe ſein Brüderchen in der Nähe eines Kanals auf die Landſtraße geſetzt, um ſich die Wartung deſſelben leichter zu machen. Plötzlich erſchienen drei Ratze und griffen das Kind an. Der eine ſetzte ſich im Genick feſt, der andere an der Seite des Kopfes und der dritte an der Stirn. Das Kind ſchrie laut auf, der Bruder wollte ihm zu Hilfe kommen, allein aus dem Kanal eilten noch andere Ratze herbei und wollten ihn angreifen. Glücklicher Weiſe kamen zwei Männer vom Felde den Kindern zu Hilfe und ſchlugen zwei von den Ratzen todt, worauf die übrigen Thiere abließen."

„In Riga drang ein Ratz durch ein Loch durch den Fußboden in die Stube, fiel über ein in der Wiege liegendes Kind, tödtete es und biß es an der linken Wange an. In Schnepfenthal wurde ſogar ein Hirt von einem Iltiſſe angegriffen, welcher aber freilich ſeine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte."

Wegen des bedeutenden Schadens, den das Thier anrichtet, iſt es faſt überall einer ſehr lebhaften Verfolgung ausgeſetzt. Man gebraucht alle nur möglichen Waffen und Fallen, um es zu erlegen. Am erfolgreichſten ſind die ſogenannten Marderfallen, ziemlich lange Kaſten, welche an einer Seite eine Fallthüre haben und den hereintretenden Iltis einſperren, ſobald er ein Bretchen berührt, auf welchem die Lockſpeiſe befeſtigt wurde. Dieſe Falle ſtellt man auf den Wechſel des Ratzes, den man ohne beſondere Mühe erkunden kann, und man wird in den meiſten Fällen ſchon in den nächſten Tagen einen gefangen haben. Wo man jedoch ſehr von Mäuſen geplagt iſt, thut man wohl, den Ratz laufen zu laſſen, und die Mühe, welche ſein Fang verurſachen würde, lieber auf Ausbeſſerung und dichten Verſchluß der Hühnerſtälle zu verwenden.

Das Fell des Iltis liefert ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, welches aber ſeines anhaltenden und wirklich unleidlichen Geruches wegen weit weniger geſchätzt wird, als es ſeiner Dichtigkeit halber verdient. Aus den langen Schwanzhaaren fertigt man Pinſel; das Fleiſch aber iſt vollkommen unbrauchbar und wird ſogar von den Hunden verachtet.

Außer den Menſchen ſcheint der Ratz wenig Feinde zu haben. Gute Jagdhunde fallen ihn allerdings wüthend an, wo ſie ihn nur erwiſchen können, und beißen ihn gewöhnlich bald todt, ſonſt dürfte wohl blos noch Reinecke ſein Gegner ſein, bei uns zu Lande wenigſtens. Lenz beſchreibt in ſehr

ergötzlicher Weise, wie der Fuchs einem Iltis mitspielt: „Der Fuchs, welcher nach seinem Fleisch durchaus nicht leckert und es, wenn der Iltis todt ist, gar nicht einmal fressen mag, kann doch gegen den lebenden Ratz seine Tücke nicht lassen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche, springt plötzlich zu, wirft den Ratz übern Haufen und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wüthend erhebt und ihm die Zähne weist. Der Fuchs kommt wieder, springt ihm mit großen Sätzen entgegen und versetzt ihm den Augenblick, wo er ihn zu Boden wirft, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Jetzt streicht er in der Ferne im Kreise um den Ratz herum, der sich immer hindrehen muß, endlich schlüpft der Fuchs an ihm vorüber und hält den Schwanz nach ihm hin. Der Ratz will hineinbeißen, der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn nicht beobachte; der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz Recht. Auf dem Bauche kriechend kommt er von neuem herbei, seine Augen funkeln, die Ohren sind gespitzt, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung; plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig und ist verschwunden. Der Ratz, um nicht länger geschabernackt zu werden, wühlt in die Erde und sucht einen Ausweg. Vergebens! Der Fuchs ist wieder da, beschnuppert das Loch, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück.“ Ein solches Schauspiel, bei welchem weder der eine noch der andere Schaden leidet, dauert oft stundenlang, und der Jubel der versammelten Zuschauer ist grenzenlos.

Es ist noch keineswegs ausgemacht, ob das unter dem Namen Frettchen (Foetorius Furo) bekannte Thier eine eigne, selbstständige Art oder nur eine Spielart unsers Ratzes ist. Man kennt das Frettchen blos im gezähmten Zustande und zwar seit den ältesten Zeiten. Aristoteles erwähnt es unter dem Namen Ictis, Plinius unter dem Namen Viverra. Auf den Balearen hatten sich einmal die Kaninchen so vermehrt, daß man den Kaiser Augustus um Hilfe anrief. Er sendete den Leuten einige Viverras, deren Jagdverdienste groß waren. Sie wurden in die Gänge der Kaninchen gelassen und trieben die verderblichen Nager heraus in das Netz ihrer Feinde. Strabo erzählt die Sache noch umständlicher: Spanien hat fast keine schädlichen Thiere mit Ausnahme der Kaninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fressen. Diese Thiere hatten sich so verbreitet, daß man in Rom um Hilfe bitten mußte. Man erfand verschiedene Mittel, um sie zu verjagen. Das Beste blieb aber, sie durch afrikanische Katzen (unter diesem Namen verstehen alle alten Naturforscher die Marder) welche mit verschlossenen Augen in die Höhlen gesteckt wurden, aus ihrem Baue zu vertreiben. — Zu Zeiten der Araber hieß das Frett bereits Furo und wurde, wie Albertus Magnus berichtet, schon in Spanien oft zahm gehalten und wie heut zu Tage gebraucht.

Das Frett ähnelt dem Iltis in der Gestalt und Größe sehr. Es ist zwar etwas kleiner und schwächlicher als dieser, allein Aehnliches bemerken wir fast bei allen Thieren, welche nur in abhängigen Verhältnissen von den Menschen, also in der Gefangenschaft, leben. Die Leibeslänge beträgt $1\frac{1}{2}$ Fuß, die des Schwanzes fünf Zoll. Dies sind genau die Verhältnisse des Iltis, und auch im Bau des Gerippes weicht es nicht wesentlich von Diesem ab. Gewöhnlich sieht man das Frett in Europa blos im Kakerlakenzustande, d. h. von weißlich- oder semmelgelber, unten etwas dunklerer Farbe mit hellrothen Augen. Nur wenige sind dunkler und dann echt iltisartig gefärbt. Es ist bekannt, daß der Kakerlakenzustand immer ein Zeichen der Entartung ist, und dieser Umstand spricht für die oben ausgesprochene Meinung. Soviel ist sicher, daß bis jetzt scharfe Unterschiede zwischen Iltis und Frett noch nicht aufgefunden werden konnten und alle Gründe, welche man für den Beweis der Selbstständigkeit unsers Frettchens zusammenstellte, als nicht stichhaltig betrachtet werden müssen. Als Hauptgrund gilt die größere Zartheit und Frostigkeit, sowie die Sanftmuth und leichte Zähmbarkeit des Frettes, gegenüber den uns bekannten Eigenschaften des Iltis. Allein dieser Grund ist meiner Ansicht nach sowenig beweisend, wie die übrigen; denn alle Kakerlaken sind eben schwächliche, verzärtelte Geschöpfe. Einige Naturforscher nehmen fest an, daß das Frett ein Afrikaner sei und sich von Afrika

aus über Europa verbreitet habe. Sie ſind aber nicht im Stande, dieſe Meinung durch irgend welche Beobachtung zu unterſtützen. Das Frett findet ſich alſo blos in der Gefangenſchaft, als Hausthier, und wird von uns einzig und allein zur Kaninchenjagd gehalten; die Engländer gebrauchen es auch zur Rattenjagd und achten diejenigen Frette, welche Rattenſchläger genannt werden, weit höher, als die, welche ſie blos zur Kaninchenjagd gebrauchen können. Man hält die kleinen Thiere in Kiſten und Käfigen, giebt ihnen oft friſches Heu und Stroh und bewahrt ſie im Winter vor der Kälte. Sie werden gewöhnlich mit Semmel oder Milch gefüttert; doch iſt es ihrer Geſundheit weit zuträglicher, wenn man ihnen zartes Fleiſch von friſch getödteten Thieren reicht. Mit Fröſchen, Eidechſen und Schlangen kann man ſie nach den Beobachtungen unſers Lenz ganz billig erhalten; denn ſie freſſen alle Lurche gern.

In ſeinem Weſen ähnelt das Frettchen ganz dem Iltis, nur iſt es nicht ſo munter, wie dieſer; an Blutgier und Raubluſt aber ſteht es ſeinem wilden Bruder gar nicht nach. Selbſt wenn das Thier ſchon ziemlich ſatt iſt, fällt es über Kaninchen, Tauben oder Hühner wie raſend her, packt ſie im Genick und läßt ſie nicht eher los, als bis ſeine Beute ſich nicht mehr rührt. Das aus den Wunden hervorfließende Blut leckt es mit einer unglaublichen Gier auf, und auch das Gehirn ſcheint ihm ein Leckerbiſſen zu ſein. Lurche gehen die Frettchen mit größerer Vorſicht an, als andere Thiere, und die Gefährlichkeit der Kreuzotter ſcheinen ſie inſtinktmäßig zu kennen. Ringelnattern und Blindſchleichen greifen ſie nach Lenz ohne weiteres an, auch wenn ſie dieſe Thiere noch niemals geſehen haben, packen ſie trotz ihrer heftigen Windungen, zerreißen ihnen das Rückgrat und verzehren dann von ihnen ein gutes Stück. Den Kreuzottern aber nahen ſie ſich äußerſt vorſichtig und verſuchen, dieſem tückiſchen Gewürm derbe Biſſe in die Mitte des Leibes zu verſetzen. Sind ſie erſt einmal von einer Otter gebiſſen worden, ſo gebrauchen ſie alle nur denkbare Liſt, um die Giftzähne zu meiden, werden aber zuweilen ſo ängſtlich, daß ſie ſich von dem Kampfe zurückziehen und der Otter das Feld überlaſſen. Der Biß der Otter tödtet das Frett nicht, macht es aber krank und muthlos.

Selten gelingt es, ein Frettchen ganz zu zähmen; doch ſind Beiſpiele bekannt, daß einzelne ihrem Herrn wie ein Hund auf Schritt und Tritt nachgingen und ohne Beſorgniß ganz frei gelaſſen werden konnten. Manche aber wiſſen, wenn ſie einmal ihrem Käfig entwiſchen konnten, die erlangte Freiheit zu benutzen. Sie laufen in den Wald hinaus und beziehen dort eine Kaninchenhöhle, welche ihnen nun während des Sommers als Lager und Zufluchtsort dienen muß. Hier entwöhnen ſie ſich nach kurzer Friſt vollkommen des Menſchen; ſie gehen jedoch, wenn ſie nicht zufällig wieder eingefangen werden, im Winter regelmäßig zu Grunde, weil ſie viel zu zart ſind, als daß ſie der Kälte widerſtehen könnten. Nur ſehr wenige ſuchen nach längeren Streifzügen das Haus ihrer Pfleger wieder auf oder unternehmen regelmäßig von hier aus Jagden nach ihnen bekannten Orten. Auf den Kanaren verwildern ſie, nach Bolle, oft vollſtändig.

Die Stimme des Fretts iſt ein dumpfes Gemurr, bei Schmerz ein helles Gekreiſch. Man hört ſie aber ſelten; gewöhnlich liegt das Frett ganz ſtille in ſich zuſammengerollt auf ſeinem Lager, und nur, wenn es ſeine Raubgier bethätigen kann, wird es munter und lebendig.

Das Weibchen wirft zweimal im Jahre fünf bis acht Junge, welche zwei bis drei Wochen blind bleiben. Sie werden mit großer Sorgfalt von der Mutter gepflegt und nach zwei Monaten etwa entwöhnt; dann ſind ſie geeignet, abgeſondert aufgezogen zu werden.

So gute Dienſte das Frett bei der Kaninchenjagd auch leiſtet, ſo gering iſt der wirkliche Nutzen, den es bringt, im Vergleich zu den Koſten, welche es verurſacht. Man darf die Kaninchenjagd mit dem Frett eben nur während der gewöhnlichen Jagdzeit, vom Oktober bis zum Februar, betreiben und muß das ganze übrige Jahr hindurch das Thierchen ernähren, ohne den geringſten Nutzen von ihm zu erzielen; zudem iſt das Frettchen blos gegen halb oder ganz erwachſene Kaninchen zu gebrauchen, weil es Junge, die es im Bau findet, augenblicklich tödtet und auffrißt, worauf es ſich gewöhnlich in das weiche, warme Neſt legt und nun den Herrn Gebieter draußen warten läßt, ſo lange es ihm behagt.

Zur Jagd zieht man am Morgen aus. Die Frettchen werden in einem weich ausgelegten Korb oder Käſtchen, unter Umſtänden auch in der Jagdtaſche getragen. Am Bau ſucht man alle befahrenen Röhren auf, legt vor jede ein ſackartiges, etwa drei Fuß langes Netz, welches um einen großen Ring geflochten und an ihm befeſtigt iſt, und läßt nun eins der Frettchen in die Haupträhre, welche dann ebenfalls verſchloſſen wird. Sobald die Kaninchen den eingedrungenen Feind merken, fahren ſie erſchreckt heraus, gerathen in das Netz und werden in ihm erſchlagen. Wenn die Röhren etwas breiter ſind und ſich gerade mehrere Kaninchen in dem Bau aufhalten, rennen die ziemlich geängſtigten Thiere zuweilen am Frett vorüber und zwar ſo ſchnell, daß Dieſes nicht einmal Zeit hat, ſie zu packen. Das Frettchen ſelbſt wird durch einen kleinen Beißkorb oder durch Abfeilen der Zähne gehindert, ein Kaninchen im Baue abzuſchlachten und bekommt, um ſeinen Treibern beſtändig Kunde zu geben, ein helltönendes Glöckchen um den Hals gehängt. In früheren Zeiten war man nämlich in England ſo grauſam, zu gleichem Behuf die Lippen des armen Jagdgehilfen zuſammenzunähen, ehe man ihn in die Höhle kriechen ließ; glücklicherweiſe hat man ſich überzeugt, daß ein Beißkorb dieſelben Dienſte leiſtet. Sobald das Frettchen wieder an der Mündung der Höhle erſcheint, wird es ſofort aufgenommen; denn wenn es zum zweiten Male in den Bau geht, legt es ſich in das Neſt zur Ruhe und läßt dann oft ſtundenlang auf ſich warten. Sehr wichtig iſt es, wenn man es an einen Pfiff und Ruf gewöhnt. Kommt es dann nicht heraus, ſo ſucht man es durch allerhand Lockungen wieder in ſeine Gewalt zu bringen. So bindet man an eine ſchwankende Stange ein Kaninchen und ſchiebt Dieſes in die Röhre. Einer ſolchen Aufforderung, der das Thier ganz beherrſchenden Blutgier Folge zu leiſten, kann kein Frett widerſtehen; es beißt ſich feſt und wird ſammt dem Kaninchen herausgezogen.

In England benutzt man das Frett häufiger noch, als zur Jagd der Kaninchen, zum Vertreiben der Ratten und noch lieber zum Kampfe mit dieſen biſſigen Nagern, welche, wie bekannt, einen echten Engländer ſtets zu feſſeln wiſſen. Mein engliſcher Gewährsmann verſichert, daß verhältnißmäßig wenige Fretts zur Rattenjagd zu gebrauchen ſind, zumal, wenn ſie einige Male von den Zähnen der gefräßigen Langſchwänze zu leiden gehabt haben. Ein Frett, welches blos an Kaninchenjagd gewöhnt iſt, ſoll für die Rattenjagd gänzlich unbrauchbar ſein, weil es ſich vor jeder großen Ratte fürchtet. Der Rattenjäger muß dazu beſonders erzogen werden. Man muß ihn anfangs blos mit jungen und ſchwachen Ratten kämpfen laſſen und ihn ſo nach und nach an den Kampf und den Sieg gewöhnen. Dann thut der angeborne Blutdurſt das Seine; der Muth des kleinen Räubers wächſt und zuletzt erlangt er eine ſolche Fertigkeit in dem Kampfe mit dem ſchwarzen Wild, daß er wahre Wunder verrichtet und die edlen Briten mit unſaglichem Entzücken erfüllt. Gewöhnlich ziehen ſich die alten, erfahrenen Ratten, ſobald ſie angegriffen werden, in eine Ecke zurück und wiſſen von hier aus erfolgreiche Ausfälle zu machen und dem unvorſichtigen Jäger gefährliche Wunden beizubringen: einem gut abgerichteten Frett aber ſind ſogar ſolche ausgelernte Fechter kein Hinderniß. Er weiß doch den richtigen Augenblick, um den tückiſchen Gegner zu faſſen. Rodwell beſchreibt mit wenigen Strichen einen dieſer Kämpfe zwiſchen großen Ratten und einem beſonders ausgezeichneten Frette, welches ſeine Kunſt ſo weit gebracht hatte, daß es funfzig Ratten in einer Stunde tödten konnte. „Die Ratten," ſagt er, „befanden ſich in einem viereckigen Raume von acht bis zehn Fuß im Durchmeſſer, welcher mit drei Fuß hohen Planken umgeben war. Das Frett wurde unter ſie geworfen, und es war bewunderungswürdig zu ſehen, wie regelrecht das Thier ſein Werk begann. Einige von den größten Ratten waren abſcheuliche Feiglinge und übergaben ſich, während mehrere von den kleineren, noch nicht einmal erwachſenen, wie Teufel kämpften. Dieſe hauptſächlich zogen meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Frett wurde, während es ſie angriff, einige Male ganz empfindlich von den Ratten gebiſſen; allein Das vermehrte nur ſeine Wuth. Die Augen glühten vor Zorn, und plötzlich hatte es einen von ſeinen Feinden am Nacken und ſetzte hier ſein furchtbares Gebiß mit einer ſolchen Gewalt ein, daß nur ein kurzer Angſtſchrei des Opfers noch gehört wurde, bevor es ſeinen Geiſt aufgab. Einige Male trat es geſchickt auf die Ratten, hielt ſie ſo am Boden feſt und ſchien ſich förmlich über die vergeblichen Anſtrengungen zu freuen, welche das erboßte Schwarzwild machte, um ſeinem Gegner einen gefähr-

lichen Biß beizubringen. Dann ſah man es ſchneller als der Blitz zufahren, und die Zähne vergruben ſich einen Augenblick lang im Genick. Ein verzweifelter Schrei wurde gehört, und ein neues Opfer lag regungslos bei den übrigen. Während das blutgierige Geſchöpf im beſten Kampfe war, nahte ſich plötzlich eine alte, erfahrene Ratte vorſichtig dem Feinde und ſchien über einen gefährlichen Gedanken zu brüten. Sie war augenſcheinlich entſetzt über das Blutbad, welches das Frett unter ihren Genoſſen angerichtet hatte, und ſchien ſich rächen zu wollen. Eben hatte das Frett eine neue Ratte am Genick gepackt und war beſchäftigt, ihr den Lebensnerv zu zerſchneiden, da ſtürzte ſich die andere nach ihm hin und verſetzte ihm einen furchtbaren Biß in den Kopf, welchem alsbald ein Blutſtrom folgte. Das Frett, welches glauben mochte, daß die empfangene Wunde von ſeinem eben gefaßten Gegner herrühre, biß die bereits getödtete Ratte mit dem fürchterlichſten Zorn, ohne den wahren Thäter zu erkennen, und erhielt von ihm einen neuen Biß. Endlich aber erkannte es ſeinen eigentlichen Feind und ſtürzte ſich mit einer unglaublichen Wuth auf ihn. Ein unbeſchreibliches Getümmel entſtand. Man ſah Nichts mehr, als einen verworrenen Knäuel von ſchwarzen Geſtalten und ab und zu das lichtgefärbte Raubthier vorleuchten. Man hörte deſſen Knurren und das Quiken der Ratten und das ängſtliche Geſchrei der vom Frett ergriffenen Thiere. Viele von den gehetzten Langſchwänzen ſuchten ſich zu retten, und immer toller wurde die Verwirrung: aber weniger und weniger Ratten bewegten ſich; der Haufen der Leichen wurde immer größer, und lange, bevor die Stunde abgelaufen war, lagen wirklich alle funfzig Ratten auf dem Boden, der wackere Kämpe, welcher in der Verwirrung den Blicken entgangen war, natürlich auch mit."

Ich habe ſchon bemerkt, daß das Frett bei ſeinen Kaninchenjagden zuweilen auch auf andere Feinde trifft, welche in einem verlaſſenen Kaninchenbau Zuflucht gefunden haben. So ereignet es ſich zuweilen, daß es in einer Kaninchenhöhle auf einen Iltis ſtößt. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf zwiſchen beiden, gleich ſtarken und gewandten Thieren, keineswegs zur Freude des Beſitzers des gezähmten Mitgliedes der Marderfamilie, weil er alle Urſache hat, für das Leben ſeines Jagdgehilfen zu fürchten. „Ein Frett, welches in eine Kaninchenhöhle geſandt wurde," erzählt ein Jäger, „verblieb ſolange Zeit darin, daß ich ungeduldig wurde und bereits glauben wollte, daß mein Thier ſich in das warme Neſt gelegt habe und dort ſchlafe. Ich ſtampfte deshalb heftig auf den Boden, um es zu erwecken und wieder zu mir zu bringen. Freilich erfuhr ich bald, daß mein Thierchen ſich keiner Unterlaſſungsſünde ſchuldig gemacht hatte. Ich hörte ein ganz eigenthümliches Geſchrei, welches dem Murren und Kreiſchen meines Frettchens glich, aber doch noch von Tönen begleitet war, die ich mir nicht enträthſeln konnte. Der Lärm wurde lauter und bald konnte ich unterſcheiden, daß er von zwei Thieren herrühren mußte. Endlich ſah ich in dem Dunkel der Höhle den Schwanz meines Frettchens und entdeckte nun zu gleicher Zeit, daß es mit einem Thiere im Kampfe lag. Das Frett bemühte ſich nach Kräften, ſeine Beute nach der Mündung der Höhle zu ſchleppen, ſtieß aber auf einen bedeutenden Widerſtand. Endlich kam es doch hervor, und ich entdeckte nun zu meiner nicht geringen Ueberraſchung, daß es ſich mit einem männlichen Iltis in den Kampf eingelaſſen hatte. Beide hatten ſich in einander verbiſſen, eins hatte das andere am Nacken gefaßt und keines ſchien gewillt zu ſein, ſeinen Gegner ſo leichten Kampfes davon zu laſſen. Plötzlich erblickte mich der Iltis und verſuchte nun, mein armes Frettchen nach der Tiefe der Höhle zu ſchleppen, um den Kampf dort weiter auszufechten. Mein vorzügliches Thier hielt jedoch trefflich Stand und brachte ſeinen Feind nach kurzer Zeit nochmals an die Mündung der Höhle zurück. Aber es war zu ſchwach, um ihn vollends bis an das Tageslicht zu bringen. Der Iltis gewann wieder die Oberhand und beide verſchwanden von neuem. Nun ſah und hörte ich wieder lange Zeit Nichts von ihnen, und meine Aengſtlichkeit nahm begreiflicherweiſe mit jeder Minute zu. Aber zum dritten Male ſah ich das Frett, welches ſeinen Feind an das Tageslicht zu ſchleppen verſuchte. An der Mündung der Höhle entſtand ein verzweifeltes Ringen; das Frettchen kämpfte mit unübertrefflichem Geſchicke, und ich hoffte ſchon die Niederlage des Iltis zu ſehen, als plötzlich mein Frett den Kampf aufgab und mit zerfetzter Bruſt auf mich zuſprang. Sein Feind erkühnte ſich nicht, ihm zu folgen, ſondern blieb vorſichtig ſchnüffelnd in der Mündung der Röhre

stehen. Ich schlug auf ihn an, allein mein Gewehr versagte mir mehrere Male, und ehe ich noch schießen konnte, drehte sich der kleine Held plötzlich um und ließ seinen Gegner und dessen Helfershelfer im Stich."

Ungeachtet solcher Kämpfe paaren sich Frett und Iltis sehr leicht oder wenigstens ohne viele Umstände mit einander und erzielen Blendlinge, welche von den Jägern sehr geschätzt werden. Solche Bastarde ähneln dem Iltis mehr, als dem Frett; sie unterscheiden sich von ersterm blos durch die lichtere Färbung im Gesicht und an der Kehle. Ihre Augen sind ganz schwarz und aus diesem Grunde feuriger, als die des Fretts. Sie vereinigen die Vorzüge von beiden Eltern in sich; denn sie lassen sich weit leichter zähmen, sind nicht so nächtlich und stinken auch nicht so heftig, wie der Iltis, sind aber stärker, kühner und weniger frostig, als das Frettchen. Ihr Muth ist unglaublich. Sie stürzen sich wie rasend auf jeden Feind, dem sie in einer Höhle begegnen, und hängen sich wie Blutegel an ihm fest. Nicht selten sind sie aber auch gegen ihren Herrn heftig und beißen ihn ohne Rücksicht ganz gehörig.

Die Marder genießen die Ehre, einer ganzen Familie ihren Namen geliehen zu haben, die Wiesel das Vorrecht, den wissenschaftlichen Familiennamen Mustela insbesondere zu führen. Dies mag darauf hindeuten, daß wir in den Zwergen der an tüchtigen Raubgesellen reichen Familie noch sehr ausgezeichnete Geschöpfe finden: und wirklich stehen die kleinen, schwächlich aussehenden Wiesel an leiblicher Begabung kaum, an geistiger gar nicht hinter den bevorzugtesten Mitgliedern ihrer Genossenschaft zurück.

Einige Naturforscher vereinigen das Wiesel mit dem Iltisse; andere bilden aus ihm eine besondere Sippe. Hieraus geht hervor, daß die Unterschiede zwischen beiden nicht bedeutend sein können. Die Wiesel sind noch weit schlanker, gestreckter, als die übrigen Marder; ihr Schädel ist etwas schmächtiger und hinten schmäler, und der obere Reißzahn ist ein wenig anders gestaltet, als bei jenen: — hierauf beschränken sich die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen. Die Wiesel halten sich am liebsten in Feldern, Gärten, in Erdhöhlen, Felsenritzen, unter Stein- und Holzhaufen auf und jagen fast ebensoviel bei Tage, als bei Nacht. Sie sind die kleinsten der sogenannten Fleischfresser, welche bei uns heimisch sind, und gehören auch unter die kleinsten Mitglieder der ganzen Ordnung, zeichnen sich aber durch ihren Muth so aus, daß sie als wahre Musterbilder für die ganze Familie gelten können.

Unter ihnen gebührt dem kleinen Wiesel (Mustela vulgaris) eben wegen dieser geistigen Eigenschaften die Krone. Das Thierchen, welches hier und da auch Heermännchen genannt wird, ist ein bei uns sehr wohlbekannter Räuber. Er findet sich aber nicht blos in Deutschland, sondern auch in der ganzen gemäßigten und kalten Erdzone der alten Welt. Weit weniger versteckt lebend, als andere Marderarten, wird er im freien Felde oft genug sichtbar. Die Länge seines Körpers beträgt $6^1/_4$ Zoll und die des Schwanzes $1^1/_2$ Zoll; die Höhe am Widerrist höchstens ebensoviel. Dies ist das Maß für ein vollkommen erwachsenes Männchen, und nur in sehr seltenen Fällen findet man solche, welche das gegebene Maß überschreiten. Der Leib ist außerordentlich gestreckt und erscheint wegen des gleichgebauten Halses und Kopfes noch schlanker, als er ist. Seine Dicke ist vom Kopfe an bis zum Schwanze fast überall dieselbe, nur bei den Erwachsenen ist er in den Weichen etwas eingezogen und an der Schnauze ein wenig zugespitzt. Er ruht auf sehr kurzen und dünnen Beinen mit äußerst zarten Pfoten, deren Sohlen zwischen den Zehenballen behaart und deren Zehen mit dünnen Spitzen und scharfen Krallen bewaffnet sind. Der Schwanz hat etwa Kopflänge und spitzt sich von der Wurzel nach dem Ende allmählich zu. Die Nase ist stumpf und durch eine Längsfurche einigermaßen getheilt. Die breiten und abgerundeten Ohren stehen seitlich und weit hinten; die schief liegenden Augen sind klein, aber sehr feurig; das Gebiß ist verhältnißmäßig kräftig, obgleich der

Größe des Thieres angemeſſen. Eine mittellange, glatte Behaarung deckt den ganzen Leib und zeigt ſich in der Nähe der Schnauzenſpitze etwas reichlicher. Lange Schnurren vor und über den Augen und einzelne Borſtenhaare unter dieſen ſind außerdem zu bemerken. Die Färbung des Pelzes iſt auf der ganzen Oberſeite, den Beinen und dem Schwanze röthlichbraun; der Rand der Oberlippe und die ganze Unterſeite, ſowie die Innenſeiten der Beine ſind weiß. Hinter jedem Mundwinkel ſteht ein kleiner, rundlicher, brauner Flecken, und zuweilen finden ſich auch einzelne braune Punkte auf dem lichten Bauche. In gemäßigten und ſüdlichen Gegenden ändert dieſe Färbung nicht weſentlich ab; weiter nördlich hingegen legt unſer Thierchen, wie ſeine großen Verwandten, eine Wintertracht an und erſcheint dann weißbraun gefleckt, ohne jedoch die ſchöne, ſchwarze Schwanzſpitze zu erhalten, welche das Hermelin ſo auszeichnet.

Das Wieſel findet ſich in Europa überall und zwar ziemlich häufig, wenn auch nicht in ſo großer Anzahl, wie im nördlichen Aſien. Es bewohnt ebenſowohl die flachen als die gebirgigen Gegenden, buſchloſe Ebenen ſogut wie Wälder, bevölkerte Orte nicht minder zahlreich, als einſame. Ueberall findet

Hermelin und Wieſel (Mustela Erminea und Mustela vulgaris) im Sommerkleid.

es einen paſſenden Aufenthalt; denn es weiß ſich einzurichten und entdeckt aller Orten einen Schlupfwinkel, der ihm die nöthige Sicherheit vor ſeinen größeren Feinden gewährt. So wohnt es denn bald in hohlen Bäumen, in Steinhaufen, in altem Gemäuer, bald unter hohlen Ufern, in Maulwurfsgängen, Hamſter- und Rattenlöchern, im Winter in Schuppen und Scheuern, Kellern und Ställen, unter Dachböden u. ſ. w., häufig ſogar in Städten. Wo es ungeſtört iſt, ſtreift es auch bei Tage umher; wo es ſich verfolgt ſieht, blos des Nachts oder wenigſtens bei Tage nur mit äußerſter Vorſicht.

Wenn man achtſam und ohne Geräuſch an Orten vorübergeht, die ihm Schutz gewähren, kann man leicht das Vergnügen haben, es zu belauſchen. Man hört ein unbedeutendes Geraſchel im Laube und ſieht ein kleines, braunes Geſchöpfchen dahinhuſchen, welches, ſobald es den Menſchen gewahrt, aufmerkſam wird und ſich auf ſeine Hinterbeine erhebt, um ſich beſſer umzuſchauen. Gewöhnlich fällt es dem kleinen Geſellen gar nicht ein, zu fliehen; er ſieht vielmehr muthig und trotzig in die Welt hinaus und nimmt eine wahrhaft herausfordernde Miene an. Wenn man ihm dicht an den Leib kommt, iſt er auch wohl ſo frech, dem Störenfriede ſelbſt ſich zu nähern und ihn mit einer unbeſchreib-

lichen Unverſchämtheit anzuſehen, als wolle es ſich Kunde verſchaffen, was der ungebetene Gaſt zu ſuchen habe.

Mehr als einmal iſt es vorgekommen, daß das freche Thier ſelbſt den Menſchen angegriffen und von ihm erſt nach langem Streite abgelaſſen hat. Man beobachtete, daß es ſich ſogar in den Beinen von vorübergehenden Pferden feſtbiß und erſt durch vereinte Anſtrengung des Thieres und ſeines Reiters abgeſchüttelt werden konnte. Mit dieſem Muthe iſt eine unvergleichliche Geiſtesgegenwart verbunden. Das Wieſel findet faſt immer noch einen Ausweg: es iſt in den Krallen des Raubvogels noch nicht verloren. Der ſtarke und raubgierige Habicht freilich macht wenig Umſtände mit dem ihm gegenüber allzuſchwachen Zwerge; er nimmt ihn, ohne die geringſte Gefahr befürchten zu müſſen, mit ſeinen langen Fängen vom Boden auf und erdolcht oder erdroſſelt ihn, ehe der arme Schelm noch recht zur Beſinnung gelangt: die ſchwächeren Räuber aber haben ſich immerhin vorzuſehen, wenn ſie Gelüſte nach dem Fleiſche des Wieſels verſpüren. So ſah ein Beobachter einen Weih auf das Feld herabſtürzen, von dort ein kleines Säugethier aufheben und in die Luft tragen. Plötzlich begann der Vogel aber zu ſchwanken, der Flug wurde immer mehr und mehr unſicher, und ſchließlich fiel der Weih todt zur Erde herab. Der überraſchte Zuſchauer eilte zur Stelle und ſah ein kleines Wieſel luſtig dahinhuſchen. Es hatte ſeinem fürchterlichen Feind geſchickt die Schlagader zerbiſſen und ſich ſo gerettet. Aehnliche Beobachtungen hat man bei Krähen gemacht, welche ſo kühn waren, das unſcheinbare Thier anzugreifen und ſich arg verrechneten, indem ſie ihr Leben laſſen mußten, anſtatt einen guten Schmaus zu thun.

Ein ſehr hübſches Beiſpiel von einem ungleichen Zweikampfe, den unſer kleiner Räuber beſtand, theilt Lenz mit: „Zu einem alten Wieſel, welches mit anderen Thieren ſchon ganz geſättigt war, ſetzte ich einen Hamſter, der es an Körpermaſſe wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den böſen Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Rieſen ſtand, ſo rückte es im Sturmſchritt vor, quiekte laut auf und ſprang unaufhörlich nach dem Geſicht und Halſe ſeines Gegners. Der Hamſter richtete ſich empor und wehrte mit den Zähnen den Wagehals ab. Plötzlich aber fuhr das Wieſel zu, biß ſich in ſeine Schnauze ein, und Beide wälzten ſich nun, das Wieſel laut quiekend auf dem mit Blut ſich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen; bald war das leicht gebaute Wieſel, bald der ſchwere, plumpe Hamſter oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wieſel los, und der Hamſter putzte, die Zähne fletſchend, ſeine verwundete Naſe. Aber zum Putzen war wenig Zeit, denn ſchon war der kleine, kühne Feind wieder da, und wupp! da ſaß er wieder an der Schnauze und hatte ſich feſt eingebiſſen. Jetzt rangen ſie eine Viertelſtunde lang unter lautem Quieken und Fauchen, ohne daß ich bei der Schnelligkeit der Bewegungen recht ſehen konnte, wer ſiegte, wer unterlag. Zuweilen hörte ich zerbiſſene Knochen knirſchen. Die Heftigkeit, womit ſich das Wieſel wehrte, die zunehmende Mattigkeit des Hamſters ſchien zu beweiſen, daß jenes im Vortheil war. Endlich ließ das Wieſel los, hinkte in eine Ecke und kauerte ſich nieder; das eine Vorderbein war gelähmt, die Bruſt, welche es fortwährend leckte, blutig. Der Hamſter nahm von der andern Ecke Beſitz, putzte ſeine angeſchwollene Schnauze und röchelte. Einer ſeiner Zähne hing aus der Schnauze hervor und fiel endlich gänzlich ab; die Schlacht war entſchieden. Beide Theile waren zu neuen Anſtrengungen nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wieſel todt. Ich unterſuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Bruſt von den Krallen des Hamſters arg zerkratzt war. Der Hamſter überlebte ſeinen Feind noch um vier Stunden. Die Schnauze deſſelben war zermalmt, ein Zahn ausgefallen, zwei andere wacklig, und nur der vierte ſaß feſt. Uebrigens ſah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wieſel immer feſt an der Schnauze gehalten hatte.“

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſo muthvolles und kühnes Geſchöpf verhältnißmäßig ein wahrhaft furchtbarer Räuber ſein muß: und das iſt unſer Wieſel in der That. Es hat allen kleinen Säugethieren den Krieg erklärt und richtet unter ihnen oft entſetzliche Verwüſtungen an. Unter den Säugethieren fallen ihm die Haus-, Wald- und Feldmäuſe, die Wander- und Hausratten, Maulwürfe, junge Hamſter, Haſen und Kaninchen zur Beute; aus der Klaſſe der Vögel

raubt es sich junge Hühner und Tauben, Lerchen und andere auf der Erde wohnende Vögel, selbst solche, die auf Bäumen schlafen, plündert auch deren Nester, wenn es dieselben auffindet. Unter den Lurchen stellt es den Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern nach und wagt sich selbst an die gefährliche Kreuzotter, obgleich es deren wiederholten Bissen erliegen muß. Außerdem frißt es auch Frösche. Fische verzehrt es ebenfalls. Es genießt überhaupt jede Art von Fleisch, welche es erlangen kann, selbst das der eigenen Art. Kerbthiere der verschiedensten Ordnungen sind ein Leckerbissen, und wenn es Krebse erwischen kann, weiß es deren harte Kruste auch zu zerbrechen. Seine geringe Größe und unglaubliche Gewandtheit kommen ihm bei seinen Jagden trefflich zustatten. Man kann wohl sagen, daß eigentlich kein kleines Thier vor ihm sicher ist. Den Maulwurf sucht es in seinem unterirdischen Palast auf, Ratten und Mäusen kriecht es in die Löcher; Fischen folgt es ins Wasser, Vögel auf die Bäume. Es läuft außerordentlich gewandt, klettert recht leidlich, schwimmt sehr gut und weiß durch blitzesschnelle Wendungen und rasche Bewegungen, im Nothfalle auch durch ziemliche große Sprünge seiner Beute auf den Leib zu kommen oder aber seinen Feinden behend zu entgehen. In der Fähigkeit, die engsten Spalten und Löcher zu durchkriechen und sich somit überall hinzuschleichen, liegt seine Hauptstärke, und der Muth, die Mordlust und der Blutdurst thun dann vollends noch das Ihrige, um das kleine Thier zu einem ausgezeichneten Räuber zu machen. Man will sogar beobachtet haben, daß es gemeinschaftlich jage, und Dies ist wohl auch nicht zu bezweifeln; denn daß es gesellig lebt und sich an manchen Orten in großer Anzahl sammelt, ist sicher. Kleine Thiere packt das Wiesel im Genick oder beim Kopfe, große sucht es am Halse zu fassen und womöglich durch Zerbeißen der großen Halsschlagader zu tödten. In die Eier macht es geschickt an einem Ende eines oder mehrere Löcher und saugt dann die Flüssigkeit aus, ohne daß ein Tropfen verloren geht. Größere Eier soll es zwischen Kinn und Brust klemmen, wenn es sie fortschaffen muß; kleinere trägt es im Maule weg. Bei größeren Thieren begnügt es sich mit dem Blute, welches es trinkt, ohne das Fleisch zu berühren; kleinere frißt es ganz auf; die, welche es einmal gepackt hat, läßt es nicht wieder fahren. Und dabei gilt es ihm gleich, ob seine Räuberthaten bemerkt werden oder nicht. In einer Kirche bei Oxford sah man während des Gottesdienstes plötzlich ein Wiesel aus einer kleinen Oeffnung, welche nach dem Kirchhofe führte, erscheinen, sich neugierig umschauen, plötzlich wieder verschwinden und nach wenigen Minuten von neuem vorkommen mit einem Frosche im Maule, den es angesichts der ganzen Gemeinde gemächlich verzehrte. In unmittelbarer Nähe von bewohnten Gebäuden jagt es oft ohne alle Scheu.

Die Paarungszeit unsers Thieres fällt im März. Im Mai oder Juni, also nach fünfwöchentlicher Tragzeit, bekommt das Weibchen fünf bis sieben, manchmal aber blos drei, auch zuweilen sogar acht blinde Junge, die es meist in einem hohlen Baume oder in einem seiner Löcher zur Welt bringt, immer aber an einem versteckten Ort auf ein aus Stroh, Heu, Laub u. dgl. bereitetes, nestartiges Lager bettet. Es liebt sie außerordentlich, säugt sie lange und ernährt sie dann noch mehrere Monate mit Haus-, Wald- und Feldmäusen, die es ihnen lebendig bringt. Wenn sie beunruhigt werden, trägt es sie im Maule an einen andern Ort. Bei Gefahr vertheidigt die treue Mutter ihre Kinder mit grenzenlosem Muthe. Sowie die allerliebsten Thierchen erwachsen sind, spielen sie oft bei Tage mit der Alten, und es sieht ebenso wunderlich, als hübsch aus, wenn die Gesellschaft sich im hellsten Sonnenschein auf Wiesen umhertreibt, zumal auf solchen, welche an unterirdischen Gängen, namentlich an Maulwurfslöchern reich sind. Gar lustig geht es zu beim Spielen. Aus diesem und jenem Loche guckt ein Köpfchen hervor, neugierig sehen sich die kleinen, hellen Augen nach allen Seiten um. Es scheint Alles ruhig und sicher zu sein, und Eins nach dem Andern verläßt die Erde und treibt sich im grünen Grase herum. Die Geschwister necken und beißen sich, jagen sich umher und entfalten dabei die ganz wunderbare Gewandtheit, die ihrem Geschlechte eigenthümlich ist. Wenn der versteckte Beobachter ein Geräusch macht, vielleicht ein wenig hustet oder in die Hand schlägt, stürzen Alle voll Schrecken in die Löcher zurück, und nach weniger als einer Zehntelminute scheint Alles verschwunden zu sein. Doch nein! Dort schaut bereits wieder ein Köpfchen aus dem Loche hervor, dort ein

zweites, da ein drittes: — jetzt ſind ſie ſämmtlich wieder da, prüfen von neuem, vergewiſſern ſich der Sicherheit, und bald iſt die ganze Geſellſchaft wieder vorhanden, und wenn man dann das Erſchrecken forttreibt, bemerkt man gar bald, daß es wenig helfen will; denn die kleinen, muthigen Thierchen werden immer dreiſter, immer frecher und treiben ſich zuletzt ganz unbekümmert vor den Augen des Beobachters umher.

Solche junge Wieſel, welche noch bei der Mutter ſind, haben das rechte Alter, um gezähmt zu werden. Die durchaus irrige Anſicht, welche ſich unter den Naturforſchern von Buffon her fortgeerbt hat, daß unſer Thierchen unzähmbar ſei, hat ſchon oft Widerlegung gefunden, und wir haben verbürgte Beobachtungen genug, welche uns von ſehr zahm gewordenen Wieſeln berichten. Unter ihnen allen ſcheint mir eine von Frauenhand niedergeſchriebene, welche Wood in ſeiner „Natural History“ mittheilt, die anmuthigſte zu ſein, und deshalb will ich ſie im Auszuge wiedergeben.

„Wenn ich etwas Milch in meine Hand gieße,“ ſagt die Dame, „trinkt mein zahmes Wieſel davon eine gute Menge, ſchwerlich aber nimmt es einen Tropfen der von ihm ſo geliebten Flüſſigkeit, wenn ich ihm nicht die Ehre anthue, ihm meine Hand zum Trinkgefäß zu bieten. Sobald es ſich geſättigt hat, geht es ſchlafen. Mein Zimmer iſt ſein gewöhnlicher Aufenthaltsort, und ich habe ein Mittel gefunden, ſeinen unangenehmen Geruch durch wohlriechende Stoffe vollſtändig aufzuheben. Bei Tage ſchläft es in einem Polſter, zu deſſen Innern es Eingang gefunden hat; während der Nacht wird es in einer Blechbüchſe in einem Käfig verwahrt, geht aber ſtets ungern in dieſes Gefängniß und verläßt es mit Vergnügen. Wenn man ihm ſeine Freiheit giebt, ehe ich wach werde, kommt es in mein Bett und kriecht nach tauſend luſtigen Streichen unter die Decke, um in meiner Hand oder an meinem Buſen zu ruhen. Bin ich aber bereits munter geworden, wenn es erſcheint, ſo widmet es mir wohl eine halbe Stunde und liebkoſt mich auf die verſchiedenſte Weiſe. Es ſpielt mit meinen Fingern, wie ein kleiner Hund, ſpringt mir auf den Kopf und den Nacken oder klettert um meinen Arm oder um meinen Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, welche ich bei keinem andern Thiere gefunden habe. Halte ich ihm meine Hand vor in einer Entfernung von drei Fuß, ſo ſpringt es in ſie hinein, ohne jemals zu fallen. Es zeigt große Geſchicklichkeit und Liſt, um irgend einen ſeiner Zwecke zu erreichen, und ſcheint oft das Verbotene aus einer gewiſſen Luſt am Ungehorſam zu thun.“

„Bei ſeinen Bewegungen zeigt es ſich ſtets achtſam auf Alles, was vorgeht. Es ſchaut jede hohle Ritze an und dreht ſich nach jedem Gegenſtande hin, welchen es bemerkt, um ihn zu unterſuchen. Sieht es ſich in ſeinen luſtigen Sprüngen beobachtet, ſo läßt es augenblicklich nach und zieht es gewöhnlich vor, ſich ſchlafen zu legen. Sobald es aber munter geworden iſt, zeigt es ſofort ſeine Lebendigkeit wieder und beginnt ſeine heiteren Spiele ſogleich von neuem. Ich habe es nie ſchlecht gelaunt geſehen, außer wenn man es eingeſperrt oder zu ſehr geplagt hatte. In ſolchen Fällen ſuchte es dann ſein Mißvergnügen durch kurzes Gemurmel auszudrücken, gänzlich verſchieden von dem, welches es ausſtößt, wenn es ſich wohl befindet.“

„Das kleine Thier unterſcheidet meine Stimme unter zwanzig anderen, ſucht mich bald heraus und ſpringt über Jeden hinweg, um zu mir zu kommen. Es ſpielt mit mir auf das liebenswürdigſte und liebkoſt mich in einer Weiſe, die man ſich nicht vorſtellen kann. Mit ſeinen zwei kleinen Pfötchen ſtreicht es mich oft am Kinn und ſieht mich dabei mit einer Miene an, welche ſein großes Vergnügen auf das beſte ausdrückt. Aus dieſer ſeiner Liebe und tauſend anderen Bevorzugungen meiner Perſon erſehe ich, daß ſeine Zuneigung zu mir eine wahre und nicht eingebildete iſt. Wenn es bemerkt, daß ich mich ankleide, um auszugehen, will es mich gar nicht verlaſſen, und niemals kann ich mich ſo ohne Umſtände von ihm befreien. Liſtig, wie es iſt, verkriecht es ſich gewöhnlich in ein Zimmer an der Ausgangsthür, und ſobald ich vorbeigehe, ſpringt es plötzlich auf mich und verſucht alles Mögliche, um bei mir zu bleiben.“

„In ſeiner Lebendigkeit, Gewandtheit, in der Stimme und in der Art ſeines Gemurmels ähnelt es am meiſten den Eichhörnchen. Während des Sommers rennt es die ganze Nacht hindurch im Hauſe umher, ſeit Beginn der kältern Zeit aber habe ich Dies nicht mehr beobachtet. Es ſcheint jetzt

die Wärme ſehr zu vermiſſen, und oft, wenn die Sonne ſcheint und es auf meinem Bette ſpielt, dreht es ſich um, ſetzt ſich in den Sonnenſchein und murmelt dort ein Weilchen.“

„Selten trinkt es Waſſer und blos, wenn es die Milch entbehren muß, auch dann immer mit großer Vorſicht. Es ſcheint juſt, als wolle es ſich blos ein wenig abkühlen und ſei faſt erſchreckt über die Flüſſigkeit; die Milch aber trinkt es mit Entzücken aus meiner Hand, aber immer blos tropfenweiſe, und ich darf ſtets nur ein wenig von der ſo beliebten Flüſſigkeit in meine Hand gießen. Wahrſcheinlich trinkt es im Freien den Thau in derſelben Weiſe, wie bei mir die Milch. Als es einmal im Sommer geregnet hatte, reichte ich ihm etwas Regenwaſſer in einer Taſſe und lud es ein, hin zu gehen, um ſich zu baden, erreichte aber meinen Zweck nicht. Hierauf befeuchtete ich ein Stückchen Leinenzeug in dieſem Waſſer und legte es ihm vor, darauf rollte es ſich mit außerordentlichem Vergnügen hin und her.“

„Eine Eigenthümlichkeit meines reizenden Thieres iſt ſeine Neugier. Es iſt geradezu unmöglich, eine Kiſte, ein Käſtchen oder eine Büchſe zu öffnen, ja blos ein Papier anzuſehen, ohne daß auch mein Wieſel den Gegenſtand beſchaut. Wenn ich es wohin locken will, brauche ich blos ein Papier oder ein Buch zu nehmen und aufmerkſam auf daſſelbe zu ſehen, dann erſcheint es plötzlich bei mir, rennt auf meiner Hand hin und ſchaut mit größter Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, welchen ich betrachte.“

„Ich muß ſchließlich bemerken, daß das Thier mit einer jungen Katze und einem Hunde, welche beide ſchon ziemlich groß ſind, gern ſpielt. Es klettert auf ihren Nacken und Rücken herum und ſteigt an den Füßen und dem Schwanze empor, ohne ihnen jedoch auch nur das leiſeſte Ungemach zuzufügen.“

Der Herausgeber der artigen Geſchichte bemerkt nun noch, daß das Thierchen hauptſächlich mit kleinen Stückchen Fleiſch gefüttert wurde, die es ebenfalls am liebſten aus der Hand ſeiner Herrin annahm.

Dies iſt nicht das einzige Beiſpiel von der vollſtändig gelungenen Zähmung des Wieſels. Ein Engländer hatte ein jung aus dem Neſte genommenes ſo an ſich gewöhnt, daß es ihm überall hinfolgte, wohin er auch ging, und andere Thierfreunde haben die niedlichen Geſchöpfe dahin gebracht, daß ſie nach Belieben nicht nur im Hauſe herumlaufen, ſondern auch aus- und eingehen durften.

Bei guter Behandlung kann man das Wieſel vier bis ſechs Jahre am Leben erhalten, in der Freiheit dürfte es ein Alter von acht bis zehn Jahren erreichen. Leider werden die kleinen, nützlichen Geſchöpfe jetzt von unwiſſenden Menſchen vielfach verfolgt und aus reinem Uebermuthe getödtet. In Fallen, welche man mit Eiern, kleinen Vögeln oder Mäuſen ködert, fängt ſich das Wieſel ſehr leicht. Oft findet man es auch in Rattenfallen, in welche es zufällig gerathen iſt. Wegen des großen Nutzens, den es ſtiftet, ſollte man das ausgezeichnete Thier kräftig ſchützen, anſtatt es zu verfolgen. Man kann dreiſt behaupten, daß zur Mäuſejagd kein andres Thier ſo vortrefflich ausgerüſtet iſt, als das Wieſel, und der Schaden, den es anrichtet, wenn es zufällig in einen ſchlechtverſchloſſenen Hühnerſtall oder Taubenſchlag geräth, kommt dieſem Nutzen gegenüber gar nicht in Betracht. Doch iſt gegen Vorurtheile aller Art leider nur ſchlecht anzukämpfen, und die Dummheit gefällt ſich eben gerade darin, Vernunftgründe nicht zu beachten. Nicht genug, daß man die Thätigkeit des Thieres vollkommen verkennt, ſchmückt man auch ſeine Geſchichte noch mit mancherlei Fabeln aus. Unter Vielen iſt noch hier und da die Meinung verbreitet, daß das Wieſel ſeine Jungen aus dem Munde gebäre, jedenfalls deshalb, weil man die Mutter oft ihre Jungen von einem Orte zum andern tragen ſieht und dabei zufällig nicht an die Hauskatze denkt, welche doch genau Daſſelbe thut. Außerdem glaubt man, daß alle Thiere, welche mit ihm in Berührung kommen oder von ihm gebiſſen werden, an den betreffenden Stellen bösartige Geſchwülſte bekommen und fürchtet namentlich für Kühe, welche den Biſſen des vollkommen harmloſen Geſchöpfes mehr, als alle anderen Hausthiere, ausgeſetzt ſein ſollen. Dagegen glauben nun die Landleute in anderen Gegenden, daß die Anweſenheit eines Wieſels im Hofe dem Hauſe und der Wirthſchaft Glück bringe, und dieſe Leute haben, in Anbetracht der guten Dienſte, welche der kleine Räuber leiſtet, jedenfalls die Wahrheit beſſer erkannt, als Jene, die mit Inbrunſt an den albernſten Weibermärchen hängen.

Dem kleinen Wieſel ſehr nahe verwandt iſt der Hermelin oder das große Wieſel (Mustela Erminea), ein Thier, welches dem Heermännchen auch in ſeiner Lebensweiſe außerordentlich ähnelt. Das Hermelin iſt bedeutend größer, als ſein kleiner Vetter; ſeine geſammte Länge beträgt 12 bis 14 Zoll. Im Leibesbau hat es die größte Aehnlichkeit mit jenem, nur erſcheint ſein Leib noch geſtreckter, als bei ihm. Im hohen Norden ſoll es größer werden, als bei uns zu Lande. Das Thier verdient eigentlich blos im Winter den Namen Hermelin: denn nur dann trägt es ſein, bis auf die ſchwarze Endhälfte des Schwanzes ſchneeweißes Kleid; im Sommer ähnelt es dem kleinen Wieſel vollkommen in der Färbung. Viele Leute wundern ſich gewaltig, wenn man ihnen das große Wieſel in ſeiner Sommertracht zeigt und behauptet, daß dieſes Thier daſſelbe ſei, deſſen Winterpelz die Krönungsmäntel der Könige lieferte. Die Veränderung der Färbung im Sommer und Winter iſt auch wirklich eine ſehr auffallende und hat zu vielfachem Streite Veranlaſſung gegeben. Die Umfärbung im Frühjahr geht entſchieden mit dem Haarwechſel vor ſich. Nicht ganz ausgemacht aber iſt es, ob auch im Spätherbſt eine Härung ſtattfindet, oder ob der Winterpelz nicht zum Theil noch aus älteren Haaren beſteht, die im Winter weiß geworden ſind. Daß die Wintertracht unter Umſtänden ſehr ſchnell angelegt werden kann, iſt nicht zu bezweifeln. Nicht ſelten ſieht man das Hermelin bis ſpät in den Winter hinein in ſeinem Sommerkleide herumlaufen. Wenn aber plötzlich Kälte eintritt, verändert es oft in wenigen Tagen ſeine Farbe. Soviel ſteht feſt, daß die Sache noch nicht hinreichend beobachtet worden iſt; jedenfalls aber verdient es erwähnt zu werden, daß das Winterfell hinſichtlich ſeiner Dichtigkeit und Länge ſich bedeutend vor dem Sommerfell auszeichnet.

Das Hermelin hat eine ſehr ausgedehnte Verbreitung im Norden der alten Welt. Nordwärts von den Pyrenäen und dem Balkan findet es ſich in ganz Europa, und außerdem kommt es in Nord- und Mittelaſien bis zur Oſtküſte Sibiriens vor. In Kleinaſien und Perſien hat man es ebenfalls angetroffen, ja ſelbſt im Himalaya will man es beobachtet haben. In allen Ländern, in denen es vorkommt, iſt es auch nicht ſelten und in Deutſchland ſogar eines der häufigſten Raubthiere. Im Süden Europas, zumal in Italien vertritt es die Boccamele, in Nordamerika das langſchwänzige und Richardſonſche Wieſel, Thiere, welche dem Hermelin ſehr ähneln und von vielen Naturforſchern blos für Abarten deſſelben erklärt werden.

Wie dem kleinen Wieſel, iſt auch dem Hermelin jede Gegend, ja faſt jeder Ort zum Aufenthalte recht, und es verſteht ſich überall ſo behaglich, als möglich einzurichten. Erdlöcher, Maulwurf- und Hamſterröhren, Felsklüfte, Mauerlöcher, Ritzen, Steinhaufen, Bäume und unbewohnte Gebäude und hundert andere ähnliche Schlupforte bieten ihm Obdach und Verſtecke während des Tages, welchen es größtentheils in ſeinem einmal gewählten Baue verſchläft, obwohl es gar nicht ſelten auch angeſichts der Sonne im Freien luſtwandelt und ſich dreiſt den Blicken des Menſchen ausſetzt. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt jedoch erſt mit der Dämmerung. Schon gegen Abend wird das Thier lebendig und rege. Wenn man um dieſe Zeit an paſſenden Orten vorübergeht, braucht man nicht lange zu ſuchen, um das klugäugige, ſcharfſinnige Weſen zu entdecken. Findet man in der Nähe einen geeigneten Platz, um ſich zu verſtecken, ſo kann man das Treiben des Thieres gut beobachten. Ungeduldig und neugierig, wie es iſt, vielleicht auch hungrig und ſehnſüchtig nach Beute, kommt es hervor, zunächſt blos um die unmittelbarſte Nähe ſeines Schlupfwinkels zu unterſuchen. Alle Behendigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit der Bewegungen offenbaren ſich jetzt. Bald windet es ſich, wie ein Aal, zwiſchen den Steinen und den Schößlingen des Unterholzes hindurch, bald ſitzt es einen Augenblick bewegungslos da, den ſchlanken Leib in der Mitte hoch aufgebogen, viel höher noch, als es die Katze kann, wenn ſie den nach ihr benannten Buckel macht; bald bleibt es einen Augenblick vor einem Mauſeloche, einer Maulwurfshöhle, einer Ritze ſtehen und ſchnuppert da hinein. Auch wenn es auf ein und derſelben Stelle verharrt, iſt es nicht einen Augenblick ruhig; denn die Augen und Ohren, ja ſelbſt die Naſe, ſind in beſtändiger Bewegung, und der kleine Kopf wendet ſich blitzſchnell nach allen Richtungen hin und her. Man darf wohl behaupten, daß es in allen Leibesübungen Meiſter iſt. Es läuft und ſpringt

mit der größten Gewandtheit, klettert vortrefflich und ſchwimmt unter Umſtänden raſch und ſicher, wie ein Fiſchotter über Ströme, ja ſelbſt durch das Meer.

„Ein Bauer“ ſagt Thompſon, „bemerkte, als er mit ſeinem Boote über den eine engliſche Meile breiten Meeresarm fuhr, welcher einen Theil von Islandmagee von dem nächſten Lande trennt, ein kleines Thier luſtig ſchwimmend in dem Waſſer. Er ruderte auf daſſelbe zu und fand, daß es ein Wieſel war, welches unzweifelhaft das genannte Inſelchen beſuchen wollte und bereits das Viertel einer engliſchen Meile zurückgelegt hatte.“

Mit ſeiner Leibesgewandtheit ſtehen die geiſtigen Eigenſchaften des Hermelin vollſtändig im Einklange. Es beſitzt denſelben Muth, wie ſein kleiner Vetter, und eine nicht zu bändigende Mordluſt, verbunden mit einem Blutdurſt ohne Gleichen. Auch das Hermelin kennt keinen Feind, der ihm wirklich Furcht einflößte; denn ſelbſt auf den Menſchen geht es unter Umſtänden tolldreiſt los. Man ſollte nicht glauben, daß es dem erwachſenen Manne ein wenigſtens läſtiger Gegner ſein könnte. Und doch iſt Dem ſo. „Ein Mann,“ ſo erzählt Wood, „welcher in der Nähe von Cricklade ſpazieren ging,

Hermelin und Wieſel (Mustela Erminea und Mustela vulgaris) im Winterkleid.

bemerkte zwei Wieſel, welche ruhig auf ſeinem Pfad ſaßen. Aus Uebermuth ergriff er einen Stein und warf nach den Thieren und zwar ſo geſchickt, daß er eines von ihnen traf, welches durch den kräftigen Wurf über und über geſchleudert wurde. In demſelben Augenblicke aber ſtieß das andere einen eigenthümlichen, ſcharfen Schrei aus und ſprang ſofort gegen den Angreifer ſeines Gefährten, kletterte mit einer überraſchenden Schnelligkeit an ſeinen Beinen empor und verſuchte, ſich in ſeinem Hals einzubeißen. Das Kriegsgeſchrei war von einer ziemlichen Zahl anderer Wieſel, welche ſich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwidert worden, und auch dieſe kamen jetzt herbei, um dem muthigen Vorkämpfer beizuſtehen. Der Mann raffte zwar ſchleunigſt Steine auf, um die unwillkommenen Gäſte zu vertreiben, mußte ſie aber bald genug fallen laſſen, um ſeine Hände zum Schutze ſeines Nackens frei zu bekommen. Er hatte gerade hinlänglich zu thun, denn die gereizten Thierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer, und er verdankte es blos ſeiner dicken Kleidung und einem warmen Tuche, daß er von den boshaften Geſchöpfen nicht verwundet würde. Doch waren ſeine Hände, ſein Geſicht und ein Theil ſeines Halſes immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt dieſen Angriff in ſo gutem Andenken, daß er hoch und theuer gelobte, niemals wieder ein Wieſel zu beleidigen.

Digitized by Google

Seinen Freunden versicherte er steif und fest, ganz deutlich gehört zu haben, daß das erste Wiesel, welches ihn angriff, nach seinem Steinwurf entrüstet das Wort „Mörder" ausgerufen habe, — und wir wollen diesem Manne diese Uebertreibung auch gern verzeihen, da das Geknurr eines wüthenden Wiesels wenigstens die beiden „r" jenes Wortes entschieden ausdrückt."

Das Hermelin jagt und frißt fast alle Arten kleiner Säugethiere und Vögel, die es erlisten kann, und wagt sich gar nicht selten auch an Beute, welche ihn an Leibesgröße bedeutend übertrifft. Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Kaninchen, Sperlinge, Lerchen, Tauben, Hühner, junge Schwalben, welche es aus den Nestern holt, Schlangen und Eidechsen werden beständig von ihm befehdet, und selbst Hasen sind gar nicht vor ihm sicher. Vor einigen Jahren sah Lenz einmal fünf Hermeline bei einem Gartenzaune auf einem kranken Hasen sitzen, um ihn zu erwürgen. Derselbe Beobachter fügt hinzu, daß gesunde und große Hasen natürlich vor dem Wiesel sicher seien und blos kranke und junge ihm zur Beute fielen, doch versichern englische Naturforscher, daß das freche Thier auch gesunde überfiele. Hope hörte den lauten Angstschrei eines Hasen und wollte nach dem Orte hingehen, um sich von der Ursache zu überzeugen. Er sah einen Hasen dahinhinken, welcher offenbar von irgend Etwas auf das äußerste gequält wurde. Dieses Etwas hing ihm an der Seite der Brust, wie ein Blutegel angesaugt, und beim Näherkommen erkannte unser Beobachter, daß es ein Wiesel war. Der Hase schleppte seinen furchtbaren Feind noch mit sich fort und verschwand im Unterholze; wahrscheinlich kam er nicht mehr weit. Bell bemerkt hierzu: „Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß ein Hase, welcher von einem Wiesel verfolgt wird, seine natürliche Begabung gar nicht benutzt. Selbstverständlich würde er mit wenigen Sprüngen aus dem Bereich aller Angriffe kommen, wie er einem Hunde oder Fuchse entkommt; aber er scheint das kleine Geschöpf gar nicht zu beachten und hüpft gemächlich weiter, als gäbe es kein Wiesel in der Welt, obwohl ihm diese stumpfe Gleichgiltigkeit zuweilen sehr schlecht bekommt."

Allerliebst sieht es aus, wenn ein Wiesel eine seiner Lieblingsjagden unternimmt, nämlich eine Wasserratte verfolgt. Diesem Nager wird von dem unverbesserlichen Strolche zu Wasser und zu Lande nachgestellt und, so ungünstig das eigentliche Element dieser Ratten dem Wiesel auch zu sein scheint, zuletzt doch der Garaus gemacht. Zuerst spürt das Raubthier alle Löcher aus. Sein feiner Geruch sagt ihm deutlich, ob in einem von ihnen ein oder zwei Ratten gerade ihrer Ruhe pflegen oder nicht. Hat das Wiesel nun eine beuteversprechende Höhle ausgewittert, so geht es ohne weiteres dahinein. Die Ratte hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich entsetzt in das Wasser zu werfen, und ist im Begriff, durch das Schilfdickicht zu schwimmen: aber Das rettet sie nicht vor dem unermüdlichen Verfolger, ja, man kann sagen, vor ihrem ärgsten Feind. Das Haupt und den Nacken über das Wasser emporgehoben, wie ein schwimmender Hund es zu thun pflegt, durchgleitet das Wiesel mit der Behendigkeit des Fischotters das ihm eigentlich fremde Element und verfolgt nun mit seiner bekannten Ausdauer die fliehende Ratte. Diese ist verloren, wenn sie nicht ein Zufall rettet. Kletterkünste helfen ihr ebensowenig, als Versteckenspielen. Der Räuber ist ihr ununterbrochen auf der Fährte und seine Raubthierzähne sind immer noch schlimmer, als die starken und scharfen Schneidezähne des Nagers. Der Kampf wird unter Umständen selbst im Wasser ausgeführt, und mit der erwürgten Beute im Maule schwimmt dann das behende Thier dem Ufer zu, um sie dort gemächlich zu verzehren. Wood erzählt, daß einige Wiesel eine zahlreiche Ansiedlung von Wasserratten in wenig Tagen zerstörten.

Die Paarungszeit des Hermelin fällt bei uns in den März. Im Mai oder Juni bekommt das Weibchen fünf bis acht Junge. Gewöhnlich bereitet die Alte ihr weiches Bett in einem günstig gelegenen Maulwurfsbau oder in einem andern ähnlichen Schlupfwinkel. Sie liebt ihre Kinder mit der größten Zärtlichkeit, säugt und pflegt sie und spielt mit ihnen, bis in den Herbst hinein; denn erst gegen den Winter hin trennen sich die fast vollständig ausgewachsenen Jungen von ihrer treuen Pflegerin. Sobald Gefahr droht, trägt die besorgte Mutter die ganze Brut im Maule nach einem andern Versteck, sogar schwimmend durch das Wasser. Wenn die Jungen erst einigermaßen erwachsen

ſind, macht ſie Ausflüge mit ihnen, unterrichtet ſie auf das gründlichſte in allen Künſten des Gewerbes, und die kleinen Thiere ſind auch ſo gelehrig, daß ſie ſchon nach kurzer Lehrfriſt der Alten an Muth, Schlauheit, Behendigkeit und Mordluſt nicht viel nachgeben.

Man fängt das Hermelin in Fallen aller Art, oft auch in Rattenfallen, in die es zufällig geräth; kommt man dann hinzu, ſo läßt es ein durchdringendes Gezwitſcher hören, reizt man es, ſo fährt es mit einem quiekenden Schrei auf Einen zu, ſonſt aber giebt es ſeine Angſt blos durch leiſes Fauchen zu erkennen. Wenn man es jung einfängt, wird es ſehr zahm und macht viel Freude. Man hat Hermeline dahin gebracht, nach Belieben aus- und einzugehen, und manche ſollen ſich derart an ihren Herrn gewöhnt haben, daß ſie ihm wie ein Hund nachfolgten.

Daß Gefangenleben des Hermelin hat neuerdings der Schwede Grill in höchſt anziehender Weiſe beſchrieben. Ich laſſe ihn deshalb, wie billig, ſelbſt reden.

„Einige Tage vor Weihnachten 1843 bekam ich ein Hermelinmännchen, welches in einem Holzhaufen gefangen wurde. Es trug ſein reines Winterkleid. Die ſchwarzen, runden Augen, die rothbraune Naſe und die ſchwarze Schwanzſpitze ſtachen grell gegen die ſchneeweiße Farbe ab, welche nur an der Schwanzwurzel und auf der innern Hälfte des Schwanzes einen ſchönen, ſchwefelgelben Anflug hatte. Es war ein hübſches, allerliebſtes, äußerſt bewegliches Thierchen. Ich ſetzte es anfangs in ein größeres, unbewohntes Zimmer, worin ſich bald der dem Mardergeſchlechte eigene üble Geruch verbreitete. — Seine Fertigkeit, zu klettern, zu ſpringen und ſich zu verbergen, war bewundernswerth. Mit Leichtigkeit kletterte es die Fenſtervorhänge hinauf, und wenn es dort oben auf ſeinem Platze erſchreckt wurde, ſtürzte es ſich oft plötzlich mit einem Angſtſchrei auf den Fußboden herunter. Den zweiten Tag lief es die Ofenröhre hinauf und blieb dort, ohne etwas von ſich hören zu laſſen, bis es endlich, nach mehreren Stunden, mit Ruß bedeckt wieder zum Vorſchein kam. Oft neckte es mich ſtundenlang, wenn ich es ſuchte, bis ich es zuletzt an einem Orte verſteckt fand, wo ich es am wenigſten vermuthete. Es drängte ſich hinter einem dicht an der Wand ſtehenden Schranke hinauf und ruhte dort ohne irgend eine Unterlage. In ſeinem Zimmer hing hoch an der freien Wand eine Pendeluhr. Einmal, als ich hineinkam, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß die Uhr ging; und bei näherer Unterſuchung fand ich, daß mein „Kiſſe“ in guter Ruhe hinter der Uhrtafel auf dem Rande des Werkes lag. Es war vom Fußboden dort hinaufgeklettert oder geſprungen, und die dadurch verurſachte Erſchütterung hatte wohl den Pendel in Gang geſetzt. Da das Zimmer nicht geheizt wurde, ſuchte es ſich bald ſein Lager in einer Bettſtelle, wo es ſich einen beſondern Platz auswählte, den es jedoch gleich verließ, wenn Jemand in die Thüre trat. Das Bett blieb aber von nun an ſein liebſtes Verſteck. Gewöhnlich ſucht es dieſes auf, wenn man raſch auf es zugeht, aber wenn man ihm freundlich zuredet und ſich ſonſt ſtill hält, bleibt es oft in ſeinem Laufe ſtehen oder geht neugierig einige Schritte vorwärts, indem es ſeinen langen Hals ausſtreckt und den einen Vorderfuß aufhebt. Dieſe ſeine Neugier iſt auch allgemein bekannt, ſo daß das Landvolk zu ſagen pflegt: „Wieſelchen freut ſich, wenn man es lobt.“ — Wenn es ſehr aufmerkſam, oder wenn ihm Etwas verdächtig iſt, ſo daß es weiter ſehen will, als ſein niedriger Leib ihm erlaubt, ſetzt es ſich auf die Hinterbeine und richtet den Körper hoch auf. Es liegt oft mit erhobenem Hals, geſenktem Kopf und aufwärts gekrümmtem Rücken. Wenn es läuft, trägt es den ganzen Körper ſo dicht dem Boden entlang, daß die Füße kaum zu bemerken ſind. Wenn man ihm nahe kommt, bellt es, ehe es die Flucht ergreift, mit einem heftigen und gellen Ton, der dem des großen Buntſpechtes am ähnlichſten iſt; man könnte den Laut auch mit dem Fauchen einer Katze vergleichen, doch iſt er ſchneidender. Noch öfter läßt es ein Ziſchen, wie das einer Schlange, hören.“

„Als das Hermelin am dritten Tage in einen großen Bauer geſetzt war, wo es ſah, daß es nicht herauskommen konnte und ſich ſicher fühlte, ließ es ſich Nichts nahe kommen, ohne ans Gitter zu ſpringen, heftig mit den Zähnen zu hauen und den vorhin erwähnten Laut in einem langen Triller zu wiederholen, welcher dann dem Schackern einer Elſter ſehr ähnlich war. Dort iſt es auch nicht bange vor dem Hunde, und beide bellen, jeder dicht an ſeiner Seite des Gitters, gegen einander. —

Wenn man z. B. den Finger eines Handschuhs durchs Gitter steckt, beißt es hinein und reißt heftig daran. Wenn es sehr böse ist — und dazu ist nicht mehr erforderlich, als daß es von seinem Lager aufgejagt wird — sträubt es jedes Haar seines langen Schwanzes.

Im allgemeinen ist es sehr boshaft. Musik ist ihm zuwider. Wenn man vor dem Bauer die Guitarre spielt, springt es wie unsinnig gegen das Gitter und bellt und zischt solange, als man damit fortfährt. Es versucht niemals, die Klauen zum Zerreißen seiner Beute zu gebrauchen, sondern fällt immer mit den Zähnen an. — Während der beiden ersten Tage verbreitete sich der üble Geruch oft, aber nachher äußerst selten, weshalb ich ohne Unannehmlichkeit den Bauer immer in meinem Arbeitszimmer haben konnte.

Wenn es zur Ruhe geht, dreht es sich wohl mehrere Male rund um, und wenn es schläft, liegt es kreisförmig, die Nase dicht bei der Schwanzwurzel aufwärts gerichtet, wobei der Schwanz rund um den Körper herumliegt, so daß die ganze Länge beinahe zwei Kreise bildet. Gegen Kälte ist es sehr empfindlich. Wenn es nur etwas kalt im Zimmer ist, liegt es beständig in dem Neste, welches es sich von Mos und Federn und mit zwei Ausgängen selbst eingerichtet hat, und wenn man es hinausjagt, zittert es sichtlich. Ist es dagegen warm, sitzt es gern hoch oben auf dem Tannenbüschel, der im Bauer steht. Zuweilen putzt es sich den ganzen Körper bis zum Schwanzende, aber es behelligt seinen Reinlichkeitssinn durchaus nicht, daß nach der Mahlzeit beinahe immer die eine oder andere Feder auf der Nase sitzen bleibt. Wenn ein Licht dem Käfig nahe steht, schließt es, von dem Schein belästigt, die Augen, und eine dichte Ratzenfalle, worin ich es im Zimmer fing, wollte es durchaus nicht gegen den hellen Bauer vertauschen. Im Halbdunkel glänzen seine Augen von einer grünen, klaren und schönen Farbe. — Die ziemlich dichten Stahldrähte an dem Bauer biß es öfters paarweise zusammen, und wenn es allein im Zimmer war, entschlüpfte es auch wohl dem Gebauer. — Einen Beweis seiner Klugheit gab es in den ersten Tagen, wo es sorgfältig seine liebsten Verstecke vermied, sobald es merkte, daß man es von dort in den Bauer locken wollte. Dieser mußte bald gegen einen starken Eisenbauer ausgetauscht werden, dessen Dach und Fußboden von Holz das Thier niemals zu durchbeißen versuchte; dagegen biß es oft in das Eisengitter, um hinauszukommen. Es hatte einen bestimmten Platz für die Losung, und die Einrichtung, wozu Dieses Veranlassung gab, erleichterte sehr das Reinhalten des Bauers.

In den beiden ersten Tagen aß das Hermelin Kopf und Füße von einigen Birkhühnern. Milch leckte es gleich anfangs mit großer Begier und diese war, nebst kleinen Vögeln, seine liebste Speise. Zwei Goldammer reichten kaum für einen Tag aus. Es verzehrte den Kopf zuerst und ließ Nichts, als die Federn übrig. Von größeren Vögeln, als von Hähern und Elstern, ließ es Kopf und Füße zurück. Rohe Hühnereier ließ es mehrere Tage unangerührt, obgleich es sehr hungrig war, bis ich Löcher hinein machte, worauf es den Inhalt schnell ausgetrunken hatte. Frisches Fleisch von Hornvieh nimmt es nicht gern. Es ißt und trinkt mit einem schmatzenden Laut, wie wenn junge Hunde oder Ferkel saugen. Seine Beweglichkeit in der untern Kinnlade ist bemerkenswerth: wenn es frißt, gähnt u. s. w. stellt es sie beinahe senkrecht gegen die Oberkinnlade, wie Schlangen, was unter Anderem Veranlassung gegeben hat, eine Aehnlichkeit zwischen ihm und diesem Thiere zu finden. Beim Fressen hält es die Augen fast geschlossen und runzelt Nase und Lippen so auf, daß das ganze Gesicht eine platte Fläche bildet. Wenn es dann das geringste Geräusch hört, wird es aufmerksam und mordet oder frißt nicht, so lange es sich beobachtet glaubt. Einen kleinen lebendigen Vogel fällt es gewöhnlich nicht gleich an, sondern erst dann, wenn Alles still ist und der Vogel aus Furcht wie unbeweglich dasitzt; dann untersucht es ihn und, wenn es Zeichen von Leben sieht, tödtet es denselben durch Zerquetschen des Kopfes, aber selten schnell und auf einmal, sondern läßt ihn fast immer lange im Todeskampfe zappeln, — eine Grausamkeit, die es auch gegen eine große Wanderratte bewies, die ich lebendig zu ihm hineinließ. Zuerst sprangen beide lange um einander herum, ohne sich anzufallen; sie schienen sich vor einander zu fürchten. Die ungewöhnlich große Ratte war sehr dreist, biß boshaft in ein durchs Gitter gestecktes Stäbchen und hatte in wenigen Minuten die Milch des Hermelins

ausgetrunken. Dieſes ſaß ganz ſtill am andern Ende des $1\frac{1}{2}$ Ellen langen Bauers. Es ſah aus, als wäre die Ratte dort ſchon lange zu Hauſe und das Hermelin eben erſt hineingekommen. Nach vollendeter Mahlzeit wollte indeſſen die erſtere ſich auch ſoweit wie möglich von dem Hermelin entfernt halten; aber als ich ſie zwang, näher zu kommen, war ſie immer die Angreifende, und wären Größe und Bosheit allein entſcheidend geweſen, hätte ich gewiß mit den übrigen Zuſchauern geglaubt, daß der Ausgang ſehr ungewiß ſei. Das Hermelin ſchien ſogar einige Male zu unterliegen, aber daß es doch überlegen war, ſah man an den ſchnelleren und ſicheren Hieben, womit es ſich vertheidigte. Wie eine Schlange zog es ſich nach den Anfällen augenblicklich zurück, die ſo ſchnell geſchahen, daß man nicht Zeit hatte, den geöffneten Rachen zu ſehen. Es war ein Kampf auf Tod und Leben. Die Ratte knirſchte und piepte beſtändig, das Hermelin bellte nur bei der Vertheidigung. Beide ſprangen um einander und gegen das Dach des mehr als eine Elle hohen Bauers hinauf. Als ich ſie lange gegen einander aufgereizt hatte und die Ratte weniger kampfluſtig wurde, begann auch das Hermelin mit ſeinen Angriffen. Alle Anfälle geſchahen offen, von vorn und nach dem Kopf gerichtet. Keines ſchlich ſich hinter das Andere. Bei dem letzten Zuſammentreffen kam das Hermelin auf den Rücken der Ratte, preßte die Vorderfüße dicht hinter den Schultern der Ratte feſt um ihren Leib zuſammen, und da dieſe ſich folglich nicht mehr vertheidigen konnte, lagen ſie beide längere Zeit auf der Seite, wobei der Sieger ſich in den Oberhals der Ratte hineinfraß, bis dieſe endlich ſtarb. Dann zerquetſchte es ihr den Rückgrat der Länge nach und ließ beim Verzehren faſt die ganze Haut, den Kopf, die Füße und den Schwanz zurück. Ganz auf gleiche Weiſe verfuhr das Hermelin mit einer andern, eben ſo großen, lebendigen Ratte. Ich habe nie geſehen, daß es den Säugethieren oder Vögeln, die es getödtet, das Blut ausgeſogen hätte, wie man zuweilen angiebt, aber wohl, daß es ſie gleich auffraß."

Sehr genau ſind Grills Angaben über den Farbenwechſel. Er ſagt: „Am 4. März konnte man zuerſt einige dunkle Haare zwiſchen den Augen bemerken. Am 10. hatte es auf derſelben Stelle einen braunen, hier und da mit Weiß durchbrochenen Flecken, von der Breite der halben Stirne. Ueber den Augen und um die Naſe zeigten ſich nun mehrere kleine dunkle Flecke. Wenn es ſich krumm bückte, ſah man, daß der Grund längs der Mitte des Rückens, unter den Schultern und auf dem Scheitel dunkel war. Am 11. war es den ganzen Rückgrat und über die Schultern entlang dunkel. Am 15. zog ſich das Dunkle ſchon über die Hinter- und Vorderbeine, ſowie ein Stück über die Schwanzwurzel. Am 18. umfaßte das Graubraun den Durchgang zwiſchen den Ohren, den Hinterhals, ungefähr zwei Zoll breit, ebenſo den Rücken, ein Viertel des Schwanzes und zog ſich über Schultern und Hüften bis zu den Füßen. Ueberall war die dunkle und die weiße Farbe ſcharf begrenzt und die erſtere durchaus unvermiſcht mit Weiß, ausgenommen im Geſichte, welches ganz bunt war. Das Braune war dort am dunkelſten und wurde nach hinten zu allmählich heller, ſo daß es über den Lenden und um die Schwanzwurzel gelbbraun oder ſchmuziggelblich war. Der Schwanz hatte nun drei Farben, nämlich ein Viertel braungelb, ein Viertel weiß mit ſchwefelgelbem Anſtrich und die Hälfte ſchwarz. Auch unter dem Bauche war die ſchwefelgelbe Farbe jetzt ſtärker, als vorher. Der Farbenwechſel ging ſehr ſchnell vor ſich, beſonders im Anfang, ſo daß man ihn täglich, ja ſogar halbtäglich bemerken konnte. Am 3. April war nur noch weiß: die untere Seite des Halſes und der Kehle, der ganze Bauch, die Ohren und von da zu den Augen, welche mit einem kleinen Ring umgeben waren, ein halber Zoll vor der ſchwarzen Hälfte des Schwanzes und die ganze Unterſeite ſeiner vordern Hälfte, die ganzen Füße, ſowie die innere Seite der Vorder- und Hinterbeine und die Hinterſeite der Schenkel. — Am 19. waren auch die Ohren, bis auf einen kleinen Theil des untern Randes, braun. — Es iſt an keiner Stelle ſtachelhaarig geweſen, außer an der Stirn, wo mehrere weiße Haare neben einander ſitzen und kleine Flecken bilden. Erſt wuchſen die dunklen Haare auf einmal hervor, und ehe ſie mit den weißen gleich hoch waren, waren dieſe ſchon ausgefallen. Man kann annehmen, daß der eigentliche Wechſel in der erſten Hälfte des März vor ſich ging; nach dem 19. März hat das braune Kleid ſich nur mehr ausgebreitet und allmählich das weiße verdrängt."

Dem fügt der treffliche Beobachter noch Folgendes hinzu: „Erſt den 7. Mai, nachdem ich das Thier ungefähr 4½ Monate gehabt hatte, verſuchte ich, ihm zu ſchmeicheln, obwohl mit Handſchuhen verſehen. Wohl biß es in dieſe hinein, aber ich fühlte keine Zahnſpitzen, und noch weniger ließ es Spuren zurück. Zuerſt ſuchte es meinen Liebesbezeugungen auszuweichen, aber zuletzt ſchienen ſie ihm ſichtbar zu behagen: es legte ſich auf den Rücken und ſchloß die Augen. Den folgenden Tag wiederholte ich meine Verſuche, da ich mir feſt vorgenommen hatte, es ſo zahm wie möglich zu machen. Bald zog ich den Handſchuh ab und beſchäftigte mich mit ihm, doch mit gleicher Sicherheit als vorher. Es ließ ſich willig ſtreicheln und krauen, ſo viel ich wollte, die Füße aufheben u. ſ. w., ja, ich konnte ihm ſogar den Mund öffnen, ohne daß es böſe wurde. Wenn ich es aber um den Leib faßte, glitt es mir leicht und ſchnell wie ein Aal aus den Händen. Man mußte ihm leiſe nahen, wenn es nicht bange werden ſollte, und die Hauptregel bei dieſer, ſowie der Behandlung andrer wilder Thiere iſt die, daß man zu gleicher Zeit zeigt, daß man nicht bange iſt, und dem Thiere nichts Böſes thun will."

„Doch bald war es aus mit meiner Freude. Das Hermelin ſchien mit größerer Schwierigkeit, als vorher, kleine Mäuſe und Vögel zu verzehren, und den 15. Juli lag mein hübſcher „Kiſſe" todt in ſeinem Bauer, nachdem er mir ſieben Monate ſo manches Vergnügen geſchenkt hatte. Ich ſah nun deutlich, was ich ſchon lange zu bemerken geglaubt hatte, nämlich, daß alle Zähne, außer den Raubzähnen in der Oberkinnlade, beinahe ganz abgenutzt waren, die Eckzähne am meiſten. — Kam dies vom hohen Alter? Oder hat das Hermelin ſie durch das Beißen in das Eiſengitter abgenutzt — beim Arbeiten für ſeine Freiheit? Wahrſcheinlich hat Beides zuſammen gewirkt."

„Weil man anzuführen pflegt, daß das Hermelin, wenn es gereizt oder erſchreckt wird, eine übelriechende Feuchtigkeit aus den Schwanzdrüſen ergießt, will ich noch mittheilen, daß mein Hermelin Dieſes niemals aus reiner Bosheit that, auch nicht, wenn es ſehr gereizt wurde, ſondern nur beim Erſchrecken. Wenn es bellend und ziſchend mit geſträubtem Schwanzhaar hervorſtürzte — und Dies that es immer, wenn es böſe war — verbreitete ſich niemals dieſer Geruch, nicht einmal während der Kämpfe mit den größten Ratten, aber wohl, wenn es die Flucht ergriff. Im Anfang der Gefangenſchaft traf Letzteres oft ein, weil es da bei jedem Geräuſch oder jeder eingebildeten Gefahr gleich bange ward, aber nachdem es daran gewöhnt und heimiſch geworden war, ſehr ſelten, und nach zwei oder drei Monaten erinnere ich mich nur einer einzigen Gelegenheit, nämlich, als ich die Thüre ſeines Käfigs heftig zuſchlug. Es ward darüber ſo erſchreckt, daß es bis an die Decke hinaufſprang, und der Geruch verbreitete ſich augenblicklich ſo ſtark, wie in den erſten Tagen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß dieſe Ergießung nicht von dem freien Willen des Thieres abhängt, ſondern durchaus unfreiwillig geſchieht. Es iſt wahrſcheinlich, daß das Hermelin bei großem Schrecken die Schließmuskeln der Afterdrüſen nicht zu ſchließen vermag, und daß deshalb die Flüſſigkeit frei wird. Daſſelbe Verhältniß möchte auch wohl bei allen verwandten Thieren, die mit derartigen Drüſen verſehen ſind, ſtattfinden. Es iſt auch natürlich! Wenn das Thier Grund hat, ſich zu fürchten, bedarf es dieſer kleinen Hilfe in der Stunde der Gefahr; aber wozu ſollte ſie dienen, wenn das Thier überlegen iſt oder im Vertrauen auf ſeine Kraft es zu ſein glaubt?" —

Zwei noch wenig bekannte Thiere, von denen das eine im Norden und Oſten unſers Vaterlandes, das zweite in Amerika hauſt, vermitteln den Uebergang von den eigentlichen Mardern zu den Fiſchottern. Es ſind Dies die Sumpfottern (Vison). Sie haben bereits die breite, flache Schnauze und die runden Lauſcher des Otters, zudem eine, die Zehen mehr als zur Hälfte verbindende, kurzbehaarte Schwimmhaut; im übrigen aber gleichen ſie dem Iltiſſe, welchem ſie auch in der Größe ähneln. Beide ſind auf der Ober- und Unterſeite gleichmäßig braun gefärbt, am Kinn und den Lippen aber regelmäßig, oder mindeſtens oft, weiß gezeichnet.

Bis in die neueste Zeit hinein war über die Lebensweise der beiden Sumpfottern nur höchst wenig bekannt, und auch jetzt noch lassen die veröffentlichten Beobachtungen viel an Vollkommenheit zu wünschen übrig, wenigstens für die europäische Art. Ich danke der Freundlichkeit eines Waidmanns aus der Lübecker Gegend wichtige Bereicherungen unsrer bisherigen Kenntniß, soweit diese den eigentlichen Nörz angeht; über dessen Vertreter in Amerika, den Mink, hat Audubon und neuerdings Prinz von Wied berichtet.

Viele Naturforscher halten den amerikanischen Sumpfotter oder Mink nur für eine klimatische Ausartung des unsrigen, und in der That sind beide Thiere sich sehr nahe verwandt. Doch unterscheidet sich der Mink vom Nörz durch die Verschiedenheit der Leibesverhältnisse hinlänglich, um die entgegengesetzte Ansicht anderer Forscher zu rechtfertigen, d. h. Mink und Nörz als verschiedene Thiere anzusehen. Als Hauptkennzeichen des Erstern mag gelten, daß er kurzköpfiger, aber langschwänziger ist, als unser Nörz. Dem entspricht die verschiedene Zahl der Schwanzwirbel beider Thiere; denn während Hals-, Rücken- und Lendentheil bei Mink und Nörz aus der gleichen Zahl Wirbel besteht, zählt man bei Ersterm 21, bei Letzterm dagegen nur 19 Schwanzwirbel. Diese Unterscheidungsmerkmale sind übrigens die einzigen, welche man aufgefunden hat.

Der Nörz (Vison Lutreola).

Unser Nörz, welcher auch kleiner Fisch- oder Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel und bei Lübeck Menk oder Wassermenk genannt wird (Vison Lutreola), erreicht eine Länge von 19 Zoll, wovon etwas über 5 Zoll auf den Schwanz kommt. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im Ganzen fischotterähnlich, doch ist der Kopf noch schlanker, als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltis, aber alle Zehen sind, wie bemerkt, durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein graulicher, sehr dichter Wollhaar ansitzt. In der Mitte des Rückens dunkelt diese Farbe, am Nacken und Hinterleib am meisten, und auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu sein, als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleib geht die Färbung in Graubraun über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Fleck steht an der Kehle. Die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß.

Eine ganz ähnliche Färbung zeigt auch der Mink (Vison americanus), dessen Pelz weit höher geachtet wird, weil er vollhaarig und weicher ist. Hinsichtlich der Lebensweise werden beide Thiere wahrscheinlich in allem Wesentlichen übereinkommen, und deshalb scheint es mir angemessen, einer

kurzen Schilderung der Sitten und Gewohnheiten unſers Sumpfotters das Wichtigſte aus den Berichten der genannten Naturforſcher über den amerikaniſchen Mink vorausgehen zu laſſen, da ich es mir verſagen muß, die betreffende Beſchreibung vollſtändig zu geben.

Nächſt dem Hermelin iſt nach Audubons Bericht der Mink das thätigſte und zerſtörungswüthigſte kleine Raubthier, welches um den Bauerhof oder um des Landmanns Ententeich ſtreift, und die Anweſenheit von einem oder zwei dieſer Thiere wird an dem plötzlichen Verſchwinden verſchiedener junger Enten und Küchlein bald bemerkt werden. Der wachſame Bauer ſieht vielleicht ein ſchönes, junges Huhn in einer eigenthümlichen und ſehr unwillkürlichen Weiſe ſich bewegen und endlich in irgend einer Höhle oder zwiſchen dem Geſtein verſchwinden. Er hat dann einen Mink beobachtet, welcher den unglücklichen Vogel überfallen und ſeiner Wohnung zugeſchleppt hat. Entrüſtet über dieſe That, eilt er nach Haus, ſein Gewehr zu holen, kehrt zurück und wartet geduldig, bis es dem Strolche gefällig ſein mag, wieder zu erſcheinen. Aber gewöhnlich kann er lange harren, ehe es dem liſtigen Geſchöpfe beliebt, wieder zum Vorſchein zu kommen. Und doch iſt Geduld hier das einzige Mittel, ſich des ſchädlichen Räubers zu entledigen. Audubon erfuhr Dies ſelbſt bei einem Mink, welcher ſich unmittelbar neben ſeinem Hauſe in dem Steindamm eines kleinen Teiches eingeniſtet hatte. Der Teich war eigentlich den Enten des Gehöftes zu Liebe aufgeſtaut worden und bot ſomit dem Raubthiere ein höchſt ergiebiges Jagdgebiet. Sein Schlupfwinkel war mit ebenſoviel Kühnheit, als Liſt gewählt; ſehr nahe am Hauſe und noch näher der Stelle, zu welcher die Hühner des Hofes, um zu trinken, herabkommen mußten. Vor der Höhle lagen zwei große Stücke von Granit: ſie dienten dem Otter zur Warte, von wo aus er Gehöft und Teich überſchauen konnte. Hier lag er tagtäglich ſtundenlang auf der Lauer, und von hier aus raubte er bei hellem, lichtem Tage Hühner und Enten weg, bis unſer Forſcher ſeinem Treiben, obwohl erſt nach längerm Anſtand, ein Ende machte. „Wir thun zu wiſſen," ſagt Audubon, „daß wir nicht die geringſte Abſicht haben, irgend Etwas zur Vertheidigung des Mink zu ſagen, müſſen jedoch hinzufügen, daß, ſo liſtig und zerſtörungsſüchtig er auch iſt, er weit hinter ſeinem nächſten Nachbar, dem Hermelin zurückſteht, weil er ſich mit ſoviel Beute begnügt, als er zur Sättigung bedarf, während das Hermelin bekanntlich in einer Nacht ein ganzes Hühnerhaus veröden kann." Beſonders häufig fand Audubon den Mink am Ohio, und hier beobachtete er, daß ſich derſelbe durch Maus- und Rattenfang auch nützlich zu machen wußte. Neben ſolcher, dem Menſchen nur erſprießlichen Jagd, treibt er freilich allerhand Wilddiebereien und namentlich den Fiſchfang, zuweilen zum größten Aerger des Anglers, deſſen Gebahren das liſtige Thier mit größter Theilnahme verfolgt, um im entſcheidenden Augenblick aus ſeiner Höhle unter dem Weidicht des Ufers hervorzukommen und den von Jenem erangelten Fiſch in Beſchlag zu nehmen. Nach den Beobachtungen unſers Gewährsmanns ſchwimmt und taucht der Mink mit größter Gewandtheit und jagt, wie der Otter, den ſchnellſten Fiſchen, ſelbſt den Lachſen und Forellen mit Erfolg nach. Im Nothfall begnügt er ſich freilich auch mit einem Froſch oder Molch; wenn er es aber haben kann, zeigt er ſich ſehr leckerhaft. Seine feine Naſe geſtattet ihm, eine Beute mit der Sicherheit eines Jagdhundes zu verfolgen, und gute Beobachter ſahen ihn von dieſer Begabung den ausgedehnteſten Gebrauch machen. In dem Moor verfolgt er die Waſſerratten, Rohrſperlinge, Finken und Enten, an dem Ufer der Seen Haſen; im Meere ſtellt er Auſtern nach und vom Grunde der Flüſſe holt er Muſcheln herauf: kurz, er weiß ſich überall nach des Ortes Beſchaffenheit einzurichten und überall Etwas zu erbeuten. Felſige Ufer bleiben unter allen Umſtänden ſein bevorzugter Aufenthalt, und nicht ſelten wählt er ſich ſeinen Stand in unmittelbarer Nähe von Stromſchnellen und Waſſerfällen. Verfolgt flieht er ſtets ins Waſſer und ſucht ſich hier tauchend und ſchwimmend zu retten. Auf dem Land läuft er ziemlich raſch, wird jedoch vom Hunde bald eingeholt und dann ſelbſt zum Klettern gezwungen, und wenn auch Dies nicht aushilft, ſucht er ſich durch Liſt zu retten. In der Angſt verbreitet er einen ſehr widerlichen Geruch, wie der Iltis.

In Nordamerika fällt die Rollzeit des Mink zu Ende Februars oder zu Anfang März. Der Boden iſt um dieſe Zeit mit Schnee bedeckt, und ſomit kann man recht deutlich wahrnehmen, wie raſtlos er iſt.

Man sieht die brünstigen Männchen längs der Stromufer nach Weibchen suchen, und kann es dabei vorkommen, daß eine ganze Gesellschaft unserer Thiere, den Flüssen folgend, sich in Gegenden verirrt, in welchen sie sonst selten oder gar nicht mehr vorkommen. Audubon schoß an einem Morgen sechs alte Männchen, welche unzweifelhaft beabsichtigten, ein Weibchen zu suchen. In einer Woche erhielt der Naturforscher eine große Anzahl von männlichen Minks, jedoch nicht einen einzigen weiblichen, und deshalb spricht er seine Meinung dahin aus, daß die weiblichen Minks während der Rollzeit sich in Höhlen verbergen. Die fünf bis sechs Jungen, welche ein Weibchen wirft, findet man zu Ende Aprils in Höhlen unter den überhängenden Ufern oder auf kleinen Inselchen, im Sumpfe und auch wohl in Baumlöchern. Wenn man sie bald aus dem Neste nimmt, werden sie ungemein zahm und zu wahren Lieblingen. Richardson sah eins im Besitz einer Canadierin, welches sie bei Tage in der Tasche ihres Kleides mit sich herumtrug. Audubon besaß eins über ein Jahr lang und durfte es frei im Haus und Hof umherlassen, ohne daß er Ursache hatte, sich zu beklagen. Es fing wohl Ratten und Mäuse, Fische und Frösche, griff aber niemals die Hühner an. Mit den Hunden und Katzen stand es auf bestem Fuße. Am lebendigsten und spiellustigsten zeigte es sich in den Morgen- und Abendstunden; gegen Mittag wurde es schläfrig. Einen unangenehmen Geruch verbreitete es niemals.

Der Mink geht leicht in alle Arten von Fallen und wird ebenso häufig geschossen, als gefangen. Seine Lebenszähigkeit jedoch macht einen guten Schuß nothwendig.

Prinz von Wied bestätigt Audubons Beschreibung, fügt ihr aber noch hinzu, daß der Mink zuweilen doch mehr, als ein Huhn auf einmal tödte, daß er sich im Winter oft längere Zeit von Flußmuscheln nähre und man deshalb viele leere Muschelschalen in der Nähe seines Wohnplatzes finde, daß er sich im Winter häufig den menschlichen Wohnungen nähere und dann oft gefangen oder erlegt würde, und endlich, daß er, obwohl er außerordentlich geschickt und schnell mit langausgestrecktem Körper schwimme, doch nicht lange unter dem Wasser bleiben könne, sondern mit der Nase bald hervorkomme, um Athem zu holen.

Ueber unsern Nörz sind die Angaben viel dürftiger. Schon Wildungen sagt in seinem 1799 erschienenen „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber", daß der Sumpfotter ein in Deutschland sehr seltenes, manchem wackern Waidmann wohl gar noch unbekanntes Geschöpfchen sei, daß er schon länger gewünscht habe, näher mit ihm vertraut zu werden, und die Erfüllung dieses Wunsches nur der unermüdlichen Fürsorge des Grafen Mellin verdanke. Von diesem Naturforscher theilt er einige Beobachtungen mit.

„In seinem Gang mit gekrümmtem Rücken, in seiner Behendigkeit, durch die kleinsten Oeffnungen zu schlüpfen, gleicht der Nörz noch ganz dem Marder. Gleich dem Frettchen ist er in unaufhörlicher Bewegung, alle Winkel und Löcher auszuspähen. Er läuft schlecht, klettert auch nicht auf die Bäume, ist aber, wie der gemeine Fischotter, ein sehr geübter Schwimmer, welcher sehr lange unter Wasser ausdauern kann. Den reißenden Wellen starker Ströme zu widerstehen, mag er sich wohl zu schwach fühlen, da er weniger an großen Flüssen, sondern mehr an kleinen, fließenden Wässern gefunden wird. Seine Ranz- oder Rollzeit ist im Februar und März, und im April oder Mai findet man an erhabenen, trockenen Orten, in den Brüchen oder Baumwurzeln, in den eigenen Röhren blindgeborne Junge."

„Der Sumpfotter liebt Stille und Einsamkeit an seinem Wohnorte. So sehr er aber auch Menschen flieht und mit großer Klugheit deren Nachstellungen zu entgehen weiß, besucht er doch zuweilen Federviehställe und erwürgt dann, wie Marder und Iltis, so lange noch Federvieh vorhanden und er nicht gestört wird; doch geschieht Dies nur in einsamen Fischerwohnungen, und ich habe nie gehört, daß er in Dörfer gekommen sei, um dort zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Frösche, Krebse, Schnecken; wahrscheinlich mögen ihm aber auch manche junge Schnepfen und Wasserhühnchen zur Beute werden."

„Der anlockende Preis seines Balges, welcher auch im Sommer gut ist, vermehrt die Nach-

ſtellungen auf das immer ſeltener werdende Thier ungemein, und wenn ihm nicht die bisherigen gelinden Winter etwas zuſtatten gekommen ſind, ſo möchte dieſe Thierart auch wohl in ſchwediſch Pommern, woſelbſt Mellin ſie beobachtete, bald gänzlich ausgerottet ſein."

In dieſen Nachrichten iſt eigentlich Alles enthalten, was wir bisher vom Nörz erfahren haben. Die Furcht, daß er in Deutſchland gänzlich ausgerottet ſei, iſt nach und nach ziemlich allgemein geworden; doch iſt ſie glücklicher Weiſe nicht begründet. Der Nörz kommt in Norddeutſchland allerorts, obgleich überall nur ſehr einzeln noch vor. Seine eigentliche Heimat iſt das öſtliche Europa, Finnland, Polen, Litthauen, Rußland. Hier findet man ihn von der Oſtſee bis zum Ural, von der Dwina bis zum ſchwarzen Meer und nicht beſonders ſelten. In Beſſarabien, Siebenbürgen und Galizien lebt er auch. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er ab und zu noch in Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg erwähnt. In den Jagdregiſtern der Grafen Schulenburg-Wolfsburg wird er regelmäßig mit aufgeführt. Man erlegte ihn in den Sumpfniederungen der Aller. In dieſem Jahrhundert iſt er ſehr ſelten geworden, jedoch immer noch einzeln vorgekommen. Nach Blaſius wurde im Jahre 1852 ein Nörz im Harz in der Grafſchaft Stolberg gefangen, nach Hartig ein anderer im Jahre 1859 in der Nähe von Braunſchweig und ein dritter bei Ludwigsluſt in Mecklenburg. Daß er im Holſteiniſchen vorkommt, wußte man, ohne jedoch Sicheres mittheilen zu können. Um ſo erfreulicher war es mir, in den letzten Tagen von einem naturwiſſenſchaftlich gebildeten Waidmann, Herrn Forſtwart Claudius, folgende Nachrichten zu erhalten.

„Soviel mir bis jetzt bekannt geworden, kommt der Nörz in der Umgebung Lübecks auf einem Flächenraume von nur wenigen Geviertmeilen, hier aber nicht ſo ſelten vor, daß er nicht jedem Jäger von Fach unter dem Namen Menk, Ottermenk, wenigſtens oberflächlich bekannt wäre. Als nördliche Grenze dieſes Verbreitungsgebietes könnte man etwa den Himmeldorfſee, als ſüdliche den Schallſee, als öſtliche den Daſſowerſee betrachten. Immerhin tritt er zu vereinzelt auf, und ſein Rauchwerk wird hier zu Lande auch zu ſchlecht bezahlt, als daß man ihm beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß man ihm mit eigenen Lockſpeiſen nachſtellt oder beſondere Fangwerkzeuge, die ſein Aufenthalt am Waſſer geſtatten würde, Fliegenreuſen z. B. gegen ihn in Anwendung bringt. Er geräth faſt immer nur durch Zufall in die Hand des Jägers und Dies ſelten anders als zur Winterzeit, da nur dann dem Raubzeug nachgegangen wird, ſein Gebiet auch häufig nur bei Froſt betreten werden kann. Und ſo iſt leider über ſein Verhalten in der andern Hälfte des Jahres, welche dem Naturforſcher ungleich wichtigere Aufſchlüſſe zu bieten hat, wenig oder Nichts mit Sicherheit zu erfahren. Mir iſt ein einziger Fall zu Ohren gekommen, daß Junge in einem Bau gefunden wurden, und zwar von einem meiner Nachbarn, welcher einmal in der letzten Hälfte des Juli gelegentlich der Bekaſſinenjagd vier bis fünf junge Nörze in einem Erdloch beiſammen traf und aus der Anweſenheit der Mutter mit Beſtimmtheit als den Wurf eines Minks erkannte. Da zu erwarten ſtand, daß dieſe ihre Jungen ſofort entfernen würde, waren auch alle weiteren Beobachtungen unterblieben. Sonſt kommt er höchſtens auf der Entenjagd einmal vor die Flinte, und dann wird er nicht geſchont, da ſein Balg auch im Sommer gut iſt. Bei dieſer Gelegenheit wurde vor einigen Jahren hier in der Nachbarſchaft ein Mink, dem die Hunde von der Waſſerſeite aus zuſetzten, aus dem Kopf einer hohlen Weide herabgeſchoſſen. In den Wintermonaten dagegen kommt der Nörz öfter mit dem Jäger in Berührung, meiſt, wie erwähnt, gelegentlich, wenn auf den Iltis Jagd gemacht wird. Ab und zu wird er auf einer Aeue vor dem Hund geſchoſſen, von dieſem beim Ausrutſchen aus dem Bau gegriffen, am häufigſten aber noch auf dem Teller gefangen. Der Jagdlehrling, welcher die Eiſen abzugehen hat, wird dann aber nicht etwa mit der Freude, mit welcher der Forſcher ihn begrüßen würde, ſondern ſicher mit einem ſauern Geſicht empfangen, weil unſer Nörz kaum die Hälfte des Werthes von einem Iltiſſe hat. Mehr als ein Gulden, derſelbe Preis, den faſt vor 50 Jahren Dietrich aus dem Winkell von der Provinz Brandenburg angiebt, iſt noch heutzutage der übliche, da der Balg weder zum eigenen Gebrauch, noch von Aufkäufern ſehr geſucht wird."

„Die augenfällige Aehnlichkeit, welche er einerſeits mit dem Iltiſſe in der Färbung der Schnauze

Ardeiro

Digitized by Google

und der Behaarung der kurzen Ruthe, andererseits mit dem Otter in der glänzenden Oberfläche des Balges und mit Beiden in der Lebensweise gemein hat, machen die hier allgemein verbreitete Annahme, daß er ein Blendling von Beiden sei, ebenso begreiflich, als verzeihlich; auch erklärt sich der Jäger daraus das stets vereinzelte Auftreten dieses für große Streifzüge über Land scheinbar so untüchtigen Thieres. Der Nörz liebt die brüchigen und schilfreichen Umgebungen von Seen und Flüssen, wo er seine Wohnung, wie der Iltis, auf einer Raupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer andern Richtung, oder gar Gänge nach benachbarten Raupen, sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Bau gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Menge kennt, fällt der Mink unter solchen Umständen sofort und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und verschwindet hier den Blicken. Bemerkenswerth ist, wie er sich hierzu seiner Läufe bedient: er rudert nicht abwechselnd, wie der Iltis, sondern er schnellt sich stoßweise fort und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Es gelingt selten, ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher."

„Die Spur sowohl, wie die einzelne Fährte, ist der des Iltis so ähnlich, daß selbst der geübte Jäger leicht getäuscht wird, da sich bei gewöhnlicher Gangart die kurze Schwimmhaut nicht im Boden abdrückt. Man hat sie im Winter da zu suchen, wo sich das Wasser lange offen zu halten pflegt, in Gräben, welche ein starkes Gefälle haben, in Wasserbächen, über Quellen, wo man zu derselben Zeit den Iltis ebenfalls antrifft, welcher bekanntlich auch unter dem Eise eifrig nach Fröschen fischt. Hier in den Ausstiegen eben unter dem Wasser ist es, wo man hin und wieder den Mink, von Schlamm fast unkenntlich, auf dem Eisen sitzen sieht. Möchte ich nun bald ein ausgesuchtes Stück recht zierlich am Vorderlauf erwischen, damit endlich die längst gewünschte Gelegenheit einer sorgfältigen Beobachtung geboten würde! In Ermangelung eines Bessern schicke ich Ihnen den Balg eines im März dieses Jahres (1863) in Lübeck zum Verkauf gebotenen Mink aus dem Mecklenburgischen."

Ich vermag Vorstehendem Nichts weiter hinzuzufügen, als die Versicherung, daß meinerseits Alles gethan werden wird, um endlich einmal in Besitz eines lebenden Nörz zu gelangen; denn über das Gefangenleben des seltenen Thieres fehlen zur Zeit noch alle Beobachtungen.

An die Sumpfottern reihen sich naturgemäß zwei andere Sippen der Familie an, die Marder des Wassers. In der einen dieser Sippen vereinigt man die Bewohner süßer Gewässer, die Fischottern (Lutra). Alle hierher gehörigen Arten, eine ziemlich bedeutende Anzahl, kennzeichnen sich durch den gestreckten, flachen, auf niederen Beinen ruhenden Leib, den platten, stumpfschnäuzigen Kopf mit kleinen vorstehenden Augen und kurzen, runden Ohren, durch die sehr ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen, den langen, zugespitzten und am Ende flachgedrückten Schwanz und durch das kurze, straffe, glatte, glänzende Haar. Ihre Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig, die beiden mittleren Zehen nur wenig länger, als die seitlichen. Die Sohlen sind theilweise behaart, doch findet das Auftreten fast auf der ganzen Sohle statt. In der Aftergegend ist keine Drüsentasche vorhanden; es finden sich aber zwei Absonderungsdrüsen, welche neben dem After münden. Knochenbau und Gebiß ähneln noch sehr den übrigen Mardern; jedoch giebt sich auch im Gerippe der auffallend flache Schädel mit breitem Hirnkasten und verengter Stirngegend und kurzem Schnauzentheil, als sehr eigenthümliches Merkmal kund.

Die Ottern bewohnen die Flüsse und deren Ufer, im Norden wie im Süden, denn mit Ausnahme von Neuholland und des höchsten Nordens der Erde, sind sie über fast alle Theile der Erde verbreitet und an unbewohnten Flüssen noch heutigen Tages sehr häufige Erscheinungen. Nur gezwungen ent-

fernen sie sich von dem Wasser und auch dann blos in der Absicht, um ein anderes Gewässer aufzusuchen; denn die Fälle, in welchen sie sich auf die Jagd von Landthieren machten, sind sehr selten und immer nur Ausnahmen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft und verstehen es auch, ziemlich lange unter dem Wasser auszuhalten; sie laufen, ihrer kurzen Beine ungeachtet, ziemlich schnell; sie sind stark, muthig und kühn, verständig und zur Zähmung geeignet, leben aber fast überall in gespannten Verhältnissen mit dem Menschen, weil sie diesem einen so großen Schaden zufügen, daß derselbe durch den kostbaren Pelz, den sie liefern, nicht halb aufgewogen werden kann. Ihre Baue graben sie sich an den Ufern der Flüsse und zwar von dem Wasser aus. Man kennt gegenwärtig etwa zwölf Arten.

Europa beherbergt eine einzige Art der Sippe, den gemeinen Fischotter (Lutra vulgaris), welcher sich außerdem noch in dem größten Theile von Nord- und Mittelasien findet. In den Polarländern scheint er nicht weit nach Norden vorzudringen, obgleich er einzeln noch in Lappland wohnt. In Sibirien geht er nur bis zur Nähe des Polarkreises hinauf und von da durch ganz Europa hindurch bis zu dem tiefsten Süden hinab. So ist er in Italien, Spanien und Griechenland, wo er seine Südgrenze erreicht, ebensogut daheim, wie in Mitteleuropa, Großbritannien, Skandinavien und Rußland, oder in den asiatischen Steppen, in Südsibirien, im Altai, in Turan, in der Mongolei, Persien und Mesopotamien. Auch die in Japan vorkommende Art soll mit der unsrigen übereinstimmen und wird deshalb von Vielen als dasselbe Thier angesehen.

Der Fischotter trägt die oben bemerkten Kennzeichen der Sippe vollständig an sich. Seine ganze Leibeslänge beträgt zwei Fuß acht Zoll bis drei Fuß, der Schwanz mißt immer die Hälfte, also von 16 bis 18 Zoll; die Höhe am Widerrist erreicht nur bei den ältesten Männchen mehr, als einen Fuß; das Gewicht schwankt meistens zwischen 20 und 24 Pfund; doch erreichen sehr alte Männchen wohl auch ein solches von 30 Pfund. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen nur durch die etwas geringere Größe, einen kaum merklich schlankern Bau und die hellere Färbung seines Pelzes. Der Leib des Fischotters und noch mehr der verhältnißmäßig kleine, oben stark abgeflachte, doch dabei dicke und breite Kopf erinnert an eine Schlange, und deshalb mag wohl auch das Thier den Schlangennamen erhalten haben. Die abgerundeten Ohren sind sehr kurz und treten blos mit dem Rande aus dem Pelz hervor; sie sind durch eine Klappe verschließbar. Die kleinen Augen stehen nahe an dem Mundwinkel und haben einen runden Stern und kastanienbraune Regenbogenhaut. Der Mund wird von dicken Lippen geschlossen; auf der Oberlippe befinden sich mehrere Reihen langer Schnurren, auf der untern sind diese weniger zahlreich und kürzer. Die Nasenspitze ist unbehaart und von einer netzartig gerissenen, flachwarzigen Haut bedeckt. Die Form dieses nackten Nasenfeldes ist wichtig für die Unterscheidung mancher Arten; bei der europäischen Art wenigstens ist es ganz anders gestaltet, als bei anderen Gattungsverwandten. Die Beine und Füße ähneln im Ganzen denen der Marder: allein die stark entwickelten Bindehäute oder ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen unterscheiden alle Fischottern hinlänglich von jenen. Diese Schwimmhäute erstrecken sich bis in die Mitte der Zehenballen und sind unten ganz nackt, oben dagegen schwach behaart. Der Pelz ist überall dicht und kurz anliegend. Das sehr feine Wollhaar ist im Grunde lichtbraungrau, an der Spitze dunkler, wie das obere Haar, welches etwas starr ist, dabei aber dicht steht und sehr viel Glanz besitzt. Die Gesammtfärbung des Pelzes ist oben gleichmäßig glänzend dunkelbraun, auf der Unterseite etwas heller, unterm Halse und den Kopfseiten am hellfarbigsten, oft etwas weißlichgraubraun. Gewöhnlich finden sich auch einzelne unregelmäßige, reinweiße oder weißliche Flecken zwischen dem Kinn und den Oberkieferästen, sowie auf der Mitte der Oberlippe. Die jüngeren Thiere sind mehr graubraun gefärbt; die sehr selten vorkommenden Ausartungen haben hellröthlichen, gelben oder weißlichen Pelz.

Der Fischotter lebt fast ausschließlich an süßen Gewässern und liebt vor allem Bäche, welche Forellen beherbergen, sonst aber auch Flüsse, deren Ufer auf große Strecken hin mit Wald bedeckt sind.

Hier wohnt er in unterirdischen Gängen, welche ganz nach seinem Geschmack und im Einklange mit seinen Sitten angelegt sind. Die Mündung befindet sich stets unter der Oberfläche des Wassers, gewöhnlich in einer Tiefe von anderthalb bis zwei Fuß. Von hier aus steigt ein etwa vier bis fünf Fuß langer Gang schief nach aufwärts und führt zu dem geräumigen Kessel, welcher regelmäßig mit Gras ausgepolstert und unter allen Umständen trocken ist. Ein zweiter, schmaler Gang läuft von hier aus nach der Oberfläche des Ufers und vermittelt den Luftwechsel. Gewöhnlich benutzt das Thier die vom Wasser ausgeschwemmten Löcher und Höhlungen im Ufer, welche es einfach durch Wühlen und Zerbeißen der Wurzeln verlängert und erweitert. In seltenen Fällen bezieht der Fischotter auch verlassene Fuchs- oder Dachsbaue, wenn solche nicht weit vom Wasser liegen. Unter allen Umständen besitzt er mehrere Wohnungen, es sei denn, daß ein Gewässer außerordentlich reich an Fischen ist, und der Otter deshalb nicht genöthigt wird, größere Streifereien auszuführen. Bei hohem Wasser, welches natürlich seinen Bau auch mit überschwemmt, flüchtet er sich auf nahestehende Bäume oder auch in hohle Stämme und verbringt hier die Zeit der Ruhe und Erholung von seinen Jagdzügen im Wasser.

Soviel Aerger ein Fischotter seines großen Schadens wegen den Besitzern von Fischereien und zumal den leidenschaftlichen Anglern bringt, so anziehend wird er für den Forscher. Sein ganzes Leben ist so eigenthümlicher Art, daß es eine eigene Beobachtung verlangt und deshalb jeden an der schädlichen Wirksamkeit des Thieres unbetheiligten Naturfreund fesseln muß. An dem Fischotter ist Alles merkwürdig, sein Leben und Treiben im Wasser, seine Bewegungen, sein Nahrungserwerb und seine geistigen Fähigkeiten. Er gehört unbedingt zu den sonderbarsten Thieren unsers Erdtheils. Daß er ein echtes Wasserthier ist, sieht man bald, auch wenn man ihn auf dem Lande beobachtet. Sein Gang ist der kurzen Beine wegen schlangenartig kriechend, aber doch ziemlich schnell. Auf Schnee oder Eis rutscht er oft ziemlich weit dahin, wobei ihm das glatte Fell gut zustattenkommt und selbst der kräftige Schwanz zuweilen Hilfe gewähren muß. Dabei wird der breite Kopf ganz gesenkt getragen, der Rücken aber nur wenig gekrümmt, und so gleitet und huscht das Thier in wirklich sonderbarer Weise seines Weges fort. Doch darf man nicht glauben, daß er ungeschickt wäre; denn die Geschmeidigkeit seines Leibes zeigt sich auch auf dem Lande. Er kann den Körper mit unglaublicher Leichtigkeit drehen und wenden, wie er will, und ist im Stande, sich ohne Beschwerde aufzurichten, minutenlang in dieser Stellung zu verweilen und sich, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen, vor- und rückwärts zu wenden, zu drehen und auf- und niederzubeugen. Nur im höchsten Nothfall macht der Fischotter auch noch von einer andern Fertigkeit landlebender Thiere Gebrauch; er klettert nämlich durch Einhäkeln seiner immer noch ziemlich scharfen Krallen an schiefstehenden Bäumen empor, aber freilich so tölpisch und ungeschickt, als möglich.

Ganz anders bewegt er sich im Wasser, seiner eigentlichen Heimat, welche er bei der geringsten Veranlassung flüchtend zu erreichen sucht, um der ihm auf dem feindlichen Lande drohenden Gefahr zu entgehen. Der ganze Bau seines Körpers befähigt ihn in unübertrefflicher Weise zum Schwimmen und Tauchen, der schlangengleiche, breite Leib, mit den kurzen, durch große Schwimmhäute zu kräftigen Rudern umgewandelten Füßen, der starke und ziemlich lange Schwanz, welcher als treffliches Steuer benutzt werden kann, und der glatte, schlüpfrige Pelz vereinigen alle Eigenschaften in sich, welche ein rasches Durchgleiten und Zertheilen der Wellen ermöglichen. Zur Ergreifung der Beute dient ihm das scharfe, vortreffliche und kräftige Gebiß, welches das einmal Erfaßte, und sei es noch so glatt und schlüpfrig, niemals wieder fahren läßt. In den hellen Fluthen der Alpenseen oder des Meeres hat man zuweilen Gelegenheit, sein Treiben im Wasser zu beobachten. Er schwimmt so meisterhaft nach allen Richtungen hin, daß die Fische, denen er nachfolgt, die größte Anstrengung machen müssen, um ihm zu entgehen, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche kommen müßte, um Athem zu schöpfen, würde wohl schwerlich irgend welcher Fisch schnell genug sein, ihm zu entrinnen. Dem Fischotter ist vollkommen gleichgiltig, ob er auf- oder niedersteigt, seitwärts sich wenden, rückwärts sich drehen muß; denn jede nur denkbare Bewegung fällt ihm leicht. Gleichsam spielend dreht er sich im Wasser umher. Wie ich an Gefangenen beobachtete, schwimmt er manchmal auf einer Seite, und

oft dreht er ſich, ſcheinbar zu ſeinem Vergnügen, ſo herum, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, zieht dann die Beine an die Bruſt und treibt ſich noch ein gutes Stück mit dem Schwanze fort. Dabei iſt der breite Kopf in ununterbrochener Bewegung, und die Schlangenähnlichkeit des Thieres wird auffallend groß. Auch bei langem Aufenthalt im Waſſer bleibt das Fell glatt und trocken, und zur Nachtzeit will man bemerkt haben, daß es bei raſchen Bewegungen einen elektriſchen Schein von ſich gäbe. Die Gegend, in welcher ein Fiſchotter ſchwimmt, iſt leicht zu kennen, weil von ihm beſtändig Luftblaſen aufſteigen, und auch um das ganze Fell herum gewiſſermaßen eine Schicht von feinen Luftbläschen ſich befindet. Zur Zeit des Winters ſucht er, wenn die Gewäſſer zugefroren ſind, die Löcher im Eiſe auf, ſteigt durch dieſelben unter das Waſſer und kehrt auch zu ihnen zurück, um Luft zu ſchöpfen. Solche Eislöcher weiß das Thier mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden; und ebenſo geſchickt iſt es, andere, die es auf ſeinem Zuge trifft, zu entdecken. Ein Eisloch braucht blos ſo groß zu ſein, daß der Fiſchotter ſeine Naſe durchſtecken kann, um zu athmen, dann iſt das zugefrorene Gewäſſer vollkommen geeignet, von ihm bejagt zu werden.

Die Sinne des Fiſchotters ſind ſehr ſcharf; er äugt, vernimmt und wittert ausgezeichnet. Schon aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten gewahrt er die Annäherung eines Menſchen oder Hundes, und eine ſolche Erſcheinung iſt für ihn dann ſtets die Aufforderung zur ſchleunigſten Flucht nach dem Waſſer. Die unabläſſigen Verfolgungen, denen er ausgeſetzt iſt, haben ihn ſehr ſcheu und flüchtig, aber auch ſehr liſtig gemacht, und ſo kommt es, daß man Tage lang auf ihn lauern kann, ohne ihn zu gewahren.

Im Freien vernimmt man die Stimme des Fiſchotters viel ſeltener, als in der Gefangenſchaft, wo man ihn weit leichter aufregen kann. Wenn er ſich recht behaglich fühlt, läßt er ein leiſes Kichern vernehmen; verſpürt er aber Hunger, oder reizt man ſeine Freßgier, ſo ſtößt er ein lautes Geſchrei aus, welches wie die oft und raſch nach einander wiederholten Silben „girrk" klingt und ſo gellend iſt, daß es die Ohren beleidigt. Im Zorn kreiſcht er laut auf, in der Verliebtheit pfeift er hell und wohlklingend.

Bei uns zu Lande führt der Fiſchotter eine mehr nächtliche, als tägliche Lebensweiſe. Ueber Tag liegt er in ſeinen Verſtecken verborgen, nach Sonnenuntergang macht er ſich auf ſeine Jagd aus, am liebſten in mondhellen Nächten. An Orten, welche ſelten von Menſchen beſucht werden, betreibt er ſeinen Fiſchfang auch am Tage. So erzählt Prinz von Wied, daß der braſilianiſche Fiſchotter in den wenig beunruhigten Flüſſen leicht erlegt werden könne, weil er ohne Scheu ganz nahe um die Bote herumgaukele und beſtändig hier und da den Kopf über das Waſſer erhebe, ein Fehlſchuß alſo kaum möglich ſei. Da aber, wo der allesbeunruhigende Europäer ſeine Herrſchaft ſchon ausgebreitet hat, würde es ebenſo ſchwer werden, wie bei uns, daſſelbe Thier zu überliſten. In Paraguay und Cayenne leben die gleichen Fiſchottern familienweiſe, ebenfalls in traulicher Harmloſigkeit und Sicherheit in den größeren Flüſſen und bekümmern ſich gar nicht um die dicht zwiſchen ihnen hindurchrudernden Bote. Bei uns iſt Dies freilich anders. Das Thier hat im Verlaufe der Zeit gelernt, wer ſein ärgſter Feind iſt, und ſucht dieſen mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln auszuweichen, und eben deshalb wählt es zu allen Streifereien die Nachtzeit.

Alte Fiſchottern leben gewöhnlich einzeln; alte Weibchen aber ſtreifen lange Zeit mit ihren Jungen umher oder vereinigen ſich wohl auch mit anderen Weibchen und um die Paarungszeit mit ſolchen und Männchen; dann fiſchen ſie in kleinen Geſellſchaften zuſammen. Sie ſchwimmen ſtets ſtromaufwärts und ſuchen einen Fluß nicht ſelten auf Meilen von ihren Wohnungen gründlich ab, beſuchen dabei auch in dem Umfang einer Meile alle Flüſſe, Bäche und Teiche, welche in den Hauptfluß münden oder mit ihm in Verbindung ſtehen. Nöthigenfalls bleiben ſie, wenn ſie der Morgen überraſcht, auch an irgend einem ſchilfreichen Teiche während des Tages verborgen und ſetzen bei Nacht ihre Wanderung fort. In den größeren Bächen z. B., welche in die Saale münden, erſcheinen ſie nicht ſelten drei, ja vier Meilen von deren Mündungen entfernt und vernichten, ohne daß der Beſitzer nur eine Ahnung hat, in aller Stille oft die ſämmtlichen Fiſche eines Teichs.

Die Fischjagd versteht der Fischotter natürlich meisterhaft; er ist im Wasser dasselbe, was der Fuchs und der Luchs im Verein auf dem Lande sind. In den seichten Gewässern treibt er die Fische in den Buchten zusammen, um sie dort leichter zu erhaschen, oder scheucht sie, indem er mehrmals mit dem Schwanze plätschernd auf die Wasseroberfläche schlägt, in Uferlöcher oder unter Steine, wo sie ihm dann sicher zur Beute werden. In tieferen Gewässern verfolgt er den Fisch vom Grund aus und packt ihn rasch am Bauche. Nicht selten lauert er auch seiner Beute auf Stöcken und Steinen auf und taucht plötzlich in das Wasser, sobald er einen Fisch von fern erblickt, folgt ihm in eiligster Hetzjagd eine Strecke weit und faßt ihn, sobald er erschreckt sich zu verbergen sucht. Wenn ihrer zwei einen Lachs verfolgen, schwimmt der eine über, der andere unter ihm, und so jagen sie ihn so lange, bis er vor Müdigkeit nicht weiter kann und sich ohne Widerstand ergeben muß. Der Otter, welcher seine Jagd ohne Mithilfe Anderer seiner Art verfolgen muß, nähert sich den größeren Fischen, welche nicht gut unter sich sehen können, vom Grund aus und packt sie dann von unten plötzlich am Bauche. Die kleineren Fische verzehrt er während seines Schwimmens im Wasser, indem er den Kopf etwas über die Oberfläche emporhebt, größere Fische aber trägt er im Maule nach dem Ufer und verspeist sie auf dem Lande. Dabei hält er die schlüpfrige Beute zwischen seinen Vorderfüßen und beginnt in der Gegend der Schulter zu fressen, schält das Fleisch vom Nacken nach dem Schwanze zu ab und läßt den Kopf, Schwanz und die übrigen Theile liegen. In fischreichen Flüssen wird er noch leckerer und labt sich dann blos an den besten Rückenstücken. So kommt es, daß er in einem Tage oft mehrere große Fische fängt und von jedem blos ein kleines Rückenstückchen verzehrt. Die in der Umgegend solcher Gewässer wohnenden Bauern stören einen so leckern Fischotter durchaus nicht, zumal wenn der Strom oder das Fischrecht in ihm einem größern Gutsbesitzer gehört, wie es in England z. B. häufig der Fall ist. Sie betrachten dann den Fischotter als einen ihnen höchst willkommenen Beschicker ihrer kärglich besetzten Tafel und gehen des Morgens regelmäßig an die Ufer, um die angefressenen Fische aufzuheben und für sich zu verwerthen. Bei Ueberfluß an Nahrung verleugnet der Otter die Sitten seiner Familie nicht. Auch er mordet, wie ich an Gefangenen beobachtete, solange etwas Lebendes in seiner Nähe unter Wasser sich zeigt, und wird durch einen an ihm vorüberschwimmenden Fisch selbst von der leckersten Mahlzeit abgezogen und zu neuer Jagd angeregt. Wenn er zufällig unter einen Schwarm kleiner Fische geräth, fängt er, so rasch als möglich, nach einander einen um den andern, schleppt ihn eiligst ans Land, beißt ihn todt, läßt ihn einstweilen liegen und stürzt sich von neuem ins Wasser, um weiter zu jagen.

Auch von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, kleinen und sogar größeren Vögeln nährt sich der Fischotter, wenn auch natürlich die Fische, zumal Forellen, eine Lieblingsspeise bleiben. Selbst durch seine außergewöhnlichen Jagden wird der Otter schädlich.

„In den schönen Gartenanlagen zu Stuttgart," erzählt Tessin, „sind die Teiche stark mit zahmen und wildem Wassergeflügel, sowie mit Fischen bevölkert. Unter ersteren trieb im Sommer 1824 ein Fischotter seine nächtlichen Räubereien sechs bis sieben Wochen lang, ohne daß irgend eine Spur seiner Anwesenheit bemerkt wurde. Während dieser Zeit wurden alle Entennester, sowohl auf dem Lande, als auf den Inseln zerstört und die Eier ausgesaugt; die jungen Enten und Gänse wurden schnell vermindert, ohne daß Ueberreste hiervon angetroffen worden wären, ebensowenig, als man solche von den gefressenen Fischen auffand. Dagegen fand man täglich zwei bis sieben alte Enten, von welchen nichts als Kopf und Hals verzehrt waren, desgleichen stark verletzte Gänse und Schwäne, die infolge ihrer Wunden bald eingingen. In einer mondhellen Nacht entschloß sich endlich der in den Anlagen wohnende königliche Oberhofgärtner Bosch, sich selbst auf den Platz zu begeben. Von neun Uhr an bis gegen zwölf Uhr wurde das Wassergeflügel beständig beunruhigt und nach allen Richtungen hin umhergetrieben. Unaufhörlich tönte der Angstschrei, besonders der jungen Enten, und es fing erst an, ruhig zu werden, nachdem sich alle auf das Land geflüchtet hatten. Noch war es nicht möglich, zu entdecken, wodurch das Geflügel so in Angst gesetzt worden war, und vergebens versuchte Herr Bosch, dasselbe wieder in den Teich zu treiben. Nach ein Uhr fiel eine wilde Ente

in kurzer Entfernung von dem Versteck des Jägers ins Wasser. Bald darauf bemerkte dieser im Wasser eine schmale Strömung, welche jedoch durchaus kein Geräusch verursachte und das Ansehen hatte, als ob ein großer Fisch hoch ginge, nur daß sich die Strömung weit schneller bewegte, als es geschehen sein würde, wenn ein Fisch die Ursache gewesen wäre. Als die Ente diese Strömung wahrgenommen hatte, stand sie schnell auf und strich weg. Die Strömung kam Bosch immer näher, und Dieser schoß endlich mit starken Schroten auf sie hin. Nach dem Schusse blieb das Wasser ruhig, Bosch nahm einen Kahn, fuhr damit an die Stelle und untersuchte mit dem Ladestock, an dem sich ein Krätzer befand, das Wasser. Er verspürte bald eine weiche Masse, bohrte dieselbe an und brachte einen Fischotter männlichen Geschlechts, welcher von der Nase bis zur Ruthenspitze 4 Fuß maß und 23½ Pfund wog, zum Vorschein. Von nun an hörten alle Verheerungen unter dem Wassergeflügel auf."

Der Fischotter wird wegen der großen Verwüstungen, welche er anrichtet, zu jeder Zeit unbarmherzig gejagt. Seine Schlauheit macht viele Jagdarten, welche man sonst anwendet, langweilig oder unmöglich. Es ist ein seltener Fall, daß man einen Otter auf dem Anstand erlegt; denn sobald er die Nähe eines Menschen wittert, kommt er nicht zum Vorschein. Im Winter ist der Anstand ergiebiger, zumal, wenn man dem Thiere an den Eislöchern auflauert. Unter allen Umständen muß der Schütze unter dem Wind stehen, wenn er zum Ziel kommen will. Am häufigsten fängt man den Otter im Tellereisen, welches man vor seine Ausstiege ohne Köder so in das Wasser legt, daß es zwei Zoll hoch davon überspült wird. Das Eisen wird mit Wassermos ganz bedeckt. Kann man eine solche Falle in einem Bach oder Graben aufstellen, durch welche er fischend von einem Teich zum andern zu gehen pflegt, so ist es um so besser. Man engt alsdann den Weg durch Pfähle derart ein, daß das Thier über das Eisen weglaufen muß. Zufällig fängt man den einen oder den andern auch in Reußen oder sackförmigen Fischnetzen, in welche er bei seinen Fischjagden kommt und, weil er keinen Ausweg wieder findet, erstickt. In meiner Heimat wurde ein Otter mit einem Hamen aus dem Wasser gefischt. Hier und da überrascht man ihn wohl auch bei seinen Landgängen; doch nehmen nur wenige Hunde seine Fährte an, ebensowohl, weil sie die Ausdünstung des Thieres verabscheuen, als auch, weil sie sich vor dem Gebiß desselben fürchten. Der in die Enge getriebene Otter ist nämlich wirklich ein furchterregender Gegner; er dreht sich wüthend seinem Feind zu und kann mit seinem starken Gebiß sehr gefährlich verwunden. Dies erfuhr ein Jäger, welcher einen von seinem Hunde verfolgten Otter in dem Augenblick ergriff, als er sich in das Wasser stürzen wollte. Der Mann hatte das Thier am Schwanze erfaßt, dieses aber drehte sich blitzschnell herum, schnappte nach der Hand und hatte im Nu das Endglied des Daumens abgebissen. Was der Otter gefaßt hat, läßt er nicht wieder los, und wenn man ihn todtschlägt. Auf größeren Seen und Teichen verfolgt man den Otter mit Kähnen und schießt auf ihn, sobald er an die Oberfläche kommt, um Luft zu schöpfen. Die aufsteigenden Luftblasen verrathen den Weg, welchen er unter dem Wasser nimmt und leiten so die Jäger auf ihrer Verfolgung. In tiefem Wasser ist diese Jagdart nicht anwendbar, weil der Otter wie Blei zur Tiefe und dadurch verloren geht; denn wenn er halb verfault wieder emporkommt, ist sein Fell natürlich nicht zu gebrauchen. Nur in Flüssen, in denen es sehr viele Ottern giebt, kann man noch eine andere Jagdweise anwenden. Man zieht in aller Stille große Netze quer durch den Fluß und läßt den Otter durch die erwähnten Hunde treiben. Mehrere Leute mit Gewehren und Spießen stehen an den Netzen oder gehen, wo Dies thunlich, mit den Hunden im Flusse fort. Dann versucht man das Raubthier entweder zu erlegen oder anzuspießen und trägt es dann stolz auf den Spießen nach Hause. So jagt man hauptsächlich in Schottland. Der gefangene Otter zischt und faucht fürchterlich und vertheidigt sich bis zum letzten Lebenshauch. Unvorsichtigen Hunden wird er höchst gefährlich; er zerbeißt ihnen nicht selten die Beinknochen. Die Otterhunde, welche wir kennen lernten, wissen derartigen Unfällen freilich auszuweichen und werden ihres Wildes bald Herr. Im Augenblick des Todes stößt der Otter klagende und wimmernde Töne aus.

Eine festbestimmte Rollzeit hat der Otter nicht, denn man findet in jedem Monat des Jahres

kleine Junge. Gewöhnlich aber fällt die Paarungszeit in das Ende des Februar oder den Anfang des März. Männchen und Weibchen locken sich dann durch einen starken, anhaltenden Pfiff gegenseitig herbei und spielen gar allerliebst mit einander im Wasser umher. Sie verfolgen einander, necken und foppen sich; das Weibchen entflieht spröde, und das Männchen wird immer ungestümer, bis ihm endlich Sieg und Gewähr zum Lohne wird. Neun Wochen nach der Paarungszeit, bei uns gewöhnlich im Mai, wirft das Weibchen in einem sichern, d. h. unter alten Bäumen oder starken Wurzeln gelegenen Uferbau, zwei bis vier blinde Junge auf ein weiches und warmes Graspolster. Die Mutter liebt diese zärtlich und pflegt sie mit der größten Sorgfalt. Aengstlich sucht sie das Lager zu verbergen und vermeidet, um ja nicht entdeckt zu werden, in der Nähe desselben irgend eine Spur von ihrem Raube oder ihrer Losung zurückzulassen. Letztere setzt sie blos auf Steine und Stöcke, welche aus dem Wasser hervorragen, ab, niemals im Wasser, welches sie fortführen und dadurch verrathen könnte! Nach etwa neun bis zehn Tagen öffnen die niedlichen Kleinen ihre Augen, und nach Verlauf von acht Wochen werden sie von der Mutter auf den Fischfang ausgeführt. Sie bleiben nun noch etwa ein halbes Jahr lang unter Aufsicht der Alten und werden von ihr in allen Künsten des Gewerbes gehörig unterrichtet. Im dritten Jahre sind sie erwachsen, oder wenigstens zur Fortpflanzung fähig.

Junge, aus dem Nest genommene und mit Milch und Brod aufgezogene Fischottern können sehr zahm werden. Die schlauen Chinesen benutzen eine Art dieser Thiere ganz regelmäßig zum Fischfang für ihre Rechnung, und auch bei uns zu Lande hat man mehrmals Fischottern zu demselben Zwecke abgerichtet. Ein zahmer Fischotter ist ein sehr niedliches und gemüthliches Thier. Seinen Herrn lernt er bald kennen und folgt ihm zuletzt wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt nach. Er gewöhnt sich fast lieber an Milch- und Pflanzenkost, als an Fleischspeise, und kann dahin gebracht werden, die Fische gar nicht anzurühren. Auch Frauen haben sich mit der Zähmung der Fischottern abgegeben, und Dies ist gewiß ein Beweis von der Liebenswürdigkeit dieser Geschöpfe. Erst vor Kurzem erhielt mein Vater eine ausführliche Beschreibung über das Betragen eines Fischotters in der Gefangenschaft von einem Fräulein, welches den Verlust ihres Lieblings heute noch bedauert. Die Dame hatte das junge Thier mit Milch aufgezogen und so an sich gewöhnt, daß es ihr überall nachlief und, sobald es konnte, an ihrem Kleid emporstieg, um sich in ihren Schos zu legen. Der Otter spielte mit seiner Herrin oder in drolliger Weise mit sich selbst. Er suchte sich einen zu diesem Zweck hingelegten Pelz auf, wälzte sich auf demselben herum, legte sich auf den Rücken, haschte nach dem Schwanze, biß sich in die Vorderpfoten und spielte solange, bis er sich selbst in Schlummer wiegte. Die Dame konnte mit ihm machen, was sie wollte. „So sehr ich das liebe Thierchen", schreibt sie, „mit meinen Liebkosungen plagte, so ruhig duldete es dieselben. Ich legte es minutenlang um meinen Hals, dann auf den Rücken, ergriff es mit beiden Händen und vergrub mein Gesicht in seinem Fellchen; dann hielt ich es unter den Vorderfüßen umfaßt, und drehte es wie einen Quirl herum; alles Dieses ließ es sich geduldig gefallen. — Nur wenn ich es von mir that, bekam es wieder eigenen Willen, den es dadurch kund gab, daß es an mir in die Höhe zu klettern suchte. Dadurch hatte es sich einige Male unangenehm gemacht, indem es dann in mein Kleid biß, wodurch sofort Löcher entstanden, welche, weil ich sie nicht sogleich bemerkte, oft zu einer bedeutenden Größe heranwuchsen. Mit diesem Beißen und seinen schmuzigen Pfötchen konnte es mich recht plagen; denn nie blieb ein Unterkleid einen Tag lang sauber. Ich konnte aber doch nicht umhin, das Thierchen schlafen zu lassen, wo es wünschte. So wurde unsere Liebe gegenseitig und immer inniger, je größer und verständiger der Otter wurde."

Mein Bruder und ich erhielten in Spanien, wo der Fischotter überall häufig ist, einmal drei Junge und hatten sie zu unserer größten Freude schon nach wenigen Tagen so gezähmt, daß wir alles Mögliche mit ihnen anfangen konnten. Unser unstetes Jägerleben gestattete uns leider nicht, die angenehmen Geschöpfe so zu pflegen, wie wir wünschten. Sie verschieden nach und nach auf der Reise.

„Ein Fischotter," sagt Winkell, „welcher unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie stehenden Gärtners aufwuchs, befand sich, noch ehe er halbwüchsig wurde, nirgends so wohl, als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam er zu uns, kletterte auf den Schos, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust und guckte mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrock. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einziges Mal Pfeifen nach Art des Otters, verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namens hin, um ihn sogar aus dem See, in welchem er sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte er apportiren, aufwarten und nächstdem die Kunst, sich fünf bis sechs Mal über den Kopf zu kollern, gelernt und übte Dies sehr willig und zu unserer Freude aus."

„Beging er, was zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so war es für ihn die härteste Bestrafung, wenn er mit Wasser stark besprengt oder begossen ward, wenigstens fruchtete Dies mehr, als Schläge."

„Sein liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund, und sobald sich dieser im Garten nur blicken ließ, war auch gewiß gleich der Otter da, setzte sich ihm auf den Rücken und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Zu anderen Zeiten zerrten sie sich spielend herum; bald lag der Dachshund oben, bald der Otter. War dieser recht bei Laune, so kicherte er dabei in Einem weg. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Entfernung vorüber und schien er nicht willens, seinen Freund zu besuchen, so lud dieser durch wiederholtes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es sein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe."

Die Abrichtung eines gezähmten Otters zum Fischfang ist ziemlich einfach. Das Thier bekommt in der Jugend niemals Fischfleisch zu essen und wird blos mit Milch und Brod erhalten. Nachdem er nun ziemlich erwachsen ist, wirft man ihm einen roh aus Leder nachgebildeten Fisch vor und sucht ihn dahin zu bringen, mit diesem Gegenstande zu spielen. Später wird der Lehrfisch in das Wasser geworfen und schließlich mit einem wirklichen, todten Fisch vertauscht. Nimmt der Otter einmal diesen auf, so wirft man denselben in das Wasser und läßt ihn von dort aus herausholen. Schließlich bringt man lebende Fische in einen großen Kübel und schickt den Otter dahinein. Von nun an hat man keine Schwierigkeiten mehr, den Ottter auch in größere Teiche, Seen oder Flüsse zu senden, und man kann ihn, wenn man die Geduld nicht verliert, soweit bringen, daß er in Gesellschaft eines Hundes sogar auf andere Jagd mitgeht und, sowie dieser, die über dem Wasser geschossenen Enten herbeiholt. Ja, man kennt Beispiele, daß er, wie der Hund, zur Bewachung der Hausgegenstände verwendet werden konnte. Namentlich die Engländer haben es in der Zähmung des Fischotters weit gebracht, wie sie überhaupt die Kunst am besten verstehen, mit Thieren umzugehen.

„Ein wohlbekannter Jäger," erzählt Wood, „besaß einen Otter, welcher vorzüglich abgerichtet war. Wenn er mit seinem Namen „Neptun" gerufen wurde, antwortete er augenblicklich und kam auf den Ruf herbei. Schon in der Jugend zeigte er sich außerordentlich verständig, und mit den Jahren nahm er in auffallender Weise an Gelehrigkeit und Zahmheit zu. Er lief frei herum und konnte fischen nach Belieben. Zuweilen versorgte er die Küche ganz allein mit dem Ergebnisse seiner Jagden, und häufig nahmen diese den größten Theil der Nacht in Anspruch. Am Morgen fand sich Neptun stets an seinem Posten, und jeder Fremde mußte sich dann verwundern, dieses Geschöpf unter den verschiedenen Vorstehe- und Windhunden zu erblicken, mit denen es in größter Freundschaft lebte. Seine Jagdfertigkeit war so groß, daß sein Ruhm sich von Tag zu Tag vermehrte und mehr als einmal die Nachbarn des Besitzers zu dem Wunsche veranlaßte: man möge ihnen das Thier auf einen oder zwei Tage leihen, damit es ihnen eine Anzahl von guten Fischen verschaffe."

Richardson berichtet von einem andern Otter, welchen er gezähmt hatte. Er war ganz an ihn gewöhnt und folgte ihm bei seinen Spaziergängen wie ein Hund, in der anmuthigsten Weise neben ihm herspielend. Bei Ankunft an einem Gewässer sprang der Otter augenblicklich in die Wellen und schwamm nach seinem Belieben da herum. Trotz aller Anhänglichkeit und Freundschaft, welche er seinem Herrn bewies, konnte er doch niemals dahin gebracht werden, diesem seine gemachte Beute

zu überliefern. Sobald er ſah, daß Richardſon in der Abſicht auf ihn zuging, einen Gefangenen ihm zu entreißen, ſprang er ſchnell mit dieſem ins Waſſer, ſchwamm an das andere Ufer, legte ihn dort nieder und verzehrte ihn daſelbſt in Frieden. Zu Hauſe durchſtreifte der Otter nach Belieben Hof und Garten und fand auch dort ſeine Rechnung; denn er fraß das verſchiedenartigſte Ungeziefer, wie z. B. Schnecken, Würmer, Raupen, Engerlinge und dergleichen. Die Schnecken wußte er mit der größten Geſchicklichkeit aus ihrem Gehäuſe zu ziehen. In dem Zimmer ſprang er ſchnell auf die Stühle und Fenſter und jagte dort nach Fliegen, welche er ſehr geſchickt zu fangen wußte, ſobald ſie an den Glastafeln herumſchwärmten. Mit einer ſchönen Angorakatze hatte er eine warme Freundſchaft geſchloſſen, und als ſeine Freundin eines Tages von einem Hunde angegriffen wurde, flog er zu ihrer Hilfe herbei, ergriff den Hund bei den Kinnbacken und war ſo erbittert auf ihn, daß ſein Herr die Streitenden trennen und den Hund aus dem Zimmer jagen mußte.

Die anmuthigſte aller Erzählungen über einen gezähmten Fiſchotter hat unſtreitig der polniſche Edelmann und Marſchall Chryſoſtomus Paſſek uns hinterlaſſen. Er erzählt nach Lenz Folgendes: „Im Jahre 1686, als ich in Ozowka wohnte, ſchickte der König den Herrn Straſzewski mit einem Briefe zu mir; auch hatte der Kronſtallmeiſter mir geſchrieben und mich erſucht, dem König meinen Fiſchotter als Geſchenk zu bringen, indem mir Dies durch allerlei Gnadenbezeugungen würde vergolten werden. Ich mußte mich zur Herausgabe meines Lieblings bequemen. Wir tranken Branntwein und begaben uns auf die Wieſen, weil der Fiſchotter nicht zu Hauſe war, ſondern an den Teichen umherkroch. Ich rief ihn bei ſeinem Namen „Wurm“; da kam er aus dem Schilfe hervor, zappelte um mich herum und ging mit mir in die Stube. Straſzewski war erſtaunt und rief: „Wie lieb wird der König das Thierchen haben, da es ſo zahm iſt!“ Ich erwiderte: „Du ſiehſt und lobſt nur ſeine Zahmheit; Du wirſt aber noch mehr zu loben haben, wenn Du erſt ſeine anderen Eigenſchaften kennſt.“ Wir gingen zum nächſten Teiche und blieben auf dem Damme ſtehen. Ich rief: „Wurm, ich brauche Fiſche für die Gäſte, ſpring ins Waſſer!“ Der Fiſchotter ſprang hinein und brachte zuerſt einen Weißfiſch heraus. Als ich zum zweiten Male rief, brachte er einen kleinen Hecht, und zum dritten Male einen mittlern Hecht, welchen er am Halſe verletzt hatte. Straſzewski ſchlug ſich vor die Stirn und rief: „Bei Gott, was ſehe ich!“ Ich frug: „Willſt Du, daß er noch mehr holt? denn er bringt ſoviel, bis ich genug habe.“ Straſzewski war vor Freude außer ſich, weil er hoffte, den König durch die Beſchreibung jener Eigenſchaften überraſchen zu können; ich zeigte ihm deshalb vor ſeiner Abreiſe alle Eigenſchaften des Thieres.“

„Der Fiſchotter ſchlief mit mir auf Einem Lager und war dabei ſo reinlich, daß er weder das Bett, noch das Zimmer beſchmutzte. Er war auch ein guter Wächter. In der Nacht durfte ſich Niemand meinem Bette nahen; kaum daß er dem Burſchen erlaubte, meine Stiefel auszuziehen, dann durfte er ſich aber nicht mehr zeigen, weil das Thier ſonſt ein ſolches Geſchrei erhob, daß ich ſelbſt aus dem tiefſten Schlaf erwachen mußte. Wenn ich betrunken war, trat der Otter ſolange auf meiner Bruſt herum, bis ich erwachte. Am Tage legte er ſich in irgend einen Winkel und ſchlief ſo feſt, daß man ihn auf den Armen umhertragen konnte, ohne daß er die Augen öffnete. Er genoß weder Fiſche, noch rohes Fleiſch. Wenn mich Jemand am Rock faßte und ich rief: „Er berührt mich!“ ſo ſprang er mit einem durchdringenden Schrei hervor und zerrte Jenen an den Kleidern und Beinen, wie ein Hund. Auch liebte er einen zottigen Hund, der Korporal hieß. Von dieſem hatte er alle jene Künſte erlernt; denn er hielt mit ihm Freundſchaft und war ſowohl in der Stube, als auf Reiſen ſtets bei ihm. Dagegen vertrug er ſich mit anderen Hunden gar nicht. Einſt ſtieg Stanislaus Ozarawski nach einer Reiſe, die wir zuſammen gemacht hatten, bei mir ab. Ich hieß ihn willkommen. Der Fiſchotter, welcher mich drei Tage hindurch nicht geſehen hatte, kam an mich heran und konnte ſich in Liebkoſungen gar nicht mäßigen. Der Gaſt, welcher einen ſehr ſchönen Windhund bei ſich hatte, ſagte zu ſeinem Sohne: „Samuel, halt den Hund, damit er den Fiſchotter nicht zerreiße!“ „Bemühe Dich nicht!“ rief ich; „dies Thierchen, ſo klein es auch iſt, duldet keine Beleidigung.“ „Wie! Du ſcherzeſt!“ erwiderte er, „dieſer Hund packt jeden Wolf und ein Fuchs athmet

nur einmal unter ihm.“ Als der Fischottter genug mit mir gespielt hatte, sah er den fremden Hund, trat an ihn heran und sah ihm starr unter die Augen; auch der Hund betrachtete den Fischotter; dieser aber ging im Kreise herum, beroch ihn bei den Hinterfüßen, trat zurück und entfernte sich. Ich dachte bei mir: er wird dem Hunde Nichts thun. Kaum aber fingen wir an, Etwas zu sprechen, als der Fischotter sich an den Hund schlich und ihn mit der Pfote über die Schnauze schlug, sodaß er zur Thür und von dort hinter den Ofen sprang. Auch dahin folgte er ihm nach. Als der Hund keinen andern Ausweg sah, sprang er auf den Tisch und zerbrach zwei geschliffene, mit Wein gefüllte Gläser; darauf wurde er hinausgelassen und kam nicht mehr ins Zimmer, obgleich sein Herr erst am folgenden Mittag abreiste. Wenn ein Hund auf der Straße den Fischotter beroch, so schrie er so laut, daß jener fortlief.“

„Dieses Thierchen war auch auf der Reise sehr nützlich. Wenn ich während der Fastenzeit an einen Fluß oder Teich kam und den Fischotter bei mir hatte, so stieg ich ab und rief: „Wurm, spring hinein!“ Das Thierchen sprang ins Wasser und brachte Fische heraus, soviel ich für mich und meine Dienerschaft brauchte. Auch Frösche, und was es sonst fand, schleppte es herbei. Die einzige Unannehmlichkeit, welche ich von ihm auf Reisen hatte, war, daß allerwegens die Leute in Haufen zusammenströmten, als wenn das Thierchen aus Indien gewesen wäre. Ich besuchte einmal meinen Oheim Felix Chociewski, bei welchem sich auch der Priester Srebienski befand, der bei Tische neben mir saß, während hinter mir der Fischotter auf den Rücken gestreckt lag, weil er am liebsten auf diese Art ruhte. Als der Priester ihn bemerkte, glaubte er einen Muff zu sehen und faßte ihn an. Der Otter wachte auf, schrie und biß den Priester in die Hand, so daß er vor Schreck ohnmächtig wurde.“

„Straszewski begab sich nun zum König und erzählte ihm Alles, was er gesehen und gehört hatte. Der König ließ mich schriftlich befragen, wieviel ich für den Fischotter verlangte; auch der Kronstallmeister Piekarski schrieb an mich: „Um Gotteswillen, schlage dem König die Bitte nicht ab, gieb ihm den Fischotter, weil Du sonst keine Ruhe haben wirst!“ Straszewski überbrachte mir die Briefe und erzählte, daß der König immer sagte: bis dat, qui cito dat (doppelt giebt, wer bald giebt). Der König ließ auch zwei sehr schöne türkische Pferde von Jaworow holen, sie mit prächtigem Reitzeuge versehen und mir als Gegengeschenk überschicken. Ich sandte nun den Otter in den neuen Dienst. Er bequemte sich ungern dazu, denn er schrie und lärmte in dem Käfig, als er durch das Dorf gefahren wurde. Das Thierchen grämte sich und wurde mager. Als es dem König überbracht wurde, freute er sich unmäßig und rief: „Das Thierchen sieht so abgehärmt aus, doch soll es schon besser mit ihm werden.“ Jeder, der es berührte, wurde von ihm in die Hand gebissen. Der König aber streichelte es, und es neigte sich zu ihm hin; darüber erfreute er sich sehr, streichelte es noch länger, befahl ihm Speisen zu bringen, reichte sie ihm stückweis, und es verzehrte auch Einiges. Er ging in den Zimmern frei und ungehindert zwei Tage umher; auch wurden Gefäße mit Wasser hingestellt und kleine Fische und Krebse hineingesetzt. Daran ergötzte sich der Otter und brachte die Fische heraus. Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Holde Maria, ich werde keine anderen Fische essen, als die, welche der Otter fängt. Wir wollen morgen nach Wilanow fahren, um zu sehen, wie er sich auf's Fischen versteht.“ Der Fischotter aber schlich sich in nächster Nacht aus dem Schlosse, irrte umher und ward von einem Dragoner erschlagen, welcher nicht wußte, daß er zahm war. Das Fell verkaufte er sogleich an einen Juden. Als man im Schlosse aufstand und ihn vermißte, wurde geschrieen, gejammert, nach allen Seiten ausgeschickt. Da findet man den Juden und Dragoner, ergreift sie und führt sie vor den König. Als dieser das Fell erblickte, bedeckte er mit einer Hand seine Augen, fuhr mit der andern in seine Haare und rief: „Schlag zu, wer ein ehrlicher Mann ist, hau zu, wer an Gott glaubt!“ Der Dragoner sollte erschossen werden. Da erschienen Priester, Beichtväter und Bischöfe vor dem König, baten und stellten ihm vor, daß der Dragoner nur in Unwissenheit gesündigt hätte. Sie wirkten endlich soviel aus, daß er nicht erschossen, sondern nur durchgepeitscht wurde.“

Auch alt eingefangene Fischottern werden nicht selten bald zahm. Auf der Leipziger Messe wurden zweimal nach einander ein Paar ausgestellt, welches man in der Saale gefangen hatte. Beide Thiere

waren vollkommen erwachſen, groß und ſchön. Anfangs zeigten ſie ſich ganz unbändig, gierig, wild und biſſig. Ein halbes Jahr ſpäter konnte ſie die Frau des Beſitzers bereits aus dem Waſſer und in die Arme nehmen. Sie lernten bald Allerlei freſſen und verzehrten unter Anderm auch ſehr gern Möhren, ſowie Aepfel und andere Früchte.

Im Hamburger Thiergarten beſitzen wir einen alt eingefangenen Otter, welcher ebenfalls ſehr bald zahm wurde und ſchon nach wenig Wochen auf den ihm beigelegten Namen hörte.

Der Nutzen, welchen der erlegte Fiſchotter gewährt, iſt nicht unbeträchtlich. Das Wildpret des Thieres iſt von den wüthendſten Gegnern aller Naturwiſſenſchaften, den Pfaffen, als eßbar erklärt worden, weil dieſe guten Herrn das Thier, aller Naturgeſchichte zum Trotz, zu den Fiſchen zählen. Doch iſt das Fleiſch zähe und ſchwer verdaulich und kann auch blos durch allerlei Künſte des Kochs einigermaßen ſchmackhaft gemacht werden. Um ſo beſſer iſt der Pelz. Das Fell iſt nämlich ebenſo ſchön und glänzend, wie dauerhaft und warm; es wird daher mit Recht geſchätzt und oft mit 10 bis 18 Thalern unſers Geldes bezahlt. Man verwendet es bei uns zu Müffen, Mützen und Verbrämungen; in Kamtſchatka aber, wo der Fiſchotter ſehr häufig iſt, zum Einpacken der ſehr theuern Zobelfelle, weil man annimmt, daß es alle Näſſe und Feuchtigkeit an ſich zieht und dadurch die Zobelfelle ſchön erhält. Aus den Schwanzhaaren macht man Malerpinſel und aus den feinen Wollhaaren ſchöne und dauerhafte Hüte. Wohl mit Unrecht gelten die Pelze der Fiſchottern, welche an kleinen Flüſſen und Bächen wohnen, für beſſer, als die ſolcher, welche an großen Flüſſen und Seen leben. — Früher wurden auch Blut, Fett und manche Eingeweide des Thieres als Arzneimittel gebraucht.

Der Fiſchotter war ſchon den alten Griechen und Römern bekannt, obwohl ſie über ſein Leben viel fabelten. So glaubte man, daß unſer Thier ſelbſt den Menſchen anfalle und, wenn es ihn mit ſeinem fürchterlichen Gebiß erfaßt habe, nicht eher losließe, als bis es das Krachen der zermalmten Knochen vernehme, und dergleichen mehr.

Obgleich unſere Fiſchottern oder andere, dem Aeußern nach ihnen verwandte Arten zuweilen im Meere wohnen, hat dieſes doch ſein eignes und zwar ein ihm faſt ausſchließlich angehörendes Geſchöpf aus der Marderfamilie, den Kalan oder großen Seeotter (Enchydris Lutra).

Wie der lateiniſche Name zeigt, hat man den Seeotter von den übrigen Fiſchottern getrennt und zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben. Er zeigt auch in der That weſentliche Eigenthümlichkeiten. Seiner äußern Erſcheinung nach iſt er ein robbenähnlicher Fiſchotter, d. h. er ſteht ungefähr zwiſchen den Fiſchottern und Robben in der Mitte. Der Leib iſt walzig, der Hals ſehr kurz und dick, der Kopf rundlich und ſtumpf; die dicken Oberlippen tragen drei Reihen ſehr ſtarker Schnurren, die Augen ſind groß und die Ohren tief herabgedrückt. An den Vorderfüßen ſind die Zehen verkürzt und durch eine ſchwielige, unten nackte Haut verbunden; die Krallen ſind klein und ſchwach gekrümmt; an den Hinterfüßen nehmen die Zehen von den äußeren zu den inneren an Länge ab und ſind durch eine große Schwimmhaut verbunden; der Schwanz iſt kurz, dick zuſammengedrückt, keilförmig zugeſpitzt und dicht behaart. Der Pelz beſteht aus ſehr feinen Wollhaaren und langen, ſteifen Grannen. Im Gerippe- und Zähnebau unterſcheidet ſich das Thier ebenfalls von dem Otter, obwohl nicht ſehr auffällig. Man kennt nur die eine Art.

Sie bewohnt die Inſeln und Küſten des großen Weltmeers zwiſchen Aſien und Nordamerika. An der amerikaniſchen Seite geht ſie weiter nach Süden hinauf, als an der aſiatiſchen. Der Seeotter iſt ein ſchönes, großes Thier von drei bis vier Fuß Länge, ungerechnet den fußlangen Schwanz, welches 70 bis 80 Pfund an Gewicht erreichen kann. Der Pelz iſt ſchwarzbraun mit ſparſamer weißer Sprenkelung. Manchmal haben die Grannenhaare auch weiße Spitzen: dann erſcheint der Pelz ſilberweiß. In der Jugend trägt das Thier ein langes, grobes, weißes Haar, welches die feine braune Wolle verſteckt.

Die beſte Beſchreibung des Seeotters hat Steller gegeben, und noch heut zu Tage hat kein andrer Naturforſcher dieſer vortrefflichen Schilderung Etwas zuzuſetzen oder abzuſprechen vermocht. Dies mag mit darin ſeinen Grund haben, daß der Seeotter ſchon ſeit hundert Jahren in ſtetem Abnehmen begriffen iſt, und ſich gegenwärtig bei weitem nicht mehr mit der Bequemlichkeit beobachten läßt, mit welcher Steller Dies konnte. Es bleibt deswegen nichts Andres übrig, als die Steller'ſche Beſchreibung hier wörtlich folgen zu laſſen.

„Der Pelz des Seeotters," ſagt er, „deſſen Haut loſe auf dem Fleiſche aufliegt, und ſich während des Laufens überall bewegt, übertrifft an Länge, Schönheit und Schwärze das Haar aller Flußbiber ſoweit, daß ſie nicht mit ihm in Vergleichung kommen können. Die beſten Felle werden auf Kamtſchatka zu dreißig, in Jakutzk zu vierzig, an der chineſiſchen Grenze aber gegen Tauſch in Waaren zu 80 bis 100 Rubel bezahlt. Das Fleiſch iſt ziemlich gut zu eſſen und ſchmackhaft. Die Weibchen haben es aber viel zarter und ſind gegen den Gang der Natur kurz vor und nach der Paarungszeit am allerfetteſten und ſchmackhafteſten. Die noch ſaugenden Jungen, welche ihrer ſchlechten Felle

Der Kalan oder großer Seeotter (Enchydris Lutra).

wegen Medwedki oder junge Bären genannt werden, können, ſowohl gebraten, als geſotten, immer mit einem Sauglamm um den Vorzug ſtreiten. Das Männchen hat ein knöchernes Geburtsglied, wie alle anderen warmblütigen Seethiere. Das Weiblein hat zwei Brüſte neben der Scham. Sie begehen ſich auf menſchliche Weiſe."

„Im Leben iſt der Seeotter ein ebenſo ſchönes und angenehmes, als in ſeinem Weſen luſtiges und ſpaßhaftes, dabei ſehr ſchmeichelndes und verliebtes Thier. Wenn man ihn laufen ſieht, übertrifft der Glanz ſeiner Haare den ſchwärzeſten Sammt. Am liebſten liegen ſie familienweiſe; das Männchen mit ſeinem Weibchen, den halberwachſenen Jungen oder Koſchlockis und den ganz kleinen Säuglingen, Medwedkis. Das Männchen liebkoſt das Weibchen mit Streicheln, wozu es ſich der vorderen Tatzen wie der Hände bedient, und legt ſich auch öfters auf daſſelbe, und ſie ſtößt das Männchen ſcherzweiſe und gleichſam aus verſtellter Sprödigkeit von ſich und kurzweilt mit den Jungen wie die zärtlichſte Mutter. Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen iſt ſo groß, daß ſie ſich der augenſcheinlichſten Todesgefahr für ſie unterwerfen und, wenn ſie ihnen genommen werden, faſt wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen ſie ſich dergeſtalt, daß ſie, wie wir aus ziemlich ſicheren Beiſpielen

Digitized by Google

ſahen, in 10 bis 14 Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und ſchwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Man ſieht ſie das ganze Jahr lang mit Jungen. Sie werfen blos Eins und zwar auf dem Lande. Es wird ſehend mit allen Zähnen geboren. Die Weibchen tragen das Junge im Maule, im Meere, auf dem Rücken liegend, zwiſchen den Vorderfüßen wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie ſpielen auch mit demſelben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball; ſtoßen es ins Waſſer, damit es ſchwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu ſich und küſſen es wie ein Menſch. Wie auch die Jäger ihr zu Waſſer oder zu Lande zuſetzen, ſo wird doch das im Maule getragene Junge nicht außer in der letzten Noth oder im Tode losgelaſſen, und deshalb kommen gar viele um. Ich habe den Weibchen abſichtlich die Jungen genommen, um zu ſehen was ſie thäten. Sie jammerten wie ein betrübter Menſch und folgten mir von fern wie ein Hund, als ich ſie forttrug. Dabei riefen ſie ihre Jungen mit jenem Gewimmer, welches ich oben beſchrieb. Als die Jungen in ähnlicher Weiſe antworteten, ſetzte ich ſie an den Boden; da kamen gleich die Mütter herbei und ſtellten ſich bereit, dieſelben fortzutragen. Auf der Flucht nehmen ſie ihre Säuglinge in den Mund, die erwachſenen aber treiben ſie vor ſich her. Einmal ſah ich eine Mutter mit ihrem Jungen ſchlafen. Als ich mich näherte, ſuchte ſie daſſelbe zu erwecken, da es aber nicht fliehen, ſondern ſchlafen wollte, faßte ſie es mit den Vorderfüßen und wälzte es wie einen Stein ins Meer. Haben ſie das Glück, zu entgehen, ſo fangen ſie an, ſobald ſie nur das Meer erreicht haben, ihren Verfolger dergeſtalt auszuſpotten, daß man es nicht ohne ſonderliches Vergnügen ſehen kann. Bald ſtellen ſie ſich wie ein Menſch ſenkrecht in die See und hüpfen mit den Wellen, halten wohl auch eine Vordertatze über die Augen, als ob ſie Einen unter der Sonne ſcharf anſehen wollten. Bald werfen ſie ſich auf den Rücken und ſchaben ſich mit den Vorderfüßen den Bauch und die Scham, wie wohl Affen thun. Dann werfen ſie ihre Kinder ins Waſſer und fangen ſie wieder ꝛc. Wird ein Seeotter eingeholt und ſieht er keine Ausflucht mehr, ſo bläſt und ziſcht er wie eine erbitterte Katze. Wenn er einen Schlag bekommt, macht er ſich dergeſtalt zum Sterben fertig, daß er ſich auf die Seite legt, die Hinterfüße an ſich zieht, und mit den Vordertatzen die Augen deckt. Todt liegt er wie ein Menſch ausgeſtreckt mit kreuzweiſe gelegten Vorderfüßen."

„Die Nahrung des Seeotters beſteht in Seekrebſen, Muſcheln, kleinen Fiſchen, weniger in Seekraut oder Fleiſch. Ich zweifle nicht, daß, wenn man die Koſten daran wenden wollte, die Thiere nach Rußland überzubringen, ſie zahm gemacht werden könnten; ja, ſie würden ſich vielleicht in einem Teiche oder Fluſſe vermehren. Denn aus dem Seewaſſer machen ſie ſich wenig, und ich habe geſehen, daß ſie ſich mehrere Tage in den Inſeen und kleinen Flüſſen aufhalten. Uebrigens verdient dieſes Thier die größte Hochachtung von uns Allen, da es faſt ſechs Monate allein zu unſrer Nahrung und den an der Zahnfäule leidenden Kranken zugleich zur Arznei gedient."

„Die Bewegungen des Seeotters ſind außerordentlich anmuthig und ſchnell. Sie ſchwimmen vortrefflich und laufen ſehr raſch, und man kann nichts Schöneres ſehen, als dieſes wie in Seide gehüllte und ſchwarzglänzende Thier, wenn es läuft. Dabei iſt es merkwürdig, daß die Thiere um ſo munterer, ſchlauer und hurtiger ſind, je ſchöner ihr Pelz iſt. Die ganz weißen, welche höchſt wahrſcheinlich uralte ſind, ſind im höchſten Grade ſchlau und laſſen ſich kaum fangen. Die ſchlechteſten, welche nur braune Wolle haben, ſind meiſt träge, ſchläfrig und dumm, liegen immer auf dem Eiſe oder Felſen, gehen langſam und laſſen ſich leicht fangen, als ob ſie wüßten, daß man ihnen weniger nachſtellt. Beim Schlafen auf dem Lande liegen ſie krumm, wie die Hunde. Kommen ſie aus dem Meer, ſo ſchütteln ſie ſich ab und putzen ſich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen. Sie laufen ſehr geſchwind, wie die Katzen, mit vielen Umſchweifen. Wird ihnen der Weg zum Meere verſperrt, ſo bleiben ſie ſtehen, machen einen Katzenbuckel, ziſchen und drohen, auf den Feind zu gehen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, ſo fallen ſie wie todt hin, und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken laſſen ſie ſich geduldig ſchlagen, ſobald man aber den Schwanz trifft, ſo kehren ſie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor. Manchmal ſtellen ſie ſich auf den erſten Schlag todt und — laufen davon, ſobald man ſich mit anderen beſchäftigt. Wir trieben ſie ziemlich in die Enge

und hoben die Keule in die Höhe, ohne zu schlagen; da legten sie sich nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen sehr langsam und demüthig wie Hunde zwischen uns durch. Sobald sie sich aber außer aller Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meere."

„Im Juli oder August hären sich die Seeottern, jedoch nur wenig, und werden dann etwas brauner. Die besten Felle sind die aus den Monaten März, April und Mai. Vor funfzehn Jahren (jetzt also etwa vor 130) konnte man die besten Felle für ein Messer oder Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben dafür höchstens fünf oder sechs Rubel; jetzt haben sie den angegebenen Preis schon erreicht, hauptsächlich, weil die Chinesen so hohen Werth auf sie legen. Nach China gehen die meisten von allen Fellen, und da die Chinesen meist Seidenpelze tragen, so ziehen sie die schweren Pelze des Seeotters den leichteren des Zobels vor und verbrämen sie auch ringsum. In Kamtschatka giebt es keinen größern Staat, als ein Kleid, zusammengenäht aus weißem Pelz der Renthierfelle mit Otterpelz verbrämt. Vor einigen Jahren trug noch Alles Meerotterkleider; es hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt in Kamtschatka die Hundefelle für schöner, wärmer und dauerhafter."

„Der Seeotter, welcher wegen der Beschaffenheit seines Felles mit Unrecht für einen Biber angesehen, und daher Kamtschatka-Robbe genannt worden, ist ein echter Otter, und unterscheidet sich von dem Flußotter allein darin, daß er sich in der See aufhält, fast um die Hälfte größer ist und an Schönheit der Haare einem Biber ähnelt. Er ist unstreitig ein amerikanisches Seethier und an den Küsten von Asien blos ein Gast und Ankömmling, welcher sich in dem sogenannten Bibermeer unter dem 56. bis 50. Grad der Breite aufhält, wo beide Erdtheile vielleicht nur durch einen 50 Meilen breiten Kanal getrennt sind. Dieser Kanal ist übrigens mit vielen Eilanden angefüllt, und diese machen der Thiere Ueberkunft nach Kamtschatka möglich, weil sie sonst über eine weite See zu gehen nicht im Stande sein dürften. Nach eingezogenen Kundschaften von dem tschuktschischen Volke, weiß ich gewiß, daß diese Thiere gegenüber am Festlande Amerika zwischen dem 58. und 60. Grade anzutreffen sind; man hat auch Felle davon über Annadyrsk durch den Handel bekommen. Vom 56. bis 50. Grad haben wir die Seeottern auf den Inseln am Festlande von Amerika, und unter 60. Grad nahe am Festlande, beim Vorgebirge Eliä, selbst 500 Meilen von Kamtschatka nach Osten hin angetroffen. Die meisten Ottern werden mit dem Treibeis von einer Küste des Festlandes zur andern geführt; denn ich habe mit meinen eignen Augen gesehen, wie gern diese Thiere auf dem Eise liegen, und obgleich wegen gelinden Winters die Eisschollen nur dünn und sparsam waren, wurden sie durch die Fluth auf die Insel und mit abnehmendem Wasser wieder in die See geführt, im Schlafen sowohl, als im Wachen.

„Als wir auf der Beringsinsel anlangten, waren die Seeottern häufig vorhanden. Sie gehen zu allen Jahreszeiten, doch im Winter mehr, als im Sommer, aufs Land, um zu schlafen und auszuruhen, auch um allerlei Spiele mit einander zu treiben. Zur Zeit der Ebbe liegen sie auf den Klippen und auf den abgetrockneten Blöcken, bei vollem Wasser auf dem Lande im Grase oder Schnee bis auf eine halbe, ja eine Werst vom Ufer ab, gewöhnlich jedoch nahe an demselben. Auf Kamtschatka oder den kurilischen Inseln kommen sie selten ans Land, so daß man hieraus sieht, sie seien auf unserer Insel niemals in ihrer Ruhe und ihren Spielen gestört worden."

„Wir jagten sie auf folgende Art: Gewöhnlich des Abends oder in der Nacht gingen wir in Gesellschaft von Zwei, Drei oder Vier, mit langen, starken Stöcken von Birkenholz versehen, gegen den Wind so still als möglich, dicht an dem Ufer hin und sahen uns aller Orten fleißig um. Wo wir nun einen Seeotter schlafend liegen sahen, ging Einer ganz stille auf selbigen los, kroch wohl auch auf allen Vieren, wenn er nahe war; die Anderen benahmen ihm einstweilen den Weg nach der See. Sobald man ihm so nahe kam, daß man ihn mit einem Sprung zu erreichen dachte, fuhr man mit einem Male zu und suchte, ihn mit wiederholten Streichen auf den Kopf zu tödten. Entsprang er aber, ehe man ihn erreichen konnte, so jagten die Andern gemeinschaftlich ihn von der Seeseite weiter nach dem Lande und schlossen ihn im Laufen immer enger ein, da dann dieses Thier, so schnell und geschicklich es auch laufen kann, endlich ermüdete und dann leicht erschlagen wurde. Trafen wir, was

oft geschah, eine ganze Herde an, so wählte sich Jeder sein Thier, welches ihm am nächsten schien, und dann ging die Sache noch besser von statten. Im Anfange brauchten wir wenig Fleiß, List und Behendigkeit, weil das ganze Ufer von ihnen voll war und sie in der größten Sicherheit lagen. Später aber lernten sie unsere Löffel dergestalt kennen, daß man sie blos lauernd und mit der äußersten Vorsicht ans Land gehen sah. Sie schauten allenthalben um sich her, wandten die Nasen nach jeder Gegend hin, um Witterung zu bekommen, und wenn sie sich nach langem Umsehen zur Ruhe gelegt hatten, sah man sie manchmal im Schrecken wieder aufspringen und entweder nochmals sich umsehen oder wieder nach der See wandern. Wo eine Herde lag, waren aller Orten Wachen von ihnen ausgestellt. So hinderten uns auch die boshaften Steinfüchse, welche dieselben mit Gewalt vom Schlaf erweckten oder wachsam erhielten. Deshalb mußten wir immer neue Stellen aufsuchen und immer weiter auf die Jagd gehen, auch die finstere Nacht der hellen, und das ungestüme Wetter dem ruhigen vorziehen, um sie nur zu bekommen, weil unsere Erhaltung darauf beruhte. Aller dieser Hindernisse ungeachtet sind jedoch vom 6. September 1741 bis zum 17. August 1742 über 700 Stück von ihnen durch uns erschlagen, von uns verzehrt und ihre Felle von uns zum Wahrzeichen mit nach Kamtschatka genommen worden. Weil man sie aber öfters ohne Noth, nur der Felle wegen erschlagen, ja auch öfters, wenn diese nicht schwarz genug waren, mit Fell und Fleisch liegen lassen, kam es durch unsere heillose Verfolgung der Thiere dahin, daß wir im Frühjahr, nachdem unsere Mundvorräthe verzehrt waren, die Ottern schon auf funfzig Werste von unseren Wohnungen abgetrieben hatten. Man hätte sich nun gern mit Seehunden begnügt, diese waren aber allzu listig, als daß sie sich weiter auf das Land hätten wagen sollen, und es war immer ein großes Glück, wenn man einen Seehund erschleichen konnte."

„Die Kurilen gehen im Frühjahr mit leeren Booten, worin sechs Ruderer, ein Steuermann und ein Schütze befindlich sind, auf zehn Werste und weiter in die See. Wenn sie einen Seeotter erblicken, rudern sie auf denselben mit allen Kräften los. Der Otter spart aber auch keinen Fleiß, um zu entkommen. Ist das Boot nahe genug, so schießt der Steuermann und die vornsitzenden Schützen mit dem Pfeil nach dem Thiere. Treffen sie es nicht, so zwingen sie es doch unterzutauchen, und lassen es nicht wieder aufkommen, ohne es gleich wieder durch einen Pfeil am Athemholen zu hindern. An den aufsteigenden Blasen bemerken sie, wo sich der Otter hinwendet, und dahin steuert auch der Steuermann das Fahrzeug. Der Vordermann aber fischt mit einer Stange, an welcher kleine Querstöcke wie an einer Bürste sitzen, die wieder emporkommenden Pfeile aus der See auf. Wenn der Otter ein Junges bei sich hat, kommt dieses zuerst außer Athem und ersäuft. Dann wirft es die Alte, um sich besser retten zu können, weg; man fängt es auf und nimmt es in das Boot, wo es nicht selten wieder zu sich kommt. Endlich wird auch die Mutter oder das männliche Thier so athemlos und matt, daß es sich keine Minute lang unter dem Wasser aufhalten kann. Da erlegen es die Jäger entweder mit einem Pfeil oder in der Nähe mit der Lanze."

„Wenn Seeottern in Stellnetze gerathen, womit man sie auch zu fangen pflegt, verfallen sie in eine solche Verzweiflung, daß sie sich einander entsetzlich zerbeißen. Zuweilen beißen sie sich selbst die Füße ab, entweder aus Wuth oder, weil sie selbige verwickelt sehen, aus Verzweiflung."

„Nichts ist fürchterlicher anzusehen, als wenn der Eisgang ankommt, wobei man die Seeottern auf dem aus der See antreibenden Eise jagt und mit Keulen erschlägt. Gewöhnlich ist dabei ein solcher Sturm und ein solches Schneegestöber, daß man sich kaum auf den Füßen erhalten kann, und doch scheuen die Jäger es nicht, selbst in der Nachtzeit auf den Fang zu gehen. Sie laufen auch ohne Bedenken auf dem Eise fort, wenn es gleich im Treiben ist und von den Wellen so gehoben wird, daß sie zuweilen bald auf einem Berge erscheinen und dann wieder gleichsam in den Abgrund fahren. Jeder hat ein Messer und eine Stange in den Händen und lange Schneeschuhe an die Füße gebunden, woran sich Haken von Knochen befinden, um nicht auf dem Eise zu glitschen oder, wo es sich thürmt, herunter zu fallen. Die Häute müssen gleich auf dem Eise abgenommen werden, und darin sind die Kurilen und Kamtschadalen so fertig, daß sie in zwei Stunden oft dreißig bis vierzig abziehen. Manch

mal aber, wenn das Eis gänzlich vom Ufer getrieben wird, müssen sie Alles verlassen und nur sich zu retten versuchen. Dann helfen sie sich mit Schwimmen und binden sich mit einem Stricklein an ihren Hund, der sie getreu mit an das Ufer zieht. Bei günstigem Wetter laufen sie soweit auf das Eis hinaus, daß sie das Land aus dem Gesicht verlieren, doch geben sie bei ihrer Jagd immer auf Ebbe und Fluth Obacht und sehen auch zu, ob der Wind nach dem Lande geht oder nicht."

* * *

Die fünfte Familie unserer Ordnung führt uns liebe, bekannte und befreundete Gestalten aus der Kinderzeit vor. Die eigentlichen Bären sind so ausgezeichnete Thiere, daß wohl Jeder sie augenblicklich erkennt; die seltener zu uns kommenden Arten weichen jedoch in mancher Hinsicht von dem allgemeinen Gepräge ab, und bei einzelnen Sippen muß man schon einiges Verständniß der thierischen Verwandtschaften besitzen, wenn man zurechtkommen will.

Der Leib der Bären ist gedrungen oder selbst plump; die Beine sind mäßig lang, die Vorder- und Hinterfüße fünfzehig und mit großen, gebogenen, unbeweglichen, d. h. nicht einziehbaren, deshalb an der Spitze oft sehr stark abgenutzten Krallen bewaffnet; die Fußsohlen sind fast ganz nackt und berühren beim Gehen den Boden ihrer vollen Länge nach. Der Hals ist verhältnißmäßig kurz und dick, der Kopf länglichrund, mäßig gestreckt, mit zugespitzter aber gewöhnlich gerade abgeschnittener Schnauze. Die Ohren sind kurz und die Augen beziehentlich klein. Sehr ausgezeichnet ist das Gebiß. Die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß und haben oft gelappte Kronen, welche im Einklange stehen mit den starken, meist mit Kanten oder Leisten versehenen Eckzähnen; die Lückenzähne dagegen sind einfach kegelförmig oder nur mit unbedeutenden Nebenhöckern versehen; der Fleisch- oder Reißzahn ist sehr schwach — er fehlt sogar einigen Sippen vollständig und ist bei anderen nur ein starker Lückenzahn mit innerem Höcker. Die Kauzähne sind stumpf und die des Unterkiefers stets länger, als breit. Am Schädel ist der Hirntheil gestreckt und durch starke Kämme ausgezeichnet; die Halbwirbel sind kurz und stark, ebenso auch die 19 bis 21 Rückenwirbel, von denen 14 oder 15 Rippenpaare tragen. Das Kreuzbein besteht aus 3 bis 5 und der Schwanz aus 7 bis 34 Wirbeln. Der innere Leibesbau ist sehr einfach. Die Zunge ist glatt, der Magen ein schlichter Schlauch, der Dünn- und Dickdarm wenig geschieden, der Blinddarm fehlt gänzlich.

Soweit die Vorwesenkunde uns Aufschluß gewähren kann, läßt sich feststellen, daß die Bären schon in der Vorzeit vertreten waren, sich aber, wie es scheint, allgemach vermehrt haben. Gegenwärtig verbreiten sie sich über ganz Europa, Asien und Amerika, ja vielleicht über einen Theil von Nordafrika. Sie bewohnen ebensogut die wärmsten, wie die kältesten Länder, die Hochgebirge, wie die von dem eisigen Meere eingeschlossenen Küsten, wenn auch Gebirge ihre liebsten Aufenthaltsorte zu sein scheinen. Fast sämmtliche Arten hausen in dichten, ausgedehnten Wäldern oder in Felsengegenden, zumeist in der Einsamkeit; nur wenige finden sich auch in der Nähe von bewohnten Orten. Die einen lieben mehr wasserreiche oder feuchte Gegenden, Flüsse, Bäche, Seen und Sümpfe und das Meer, während die anderen trocknen Landstrichen den Vorzug geben. Eine einzige Art, der Eisbär, ist an die Küsten des Meeres gebunden und geht niemals tiefer in das Land hinein; dagegen unternimmt er, auf Eisschollen fahrend, weitere Reisen, als alle übrigen: er durchschifft das nördliche Eismeer und wandert von einem Erdtheile zum andern. Alle anderen Arten schweifen innerhalb eines weniger ausgedehnten Kreises umher. Die meisten Bären leben einzeln d. h. höchstens zur Paarungszeit mit einem Weibchen zusammen; einige sind gesellig und vereinigen sich zu zahlreichen Scharen. Diese graben sich Höhlen in der Erde oder in dem Sande, um dort ihr Lager aufzuschlagen, jene suchen in hohlen Bäumen oder in Felsklüften Schutz. Die meisten Arten sind bei weitem nächtliche oder halbnächtliche Thiere. Sie ziehen nach Untergang der Sonne auf Raub aus und bringen den ganzen Tag über schlafend in ihren Verstecken zu.

Die Bären sind Allesfresser. Mehr, als die übrigen Raubthiere scheinen sie befähigt zu sein, sich zuweilen lange Zeit allein aus dem Pflanzenreiche zu ernähren; und nicht nur eßbare Früchte und Beeren werden dann von ihnen verzehrt, sondern auch Körner, Getreide im reifen und halbreifen Zustande, Wurzeln, saftige Gräser, Baumknospen, Blüthenkätzchen u. s. w. In der Gefangenschaft hat man sie zuweilen längere Zeit blos mit Hafer gefüttert, ohne daß man eine Abnahme ihres Wohlbefindens bemerkt hätte. In der Jugend dürften sie ihre Nahrung ausschließlich aus dem Pflanzenreiche wählen, und auch später ziehen sie Pflanzennahrung dem Fleische noch vor. Sie sind keine Kostverächter, denn sie fressen fast Alles, was genießbar ist: außer den angeführten Pflanzen auch Thiere, und zwar Krebse und Muscheln, Würmer, Kerbthiere und deren Larven, Fische, Vögel und deren Eier, Säugethiere und Aas. Gleichwohl sind sie auch wiederum wahre Leckermäuler: — weiß ja doch fast jedes Kind von ihren Honigdiebstählen und den vielen Unannehmlichkeiten, welche sie dabei erleiden müssen, zu berichten. In der Nähe menschlicher Wohnsitze fügen sie dem Haushalte Schaden zu; Mitglieder der größeren Arten werden zuweilen höchst gefährliche Raubthiere, welche, wenn sie der Hunger quält, selbst größere Thiere anfallen und namentlich unter unseren Hausthieren oft bedeutende Verwüstungen anrichten. Einzelne sind dabei so dreist, daß sie selbst in die Dörfer hineinkommen, um Hausgeflügel zu würgen und Eier zu verzehren oder sogar Ställe aufzubrechen, um dort sich mit leichter Mühe Beute zu holen. Dem Menschen werden die größten blos dann gefährlich, wenn er sich mit ihnen in Kampf einläßt und ihren Zorn reizt.

Man irrt, wenn man die Bewegungen der Bären für plump und langsam hält. Die großen Arten sind zwar nicht besonders schnell und auch nicht geschickt, aber im hohen Grade ausdauernd und demnach fähig; den Mangel an Beweglichkeit zu ersetzen, und auf die kleinen Arten leidet jene Meinung gar keine Anwendung; denn sie bewegen sich außerordentlich behend und rasch. Der Gang auf der Erde ist fast immer langsam. Die Bären treten mit ganzer Sohle auf und setzen bedächtig ein Bein hübsch vor das andere; gerathen sie aber in Aufregung, so können sie gar prächtig zulaufen, und dabei sind einige fähig, auf kurze Strecken hin allein auf den Hinterbeinen einherzugehen. Das Klettern verstehen sie fast alle ziemlich gut, wenn sie es ihrer Schwere wegen auch nur in untergeordneter Weise ausüben können. Viele meiden das Wasser, während die anderen ganz vortrefflich schwimmen und tauchen. Den Eisbären z. B. trifft man oft viele Meilen weit vom Lande entfernt, mitten im Meere schwimmend, und hat dann Gelegenheit, seine Fertigkeit und erstaunliche Ausdauer zu beobachten. Eine große Kraft erleichtert den Bären die Bewegungen und läßt sie Hindernisse überwinden, welche anderen Thieren im höchsten Grade störend sein würden. Diese Kraft kommt ihnen auch bei ihren Räubereien sehr wohl zustatten; sie sind im Stande, eine geraubte Kuh oder ein Pferd mit Leichtigkeit fortzuschleppen oder aber einem andern Thiere durch eine kräftige Umarmung alle Rippen im Leibe zu zerbrechen. Unter ihren Sinnen ist der Geruch entschieden am meisten ausgebildet und nach ihm das Gehör. Das Gesicht ist nur mittelmäßig, der Geschmack nicht besonders und das Gefühl wohl auch ziemlich untergeordnet, obwohl einige in ihrer verlängerten Schnauze ein förmliches Tastwerkzeug besitzen. Die Mehrzahl von ihnen zeigt ziemlich hohe geistige Fähigkeiten. Viele sind verständig und klug; doch fehlt allen die Gabe, listig Etwas zu berechnen und das einmal Beschlossene schlau auszuführen. Sie lassen sich in gewissem Grade zu irgend Etwas abrichten, erreichen jedoch nicht entfernt die geistige Ausbildung welche wir bei unserm klügsten Hausthiere, dem Hunde, zu bewundern gelernt haben. Zwar lassen sie sich ziemlich leicht zähmen, jedoch zeigen nur wenige Arten eine besondere Anhänglichkeit an den Herrn und Pfleger. Dazu kommt, daß sich das Vieh im Alter immermehr herauskehrt, d. h. daß sie tückisch und reizbar, zornig und boshaft werden und dann oft großen Schaden anrichten können. Die unbedeutenden Kunststücke, zu denen man die eine oder die andere Art abrichten kann, sind gar nicht in Betracht zu ziehen, und bei vielen ist von einer Abrichtung überhaupt keine Rede. Ihre Gemüthsstimmung geben sie durch verschiedene Betonung ihrer an und für sich merkwürdigen Stimme zu erkennen.

Dieſe beſteht aus einem dumpfen Brummen, Schnauben und Murmeln, bei anderen in grunzenden und pfeifenden, zuweilen auch in bellenden Tönen.

Alle nördlich wohnenden größeren Bärenarten ſchweifen blos während des Sommers umher und graben ſich vor dem Eintritt des Winters eine Höhle in den Boden oder benutzen günſtig geſtaltete Felſenſpalten und andere natürliche Höhlungen, um dort den Winter zuzubringen. Immer bereiten ſie ſich im Hintergrunde ihrer Wohnung aus Zweigen und Blättern, Mos, Laub und Gras ein weiches Lager und verſchlafen hier in Abſätzen die kälteſte Zeit des Jahres. In einen ununterbrochenen Winterſchlaf fallen die Bären *nicht*, ſie ſchlafen vielmehr in großen Zeiträumen, ohne jedoch eigentlich auszugehen. Dabei iſt es ſonderbar, daß blos die eigentlichen Landbären Winterſchlaf halten, während die Eis- oder Seebären auch bei der ſtrengſten Kälte noch umherſchweifen, oder ſich höchſtens bei dem tollſten Schneegeſtöber ruhig niederthun und ſich hier durch den Schnee ſelbſt ein Obdach bauen d. h. einfach ſich einſchneien laſſen.

Das trächtige Weibchen zieht ſich ſtets in eine Höhlung zurück und wirft da gewöhnlich frühzeitig im Jahre Junge, eins bis ſechs an der Zahl, welche blind geboren und von der Mutter mit aller Sorgfalt genährt, gepflegt, geſchützt und vertheidigt werden. Dieſe Jungen gelten, nachdem ſie einigermaßen beweglich geworden ſind, mit Recht als überaus gemüthliche, poſſirliche und ſpielluſtige Thierchen, welche hauptſächlich durch die komiſche Plumpheit ihrer Bewegungen gefallen.

Der Schaden, welchen die Bären bringen, wird durch den Nutzen, den ſie dem Menſchen gewähren, wenn auch nicht ganz, ſo doch faſt aufgehoben und Dies um ſo eher, als ſie ſich nur in dünn bevölkerten Gegenden aufhalten, wo ſie den Menſchen ohnehin nicht viel Schaden zufügen können. Von faſt allen Arten wird das Fell benutzt und als vorzügliches Pelzwerk hochgeſchätzt. Außerdem genießt man das Fleiſch und verwendet auch die Haut, die Haare und das Fell, ja ſelbſt die Knochen, Sehnen und Gedärme.

Das volksthümlichſte Mitglied der Familie, „*Meiſter Petz*“, mag uns zunächſt mit den Landbären (Ursus) bekannt machen. Merkmale dieſer Sippe ſind Bärengeſtalt mit ſchwachgeſtreckter, ſtumpfſpitziger Schnauze, mittelhohen Beinen mit fünfzehigen Vorder- und Hinterfüßen, deren Sohlen nackt ſind, wenig vorſtreckbare Lippen und ein ſehr zottiges Haar.

Der *gemeine Bär* (Ursus arctos) hat mit ſeinen nächſten Verwandten gemein: den dicken Leib mit gewölbtem, gegen die Schultern hin ſchwachgeſenktem Rücken, den kurzen und dicken Hals, den platten Scheitel, die gewölbte Stirn und die kegelförmige, vorn abgeſtutzte Schnauze, die kleinen Augen mit ſchiefgeſpaltenen Lidern und rundem Stern, die kleinen, runden Ohren und die Zacken am Rande der Unterlippe, den kurzen Schwanz, die ſtarken, mäßig langen Beine und die kurzen Tatzen mit den langen und furchtbaren Krallen. Der zottige Pelz, welcher ihm auch den Namen Zottelbär verſchafft hat, beſteht aus langem, weichen Woll- und längerem Grannenhaar. Er iſt um das Geſicht herum, am Bauche und hinter den Beinen verlängert, an der Schnauze aber verkürzt. Seine Färbung wechſelt vielfach ab und zeigt faſt alle Schattirungen von Braun durch Gelbbraun oder Rothbraun zu Silbergrau, Schwärzlich und Weißſcheckig. Faſt alle Völkerſchaften unterſcheiden nach der Färbung verſchiedene Arten, welche wiſſenſchaftlich jedoch noch nicht anerkannt worden ſind. Demungeachtet unterliegt es nach meinen neueſten Beobachtungen für mich keinen Zweifel, daß in Europa mindeſtens zwei Arten vorkommen: der *braune* oder *Aasbär* (Ursus cadaverinus) und der *ſchwarze* oder *Ameiſenbär* (Ursus formicarius). Letzterer iſt größer, langköpfiger und ſchlichthaariger als der Erſtere, und ſoll ein viel gutmüthigeres und mehr der Pflanzenkoſt zugethanes Thier ſein, als jener, von deſſen Wildheit und Raubgierigkeit viel erzählt wird. — Mit dem Alter wird die Färbung im allgemeinen etwas heller und zugleich einfarbiger; denn in der Jugend hat unſer Bär gewöhnlich ein weißes, ſcharf abgegrenztes, ſchmales Halsband, welches nach

dem ersten Haarwechsel sich mehr und mehr ausdehnt, dabei aber allmählich seine weiße Farbe verliert, schmuzig- oder bräunlichgelb, zuletzt auch gelbbraun wird, bis es endlich kaum mehr zu erkennen ist. Nur höchst selten erhalten sich einzelne weiße Flecken an den Seiten des Halses bis in das spätere Alter.

Meister Petz ist eins der größten Landsäugethiere, welche wir in Europa überhaupt haben. Die Körperlänge eines vollkommen erwachsenen Männchens beträgt fünf bis sechs Fuß, wovon blos drei Zoll auf das Stumpfschwänzchen kommen. Die Höhe am Widerrist schwankt zwischen drei und vier Fuß. Ein so großer Bär erreicht ein Gewicht von 500 bis 600 Pfund. In der Jetztzeit dürften jedoch solche Prachtstücke sehr selten zu finden sein, und ein Männchen von fünf Fuß Länge und 400 bis 500 Pfund Gewicht gilt gegenwärtig bereits als ein sehr starker „Hauptbär." Die Bärin ist immer kleiner und bedeutend leichter, als der Bär. Mit den Jahren nehmen beide Geschlechter noch etwas an Größe und Stärke zu.

Der gemeine Bär (Ursus arctos).

Die guten Tage des Bären sind vorüber. Er kann sich nur an solchen Orten halten, denen der Mensch mit seiner Qual noch ferngeblieben ist. Der fortschreitende Anbau des Bodens, das Lichten der Urwaldungen, welche unser Europa noch besitzt, kurz, das Vordringen des Menschen nach allen Seiten hin, vertreibt unsern Petz mehr und mehr und wird ihn schließlich gänzlich, wenigstens aus Süd- und Mitteleuropa, verbannen. Bereits gegenwärtig kommt der Bär in Mitteldeutschland wie auf den britischen Inseln nicht mehr vor, und auch in seinen eigentlichen Heimatsländern nimmt er von Jahr zu Jahr ab. Noch im siebzehnten Jahrhundert war er in Deutschland ein häufiger Gast: vom Jahre 1611 bis 1653 wurden in Sachsen allein 203 Stücke von ihm erlegt. Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren die Bären in Thüringen noch regelmäßige Erscheinungen. Der Graf Georg Ernst von Henneberg erlegte in dem Amte Schmalkalden allein in zwei Jahren ihrer sieben. Damals fanden sie sich auf dem ganzen Walde in ziemlicher Menge vor; aber schon im Jahre 1686 wurden die letzten Bären in Thüringen beobachtet und einer von ihnen erlegt. Die

Pyrenäen und die aſturiſchen Gebirge, die ganze Alpenkette, die Abruzzen, Karpathen, das ſiebenbürgiſche Erzgebirge und der Balkan, die ſkandinaviſchen Alpen, der Kaukaſus und Ural ſind allerdings noch hübſche Zufluchtsorte für den einſiedleriſchen Geſellen; doch „die Kultur, die alle Welt beleckt", ſtört auch hier bereits in der empfindlichſten Weiſe ſein behäbiges Daſein. Außer den genannten Ländern ſind noch ganz Sibirien und Perſien Aufenthaltsorte unſers Bären. In Afrika hat man ihn mit Beſtimmtheit nicht beobachtet. Ehrenberg behauptet zwar, einen ſchwarzen Bären in Abiſſinien geſehen zu haben, und Plinius führt an, daß in Rom numidiſche Bären in der Arena gekämpft hätten; neuere Reiſende wollen auch im Atlas einen dunkelfarbigen Bären geſehen haben: allein alle dieſe Nachrichten bedürfen noch ſehr der Beſtätigung. In der Schweiz findet ſich der Bär beſonders in Wallis und Graubünden; außerdem trifft man ihn in Tirol, im bairiſchen Hochlande, bei Salzburg und in Kärnten an; doch ſind das eigentlich blos Ueberläufer von den betreffenden Gebirgen in der Nähe und keine ſtändigen Bewohner des niedern Landes. In Oberſchleſien wurde der letzte im Jahre 1770 erlegt, und auf dem Böhmerwalde ſollen auch noch jetzt ab und zu Bären geſchoſſen werden: weiter entfernt ſich das Thier aber nicht von dem eigentlichen Hochgebirge.

Hier bieten ihm die dichten, einſamen Wälder, welche die ſteilen und unzugänglichen Felsthäler umgeben und dunkle Schluchten und unbeſuchte kleine Steinthäler in ſich bergen, noch immer einen Zufluchtsort und zugleich ein erträglich gutes Auskommen. Weit lieber ſind dem Meiſter Petz natürlich jene ungeheuren Waldungen in Rußland, Polen, Galizien und Skandinavien, in welche ſich der naſeweiſe Menſch nur ſelten wagt, um dem dort hauſenden Räubergezücht und Gewild ſeine Herrſchaft aufzuzwingen. Dort erfreut ſich jener noch eines recht annehmlichen und behaglichen Lebens; dort trobdelt er unbehelligt von dem Gebieter der Erde als Fürſt und Herr des Landes von Wald zu Wald, von Berg zu Berg, um ſeiner Aeſung nachzugehen.

Einſame, düſtere Felsgegenden, Brüche und Höhlen, alte verwitterte Baumſtämme, Höhlen im Geklüft oder unter Baumwurzeln, dunkle, undurchdringliche Dickungen bieten ihm ein Obdach und die ihm ſo nothwendige, ſtille Zurückgezogenheit von dem lärmenden Treiben der Welt. Da bummelt er denn ebenſowohl bei Tag, als bei Nacht umher, dem Wild ein Schrecken, dem Räubergezücht ein unerwünſchter Beeinträchtiger des Gewerbes.

In ſeiner Jugend freilich fügt der Bär dem Wolf oder Luchs, dem ſchlauen Fuchs oder dem Vielfraß, welche hier oder dort als Miträuber auftreten, nicht eben großen Schaden zu. Er begnügt ſich mit Pflanzennahrung, äſt ſich wie ein Rind von jung aufkeimendem Korn oder von fettem Graſe, welches er in der plumpſten Weiſe abweidet, frißt Knoſpen, Obſt, Waldbeeren, Schwämme und dergleichen, wühlt einen Ameiſenhaufen auf und erlabt ſich an den Larven deſſelben oder wohl auch an den Alten, deren eigenthümliche Säure ſeinem Gaumen behagen mag; er wittert, zumal im Süden, auch einen Bienenſtock aus, welcher ihm dann gar leckere und dem Süßmaul höchſt willkommene Koſt gewährt. Und wenn auch die erboſten Bienen ihre mühſelig zuſammengetragenen Schätze mit Macht vertheidigen und ihm Stich auf Stich beibringen; er macht ſich daraus nicht viel: ſein Zottelpelz iſt der beſte Schild, und nur dann, wenn die zudringlichen Immen ſich in Scharen auf ſeine Naſe ſetzen, und an dieſer empfindlichen Stelle den Giftſtachel einbohren, ſchüttelt er brummend und ärgerlich das Haupt. Anders beſtellt er ſeinen Tiſch freilich, wenn er alt wird. Irgend ein zufällig in ſeine Gewalt gerathenes Säugethier hat ihn belehrt, daß der Genuß von Fleiſch auch nicht zu verachten und dabei noch etwas ergiebiger iſt, als die mühſam zu erwerbenden Waldbeeren, Kaſtanien oder auch der Honig, und von dieſem Augenblicke an wird Meiſter Petz zum Raubthiere in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Jetzt ſtellt er allen größeren Thieren nach, am liebſten Schafen, doch auch Ochſen, Pferden und verſchiedenem Wild. Größeres Vieh greift der ſtarke Räuber von hinten an, nachdem er es durch langes Umherjagen ermüdet hat, oder ſucht daſſelbe, zumal wenn es auf höheren Bergen weidet, durch das ſchreckerregende Brüllen zu verſprengen und es zu vermögen, ſich freiwillig in den Abgrund zu ſtürzen. Dann klettert er behutſam nach und frißt ſich ſatt da unten. Glückliche Erfolge mehren ſeinen Muth oder ſeine Dreiſtigkeit. Er unternimmt größere und immer

größere Streifzüge und kommt nachts kühn ſelbſt bis an die Dörfer oder einzelnen Ställe heran, um ſich dort mit noch größerer Bequemlichkeit ſeine Beute zu rauben. Manche Bären machen ſich ſogar ihr tägliches Geſchäft daraus, dem Vieh nachzuſtellen, und einzelne Alpenbären wählen ſich mit allem Geſchick einen Ort zum Hinterhalt, von welchem aus ſie die ganze Weide überblicken und den günſtigſten Zeitpunkt wahrnehmen können, auf ſie herunterzuſtürzen. Hat ſich ein Herdenthier von den übrigen getrennt, ſo wird es gewöhnlich die Beute des lauernden Bären, welcher plötzlich hervorkommt und das Thier, es mag ſo behend ſein, als es will, ſolange umherjagt, bis es entweder ermüdet ihm ſich hingiebt oder aus Verzweiflung in den Abgrund ſpringt. Auch an die Ställe kommt er heran und verſucht es ſogar, deren Thüren zu erbrechen.

„Einſt bemerkten die Sennen," erzählt Tſchudi, „die in einer etwas abgelegenen Hütte einer der rauheſten Alpen des Rhäticons eine kleine Herde von Ziegen wohl zu verſorgen gewohnt waren, daß am Morgen ungewöhnlich große Loſung in der Nähe der Hütte lag, das fette Gras um dieſelbe grob abgeweidet, die Thür beſchädigt und zerkratzt war. Die Ziegen kamen ſcheu heraus, doch fehlte keine. Die Hirten kannten die Loſung des fremden Nachtgaſtes nicht, vermutheten aber einen Wolf oder Luchs in der Nähe und durchſuchten die nächſte Umgebung und auch einen tieferliegenden Fichten- und Zirbelkieferwald, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Indeſſen beſchloſſen ſie, dem Wilde aufzupaſſen, und da ſie ſelbſt ohne Feuergewehr waren, ſtieg einer in das nächſte Thaldorf und brachte eine alte Muskete mit, die dann gehörig und andächtig geladen wurde."

„Den Tag über bemerkten ſie an den Ziegen ein ungewohntes Zuſammenhalten und einen ſichtlichen Widerwillen gegen größere Entfernung von der tiefer weidenden Kuhherde. Nur mit Mühe konnten die Thiere abends in ihre Stallung gebracht werden. Zwei von den Sennen ſollten in Flintenſchußweite von derſelben hinter einem Felſen wachen und allenfalls ihre Gefährten in der Alpenhütte wecken. Indeß verging die Nacht unter vergeblichem Paſſen und ebenſo die folgende. In der dritten Nacht, wo wieder zwei Wachen auf der Lauer ſtanden oder ſaßen, wollte ſich abermals nichts Verdächtiges zeigen, und die Sennen ſchliefen ein. Da weckte ſie ein Geräuſch bei der Ziegenhütte. Sie ſahen einen Bären an der Thür drücken und kratzen, dann wieder um dieſelbe herumſchnopern und eine Oeffnung erſpähen. Die Ziegen mußten wach und unruhig geworden ſein; denn die Schellenziegen ließen ſich hören. Den jagdungewohnten Sennen war es unheimlich zu Muthe geworden, und einer von ihnen ſchlich zur Alpenhütte, um die Gefährten zu wecken, während der andere troſtlos ſeine Muskete in Kriegszuſtand zu ſetzen ſuchte. Indeſſen erſchien der Bär wieder vor der Thür, ſuchte dieſelbe aus dem Schloß zu ſtemmen und drückte ſie endlich glücklich ein. Die Ziegen ſtürzten ſcheu und meckernd heraus und kletterten auf die nächſten Felſen. Bald darauf, nachdem er eine der Letzteren erlegt, kam er wieder zum Vorſchein und begann das Euter derſelben gierig vor der Hütte zu verzehren. Da kamen die anderen Sennen mit Scheiten, Melkſtühlen und anderer Landſturmbewaffnung, jedoch mit der größten Vorſicht. Einer von ihnen, welcher in früheren Jahren oft mit auf der Gemsjagd geweſen war, nahm dem Wachtpoſten die Muskete ab, ging auf den Bären zu und zerſchmetterte ihm mit einem ſtarken Streifſchuß die rechte Rippenſeite. Die übrigen kamen nun auch näher und ſchlugen das wüthend um ſich hauende Thier todt."

Es giebt noch mehrere Berichte von ähnlichen Beſuchen der Bären in Viehſtällen, und namentlich in Skandinavien ſollen ſie dieſe Art von Raubzügen gar nicht ſelten ausführen. Dort brechen ſie aber weniger die Thüren auf, ſondern decken vielmehr die Dächer ab, welche blos aus leichtem Laub, Spaltholz und Rinde zu beſtehen pflegen. Da es in Wermeland, überhaupt an vielen Orten Skandinaviens, Gebrauch iſt, die Betten der Viehmägde unter das Dach zu ſetzen, ſo iſt es manchmal geſchehen, daß Freund Petz unwiſſentlich oder unwillentlich zur Kilt gegangen iſt. Das Entſetzen der lieblichen Viehdirnen mag man ſich ſelbſt ausmalen: plötzlich dicht über dem Bett ſolch einen zottigen Liebhaber zu erblicken, iſt für ein Frauengemüth zu viel; — würde doch ſelbſt ein Mann von derartigem Beſuche nicht eben erfreut ſein. Der Hilferuf der Weiber bringt Freund Petz jedoch bald zum Weichen; wenigſtens iſt Dies an zwei Orten im Sprengel von Rada geſchehen.

Gelangt der Bär glücklich in den Viehstall, so schlachtet er hier eine Kuh ab, reißt sie vom Stricke los, umklammert sie mit einem Vorderlaufe, faßt mit der andern Tatze in das Dachgebälk hinein und ist stark genug, um auf diese Weise die Kuh durch die Oeffnung hindurchzuziehen. Dann wird das Opfer auf die Erde hinabgeschleppt, mit Leichtigkeit weitergeschafft und manchmal in einer einzigen Nacht fast ganz aufgefressen. Bei dem Fortschaffen seiner Beute überwindet der Bär Hindernisse aller Art mit größter Leichtigkeit. Er überklettert, wie man vielfach behauptet hat, mit einem erwürgten Pferd oder Rind im Arme sogar jene gefährlichen Alpenstege d. h. zwei neben einander liegende Baumstämme, welche über einen Abgrund führen.

In den Alpen wird der Bär, namentlich an nebligen Tagen, sehr gefährlich, weil er sich dann der Herde unbemerkt nähern und, ohne daß es die anderen Thiere merken, einer Kuh auf den Rücken springen kann. Hat er ein Rind gepackt und wird er von den anderen gemerkt, so sammelt sich die ganze Herde schnaubend und brüllend um ihn her, und die muthigen Stiere gehen mit niedergebeugten Hörnern wohl auch auf ihn los und schlagen ihn in die Flucht. Oft genug kommt es aber vor, daß er dann um so grimmiger ficht und anstatt eines Stückes deren zehn bis zwölf zu Boden schlägt.

Noch ehe das geschlagene Geschöpf ganz verendet ist, beginnt der Bär die Mahlzeit. Seine Lieblingsspeisen sollen das Euter und die Nieren sein; wenigstens behauptet man, daß er diese Theile jedesmal zuerst auffräße. Im Uebrigen nimmt er aber auch recht gern mit euterlosen Thieren, z. B. mit Kälbern vorlieb, und auch Ochsen oder Pferde sind nie vor ihm sicher. Die Hirsche, Rehe oder Gemsen entgehen ihm, Dank ihrer Schnelligkeit, fast regelmäßig; gleichwohl verfolgt er sie, wie im Norden Skandinaviens die Renthiere, lange Zeit. Selbst den Fischen stellt er nach und geht ihnen zu Gefallen weit an den Flüssen empor. Den Rest einer Beute sucht er nicht gern wieder auf; doch kennt man Beispiele, daß ein Bär mehrmals zu einem von ihm erlegten Wilde zurückgekehrt ist. Wenn er gute Pflanzennahrung hat, läßt er übrigens die Thiere in Frieden, und wenn er kleine Thiere in Masse findet, bekümmert er sich nicht besonders um die großen. In manchen Gegenden ist er durchaus harmlos und dabei höchst gemüthlich. „Auf ganz Kamtschatka," sagt Steller, „giebt es schwarze Bären in unbeschreiblicher Menge, und man sieht solche herdenweise auf den Feldern umherschweifen. Ohne Zweifel würden sie längst ganz Kamtschatka aufgerieben haben, wären sie nicht so zahm und friedfertig und leutseliger, als irgendwo in der Welt. Im Frühjahre kommen sie haufenweise von den Quellen der Flüsse aus den Bergen, wohin sie sich im Herbste der Nahrung wegen begeben, um daselbst zu überwintern. Sie kommen an die Mündung der Flüsse, stehen an den Ufern, fangen Fische, werfen sie nach dem Ufer und fressen zu der Zeit, wenn die Fische im Ueberflusse sind, nach Art der Hunde Nichts mehr von ihnen, als den Kopf. Finden sie irgendwo ein stehendes Netz, so ziehen sie solches aus dem Wasser und nehmen die Fische heraus! Gegen den Herbst, wenn die Fische weiter in den Strom aufwärts steigen, gehen sie allmählich mit denselben nach den Gebirgen. — Wenn ein Itällman einen Bären ansichtig wird, spricht er ihn von weitem an und beredet ihn, Freundschaft zu halten. Uebrigens lassen sich die Mädchen und Weiber, wenn sie auf dem Torflande Beeren auffammeln, durch die Bären nicht hindern. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beeren willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sonst fallen sie keinen Menschen an, es sei denn, daß man sie im Schlafe stört. Selten geschieht es, daß der Bär auf einen Schützen losgeht, er werde angeschossen oder nicht. Sie sind so frech, daß sie, wie Diebe, in die Häuser einbrechen und, was ihnen vorkommt, durchsuchen."

Mit diesen Angaben steht eine Erzählung Atkinsons vollständig im Einklange: „Zwei Kinder von vier und sechs Jahren hatten sich vom Hause entfernt, wurden nach einiger Zeit vermißt und erst im Dorfe, dann aber im Mor ängstlich gesucht. Zu nicht geringem Schrecken fanden die Eltern ihre Sprößlinge im Spiel mit einem Bären begriffen. Eines der Kinder fütterte das Ungeheuer, das andere saß ihm auf dem Rücken: — und Meister Petz erwiederte die kindlich-unbefangene Zutraulichkeit in der liebenswürdigsten Weise. Im höchsten Entsetzen stießen beide Eltern einen lauten Schrei aus und scheuchten damit den Spielgefährten ihrer Kinder in die Flucht."

Wahrscheinlich sind die Bären am Ausflusse des Amur auch so gemüthliche Burschen und verdienen daher die Hochachtung, welche man ihnen dort zollt. Die Jakuten halten den Bären für einen höchst gerechten Gesellen und einen Rächer der Lüge; sie sehen daher auch diejenigen Eide als ganz besonders kräftige oder heilige an, bei denen der Schwörende in ein Bärenfell beißt! Dabei sind sie der festen Ueberzeugung, daß der Bär ihre Sprache verstehe und wagen es nie, Schlechtes von ihm zu reden, sondern lobhudeln ihn fortwährend in der erbärmlichsten Weise, wie Höflinge den Fürsten oder Pfaffen ihren Gott. — In anderen Gegenden werden die Bären wirklich als Götter angesehen und mit Fischen wohl gemästet. Freilich behauptet man auch, daß die guten Leute ihre Götter, wenn sie recht fett geworden sind, abschlachten und aufzehren, und Das würde sich freilich mit der Anbetung nicht eben gut vertragen.

In den übrigen Ländern benimmt sich Freund Petz, wie wir später sehen werden, etwas anders, als in Nord- und Ostasien, obgleich er den Menschen immer nur selten, und ungereizt wohl niemals angreift.

Die Bewegungen des Bären erscheinen plumper, als sie wirklich sind; denn das Thier läuft, trotz seines gemächlichen Ganges auf ruhigen Streifzügen, bei Erregung sehr schnell und ist jedenfalls im Stande, auf ebenem Boden einen Menschen bald einzuholen. Bergauf geht sein Lauf verhältnißmäßig noch schneller, als auf der Ebene, weil ihm seine langen Hinterbeine hier trefflich zustattenkommen; bergunter dagegen kann er nur langsam laufen, weil er sich sonst leicht überpurzeln würde. Blos im Februar, in welcher Zeit sich seine Sohlen häuten, geht er nicht gut. Außerdem versteht er, recht tüchtig zu schwimmen und geschickt zu klettern. Schon ganz junge Bären werden von ihren Müttern gelehrt, die Bäume zu besteigen; sie lernen diese Fertigkeit aber auch ganz von selbst, wie ich an Gefangenen vielfach beobachten konnte. Es ist höchst spaßhaft anzusehen, wie sie von den Bäumen rücklings wieder herunterkriechen; denn alle Bären klammern sich beim Klettern mit größter Sorgfalt an die Aeste an und zeigen eine große Furcht vor dem Herunterfallen. Die gewaltige Kraft und die starken, harten Nägel erleichtern dem Bären das Klettern ungemein; er vermag selbst an steilen Felsenwänden hinanzusteigen, wenn er nur irgend einen Anhaltspunkt an denselben findet. Vor dem Wasser scheut er sich gar nicht; er sucht es häufig im Sommer auf, um sich zu kühlen, und verweilt dann lange Zeit und gern darin. Bei Verfolgung wirft er sich dreist in einen Strom und setzt schnurgerade über.

Unter seinen Sinnen scheint der Geruch am vorzüglichsten zu sein, und wahrscheinlich dient dieser ihm am besten beim Aufsuchen der Beute. Er soll einen sich ihm nähernden Menschen auf zwei- bis dreihundert Schritte Entfernung wittern und eine Fährte sicher verfolgen können. Auch das Gehör ist trotz der kurzen Lauscher scharf, das Gesicht dagegen ziemlich schlecht, wenn auch die Bärenaugen nicht blöde genannt werden dürfen; der Geschmack ist, wie schon erwähnt, eigenthümlich ausgebildet.

Das geistige Wesen des Bären ist von jeher sehr günstig beurtheilt worden.

„Kein anderes Raubthier," sagt Tschudi, „ist so drollig, von so gemüthlichem Humor, so liebenswürdig, als der gute Meister Petz. Er hat ein gerades, offenes Naturell ohne Tücke und Falsch. Seine List und Erfindungsgabe ist ziemlich schwach. Was der Fuchs mit Klugheit, der Adler mit Schnelligkeit zu erreichen sucht, erstrebt er mit gerader, offener Gewalt. An Plumpheit dem Wolfe ähnlich, ist er doch von ganz anderer Art, nicht so gierig, reißend, häßlich und widerwärtig. Er lauert nicht lange, sucht den Jäger nicht zu umgehen oder von hinten zu überfallen, verläßt sich nicht in erster Linie auf sein furchtbares Gebiß, mit dem er Alles zerreißt, sondern sucht die Beute erst mit seinen mächtigen Armen zu erwürgen und beißt nur nöthigenfalls mit, ohne daß er am Zerfleischen eine blutgierige Mordlust bewiese, wie er ja überhaupt, als von sanfterer Art, gern Pflanzenstoffe frißt. Seine ganze Erscheinung hat etwas Edleres, Zutraulicheres, Menschenfreundlicheres, als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seines Gleichen, lungert nicht des Nachts in dem Dorfe herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt im Wald, als seinem

eigentlichen Jagdgebiet. Der Wolf macht oft, besonders im Herbst und Winter, Streifzüge von 40 bis 50 Meilen; der Bär geht selten 10 bis 15 Meilen weit von seiner Höhle. Doch macht man sich öfters von ihm, in Bezug auf seine Langsamkeit, unrichtige Vorstellungen, und namentlich wenn er in Gefahr geräth, verändert sich sein ganzes Naturell bis zur reißendsten Wuth."

Ich vermag es nicht, mich dieser Charakterzeichnung des Bären vollständig anzuschließen. Er erscheint allerdings komisch, ist aber nichts weniger, als gutmüthig oder liebenswürdig. Er ist auch nur dann muthig, wenn er keinen andern Ausweg sieht. Er ist geistig wenig begabt, ziemlich dumm, gleichgiltig und träge. Alle Katzen und Hunde sind gescheiter, als er. Seine Gutmüthigkeit ist einzig und allein in seiner geringen Raubfertigkeit begründet, sein drolliges Wesen vorzugsweise durch seine Gestalt bedingt. Die Katze ist muthig, der Hund listig fein; der Bär ist grob und ungeschliffen. Sein Gedächtniß ist schwach; berechnenden Verstand besitzt er nicht. Sein Gebiß weist ihm gemischte Nahrung an; er raubt daher selten und nur in beschränktem Grade. Dieses Verdienst ist gering und nicht ihm zuzurechnen. Lehre und Unterricht nimmt er nur in geringem Maße an; wirklicher Freundschaft zu dem Menschen ist er nicht fähig. Den Fraß liebt er mehr, als seinen Pfleger. Er bleibt auch diesem gegenüber immer grob — und gefährlich. Der Wolf steht ganz entschieden höher, als er, und muß also edler genannt werden. —

Vor dem Eintritte des Winters bereitet sich der Bär eine Schlafstätte, oft zwischen Felsen oder in Höhlen, welche er vorfindet oder sich selber gräbt, oft auch in einer dunklen Dickung, wo er dann mit Zweigen und Blättern sich ein hüttenähnliches Obdach zurecht macht. Das Lager wird sorgfältig, aber kunstlos mit Mos, Laub, Gras und Zweigen ausgepolstert und ist in der That ein sehr bequemes, hübsches Bett. Mit Eintritt strengerer Kälte bezieht er seinen Winterschlupfwinkel und verweilt hier während der kalten Jahreszeit. Er hält Winterschlaf; derselbe unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem anderer Thiere: denn der Bär schläft blos den größten Theil des Winters, keineswegs aber in einem Zuge, sondern in Absätzen, und nicht einmal das Männchen verfällt in einen ähnlichen, todtengleichen Schlaf, wie das Murmelthier oder der Siebenschläfer. Schinz sagt von den Bären im Stadtgraben zu Bern hierüber Folgendes: „Wochen oder Monate durch dauert der Winterschlaf nicht. Die Bären, welche in ihrem Stall einen warmen Rückzug haben, fressen im Januar und Februar sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, und kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freien Graben zum Vorschein; besonders erscheinen sie täglich, um zu saufen. Sie schlafen dabei mehr und tiefer, als gewöhnlich."

Ich kann nach den Beobachtungen, welche ich an den Bären unsers Thiergartens angestellt habe, behaupten, daß gefangene Bären sich im Winter kaum anders benehmen, als im Sommer. Solange ihnen regelmäßig Nahrung gereicht wird, fressen sie fast eben soviel wie sonst, und in milden Wintern schlafen sie auch nicht mehr, als im Sommer. Jedenfalls sind sie, wenn die Zeit des Gebärens herannaht, vollständig wach und munter. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Winterschlaf der Bären nicht mehr als eine Sage ist, deren Ursprung in der gerade im Winter sich besonders zeigenden Faulheit der Thiere seinen hauptsächlichsten Grund haben mag.

Bei milder Witterung verläßt der freilebende Bär oft schon im Januar seine Höhle ab und zu, und streift umher, um sich, so gut es geht, zu äsen oder um zu trinken. Bei erneuter Kälte zieht er sich wieder in sein Lager zurück und verbirgt sich wieder. Da er sich während des Sommers und Herbstes gewöhnlich gut genährt hat, bezieht er sein Winterlager regelmäßig sehr fett, und von diesem Fette zehrt er zum Theil während des Winters. Im Frühjahre ist er, wie die meisten anderen Thiere, sehr abgemagert. Die Alten, denen Dies bekannt war, bemerkten auch, daß sich der ruhende Bär, wie es seine Gewohnheit überhaupt ist, zuweilen seine Pfoten beleckt, und glaubten deshalb annehmen zu müssen, daß er sich das Fett aus seinen Tatzen sauge. Daß Dies unwahr ist, sieht jedes Kind ein; gleichwohl giebt es große Kinder genug, welche selbst heutigen Tages noch das Märchen gläubig aufnehmen und weitererzählen. In milderen Himmelsstrichen kommt der Bär im Winter blos in die Niederung herab und schläft gar nicht, sondern lebt wie im Sommer.

Wie wenig der winterliche Rückzug des Bären als Winterschlaf gedeutet werden kann, geht auch daraus hervor, daß die Geburt der Jungen regelmäßig in den Januar fällt. Bei Erwähnung der Fortpflanzungsgeschichte des Bären muß ich im voraus bemerken, daß über diese die Meinungen noch sehr getheilt sind. Linné giebt den Oktober als Bärzeit an und rechnet die Trächtigkeit der Bärin zu 112 Tagen. Ein illyrischer Waidmann, dem wir gute Nachrichten über das Freileben des Bären verdanken, behauptet ebenfalls, daß die Paarung im Oktober, der Wurf jedoch im März stattfinde. Noch in den neuesten Werken der Naturforscher herrscht über die eine wie die andere Zeit eine um so auffallendere Unsicherheit, als der Bär ja doch zu den Raubthieren gehört, welche so oft zahm gehalten werden. Jener illyrische Jäger versichert, daß wenigstens der kleine rothe Bär, welchen man in Südosteuropa im allgemeinen von dem braunen unterscheidet, im September oder Oktober der Bärin nachzieht, während der Bärzeit sehr aufgeregt sich zeigt, seiner Gemahlin die allerdrolligsten und komischsten Liebeserklärungen macht, mit anderen männlichen Bären tüchtige Kämpfe besteht und selbst für den Menschen, welcher ihn in seinen Liebkosungen stört, gefährlich wird. „Vermißt er seine Geliebte," sagt unser Gewährsmann, „so folgt er mit der Nase auf der Erde ihrer Fährte brummend nach und schlägt Alles nieder, was ihm in den Weg kommt und nicht sogleich die Flucht ergreift." Die Begattung selbst soll liegend in zärtlicher Umarmung geschehen, wobei von beiden Seiten ein artiger Zweifang gebrummt wird. Vorher soll der Bär durch mächtige Schläge mit den Vorderbranten der Bärin seine Liebe an den Tag legen. Unser Waidmann führt sogar einen Jäger als Zeugen solcher Liebesspiele auf.

Ich muß leider glauben, daß diese Angaben Muthmaßungen sind, nicht aber auf Thatsachen sich gründen. Wenn man von gefangenen Bären auf freilebende schließen darf, verhält sich die Sache ganz anders, als Linné und alle Waidmänner, viele der neueren Naturforscher inbegriffen, angegeben haben. Es liegen jetzt über die Bärzeit, die Begattung und über den Wurf der Bären eine Reihe von Beobachtungen vor, welche allerdings sämmtlich in der Gefangenschaft gemacht wurden, aber unter sich so übereinstimmend sind, daß sie es rechtfertigen, wenn man von ihnen auf die freilebenden schließt. Die Bärzeit ist der Mai und der Anfang des Juni; denn die Aufregung der Geschlechter währt einen ganzen Monat lang. Die Bären im Zwinger unsers Thiergartens begatteten sich im vorigen Jahre (1863) zum ersten Male am 14. Mai, von nun an aber täglich zu wiederholten Malen bis zur Mitte Junis. Es wurde kein Zweifang gebrummt; es wurden auch vom Bären seiner Schönen keine Brantenschläge zuertheilt, und die Begattung endlich geschah nicht liegend, sondern nach Hundeart sitzend. Bär und Bärin machten dabei ein möglichst dummes Gesicht; von Sprödethun ihrerseits war keine Rede, ebensowenig auch von allzu großen Zudringlichkeiten seitens des Bären. Ganz falsch ist es, wenn gesagt wird, daß der Bär in strenger Ehe lebe und sich eine Untreue gegen die einmal gewählte Bärin nicht zu Schulden kommen lasse. Unter unseren Bären herrschte scheinbar ein sehr treues und zärtliches Verhältniß. Als ich jedoch ein zweites Bärenpaar in den Zwinger bringen ließ, welchen bisher das erste eingenommen hatte, entstand zwischen den Männern sofort ein ernsthafter Kampf, keineswegs aber um die Liebe einer Bärin, sondern einzig und allein um die Herrschaft über beide zusammen. Der stärkere Bär, welcher den andern bald besiegte, begattete auch die zweite Bärin und zwar vor den Augen seiner rechtmäßigen Gemahlin, welche, oben auf dem Baume sitzend, dem Schauspiele zusehen mußte und dabei ärgerlich schnaufte.

Sehr unterhaltend waren die Kämpfe zwischen den beiden Bären. Sie bewiesen die Feigheit „Meister Brauns" schlagend genug. Beide Recken gingen vorsichtig gegen einander los, beschnüffelten sich mit zur Seite gesenkten Köpfen, schielten vorsichtig auf einander hin und zogen sich gleichzeitig zurück, sobald einer die Tatze erhob. Die Bärin des ursprünglich im Zwinger hausenden Paares mußte ihren Herrn Gemahl förmlich zum Kampfe treiben. Das Gefecht selbst wurde durch einige blitzschnell gegebene Brantenschläge eröffnet, bei welchen der empfangende Theil sich jedesmal scheu zur Seite bog, dann aber ebenso rasch zum angreifenden wurde. Hierauf richteten sich beide Bären gegen einander empor, packten sich wie zwei ringende Männer und brüllten sich mit weit geöffneten Rachen an, ohne

ſich jedoch zu beißen. Nach einigem Hin- und Herſchütteln ließen ſie wiederum los, und das Kampfſpiel begann von neuem.

Es wird nun von dem gedachten illyriſchen Waidmann erzählt, daß die freilebende Bärin, ſobald ſie Junge geworfen, ein dem Menſchen und jedem andern Feinde furchtbares Thier werde, ihre Sprößlinge ſelten verlaſſe, und dieſelben auf das zärtlichſte pflege und ernähre, die erſten acht bis neun Wochen ausſchließlich mit der kräftigen Muttermilch, ſpäter mit todtem Wildpret, welches ſie den Jungen vorreiße. Im dritten Monate ſollen die Jungen mit zur Jagd hinausgehen. Die Bärin ſelbſt ſoll während der erſten Wochen nach ihrer Niederkunft einzig und allein Pflanzenkoſt genießen. Im Uebrigen erzählt unſer Beobachter viel von den munteren und luſtigen Sprüngen der jungen Bärlein.

Noch läßt ſich nicht feſtſtellen, wie viel von dieſen Angaben auf Treue und Glauben hingenommen werden darf, wahrſcheinlich aber werden wir recht thun, wenn wir uns auch bei Betrachtungen der erſten Jugendzeit des Bären wieder an die Beobachtungen halten, welche im Gefangenleben gemacht worden ſind. Ein Freund meines Vaters, der tüchtige Naturforſcher Pietruvsky, beobachtete an ſeinen gefangenen Bären, daß die Mutter in den erſten zwei Wochen nach der Geburt ihrer Jungen dieſe gar nicht verließ, nicht einmal, wenn der Hunger oder Durſt ſie quälte. Erſt nach 14 Tagen trank ſie etwas Milch, welche ihr jedoch ſehr nahe geſtellt werden mußte. Sie legte ihre vier Tatzen um die kleinen Bären, deckte ſie auch mit der Schnauze zu und bildete ihnen ſo eine ſehr warme Wiege. Drei Wochen nach der Geburt richtete ſie ſich öfters auf, und von nun an ging ſie auch einige Schritte von den Jungen weg. Dieſe blieben vier Wochen lang blind und begannen erſt nach Verlauf von zwei Monaten langſam umherzugehen. Im April ſpielten ſie auf dem Hofe, im Mai hatten ſie die Größe eines jungen Pudels erreicht und ſprangen hurtig umher.

Mit dieſen Beobachtungen ſteht die von mir ſchon angedeutete eigene im geraden Gegenſatze. Auch unſere Bärin warf in der vorletzten Woche des Januar ihre zwei Jungen. Wir bereiteten ihr im Innern des Zwingers ein weiches Strohlager und ſie nahm Dies dankbar entgegen. Das eine der Jungen war kurz nach der Geburt an Nabelverblutung geſtorben, das andere war ein kräftiges und munteres kleines Thier von neun Zoll Länge. Ein ſilbergrauer, ſehr kurzer Pelz bekleidete es, die Augen waren dicht geſchloſſen, das Gebahren deutete auf größte Hilfloſigkeit; die Stimme beſtand in einem kläglichen, jedoch kräftigen Gewinſel. Die Bärin, welche von ihrem Eheherrn getrennt wurde, legte ſehr wenig Zärtlichkeit gegen ihre Jungen an den Tag, zeigte dagegen eine um ſo größere Sehnſucht nach ihrem Bären. Sobald dieſer der Thür ihrer Zelle ſich nahte, verließ ſie ihr Junges augenblicklich und ſchnüffelte und ſchnaufte den Herrn Gemahl an. Ihren Sproſſen behandelte ſie mit beiſpielloſem Ungeſchick, ja mit förmlicher Rohheit. Sie ſchleppte ihn in der Schnauze wie ein Stück Fleiſch umher, ließ ihn achtlos ohne weiteres zu Boden fallen, trat ihn nicht ſelten und behandelte ihn, mit einem Worte, ſo niederträchtig, daß er ſchon am dritten Tage ſtarb. Dies geſchah einzig und allein aus überwiegender Hinneigung nach dem Bären; denn ſie wurde, als beide Thiere wieder zuſammengebracht werden konnten, augenblicklich ruhig, während ſie früher im höchſten Grade unruhig geweſen war.

Junge, etwa fünf bis ſechs Monate alte Bären habe ich ebenfalls längere Zeit beobachtet. Sie ſind in der That höchſt ergötzliche und wahrhaft komiſche Thiere. Ihre Beweglichkeit iſt ſehr groß, ihre Tölpelhaftigkeit aber nicht geringer, und ſo iſt es erklärlich, daß ſie fortwährend die lächerlichſten und drolligſten Streiche ausführen. Das echt kindiſche Weſen der jungen Bären zeigt ſich in jeder Handlung. Sie ſind ſpielluſtig im hohen Grade, klettern aus reinem Uebermuth oft an den Bäumen empor, balgen ſich wie muthige Buben, ſpringen ins Waſſer, rennen übermüthig umher und treiben hunderterlei verſchiedene Poſſen. Ihren Wärtern beweiſen ſie gar keine beſondere Zärtlichkeit, ſie ſind vielmehr gegen Jedermann gleich freundlich und unterſcheiden nicht zwiſchen dem Einen oder dem Andern. Wer ihnen Etwas zu freſſen giebt, iſt ihnen der rechte Mann; wer ſie irgendwie erzürnt, wird von ihnen als Feind angeſehen und wo möglich feindlich behandelt. Sie ſind reizbar wie Kinder; ihre Liebe iſt augenblicklich gewonnen, ebenſo raſch aber auch verſcherzt. Grob und ungeſchickt, vergeßlich, unachtſam, täppiſch,

albern, wie ihre Eltern, sind auch sie; nur treten bei ihnen alle diese Eigenschaften schärfer hervor. Wenn sie allein gelassen sind, können sie sich stundenlang damit beschäftigen, ihre Tatzen zu belecken; dabei lassen sie ein sonderbares Gebrumm und Geschmatze vernehmen. Jedes ungewohnte Ereigniß, jedes fremde Thier erschreckt sie; sie richten sich dann auf und schlagen ihre Kinnladen klappend auf einander.

Genau so verfahren auch die Alten. Der illyrische Jäger, von welchem ich weiter unten noch Einiges mittheilen werde, behauptet, daß der erschreckte Bär beide Branten an einander schlage und dadurch ein klappendes Geräusch hervorbringe; der Mann wird sich wahrscheinlich geirrt und eben dieses Zusammenklappen der Kinnladen falsch beurtheilt haben.

Von Denen, welche Bären in der Freiheit beobachteten, wird nun ferner angegeben, daß die Alten ihre Jungen bis zur nächsten Bärzeit mit sich umherführen, dann aber verstoßen und sie zur Selbstständigkeit zwingen. Die jungen Bären sollen sich hierauf während des Sommers in der Nähe des alten Lagers herumtreiben und dieses bei schlechtem Wetter so lange benutzen, als sie nicht vertrieben werden. Sie sollen sich auch gern mit anderen Jungen ihrer Art vereinigen. Eine Angabe des russischen Naturforschers Eversmann läßt solche Vereinigungen in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Dieser Beobachter behauptet, daß die Bärenmutter ihre älteren Kinder zur Wartung der jüngern benutze und bezüglich presse, weshalb auch solche einjährige mit der Mutter und Geschwistern umherlaufende Bären von den Russen geradezu „Pestun," d. h. Kinderwärter, genannt werden. Von einer Bärenfamilie, welche die Kama durchkreuzt hatte, erzählt Eversmann Folgendes: „Als die Mutter am jenseitigen Ufer angekommen, sieht sie, daß ein Pestun ihr langsam nachschleicht, ohne den jüngeren Geschwistern, welche noch am andern Ufer waren, behilflich zu sein. Sowie der Pestun ankommt, erhält er von der Mutter stillschweigend eine Ohrfeige, kehrt sofort nach eröffnetem Verständnisse wieder um und holt das eine Junge im Maule herüber. Die Mutter sieht zu, wie er wieder zurückkehrt, um auch das andere herbeizuholen, bis er dasselbe mitten im Flusse ins Wasser fallen läßt. Da stürzt sie hinzu und züchtigt ihn aufs neue, worauf der Pestun seine Schuldigkeit thut und die Familie in Frieden weiter zieht."

Wir wissen noch nicht bestimmt, wie lange das Wachsthum des Bären währt, dürfen aber annehmen, daß mindestens sechs Jahre vergehen, ehe das Thier zum wirklichen Hauptbären wird. Das Alter, welches der Bär überhaupt erreichen kann, scheint ziemlich bedeutend zu sein. Man hat Bären 50 Jahre in der Gefangenschaft gehalten und beobachtet, daß die Bärin noch in ihrem 31. Jahre Junge geworfen hat.

Die Bärenjagd gehört zu dem gefährlichsten Waidwerk, welches unternommen werden kann; doch werden gerade neuerdings von geübten Bärenjägern die schauerlichen Geschichten, welche man früher erzählt hat, sehr in Abrede gestellt. Gegenwärtig muß man schon über die Grenzen Deutschlands hinausziehen, wenn man auf Bären jagen will. In Siebenbürgen und Skandinavien findet man hierzu noch gute Gelegenheit. Der Besitzer der großen Eisenwerke Näs bei Arendal in Norwegen, bei welchem ich einige Tage verweilte, hatte auf seinem eigenen Grund und Boden eigenhändig bereits 17 Bären erlegt, sein Sohn, ein Bürschchen von 14 Jahren, deren zwei. In Lappland traf ich einen englischen Hauptmann, welcher Bärenjagden regelrecht betrieb und sie in den meisten Ländern von Europa und Nordamerika versucht hatte; er durfte sich rühmen, dreiundvierzig Bären getödtet zu haben. Die ruhigen und kalten Norweger behaupten, daß für sichere Schützen die Jagd gefahrlos sei, und das Gleiche versichern die Bärenjäger Siebenbürgens.

Gute Hunde bleiben unter allen Umständen die besten Gehilfen des Jägers. Sie suchen den Bären nicht blos auf, sondern stellen ihn auch so fest, daß er gar nicht Zeit gewinnt, sich mit dem Jäger zu beschäftigen. Nur, wenn er in die Enge getrieben ist, wird er zum furchtbaren Gegner der Menschen; sonst trabt er, selbst verwundet, so eilig als möglich seines Weges. Anders verhält sich die Sache, wenn man die Jungen einer Bärin angreift; dann zeigt sie einen wirklich erhabenen Muth. Hierüber sprechen sich alle Beobachter übereinstimmend aus.

Ueber die Bärenjagd in Illyrien will ich den gedachten Waidmann reden lassen. „Im Ganzen," sagt er, „ist die Bärenjagd in Illyrien sehr einfach. Sie geschieht erstens auf dem Anstande, zweitens auf dem Pürschgang, drittens durch Aufjagen des Bären aus seinem Lager und Hetzen desselben vermittelst unserer gewöhnlichen Dachshunde, und viertens durch Aufsuchung des Bären, sobald er sein Winterlager bezogen hat. Von allen übrigen, in nördlichen Ländern gebräuchlichen Fangarten, wie z. B. dem Hetzen mit schweren Jagdhunden u. s. w., wissen die hiesigen Jäger nichts. Diese Jagdarten sind aber auch zu wenig praktisch, und sie machen aus diesem Grunde keinen Gebrauch davon."

„Am vortheilhaftesten wird die Jagd unstreitig zur Feistzeit betrieben, nicht allein, weil dann das Wildpret und die Decke am besten sind, sondern vorzüglich deshalb, weil der grimmige, rothe Bär dann weniger wild und rachsüchtig, sondern ziemlich träge ist, wodurch die Jagd weit weniger gefährlich wird. Die Klagen der Alpenhirten über geschlagenes Vieh oder über die zu Grunde gerichtete Hafererntе machen es indessen sehr oft nöthig, daß auch außer dieser Zeit gejagt wird."

„Der Anstand führt immer am sichersten zum Ziele. Meistens unternimmt der Jäger diese Jagd allein. Sein Gewehr ist gewöhnlich ein Drehstutzen, an welchem der Oberlauf $1^1/_2$ Drall hat und der untere kugelgleich gebohrt ist, um schnell wieder laden zu können. Alle diese Gewehre schießen ein mäßigstarkes Blei, 20 bis 22 Kugeln auf das Pfund. An der Seite des Jägers hängt der Hirschfänger, welcher eine starke, vorn zweischneidig ausgehende Klinge hat. Diese ist bis zur halben Breite von gutem Eisen, die untere Hälfte der Schneide aber ist von dem feinsten steirischen Stahl, so daß ein Brechen nicht gut möglich und man im Stande ist, einen Knochen damit zu zerhauen, ohne daß die Schneide ausspringt."

„So und außerdem mit gutem Muthe ausgerüstet, zieht der Jäger vor Tagesanbruch oder vor der Abenddämmerung an den Ort, an welchem er sich anstellen will, um den Bären zu erwarten. Dieser hält den einmal angenommenen Wechsel zu den Alpenhürden oder zu einem Haferfeld richtig ein, wenn er nicht gestört worden ist, aber er ist überaus vorsichtig und sucht vor allen Dingen den Wind zu erhalten. Kömmt ihm etwas Verdächtiges in die Nase, so richtet er sich sogleich auf, windet mit vorgestrecktem Kopfe und ergreift im starken Trabe eiligst die Flucht, er mag seinen Feind zu Gesichte bekommen haben oder nicht. Einige Tage darauf nimmt er aber diesen Wechsel wieder an."

„Steht der Jäger an einem Haferstücke, so darf er nicht gleich schießen, selbst, wenn ihm der Bär schußrecht sein sollte, sondern er muß, namentlich bei schon eingetretener Dunkelheit, die Zeit abwarten, wo der Bär, wie es hier heißt, ein Männchen macht, das heißt, sich aufrichtet, um den Hafer abzustreifen. Dann kann er mit größerer Sicherheit einen Blattschuß anbringen."

„Findet man ein von Bären angerissenes und mit Mos oder Blättern zugedecktes Stück Wild oder zahmes Vieh, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß der Bär mit einbrechender Nacht angeschlichen kommt, und man kann sich anstellen, ohne erwarten zu müssen, einen vergeblichen Gang zu thun."

„Der Pürschgang dient mehr dazu, den Aufenthalt und den Wechsel des Bären zu erforschen: denn es wird dem Jäger sehr selten gelingen, zu Schuß zu kommen. Nur dann ist eine Möglichkeit vorhanden, wenn Alt und Jung mit einander beschäftigt sind."

„Wenn nun auch der Jäger zwei Schüsse in seinem Gewehr hat, so kommt doch nicht selten der Fall vor, daß beide mißrathen und er gezwungen wird, seinen Muth und die Kraft seines Armes im Zweikampfe mit dem Bären zu erproben. Hat er diesen auf dem Anstande oder Pürschgange rein gefehlt oder durch einen Blattschuß tödlich verwundet, so lehrt die Erfahrung, daß er im erstern Falle, ohne sich weiter zu besinnen, schleunigst die Flucht ergreift, und im letztern sogleich zusammenstürzt und außer Stande ist, seinen Rachedurst zu befriedigen."

„Ist er aber weniger gefährlich oder auch nur leicht verwundet, so erhebt sich der Bär sogleich und geht auf seinen Hinterpranken mit wackelndem Gange der Gegend zu, von wo aus der Schuß erfolgte. Für den kaltblütigen Schützen ist nun noch durchaus keine Gefahr vorhanden, denn er hat noch die zweite Kugel im Rohr. Den Stutzen am Backen läßt er den Bären bis auf zehn oder zwölf

Schritte herankommen, bei der Dunkelheit oft noch näher, und schießt ihm die Kugel auf die Brust oder auf den Kopf. Hier heißt es aber sicher abkommen!"

„Sobald es knallt, macht der Bär nur eine Seitenbewegung mit dem Kopf, ohne seine Stellung zu verändern, — wenn nämlich der Schuß aus Uebereilung oder Aengstlichkeit mißrathen ist. Nun bleibt dem Schützen Nichts übrig, als sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod anzuschicken; denn an die Flucht oder Rettung durch Erklettern eines Baumes ist jetzt nicht mehr zu denken. Der Bär räumt den Kampfplatz niemals: er bleibt auf demselben todt oder lebendig."

„Trotz der geringen Entfernung hat der Jäger noch immer Zeit, nach dem gefehlten Schusse seinen Hirschfänger ziehen zu können, denn der Bär beschleunigt seine Schritte durchaus nicht. Wie ein geschickter Fechtmeister parirt er Hieb und Stich mit seinen Pranken, wenn sie auch schon durchhauen herabhängen. Mit gefletschten Zähnen und vermehrter Wuth dringt er auf den Gegner ein. Ein tiefer, aber schneller Stich desselben in die Brust bringt ihn wohl zum Wanken, aber nicht zum Stürzen. Der Jäger muß nun alle Geschicklichkeit aufbieten, bei einer Wendung die Seite des Bären zu gewinnen; dann hat der furchtbare Gegner das Spiel verloren: ein zweiter Stich hinter dem Blatt durchbohrt die edleren Theile; er schwankt hin und her und stürzt röchelnd zusammen. — Ein solcher Kampf dauert zuweilen länger als eine Viertelstunde, und der glückliche Sieger kann vor Erschöpfung kaum Athem holen."

„Der Kampf geht indessen nicht immer so regelmäßig und glücklich ab, denn zuweilen schlägt der Bär schon beim ersten Stich in die Brust die Klinge des Hirschfängers entzwei, was einer Pranke wohl möglich ist, welche mit einem einzigen Schlage einen Ochsen niederwirft. Dann bleibt dem Jäger Nichts übrig, als einige Schritte zurückzuweichen und das Bärenmesser zu ziehen oder den Doppelstutzen umgekehrt in beide Hände zu nehmen und dem Bären damit einen Schlag zwischen die Augen zu geben, der stark genug ist, ihn zu betäuben. Das Bärenmesser mag dann das Werk vollenden. Solche Kämpfe sind nichts weniger als selten, und so hat man denn auch hinlängliche Erfahrungen darüber sammeln können. Ein richtig zwischen beiden Ohren angebrachter Schlag tödtet den Bären auf der Stelle, trifft man aber etwas tiefer, die Schnauze, so folgt nur eine kurze Betäubung, von welcher sich der Bär bald wieder erholt, wenn nicht schnell einige Schläge nachfolgen. — Gewandtheit, Muth, ein kräftiger Arm und vor allen Dingen kaltes Blut sind die Haupterforderniſſe des Bärenjägers, der allein eine solche Jagd unternehmen will; wer diese Eigenschaften nicht besitzt, der bleibe lieber zu Hause, wenn er nicht seines Lebens müde ist."

„Alte Bärenjäger, die schon manchen Kampf dieser Art glücklich ausgefochten hatten, versicherten, daß Derjenige, welcher den Bären von vorn durch einen Stich in die Brust augenblicklich zu tödten meine, sich im vollständigen Irrthum befinde. Die beste Art dieses Gefechts sei: dem Bären die weit zur Umarmung ausgestreckten Pranken abzuhauen oder wenigstens deren Kraft zu lähmen, dann ihm schnell die Seite abzugewinnen und einen Stich hinter dem Blatt anzubringen. Jedoch müsse man darauf bedacht sein, die Klinge so schnell als möglich wieder herauszuziehen, da der Bär, besonders zur Bärzeit, eine außerordentliche Lebenskraft besitzt, und stets noch einige gut angebrachte Stiche nöthig werden, um ihn zu tödten."

„Der beste und sicherste Schuß bleibt immer der mit der Kugel. Mit Rollern oder Posten zu schießen, ist selbst auf kurze Entfernungen unsicher und von geringerer Wirksamkeit, wenn das Gewehr nicht ganz besonders scharf schießt und den Schuß zusammenhält."

„Hat der Bär eine lebensgefährliche Wunde erhalten und flieht, so sucht er gewöhnlich sein verlassenes Lager wieder auf oder thut sich schon am ersten Dickicht oder Bruch nieder. Der Anschuß wird sogleich verbrochen (bezeichnet), dem Verwundeten aber die nöthige Zeit zum Krankwerden gelassen. Wenn der Bär auf der Flucht hustet, so ist Dies ein Zeichen, daß der Schuß gut war. Die Jäger bestimmen aus dem vorgefundenen Schweiß ziemlich sicher, wo die Kugel sitzt. Ist der Schweiß schäumend und sehr hellroth, so hat die Kugel die Lunge durchbohrt, sieht er aber schwarzbraun aus, so ist die Leber zerrissen. Nach einer andern Farbe des Schweißes braucht sich der Jäger nicht umzusehen; denn, ist

der Bär durch die Keule, den Hals oder weidewund geschossen, so erzählt er es dem Jäger selbst, indem er bemüht ist, ihm durch eine zärtliche Umarmung für die erwiesene Freundschaft zu danken."

„Hat man nun die gehörige Zeit gewartet und vielleicht einige Jagdgefährten nebst Dachshunden herbeigeholt, so kann die Nachsuche beginnen. Finden die Hunde den Bären verendet, so verbellen sie ihn; geben sie aber auf eine ungewisse und ängstliche Weise Laut, dann ist Dies ein Zeichen, daß der Bär noch lebt. In diesem Falle suchen ihn die Jäger zu umkreisen, indem sie sich möglichst nahe bei einander halten. So wird nun der Bär entweder im Lager todtgeschossen oder wenn er, auf den Hinterbranten stehend, den Kreis zu durchbrechen sucht."

„Bei einer solchen Jagd hat man die beste Gelegenheit, den Muth unserer kleinen Dachshunde zu bewundern. Mit der größten Wuth fahren sie auf den Bären los, und dieser muß unter beständigem Brummen die kleinen Feinde mit seinen Pranken abwehren. Den verderblichen Schlägen derselben wissen sie mit der größten Geschicklichkeit auszuweichen. Sie sind stets zur Verfolgung bereit, als ob sie wüßten, daß der starke Feind ihre Ohnmacht berücksichtige. Ich möchte daher wohl behaupten, daß der Dachshund alle seine Vettern, sie mögen heißen, wie sie wollen, an Muth übertrifft."

„Ehe ich fortfahre, über die Bärenjagd zu reden, will ich einige Worte über eine dem Bären zugeschriebene Eigenschaft sagen: daß er nämlich die erhaltene Schußwunde mit Mos oder Gras verstopfe, um das Schweißen zu verhindern. Ich habe zwar schon früher nicht recht daran glauben wollen, aber die Sache war so unmöglich nicht, und so hielt ich es denn der Mühe werth, mich durch Nachforschungen zu überzeugen. Ich habe mehrere angeschossene Bären mit aufsuchen helfen, darunter einige am Abend verwundete, so daß die Nachsuche erst am Morgen beginnen konnte; aber ich habe weder an einem verendeten, noch an einem lebend angetroffenen und dann erlegten die Schußwunde verstopft gefunden, wohl aber war sie jederzeit beleckt. Es ist nun wohl nicht gut anzunehmen, daß die Bären in anderen Ländern klüger oder geschickter sein sollten, als in hiesiger Gegend, und sie müßten in der That sehr geschickt sein, wenn sie mit ihren großen, plumpen Pranken oder gar mit dem Rachen einen so kleinen Pfropfen machen sollten, wie er erforderlich ist, um eine kleine Schußwunde zu verstopfen. Abgesehen, daß sie sich dadurch unsägliche Schmerzen verursachen würden, so ist auch jedes Thier auf Nichts sorgfältiger bedacht, als jeden fremdartigen Gegenstand durch häufiges Lecken aus einer erhaltenen Wunde zu entfernen. Wozu sollte die Natur auch dem Bären diese Geschicklichkeit gelehrt haben? Etwa, damit er noch auf kurze Zeit sein Leben fristen kann? Dieser Zweck würde nicht erreicht werden; denn nach meiner Erfahrung wird gerade durch die Hemmung des Blutausflusses das Ende eines Thieres beschleunigt, indem es dann eher erstickt, als wenn die Wunde offen ist. Deshalb wendet man bei der Jagd auf große, reißende Thiere stets ein kleines Blei an, damit sich die Wunde schneller verstopft und das Wild früher verendet."

„Die üblichste und am wenigsten gefährliche Jagd auf Bären zur Feistzeit ist die mit Dachshunden, welche den Bären aufsuchen und den vorstehenden Jägern zutreiben. Diese, auf die obenerwähnte Weise bewaffnet und ausgerüstet, begeben sich in die Gegend, wo sie einen Bären vermuthen oder bereits abgespürt haben. Sie umstellen die buschigen Felswände, Verhaue, zusammengebrochene Bäume oder Brüche, welche im Sommer der gewöhnliche Aufenthalt der Bären sind. Zwei Schützen, die sich nicht zuweit von einander halten, gehen mit den Hunden in das Treiben. Befindet sich in demselben ein alter Bär oder eine ganze Familie, so ergreifen dieselben vor den durchgehenden Jägern und Hunden bei Zeiten die Flucht. Die Hunde geben sogleich Laut und folgen der Fährte. Einer der vorstehenden Jäger kommt dann sicher zum Schuß und hat häufig, wenn er den vordersten Bären erlegt hat, noch Gelegenheit, einen zweiten zu schießen. Da es oft vorkommt, daß sich nach dem ersten Schusse die ganze Bärenfamilie nach allen Richtungen hin zerstreut, so ist es nicht selten, daß mehrere der Jäger Gelegenheit erhalten, einen Bären zu schießen."

„Hat man gefehlt oder den Bären schlecht getroffen und kehrt dieser um und stellt sich zum Angriff, so muß man durch ein lautes: Hupp, hupp! die Jagdgefährten zur Hilfe rufen und einstweilen mit gezogenem Hirschfänger den Angriff erwarten. Durchaus unrathsam ist es, in einem solchen Falle

die Flucht nach dem nächſten Schützen zu ergreifen, denn der Bär läßt ſich ſogleich nieder und folgt mit größter Schnelligkeit, wodurch die Sache für den Ausreißer eine üble Wendung nehmen kann, da er in der Angſt leicht die Richtung verfehlt und die ihn endlich auffindenden Jäger zu ſpät zu Hilfe kommen. — Wenn kein Hilferuf erfolgt, ſo bleibt Jeder ſolange auf ſeinem Stand, bis abgepfiffen wird."

„Iſt die Jagd beendet, ſo wird der geſchoſſene Bär ſogleich gelüftet oder der Anſchuß des verwundeten verbrochen und die Hunde werden an den Riemen gelegt. Die Jäger laſſen ſich im Kreiſe nieder und erwarten bei einem guten Trunk unter munteren Geſprächen, wobei es nicht an Neckereien über die Zaghaften oder die ſchlechten Schüſſe fehlt, die Zeit zur Nachſuche."

„Dieſe beginnt vom Anſchuſſe aus. Die Hunde bleiben am Riemen, und es iſt zu bewundern, mit welchem Eifer und mit welcher Genauigkeit ſie der Fährte gleich dem beſten Schweißhunde folgen. Jeder Tropfen Schweiß wird von ihnen richtig markirt und entflammt ſie zu neuem Eifer. Ich glaube deshalb annehmen zu können, daß die Witterung des Bären, gleich der des Dachſes, für die Naſe der Dachshunde eine ganz beſondere Anziehungskraft haben muß."

„Die Hunde werden gelöſt, wenn der Bär ein Dickicht oder einen Bruch angenommen hat, die nur mit Mühe zu durchdringen ſind, nachdem man den Ort ſo umſtellt hat, daß ein Jäger dem andern helfen kann. Sobald die Hunde ihren gewöhnlichen Jagdlaut geben, iſt es ein Zeichen, daß der Bär ſein Lager verlaſſen hat und ſich im Dickicht oder im Bruch umhertreibt. Jeder Jäger muß dann auf ſein Erſcheinen gefaßt ſein; man hört bei ſtillem Wetter ſein Schnaufen ſchon auf vierzig bis funfzig Schritte. Iſt er auch noch ſo krank, ſo richtet er ſich ſogleich auf, ſobald er den Schützen erblickt, und geht ihm wuth- und racheſchnaubend entgegen. Er kehrt ſich nicht mehr an die verfolgenden Hunde, ſondern geht mit bedächtigen Schritten, aber furchtbarem Zähneſletſchen und funkelnden Augen auf ſeinen Feind los, der ihn dann mit einem gut angebrachten Schuſſe vollends todtſchießt."

„Läßt ſich der Angeſchoſſene durch die Hunde nicht aus ſeinem Lager auftreiben, ſondern begnügt ſich damit, ſie abzuwehren, ſo iſt Dies zwar ein Zeichen, daß der Bär ſehr krank und dem Verenden nahe iſt; dann bleibt aber nichts Anderes übrig, als daß ſämmtliche Jäger ihn eng umkreiſen und im Lager erlegen."

„Bei ſchlechtem, regneriſchen Wetter iſt es gut, die Nachſuche ſpäteſtens nach Verlauf einer Stunde mit den Hunden am Riemen ſoweit vorzunehmen, bis man weiß, in welches Dickicht ſich der Bär geſteckt hat, um ihn am andern Tage in demſelben aufſuchen zu können, was freilich für die Hunde, ganz wie bei unſerer Suche auf Hochwild, eine etwas ſchwere Aufgabe iſt. Bei gutem Wetter folgen die Dachshunde noch nach Verlauf von zwölf bis funfzehn Stunden der Fährte mit großer Sicherheit, und man braucht dann mit der Nachſuche nicht ſo ängſtlich zu eilen. War der Schuß gut, ſo findet man den Bären um ſo kränker und kann ihn leichter erlegen, oder das Verbellen der Hunde zeigt an, daß er bereits verendet iſt."

„Nach ſolcher glücklich beendeten Jagd wird die erlegte Beute unter dem Jubel der Jäger nach Hauſe geſchafft, wo die ganze Geſellſchaft mit dem allerfreundlichſten Geſicht von der rothbäckigen, hübſchen Frau Waldmeiſterin empfangen wird."

„Das Aufſuchen des Bären im Winterlager iſt weniger gebräuchlich; doch kommt es zuweilen vor, wenn der Schnee auf den Alpen nicht zu hoch und der Winter nicht zu weit vorgerückt iſt, ſo daß man hoffen kann, den Bären noch feiſt und gut bei Wildpret zu finden. Da ich einer ſolchen Jagd aber niemals beigewohnt habe, ſo kann ich mich dabei nur auf die Angaben ſolcher Jäger verlaſſen, die mir als wahrheitliebende Männer bekannt ſind und deren praktiſche Erfahrungen ich auf anderen Bärenjagden kennen gelernt habe."

„Dieſe ſagen, daß es ſehr ſchwierig ſei, alte oder ſelbſt junge Bären aus ihrem Winterlager herauszubringen, beſonders, wenn ſich daſſelbe in einer Felſenhöhle befindet. Die Hunde gehen zwar hinein, da ſie aber ihre Ohnmacht gegen einen ſo mächtigen Feind kennen, ſo kehren ſie, wenn ſie ihn darin finden, ſchnell um und begnügen ſich damit, am Eingange Laut zu geben. Häufig bietet auch

die Oertlichkeit ſolche Hinderniſſe dar, daß man auf jede Jagd verzichten muß. Der Bär bleibt daher ganz ruhig in ſeinem Lager, wenn ihm kein mächtigerer Feind in den Rücken kommt und ihn zwingt, ſeinen Aufenthalt ohne Kampf zu verlaſſen."

„Findet der Jäger aber ein ſolches Lager unter zuſammengebrochenen, alten Bäumen, die gewöhnlich mit neuem Anwuchſe umgeben ſind, dann iſt dieſe Jagd eher möglich, indem man den Bären durch einen von hinten in das Lager gethanen blinden Schuß zum Aufſtehen nöthigt. Dann ſucht er ſich gewöhnlich behutſam zum Ausgange hinauszuſchleichen, wo ihn die dort aufgeſtellten Schützen empfangen und niederſchießen, ehe er noch Zeit hat, ſich zum Angriff erheben zu können." —

Aber es giebt noch andere Arten, den Bären zu jagen, und einige davon ſind wirklich ſehr luſtig. So theilt uns Steller in ſeiner launigen Weiſe mit, wie man im ſüdlichen Rußland und Sibirien die Bären erlegt und fängt. Außer der Jagd mit Feuergewehren und Pfeil und Bogen werden die Thiere nämlich noch auf ſehr eigenthümliche Weiſe bewältigt. „Die Aſiaten," ſagt Steller, „machen ein Gebäude von vielen auf einander liegenden Balken, die alle zuſammenfallen und die Bären erſchlagen, ſobald ſie auf diejenigen Fallen kommen, welche vor ihnen leiſe aufgeſtellt ſind. Sie graben eine Grube, befeſtigen darin einen ſpitzen, geglätteten und gebrannten Pfahl, der einen Fuß hoch aus der Erde emporſteht, die Grube aber bedecken ſie mit Gras. Vermittelſt eines Strickes ſtellen ſie jetzt ein biegſames Schreckholz auf, welches, wenn der Bär mit dem Fuß auf den Strick tritt, losſchlägt und das Thier dergeſtalt erſchreckt, daß es heftig zu laufen anfängt, unvorſichtiger Weiſe in die Grube fällt, ſich auf den Pfahl ſpießt und ſo ſelbſt tödtet. Auch befeſtigen Viele eiſerne und ſpitze Fußangeln und Widerhaken in einem dicken, ſtarken und zwei Schuh breiten Bret, legen ſolches auf des Bären Weg und ſtellen, eben wie vorher, ein Schreckholz auf. Sobald dieſes losſchlägt und den Bären erſchreckt, verdoppelt er ſeine Schritte, tritt mit dem Fuße heftig in die Angel und iſt alſo angenagelt. Darauf ſucht er den Fuß herauszubringen und tritt mit dem andern auch darein. Steht er nun gleich eine Weile auf den Hinterfüßen, ſo verdeckt er mit dem Bret den Weg und ſieht nicht, wo er hingehen ſoll. Endlich, wenn er genug ſpekulirt und grimmig geworden iſt, tobt er ſo lange, bis er auch mit den Hinterfüßen angenagelt wird. Nach Dieſem fällt er auf den Rücken und kehrt alle vier Füße mit dem Bret in die Höhe, bis er bei der Leute Ankunft erſtochen wird. Noch lächerlicher fangen ihn die Bauern an der Lena und dem Ilmfluſſe. Sie befeſtigen an einen ſehr ſchweren Klotz einen Strick, deſſen anderes Ende mit einer Schlinge verſehen iſt. Dies wird nahe an einem hohen Ufer an den Weg geſtellt. Sobald nun der Bär die Schlinge um den Hals hat und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindere und zurückhalte, iſt er doch nicht ſo klug, daß er die Schlinge vom Kopf nehmen ſollte, ſondern ergrimmt dergeſtalt über den Klotz, daß er hinzuläuft, ſelben von der Erde aufhebt und, um ſich davon zu entledigen, mit der größten Gewalt den Berg hinunterwirft, zugleich aber durch das andere Ende, welches an ſeinem Hals befeſtigt iſt, mit hinuntergeriſſen wird und ſich zu Tode fällt. Bleibt er aber lebendig, ſo trägt er den Klotz wieder den Berg hinauf und wirft ihn nochmals hinab; dieſes Spiel treibt er ſo lange, bis er ſich zu Tode gearbeitet oder gefallen hat. Die Koräken ſuchen ſolche Bäume aus, die krumm, wie ein Schnellgalgen, gewachſen ſind. Daran machen ſie eine ſtarke, feſte Schlinge und hängen Aas darin auf. Wenn der Bär ſolches anſichtig wird, ſteigt er den Baum hinauf und bemüht ſich, das Aas zu erhalten, wodurch er in die Schlinge kommt und bis zu der Koräken Ankunft bleibt, entweder todt oder lebendig, nachdem er mit dem Kopfe oder Vorderfüßen in die Schlinge geräth."

In Gegenden, wo viel Waldbienenzucht getrieben wird, hängt man an Bäumen mit Bienenſtöcken einen ſchweren Klotz an einem Stricke auf, ſo daß derſelbe dem Bären den Zugang zum Honig verſperren muß. Dadurch, daß der Bär mit ſeiner Tatze den Klotz zur Seite drückt, dieſer aber von ſelber wiederkehrt, gerathen beide mit einander in Streit. Der Bär wird natürlich zuerſt leidenſchaftlich und heftig und in Folge deſſen der Klotz auch, bis endlich der Klügſte nachgiebt und betäubt herunterfällt.

Am Ural hängt man ein Bret mit mehreren Stricken gleich einer Wagschale schräg an einem Baumaste auf und bindet es vor dem Flugloche der Bienen mit einem Baststricke an, so daß der Strick den Zugang hindert. Der honiglüsterne Bär setzt sich auf das Bret, welches ihm hierzu ganz bequem zu sein scheint, und versucht es jetzt, durch Zerreißen des Strickes das Hinderniß zu beseitigen, welches ihm den Zugang zum Honigstocke verwehrt. Sobald er seinen Zweck erreicht, sitzt er unfreiwillig auf einer Schaukel, von welcher aus er nicht nach den Aesten emporsteigen kann. Für den Fall, daß es ihm einfallen sollte, herunterzuspringen, hat man, wie auch bei der vorher mitgetheilten Fangart, spitze Pfähle eingerammt, auf welchen er sich spießt.

„Wenn die Kamtschadalen," fährt Steller fort, „einen Bären in seinem Lager ermorden wollen, versperren sie denselben darinnen zu mehrerer Sicherheit auf folgende Weise. Sie schleppen vieles Holz vor das Lager, welches länger, als der Eingang breit ist, und stecken ein Holz nach dem andern hinein. Der Bär erfaßt dasselbe sogleich und zieht es nach sich. Die Kamtschadalen aber fahren solange damit fort, bis die Höhle des Bären so voll ist, daß nichts mehr hineingeht und er sich weder bewegen, noch umwenden kann. Alsdann machen sie über dem Lager ein Loch und erstechen ihn darinnen mit Spießen."

Wäre es nicht der alte Steller, der diese Dinge erzählt, man würde ihm wahrhaftig kaum Glauben schenken; die Wahrheitstreue des guten Beobachters ist aber so gewiß erprobt, daß uns kein Recht zusteht, an seinen Mittheilungen, bevor das Gegentheil erwiesen ist, zu zweifeln.

Die Kamtschadalen erlegen den Bären gewöhnlich mit Pfeilen oder graben ihn im Herbst und Winter aus seinen Löchern, nachdem sie ihn vorher mit Spießen in der Erde erstochen haben. Auch treten sie ihm mit der Lanze oder dem Messer entgegen und greifen ihn an, wenn er gereizt sich auf die Hinterbeine stellt.

Die Jäger in Jemtland gehen dem Bären mit einem Armfutteral zu Leibe, stecken ihm den Arm mit dem Futteral in den Rachen, ziehen den Arm frei heraus und tödten das Thier, ehe es noch aus seiner Ueberraschung zur Besinnung gekommen ist.

Diese Jagdart erinnert gewissermaßen an die der spanischen „Oseros", von deren Bärenkämpfen ich während meines Aufenthalts in Spanien von vielen Asturiern und Galegos übereinstimmende Berichte erhielt. Der Bär ist auf der pyrenäischen Halbinsel blos noch im Norden heimisch, dort aber über das ganze Hochgebirge verbreitet. Er wird von den Spaniern in wirklich lächerlicher Weise gefürchtet, ist aber zu ihrer größten Freude seit 25 Jahren in stetem Abnehmen begriffen. In Leon, Galizien und Asturien, wo er noch am zahlreichsten vorkommt, macht man regelmäßige Jagden auf ihn. Jedoch geschieht seine Vertilgung fast ausschließlich noch immer durch die Oseros oder zünftigen Bärenjäger, deren Gewerbe vom Vater auf den Sohn erbt. In der Achtung der Spanier stehen diese Leute sogar über den „Toreros" oder Stierfechtern, und Das mag der beste Beweis von der Gefährlichkeit ihres Handwerks sein. In der That gehört wahrhaft männlicher Muth dazu, einen Bären in der Weise jener Leute zu erlegen. Unter Mithilfe von zwei starken und tüchtigen Hunden sucht der Osero sein Wild in dem fast undurchdringlichen Dickicht der Gebirgswälder auf und stellt sich ihm, sobald er es gefunden, zum Zweikampfe gegenüber, Mann gegen Mann. Er führt kein Feuergewehr, sondern ganz eigenthümliche Waffen: ein breites, schweres und spitzes Waidmesser an der Seite und einen Doppeldolch, welcher zwei sich gegenüberstehende, dreiseitig ausgeschliffene und nadelscharfe Klingen besitzt und den Handgriff in der Mitte hat. Den linken Arm hat der Mann zum Schutze gegen das Gebiß und die Krallen des Bären mit einem dicken Aermel überzogen, welcher aus alten Lumpen zusammengenäht ist. Der Doppeldolch wird mit der linken Hand geführt, das Waidmesser ist die Waffe der rechten. So ausgerüstet tritt der Jäger dem Raubthiere, welches von den Hunden aufgestört und ihm angezeigt worden ist, entgegen, sobald dasselbe sich anschickt, ihn mit einer jener Umarmungen zu bewillkommnen, welche alle Rippen im Leibe zu zerbrechen pflegen. Furchtlos läßt er den brummenden, auf den Hinterbeinen auf ihn zuwandelnden Bären herankommen; im günstigen Augenblicke aber setzt er ihm den Doppeldolch zwischen

Kinn und Bruſt und ſtößt ihm denſelben mit der obern Spitze in die Gurgel. Sobald ſich der Bär verwundet fühlt, verſucht er, das Eiſen herauszuſchleudern, und macht zu dieſem Zwecke mit dem Kopfe eine heftige Bewegung nach unten. Dabei ſtößt er ſich aber die zweite Klinge in die Bruſt, und in dieſem Augenblicke rennt ihm der Oſero das breite Waidmeſſer mehrere Male in das Herz. Ich habe, obgleich mir die eigene Anſchauung fehlt, keinen Grund, die Art und Weiſe derartiger Zweikämpfe zu bezweifeln, wenigſtens erſcheint mir Dies bei der Uebereinſtimmung der gehörten Beſchreibungen unzuläſſig.

Der Nutzen, welchen eine glückliche Bärenjagd abwirft, iſt der größte, den eine Jagd, in Europa wenigſtens, überhaupt gewähren kann. In allen Ländern, in welchen Bären hauſen, erhält der Schütze nicht blos eine Belohnung von regierungswegen, ſondern auch von den umwohnenden Herdenbeſitzern, und mancher Bärenjäger hat ſchon auf dieſe Weiſe faſt hundert Thaler gewonnen. Das von den Regierungen feſtgeſetzte Schußgeld iſt ſehr niedrig, und deshalb ſchont man nicht ſelten hier und da die Bären, trotz des Schadens, den ſie anrichten, bis zur Feiſtzeit, weil ſie dann am fetteſten ſind. In den öſterreichiſchen Staaten bezahlt die Regierung für den erlegten Bären blos vier Gulden dreißig Kreuzer, und da iſt es denn nicht zu verwundern, daß z. B. die illyriſchen Jäger, trotz aller Befehle, die Bären nach Möglichkeit auszurotten, die Thiere mit der größten Rückſicht behandeln, ja gewiſſermaßen hegen, bis zu der Zeit, wo feiſtes Wildpret und Decke im beſten Zuſtande ſind und am höchſten bezahlt werden; geradeſo, wie in Deutſchland mancher ſchlechtbezahlte Förſter im Sommer den Fuchs laufen läßt, in der Hoffnung, ſeinen Balg im Winter höher zu verwerthen. Die Schweizer Regierungen bezahlen ganz andere Preiſe, obgleich dieſelben verhältnißmäßig noch immer ſehr gering ſind. Auch in Norwegen beträgt die Regierungsbelohnung nur $7\frac{1}{2}$ Thaler unſers Geldes, und einer ſolchen Summe wegen würde wohl kein Jäger ſein Leben wagen, übte die Jagd nicht an und für ſich ſelbſt einen unwiderſtehlichen Reiz auf den muthvollen Mann aus, und verſchaffte ſie ihm nicht Nebeneinnahmen, welche ungleich bedeutender ſind, als jene Summe, welche die hohen Regierungen aus Nützlichkeitsrückſichten zu zahlen ſich bewogen finden. Schon in Illyrien wiegt der braune Hauptbär dreihundert bis dreihundert und funfzig Pfund, im Norden Europas aber, wie bemerkt, noch viel mehr, und dieſe dreihundert und mehr Pfund Fleiſch geben einen ganz hübſchen Ertrag. Die Decke oder der Pelz des Bären iſt immerhin auch ihre zwölf bis zwanzig Thaler werth, und das Bärenfett wird, ſeiner beſonderen Eigenſchaften halber, außerordentlich geſucht und ebenfalls ſehr gut bezahlt. Es iſt ſehr weiß, wird aber nie hart und in verſchloſſenen Gefäßen niemals ranzig. Im friſchen Zuſtande iſt der Geſchmack deſſelben widerlich, ebenſo wie der Geruch des Raubthieres es iſt; der Geſchmack aber verliert ſich, wenn man das Fett vorher mit Zwiebeln abgedämpft hat, und dann kann die Maſſe jahrelang aufbewahrt werden. Das Wildpret eines jungen Bären von ſechs bis ſieben Monaten iſt von feinem, angenehmen Geſchmack, und die Keulen alter, feiſter Bären ſind gebraten oder geräuchert ein wahrer Leckerbiſſen, zumal, wenn ſie ſachkundig zubereitet ſind. Am meiſten werden die Pranken der alten Bären von den Feinſchmeckern geſucht; doch muß man ſich erſt an den Anblick derſelben gewöhnen, weil ſie, wenn ſie abgehärt und zur Zubereitung fertig gemacht ſind, einem auffallend großen Menſchenfuße in widerlicher Weiſe ähneln. Ein mit Champignons zubereiteter Bärenkopf gilt ebenfalls als ein vortreffliches Gericht und kommt deshalb faſt blos auf die Tafeln der Vornehmen zu ſtehen. —

Junge Bären benehmen ſich in der Gefangenſchaft recht angenehm. Sie ſind verhältnißmäßig reinlich, machen wenig Anſprüche hinſichtlich guter Nahrung und Behandlung, ſind zuthulich und ſchließen ſich dem Menſchen und einzelnen Hausthieren in gewiſſem Grade an. Schon im erſten Vierteljahre ihres Lebens ſtellen ſie ſich auf ihre Hinterfüße und beginnen nunmehr ihre täppiſchen Spiele, deren Anblick auch den ärgſten Murrkopf erheitern muß. Sie balgen ſich, wie kleine, ungezogene Knaben, klettern um die Wette und aus reinem Uebermuthe an Bäumen in die Höhe, vergnügen ſich durch eiliges Laufen u. ſ. w., thun aber Alles ſo ungeſchickt als möglich und werden grade deshalb unterhaltend. Wenn ſie eingeſperrt ſich ſelbſt überlaſſen ſind, pflegen ſie ſich durch

Belecken ihrer Tatzen, welches stets unter lautem Gesumm geschieht, die Zeit zu vertreiben. Die Freude an ihnen währt aber nur kurze Zeit. Schon wenn sie ein halbes Jahr alt geworden sind, bricht ihre Bärennatur durch. Sie verlieren ihre Anhänglichkeit an den Menschen, werden roh, bissig, reizbar, mißhandeln die schwachen Hausthiere ungeachtet ihrer erbärmlichen Feigheit, beißen oder kratzen sogar den eigenen Gebieter und können nur durch wiederholte Prügel in Ordnung gehalten werden. Auf die Stimme ihres Pflegers achten sie gar nicht; dagegen rennen sie Jedem, welcher rasch läuft, blindlings nach, ohne zwischen Bekannten und Unbekannten zu unterscheiden. Mit zunehmendem Alter werden sie immer roher, freß- und raubgieriger, ungeschickter und gefährlicher. Doch können sie noch demungeachtet zu gewissen, höchst einfachen Kunststücken abgerichtet werden, und im vorigen Jahrhundert wurde ja, wie bekannt, aus dieser Abrichtung förmlich ein Erwerbszweig gemacht.

Leider sind dem jetzigen Geschlecht die Bärenführer fast nur noch vom Hörensagen bekannt. Die hochwohlweise Polizei hat ihre väterliche Fürsorge auch auf die Kamele, Bären und Affen, welche sonst von Dorf zu Dorf zogen, ausdehnt und in ihnen Wesen erkannt, welche, wenn auch nicht zum Umsturz des Bestehenden beitragen, so doch mancherlei Unfug und Unheil anstiften könnten; sie hat ihnen deshalb ihre Wanderungen durch die gesegneten Gauen unsers Vaterlandes verboten. Am meisten scheint man sich darüber erbost zu haben, daß einstmals ein Bär, welcher in dem Schweinestalle eines Wirthes seine Nachtherberge aufgeschlagen hatte, in die Gerechtsame der hochlöblichen Polizei selbst unberechtigt sich einmischte. Derselbe erlaubte sich nämlich, einen Dieb festzuhalten und zu verzehren, welcher das erst vor wenigen Stunden geschlachtete fette Schwein stehlen wollte, dessen Gefängniß Braun jetzt bewohnte. Diese Eigenmächtigkeit konnte eine auf Zucht und Ordnung haltende Polizei natürlich nie verzeihen, und somit wurde es auch den drei genannten vierfüßigen Landstreichern verboten, fortan die liebe Jugend und das liebe Alter der Dorfschaften zu unterhalten. Die von den Bärenführern gezeigten Petze waren unter dem Namen „Tanzbär" bekannt und übten die edle Kunst auch in drolliger Weise aus. Der Unterricht, welchen sie in der Jugend erhalten, ist nur ein Beweis mehr von der Schändlichkeit, mit welcher der Mensch alle ihm unterworfenen Geschöpfe behandelt. Da die Annahme und Erhaltung der aufrechten Stellung schon in der Natur des Bären liegt, war es nicht schwer, ihn zum Tanzen abzurichten. Man setzte den Lehrling in einen Käfig, dessen Boden aus Eisenplatten bestand, welche man ziemlich stark erwärmte. Um der Hitze wenigstens theilweise zu entgehen, richtete sich der eingesperrte Bär auf den Hinterpfoten auf und begann auch etwas zu hüpfen und in seinem Behältnisse herumzuspringen. Dabei wurde getrommelt und gepfiffen, und dem Bären mochte später immer noch die Erinnerung an die erlittene Unbill kommen, wenn er dieselben Töne wieder vernahm, welche bei jener Marter erschollen waren; kurz, er erhob sich später beim Trommelschall und tanzte, als ob er sich noch auf den heißen Platten befände. An einem Ringe, welcher ihm durch die Nase gezogen war, wurde er gelenkt und gebändigt. Außerdem richteten die Bärenführer ihre Thiere aber auch noch dazu ab, sich zu überschlagen, Affen auf sich reiten zu lassen, einen Stock im Maul und auf den Armen zu tragen und von der gaffenden Volksmenge Geld einzusammeln, wobei sie einen Teller in der Pfote haltend, im Kreise umhergingen und auf ein gegebenes Zeichen ihres Führers zu brummen begannen, wenn die Gabe nicht genügend ausfiel. Manche führten auch mit ihrem Herrn gewisse Wettkämpfe auf und zeigten dabei wirklichen Verstand. Von einem solchen berichtet Scheitlin Folgendes:

„Ein Appenzeller aus Inner-Rhoden sah einen Bärenführer einen Kampf mit seinem gezähmten, alten, magern Bären gleichsam zu verabredeter Belustigung der Zuschauer thun. Der Führer trug lederne, von oben bis unten, wie die Haut, knapp anpassende Kleidung; der Bär hatte einen Maulkorb um. Der Führer mußte immer unterliegen; aber der Bär legte ihn nur sein sanft auf den Boden. Der Appenzeller begriff die Schwäche des Führers nicht und wünschte, ebenfalls mit dem Bären einen „Hosenlupf" zu thun. Ungern gestattete es ihm der Herr. Aufgerichtet ging der Bär augenblicklich auf ihn los und — schmiß ihn ebenso schnell zu Boden. Trieb er früher Spaß mit dem niedergeworfenen Führer, als ob er ihn auffressen wolle, so stürzte er sich nun auf den Appen-

zeller mit großem Zorn und wollte mit Ernst ihn beißen. Schnell eilte der Führer auf ihn los und riß ihn, die lange Kette ergreifend, weg, der Bär jedoch fuhr nun auf diesen los und drängte ihn nun auf die schauende Menge zu Aller Schrecken hinein. Der Herr war ganz weg. Glücklicherweise trat soeben der Herr und Meister, der so schnellen Ausgang des Kampfes nicht erwartet und sich ein Wenig entfernt hatte, wieder ein, ergriff die Kette und bezwang den wilden Gefährten mit donnernden Worten und kräftigem Reißen." Man sieht, daß dieser gezähmte Bär seinen Meister, seinen Wächter und seinen Herrn genau von einander unterschied.

In manchen Gegenden Rußlands und Sibiriens läßt man die gefangenen Bären, solange sie noch jung sind, das Rad treten, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen, ja, man richtet sie sogar ab, Säcke und Holz an einen bestimmten Ort zu tragen; doch ist dem Meister Petz immer nur solange zu trauen, als er noch jung ist; denn mit zunehmendem Alter bricht seine Wildheit durch, und das Thierische in ihm siegt über alle erhaltene Zucht. Ein englischer Hauptmann konnte seinen zahmen Bären sogar als Wächter benutzen, erlebte aber im Verlauf der Zeit doch wenig Freude an ihm, weil das Thier dem ihm übertragenen Amte mit allzugroßer Treue nachkam und dabei Unglück anstiftete. Der Offizier hatte dieses Thier aus den Händen seines frühern Eigners erlöst, welcher es auf das schmählichste gemißhandelt hatte, und für einen ziemlich hohen Preis gekauft. Der Bär schien zu begreifen, daß sein neuer Herr es gut mit ihm meine, und bewies ihm seine Dankbarkeit so bärenmäßig derb, das der Offizier ernstlich daran denken mußte, ihn so schleunig, als möglich unterzubringen. Er beschloß also, seinen Schützling mit sich nach dem Lager zu nehmen, in der Meinung, daß er dort wohl gut aufgehoben sein würde. Zu diesem Endzweck wurde ein Wagen gemiethet und eine Menge von Erdbeeren gekauft und, in viele Töpfe gefaßt, mitgenommen. Zugleich wurde dem Kutscher eingeschärft, so schnell als möglich zu fahren. Jetzt stieg der Offizier in den Wagen, und die Reise begann. Der Bär machte sich über die Erdbeeren her und verzehrte sie auf die feinste Weise, dabei die grünen Kelche sorgfältig ausscheidend und wegwerfend; jedoch leerten sich die Fruchttöpfe so schnell, daß der unglückliche neue Besitzer wirklich Sorge ausstand, den Erdbeeren nachfolgen zu müssen. Aber der Bär zeigte sich verständig. Die Sorge erwies sich als unnöthig, und als das Thier endlich plötzlich unter eine Compagnie von Rothröcken gesetzt wurde, zeigte es so großen Schreck, daß es sich schleunigst zu seinem jetzigen Herrn flüchtete, um dessen Schutz sich zu erbitten. Zufällig traf es sich, daß das Mittagsessen gerade beginnen sollte. Der Offizier hatte eben noch Zeit, seinen Anzug vorher zu ordnen, übergab seinen zottigen Gefährten einem Diener und eilte in das Speisezimmer. Petz mochte eine günstige Gelegenheit zum Entschlüpfen wahrgenommen haben, denn er erschien plötzlich, der Fährte seines Herrn folgend, in dem Raume und verursachte durch seinen unerwarteten Eintritt begreiflicher Weise nicht geringe Aufregung unter den Gästen. Bei seinem frühern Herrn war er gewöhnt worden, mit an der Tafel zu speisen. Er glaubte daher wahrscheinlich, jetzt auch ohne Einladung an dem Tische theilnehmen zu können, bestieg ohne Umstände einen noch leerstehenden Stuhl und begann tüchtig zuzulangen, mit einer Unbefangenheit, als habe er sein Lebtage unter solchen Kameraden sich bewegt. Dieser Mittagstisch und sein späteres, liebenswürdiges Benehmen verschafften ihm bald die allgemeine Neigung des ganzen Regiments, und er betrug sich auch wirklich sehr artig. Unglücklicherweise aber kam man auf den Gedanken, ihn zum Wächter eines Gepäckwagens zu machen, und hier war es eben, wo er sich einige Eigenmächtigkeiten erlaubte, die ihm das Leben kosteten. Eines schönen Tages nämlich faßte ein gemeiner Soldat den unglücklichen Vorsatz, irgend welchen Gegenstand aus dem Wagen zu stehlen, den der Bär bewachte. Dieser aber verstand durchaus keinen Scherz und zerbiß ihm den Arm in so fürchterlicher Weise, daß derselbe bald darauf abgenommen werden mußte. Wenige Tage später erlaubte sich ein Kind einen ähnlichen Angriff auf den Wagen und wurde von dem Bären getödtet. Damit war sein Todesurtheil unterschrieben. Man fürchtete, daß er von nun an blutdürstig werden möchte, und schoß ihn nieder.

Die Baronin von W. hatte einen jungen männlichen Bären aufgezogen, welcher sich beständig in ihrem Zimmer aufhielt. Er war gleich einem Hunde zur Reinlichkeit gewöhnt worden und stand

so hoch in Gnaden, daß ihm sogar sein Nachtlager neben dem Schlafzimmer der Dame gestattet war. Diese Freude dauerte etwas länger, als ein Jahr, und kein Mensch dachte daran, daß der so wohlgezogene Bär irgend ein Unheil anrichten könne, als man eines Morgens die allgemein geachtete Dame von ihrem Liebling erwürgt im Bette fand. Auch die seit Altersher in dem Stadtgraben von Bern gehaltenen Bären haben sich in neuester Zeit einen traurigen Ruhm erworben: sie zerrissen einen Norweger, welcher in der Trunkenheit in ihr Gefängniß gestürzt war.

In früheren Zeiten und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts galt es als ein fürstliches Vergnügen, Bären mit großen Hunden kämpfen zu lassen. Die deutschen Fürsten fütterten die wilden Thiere blos zu diesem Zwecke in eigenen Gärten. „August der Starke," so erzählt von Flemming, „hatte deren zwei, und es ereignete sich, daß einstmals aus dem Garten zu Augustusburg ein Bär entsprang, bei einem Fleischer ein Kalbsviertel herrunterriß und, da ihn die Frau verjagen wollte, diese sammt ihren Kindern erwürgte, worauf Leute herbeieilten und ihn todtschossen." Der für den Kampf bestimmte Bär wurde in einem Kasten auf den Platz gefahren. Sein Kasten konnte durch einen Zug aus der Ferne so geöffnet werden, daß er sich nach allen Seiten niederlegte und den Bären dann plötzlich ganz befreite. Hierauf ließ man große, schwere Hunde gegen ihn los. Packten ihn diese fest, so konnte er ohne besondere Schwierigkeiten von einem Manne abgefangen werden. Im Dresdener Schloßhofe wurden im Jahre 1630 binnen acht Tagen drei Bärenhetzen abgehalten. In den beiden ersten mußten sieben Bären mit Hunden, im dritten aber mit großen Keulern kämpfen, von denen fünf auf dem Platze blieben; unter den Bären war nur einer von acht Centner Gewicht. Die Bären wurden noch außerdem durch Schwärmer gereizt und vermittelst eines ausgestopften rothen Männchens genarrt. Gewöhnlich fingen die großen Herren selbst die von den Hunden festgemachten Bären ab, August der Starke aber pflegte ihnen den Kopf abzuschlagen, und man erzählt, daß er Dies bei einer im Jahre 1690 abgehaltenen Bärenhetze sogar mit zwei Hieben fertig gebracht habe.

Selbst in der Neuzeit werden noch hier und da ähnliche Kämpfe abgehalten. Auf dem Stiergefechtsplatze in Madrid läßt man bisweilen Bären mit Stieren kämpfen, und in Paris hetzte man noch im Anfange dieses Jahrhunderts angekettete Bären mit Hunden. Kobell, welcher einem derartigen Schauspiele beiwohnte, erzählt, daß der Bär die auf ihn anstürmenden Hunde mit seinen mächtigen Pranken rechts und links niederschlug und dabei fürchterlich brummte. Als die Hunde aber hitzig wurden, ergriff er mehrere nach einander, schob sie unter sich und erdrückte sie, während er andere mit schweren Wunden zur Seite schleuderte.

Die Römer erhielten ihre Bären hauptsächlich vom Libanon, obgleich sie erzählen, daß sie solche auch aus Nordafrika und Lybien bezogen hätten.

Wie bereits bemerkt, herrscht noch ziemliche Unsicherheit unter den Naturforschern hinsichtlich der Anerkennung der verschiedenen Arten, welche in nächster Nähe des Verbreitungskreises unserer beiden Bären wohnen. Einige wollen noch nicht einmal den grauen nordamerikanischen Bären als Art gelten lassen, andere erklären die verschiedenen Abänderungen, welche unsere Bären erleiden, für lauter selbstständige Arten. Als Abarten des gemeinen Bären sind unzweifelhaft folgende anzusehen: Der Halsbandbär, der Gold- und Silberbär und der norwegische Bär, obgleich man die allerspitzfindigsten Unterschiede zwischen ihnen hervorgesucht hat, um ihre Artselbstständigkeit zu begründen. Leugnen läßt sich nicht, daß namentlich der Halsbandbär, welcher vom Ural durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka wohnt, sich in vieler Hinsicht von unserm gewöhnlichen Bären unterscheidet. Seine Ohren sind kürzer und mehr gerundet, der Leib ist dicker, schwerfälliger und plumper, die Haare sind länger und zottiger. Die Farbe ist bald hellgelblich, bald schwarzbraun, und die breite, weiße Binde, welche sich von den Schultern an um den Hals zieht, bleibt dem Thiere in jedem Alter. Dazu ist das geistige Wesen, wie wir bereits gesehen haben, denn doch ein ganz anderes, als bei unserm Meister Petz; namentlich die überraschende Gutmüthigkeit des Halsbandbären ist merkwürdig. Der Streit, ob Art oder nicht Art, ist jedoch noch nicht zum Abschlusse gekommen, und deshalb thun wir wohl am besten, wenn wir nicht weiter darauf eingehen.

Geschichte, aber auch nicht mehr, als der Geschichtsstoff von den sorgfältigen Müller Hans verlangen darf, wenn der Inhalt des Geschichtsbuches (Lesebuches) vor ihnen liegt. Die Zahl der Schüler darf die Mittelzahl 60 nicht übersteigen. Die Klassenzahl soll 3 nicht übersteigen. Die Klassenräume müssen hell, luftig und geräumig sein. Die Schulbänke müssen den Gesetzen der richtigen Körperhaltung genügen, wie sie in empfohlenen Typen aufgestellt, und in den Klassenräumen einen Platz erhalten, der ihnen eine gute Beleuchtung sichert

dieſem Bären bewohnt wird, während der Sanin vollkommen frei von ihm ſein ſoll. Dieſer Bär ſcheint übrigens blos während des Tages oder wenn er geſtört wird, in dem obern Höhengürtel ſich aufzuhalten; denn des Nachts kommt er von ſeiner Felſenveſte herabgeſtiegen und wird oft genug der Schrecken der Herdenbeſitzer oder der Reiſenden. Seine Nahrung ſoll er mehr aus dem Pflanzenreiche, als aus dem Thierreiche nehmen, obgleich er unter Umſtänden ebenſogut die Herdenthiere angreift, wie unſer Meiſter Petz. In den Feldern richtet er, wie erzählt wird, große Verwüſtungen an, und namentlich eine Art von Zwergerbſe, welche häufig in jenen Gegenden gebaut wird, leidet ſehr unter ſeinen Heimſuchungen.

In der neuern Zeit hat man den ſyriſchen Bären einige Male nach Europa, zumal nach England, gebracht. Einer von dieſen unfreiwillig Eingewanderten war unter dem Namen „Tig“ in Oxford und deſſen Umgegend wohl bekannt und geliebt, wegen ſeiner Zuthulichkeit, Zahmheit und Luſtigkeit. Er war ſchon in ſeiner zarten Jugend nach England gekommen, hatte ſich an den Menſchen gewöhnt und eine ungemeine Anhänglichkeit an denſelben gewonnen. Dies ging ſoweit, daß er kläglich zu heulen anfing, wenn man ihn allein ließ, ja, er verſchmähte ſogar das Futter, wenn er längere Zeit von den Perſonen vernachläſſigt wurde, denen er die meiſte Zuneigung geſchenkt hatte. Seine Klugheit war ebenſo groß, als ſeine Harmloſigkeit, und ſein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten ebenſo vorzüglich, wie ſeine Vergeßlichkeit für erlittene Unbilden. Einſtmals war er in dem Hauſe eines Krämers mit Süßigkeiten bewirthet worden — in welcher Weiſe er dorthin gelangte, wird nicht berichtet — und dieſen Ort merkte er ſich ſo vortrefflich, daß er nach Verlauf eines halben Jahres ſofort dahin zurückkehrte, als er ſich einmal von ſeinen Feſſeln befreit hatte. Der Eigner des Ladens nahm natürlich ſogleich die Flucht, als er den ſonderbaren Gaſt eintreten ſah, dieſer aber ging mit merkwürdiger Ortskenntniß ruhig auf den Kaſten los, in welchem der Kandiszucker bewahrt wurde, und beſchäftigte ſich ſolange mit demſelben, bis ſein Wärter ihm nachkam, um ihn wieder nach ſeinem Gefängniß abzuführen. Sein Geſchmack war durch die ihm vielfach zugeworfenen Leckerbiſſen ſo verwöhnt worden, daß er an dem ihm natürlichen Futter gar keinen rechten Gefallen mehr fand, ſondern ſich blos an heißen Kuchen, Torten und Gefrornem ergötzte, juſt, wie ein recht verwöhntes menſchliches Leckermaul. —

Unter den amerikaniſchen Bären ſind Baribal und Grislibär die bekannteſten. Der erſtere iſt ein ziemlich gutmüthiges, der letztere ein bösartiges, im höchſten Grade gefürchtetes Thier. Erfahrene Jäger verſichern, daß der Jaguar ihm gegenüber ein harmloſes Geſchöpf ſei.

Der Grislibär (Ursus ferox) trägt alſo ſeinen Namen mit vollſtem Recht. In ſeinem Leibesbau und Ausſehen ähnelt er unſerm braunen Bären; er iſt aber bedeutend größer, ſchwerer, plumper und ganz ungleich ſtärker, als dieſer. Die Stirn iſt breit und flach und liegt faſt in gleicher Flucht mit der Naſe. Die Ohren ſind kurz, der Schwanz iſt viel kürzer, als bei unſerm Bären, die Krallen dagegen ſind auffallend lang, ſehr ſtark gekrümmt, wenig nach der Spitze verſchmälert und meiſelförmig. Die dunkelbraunen, an der Spitze blaſſen Haare hüllen den ganzen Rumpf dicht ein und ſind zumal an den Schultern, der Kehle und dem Bauche, überhaupt am ganzen Rumpfe, viel länger, zottiger und verworrener, als bei dem gemeinen Bären. Der Kopf iſt mit kurzen und ſehr blaſſen Haaren beſetzt. Die Iris iſt röthlichbraun, die Krallen ſind weiß. Lichtgraue und ſchwärzlichbraune Spielarten kommen ebenfalls vor. Von den europäiſchen Bären unterſcheidet ſich das Thier ſicher durch die große Kürze ſeines Schädels und durch die Wölbung der Naſenbeine. Auch die bedeutende Größe iſt ein Merkmal, welches Verwechſelungen zwiſchen den beiden Arten nicht leicht zuläßt; denn während unſer brauner Bär nur in ſeltenen Fällen ſechs Fuß Länge erreicht, wird der graue Bär oder, wie ihn die Jäger ſcherzhafter Weiſe nennen, der „Ephraim“, regelmäßig 7 Fuß, nicht ſelten ſogar 7½ Fuß lang und erreicht ein Gewicht von 7 bis 9 Centnern. Die Waffen des Grislibären ſind wirklich außerordentlich furchtbar; denn die Füße eines vollkommen erwachſenen, männlichen Bären ſind 18 Zoll lang und mit Klauen von 5 Zoll Länge bewaffnet. Dieſe ſind zwar nicht ſo ſcharf, wie die der

Fig. 1. Brown Bear (*Ursus arctos*).

ganzer Mann ist, im rechten Augenblick eine tödtende Kugel ihm zusenden kann! Der rasende Bär umarmt ihn, sobald er ihn eingeholt hat, und zerpreßt ihm die Rippen im Leibe oder zerreißt ihm mit einem einzigen Tatzenschlage den ganzen Leib. Palliser, welcher glücklich genug war, fünf von diesen furchtbaren Geschöpfen zu tödten, ohne mit ihren Zähnen oder Klauen Bekanntschaft zu machen, bestätigt die Erzählung der Indianer von der Wuth dieser Thiere und giebt eine Beschreibung der gefährlichen Jagden, von denen schließlich eine fast regelmäßig den Tod des Jägers herbeiführt; denn die Lebenszähigkeit des Ungeheuers ist ebenso groß, wie seine Kraft, und jede nicht augenblicklich tödtende Wunde, welche es erhält, ist für den Jäger weit gefährlicher, als für das Raubthier. Es vergißt dann jede Rücksicht und lechzt blos noch nach Rache.

Aus allen diesen Gründen erringt der Jäger, welcher sich erwiesenermaßen mit Ephraim gemessen hat, die Bewunderung und Hochschätzung aller Männer, welche von ihm hören, der Weißen ebensowohl, wie der Indianer, unter denen die Erlegung des Bären geradezu als das erste Mannswerk gepriesen wird. Unter allen Stämmen der Rothhäute im Norden Amerikas verleiht der Besitz eines Halsbandes aus Bärenklauen und Zähnen seinem Träger eine Hochachtung, wie sie bei uns kaum ein Fürst oder siegreicher Feldherr genießen kann. Nur derjenige Wilde darf die Bärenkette tragen, der sie sich selbst und durch eigne Kraft erworben. Sie ist ein Ordensschmuck, wie es keinen zweiten giebt, nicht ein Anerkennungszeichen für Das, was Einer hätte thun können, sondern ein solches für Das, was der Mann gethan hat. Selbst mit dem sonst so tief gehaßten Weißen befreundet sich der Indianer, wenn er gewißlich weiß, daß das Bleichgesicht ruhmvoll einen Kampf mit dem gewaltigen Urfeind bestanden hat. Auch die Leiche des von den Rothhäuten getödteten Bären wird mit der größten Ehrfurcht behandelt; denn die schlichten Menschen sehen in dem gewaltigen Geschöpfe kein gemeines, gewöhnliches Thier, wie wir überklugen Weißen, sondern vielmehr ein gleichsam übernatürliches Wesen, dessen entseeltem Leibe sie noch die nöthige Ehre geben zu müssen glauben. Wir dürfen hier von einer Schilderung der indianischen Todtenopfer vor der Leiche des Bären absehen, weil ich mir eine solche für die Beschreibung des Baribal, dessen Leichnam die gleiche Behandlung zu Theil wird, vorbehalten habe. Nur Eins wollen wir hier hervorheben: die merkwürdige Uebereinstimmung der Anschauung bei Indianern und Sibiriern, rücksichtlich des Bären.

Merkwürdig ist, daß das Ungeheuer, welches auf den Menschen, den es sieht, dreist losgeht, um ihn zu vernichten, vor der Witterung desselben augenblicklich die Flucht ergreift. Dies wird als Thatsache von den meisten Jägern behauptet, und man kennt sogar Beispiele, wo ein unbewaffneter Mann diese unerklärliche Furchtsamkeit des Bären benutzte und ihm dadurch entrann, daß er nach einem Orte hinlief, von welchem aus der Luftzug dem Bären seine Witterung zuführen mußte. Sobald der Bär den fremdartigen Geruch verspürte, hielt er an, setzte sich auf die Hinterbeine, stutzte und machte sich endlich furchtsam auf und davon. In ebendemselben Grade, wie er die Witterung des Menschen scheut, fürchten alle Thiere die seinige. Die Hausthiere geberden sich genau so, wie wenn ihnen die Ausdünstung von einem Löwen oder Tiger wahrnehmbar wird, und selbst das todte Thier, ja blos sein Fell flößt ihnen noch gewaltigen Schreck ein. Einzelne Jäger behaupten, daß auch die sonst so gefräßigen Hundearten Amerikas, welche so leicht keine andere Leiche verschonen, ihre Achtung vor dem Bären bezeugen und sich nicht über seinen Leichnam hermachen: doch dürfte Dies wohl auf einem Irrthum beruhen und höchstens von zufälliger Abwesenheit derartiger Thiere zeugen.

In den jüngeren Jahren ist auch der Grislibär ein allerliebstes, gemüthliches, nettes Thierchen. Sein Fell ist so fein und schön, trotz seiner Länge und Dicke, und so schmuck von Farbe, daß es den kleinen Kerl sehr ziert. Nach seinem Tode wird es mit Recht als ganz vorzügliches Pelzwerk geschätzt. Wenn man einen ganz jungen grauen Bär einfängt, kann er leidlich gezähmt werden; doch selbst gezähmte bleiben immerhin höchst zweifelhafte Gefährten des Menschen. Palliser, welcher einen Grislibär gefangen und mit nach Europa gebracht hatte, erzählt, daß sein Gefangener auf der Heimreise unbedingt der gemüthlichste Gesell des ganzen Schiffes gewesen sei. Er aß, trank und spielte mit den Matrosen und erheiterte alle Reisenden, sodaß der Kapitän des Schiffes später

unſerm Jäger verſicherte, er würde ſehr erfreut ſein, wenn er für jede Reiſe einen jungen Bären bekommen könnte.

„Eines Tages," erzählt dieſer Gewährsmann, „trieb ein Regenſchauer alle Reiſenden ausſchließlich des Bären unter Deck. Da wurde meine Aufmerkſamkeit durch ein lautes Gelächter auf dem Deck rege. Als ich nach oben eilte, ſah ich, daß der Bär die Urſache deſſelben war. Er hatte ſich aus dem geſchloſſenen Raume durch Zerbrechen ſeiner Kette befreit und war weggegangen. Immer noch konnte ich mir die Urſache des Gelächters nicht erklären. Die Leute ſtanden um die Kajüte des Steuermanns herum und beſchäftigten ſich mit einem Gegenſtande, welcher auf des Steuermanns Bett lag und ſich ſorgfältig in die Laken gehüllt hatte. Ihre Scherze wurden plötzlich mit einem unwilligen Geheul beantwortet, und ſiehe da, mein Freund Braun war es, welcher, ärgerlich über den Regen, ſich losgemacht, zufällig den Weg nach des Steuermanns Bett gefunden, daſſelbe beſtiegen und ſich dort höchſt ſorgſam in die Decken gehüllt hatte. Der gutgelaunte Steuermann war nicht im geringſten erzürnt darüber, ſondern im Gegentheil auf das äußerſte erfreut."

„Daſſelbe Thier hatte eine merkwürdige Freundſchaft mit einer kleinen Antilope eingegangen, welche ein Reiſegenoſſe von ihm war, und vertheidigte ſie bei einer Gelegenheit in der ritterlichſten Weiſe. Als die Antilope nämlich vom Schiff aus durch die Straßen geführt wurde, kam plötzlich ein gewaltiger Bulldogg auf ſie zugeflogen und ergriff, ohne ſich im geringſten um die Zurufe und Stockſchläge der Führer zu kümmern, das kleine Geſchöpf in der guten Abſicht, es zu zerreißen. Zum Glück ging Palliſer mit ſeinem Bären denſelben Weg, und kaum hatte der Letztere geſehen, was vorging, als er ſich mit einem mächtigen Ruck befreite und im nächſten Augenblicke den Feind ſeiner Freundin am Kragen hatte. Ein wüthender Streit entſpann ſich; der Bär machte anfangs gar keinen Gebrauch von ſeinen Zähnen oder Krallen und begnügte ſich mit einer Umarmung des Bullenbeißers, nach welcher er ihn mit Macht zu Boden ſchleuderte. Der Hund, darüber wüthend und durch den Zuruf ſeines Herrn noch mehr angeregt, glaubte nach dieſem Vorfall, es nur mit einem ziemlich harmloſen Gegner zu thun zu haben, und gab dem Bären einen ziemlich ſtarken Biß. Doch er hatte ſich in ſeinem Gegner vollkommen getäuſcht. Durch den Schmerz wüthend gemacht, verlor Braun ſeinen Gleichmuth und faßte den Hund nochmals mit ſolcher Zärtlichkeit zwiſchen ſeine Arme, daß er ihn beinahe erdroſſelte. Zum Glück konnte ſich der Bullenbeißer noch freimachen, ehe der Bär ſeine Zähne an ihm verſuchte, er hatte aber alle Luſt zu fernerem Kampfe verloren und entfloh mit kläglichem Heulen, dem Bären das Feld überlaſſend, welcher ſeinerſeits nun, höchlich befriedigt über den ſeiner Freundin gegebenen Schutz, weiter tappte."

In der Neuzeit ſind die Grislibären häufiger zu uns gebracht worden. Sie haben ſtets die größte Aufmerkſamkeit der Beſchauer auf ſich gezogen, ebenſowohl wegen ihrer Größe, als wegen ihres luſtigen, unterhaltenden Weſens. In dem Londoner Thiergarten befinden ſich zwei von ihnen, welche auch einmal in der Thierheilkunde eine große Rolle ſpielten. Die meiſten Bären leiden nämlich an Augenkrankheiten, und jene beiden wurden ſchon in ihrer Jugend von einer heftigen Augenentzündung befallen, welche ihnen vollkommene Blindheit zurückließ. Aus Mitleid ebenſowohl, als auch, um die Wirkungen des Chloroforms bei ihnen zu erproben, beſchloß man, ihnen den Staar zu ſtechen, und der Verſuch glückte merkwürdig gut. Die beiden Kranken wurden zuvörderſt von einander getrennt, und hierauf legten die Wärter jedem derſelben ein ſtarkes Halsband an, an welches mehrere Stricke befeſtigt wurden. Vier ſtarke Leute zogen den Kopf des Rieſenbären ſodann dicht an das Gitter heran, und jetzt konnte man ihm ohne Furcht den mit Chloroform getränkten Schwamm unter die Naſe halten. Die Wirkung war eine ganz unverhältnißmäßig raſche und ſichere. Nach wenigen Minuten ſchon lag das gewaltige Thier ohne Beſinnung und ohne Bewegung wie todt in ſeinem Käfig, und der Augenarzt konnte jetzt getroſt in denſelben eintreten, ſich das furchtbare Haupt nach Belieben zurecht legen und ſeine Operation vornehmen. Die beabſichtigte Heilung glückte, Dank der Geſchicklichkeit des Wundarztes, vollſtändig. Als man eben die Verdunkelung des Käfigs bewirkt hatte, erwachte das Thier, taumelte noch wie betrunken hin und her und ſchien um ſo unſicherer zu werden,

je mehr es zur Beſinnung kam. Mit der Zeit aber ſchien es zu merken, was mit ihm während ſeines Todtenſchlafes geſchehen war, und als man es nach wenigen Tagen wieder unterſuchte, war es ſich ſeiner wiedererlangten Sehfähigkeit vollkommen bewußt geworden und ſchien ſich jetzt ſichtlich an dem herrlichen Lichte des Tages zu erfreuen oder wenigſtens den ungeheuren Gegenſatz zwiſchen der frühern ewigen Nacht und dem jetzigen hellen Tage zu erkennen. Dieſer eine Erfolg hat die Thierarzneikunde um ein Weſentliches gefördert, und in den größeren Thiergärten ſieht man gegenwärtig eine derartige Operation ſchon gar nicht mehr als etwas beſonders Großes an und iſt ſomit in den Stand geſetzt, den armen gefangenen Blinden ihr Daſein weſentlich zu erleichtern.

Der bekannteſte Bär Amerikas iſt der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus), ein weit verbreitetes und verhältnißmäßig gutmüthiges, wenigſtens ungleich harmloſeres Thier als Griſel- und

Der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus).

europäiſcher Bär. Wegen ſeiner dunkeln Färbung iſt er unter dem Namen ſchwarzer Bär noch bekannter, als unter den angeführten, welche von den Indianern herſtammen ſollen.

Der Baribal erreicht ungefähr die Größe unſers europäiſchen Bären d. h. eine Länge von 6½ Fuß bei einer Schulterhöhe von etwas über 3 Fuß. Er unterſcheidet ſich von ihm hauptſächlich durch den ſchmälern Kopf, die ſpitzere, von der Stirn nicht abgeſetzte Schnauze, die ſehr kurzen Sohlen und durch die Beſchaffenheit und Färbung des Pelzes. Dieſer beſteht aus langen, ſtraffen und glatten Haaren, welche nur an der Stirn und um die Schnauze ſich verkürzen. Ihre Färbung iſt ein glänzendes Schwarz, welches jedoch zu beiden Seiten der Schnauze in das Fahlgelb übergeht. Ein ebenſo gefärbter Flecken findet ſich oft auch vor den Augen. Seltener ſieht man Baribals mit weißen Lippenrändern und weißen Streifen auf Bruſt und Scheitel. Die Jungen, welche lichtgrau ausſehen, legen mit Beginn ihres zweiten Lebensjahres das dunkle Kleid ihrer Eltern an, erhalten jedoch nicht zugleich die langhaarige Decke derſelben: ihr Pelz iſt immer kurzhaarig.

Digitized by Google

Grade über den Baribal ist von verschiedenen Reiseschriftstellern Mancherlei gefabelt und gefaselt worden. Einzelne haben ihn als das gutmüthigste Geschöpf unter der Sonne geschildert, andere die Aengstlichkeit ihres Gemüths auch in seiner Beschreibung bekundet. Man thut wohl, wenn man sich ausschließlich an die amerikanischen Naturforscher hält und zwar vor allem an Richardson und Audubon. So habe ich gethan.

Der Baribal ist über ganz Nordamerika verbreitet. Man hat ihn in allen waldigen Gegenden gefunden, von der Ostküste bis zur Grenze Kaliforniens und von den Pelzländern bis nach Mejiko. Der Wald bietet ihm eigentlich Alles, was er bedarf; er wechselt seinen Aufenthalt aber nach den Jahreszeiten, wie es deren verschiedene Erzeugnisse bedingen. Während des Frühlings pflegt er sich seine Nahrung in den reichen Flußniederungen zu suchen und sich deshalb in jenen Dickichten aufzuhalten, welche die Ufer der Ströme und Seen umsäumen. Im Sommer zieht er sich in den tiefen, an Baumfrüchten mancherlei Art so reichen Wald zurück, und im Winter endlich wühlt er sich an einer den Blicken möglichst verborgenen Stelle ein passendes Lager, in welchem er zeitweilig schläft oder wirklichen Winterschlaf hält. Ueber letztern lauten die Angaben noch verschieden. Einige sagen, daß nur manche Bären wochenlang im Lager verborgen wären und schliefen, während die übrigen auch im Winter von einem Ort zum andern streiften, ja sogar von nördlichen Gegenden her nach südlichen wanderten; Andere glauben, daß Dies nur in gelinderen Wintern geschehe, während in strengeren sämmtliche Bären Winterschlaf hielten. Sicher ist, daß man grade im Winter oft zur Jagd des Baribal auszieht und ihn in seinem Lager aufsucht. Richardson sagt, daß sich das Thier gewöhnlich einen Platz an einem umgefallenen Baum erwähle, dort sich eine Vertiefung ausscharre und dahin sich bei Beginn eines Schneesturmes zurückziehe. Der fallende Schnee decke dann Baum und Bär zu; doch erkenne man das Lager an einer kleinen Oeffnung, welche durch den Athem des Thieres aufgethaut werde, und an einer gewissen Menge von Reif, welcher sich nach und nach um diese Oeffnung niederschlagen soll. In den südlicheren Gegenden mit höherm Baumwuchs zieht sich der Bär oft in hohle Bäume zurück, um hier zu schlafen. In diesem Winterlager verweilt er, solange Schnee fällt. Auch im Sommer pflegt er sich ein Bett zurecht zu machen und dasselbe mit trockenen Blättern und Gras auszupolstern. Dieses Lager ist aber schwer zu finden, weil es gewöhnlich an den einsamsten Stellen des Waldes in Felsspalten, niederen Höhlungen und unter Bäumen, deren Zweige bis zur Erde herabhängen, angelegt wird. Nach Audubon soll es dem Lager des Wildschweins am meisten ähneln.

Auch der Baribal ist, so dumm, plump und ungeschickt er aussieht, ein wachsames, reges und bewegungsfähiges Thier. Er ist kräftig, muthig, geschickt und ausdauernd. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn ein Mann nicht einzuholen vermag; das Schwimmen versteht er vortrefflich, und im Klettern ist er Meister. Jedenfalls ist er in allen Leibesübungen gewandter, als unser braunner Bär, dessen Eigenschaften er im übrigen besitzt. Auch er beweist im Nothfall jenen tollkühnen Muth, welcher die stärkeren Arten seiner Familie so gefährlich macht. Nur höchst selteng reift er den Menschen ungereizt an — obgleich Dies ebenfalls schon beobachtet worden ist —: gewöhnlich flieht er beim Erscheinen seines ärgsten Feindes so schnell als möglich dem Walde zu, und selbst verwundet nimmt er nicht immer seinen Gegner an, während er, wenn er keinen Ausweg mehr sieht, sich ohne Besinnen der offenbarsten Uebermacht entgegenwirft und dann sehr gefährlich werden kann.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Pflanzenstoffen und zwar in Gräsern, Blättern, halbreifem und reifem Getreide, in Beeren und Baumfrüchten der verschiedensten Art. Doch verfolgt auch er das Herdenvieh der Bauern und wagt sich, wie Meister Braun, selbst an die bewehrten Rinder. Dem Landwirth schadet er immer, gleichviel, ob er in die Pflanzung einfällt oder die Herden beunruhigt, und deshalb ergeht es ihm, wie unserm Bären: er wird ohne Unterlaß verfolgt und durch alle Mittel ausgerottet, sobald er sich in der Nähe des Menschen zu zeigen wagt.

Ueber die Bärzeit des Baribal scheinen die amerikanischen Naturforscher ebensowenig genau unterrichtet zu sein, wie die europäischen über die Fortpflanzung unsers braunen Bären. Richardson giebt die Trächtigkeit des schwarzen Bären zu ungefähr funfzehn bis sechzehn Wochen an, und

Audubon scheint Dies ihm nachgeschrieben zu haben. Als Wurfzeit setzen Beide übereinstimmend den Januar. Die Zahl der Jungen soll nach Richardson zwischen eins und fünf schwanken, nach Audubon dagegen nur zwei betragen. Ich glaube, daß Beobachtungen an gefangenen Baribals auch hier entscheidend sein dürften. Das Paar dieser Bären, welches der Hamburger Thiergarten besitzt, hat sich, wie uns mitgetheilt wurde, in Amerika bereits zweimal in der Gefangenschaft fortgepflanzt, und die Jungen sind schon im Januar geworfen worden. Ueber die Bärzeit haben wir keine Nachricht erhalten. Im Jahre 1863 aber begatteten sich unsere Baribals am 16. Juni zum ersten Male und, wie der braune Bär, beinahe einen ganzen Monat lang alltäglich.

Daß die wildlebenden Bären hohle Bäume zu ihrem Wochenbette auswählen, wie Dies Richardson angiebt, ist wahrscheinlich. Ueber die erste Jugendzeit der neugeborenen Jungen scheinen Beobachtungen zu fehlen. Von größer gewordenen weiß man, daß die Alte sie mit gleicher Zärtlichkeit liebt, wie unsere braune Bärin die ihrigen, sie längere Zeit mit sich herumführt, in Allem unterrichtet und bei Gefahr muthvoll vertheidigt.

Die Jagd des Baribal ist von Vielen geschildert worden. Sie gilt für sehr gefährlich, hauptsächlich wegen der merkwürdigen Lebenszähigkeit des Thieres. Man wendet die verschiedensten Mittel an, sich seiner zu bemächtigen. Viele werden in großen Schlagfallen gefangen, die meisten aber mit der Pirschbüchse erlegt. Gute Hunde leisten dabei vortreffliche Dienste, indem sie den Bären verbellen oder zu Baum treiben und dem Jäger Gelegenheit geben, ihn mit aller Ruhe aufs Korn zu nehmen und ihm eine Kugel auf die rechte Stelle zu schießen. Audubon beschreibt in seiner lebendigen Weise eine derartige Jagd, bei welcher mehrere Bären erlegt, aber auch mehrere Hunde verloren und die Jäger selbst gefährdet wurden. Hunde allein können den Baribal nicht bewältigen, und auch die besten Beißer unterliegen oft seinen furchtbaren Brantenschlägen. In vielen Gegenden legt man mit Erfolg Selbstschüsse, welche der Bär durch Wegnahme eines vorgehängten Köders entladet. Auf den Strömen und Seen jagt man ihn nicht selten zu Wasser, wenn er von einem Ufer zu dem andern schwimmt oder von den Jagdgehilfen in das Wasser getrieben wurde.

Sehr eigenthümlich sind manche Jagdweisen der Indianer, noch eigenthümlicher die feierlichen Gebräuche zur Versöhnung des abgeschiedenen Bärengeistes, welche einer gottesdienstlichen Verehrung gleichkommen. Alexander Henry, der erste Engländer, welcher in den eigentlichen Pelzgegenden reiste, erzählt Folgendes: „Im Januar hatte ich das Glück, einen sehr starken Kiefernbaum aufzufinden, dessen Rinde von den Bärenklauen arg zerkratzt war. Bei fernerer Prüfung entdeckte ich ein großes Loch in dem obern Theile, welches in das hohle Innere führte, und schloß aus Allem, daß hier ein Bär sein Winterlager aufgeschlagen haben möchte. Ich theilte die Beobachtungen meinen indianischen Wirthen mit, und diese beschlossen sofort, den Baum zu fällen, obgleich er nicht weniger als drei Klaftern im Umfange hielt. Am nächsten Morgen machte man sich über die Arbeit, und am Abend hatte man das schwere Werk zur Hälfte beendet. Am Nachmittag des folgenden Tages fiel der Baum, und wenige Minuten später kam zur größten Befriedigung Aller ein Bär von außergewöhnlicher Größe durch die gedachte Oeffnung hervor. Ich erlegte ihn, ehe er noch einige Schritte gemacht hatte. Sofort nach seinem Tode näherten sich ihm alle Indianer und namentlich die „alte Mutter", wie wir sie nannten. Sie nahm den Kopf des Thieres in ihre Hände, streichelte und küßte ihn wiederholt und bat den Bären tausendmal um Verzeihung, daß man ihm das Leben genommen habe, versicherte auch, daß nicht die Indianer Dies verübt hätten, sondern daß es sicherlich ein Engländer gewesen wäre, welcher den Frevel begangen. Diese Geschichte währte nicht eben lange; denn es begann bald das Abhäuten und Zertheilen des Bären. Alle beluden sich mit der Haut, dem Fleisch und dem Fett und traten darauf den Heimweg an."

„Sobald man zu Hause angekommen war, wurde das Bärenhaupt mit allem Flitterwerk, welches die Familie besaß, geschmückt, mit silbernen Armbändern u. dgl. Dann legte man es auf ein Gerüst und vor die Nase eine Menge von Tabak. Am nächsten Morgen wurden Vorbereitungen zu einem Feste getroffen. Die Hütte wurde gereinigt und gefegt, das Haupt des Bären erhoben und ein neues

Tuch, welches noch nicht gebraucht worden war, darüber gebreitet. Dann wurden die Pfeifen zurechtgemacht, und der Indianer blies Tabaksrauch in die Nasenlöcher des Bären. Er bat mich, Dasselbe zu thun, weil ich, der ich das Thier getödtet habe, dadurch sicher seinen Zorn besänftigen werde. Ich versuchte, meinen wohlwollenden und freundlichen Wirth zu überzeugen, daß der Bär kein Leben mehr habe, meine Worte fanden aber keinen Glauben. Zuletzt hielt mein Wirth eine Rede, in welcher er den Bären zu verherrlichen suchte, und nach dieser endlich begann man von dem Bärenfleische zu schmausen."

Die Amerikaner halten den Baribal oft in Gefangenschaft, hauptsächlich zu dem Zweck, ihn mit starken Hunden kämpfen zu lassen. Dabei zeigt sich die englische oder amerikanische Rohheit schrankenlos. Doch sieht man den Baribal auch als Gefangenen irgend eines Thierfreundes und dann gewöhnlich als sehr zahmen, gemüthlichen Burschen.

Unsere schwarzen Bären unterscheiden sich durch ihre Sanftmuth und Gutartigkeit wesentlich von ihren Verwandten. Sie machen ihren Wärtern gegenüber niemals von ihrer Kraft Gebrauch, sondern erkennen vielmehr die Oberherrlichkeit des Menschen vollkommen an und lassen sich mit größter Leichtigkeit behandeln. Jedenfalls fürchten sie den Wärter weit mehr, als dieser sie. Aber sie fürchten sich auch vor jedem andern Thiere. Ein kleiner Elefant, welcher öfters an ihren Käfigen vorbeigeführt wurde, versetzte sie anfangs so in Schrecken, daß sie eiligst an dem Baume ihres Käfigs emporklimmten, als ob sie dort Schutz suchen wollten. Zu Kämpfen mit anderen Bären, welche man zu ihnen bringt, zeigen sie keine Lust, selbst ein kleiner, muthiger ihrer eigener Art kann sich die Herrschaft im Zwinger erwerben. Wir erhielten im Laufe eines Sommers sechs Baribals, und zwar außer dem erwähnten Paare noch vier kaum halberwachsene. Als die Letzteren zu den Alten gebracht wurden, entstand ein wahrer Aufruhr im Zwinger. Die Thiere fürchteten sich gegenseitig wie die alten Weiber in Gellerts Fabel. Dem erwachsenen Weibchen wurde es beim Anblick der Kleinen äußerst bedenklich. Es eilte so schnell als möglich auf die höchste Spitze des Baumes; aber auch die Jungen bewiesen durch Schnaufen und ihren Rückzug in die äußerste Ecke, daß sie sich entsetzlich fürchteten. Nur der alte Bär blieb ziemlich gelassen, obwohl er fortwährend ängstlich zur Seite schielte, als ob er fürchte, daß die Kleinen ihn rücklings überfallen könnten. Endlich beschloß er, seine Hausgenossen genauer in Augenschein zu nehmen. Er näherte sich den Neuangekommenen und beschnüffelte sie sorgfältig. Ein mehr ängstliches, als ärgerliches Schnaufen schien ihn zurückschrecken zu sollen. Als es Nichts half, erhob sich das junge Weibchen auf die Hinterfüße, bog den Kopf tief nach vorn herab, schielte höchst sonderbar von unten nach oben zu dem ihm gegenüber gewaltigen Riesen empor, schnaufte ärgerlich und ertheilte ihm, als er sich wiederum nahete, plötzlich eine Ohrfeige. Dieser eine Schlag war für den alten Feigling genug. Er zog sich augenblicklich zurück und dachte fortan nicht mehr daran, den unhöflichen Kleinen sich zu nähern. Aber deren Sinn war auch nur auf Sicherstellung gerichtet. Der Hunger trieb die alte Bärin vom Baume herab, und augenblicklich kletterten beide Jungen an ihm empor. Die Furcht bannte sie volle zehn Tage lang an den einmal gewählten Platz. Die leckerste Speise, der ärgste Durst waren nicht vermögend, sie von oben herabzubringen. Sie kletterten nicht einmal dann hernieder, als wir die alten Bären abgesperrt und somit den ganzen Zwinger ihnen zur Verfügung gestellt hatten. In der kläglichsten Stellung lagen oder hingen sie auf den Zweigen Tag und Nacht, und zuletzt wurden sie so müde und matt, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, sie auf das harte Steinpflaster herabstürzen zu sehen. Dem war aber nicht so, der Hunger überwand schließlich alle Bedenken. Sie stiegen am zehnten Tage aus freien Stücken herab und lebten fortan in Frieden und Freundschaft mit den beiden älteren. Der letzte Baribal, welchen wir in denselben Käfig bringen mußten, benahm sich genau ebenso, obgleich er weit weniger zuzusetzen hatte, als die beiden ersten Jungen, welche sehr wohlgenährt angekommen waren.

Unsere Baribals geben mir fortwährend Gelegenheit, zu beobachten, wie leicht und geschickt sie klettern. Wenn sie durch irgend Etwas erschreckt werden, springen sie mit einem Satze ungefähr sechs Fuß hoch bis zu den ersten Zweigen des glatten Eichenstammes empor und steigen dann mit größter

Japaniſche Bären.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schnelligkeit und Sicherheit bis zu dem Wipfel hinauf. Einmal sprang die alte Bärin über den Wärter, welcher sie in die Zelle einzutreiben versuchte, hinweg und auf den Baum. Die ganze Familie sieht man oft in den verschiedenartigsten, scheinbar höchst unbequemen Stellungen auf den Aesten gelagert, und auch jetzt noch halten namentlich die Jungen in zwei Astgabeln regelmäßig ihren Mittagsschlaf.

Die Stimme hat mit der unsers braunen Bären Aehnlichkeit, ist aber viel schwächer und kläglicher. Ein eigentliches Gebrüll oder Gebrumme habe ich nie vernommen. Aufregungen aller Art drückt der Baribal, wie der braune Bär, durch Schnaufen und Zusammenklappen der Kinnladen aus. Im Zorn beugt er den Kopf zur Erde, schiebt die Lippen weit vor, schnauft und schielt ganz sonderbar um sich. Sehr ergötzlich ist die Haltung der Thiere, wenn sie aufrechtstehen. Die kurzen Sohlen erschweren ihnen diese Stellung entschieden, und sie müssen, um das Gleichgewicht herzustellen, den Rücken stark einwärts krümmen. Dabei tragen sie die Vorderarme gewöhnlich so hoch, daß der Kopf nicht auf, sondern zwischen den Schultern zu sitzen scheint, und so nimmt sich die Gestalt höchst sonderbar aus.

Durch Freigebigkeit der Besucher unsers Gartens sind alle sechs Baribals sehr verwöhnt worden. Sie wissen, daß sie gefüttert werden, und erinnern Denjenigen, welcher vergessen sollte, ihnen Etwas zu reichen, durch klägliches Bitten an die Güte Anderer. So haben sie sich eine Bettelei angewöhnt, welcher Niemand widerstehen kann; denn ihre Stellungen mit den ausgebreiteten Armen sind so drollig und ihr Gewinsel so beweglich, daß es Jedermanns Herz rühren muß. Auch sie würden sehr bald es lernen, wie die Baribals, welche Graf Görtz besaß, die Taschen der Leute nach allerhand Leckereien zu untersuchen, und wahrscheinlich den Unglücklichen, welcher Nichts für sie mitgebracht, ebenso belästigen, wie jene es thaten.

Als asiatischen Vertreter des Baribal darf man den tibetanischen Kragenbär oder Kuma der Japanesen (Ursus tibetanus) betrachten. Er kommt zwar jenem in der Größe nicht ganz gleich, ähnelt ihm aber sehr in der Färbung. Seine Gestalt ist verhältnißmäßig schlank, der Kopf spitzschnäuzig, auf Stirn und Nasenrücken fast geradlinig, die Beine sind mittellang, die Füße kurz, die Zehen mit ziemlich kurzen, aber kräftigen Nägeln bewehrt; die Ohren sind rund und verhältnißmäßig groß. Behaarung und Färbung scheinen ziemlich bedeutenden Abänderungen unterworfen zu sein, falls sich die Angaben wirklich auf ein und dasselbe Thier und nicht auf zwei verschiedene Arten beziehen. Cuvier, welcher den von Duvaucel in Silhet entdeckten Bär zuerst beschrieb, giebt an, daß der Pelz, mit Ausnahme einer zottigen Mähne am Halse, glatt und bis auf die weißliche Unterlippe und die weiße Brustzeichnung, sowie die röthlichen Schnauzenseiten, gleichmäßig schwarz sei. Die Brustzeichnung wird mit einem Y verglichen; sie bildet ein Querband in der Schlüsselbeingegend, von welchem sich in der Mitte nach der Brust zu ein Stiel oder Streifen abzweigt. Wagner sah einen anderen Kuma lebend in einer Thierschaubude, welcher von der eben gegebenen Beschreibung insofern abwich, als bei ihm fast die ganze Schnauze bräunlich gefärbt erschien und ein gleichgefärbter Flecken über jedem Auge sich zeigte. Auch fehlte der Brustbinde jener nach dem Bauche zu verlaufende Stiel. Unsere vortreffliche Abbildung stellt ein Paar dieser Bären dar, welche aus Japan stammen, gegenwärtig im Thiergarten zu Rotterdam leben und im Ganzen mit der Wagner'schen Beschreibung übereinstimmen.

Es ist immerhin möglich, daß sich die „Mondfleckbären" der Japanesen von jenen des Festlandes unterscheiden; bis jetzt fehlen jedoch genügende Beobachtungen, daß wir ein richtiges Urtheil hierüber fällen könnten. Wenn wir alle Kragenbären als zu einer Art gehörig betrachten, ergiebt sich, daß diese Art weit verbreitet ist. Bald nach Duvaucels Entdeckung fand Wallich unseren Bären in Nepal auf, und Siebold sagt in seinem Werke über die Thierwelt Japans, daß der Kuma nicht

blos in China und Japan, sondern auch in den meisten Gebirgen des Festlandes und der Inseln Südasiens häufig vorkomme.

Ueber Lebensweise und Betragen fehlen uns Berichte. Nach Duvaucel soll der Kragenbär wilder, also wohl bösartiger sein, als andere indische Bären; die bis jetzt lebend nach Europa gelangten Kumas bestätigten jedoch diese Ansicht durchaus nicht. Sie zeigten sich sehr gutartig, waren spiellustig und gleichmüthig, wie andere Bären und begnügten sich gern mit Brod und Früchten. Das Rotterdamer Paar, welches ich freilich nur flüchtig beobachten konnte, hat auf mich ebenfalls den Eindruck der Gutartigkeit gemacht. Doch will, wie wir von dem Betragen anderer Bären schließen dürfen, das Benehmen solcher Gefangenen, welche gut gehalten und genährt werden, für die Erkenntniß ihres Wesens nicht eben viel bedeuten.

In Südasien leben einige kleine, schlank gebaute, kurzhaarige Bären, welche man Sonnenbären (Helaretos) genannt hat, weil sie, ganz gegen Gewohnheit ihrer Verwandten, sich gern in den brennendheißen Strahlen der Mittagssonne ihrer Heimat umhertreiben und sömmern.

Die bekannteste Art ist der Bruan (Helaretos malayanus), ein Bewohner Nepals, Hinterindiens und der Sundainseln. Seine Länge beträgt etwa vier Fuß, die Höhe fast zwei Fuß. Er ist plump gebaut, schlank vom Leibe zwar, aber dickköpfig, breitschnäuzig, mit verhältnißmäßig ungeheuren Tatzen, deren Krallen stark und lang sind, mit kleinen Ohren und sehr kleinen, ziemlich blöden Augen. Der Pelz ist kurz, dicht und mit Ausnahme der fahlgelben Schnauzenseiten und eines hufeisenförmigen Brustfleckens von gelber oder lichter Grundfärbung, glänzend schwarz. Die Lippen dieses Bären sind sehr dehnbar, die Zunge kann weit hervorgestreckt werden.

Der Bruan ist vorzugsweise Pflanzenfresser; vor Allem liebt er süße Früchte. In den Kakaopflanzungen richtet er oft bedeutenden Schaden an; zuweilen macht er sie unmöglich. Er lebt ebensoviel auf den Bäumen, als auf dem Boden. Unter allen eigentlichen Bären klettert er am geschicktesten. Ueber Fortpflanzung und Jugendleben fehlen Berichte.

Man sagt, daß er in Indien oft gefangen gehalten werde, weil man ihn, als einen gutmüthigen, harmlosen Gesellen, selbst Kindern zum Spielgenossen geben und nach Belieben in Haus, Hof und Garten umherstreifen lassen dürfe. Raffles, welcher einen dieser Bären besaß, durfte ihm den Aufenthalt in der Kinderstube gestatten und war niemals benöthigt, ihn durch Anlegen an die Kette oder durch Schläge zu bestrafen. Mehr als einmal kam er ganz artig an den Tisch und bat sich von den Speisenden Etwas zu fressen aus. Dabei zeigte er sich als ein echter Gutschmecker, da er von den Früchten blos Mango verzehren und nur Schaumwein trinken wollte. Der Wein hatte für ihn einen unendlichen Reiz, und wenn er eine Zeitlang sein Lieblingsgetränk vermissen mußte, schien er seine gute Laune zu verlieren. Aber dieses vortreffliche Thier verdiente auch ein Glas Wein. Es wurde im ganzen Hause geliebt und geehrt und betrug sich in jeder Hinsicht musterhaft; denn es that nicht einmal dem kleinsten Thiere etwas zu Leide. Mehr als einmal nahm es sein Futter mit dem Hunde, der Katze und dem kleinen Papagei aus ein und demselben Gefäß.

Ein anderer Bruan war mit ebensoviel Erfolg gezähmt, aber auch gewöhnt worden, ebensogut thierische, als Pflanzennahrung zu sich zu nehmen. Letztere behagte ihm jedoch immer am besten, und Brod und Milch bildeten entschieden seine Lieblingsspeise. Davon konnte er in einem Tage mehr als zehn Pfund verbrauchen. Die Speisen nahm er auf sehr eigenthümliche Weise zu sich, indem er sich auf die Hinterfüße setzte, die lange Zunge unglaublich weit herausstreckte, den Bissen damit faßte und durch plötzliches Einziehen in den Mund brachte. Während Dies geschah, machte er die sonderbarsten und auffallendsten Bewegungen mit den Vordergliedern und wiegte seinen Körper dabei mit unerschöpflicher Ausdauer von der einen Seite zur andern. Seine Bewegungen waren auffallend rasch

und kräftig und ließen vermuthen, daß er im Nothfalle einen umfassenden und wirksamen Gebrauch seiner starken Glieder machen kann.

Meine Erfahrungen stimmen mit dieser Schilderung nicht überein. Ich habe den Bruan mehrfach in der Gefangenschaft gesehen und den, welchen der Hamburger Thiergarten besitzt, seit Jahresfrist beobachten können. Unser Bruan ist nichts weniger als gutmüthig. Er ist dumm, sehr dumm —

Der Bruan (Helarctos malayanus).

und tückisch. Der besten Pflege ungeachtet, hat er sich mit seinem Wärter noch nicht befreunden können. Er nimmt das ihm vorgehaltene Brod scheinbar mit Dank an, zeigt aber durchaus keine Erkenntlichkeit, sondern eher Lust, dem Nahenden gelegentlich einen Tatzenschlag zu versetzen. Störrisch ist er im höchsten Grade. Er läßt sich z. B. durchaus nicht aus einem Raum in den andern treiben. Wenn er vorwärts nicht durchkommen kann, läuft er rückwärts, trotzig, blindlings. Strafen fruchten

gar Nichts. Sehr widerlich ist seine Unreinlichkeit: er frißt seinen eigenen Koth auf! Nicht minder unangenehm ist seine unbezähmbare Sucht, alles Holzwerk seiner Käfige zu zernagen. Er zerfrißt Balken und dicke Eichstämme und arbeitet dabei mit einer Unverdrossenheit, welche einer bessern Sache würdig wäre. Sein Betragen unterhält höchstens Den, welcher ihn nicht kennt: seinen Pflegern macht er sich bald verhaßt.

Auffallender noch in Gestalt und Wesen, als die Sonnenbären, ist der Lippenbär (Prochilus labiatus). Ihn kennzeichnet ein kurzer, dicker Leib, niedere Beine, ziemlich große Füße, deren Zehen mit ungeheuren Sichelkrallen bewehrt sind, eine vorgezogene, stumpfspitzige Schnauze mit weit vorstreckbaren Lippen und ein langes zottiges Haar, welches im Nacken eine Mähne bildet und auch seitlich tief herabfällt. Alle angegebenen Merkmale verleihen der Sippe einen hinlänglichen Grad von Selbstständigkeit. Wie merkwürdig das Thier sein muß, sieht man am besten daraus, daß es im Anfange unter dem Namen des bärenartigen Faulthieres (Bradipus ursinus) beschrieben, ja in einem Werke sogar „das namlose Thier" genannt wurde. In Europa ist der Lippenbär zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden, und erst Anfang dieses Jahrhunderts kam er auch lebend dahin. Da stellte sich nun freilich heraus, daß er ein echter Bär ist, und somit erhielt er seinen ihm gebührenden Platz in der Thierreihe angewiesen.

Die Länge des Lippenbären beträgt, einschließlich des etwa 4 Zoll langen Schwanzstumpfes, 5 bis $5^1/_2$, die Höhe am Widerrist ungefähr $2^2/_3$ Fuß. Unser Thier kann kaum verkannt werden. Der ziemlich flache, mit einer breiten, platten Stirne versehene Kopf verlängert sich in eine lange, schmale, zugespitzte und rüsselartige Schnauze von höchst eigenthümlicher Bildung. Der Nasenknorpel nämlich breitet sich in eine flache und leicht bewegbare Platte aus, auf welcher die beiden in die Quere gezogenen und durch eine schmale Scheidewand von einander getrennten Nasenlöcher gestellt sind. Die Nasenflügel, welche sie seitlich begrenzen, sind im höchsten Grade beweglich, und die langen, äußerst dehnbaren Lippen übertreffen sie hierin sogar noch. Sie reichen schon im Stande der Ruhe ziemlich weit über den Kiefer hinaus, können aber unter Umständen so verlängert, vorgeschoben, zusammengelegt und umgeschlagen werden, daß sie eine Art Röhre bilden, welche fast vollständig die Fähigkeiten eines Rüssels besitzt. Die lange, schmale und platte, vorn abgestutzte Zunge hilft diese Röhre mit bilden und verwenden, und so ist das Thier im Stande, nicht blos Gegenstände aller Art zu ergreifen und an sich zu ziehen, sondern förmlich an sich zu saugen. Der übrige Theil des Kopfes ist durch die kurzen, stumpf zugespitzten und aufrechtstehenden Ohren, sowie die kleinen, fast schweineartigen, schiefen Augen ausgezeichnet; doch sieht man vom ganzen Kopfe nur sehr wenig, weil selbst der größte Theil der kurzbehaarten Schnauze von den auffallend langen, struppigen Haaren des Scheitels verdeckt wird. Dieser Haarpelz verhüllt auch gänzlich den Schwanz und verlängert sich an manchen Theilen des Körpers, zumal am Hals und im Nacken, zu einer dichten, krausen und struppigen Mähne. In der Mitte des Rückens bilden sich gewöhnlich zwei sehr große, wulstige Büsche aus den sich hier verwirrenden Haaren und geben dem Bären ganz das Aussehen, als ob er einen Höcker trüge. So gewinnt der ganze Vordertheil des Thieres ein höchst unförmliches Aussehen, und dieses wird durch den plumpen und schwerfälligen Leib und die kurzen und dicken Beine noch wesentlich erhöht. Sogar die Füße sind absonderlich und namentlich die außerordentlich langen, scharfen und gekrümmten Krallen ganz eigenthümlich, wirklich faulthierartig. Das Gebiß, wenigstens das der alten Thiere, hat auch sein eigenes Gepräge. Die Schneidezähne fallen in der Regel frühzeitig aus, und der Zwischenkiefer bekommt dann ein in der That in Verwirrung setzendes Aussehen. Aus diesem Grunde dürfen wir es den betreffenden Naturforschern nicht so sehr verargen, daß sie den Lippenbär unter die zahnlosen Thiere rechnen wollten. Die Färbung der groben Haare ist ein glänzendes Schwarz; die Schnauze bis zu den Augen ist grau oder schmuzigweiß, ein fast herzförmig oder hufeisenförmig gestalteter Brustfleck aber weiß gefärbt. Bisweilen haben auch die Zehen eine sehr lichte Färbung.

Die Krallen ſind in der Regel weißlich hornfarben, die Sohlen aber ſchwarz. Eine weit geringere Ausbildung der Mähne an Kopf und Schultern und die deshalb hervortretenden, verhältnißmäßig großen Ohren, ſowie die dunkleren Krallen unterſcheiden die Jungen von den Alten, auch iſt bei ihnen gewöhnlich die Schnauze bis hinter die Augen gelblichbraun und die Hufeiſenbinde auf der Bruſt gelblichweiß gefärbt.

Der gemähnte Lippenbär oder Aswail iſt ein Oſtindier von Geburt. Seine Heimat iſt das Feſtland Südaſiens, ebenſowohl Bengalen, als die öſtlich und weſtlich daran grenzenden Gebirge

Der Lippenbär (Prochilus labiatus).

und die Inſel Ceylon. Beſonders häufig ſoll er in den Gebirgen von Tetan und Nepal gefunden werden. Als echtes Gebirgsthier ſteigt er nur zuweilen in die Ebenen herab; in den Gebirgen jedoch findet er ſich überall ziemlich häufig und zwar nicht blos in einſamen Wäldern, ſondern auch in der Nähe von bewohnten Orten; auf Ceylon dagegen verbirgt er ſich, wie Tennent berichtet, in den dichteſten Wäldern der hügeligen und trockenen Landſchaften, an der nördlichen und ſüdöſtlichen Küſte, und wird ebenſo ſelten in größeren Höhen, als in den feuchten Niederungen angetroffen. Im Gebiet von Karetſchi auf Ceylon war er während einer länger währenden Dürre ſo gemein, daß die Frauen ihre ſo beliebten Bäder und Waſchungen in den Flüſſen gänzlich aufgeben mußten, weil ihnen

Digitized by Google

nicht nur auf dem Lande, ſondern auch im Waſſer Bären in den Weg traten, — hier oft gegen ihren Willen; denn ſie waren beim Trinken in den Strom geſtürzt und konnten in Folge ihres täppiſchen Weſens nicht wieder aufkommen. Während der heißeſten Stunden des Tages liegt unſer Bär in natürlichen oder ſelbſt gegrabenen Höhlen. Er iſt, wie es ſcheint, im höchſten Grade empfindlich gegen die Hitze und leidet außerordentlich, wenn er genöthigt wird, über die kahlen, von der Sonne durchglühten Gebirgsflächen zu wandern. Engliſche Jäger fanden, daß die Sohlen eines Lippenbären, welchen ſie durch ihre Verfolgung genöthigt hatten, bei Tage größere Strecken in den Mittagsſtunden zu durchlaufen, ſchließlich vollſtändig verbrannt waren, und ich meinestheils glaube dieſe Thatſache durchaus glaubhaft finden zu können, weil ich Aehnliches in Afrika bei Hunden bemerkt habe, welche nach längeren Jagden während der Mittagszeit wegen ihrer verbrannten Sohlen nicht mehr gehen konnten. Die Empfindlichkeit der Füße iſt für den Aswail gewöhnlich verderblich; er wird weit leichter erlegt oder bekämpft, wenn er vorher durch die Glut der Sonne mürbe gemacht worden iſt, als wenn er friſch ſeinen Feinden entgegentritt. Letzteren kann er ſo gefährlich werden, wie irgendwelcher Bär; denn ſo harmlos er auch im Ganzen iſt, wenn er unbeläſtigt ſeine Gebirgshalden und Abgründe durchzieht, ſoviel Furcht flößt er ein, wenn ſeine Wuth durch empfangene Wunden oder andere Unannehmlichkeiten erregt wurde.

Man ſagt, daß die Nahrung des Aswail faſt ausſchließlich in Pflanzenſtoffen und kleineren, zumal wirbelloſen Thieren beſtände, und daß er ſich nur beim größten Hunger an Wirbelthiere wage. Verſchiedene Wurzeln, Immennneſter, deren Waben mit Jungen oder deren Honig er gleich hochſchätzt, Raupen, Schnecken und Ameiſen, ſowie Früchte aller Art bilden ſeine Nahrung, und ſeine langgebogenen Krallen leiſten ihm bei Aufſuchung und bezüglich Ausgrabung verborgener Wurzeln, oder aber bei Eröffnung der Ameiſenhaufen ſehr gute Dienſte. Selbſt die feſten Baue der Termiten ſoll er mit Leichtigkeit zerſtören können und dann unter der jüngern Brut große Verwüſtungen anrichten. Der Bienen und Ameiſen wegen ſteigt er auf die höchſten Bäume. „Einer meiner Freunde," ſagt Tennent, „welcher eine Waldung in der Nähe von Jaffea durchzog, wurde durch unwilliges Gebrumm auf einen Aswail aufmerkſam gemacht, welcher hoch oben auf einem Zweige ſaß und mit einer Pranke die Waben eines Rothameiſenneſtes zum Munde führte, während er die andere Tatze nothwendig gebrauchen mußte, um ſeine Lippen und Augenwimpern von den durch ihn höchlichſt erzürnten Kerfen zu ſäubern. — Die Veddahs in Bintenne, deren größtes Beſitzthum ihre Honigſtöcke ausmachen, leben in beſtändiger Furcht vor dieſem Bären, weil er, angelockt durch den Geruch ſeiner Lieblingsſpeiſe, keine Scheu mehr kennt und die erbärmlichen Wohnungen jener Bienenväter rückſichtslos überfällt. Den Anpflanzungen wird er oft empfindlich ſchädlich, namentlich in den Zuckerwaldungen betrachtet man ihn als einen ſehr unlieben Gaſt. Allein unter Umſtänden wird er auch größeren Säugethieren oder Vögeln gefährlich und fällt ſelbſt Herdenthiere und Menſchen an. Man erzählt ſich in Oſtindien, daß er die Säugethiere, ſomit auch den Menſchen, auf das grauſamſte martere, bevor er ſie verzehrt. Er ſoll nämlich ſeine Beute feſt mit ſeinen Armen und Krallen umfaſſen und ihr nun gemächlich unter fortwährendem Saugen mit den Lippen Glied für Glied zermalmen, bis ſie ſo langſam den entſetzlichſten Tod findet. Gewöhnlich weicht er dem ſich nahenden Menſchen aus; allein ſeine Langſamkeit verhindert ihn nicht ſelten an der Flucht, und nun wird er, weniger aus Bösartigkeit, als vielmehr aus Furcht, und in der Abſicht, ſich ſelbſt zu vertheidigen, der angreifende Theil. Und ſeine Angriffe ſind unter ſolchen Umſtänden ſo fürchterlich, daß die Singaleſen in ihm das furchtbarſte aller Thiere erblicken. Kein einziger unſerer Leute wagt es, unbewaffnet durch den Wald zu gehen; wer kein Gewehr beſitzt, bewaffnet ſich wenigſtens mit dem „Kadelly", einer leichten Axt, mit welcher man dem Bären zum Zweikampf gegenübertritt." Der Aswail zielt ſeinerſeits immer nach dem Geſicht ſeines Gegners und reißt dieſem, wenn er ihn glücklich niederwarf, regelmäßig die Augen aus. Tennent verſichert, viele Leute geſehen zu haben, deren Geſicht noch die Belege ſolcher Kämpfe zeigte: grell von der dunklen Haut abſtechende, lichte Narben, welche beſſer als alle Erzählungen den Grimm des gereizten Lippenbärs bekundeten.

Die Postläufer, welche nur bei Nacht reisen, sind den Anfällen der Lippenbären mehr als alle Anderen ausgesetzt und tragen deshalb immer helleuchtende Fackeln in den Händen, deren greller Schein die Thiere schreckt und veranlaßt, den Weg zu räumen. Demungeachtet theilen auch sie den Glauben der meisten Singalesen, daß gewisse Gedichte mehr als alles Andere vor den Angriffen der Aswails schützen, und sie tragen deshalb immer im Haar oder am Nacken Amulete, deren Wunderkraft eben in jenen Gedichten beruht. Leider beweisen die Bären den durch Talismane Gefeiten oft genug, daß die Wunderkraft nicht gar so groß ist, und die biederen Singalesen nehmen auch gar keinen Anstand, trotz aller Schutzmittel, einem wüthenden Aswail das Feld zu lassen — falls ihnen dazu Zeit bleibt. Sie wissen sehr wohl, daß der gereizte Bär nichts weniger, als der gutmüthige Bursch ist, welcher er scheint; sie wissen, daß der Zorn sein ganzes Wesen verändert. Während er bei ruhigem Gange in der sonderbarsten Weise dahinwankt und seine Beine so täppisch als möglich kreuzweise über einander setzt, fällt er bei Erregung in einen Trab, welcher immer noch schnell genug ist, um einen Fußgänger unter allen Umständen zu erreichen; und deshalb fürchten die Inder diesen Bären mindestens ebensosehr, wie wir unsern Meister Petz oder die Amerikaner ihren Ephraim.

Bei ruhigem Gange trägt der Aswail den Kopf zur Erde gesenkt und krümmt dabei den Rücken, wodurch der Haarfilz scheinbar erst recht zum Höcker wird, bei schnellerm Laufe aber trabt er mit emporgehobenem Haupte dahin. Seinem Feinde geht er manchmal auch auf den zwei Hinterfüßen entgegen.

Von seiner Fortpflanzung weiß man nur soviel, daß die Bärin gewöhnlich ein, höchstens zwei Junge wirft und diese dann, solange sie noch nicht vollständig bewegungsfähig sind, auf dem Rücken trägt, wie ein Faulthier seine Nachkommenschaft.

In der Gefangenschaft hat man ihn öfters beobachten können und zwar ebensowohl in Indien, wie in Europa. In seinem Vaterlande wird seine Gelehrigkeit von Gauklern und Thierführern benutzt und er zu allerlei Kunststückchen abgerichtet, wie unser Meister Petz. Die Leute ziehen mit ihm in derselben Weise durch das Land, wie früher unsere Bärenführer, und gewinnen durch ihn dürftig genug ihren Lebensunterhalt. In Hinsicht auf diesen Gebrauch haben die Franzosen den Aswail mit dem Namen „Ours jongleur" belegt. In Europa hat man ihn hauptsächlich in England längere Zeit, einmal sogar durch neunzehn Jahre, am Leben erhalten können. Man füttert ihn mit Milch, Brod, Obst und Fleisch und erhält ihn sehr lange bei dieser Nahrung; Brod und Obst scheint er dem übrigen Futter entschieden vorzuziehen. Wenn er jung eingefangen wird, läßt er sich leicht zähmen und macht auch trotz seiner scheinbaren Plumpheit und Schwerfälligkeit viel Vergnügen. Er wälzt sich, wie ein schlafender Hund, zusammengelegt von einer Seite zur andern, springt herum, schlägt Purzelbäume, richtet sich auf den Hinterfüßen auf und verzerrt sein Gesicht in der merkwürdigsten Weise, wenn ihm irgendwelche Nahrung geboten wird. Dabei ist er höchst gutmüthig, zuthunlich und sehr ehrlich. Er macht niemals Miene, zu beißen, und man kann ihm, wenn man ihn einmal kennen lernte, in jeder Hinsicht vertrauen. Gegen andere Bären seiner Art ist er womöglich noch zärtlicher, als manche seiner Familienverwandten. Zwei Aswails, welche man im Thiergarten von London hielt, pflegten sich auf die zärtlichste Weise zu umarmen und sich gegenseitig dabei die Pfoten zu lecken. In recht guter Laune stießen sie auch ein bärenartiges Knurren aus, welches, wie mein Berichterstatter sagt, einen gewissen musikalischen Werth hatte. Dagegen vernahm man rauhe und brüllende Töne, wenn man die Thiere mit Mühe in Zorn gebracht hatte.

Ich sah den Lippenbär in der neuesten Zeit einige Male in Thierschaubuden und in Thiergärten. Sie lagen gewöhnlich wie ein Hund auf dem Bauche und beschäftigten sich stundenlang mit Belecken ihrer Tatzen. Gegen Vorgänge außerhalb ihres Käfigs schienen sie höchst gleichgiltig zu sein. Ueberhaupt kamen mir die Thiere gutmüthig, aber auch sehr stumpfgeistig vor. Wenn man ihnen Nahrung hinhält, bilden sie ihre Lippenröhre, — an welcher aber die Zunge keinen Antheil nimmt — und versuchen das ihnen Dargereichte mit den Lippen zu fassen, ungefähr in derselben Weise, in welcher die Wiederkäuer Dies zu thun pflegen. Ihre Stimme schien mir eher ein Gewimmer, als ein Gebrumme; die Töne waren widerlich.

Der erlegte Aswail wird in seinem Vaterlande ungefähr in derselben Weise benutzt, wie die im Norden lebenden Bären von den Europäern, Asiaten und Amerikanern. Das Fleisch ist sehr geschätzt und wird auch von den Engländern für besonders wohlschmeckend erklärt. Noch höher aber achtet man das Fett, nachdem man es in derselben Weise geklärt und gereinigt hat, wie ich es bei dem Tiger beschrieb. Die Europäer benutzen es zum Einschmieren ihrer Waffen, die Inder halten es für ein untrügliches Mittel gegen gichtische Schmerzen aller Art.

Wenn nach der Ansicht einiger Naturforscher die ziemlich geringen Unterschiede in der Gestalt und Lebensweise der letzterwähnten Bären schon hinreichend erscheinen, um sie eigenen Gruppen einzureihen, ist es erklärlich, daß man gegenwärtig den Eisbären ebenfalls als Vertreter einer selbstständigen Sippe betrachtet, welcher man den Namen Meerbär (Thalassarctos) gegeben hat. Die Ansichten über Ordnungen, Familien und Sippen, ja selbst über Arten haben sich, wie ich schon wiederholt zu bemerken hatte, in unserer Zeit wesentlich geändert; denn je weiter die Kenntniß der Thiere fortschreitet, um so genauer wird man die einzelnen betrachten, beschreiben und in der Reihe einordnen müssen. Der Eisbär nun ist wirklich ein so merkwürdiges Geschöpf und zeigt in jeder Hinsicht soviel Eigenthümliches, daß er unter den sogenannten wahren Bären ganz vereinzelt dasteht und deshalb auch eine selbstständige Stellung verdient. Die ersten Seefahrer, welche von ihm sprechen, glaubten in ihm freilich blos eine Abart unsers Meister Petz zu entdecken, dessen Fell der kalte Norden mit seiner ihm eigenthümlichen Schneefarbe begabt habe; dieser Irrthum währte jedoch nicht lange, weil man sehr bald die wesentlichen Unterschiede wahrnahm, welche zwischen dem gemeinen und dem Eisbären bestehen. Es ist auch gar nicht denkbar, daß ein Thier, welches ausschließlich im Meere oder an dessen Küsten lebt, in derselben Weise beschaffen sein sollte, wie ein anderes, dessen Aufenthalt der feste Boden bildet. Zugleich aber möchte man versucht werden, bei Betrachtung dieses Thieres Zweckmäßigkeitsprediger zu werden, weil es doch gar zu hübsch scheint, daß die Natur auch für die erstarrenden Eiswüsten des hohen Nordens ein großes Raubthier geschaffen hat, welches, um in der Weise jener geistlosen Bewunderer der Schöpfung zu reden, augenscheinlich dazu bestimmt ist, Robben und Fische, Lemminge, ja selbst dem zudringlichen Menschen, den der unwirthliche Pol nicht zurückschreckt, eine heilsame Aufregung und Furcht beizubringen. Doch was geht uns hier die Erschaffung des Thieres an! Unser Zweck ist, dasselbe und sein Leben kennen zu lernen.

Die Sippe der Eisbären unterscheidet sich von den bis jetzt genannten durch den gestreckten Leib mit langem Halse und kurzen, starken und kräftigen Beinen, deren Füße weit länger und breiter sind, als bei den anderen Bären, und deren Zehen starke Spannhäute fast bis zur Hälfte ihrer Länge mit einander verbinden, vor Allem aber durch die ganz eigenthümliche Lebensweise, welcher eine entsprechende Verschiedenheit des ganzen Baues nothwendig zu Grunde liegen muß. Die einzige Art der Sippe, der Eis- oder Polarbär (Thalassarctos polaris) kennzeichnet sich schon hinsichtlich seiner Größe als Meerthier. Er übertrifft hierin selbst den Grislibär noch um etwas: denn die durchschnittliche Länge des Männchens beträgt acht englische Fuß und nicht selten noch einen halben Fuß mehr. Das Gewicht aber steigt von neun auf elf, ja sogar auf sechszehn Centner an. Roß wog ein Männchen, welches sieben Fuß acht Zoll lang und vier Fuß hoch war und, nachdem es gegen dreißig Pfund Blut verloren hatte, noch immer ein Gewicht von 1131½ Pfund zeigte. Lyon, der Begleiter von Parry, berichtet von einem 8 Fuß 7½ Zoll langen Eisbären, welcher 16 volle Centner wog. Man muß bedenken, daß ein so großer Eisbär genau soviel wiegt, wie ein zehn Fuß langer und sieben Fuß hoher Auerochs, und wird sich dann erst einen Begriff von seiner Größe und Schwere machen können.

Der Leib des Eisbären ist weit plumper, aber dennoch gestreckter, als der des gemeinen Bären. Der Hals ist bedeutend dünner und länger, der Kopf ist länglich, niedergedrückt und verhältnißmäßig schmal, das Hinterhaupt sehr verlängert, die Stirn platt, die hinten dicke Schnauze vorn spitz; die

Ohren ſind klein, kurz und ſehr gerundet, die Naſenlöcher weiter geöffnet und die Rachenhöhle minder tief geſpalten, als bei Meiſter Petz. An den Beinen ſitzen blos mittellange, dicke und krumme Krallen; der Schwanz iſt ſehr kurz, dick und ſtumpf, kaum aus dem Pelze hervorragend. Die Behaarung iſt lang, zottig, reich und dicht, jedoch viel kürzer, als der Pelz des im heißen Indien lebenden Lippenbären oder der großen Bettern im Norden der Erde. Sie beſteht aus kurzer Wolle und aus ſchlichten, feinen, glänzenden, weichen und faſt wolligen Grannen, welche am Kopfe, Hals und Rücken am kürzeſten und am Hintertheile, an dem Bauche und den Beinen am längſten ſind; auch die Sohlen ſind mit dieſen Haaren bekleidet. Auf den Lippen und über den Augen befinden ſich wenige Borſtenhaare; den Augenlidern fehlen die Wimpern. Mit Ausnahme eines dunklen Ringes um die Augen, des nackten Naſenendes, der Lippenränder und der Krallen, trägt der Eisbär ein Schneekleid, welches bei

Der Eis- oder Polarbär (Thalassarctos polaris).

den jungen Thieren von reinem Silberweiß iſt, bei älteren aber — wie man annimmt, in Folge der thranigen Nahrung — einen gelblichen Anflug bekommt. Die Jahreszeit übt nicht den geringſten Einfluß auf die Färbung aus.

Der Eisbär bewohnt den höchſten Norden der Erde, den eigentlichen Eisgürtel des Pols, und findet ſich blos da, wo das Waſſer einen großen Theil des Jahres hindurch oder beſtändig, wenigſtens theilweiſe, zu Eis erſtarrt. Wie weit er nach Norden hinaufgeht, konnte bisher noch nicht ermittelt werden; ſoweit der Menſch aber in jenen unwirthlichen Gegenden vordrang, hat er dieſes Thier als lebensfriſchen Bewohner des lebensfeindlichen Erdgürtels gefunden, während es nach Süden hin blos ausnahmsweiſe noch unter dem 55. Grade nördlicher Breite bemerkt worden iſt. Der Eisbär gehört keinem der drei nördlichen Erdtheile ausſchließlich, ſondern allen nördlichen Erdtheilen ge-

Digitized by Google

meinschaftlich an. Von keinem andern Wesen beirrt oder gefährdet, der eisigsten Kälte und den fürchterlichsten, uns schier undenkbaren Unwettern sorglos trotzend, streift er dort durch Land und Meere über die eisige Decke des Wassers oder durch die offnen Wogen, und im Nothfalle muß ihm der Schnee selbst zur Decke, zum Schutze, zum Lager werden. An der Ostküste von ganz Amerika, um die Baffins- und Hudsonsbay herum, in Grönland und Labrador ist er gemein, und zwar ist er ebensowohl auf dem festen Lande, wie auf dem Treibeise zu erblicken, oft sogar in Scharen, welche durch ihre Anzahl an Schafherden erinnern. Scoresby berichtet, daß er einstmals an der Küste von Grönland hundert Eisbären beisammentraf, von denen zwanzig getödtet werden konnten. In Europa ist es die Insel Spitzbergen, welche seinen ständigen Heimatsort bildet, aber auf den kristallenen Fahrzeugen, die ihm das Meer selbst bietet, auf den Eisschollen, kommt er nicht selten auch an der Nordküste Islands angeschwommen und würde, wäre der Norwegens Küste umfluthende und das Eis dort schmelzende Golfstrom nicht, sich wohl auch öfters in Lappland oder Nordland zeigen. In Asien ist die Insel Novaja-Semlja sein Hauptsitz. Aber auch auf Neusibirien, selbst auf dem Festlande wird er oft genug gefunden, obgleich blos dann, wenn er auf Eisschollen angetrieben wird. In den endlosen Winternächten des Nordens schlägt er, wenn er bei Nebel und Schneegestöber seine Richtung verliert oder durch die Aufsuchung der Nahrung weiter vom Meere abgeführt wird, als er beabsichtigte, auf dem mit Mos und Flechten überzogenen und überfrornen Boden in Sibirien sein Winterlager auf und kehrt erst, wenn der beginnende kurze Frühling von neuem ein regeres Leben ihm ermöglicht, zu seiner eigentlichen Heimat zurück. Dennoch sieht man ihn nur höchst selten auf dem festen Lande zwischen der Lena und der Mündung des Jenisei und noch seltner zwischen dem Ob und dem weißen Meere, weil ihm die weit nach Norden auslaufenden Gebirge und Novaja Semlja weit bessere Aufenthaltsorte gewähren. In Amerika ist er da am häufigsten, wo der Mensch ihm am wenigsten nachstellt. Es ist nur der kleine, unscheinbare, verachtete Eskimo, welcher dort als Gebieter der Erde auftritt; aber Dieser ist noch immer mächtig genug, den gewaltigen Meeresbeherrscher zu verdrängen. Sonderbar ist, daß er nach Aussagen der Eskimos, seiner hauptsächlichsten Feinde, nur in höchst seltenen Fällen jenseits des Mackenziesflusses erscheint, sich somit weit weniger im Westen Amerikas, als im Osten, verbreitet. Nach Süden hinab geht er blos unfreiwillig, wenn ihn große Eisschollen dahintragen. Man hat häufig Eisbären gesehen, welche auf diese Weise mitten im sonst eisfreien Wasser und weit von den Küsten entfernt dahintrieben. Obgleich er nun den größten Theil seines Lebens auf dem Eise zubringt und im Meere ebensosehr oder noch heimischer ist, als auf dem Lande, sind ihm derartige Reisen doch wohl nicht lieb und führen auch, wenn sie ihn weit nach Süden und zu gebildeteren Menschen tragen, regelmäßig sein Verderben herbei.

Die Bewegungen des Eisbären sind im Ganzen plump, wie die der ganzen Familie, aber ausdauernd im höchsten Grade. Dies zeigt sich zumal beim Schwimmen, derjenigen Bewegung, in welcher der Eisbär seine Meisterschaft an den Tag legt. Die Geschwindigkeit, mit welcher er sich im Wasser bewegt, schätzt Scoresby auf drei englische Meilen in der Stunde, und dabei ist er im Stande, ohne besondere Beschwerde viele Meilen zurückzulegen. Die große Masse seines Fettes kommt ihm vortrefflich zustatten, da sie das eigenthümliche Gewicht seines Leibes so ziemlich dem des Wassers gleichstellt. Man sah unsern Bären schon vierzig Meilen weit von jedem Lande entfernt im freien Wasser schwimmen und darf deshalb vermuthen, daß er über Sunde oder Straßen von mehreren hundert Meilen ohne Gefahr zu setzen vermag. Ebenso ausgezeichnet, wie er sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt, versteht er zu tauchen und unter dem Wasser zu schwimmen. Man hat beobachtet, daß er Lachse aus der See geholt hat und muß nach Diesem seine Tauchfähigkeit allerdings im höchsten Grade bewundern. Daß er oft lange Zeit nur auf Fischnahrung angewiesen ist, unterliegt gar keinem Zweifel, und hieraus geht also hervor, daß er mit mindestens derselben Schnelligkeit schwimmt, wie der behende, gewandte Fischotter. Auch auf dem Lande ist er keineswegs so unbehilflich, ungeschickt oder plump, als es den Anschein hat. Sein gewöhnlicher Gang ist zwar langsam und bedächtig, allein wenn er von Gefahr gedrängt oder von Hunger angetrieben

wird, läuft er sprungweise sehr rasch und kommt jedem andern Säugethiere, welches sich auf dem Eise bewegt, und somit auch dem Menschen, leicht zuvor. Dabei sind seine Sinne ausnehmend scharf, besonders das Gesicht und der Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, steigt er (nach Scoresby) auf die Eisblöcke und sieht nach Beute umher. Todte Walfische oder ein in das Feuer geworfenes Stück Speck riecht er auf ganz unglaubliche Entfernungen.

Die Nahrung des Eisbären besteht aus fast allen Thieren, welche das Meer oder die armen Küsten seiner Heimat bieten. Seine furchtbare Stärke, welche die aller übrigen bärenartigen Raubthiere bei weitem übertrifft, und die erwähnte Gewandtheit im Wasser macht es ihm ziemlich leicht, sich zu versorgen. Ohne Mühe bricht er mit seinen starken Krallen große Löcher durch das dicke Eis, um an Stellen, welche ihm sonst ganz unzugänglich sein würden, in die Tiefe gelangen zu können; ohne Beschwerde trägt er ein großes und schweres Meerthier, unter Umständen meilenweit, mit sich fort. In den Meeren, welche von Walfischfängern besucht werden, bilden die todten Wale ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn; man sieht ihn immer bald bei jedem Walfischaase sich einfinden. Dabei hat man die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Bären, welche viel Walfischfleisch fressen, das gelblichste Fell haben, jedenfalls in Folge des reichlichen Thranes, den sie mit dem Fleische verzehren müssen. Indeß dürften die Fische nächst den Walen wohl die Hauptmasse seiner Mahlzeiten ausmachen. Er zieht sie aus dem Wasser, indem er untertaucht und ihnen nachschwimmt, oder fängt sie geschickt zwischen den Eisblöcken heraus oder treibt sie in Buchten und an den Mündungen der Bäche zusammen und tödtet sie dann in Masse; kurz, er weiß sich mit ihnen zu versehen. Außerdem stellt er den Seehunden nach, geschickt und klug genug, diese schlauen und behenden Thiere zu erlangen. Wenn er eine Robbe von fern erblickt, senkt er sich still und geräuschlos ins Meer, schwimmt gegen den Wind ihr zu, nähert sich ihr mit der größten Stille und taucht plötzlich von unten nach dem Thiere empor, welches nun regelmäßig seine Beute wird, es mag anfangen, was es will. Die Robben pflegen in jenen eisigen Gegenden nahe an Löchern zu liegen, welche ihren Weg nach dem Wasser vermitteln. Diese Löcher findet der unter der Oberfläche des Meeres dahinschwimmende Eisbär mit außerordentlicher Sicherheit auf, und plötzlich erscheint der gefürchtete Kopf des entsetzlichsten Feindes der unbehilflichen Meereshunde so zu sagen in deren eigenem Hause oder in dem einzigen Fluchtgange, welcher sie möglicherweise retten könnte. Die Samojeden und Jakuten versichern, daß er auf dem Lande sogar junge Walrosse tödtet, welche er im Meere unbehelligt läßt. Landthiere überfällt er blos dann, wenn ihm andere Nahrung mangelt. Die Renthiere, die Eisfüchse, Vögel und deren Eier sind keineswegs vor ihm sicher. Osborne sah einer alten Bärenmutter zu, welche Steinblöcke umwälzte, um ihre Jungen mit Lemmingen zu versorgen. An die Hausthiere wagt er sich nur selten. Man hat mehr als einmal bemerkt, daß er zwischen weidenden Rinderherden durchgegangen ist, ohne eines von den Thieren anzufallen. Dies geschieht freilich blos so lange, als er gesättigt ist; denn, wenn ihn der Hunger plagt, greift er jedes Thier an, welches ihm begegnet. Das Aas frißt er ebenso gern, wie frisches Fleisch; ja, er soll nicht einmal den Leichnam eines andern Eisbären verschmähen. Dagegen greift er den Menschen ungereizt blos bei dem größten Hunger an und geht ihm gewöhnlich aus dem Wege; wenn er jedoch zum Kampfe aufgefordert wird, hält er jederzeit Stand und kehrt sich immer gegen seinen Feind. Dann ist er unbedingt das furchtbarste aller Thiere, welches in jenen hohen Breiten dem Menschen entgegentreten kann. Nur seine tödliche Verwundung kann den Verwegenen retten, welcher ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen wagte. Schüsse, welche nicht das Herz oder den Kopf treffen, reizen nur die Wuth des Riesen und vermehren somit die Gefahr. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen und beißt sie entweder entzwei oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Man erzählt sich sehr viele Unglücksfälle, welche durch ihn herbeigeführt worden sind, und gar mancher Walfischfänger hat die Tollkühnheit, einen Eisbären bekämpfen zu wollen, mit seinem Leben bezahlt. „Wenn man den Bären im Wasser antrifft," sagt Scoresby, „kann man ihn gewöhnlich mit Vortheil angreifen; wenn er aber am Ufer, oder auf beschneitem oder glattem Eise ist, wo er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortzukommen vermag, als ein

Menſch, kann er ſelten mit Sicherheit oder gutem Erfolge angegriffen werden. Bei weitem die meiſten Unglücksfälle wurden durch die Unvorſichtigkeit ſolcher Angriffe herbeigeführt. Vor wenigen Jahren ereignete ſich ein trauriger Vorfall mit einem Matroſen eines Schiffes, welches in der Davisſtraße vom Eiſe eingeſchloſſen war. Ein dreiſter Bär kam, wahrſcheinlich durch den Geruch der Lebensmittel angelockt, endlich bis dicht an das Schiff heran. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beſchäftigt und ſelbſt die Deckwachen nahmen daran Theil. Da bemerkte ein verwegener Burſch zufällig den Bären, bewaffnete ſich raſch mit einer Stange und ſprang jedenfalls in der Abſicht auf das Eis hinaus, die Ehre davonzutragen, einen ſo übermüthigen Gaſt zu demüthigen. Aber der Bär achtete wenig auf das elende Gewehr, packte, wahrſcheinlich durch Hunger gereizt, ſeinen Gegner ſofort mit den furchtbaren Zähnen im Rücken und trug ihn mit ſolcher Schnelligkeit davon, daß Raubthier und Matroſe ſchon weit entfernt waren, als die Gefährten des Unglücklichen, von ſeinem Geſchrei herbeigezogen, aufſprangen und ſich umſahen. Es würde umſonſt geweſen ſein, dem Verunglückten nachzuſetzen; — man hat nie wieder irgend Etwas von ihm bemerkt."

Ein anderes Beiſpiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären wurde Scoresby vom Kapitän Munroe mitgetheilt. Hier war jedoch der Ausgang eher luſtiger Art. Das betreffende Schiff lag im Jahre 1820 im grönländiſchen Meere vor Anker. Einer von der Mannſchaft des Schiffes, welcher ſich aus einer Rumflaſche wohl gerade beſondern Muth geholt haben mochte, machte ſich anheiſchig, dem Bären nachzuſetzen. Blos mit einer Walfiſchlanze bewaffnet, ging er zu ſeiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beſchwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und ſchroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe ſeines Feindes, der, zu ſeinem Erſtaunen, ihn unerſchrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern ſchien. Sein Muth hatte unterdeſſen ſehr abgenommen, theils weil der Geiſt des Rums unterwegs verdunſtet war, theils weil der Bär nicht nur gar keine Furcht verrieth, ſondern ſelbſt eine drohende Miene annahm. Unſer Matroſe hielt daher an und ſchwang ſeine Lanze ein paarmal hin und her, ſo daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder ſich vertheidigen wollte. Der Bär ſtand auch ſtill. Vergebens ſuchte der Abenteurer ſich ein Herz zu faſſen, um den Angriff zu beginnen: ſein Gegner war zu furchtbar und ſein Anſehn zu ſchrecklich. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien und mit der Lanze zu bedrohen: der Feind verſtand Dies entweder nicht oder verachtete ſolche leere Drohungen und blieb hartnäckig auf ſeinem Platze. Schon fingen die Knie des armen Teufels an zu wanken, die Lanze zitterte in ſeiner Hand, aber die Furcht, von ſeinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß auf ihn: er wagte nicht, zurückzugehen. Meiſter Petz hingegen fing mit der verwegenſten Dreiſtigkeit an, vorzurücken! Seine Annäherung und ſein ungeſchlachtes Weſen löſchten den letzten noch glimmenden Funken von Muth bei dem Matroſen aus; er wandte ſich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erſt an. Der Bär holte den Flüchtling bald ein. Dieſer warf die Lanze, ſein einziges Vertheidigungsmittel, weil ſie ihn im Laufe beſchwerte, von ſich und lief weiter. Glücklicherweiſe zog die Waffe die Aufmerkſamkeit des Bären auf ſich; er ſtutzte, betaſtete ſie mit ſeinen Pfoten, biß hinein und ſetzte dann ſeine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer auf den Ferſen, als dieſer in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie die Lanze ſie gehabt hatte, einen Handſchuh fallen ließ. Die Liſt gelang, und während der Bär wieder ſtehen blieb, um dieſen zu unterſuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorſprung. Der Bär ſetzte ihm von neuem mit der drohendſten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handſchuh und zuletzt durch den Hut, den er mit ſeinen Zähnen und Klauen in Stücken zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbeſonnenen Abenteurer, der ſchon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu ſeinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die anderen Matroſen, da ſie ſahen, daß die Sache eine ſo ernſte Wendung genommen hatte, zu ſeiner Rettung herbeigeeilt wären. Die kleine Phalanx öffnete dem Freunde einen Durchgang und ſchloß ſich dann wieder, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieſer fand jedoch unter ſo veränderten Umſtänden nicht für gut, den Angriff zu unternehmen. Er ſtand ſtill, ſchien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und trat dann einen ehrenvollen Rückzug an. Der

Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von seiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte."

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten Eisbären gar keinen Winterschlaf halten. Ein geringerer oder größerer Kältegrad ist ihnen gleichgiltig; es handelt sich für sie im Winter blos darum, ob das Wasser dort, wo sie sich befinden, offen bleibt oder nicht. Einige Naturforscher sagen, daß die alten Männchen und jüngeren oder nichtträchtigen Weibchen niemals Winterschlaf halten, sondern beständig herumschweifen. Soviel ist sicher, daß die Eskimos den ganzen Winter hindurch auf die Eisbären Jagd machen können. Allerdings leben die Thiere während des Winters nur in der See, meistens auf dem Treibeise, wo sie stets hinlängliche Löcher finden, um jederzeit in die Tiefe hinabtauchen und Robben und Fischen nachstellen zu können. Die trächtigen Bärinnen jedoch ziehen sich gerade im Winter zurück und bringen in den kältesten Monaten ihre Jungen zur Welt. Bald nach der Paarung, welche in den Juli, August oder in den Anfang des September fallen soll, bereiten sich die Bärinnen ein Lager unter Felsen oder überhängenden Eisblöcken oder graben sich wohl auch eine seichte Höhlung in dem gefrornen Schnee aus, thauen durch ihre Körperwärme dieses Lager ringsum auf, bilden durch den warmen Hauch eine Art Stollen nach oben und lassen sich hier nun vollkommen verschneien. Bei der Menge von Schnee, welche in jenen Breiten fällt, währt es gar nicht lange, bis ihre Winterwohnung eine dicke und ziemlich warme Decke erhalten hat. Der Schnee selbst muß dem Thiere zugleich das nothwendige Trinkwasser liefern, sie fressen von demselben soviel, als sie zur Stillung ihres Durstes gebrauchen. Ehe sie das Lager bezogen, hatten sie sich eine tüchtige Menge von Fett gesammelt, und von ihm zehren sie während des ganzen Winters; denn sie verlassen ihr Lager nicht eher wieder, als bis die Frühlingssonne bereits ziemlich hochsteht; mittlerweile aber haben sie ihre Jungen geworfen. Man weiß, daß dieselben nach sechs bis sieben Monaten ausgetragen sind, und daß ihre Zahl zwischen Eins und Drei schwankt; genauere Beobachtungen sind nicht gemacht worden. Nach Aussage der nördlichen Völkerschaften sollen die jungen Eisbären kaum größer oder nicht einmal so groß, als Kaninchen sein, Ende März oder Anfangs April aber bereits die Größe kleiner Pudel erlangt haben. Weit eher, als die Kinder des Landbären, begleiten sie ihre Alte auf ihren Zügen. Sie werden von ihr auf das sorgfältigste und zärtlichste gepflegt, genährt und geschützt. Die Mutter theilt auch dann noch, wenn sie schon halb oder fast ganz erwachsen sind, alle Gefahren mit ihnen und wird dem Menschen, solange die Jungen bei ihr sind, doppelt furchtbar. Schon in der ersten Zeit der Jugend lehrt sie ihnen das Gewerbe betreiben, nämlich schwimmen und Fischen nachstellen. Die kleinen, niedlichen Burschen sollen das Eine wie das Andere sehr bald begriffen haben; sie machen sich die Sache aber so bequem als möglich und ruhen z. B. auch noch dann, wenn sie bereits ziemlich groß geworden sind, bei Ermüdung behaglich auf dem Rücken ihrer Mutter aus. Walfisch- und Grönlandsfahrer haben uns rührende Geschichten von der Aufopferung und Liebe der Eisbärenmutter mitgetheilt.

„Eine Bärin," erzählt Scoresby, „welche zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch zu größerer Eile anzureizen, daß sie voranlief und sich immer umsah, auch durch eigenthümliche Geberden und einen besondern, ängstlichen Ton der Stimme die Gefahr ihnen mitzutheilen suchte; als sie aber sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, mühte sie sich, jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, und entkam auch wirklich glücklich mit ihnen." Eine andere Bärin, welche von Kane's Leuten und deren Hunden aufgefunden wurde, schob ihr Junges immer ein Stück weiter, indem sie es mit dem Kopfe zwischen Hals und Brust klemmte oder von oben mit den Zähnen packte und es ein Stück fortschleppte. Dabei trieb sie dann wechselsweise die Hunde zurück. Als sie erlegt worden war, trat das Junge auf ihre Leiche und kämpfte gegen die Hunde, bis es, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, von seinem Standpunkte herabfiel und nach kurzem Todeskampfe verendete.

Wahrhaft rührend ist eine andere Geschichte, welche von der Besatzung des Schiffes La Careasse berichtet wurde. „Als dasselbe im Eise stecken geblieben war, zeigten sich einstmals drei Eisbären ganz

in ſeiner Nähe, jedenfalls angelockt durch den Geruch des Walroßfleiſches, welches die Matroſen gerade auf dem Eiſe ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe faſt gleichkamen. Sie ſtürzten ſich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleiſch heraus und verſchlangen es. Die Schiffsmannſchaft warf ihnen nun Stücke Fleiſch hin; die Mutter holte ſie und trug ſie ihren Jungen zu, ſich ſelbſt kaum bedenkend. Als ſie eben das letzte Fleiſchſtück wegholte, legten die Matroſen auf die Jungen an und ſchoſſen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, aber nicht tödlich. Die Unglückliche konnte ſich kaum noch fortbewegen, aber dennoch kroch ſie ſogleich nach ihren Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleiſchſtücke vor, und als ſie ſah, daß ſie nicht zulangten, ſtreckte ſie erſt ihre Tatzen nach dem einen, dann nach dem andern aus, ſuchte ſie emporzurichten und erhob ein klägliches Geheul, als ſie ſah, daß alle ihre Mühe vergeblich war. Hierauf ging ſie eine Strecke fort, ſah ſich nach ihren Kindern um und heulte noch lauter, als früher. Da ihr nun die Kinder noch nicht folgten, kehrte ſie um, beſchnoperte und betrachtete ſie wieder und heulte von neuem. So ging und kam ſie mehrere Male und wandte alle mütterliche Zärtlichkeit auf, um die Jungen zu ſich zu locken. Endlich bemerkte ſie, daß ihre Lieblinge ganz todt und kalt waren; da wandte ſie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matroſen antworteten mit Flintenſchüſſen. Sie ſank zu ihren Jungen nieder und ſtarb, indem ſie deren Wunden leckte."

Die Jagd der Eisbären bleibt unter allen Umſtänden ein bedenkliches Wagſtück, wird aber trotzdem mit großer Leidenſchaft betrieben. Die Eskimos, Jakuten und Samojeden bauen ſich beſondere Holzhütten, in denen ſie den Bären auflauern, oder bedienen ſich, wie Seemann berichtet, folgender Liſt. Sie biegen ein vier Zoll breites, zwei Fuß langes Stück Fiſchbein kreisförmig zuſammen, umwickeln es mit Seehundsfett und laſſen dieſes gefrieren. Dann ſuchen ſie den Bären auf, necken ihn durch einen Pfeilſchuß, werfen den Fettklumpen hin und flüchten. Der Bär beriecht den Ball, findet, daß er verzehrt werden kann, verſchluckt ihn und holt ſich damit ſeinen Tod; denn in dem warmen Magen thaut das Fett auf, das Fiſchbein ſchnellt aus einander und zerreißt ihm die Eingeweide. Daß derartige Ballen von den Eisbären wirklich gefreſſen werden, unterliegt kaum einem Zweifel; denn auch Kane erzählt, daß die Thiere in ſeinen Vorrathshäuſern alles nur Denkbare gefreſſen haben, außer allem dort befindlichen Fleiſch und Brot auch den Kaffee, die Segel und die amerikaniſche Flagge, daß ſie überhaupt nur die ganz eiſernen Fäſſer nicht berührt hatten. Die Europäer gebrauchen natürlich andere Waffen, als jene armen Nordländer, bleiben aber trotz ihres furchtbaren Feuergewehres keineswegs immer Sieger im Kampfe. Jedenfalls iſt es gut, wenn ſich mehrere Jäger vereinigen und gegenſeitig unterſtützen; denn der Eisbär vertheidigt ſich mit ebenſoviel Muth, als Kraft und Ausdauer, beſonders im Waſſer, obgleich dieſes noch das beſte Jagdgebiet für den Menſchen iſt. Man kennt unzählige Beiſpiele, daß die Bärenjagden ſehr unglücklich ausfielen, und mehr als einmal hat ein verwundeter und dadurch gereizter Bär einen ſeiner Angreifer ſich ruhig aus der Mitte der anderen geholt und mit ſich fortgeſchleppt. So wurde ein Schiffskapitän, welcher einen großen, ſchwimmenden Eisbären mit ſeinem ſtark bemannten Boote verfolgte, von dem bereits ſchwer verwundeten Thiere in demſelben Augenblicke über Bord geriſſen, als er die ihm zum dritten Male tief in die Bruſt geſtoßene Lanze wieder herausziehen wollte, und nur durch das gleichzeitige Einſchreiten der geſammten Mannſchaft gelang es, den Gefährdeten zu retten. Gewöhnlich läßt ſich ein verwundeter Bär nicht ſo leicht verſcheuchen; er geht vielmehr mit einer Entſchloſſenheit ohne Gleichen auf ſeine Feinde los, in der feſten Abſicht, ſich an ihnen möglichſt empfindlich zu rächen. Die Mannſchaft eines Walfiſchfängers ſchoß von ihrem Boote aus auf einen Eisbären, welcher ſich eben auf einer ſchwimmenden Eisſcholle befand. Eine der Kugeln traf und verſetzte ihn in die raſendſte Wuth. Eiligſt lief er gegen das Boot zu, ſtürzte ſich ins Waſſer, ſchwamm auf das Fahrzeug hin und wollte dort über Bord klettern. Man hieb ihm mit einer Axt eine Pranke ab und ſuchte ſich zu retten, indem man gegen das Schiff ruderte. Der Bär ließ ſich nicht vertreiben, ſondern verfolgte ſeine Angreifer bis an das Schiff, alles Schreiens und Lärmens der Matroſen ungeachtet, erkletterte trotz ſeiner verſtümmelten Glieder noch das Deck

und wurde erſt hier von der geſammten Mannſchaft getödtet. Hunde ſcheint der Eisbär mehr zu fürchten, als Menſchen, und ebenſo ſind ihm Feuer, Rauch und laute Klänge ein Greuel; namentlich Trompetenſchall ſoll er gar nicht vertragen können und ſich durch ein ſo einfaches Mittel leicht in die Flucht ſchrecken laſſen. — Der Fang eines erwachſenen Eisbären hat die größten Schwierigkeiten, nicht allein wegen der außerordentlichen Stärke des Thieres, ſondern auch wegen ſeiner Klugheit und Ueberlegung, welche geſtellte Fallen zu erkennen und zu vereiteln weiß.

„Der Kapitän eines Walfiſchfängers," erzählt Scoresby, „welcher ſich gern einen Bären verſchaffen wollte, ohne die Haut deſſelben zu verletzen, machte den Verſuch, ihn in einer Schlinge zu fangen, welche er mit Schnee bedeckt und vermittelſt eines Stück Walfiſchſpeckes geködert hatte. Ein Bär wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen; er ſah die Lockſpeiſe, ging hinzu und faßte ſie mit dem Maule, bemerkte aber, daß ſein Fuß in die ihm gelegte Schlinge gerathen war. Deshalb warf er das Fleiſch wieder ruhig hin, ſtreifte mit dem andern Fuße bedächtig die Schlinge ab und ging langſam mit ſeiner Beute davon. Sobald er das erſte Stückchen in Ruhe verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte inzwiſchen die Schlinge durch ein anderes Stück Walfiſchfett geködert. Der Bär war aber vorſichtig geworden, ſchob den bedenklichen Strick ſorgfältig bei Seite und ſchleppte den Köder zum zweiten Male weg. Jetzt legte man die Schlinge tiefer und die Lockſpeiſe in eine Höhlung ganz innerhalb der Schlinge. Der Bär ging wieder hin, beroch erſt den Platz ringsumher, kratzte den Schnee mit ſeinen Tatzen weg, ſchob den Strick zum dritten Male auf die Seite und bemächtigte ſich nochmals der dargebotenen Mahlzeit, ohne ſich in Verlegenheit zu ſetzen."

Auch junge Eisbären zeigen ähnliche Ueberlegung und verſuchen es auf alle mögliche Weiſe, ſich aus den Banden zu befreien, mit denen der Menſch ſie umſtrickte. Der genannte Berichterſtatter erzählt auch hiervon ein Beiſpiel.

„Im Juni 1812," ſagt er, „kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich befehligte, und wurde erlegt. Die Jungen machten keinen Verſuch, zu entfliehen, und konnten ohne beſondere Mühe lebendig gefangen werden. Sie fühlten ſich anfangs offenbar ſehr unglücklich, ſchienen ſich nach und nach aber doch mit ihrem Schickſale auszuſöhnen und wurden bald einigermaßen zahm. Deshalb konnte man ihnen zuweilen geſtatten, auf dem Verdeck umherzugehen. Wenige Tage nach ihrer Gefangennahme feſſelte man den einen mit einem Stricke, den man ihm um den Hals gelegt hatte, und warf ihn dann über Bord, um ihm ein Bad im Meere zu gönnen. Das Thier ſchwamm augenblicklich nach einer nahen Eisſcholle hin, kletterte an ihr hinauf und wollte entfliehen. Da bemerkte es, daß es von dem Stricke zurückgehalten wurde, und verſuchte ſofort, ſich von dem läſtigen Bande zu befreien, und zwar auf ſehr ſinnreiche Weiſe. Nahe am Rande des Eiſes fand ſich eine lange, aber nur $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß tiefe Spalte. Zu ihr ging der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüberſchritt, fiel ein Theil des Strickes in die Spalte hinein. Darauf ſtellte er ſich quer hinüber, hing ſich an ſeinen Hinterfüßen, die er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, ſenkte ſeinen Kopf und den größten Theil des Körpers in die Schlucht und ſuchte dann mit beiden Vorderpfoten den Strick über den Kopf zu ſchieben. Er bemerkte bald, daß es ihm auf dieſe Weiſe nicht gelingen wollte, frei zu werden, und ſann deshalb auf ein anderes Mittel. Plötzlich begann er mit größter Heftigkeit zu laufen, jedenfalls, um das Seil zu zerreißen. Dies verſuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückging und einen neuen Anlauf nahm. Leider glückte ihm auch dieſer Befreiungsverſuch nicht. Er brummte verdrießlich und legte ſich dann trotzig und ſtill auf das Eis nieder."

Ganz jung eingefangene Eisbären laſſen ſich zähmen und bis zu einem gewiſſen Grad abrichten. Sie erlauben dann auch ſpäter ihrem Herrn, ſie in ihrem Käfig zu beſuchen, balgen ſich auch wohl mit ihm herum. Dies ſind gewöhnlich Eisbären, welche von den Eskimos im Frühjahre ſammt ihrer Mutter aus dem Schneelager ausgegraben und in ihrer zarteſten Jugend an die Geſellſchaft des Menſchen gewöhnt worden ſind. Die Gefangenſchaft behagt ihnen übrigens durchaus nicht. Schon in ihrem Vaterlande fühlen ſie ſich auch in früheſter Jugend unter Dach und Fach nicht wohl, und

man kann ihnen keine größere Freude machen, als wenn man ihnen erlaubt, sich im Schnee herumzuwälzen und auf dem Eise sich abzukühlen. Bei uns zu Lande scheint sich der Eisbär, selbst wenn in jeder Hinsicht für ihn gesorgt wird, wahrhaft unglücklich zu fühlen. Die Wärme kann er gar nicht vertragen und muß deshalb täglich mehrmals mit kaltem Wasser übergossen werden oder einen Käfig besitzen, von welchem aus er, so oft es ihm beliebt, in ein Wasserbecken hinabsteigen kann. Aber auch, wenn ihm diese Erleichterungsmittel gewährt sind, merkt man ihm das große Mißbehagen, ja selbst die Traurigkeit an, und wahrhaft kläglich sieht es aus, wenn das edle Thier mit einer seiner Tatzen oder mit dem Maule die starken Eisenstangen seines Käfigs faßt und an ihnen unaufhörlich auf- und niedergleitet, oft ganze Viertelstunden lang, als wolle er sich die ihm fehlende Bewegung ersetzen, als wolle er sich gewaltsam frei träumen. In größeren Räumen mit tiefen und weiten Wasserbecken, wie solche jetzt in Thiergärten für ihn hergerichtet werden, befindet er sich ungleich wohler. Er spielt dann stundenlang im Wasser mit seinen Mitgefangenen oder auch mit Klötzen, Kugeln und dergleichen. Hinsichtlich der Nahrung hat man keine Noth mit ihm. In der Jugend giebt man ihm Milch und Brot und im Alter Fleisch, Fische oder auch Brod allein, von welchem sechs Pfund täglich vollkommen hinreichen, um ihn zu erhalten. Er schläft bei uns in der Nacht und ist bei Tage munter, ruht jedoch ab und zu ausgestreckt auf dem Bauche liegend, oder wie ein Hund auf dem Hintern sitzend. Mit zunehmendem Alter wird er reizbar und heftig; gegen andere seiner Art zeigt er sich, sobald das Fressen in Frage kommt, sehr unverträglich und übellaunig, obwohl nur selten ein wirklicher Streit zwischen zwei gleichstarken Eisbären ausbricht, der gegenseitige Zorn vielmehr durch wüthendes Anbrüllen bekundet wird. Zwei junge Männchen unsers Thiergartens zanken sich um jeden Bissen, so gut sie sich sonst auch vertragen. Sie brüllen dann fürchterlich, benehmen sich aber sonst sehr feig; denn keiner wagt es, den andern ernstlich anzugreifen. Bei sehr guter Pflege ist es möglich, den Eisbären mehrere Jahre lang zu erhalten. Man weiß ein Beispiel, daß ein jung eingefangener und im mittlern Europa aufgezogener zweiundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt hat. An Krankheiten haben die Gefangenen wenig zu leiden; dagegen verlieren sie oft ihr Augenlicht, wahrscheinlich aus Mangel an hinreichendem Wasser zum Baden und Reinigen ihres Leibes.

Der getödtete Bär wird vielfach benutzt und ist für die nordischen Völker eines ihrer gewinnbringendsten Jagdthiere. Man verwerthet ebensowohl das Fell, wie das Fett und das Fleisch. Ersteres liefert herrliche Decken zu Lagerstätten, außerdem warme Stiefel und Handschuhe, ja selbst Sohlenleder. In den kleinen Holzkirchen Islands sieht man vor den Altären gewöhnlich Eisbärenfelle liegen, welche die Fischer ihren Priestern verehrten, um sie bei Amtshandlungen im Winter etwas vor der Kälte zu schützen. Fleisch und Speck werden von allen Bewohnern des hohen Nordens gern gegessen. Auch die Walfischfahrer genießen es, nachdem sie es vom Fett gereinigt haben, und finden es nicht unangenehm, namentlich, wenn es vorher geräuchert worden ist. Doch behaupten alle Walfischfahrer einstimmig, daß der Genuß des Eisbärenfleisches im Anfange Unwohlsein errege; zumal die Leber des Thieres soll sehr schädlich wirken. „Wenn Schiffer," sagt Scoresby, „unversichtiger Weise von der Leber des Eisbären gegessen haben, so sind sie fast immer krank geworden und zuweilen gar gestorben; bei Anderen hat der Genuß die Wirkung gehabt, daß sich die Haut von ihrem Körper schälte." Auch Kane bestätigt diese Angabe. Er ließ sich die Leber eines frisch getödteten Eisbären zubereiten, obgleich er gehört hatte, daß sie giftig sei, und wurde, nachdem er kaum die Speise genossen hatte, ernstlich krank. Unter den Fischern besteht der Glaube, daß man durch den Genuß des Eisbärenfleisches, obgleich es sonst nicht schadet, wenigstens frühzeitig ergraue. Die Eskimos haben fast dieselben Ansichten, wissen auch, daß die Leber schädlich ist, und füttern deshalb blos ihre Hunde mit ihr. Das Fett benutzt man zum Brennen; es hat vor dem Walfischthrane den großen Vorzug, daß es keinen üblen Geruch verbreitet. Aus dem Fette der Sohlen erzeugen sich die Nordländer sehr geschätzte Heilmittel; aus den Sehnen verfertigen sie Zwirn und Bindfaden.

Alle bisher genannten Arten der Bärenfamilie waren echte Bären, welche dem Urbilde, unserm Petz, ungeachtet manchfacher Eigenthümlichkeiten doch immer so ähnelten, daß man sie augenblicklich als nahe Verwandte desselben erkennen muß. Anders ist es bei den nun noch zu betrachtenden Gliedern derselben Familie. Sie haben nur noch soviel mit den Bären gemein, daß wir sie nirgends anders unterbringen können, als eben in deren Familie. Wenn man will, mag man sie als Mittelglieder zwischen den Bären und anderen Raubthieren ansehen; die genauere Betrachtung der einzelnen mag Dies beweisen.

Noch die meiste Bärenähnlichkeit haben die Waschbären (Procyon). Sie sind von weit geringerer Größe, als die vorher genannten, haben einen zierlicheren Leibesbau, dünnere und höhere Glieder und einen langen oder mittellangen, schlaffen und buschigen Schwanz. Der Kopf ist hinten sehr breit und spitzt sich in eine kurze Schnauze zu. Die großen Augen liegen nahe bei einander, die großen Ohren dagegen ganz an den Kopfseiten. Die Sohlen sind vollkommen nackt und deuten schon

Der gemeine Waschbär oder Schupp (Procyon Lotor).

damit an, daß die Waschbären zu den Sohlengängern gehören; aber die Thiere berühren den Boden nur dann mit ganzer Sohle, wenn sie sitzen oder stehen, während sie beim Gehen blos auf die Zehenballen auftreten. Das reichliche Haar ist ziemlich straff, lang und nicht zottig. Im Gebiß unterscheiden sie sich nicht unerheblich von den eigentlichen Bären; doch wollen wir uns bei einer genauen Betrachtung der einzelnen Kronen und Zacken an ihren Zähnen nicht aufhalten.

Die Waschbären sind Amerikaner und leben dort mehr marder-, als bärenähnlich in den Wäldern, hauptsächlich auf Bäumen, nähren sich von allerlei Geflügel, kleinen Säugethieren und Früchten, sind lustige und ziemlich gutmüthige Thiere und werden dadurch außerordentlich nützlich, daß sie jährlich eine Unmasse von Fellen auf den Markt liefern, welche unter dem Namen „Schuppen" ziemlich allgemein bekannt sind. Man kennt mit Sicherheit blos zwei Arten, von denen die eine den Norden, die andere den Süden bewohnt.

Der gemeine Waschbär oder Schupp (Procyon Lotor), ist ein dachsähnliches Thier von zwei Fuß Leibeslänge und zehn Zoll Schwanzlänge; am Widerrist ist es etwas über einen Fuß

hoch. Der Pelz ist gelblichgrau, schwarz gemischt. Das Wollhaar ist einfarbig graubraun; die Grannen aber sind am Grunde braun, in der Mitte bräunlichgelb und darüber schwarz, wodurch eben eine höchst eigenthümliche Gesammtfärbung zustandekommt. Blos am Vorderarme sind die Haare einfarbig gelblichweißgrau; dieselbe Farbe zeigen auch ein Busch in der Ohrengegend, welcher hinter dem Ohre von einem braunschwarzen Flecken begrenzt wird, die Schnauzenseiten und das Kinn. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Ueber die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde. Die Vorder- und Hinterpfoten sind bräunlichgelbgrau; die langen Haare des Unterschenkels und der Unterarme tief dunkelbraun. Der graugelbe Schwanz ist sechsmal schwarzbraun geringelt und endet in eine schwarzbraune Spitze. Keine einzige dieser Farben sticht aber besonders von den anderen ab, und so wird die Gesammtfärbung, schon aus einer geringen Entfernung betrachtet, zu einem schwer zu bestimmenden und bezeichnenden Grau, welches sich der Rindenfärbung ebenso vortrefflich anschließt, wie dem mit frischem oder trocknem Grase bewachsenen Boden. Immerhin ist das Kleid so ausgeprägt, daß es uns nicht schwer wird, von ihm aus ein ausschließliches oder wenigstens vorzugsweises Baumleben unsers Thieres sicher zu vermuthen. Ausartungen des Waschbären sind sehr selten, obwohl man sie schon beobachtet hat. So steht im Britischen Museum ein Weißling, dessen Behaarung mit dem blendenden Felle des Hermelins wetteifern kann.

Die Heimat des gemeinen Waschbären oder Schupp ist Nordamerika und zwar der Süden des Landes ebensowohl, wie der Norden, wo er wenigstens in den südlichen Pelzgegenden vorkommt. Heutigen Tages ist er in den bewohnteren Gegenden in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte, weit seltener geworden, als er es früher war; doch konnte man ihn immerhin auch hier noch nicht ganz vertreiben. Im Innern des Landes, namentlich in den Waldgegenden, findet er sich noch in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und bei Nacht. In der Regel pflegt er seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken, belaubten Baumästen zu verschlafen: wo er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage, als bei Nacht durch sein weites Gebiet.

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgiltig dahinschlendert, erkennt man ihn allerdings nicht als Das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht nun schiefen Ganges ziemlich langsam seines Weges fort; sowie er jedoch eine der Theilnahme würdige Entdeckung macht, z. B. eine Fährte auffindet oder ein unbesorgtes Thierchen in großer Nähe spielen sieht, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behend weiter oder klettert mit einer Geschicklichkeit, welche man schwerlich vermuthet hätte, nicht blos an schiefen und senkrechten Stämmen hinan, sondern auch auf wagrechten Zweigen fort und zwar von oben oder unten. Oft sieht man ihn wie ein Faulthier oder einen Affen mit gänzlich nach unten hängendem Leibe rasch an den wagrechten Zweigen fortlaufen, und mit unfehlbarer Sicherheit macht er Sprünge von einem Aste zum andern, welche eine nicht gewöhnliche Meisterschaft im Klettern bekunden. Auch auf der Erde ist er vollkommen heimisch und weiß sich durch satzweise Sprünge, bei denen er auf alle vier Pfoten zugleich tritt, schnell genug fortzubewegen. In seinem geistigen Wesen hat er durchaus etwas Affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch muthig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seines Gleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch Stunden lang mit anderen Gesinnungsgenossen oder, in der Gefangenschaft z. B., mit jedem Thiere, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt. Doch darauf kommen wir später zurück.

Hinsichtlich seiner Nahrung ist der Schupp ein echter Bär. Er frißt Alles, was genießbar ist, scheint aber ein rechtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Bissen

auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, solange die Kolben noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nahrungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, versteht es meisterhaft, selbst das verborgenste Nest aufzuspüren, und labt sich dann an den Eiern, welche er erstaunlich geschickt zu öffnen und zu leeren weiß, ohne daß irgend Etwas von dem Inhalte verloren geht. Nicht selten kommt er blos deshalb an die Gärten oder in die Wohnungen herein, um Hühner zu rauben und Hühnernester zu plündern, und aus diesem Grunde steht er bei den Farmern nicht eben in gutem Ansehen. Die Gewässer in der Nähe müssen ihm ebenfalls zollen. Er fängt gewandt Fische, Krebse und Schalthiere heraus und wagt sich bei der Ebbe, solchem Schmaus zu Liebe, oft weit hinein. Besonders die Austern soll er sehr gern verzehren und geschickt zu öffnen verstehen, obgleich von Einigen behauptet wird, daß er dabei manchmal arg zu Schaden käme. Eine besonders starke Auster nämlich soll ihn durch plötzliches Zusammenschließen ihrer Schalen wie in einer Falle fangen und dann dem erbärmlichen Tode des Ertrinkens überliefern, wenn die zurückkehrende Fluth die Austerbank wieder bedeckt. Daß das blos eine müßige Fabel ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Sehr gern verzehrt der Schupp auch Kerbthiere. Die dicken Larven mancher Käfer scheinen wahre Leckerbissen für ihn zu sein, die Heuschrecken fängt er mit großer Geschicklichkeit, und den maikäferartigen Kerfen zu Gefallen klettert er bis in die höchsten Baumkronen hinauf. Er hat die Eigenthümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und hier zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das thut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; in letzterm Falle lassen ihm die Anforderungen des Magens wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt. — Uebrigens geht er blos bei gutem Wetter auf Nahrungserwerb aus. Wenn es stürmt, regnet oder schneit, liegt er oft mehrere Tage lang ruhig in seinem geschützten Lager, ohne das Geringste zu verzehren.

Im Mai wirft das Weibchen seine zwei bis drei — nach Audubon vier bis sechs — sehr kleinen Jungen auf ein ziemlich sorgfältig hergerichtetes Lager in einem hohlen Baume.

Der Waschbär wird nicht blos seines guten Pelzes wegen verfolgt, sondern auch aus reiner Jagdlust aufgesucht und getödtet. Wenn man blos seinem Felle nachstrebt, fängt man ihn leicht in Schlageisen und Fallen aller Art, welche mit einem Fische oder einem Fleischstückchen geködert werden. Weniger einfach ist seine Jagd. Die Amerikaner üben sie mit wahrer Leidenschaft aus, und Dies wird begreiflich, wenn man ihre Schilderungen liest. Man jagt nämlich nicht bei Tage, sondern bei Nacht, mit Hilfe der Hunde und unter Fackelbeleuchtung. Wenn der Waschbär sein einsames Lager verlassen hat und mit leisen, unhörbaren Schritten durch das Unterholz gleitet, wenn es im Wald sonst sehr still geworden ist unter dem Einflusse der Nacht, macht man sich auf, um sich unsers Thieres zu bemächtigen. Ein guter, erfahrner Hund nimmt bald die Fährte auf, und die ganze Meute stürzt jetzt dem sich flüchtenden, behenden Thiere nach, welches zuletzt mit Affengeschwindigkeit einen Baum ersteigt und sich hier im dunkelsten Gezweig zu verbergen sucht. Ringsum unten bilden die Hunde einen Kreis, bellend und heulend; oben liegt das gehetzte Thier in behaglicher Ruhe, gedeckt von dem dunklen Mantel der Nacht. Da nahen sich die Jäger. Die Fackeln werden zusammengeworfen, trocknes Holz, Kienspäne, Fichtenzapfen aufgelesen, zusammengetragen, und plötzlich flammt unter dem Baume ein gewaltiges Feuer auf, die ganze Umgebung wahrhaft zauberisch beleuchtend. Nunmehr ersteigt ein guter Kletterer den Baum und übernimmt das Amt der Hunde oben im Gezweig. Der Mensch und der Affenbär jagen sich wechselseitig in der Baumkrone herum, bis endlich der Waschbär auf einem schwankenden Zweige hinausgeht, in der Hoffnung, sich dadurch auf einen andern Baum flüchten zu können. Sein Verfolger eilt ihm nach, soweit, als er es vermag, und beginnt plötzlich den betreffenden Ast mit Macht zu schütteln. Der arme gehetzte Bursch muß sich nun gewaltsam festhalten, um nicht zur Erde geschleudert zu werden. Doch Dies hilft ihm Nichts. Näher und näher kommt ihm sein Feind, gewaltsamer werden die Anstrengungen, sich zu halten: — ein Fehlgriff und er stürzt sausend zu Boden. Ein jauchzendes Gebell der Hunde begleitet seinen Fall und wiederum beginnt

die Jagd mit erneuter Heftigkeit. Zwar sucht sich der Waschbär noch ein- oder zweimal vor den Hunden zu retten und erklettert also nochmals einen Baum; endlich aber muß er doch die Beute seiner eifrigen vierfüßigen Gegner werden und unter deren Bissen sein Leben verhauchen.

Audubon schildert das Ende solcher Hetze in seiner lebendigen Weise, wie folgt: „Und weiter ging die Jagd. Die Jagdgehilfen mit den Hunden waren dem Waschbär hart auf den Fersen, und dieser rettete sich endlich verzweiflungsvoll in eine kleine Lache. Wir näherten uns ihm rasch mit den Fackeln. Nun Leute, gebt Acht und schaut! Das Thier hat kaum noch Grund unter den Füßen und muß schon beinahe schwimmen. Unzweifelhaft ist ihm der Glanz unserer Lichter im höchsten Grade unangenehm. Sein Fell ist gesträubt, der gerundete Schwanz erscheint dreimal so groß, als gewöhnlich, die Augen blitzen wie Smaragde. Mit schäumendem Rachen erwartet er die Hunde, fertig, jeden anzugreifen, welcher sich ihm zu nähern versuchen will. Dies hält einige Minuten an, das Wasser wird schlammig, sein Fell tropft und sein im Kothe geschleifter Schwanz schwimmt auf der Oberfläche des Wassers. Sein tiefes Knurren, in der Absicht, seine Angreifer zu verscheuchen, feuert diese nur noch mehr an, und näher und näher rückt ihm der Haufe, ohne Umstände sich auf ihn werfend. Einer ergreift ihn am Rumpfe und zerrt, wird aber schnell genöthigt, ihn gehen zu lassen. Ein zweiter packt ihn an der Seite, erhält aber augenblicklich einen wohlgerichteten Biß in seine Schnauze. Da aber packt ihn noch ein Hund an dem Schwanze; der Bär sieht sich verloren, und kläglich sind die Schreie des hilflosen Geschöpfes. Den einmal gepackten Gegner will er nicht fahren lassen; aber gerade hierdurch bekommen die anderen Hunde Gelegenheit, sich auf ihn zu werfen und ihn zu würgen; doch auch jetzt läßt er den ersten Angreifer nicht gehen. Ein Axtschlag auf den Kopf erlegt ihn endlich; er röchelt zum letzten Male, und qualvoll hebt sich noch einmal die Brust. Währenddem standen die übrigen Jäger als Zuschauer neben ihm in der Lache, und in der ganzen Runde glänzten die Fackeln und ließen die herrschende Dunkelheit nur noch um so dichter erscheinen. Das wäre ein Bild für den Pinsel eines Malers gewesen!“

Ein jung eingefangener Waschbär wird gewöhnlich sehr bald und im hohen Grade zahm. Man kann ihn, wie ein anderes Hausthier, freilassen; doch darf es keine Hühner geben, denn mit diesen verträgt er sich durchaus nicht. Seine Zutraulichkeit, Heiterkeit, die ihm eigene Unruhe und die niemals endende Lust an der Bewegung, sowie sein komisches, affenartiges Wesen machen ihn den Leuten sehr angenehm. Er liebt es sehr, wenn man ihm schmeichelt, zeigt jedoch niemals große Anhänglichkeit. Auf Scherz und Spiel geht er sofort mit Vergnügen ein und knurrt dabei leise vor Behagen, ganz so, wie junge Hunde Dies zu thun pflegen.

Sein ganzes Benehmen erinnert lebhaft an die Affen. Er weiß sich immer mit Etwas zu beschäftigen und ist auf Alles, was um ihn her vorgeht, sehr achtsam. Bei seinen Spaziergängen in Haus und Hof stiftet er übrigens viel Unfug an. Er untersucht und benascht Alles, in der Speisekammer sowohl, wie im Hof und Garten. Der Hausfrau guckt er in die Töpfe, und wenn diese mit Deckeln versehen sind, versucht er, dieselben auf irgend eine Weise zu öffnen, um sich des verbotenen Inhaltes zu bemächtigen. Eingemachte Früchte sind besondere Leckerbissen für ihn; er verschmäht aber auch Zucker, Brod und Fleisch im verschiedensten Zustande nicht. Im Garten besteigt er die Kirsch- und Pflaumenbäume und frißt sich da oben an den süßen Früchten satt, oder er stiehlt Trauben, Erdbeeren und dergl.; im Hofe schleicht er zu den Hühnerställen oder Taubenschlägen, und wenn er in sie eindringen kann, würgt er alle Insassen binnen einer einzigen Nacht. Er kann sich wahrhaft marderartig durch sehr enge Ritzen drängen und benutzt seine Pfoten außerordentlich geschickt nach Art der Hände. Bei diesem fortwährenden Umherschnüffeln und Kundschaften durch das ganze Haus wirft er selbstverständlich eine Menge von Gegenständen um, welche ihn sonst nicht fesseln konnten, oder zerbricht Geschirre, welche nichts Genießbares enthalten, und Das ist der Hauptärger, den er verursacht. Seine Haltung hat nicht die geringsten Schwierigkeiten; er frißt, was man ihm giebt, rohes und gekochtes Fleisch, Geflügel, Eier, Fische, Kerbthiere, zumal Spinnen, Brod, Zucker, Syrup, Honig, Milch, Wurzeln, Körner u. s. w. Dabei behält der sonderbare Kauz auch in der Gefangen-

schaft die Gewohnheit bei, Alles, was er frißt, vorher ins Wasser einzutauchen und zwischen den Vorderpfoten zu reiben, obgleich ihm dabei manche Leckerbissen geradezu verloren gehen, wie z. B. der Zucker. Das Brod läßt er gern lange weichen, ehe er es dann zu sich nimmt. Ueber das Fleisch fällt er gieriger, als über alle andere Nahrung, her. Alle festen Nahrungsstoffe bringt er mit beiden Vorderpfoten zum Munde, wie denn überhaupt eine aufrechte Stellung auf den Hinterbeinen ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten macht. Mit anderen Säugethieren lebt er in Frieden und versucht niemals, ihnen etwas zu Leide zu thun, solange jene ihn auch unbehelligt lassen. Falls ihm aber eine schlechte Behandlung wird, sucht er sich die Urheber derselben sobald als möglich vom Halse zu schaffen, und es kommt ihm dabei auf einen kleinen Zweikampf durchaus nicht an. Bei guter Pflege hält er auch in Europa die Gefangenschaft ziemlich lange aus.

„Ich habe," sagt Weinland, „einen solchen Zwergbären einst jung aufgezogen und ihn fast ein Jahr lang im freien Zimmer wie einen Hund umherlaufen lassen. Hier hatte ich täglich Gelegenheit, seinen Gleichmuth zu bewundern. Er ist nicht träg, vielmehr sehr lebendig, sobald er seiner Sache sicher ist. Aber wie kein anderes Thier und wie wenige Menschen schickt er sich ins Unvermeidliche. An einem Käfig, in dem ich einen Papagei hatte, kletterte er Dutzendmale auf und nieder, ohne auch nur den Vogel anzusehen; kaum aber war dieser aus seinem Käfig und ich aus dem Zimmer, so machte mein Waschbär auch schon Jagd auf den Papagei. Dieser wußte sich freilich seines Verfolgers gewandt zu erwehren, indem er, den Rücken durch die Wand gedeckt, dem langsam und von der Wand heranschleichenden Bären immer seinen offenen Hakenschnabel entgegenstreckte."

„Neugierig bis zum Aeußersten, zog er sich doch, so oft die Thür sich öffnete, unter meinen Lehnstuhl; gewiß aber nie anders, als rückwärts, d. h. den Kopf gegen die Thür gekehrt. Auch vor dem größten Hund ging er nie im schnellen Lauf, sondern stets in dieser spartanischen Weise zurück, dem Feinde Kopf und Brust entgegenhaltend. Kam ihm ein mächtiger Gegner zu nahe, so suchte er durch Haarsträuben und Brummen, auch wohl durch einen schnell hervorgestoßenen Schrei für Augenblicke Achtung einzuflößen und so den Rückzug zu decken, und Das glückte ihm auch immer. War er aber in einem Winkel angekommen, so vertheidigte er sich wüthend. Vögel und Eier waren ihm Leckerbissen, Mäuse zeigten sich nie, solange ich ihn besaß, und er dürfte sich so gut, als die Katze, zum Hausthier eignen und dieselben Dienste thun, würde aber freilich ein mindestens ebenso unabhängiges Leben zu wahren wissen, wie jene. Anhänglich wurde mein Waschbär nie. Doch kannte er seinen Namen, folgte aber dem Rufe nur, wenn er Etwas zu bekommen hoffte. Selten zeigte er sich zum Spielen aufgelegt. Er versuchte Dies einmal mit einer Katze, die ihn dafür ins Gesicht kratzte. Dies erbitterte ihn nicht nur nicht im geringsten, sondern, nachdem er bedächtig das Gesicht abgewischt, nahte er sich der Katze sofort wieder, betastete sie aber diesmal nur mit der Tatze und mit vorsichtig weit abgewendetem Kopf."

„Daß er sich, wie das Opossum, todt stellt, habe ich selbst nie beobachtet, obwohl man es auch von ihm behauptet hat. Allerdings läßt er, sobald man ihn beim Pelz am Genick packt, alle Glieder schlaff fallen und hängt herunter, wie todt; nur die kleinen, klugen Augen lugen aller Orten nach einem Gegenstand umher, der mit den Zähnen oder Füßen erreicht werden könnte. Hat der Schupp glücklich einen solchen erfaßt, so hält er ihn mit außerordentlicher Zähigkeit fest. Bei Nacht machte er anfangs viel Lärm, während er bei Tag schlief; aber als er den Tag über immer im hellen Zimmer sich aufhalten und erst nachts in seinen Behälter kriechen mußte, lernte er bald nach ehrlicher Bürgersitte am Tage wachen und bei Nacht schlafen."

„Mit anderen seiner Art lebt er in vollster Einigkeit. Bekanntlich ist eine Nuß im Stande, den Frieden eines Affenpaares in einem Augenblick in Hader und Gewaltthätigkeit umzuwandeln; bei dem Waschbär ist Dem nicht also. Ruhig verzehrt derjenige, dem eben das Glück wohl will, vorn am Käfig zu sitzen, den dargebotenen Leckerbissen, ohne daß ihn die kurz davon sitzende Ehehälfte im geringsten behelligt, freilich, wie es scheint, auch nicht erfreut wurde. Sie ist einfach gleichgiltig."

Letztere Beobachtung bezieht sich übrigens, wie ich ergänzend bemerken muß, doch nur auf Waschbären, welche von Jugend auf zusammengewöhnt oder verschiedenen Geschlechtes sind. Zwei

erwachſene Männchen, welche ich zuſammenbrachte, bewieſen wenigſtens durch Zähnefletſchen, Knurren und Kläffen, daß ſie gegenſeitig nicht beſonders erfreut waren über den ihnen gewordenen Geſellſchafter. Zu wirklichen Thätlichkeiten kam es allerdings nicht, Luſt dazu aber zeigten ſie entſchieden.

Neuerdings hat L. Beckmann andere, ſo anmuthig geſchilderte Beobachtungen über den Schupp mitgetheilt, daß ich ſie meinen Leſern unmöglich vorenthalten darf.

„Zu den hervorſtechendſten Eigenſchaften des Rakoon oder Schupp zählt ſeine grenzenloſe Neugierde und Habſucht, ſein Eigenſinn und der Hang zum Durchſtöbern aller Ecken und Winkel. Im ſchroffſten Gegenſatz hierzu beſitzt er zugleich eine Kaltblütigkeit, Selbſtbeherrſchung und viel Humor. Aus dem beſtändigen Kampfe dieſer Gegenſätze gehen ſelbſtverſtändlich oft die ſonderbarſten Ergebniſſe hervor. Sobald er die Unmöglichkeit einſieht, ſeine Zwecke zu erreichen, macht die brennendſte Neugierde ſofort einer ſtumpfen Gleichgiltigkeit, hartnäckiger Eigenſinn einer entſagenden Fügſamkeit Platz. Umgekehrt geht er aus träger Verdroſſenheit oft ganz unerwartet mittelſt eines Purzelbaums zur ausgelaſſenſten Fröhlichkeit über, und trotz aller Selbſtbeherrſchung und Klugheit begeht er die einfältigſten Streiche, ſobald ſeine Begierden einmal aufgeſtachelt ſind.“

„In den zahlreichen Mußeſtunden, welche jeder gefangene Schupp hat, treibt er tauſenderlei Dinge, um ſich die Langeweile zu verſcheuchen. Bald ſitzt er aufrecht in einem einſamen Winkel und iſt mit dem ernſthafteſten Geſichtsausdruck beſchäftigt, ſich einen Strohhalm über die Naſe zu binden, bald ſpielt er nachdenklich mit den Zehen ſeines Hinterfußes oder haſcht nach der wedelnden Spitze der langen Ruthe. Ein anderes Mal liegt er auf dem Rücken, hat ſich einen ganzen Haufen Heu oder dürre Blätter auf den Bauch gepackt und verſucht nun, dieſe lockere Maſſe niederzuſchnüren, indem er die Ruthe mit den Vorderpfoten feſt darüberzieht. Kann er zum Mauerwerk gelangen, ſo kratzt er mit ſeinen ſcharfen Nägeln den Mörtel aus den Fugen und richtet in kurzer Zeit unglaubliche Verwüſtung an. Wie Jeremias auf den Trümmern Jeruſalems, hockt er dann mitten auf ſeinem Schutthaufen nieder, ſchaut finſtern Blicks um ſich und lüftet ſich, erſchöpft von der harten Arbeit, das Halsband mit den Vorderpfoten.“

„Nach langer Dürre kann ihn der Anblick einer gefüllten Waſſerbütte in Begeiſterung verſetzen, und er wird Alles aufbieten, um in ihre Nähe zu gelangen. Zunächſt wird nun die Höhe des Waſſerſtandes vorſichtig unterſucht; denn nur ſeine Pfoten taucht er gern ins Waſſer, um ſpielend verſchiedene Dinge zu waſchen: er ſelbſt liebt es keineswegs, bis zum Hals im Waſſer zu ſtehen. Nach der Prüfung ſteigt er mit ſichtlichem Behagen in das naſſe Element und taſtet im Grunde nach irgend einem waſchbaren Körper umher. Ein alter Topfhenkel, ein Stückchen Porzellan, ein Schneckengehäuſe ſind beliebte Gegenſtände und werden ſofort in Angriff genommen. Jetzt erblickt er in einiger Entfernung eine alte Flaſche, welche ihm der Wäſche höchſt bedürftig erſcheint; ſofort iſt er draußen: allein die Kürze der Kette hindert ihn, den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu erreichen. Ohne Zaudern dreht er ſich um, genau wie es die Affen auch thun, gewinnt dadurch eine Körperlänge Raum und rollt die Flaſche nun mit dem weit ausgeſtreckten Hinterfuße herbei. Im nächſten Augenblicke ſehen wir ihn, auf den Hinterbeinen aufgerichtet, mühſam zum Waſſer zurückwatſcheln, mit den Vorderpfoten die große Flaſche umſchlingend und krampfhaft gegen die Bruſt drückend. Stört man ihn in ſeinem Verhaben, ſo geberdet er ſich wie ein eigenſinniges, verzogenes Kind, wirft ſich auf den Rücken und umklammert ſeine geliebte Flaſche mit allen Vieren ſo feſt, daß man ihn mit derſelben vom Boden heben kann. Iſt er der Arbeit im Waſſer endlich überdrüſſig, ſo wirft er ſein Spielzeug heraus, ſetzt ſich quer mit den Hinterſchenkeln darauf und rollt ſich in dieſer Weiſe langſam hin und her, während die Vorderpfoten beſtändig in der engen Mündung des Flaſchenhalſes fingern und bohren.“

„Um ſein eigenthümliches Weſen gebührend würdigen zu können, muß man ihn im freien Umgang mit Menſchen und verſchiedenen Thierarten beobachten. Sein übergroßes Selbſtſtändigkeitsgefühl geſtattet ihm keine beſondere Anhänglichkeit, weder an ſeinen Herrn, noch an andere Thiere. Doch befreundet er ſich ausnahmsweiſe mit dem einen, wie mit den anderen. Sobald es ſich um Verabfolgung einer Mahlzeit, um Erlöſung von der Kette oder ähnliche Anliegen handelt, kennt und liebt er ſeinen

Herrn, ruft ihn durch ein klägliches Gewimmer herbei und umklammert seine Knie in so dringlicher Weise, daß es schwer hält, ihm einen Wunsch abzuschlagen. Harte Behandlung fürchtet er sehr. Wird er von fremden Leuten beleidigt, so sucht er sich bei vorkommender Gelegenheit zu rächen. Jeder Zwang ist ihm zuwider, und deshalb sehen wir ihn im engen Käfig der Thierschaubuden meist mit stiller Entsagung in einem Winkel hocken."

„Zur ferneren Schilderung seines Wesens mögen hier einige der Wirklichkeit entlehnte Beobachtungen Raum finden."

„Ein Waschbär, welcher nebst anderen gezähmten Vierfüßlern auf einem Gehöft gehalten wurde, hatte eine besondere Zuneigung zu einem Dachse gefaßt, der in einem kleinen, eingefriedigten Raume frei umherwandelte. An heißen Tagen pflegte Grimmbart seinen Bau zu verlassen, um auf der Oberwelt im Schatten eines Fliederbusches sein Schläfchen fortzusetzen. In solchem Falle war der Schupp sofort zur Stelle; weil er aber das scharfe Gebiß des Dachses fürchtete, hielt er sich in achtungsvoller Entfernung und begnügte sich damit, jenen mit ausgestreckter Pfote in regelmäßigen Zwischenräumen leise am Hintertheil zu berühren. Dies genügte, den trägen Gesellen beständig wach zu erhalten und ihn fast zur Verzweiflung zu bringen. Vergebens schnappte er oft nach seinem Peiniger: der gewandte Waschbär zog sich bei Seite, auf die Einfriedigung des Zwingers zurück und kaum hatte Grimmbart sich wieder zur Ruhe begeben, so begann ersterer seine sonderbare Thätigkeit aufs neue. Sein Verfahren hatte keineswegs einen Anstrich von Tücke oder Schadenfreude, sondern wurde mit gewissenhaftem Ernst und mit unerschütterlicher Ruhe betrieben, als hege er die feste Ueberzeugung, daß seine Bemühungen zu des Dachses Wohlergehen durchaus erforderlich seien. Eines Tages ward es dem letzteren doch zu arg, er sprang grunzend auf und rollte verdrießlich in seinen Bau. Der Hitze wegen streckte er den bunten Kopf aber bald wieder aus der engen Höhle heraus und schlief in dieser Lage ein. Der Schupp sah augenblicklich ein, daß er seinem Freunde die üblichen Aufmerksamkeiten in dieser Stellung unmöglich erweisen konnte, und wollte eben den Heimweg antreten, als der Dachs zufällig erwachte und, seinen Peiniger gewahrend, das schmale, rothe Maul sperrweit aufriß. Dies erfüllte unsern Schupp dermaßen mit Verwunderung, daß er sofort umkehrte, um die weißen Zahnreihen Grimmbarts von allen Seiten zu betrachten. Unbeweglich verharrte der Dachs in seiner Stellung und steigerte hierdurch die Neugierde des Waschbärs aufs äußerste. Endlich wagte der Schupp dem Dachse vorsichtig von oben herab mit der Pfote auf die Nase zu tippen — vergebens, Grimmbart rührt sich nicht. Der Waschbär schien diese Veränderung im Wesen seines Gefährten gar nicht begreifen zu können, seine Ungeduld wuchs mit jedem Augenblick: er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen. Unruhig trat er eine Weile hin und her; er war augenscheinlich unschlüssig, ob er seine empfindlichen Pfoten oder seine Nase bei dieser Untersuchung aufs Spiel setzen solle. Endlich entschied er sich für Letzteres und fuhr plötzlich mit seiner spitzen Schnauze tief in den offenen Rachen des Dachses."

„Das Folgende ist unschwer zu errathen. Grimmbart klappte seine Kinnladen zusammen, der Waschbär saß in der Klemme und quiekte und zappelte, wie eine gefangene Ratte. Nach heftigem Toben und Gestrampel gelang es ihm endlich, die bluttriefende Schnauze der unerbittlichen Falle des Dachses zu entreißen, worauf er zornig schnaufend über Kopf und Hals in seine Hütte flüchtete. Diese Lehre blieb ihm lange im Gedächtniß; so oft er an dem Dachsbau vorüberging, pflegte er unwillkürlich mit der Tatze über die Nase zu fahren, gleichwohl nahmen die Neckereien ihren ungestörten Fortgang."

„Sein Zusammentreffen mit Katzen, Füchsen, Stachelschweinen und anderen wehrhaften Geschöpfen endete meistens ebenso. Eine alte Füchsin, welche ihn einmal übel zugerichtet, mißachtete er später gänzlich und suchte sie dadurch zu ärgern, daß er immer hart im Bereich ihrer Kette vorüberging, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Als er bei einer solchen Gelegenheit einst heftig quer über die Ruthe gebissen wurde, zeigte er kaum durch ein Zucken Schreck oder Zorn, sondern setzte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit seinen Weg fort, ohne auch nur den Kopf zu wenden."

„Mit einem großen Hühnerhunde hatte jener Waſchbär dagegen ein Schutz- und Trutzbündniß geſchloſſen. Er ließ ſich gern mit ihm zuſammenkoppeln, und beide folgten ihrem Herrn dann Schritt für Schritt, während der Waſchbär allein ſelbſt an der Leine ſtets ſeinen eignen Weg gehen wollte. Sobald er morgens von der Kette befreit wurde, eilte er in freudigen Sprüngen, ſeinen Freund aufzuſuchen. Auf den Hinterfüßen ſtehend umſchlang er dann den Hals des Hundes mit ſeinen geſchmeidigen Vorderpfoten und ſchmiegte den Kopf höchſt empfindſam an; dann betrachtete und betaſtete er den Körper ſeines vierbeinigen Freundes neugierig von allen Seiten. Es ſchien, als ob er täglich neue Schönheiten an ihm entdecke und bewundere. Etwaige Mängel in der Behaarung ſuchte er ſofort durch Lecken und Streichen zu beſeitigen. Der Hund ſtand während dieſer oft über eine Viertelſtunde dauernden Muſterung unbeweglich mit würdevollem Ernſt und hob willig einen Lauf um den andern empor, ſobald der Waſchbär Dies für nöthig erachtete. Wenn dieſer aber den Verſuch machte, ſeinen Rücken zu beſteigen, ward er unwillig, und nun entſpann ſich eine endloſe Rauferei, wobei der Waſchbär viel Muth, Kaltblütigkeit und erſtaunliche Gewandtheit zeigte. Seine gewöhnliche Angriffskunſt beſtand darin, dem ihm an Größe und Stärke weit überlegenen Gegner in einem unbewachten Augenblick unter die Gurgel zu ſpringen. Den Hals des Hundes von unten auf mit den Vorderpfoten umſchlingend, ſchleuderte er im Nu ſeinen Körper zwiſchen den Vorderbeinen des Gegners hindurch und ſuchte ſich ſofort mit den beweglichen Hinterpfoten auf deſſen Rücken oder an den Seiten feſt anzuklammern. Gelang ihm Letzteres, ſo war der Hund kampfunfähig und mußte nun verſuchen, durch anhaltendes Wälzen auf dem Raſen ſich von der inbrünſtigen Umarmung ſeines Freundes zu befreien. Zum Lobe des Schupp ſei erwähnt, daß er den Vortheil ſeiner Stellung niemals mißbrauchte. Er begnügte ſich damit, den Kopf fortwährend ſo dicht unter die Kehle des Hundes zu drängen, daß dieſer ihn mit dem Gebiſſe nicht erreichen konnte.“

„Mit den kleinen, biſſigen Dachshunden hatte er nicht gern zu ſchaffen; doch wandelte ihn mitunter plötzlich die Laune an, ein ſolches Krummbein von oben herab zu umarmen. War der Streich geglückt, ſo machte er vor Wonne einen hohen Bocksſprung nach rückwärts und ſchnappte dabei in der Luft zwiſchen den weitgeſpreizten Vorderbeinen hindurch nach dem rundgeringelten, baumelnden Schweif. Dann aber ſuchte er, ſteifen Schrittes rückwärts gehend und den zornigen Dächſel fortwährend im Auge behaltend, den Rücken zu decken und kauerte ſich ſchließlich unter dumpfem Schnurren und unruhigem Schweifwedeln wie eine ſprungbereite Katze platt auf dem Erdboden nieder. Von verſchiedenen Seiten angegriffen, warf er ſich ſofort auf den Rücken, ſtrampelte mit allen Vieren und biß unter gellendem Zetergeſchrei wüthend um ſich.“

„Kleinere Säugethiere und jede Art Geflügel fiel er ſofort mörderiſch an, und äußerſt ſchwer hielt es, ihm den Raub zu entreißen. Mäuſe, Ratten und anderes Gethier tödtete er durch einen raſchen Biß ins Genick und verzehrte ſie mit Haut und Haar, da ihm das Abſtreifen des Felles trotz alles Zerrens und Reibens nur unvollſtändig gelingen wollte. An ſchönen Sommermorgen ſchlich er gern in der Frühe im hohen, thaubedeckten Graſe herum. Es war eine Luſt, ihn hierbei zu beobachten. Hier und da hält er an, wie ein vorſtehender Hühnerhund, plötzlich ſpringt er ein — er hat einen Froſch erwiſcht, den er nun durch heftiges Hin- und Herreiben auf dem Boden vorläufig außer Faſſung zu bringen ſucht. Dann ſetzt er ſich vergnügt auf die Hinterſchenkel, hält ſeinen Froſch, wie ein Kind ſein Butterbrod, zwiſchen den Fingern, beißt ihm wohlgemuth den Kopf herunter und verzehrt ihn bis auf die letzte Zehe. Während des Kauens ſummt die erſte Biene heran. Der Schupp horcht auf, ſchlägt beide Pfoten in der Luft zuſammen und ſteckt das ſo gefangene Kerbthier nach Entfernung des Stachels in die Schnauze. Im nächſten Augenblick richtet er ſich am nahen Gemäuer auf, klatſcht eine ruhende Fliege mit der flachen Pfote breit und kratzt ſeinen Fang ſorgfältig mit den Nägeln ab. Schneckengehäuſe knackt er, wie eine Haſelnuß, mit den Zähnen, worauf der unglückliche Bewohner durch anhaltendes Reiben im naſſen Graſe von den Scherben ſeiner Behauſung gründlich befreit und dann ebenfalls verſpeiſt wird. Die große Wegeſchnecke liebt er nicht; die großen, goldgrünen Laufkäfer aber ſcheinen ihm beſonderes Vergnügen zu gewähren; denn er ſpielt lange und

ſchonend mit ihnen, ehe er ſie auffrißt. Im Aufſuchen und Plündern der Vogel- und Hühnerneſter iſt er Meiſter. Als Allesfreſſer geht er auch der Pflanzennahrung nach: reifes Obſt, Waldbeeren, die Früchte der Ebereſche und des Hollunders weiß er geſchickt zu pflücken. Es gewährt einen drolligen Anblick, wenn der rauchhaarige, langgeſchwänzte Geſell mit einer großen Aprikoſe im Maule langſam rückwärts von einem Geländer herabſteigt, ängſtlich den Kopf hin und her wendend, ob ſein Diebſtahl auch bemerkt worden ſei." —

Aus allen dieſen Beobachtungen geht zur Genüge hervor, daß der Schupp zum Hausgenoſſen Allen empfohlen werden darf, welche ihm Raum und Gelegenheit zur Entfaltung ſeines wahren Weſens geben können.

Der auf der Jagd erlegte Waſchbär gewährt einen nicht unbedeutenden Nutzen. Sein Fleiſch wird nicht nur von den Urbewohnern Amerikas und von den Negern, ſondern auch von den Weißen gegeſſen; und ſein Fell findet eine weite Verbreitung: Schuppenpelze ſind allgemein beliebt. Die Grannenhaare geben gute Pinſel; aus dem Wollhaar macht man Hüte; die ganzen Schwänze benutzt man zu Halswärmern.

Der ſüdamerikaniſche Vetter des Schupp iſt der „Aguara" oder „Aguarapope", „der Fuchs mit der flachen Hand", wie die Guaraner ihn nennen, — der Krebsfreſſer (Procyon cancrivorus). Andere Reiſende benamen ihn Raton, Mapache, Mauile, Guaſini ꝛc. Er unterſcheidet ſich von dem gleichgroßen Schupp durch die höheren Beine, die kürzeren Ohren und das dichtere aber kürzere Haarkleid. Die allgemeine Färbung iſt ein unbeſtimmtes Gelbgrau, welches nach unten hin ins Weiße übergeht. Vorderarme und Unterſchenkel ſind dunkelbraun oder gelblichgrau, die Einfaſſung des Mundes, ein Streifen über dem Auge und ein kleiner Fleck im äußern Winkel des Auges dagegen weiß; der ſchwarze Schwanz zeigt drei oder vier gelblichweiße Binden.

Nach Prinz von Wied findet man den Guaſini längs der ganzen Oſtküſte, hauptſächlich in Wäldern, welche an großen Sümpfen und niederen Flußufern liegen, niemals in trockenen, erhabenen Gegenden oder auf offnem Felde. Er iſt ein nächtliches Thier, welches den größten Theil des Tages in einem beſtimmten Lager verſchläft und abends nach Nahrung ausgeht. Dieſe beſteht aus ähnlichen Dingen, wie die ſeines Verwandten; doch frißt er ſehr gern einige Krabbenarten und hat von dieſer Eigenthümlichkeit ſeinen lateiniſchen Namen erhalten. Nur im Frühling lebt er mit anderen ſeiner Art, namentlich mit Weibchen zuſammen; ſonſt durchſtreift er einzeln ſein beſtimmtes Jagdgebiet. Das Weibchen wirft im ſüdamerikaniſchen Frühling, d. h. im Oktober und November, zwei bis vier Junge in ſeinem Lager und erzieht ſie dort, bis ſie mit ihm ausgehen können.

Jung eingefangen wird der Guaſini äußerſt zahm und ſpielt ſogleich mit Jedem, welcher ihm Liebkoſungen zu Theil werden läßt. Auch mit den Hausthieren verträgt er ſich gut, ohne jedoch für irgend ein Thier oder für einen Menſchen eine beſondere Vorliebe zu zeigen. Den größten Theil des Tages bringt er ſchlafend zu, indem er ſich zuſammenrollt und den Kopf mit den Vorderbeinen bedeckt. Gegen Abend wird er munter und geht dann, wenn er freigelaſſen wird, in Haus und Hof umher, berührt jeden Gegenſtand mit ſeiner Naſe, ſteckt dieſe in jede Spalte und jedes Loch, macht zuweilen ein Männchen, um weiterzuſehen, und nimmt bei ſeiner Wanderung alles Genießbare auf, ohne jedoch den Hausthieren Schaden zuzufügen. Man ernährt ihn mit Rindfleiſch, gekochten Wurzeln und Früchten. Er nimmt das Futter, wie der eigentliche Waſchbär, zwiſchen ſeine beiden Vordertatzen und reibt und rollt es vor dem Freſſen hin und her, ohne es jedoch in das Waſſer zu tauchen. Beim Freſſen läßt er ſich ungern ſtören; er geräth, wenn man Dies thut, leicht in heftigen Zorn und beißt dann ohne Umſtände nach ſeinem Wärter. Zur Fortpflanzung hat man ihn in der Gefangenſchaft noch nicht gebracht.

Nur die wilden Indianer jagen das Thier, um Fell und Fleiſch zu benutzen; die weißen Bewohner Südamerikas ſtellen ihm nicht nach, weil es ihnen keinen Schaden zufügt und getödtet keinen Nutzen gewährt. Sowie ſich der Guaſini verfolgt ſieht, klettert er auf einen Baum und fällt dann

dem Jäger gewöhnlich zur Beute. Auf trocknem Boden vertheidigt er ſich muthvoll gegen die Hunde; iſt er aber in der Nähe eines Sumpfes, ſo entflieht er ſo ſchnell über den unſichern Morgrund hin, daß ihm kein Hund folgen kann, und verſteckt ſich hier, in ſeiner eigentlichen Heimat, bald raſch und geſchickt.

An den Schupp und Genoſſen reihen ſich naturgemäß die Coatis, Rüſſel- oder Naſenbären (Nasua). Ihr geſtreckter, ſchlanker, faſt marderähnlicher Leib mit kurzem Hals und langem, ſpitzen Kopf, dicht behaartem, körperlangen Schwanz und kurzen, kräftigen, breittatzigen Beinen unterſcheiden ſie leicht. Das bezeichnendſte Merkmal iſt die Naſe. Sie verlängert ſich rüſſelartig weit über den Mund hinaus und hat ſcharfkantig aufgeworfene Ränder. Die Ohren ſind kurz und abgerundet, die klaren Augen mäßig groß, die fünf faſt ganz verwachſenen Zehen mit langen und ſpitzen, aber wenig gebogenen Krallen bewehrt, die Sohlen ſind nackt. Das Gebiß ähnelt dem des Waſchbären.

Der geſellige Coati (Nasua socialis).

Früher unterſchied man allgemein nur zwei Arten dieſer Thiere; der Reiſende Tſchudi hat aber vor ungefähr zwanzig Jahren in Peru noch zwei andere Arten entdeckt, und Weinland ihnen eine dritte hinzugefügt; ſomit kennen wir gegenwärtig mindeſtens fünf. Vier von ihnen habe ich zu gleicher Zeit lebend gehalten und beobachtet, daher auch Gelegenheit gehabt, mich von ihrer Artſelbſtſtändigkeit zu überzeugen.

Die Naſenbären ähneln ſich, was Lebensweiſe und Betragen anlangt, ſehr, und wir erhalten jedenfalls eine genügende Kenntniß von ihnen, wenn wir uns mit dem Leben und Treiben der beiden zuerſt beſchriebenen vertraut zu machen ſuchen. Dieſe beiden ſind der geſellige und der einſame Coati. Erſterer (Nasua socialis) mißt von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel 20, im Ganzen aber 38 Zoll bei 11 Zoll Höhe am Widerriſt. Die dichte und ziemlich lange, jedoch nicht zottige Behaarung beſteht aus ſtraffen, groben, glänzenden Grannen, welche ſich am Schwanze verlängern, und kurzem, weichen, etwas krauſen Wollhaar, welches namentlich auf dem Rücken und an

den Seiten dicht ſteht. Starke Schnurren und lange Borſtenhaare finden ſich auf der Lippe und über dem Auge; das Geſicht iſt kurz behaart. Die auf dem Rücken zwiſchen Roth und Graubraun wechſelnde Grundfärbung geht auf der Unterſeite ins Gelbliche über; Stirn und Scheitel ſind gelblichgrau, die Lippen weiß, die Ohren hinten bräunlichſchwarz, vorn graulichgelb. Ein weißer, runder Flecken findet ſich über jedem Auge, ein anderer am äußerſten Winkel deſſelben und zwei, oft zuſammenfließende ſtehen unter dem Auge. Längs der Naſenwurzel läuft ein weißer Streifen herab.

Der einſame Coati oder Rüſſelbär (Nasua solitaria), welcher durch Prinz Max von Neuwied von dem geſelligen getrennt wurde, iſt etwas größer und derber, als dieſer, nicht länger, aber höher und ſtärker. Seine Färbung erſcheint auf der ganzen Oberſeite bräunlichgelb, weil die Haare in der untern Hälfte grau, oben braun und an der Spitze gelb geringelt ſind. Der Schwanz iſt abwechſelnd ſiebenmal braungelb und ſiebenmal ſchwarzbraun geringelt. Das Geſicht, die Füße und alle nackten Theile ſind ſchwarz, über und unter den Augen ſteht ein grauweißer Flecken. Die Kinnſeiten ſind weiß, die Ohren ſchwarz, grau gerandet.

Der einſame Coati (Nasua solitaria).

Wir verdanken die Lebensbeſchreibung der Rüſſelbären Azara, Rengger, Wied und neuerdings auch Sauſſure, Bennett und Weinland.

Beide Naſenbären bewohnen den ganzen warmen Theil des öſtlichen Südamerika. In Mexiko kommt, wie ſchon Humboldt angiebt, auch ein Naſenbär vor; er iſt aber als beſondere Art anzuſehen. Die Thiere leben in den wärmeren Theilen der Cordilleren und in großen Waldungen. Wie der Name beſagt, unterſcheiden ſich die beiden beſchriebenen Arten dadurch, daß der eine beſtändig in Geſellſchaften von acht bis zwanzig Stück lebt und herumſchweift, der andere aber einzeln in einem beſtimmten Gebiete verweilt und nur während der Brunſtzeit mit anderen ſeiner Art ſich vereinigt, nach geſchehener Begattung aber wieder trennt. Der einſame Naſenbär ſoll mehrere beſtimmte Lager haben und bald in dieſem, bald in jenem die Nacht zubringen, jenachdem er den einen oder den andern Theil des Waldes durchſtreift. Der geſellige dagegen hat weder ein Lager, noch ein beſtimmtes Gebiet, ſondern führt ein echtes Zigeunerleben, läuft den Tag über im Walde umher und verkriecht ſich da, wo ihn die Nacht überfällt, in einem hohlen Baume oder unter Baumwurzeln oder legt ſich in eine von mehreren Aeſten gebildete Gabel und ſchläft hier bis zum nächſten Morgen. Ihn oder beſſer ſeine Geſellſchaften ſieht man viel häufiger, als jenen Einſiedler. Die geſelligen Rüſſelbären ziehen zerſtreut umher und laſſen dabei beſtändig eigenthümliche, rauhe, halb grunzende, halb pfeifende Töne

hören, welche man viel eher vernimmt, als man die Bande ſelbſt gewahrt. Dabei wird der mit Laub und Aeſten bedeckte Boden gründlich unterſucht: eine oder die andere Naſe ſchnuppert in dieſes oder jenes Loch; jede Spalte, jeder Ritz wird durchſtöbert: — aber niemals hält ſich die Geſellſchaft lange bei einem Gegenſtande auf. Der Einſiedler dagegen zieht ſtill und langſam dahin, unterſucht ebenfalls jeden Gegenſtand, aber äußerſt bedächtig und nimmt ſich ordentlich Zeit zu allen ſeinen Verrichtungen, jedenfalls deshalb, weil er keine Gewerbsbeeinträchtigung von Seiten ſeiner Artgenoſſen zu befürchten hat.

Wenn die Naſenbären einen Wurm im Boden, eine Käferlarve im faulen Holze ausgewittert haben, geben ſie ſich die größte Mühe, dieſer Beute auch habhaft zu werden. Sie ſcharren eifrig mit den Vorderpfoten, ſtecken von Zeit zu Zeit die Naſe in das gegrabene Loch und ſpüren, wie unſere Hunde es thun, wenn ſie auf dem Felde den Mäuſen nachſtellen, bis ſie endlich ihren Zweck erreicht haben.

Zuweilen ſieht man die ganze Geſellſchaft plötzlich einen Baum beſteigen, welcher dann ſchnell durchſucht und ebenſo ſchnell verlaſſen oder aber mit einem andern vertauſcht wird. Der Einſiedler iſt zu ſolchen Kletterjagden viel zu faul; er bleibt hübſch auf der Erde. Bei den geſellig lebenden bemerkt man übrigens niemals eine beſondere Uebereinſtimmung in den Handlungen der verſchiedenen Mitglieder einer Bande; jedes handelt für ſich und bekümmert ſich nur inſofern um ſeine Begleiter, als es bei der Truppe bleibt, welche, wie es ſcheint, von alten Thieren angeführt wird. Unter Lärmen und Pfeifen, Scharren und Wühlen, Klettern und Zanken vergeht der Morgen; wird es heißer im Walde, ſo ſchickt ſich die Bande an, einen paſſenden Platz zur Mittagsruhe zu finden. Jetzt wird ein gut gelegener Baum oder ein hübſches Geſträuch ausgeſucht, und jeder ſtreckt ſich hier auf einem Zweige behaglich aus und hält ſein Schläfchen. Nachmittags geht die Wanderung weiter, bis gegen Abend die Sorge um einen guten Schlafplatz ſie von neuem unterbricht.

Der einſame Coati erſcheint weniger vorſichtig, als ſeine geſelligen Verwandten, wahrſcheinlich, weil bei der Bande immer einige für die Sicherheit ſorgen, ſo daß die anderen ruhig freſſen können, während der Einſiedler doch Beides vereinigen muß. Bemerken jene einen Feind, ſo geben ſie ihren Gefährten ſofort durch laute, pfeifende Töne Nachricht und klettern eiligſt auf einen Baum; alle übrigen folgen dieſem Beiſpiele, und im Nu iſt die ganze Geſellſchaft in dem Gezweig des Wipfels vertheilt. Steigt man ihnen nach oder ſchlägt man auch nur heftig mit einer Axt an den Stamm, ſo begiebt ſich jeder weiter hinaus auf die Spitze der Zweige und plötzlich ſpringt er von dort herab auf den Boden und nimmt hier Reißaus. Ungeſtört, klettern die Thiere kopfunterſt den Stamm herab. Sie drehen dabei die Hinterfüße nach außen und rückwärts und klemmen ſich mit ihnen feſt an den Stamm an. Auf den Zweigen klettern ſie vorſichtig weiter, und auf Sätze, wie die Affen ſie ausführen, etwa von einem Baume zum andern, laſſen ſie ſich nicht ein, obwohl ſie es könnten; denn in der Gewandtheit geben ſie den Affen oder Katzen kaum etwas nach. Auf ebenem Boden ſind ihre Bewegungen viel ſchwerfälliger, als im laubigen Geäſt der Bäume. Sie gehen hier entweder im Schritt mit ſenkrecht gehobenem Schwanze oder ſpringen in kurzen Sätzen und berühren dabei immer blos mit der halben Sohle den Boden. Nur wenn ſie ſtehen oder ſich auf die Hinterbeine ſetzen, ruhen die Füße auf ganzer Sohle. Der Lauf ſieht unbehilflich aus, iſt aber ein ſehr fördernder Galopp. Vor dem Waſſer ſcheinen ſie ſich zu fürchten; ſie nehmen es nur im höchſten Nothfalle an, doch verſtehen ſie das Schwimmen gut genug, um über Flüſſe und Ströme ſetzen zu können.

Unter den Sinnen ſteht der Geruch unzweifelhaft obenan, auf ihn folgt das Gehör; Geſicht, Geſchmack und Gefühl ſind verhältnißmäßig ſchwach. Bei Nacht ſehen ſie gar nicht und bei Tage wenigſtens nicht beſonders gut; von Geſchmack kann man auch nicht viel bei ihnen wahrnehmen, und das Gefühl ſcheint faſt einzig und allein auf die rüſſelförmige Naſe beſchränkt zu ſein, denn ſie iſt zugleich auch das hauptſächlichſte Taſtwerkzeug. Gegen Verletzungen ſind die Rüſſelbären ebenſo unempfindlich, wie gegen Einflüſſe der Witterung. Man begegnet zuweilen kranken, ſolchen, welche am Bauche mit bösartigen Geſchwüren bedeckt ſind, man weiß auch, daß ſie gerade dieſer Krankheit

häufig unterliegen; dennoch sieht man sie diese Geschwüre sich mit den Nägeln wüthend aufreißen, ohne daß sie dabei irgend ein Zeichen des Schmerzes äußerten.

Ueber die Fortpflanzungszeit des einsamen Coati scheint bis jetzt noch Nichts bekannt zu sein. Das Weibchen des geselligen wirft, wie Rengger angiebt, im Oktober d. h. im südamerikanischen Frühling, drei bis fünf Junge in eine Baum- oder Erdhöhle, einen mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Graben oder in einen andern Schlupfwinkel. Hier hält es die Brut so lange versteckt, bis sie ihm auf allen seinen Streifereien folgen kann. Dazu bedarf es nicht viel Zeit; denn man trifft öfters ganz junge Thiere, welche kaum ihre Schneidezähne erhalten haben, unter den Trupps der älteren an. — Die Begattung geschieht, wie ich an gefangenen beobachtete, wie bei den Hunden oder den Pavianen. Letzteren ähneln die Nasenbären besonders darin, daß sie sehr oft Begattungsversuche machen, ohne daß es ihnen wirklich Ernst wäre. Das Weibchen läßt sich auch, wenn es das Männchen mit sich herumschleppt, in seinen Geschäften nicht stören; es versucht letzteres höchstens ab und zu beißend abzuwehren; doch auch ihm scheint es damit nicht Ernst zu sein.

Nur die wilden Indianer benutzen Fell und Fleisch der Rüsselbären und jagen ihnen deshalb eifrig nach. Aus den Fellen verfertigen sie kleine Beutel; das Fleisch, zumal das von jüngeren Thieren stammende, halten sie für einen Leckerbissen; auch europäische Gaumen finden es, wenn es ordentlich zubereitet wurde, wohlschmeckend. Die weißen Bewohner Südamerikas und Mejikos jagen die Coatis blos des Vergnügens wegen. Man durchstreift mit einer Meute guter Hunde die Waldungen und läßt durch diese eine Bande aufsuchen. Beim Anblick der Hunde flüchten die Rüsselbären unter Geschrei auf die nächsten Bäume, werden dort verbellt und können nun leicht herabgeschossen werden. Doch verlangen sie einen guten Schuß, wenn man sie wirklich in seine Gewalt bekommen will; denn die verwundeten legen sich in eine Gabel der Aeste nieder und müssen dann mühselig herabgeholt werden. Zuweilen springen verfolgte Coatis wieder auf den Boden herab und suchen laufend zu entfliehen oder einen andern Baum zu gewinnen; dann aber werden sie von den Hunden leicht eingeholt und trotz alles Widerstandes getödtet. Ein einzelner Hund freilich vermag gegen einen Rüsselbären nicht viel auszurichten. Zumal der Einsiedler weiß sich seiner scharfen Zähne gut zu bedienen. Er dreht sich, wenn ihm der Hund nahe kommt, muthig gegen seinen Feind, schreit wüthend und beißt furchtbar um sich. Jedenfalls verkauft er seine Haut theuer genug; manchmal macht er fünf bis sechs Hunde kampfunfähig, ehe er der Uebermacht erliegt.

In allen Ländern des Verbreitungskreises unserer Thiere hält man sie häufig gefangen. Saussure sagt, daß sie unter allen Vierfüßlern einer gewissen Größe diejenigen sind, deren man am leichtesten habhaft werden kann. Bei den Indianern sind gefangene eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Auch nach Europa werden sie sehr häufig gebracht. Es kostet nicht viel Mühe, die Rüsselbären, auch wenn sie noch sehr jung sind, aufzuziehen. Mit Milch und Früchten lassen sie sich leicht ernähren; später reicht man ihnen Fleisch, welches sie ebenso gern gekocht, als roh verzehren. Das Rindfleisch scheinen sie allen anderen Fleischarten vorzuziehen. Aus großem Geflügel und kleinen Säugethieren machen sie sich Nichts, obwohl sie auch diese Nahrung nicht verschmähen. Sie sind durchaus nicht fleischgierig, sondern gern mit Pflanzennahrung zufrieden. Ganz gegen die Art anderer Raubthiere versuchen sie niemals, dem Hausgeflügel nachzustellen, und beweisen damit, daß sie sich im freien Zustande mehr von Pflanzennahrung und Kerbthieren, als von dem Fleisch der Wirbelthiere ernähren. An Wasser darf man die gezähmten nicht Mangel leiden lassen, sie nehmen dasselbe oft und in Menge zu sich.

Der junge Nasenbär wird selten in einem Käfig gehalten. Gewöhnlich legt man ihm ein Lederhalsband an und bindet ihn mit einem Riemen im Hof an einen Baum; bei anhaltendem Regenwetter bringt man ihn unter Dach. Dabei hat man nicht zu befürchten, daß er den Riemen, welcher ihn fesselt, zu zernagen sucht.

Den größten Theil des Tages über ist das Thier in unaufhörlicher Bewegung; nur die Mittagsstunde bringt es schlafend zu, wie die Nacht. Wenn die Hitze groß ist, ruht es der Länge nach aus-

geſtreckt, ſonſt aber rollt es ſich auf der Seite liegend zuſammen und verſteckt den Kopf zwiſchen den Vorderbeinen. Wirft man ihm ſeine Nahrung vor, ſo ergreift es dieſe erſt mit den Zähnen und entfernt ſich von ſeinem Wärter damit, ſoweit es ihm ſeine Feſſeln erlauben.

Vor dem Verzehren zerkratzt der Coati das Fleiſch mit den Nägeln der Vorderfüße; Eier zerbeißt er oder zerbricht ſie durch Aufſchlagen gegen den Boden und lappt dann die auslaufende Flüſſigkeit behaglich auf. Er zerbeißt auch die Melonen und Pomeranzen; doch ſteckt er zuweilen eine ſeiner Vorderpfoten in die Frucht, reißt ein Stück ab und bringt es mit den Nägeln zum Munde. Ein Rüſſelbär, welchen Bennett hielt, trank leidenſchaftlich gern Blut und ſuchte ſich an den Thieren, welche ihm zur Nahrung vorgeworfen wurden, jedesmal die blutigſte Stelle aus. Außer dem Fleiſch fraß er ſehr gern Feigen und beſuchte deshalb bei ſeinen Ausflügen regelmäßig die Bäume, welche dieſe Leckerei trugen, ſchnupperte dann nach den reifſten von den abgefallenen herum, öffnete ſie und ſaugte das Innere aus. Die ihm vorgeworfenen Thiere rollte er, nachdem er ſie von dem Blute rein geleckt hatte, zuerſt zwiſchen ſeinen Vorderhänden hin und her, zog ſodann die Eingeweide aus der inzwiſchen geöffneten Bauchhöhle heraus und verſchlang davon eine ziemliche Menge, ehe er die eigentlich fleiſchigen Theile ſeines Opfers berührte. Bei ſeinen Luſtwandelungen im Garten wühlte er wie ein Schwein in der Erde und zog dann regelmäßig einen Wurm oder eine Kerflarve hervor, deren Vorhandenſein ihm unzweifelhaft ſein ſcharfer Geruch angezeigt hatte. Beim Trinken ſtülpte er die bewegliche Naſe ſoviel als möglich in die Höhe, um mit ihr ja nicht das Waſſer zu berühren.

Kein Naſenbär verlangt in der Gefangenſchaft eine ſorgfältige Behandlung. Ohne Umſtände fügt er ſich in jede Lage. Er ſchließt ſich dem Menſchen an, zeigt aber niemals eine beſondere Vorliebe für ſeinen Wärter, ſo zahm er auch werden mag. Nach Affenart ſpielt er mit Jedermann und auch mit ſeinen thieriſchen Hausgenoſſen, als mit Hunden, Katzen, Hühnern und Enten. Nur beim Freſſen darf man ihn nicht ſtören, denn auch der zahmſte Coati beißt Menſchen und Thiere, wenn ſie ihm ſeine Nahrung entreißen wollen.

In ſeinem Weſen hat der Rüſſelbär viel Selbſtſtändiges, ja Unbändiges. Er unterwirft ſich keineswegs dem Willen des Menſchen, ſondern geräth in großen Zorn, wenn man ihm irgend einen Zwang anthut. Nicht einmal durch Schläge läßt er ſich zwingen, denn er ſetzt ſich herzhaft zur Wehre und beißt tüchtig, wenn er gezüchtigt wird, ſeinen Wärter ebenſowohl, als jeden Andern. Erſt, wenn er ſo geſchlagen wird, daß er die Uebermacht ſeines Gegners fühlt, rollt er ſich zuſammen und ſucht, ſeinen Kopf vor den Streichen zu ſchützen, indem er denſelben an die Bruſt legt und mit ſeinen beiden Vorderpfoten bedeckt; wahrſcheinlich fürchtet er am meiſten für ſeine empfindliche Naſe. Während der Züchtigung pfeift er ſtark und anhaltend (ſonſt vernimmt man blos Laute von ihm, wenn er Hunger, Durſt oder Langeweile hat), er achtet dabei aber auf jede Gelegenheit, ſeinem Gegner Eins zu verſetzen. Gegen Hunde, welche ihn angreifen, zeigt er gar keine Furcht; er vertheidigt ſich gegen ſie noch muthvoller, als gegen den Menſchen. Seine ſcharfen, zweiſchneidigen Eckzähne kommen ihm dabei ſehr wohl zuſtatten; mit ihnen weiß er tiefe und gefährliche Wunden beizubringen. Auch unangegriffen geht er zuweilen auf fremde Hunde los und jagt ſie in die Flucht.

Von einem ſo reizbaren, unbiegſamen Weſen läßt ſich nicht viel Gelehrigkeit erwarten. Man kann den Coati kaum zu Etwas abrichten. Rengger ſah zwar einen, welcher auf Befehl ſeines Herrn wie ein Pudel aufwartete und auf den nachgeahmten Knall eines Gewehrs wie todt zu Boden fiel: aber ſo gelehrige Naſenbäre ſind Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich bemerkt man bald, daß es nicht viele andere Säugethiere ſeiner Größe giebt, welche weniger Verſtand beſitzen, als der Coati. In ſeinen Handlungen nimmt man keinen Zuſammenhang wahr. Sein Gedächtniß iſt ſchwach, und er erinnert ſich weder an Beleidigungen, noch an Wohlthaten, welche er erfahren, und ebenſowenig an Unfälle, die er ſich zugezogen hat. Deshalb kennt er keine Gefahr und rennt nicht ſelten zu wiederholten Malen in die nämliche.

Wenn man ihn frei herumlaufen läßt, wird er im Hauſe ſehr unangenehm. Er durchwühlt Alles mit der Naſe und wirft alle Gegenſtände um. In der Naſe beſitzt er große Kraft, in den

Händen bedeutende Geſchicklichkeit und Beides weiß er zu verwenden. Nichts läßt er unberührt. Wenn er ſich eines Buches bemächtigen kann, dreht er alle Blätter herum, indem er abwechſelnd beide Vordertatzen unglaublich ſchnell in Bewegung ſetzt; giebt man ihm eine Cigarre, ſo rollt er ſie durch dieſelbe Bewegung gänzlich auf; ſieht er Etwas ſtehen, ſo giebt er dem ihn ſofort feſſelnden Gegenſtande erſt mit der rechten, dann mit der linken Tatze einen Schlag, bis er zu Boden ſtürzt. Ein Zimmer, eine Bibliothek oder eine Sammlung können ſchon gänzlich verwüſtet ſein, ehe man nur eine Ahnung davon hat. Dazu kommen noch andere Unannehmlichkeiten. Der Rüſſelbär iſt keinen Augenblick ruhig; er beißt, er giebt einen ſtarken, unangenehmen, moſchusähnlichen Geruch von ſich und läßt ſeinen ſtinkenden Koth überall fallen. Sonderbar iſt, daß er mit demſelben, ſo ſorgfältig er ſich auch ſonſt vor ihm in Acht nimmt, ſich ſeinen Schwanz beſchmiert, wenn ihn Flöhe peinigen oder er an einem juckenden Ausſchlage leidet. Bennett beobachtete, daß er nicht blos ſeinen Koth, ſondern auch Leim und irgend einen andern klebrigen Stoff zwiſchen die Haare ſeiner buſchigen Standarte einrieb. Später vergnügte er ſich dann damit, den Schwanz wieder abzulecken oder ihn durch Waſchen im Waſſer wieder zu reinigen.

Manche Naſenbären zeigen das lebhafteſte Vergnügen, wenn ſich Jemand mit ihnen abgiebt. Gegen Liebkoſungen ſind ſie außerordentlich empfänglich; ſie laſſen ſich gern ſtreicheln und noch lieber hinter den Ohren krauen. Dabei beugen ſie den Kopf zur Erde nieder, ſchmiegen ſich nach Katzenart an den Pfleger an und ſtoßen ein vergnügliches Gezwitſcher aus. Ich ſah in Rotterdam ihrer drei in einem Käfig; ſie vertrugen ſich ſchlecht unter einander. Das ſtärkſte Männchen hatte die Oberherrſchaft an ſich geriſſen und machte ſie auch dem Weibchen gegenüber geltend. Alle drei waren ganz außer ſich vor Vergnügen, wenn man ſie kraute. Sie legten ſich auf den Rücken und ſchrien ſcheinbar aus Wolluſt „hä, hä, hä!“ Der Alleinherrſcher vertrieb immer die von ihm Unterjochten, um das Hochgefühl, welches meine Liebkoſungen ihnen allen zu bereiten ſchienen, für ſich allein zu genießen. Er hatte ſich ſo gut in Achtung zu ſetzen verſtanden, daß ſein bloſes Erſcheinen genügte, die Geknechteten an den Wänden emporzutreiben. Weinland beobachtete, daß Naſenbären ohne eigentlich erklärlichen Grund manche Leute haſſen und andere lieben. Letztere fordern ſie durch ihr eigenthümliches Grunzen auf, ihnen zu ſchmeicheln und ſie in den Haaren zu krauen, nach den Erſteren hauen ſie wüthend mit den Klauen und zeigen ihnen die weißen Eckzähne, ſobald jene dem Käfig zu nahe kommen. Sie ſind zwar ſchwach, aber klug genug, auch von Denen, welche ſie haſſen, Futter anzunehmen, laſſen ſich aber nicht einmal durch ihre Lieblingsſpeiſe vollſtändig verſöhnen. Bennett erzählt, daß ſein Gefangener, welcher wie ein Hund auf ſeinen Namen hörte, jedem Rufe Folge leiſtete und gewöhnlich gar nicht daran dachte, von ſeinen Zähnen Gebrauch zu machen, zuweilen wie unſinnig in ſeinem Käfig herumlief, immer im Kreiſe, und dabei heftig nach ſeinem Schwanze biß. Dann konnte ſich Niemand dem Käfig nähern, ohne mit Fauchen, Knurren oder lautem und mißtönendem Geſchrei empfangen und mit Biſſen bedroht zu werden. Setzte man ihn dann in Freiheit, ſo war er der beſte Kerl von der Welt und Jedermanns Freund.

Die Beobachtungen, welche Sauſſure an ſeinen Gefangenen machte, ſtimmen mit Vorſtehendem im Ganzen vollkommen überein; doch finden ſich einige anziehende Stellen in dem Bericht dieſes Forſchers, welche ich meinen Leſern nicht vorenthalten will. „Mein zahmer Coati,“ ſagt dieſer Forſcher, „begleitete mich monatelang auf meiner Reiſe. Er war an einer dünnen Schnur befeſtigt und verſuchte dieſe auch niemals zu durchbeißen. Wenn ich ritt, hielt er ſich den ganzen Tag lang auf dem Pferde im Gleichgewicht. Zu entfliehen verſuchte er nicht und verurſachte auch ſonſt keine Störung. Abends befeſtigte ich ihn an irgend einem Gegenſtande oder ließ ihn auch wohl im Hofe frei umhergehen. Trotz ſeiner Sanftheit hatte er doch immer Augenblicke von Zorn und ſuchte zu beißen; eine einfache Strafe aber brachte ihn zur Ruhe. Ein weibliches Thier, welches ich mir in demſelben Jahre verſchaffte, beſaß ein noch ſanfteres Weſen, als das Männchen. Beide nahmen ganz außerordentlich ſchnell zu.“

„Im Jahre 1856 nahm ich ſie mit mir nach Europa und ließ ſie die Reiſe durch die Vereinigten

Staaten machen. Zu dieſem Behufe brachte ich ſie in eine Kiſte mit Scheidewänden, welche ſich vermittelſt getrennter Deckel öffnete. Wir hatten öfters ſehr ſtarke Kälte, Schnee und Eis, alsdann lagen die Coatis zuſammengekauert im Stroh, und wenn man den Deckel aufhob, zeigten ſie durchaus keine Luſt herauszukommen."

„Das Männchen zeigte ſchon vor ſeiner völligen Ausbildung Neigung zum Beißen. Sei es nun aus Langerweile in ſeinem engen Haus oder daß es ſcherzen wollte, es ſuchte die Finger zu erhaſchen, welche man durch die Luftlöcher ſteckte, und bei meiner Ausſchiffung in Frankreich wurde einem Zollbeamten der Finger blutig gebiſſen, der allzuneugierig die an einem der Löcher erſcheinende fleiſchige Naſe unterſuchen wollte."

„Mehrere Monate behielt ich ſodann meine Coatis auf dem Lande nicht weit von Genf. Sie ſchienen Gefallen an der Geſellſchaft des Menſchen zu haben und folgten mir ſelbſt auf Spaziergängen, indem ſie ſich immer rechts oder links wendeten, um auf Bäume zu klettern oder Löcher in die Erde zu graben. Sie hatten einen muntern, ſcherzhaften Charakter und liebten Affenſtreiche. Sobald ſie auf ihrem Wege einem Vorübergehenden begegneten, ſtürzten ſie auf ihn los, kletterten ihm die Beine hinauf, waren in einer Sekunde auf ſeiner Schulter, ſprangen wieder auf die Erde zurück und flohen blitzſchnell davon, entzückt, eine Eulenſpiegelei ausgeführt zu haben. Da nun aber ein ſolches Abenteuer den meiſten Vorübergehenden mehr läſtig, als angenehm war, ſo ſah ich mich bald genöthigt, meinen Bären das freie Umherlaufen zu verſagen. Uebrigens wurde Dies Tag für Tag nöthiger; denn je mehr ſie die Freiheit kennen lernten, umſoweniger ſchienen ſie ſich um ihren Herrn zu bekümmern. Sie gingen überaus gern ſpazieren, aber jeweiter ſie ſich entfernt hatten, deſtoweniger wollte ihnen die Rückkehr gefallen, und ich war oft genöthigt, ſie aus einer Entfernung von einer Viertelmeile holen zu laſſen."

„Man hielt ſie nun an langen Schnuren auf einer Wieſe, und ſie beluſtigten ſich damit, die Erde aufzukratzen und nach Kerfen zu ſuchen, dachten aber auch jetzt nicht daran, die Schnur zu durchbeißen. Dies war im Sommer, und ſie hatten alſo Nichts von der Kälte zu leiden. Leider hörten Kinder und Neugierige nicht auf, ſie mit Stöcken zu reizen, und ſo zerſtörten ſie in ihnen das wenige Gute, was überhaupt noch vorhanden war. Nachdem die Thiere zwei Monate in freier Luft gelebt hatten, begannen ſie, uns erſt recht zu ſchaffen zu machen. Manchmal machten ſie ſich doch los und liefen ins Weite, nun mußte man ſich aufmachen, um ſie zu ſuchen. Am häufigſten fand man ſie auf den großen Bäumen der benachbarten Dörfer. Einige Male verwickelte ſich die Schnur, welche ſie nachſchleppten, und ſchnürte ihnen den Hals ein; man fand ſie dann halb ohnmächtig oben hängen. Einmal koſtete es viele Mühe, das Männchen wieder zum Leben zu bringen. Noch immer waren ſie gegen ihre Pfleger leidlich zahm. So verbrachten ſie oft mehrere Stunden mit Schlafen und Spielen auf dem Schoſe einer Frau, welche vor ihnen keine Furcht hatte und ſie auch nicht mit Drohungen erſchreckte, ihnen überhaupt ſehr gewogen war. Nach und nach nahm das Männchen aber einen immer ſchlimmern Charakter an: ſowie man es angriff, biß es. Da man nun ſah, daß Dies gefährlich werden konnte, ſperrte man es mit ſeinem Weibchen in ein leeres und vollkommen abgeſchloſſenes Zimmer ein. Am nächſten Morgen war kein Coati zu ſehen, noch zu hören: ſie waren in das Kamin geklettert und vom Dach aus an einem kanadiſchen Weinſtock heruntergeſtiegen. Nachdem ſie im Dorfe herumgelaufen waren, begegneten ſie noch vor Tagesanbruch einer alten Frau, der ſie auf den Rücken ſprangen. Die Unglückliche, welche nicht wußte, wie ihr geſchah, ſtieß ſie, indem ſie ſich von ihnen befreien wollte. Sie ſprangen nun zwar weg, brachten ihr aber doch in der Schnelligkeit noch mehrere bedeutende Biſſe bei. Am Morgen fand man ſie in einem Gebüſch. Das Männchen, nicht damit zufrieden, auf die Stimme ſeines Wärters nicht gekommen zu ſein, leiſtete ſogar beim Fangen noch großen Widerſtand. Es wurde nun mit jedem Tage ſchwieriger, die Thiere freilaufen zu laſſen, und ich beſchloß klüglich, ſie in einen großen Käfig zu ſetzen, um neuen Unglücksfällen vorzubeugen. Dieſer Käfig wurde in den Stall geſtellt, aber die Pferde wurden unruhig und ſchlugen die ganze Nacht durch aus."

„Da nun die Winterkälte vor der Thür war und ich meine Coatis nicht im Stalle halten konnte, war ich unentſchieden, was ich machen ſollte, bis ein neuer Fall mich aus der Unentſchloſſenheit riß. Das Männchen nämlich mißbrauchte eines Tages die Freiheit, welche man ihm von Zeit zu Zeit gewährte, und entfloh. Mein Bedienter fand es am Ufer des Sees, gerade damit beſchäftigt, die Kieſel umzuwenden. Bei ſeiner Ankunft ſprang der Coati zur Seite und ſtieß ſein gewöhnliches ärgerliches Zwitſchern aus. Man war gewöhnt, die Coatis immer am Schwanze zu fangen, weil ſie dieſen gerade in die Höhe tragen und, wenn man ſie dann mit ausgeſtrecktem Arme trägt, nicht im Stande ſind, ſich aufzurichten. So gab man ihnen keine Gelegenheit, ihre Krallen und Zehen zu benutzen, und wenn man ſie nachher wieder auf den Boden ſetzte, zeigten ſie gewöhnlich gar keinen Groll. Mein Bedienter, welcher unſern Flüchtling auf dieſelbe Weiſe gepackt hatte, hielt ihn aber dieſes Mal nicht weit genug von ſeinem Körper ab, und es gelang dem Thiere, dieſen zu erreichen und ſich emporzuheben. Jetzt zeigte es einen großen Zorn. Gegen ſeine Gewohnheit ließ es ſich nicht in den Armen ſeines Wärters tragen, ſondern befreite ſich mit Lebhaftigkeit und grub ihm die ſcharfen Zähne in den Hals ein, wodurch er ihm zwei ſchreckliche Wunden beibrachte. Einen Augenblick nachher ſchien es dieſe That zu bereuen und ließ ſich ruhig wegtragen. Ein ſo großer Unfall brachte mich zu dem Entſchluß, mich der Thiere zu entledigen, und da ich nicht wußte, wie ich ſie an einen zoologiſchen Garten gelangen laſſen konnte, beſchloß ich ihren Tod.“

„Aus dem Angegebenen geht die große Beweglichkeit ihres geiſtigen Weſens hervor. Sie liebten es, ſich in der Wonne der Liebkoſung zu verlieren, aber ſie beſchränkten ſich darauf, dieſelbe zu empfangen, und ſie wußten ſie nicht anders zurückzugeben, als daß ſie den Leuten plump auf Rücken und Schulter ſprangen, mehr zum Zeitvertreib, als aus Freundſchaft.“ —

Meines Wiſſens hat man die Naſenbären noch nirgends bei uns zur Fortpflanzung gebracht. „Auch in Paraguay,“ ſagt Rengger, „iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ſich der Coati in der Gefangenſchaft begattet hätte, obgleich man beide Geſchlechter viele Jahre neben einander gehalten und ihnen möglichſte Freiheit gegeben hatte.“

Manche ertragen die Gefangenſchaft viele Jahre hindurch bei beſtem Wohlſein, andere gehen ein, ohne daß man eigentlich einen Grund anzugeben wüßte. In der Freiheit mögen ſie, einer Schätzung Renggers zu Folge, zehn bis funfzehn Jahre alt werden.

Es iſt noch nicht allzulange her, daß ein Thierführer in der Stadt Paris mit Fug und Recht erklären konnte, er zeige ein den Naturforſchern noch unbekanntes Thier, welches er aus Amerika erhalten habe. Und um dieſelbe Zeit, — im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, — kam dasſelbe Thier auch nach London und beſchäftigte die Naturforſcher dort ebenſo eifrig, wie in Paris. Dieſes räthſelhafte Geſchöpf war ein Wickelbär, welcher damals wirklich ſo gut als noch nicht bekannt war. Oken glaubt zwar, daß ſchon Hernandez den Wickelbären meint, wenn er von ſeinem Baumwieſel oder „Quauh-Tenzo“ ſpricht; doch ſind die Angaben zu dürftig, als daß wir ſie mit Sicherheit benutzen könnten. Erſt Alexander von Humboldt hat uns genauere Nachrichten gegeben. Vor ihm hat kein Thier den Naturforſchern ſoviel Schwierigkeiten verurſacht, als gerade unſer Wickelbär. Einige ſahen ihn als einen Lemur an und nannten ihn deshalb Lemur flavus; Andere glaubten in ihm, das von den Halbaffen gänzlich abweichende Gebiß beachtend, eine Schleichkatze zu erblicken und reihten ihn daher unter dieſen ein unter dem Namen mexikaniſches Wieſel (Viverra caudivolvula); doch wollte auch hier der Wickelſchwanz nicht recht paſſen und noch weniger das Gebiß, welches ſich namentlich durch die ſtumpfen Kauzähne auszeichnet und auf gemiſchte Nahrung deutet. Zuletzt ſtellte man ihn mit einem andern, nicht minder eigenthümlichen Geſchöpf, zu den Bären.

Der Wickelbär, Kinnkaju, Manaviri oder Cuchumbi, wie das Thier in ſeiner Heimat, dem nördlichen Braſilien, genannt wird, gilt mit Recht als Vertreter einer beſondern Sippe (Cercoleptes).

Er iſt ein durchaus eigenthümliches Geſchöpf, gleichſam eine Mittelgeſtalt zwiſchen Bär und Marder, wie der Coati als Mittelglied zwiſchen Bär und Schleichkatze oder der Waſchbär als ſolches zwiſchen den Bären und Affen betrachtet werden kann. Der ſehr geſtreckte, aber plumpe Leib ſteht auf ganz niederen Beinen, der Kopf iſt ungemein kurz und dick, die Schnauze ſehr kurz, die Augen ſind mäßig groß, die Ohren klein, die fünf Zehen halb verwachſen und mit ſtarken Krallen bewehrt, die Sohlen ſind nackt. Der Schwanz iſt mehr als körperlang und ein ebenſo vollkommener Wickelſchwanz, wie der mancher Beutelthiere oder der Brüllaffen. Ihm dankt er ſeinen Namen Cercoleptes caudivolvulus. Erwachſen mißt der Wickelbär über $2^1/_2$ Fuß, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Schwanz kommen, bei $6^1/_4$ Zoll Schulterhöhe. Die ſehr dichte, ziemlich lange, etwas gekrauſte, weiche, ſammetartig glänzende Behaarung iſt auf der Ober- und Außenſeite lichtgraulichgelb mit einem ſchwachröthlichen Anfluge und ſchwarzbraunen Wellen, welche namentlich am Kopf und am Rücken deutlich hervortreten. Jedes Einzelhaar iſt an der Wurzel grau, wird dann gelbröthlich und endigt in eine ſchwarzbraune Spitze. Vom Hinterhaupt zieht ſich ein breiter und ſicher begrenzter, dunkler

Der Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus).

Streifen längs des Rückgrates bis zur Schwanzwurzel. Die Unterſeite iſt röthlichbraun, gegen den Bauch hin lichter, die Außenſeite der Beine iſt ſchwarzbraun. Auch über die Mitte des Bauches verläuft ein dunkelroſtbrauner Streifen. Der Schwanz iſt an der Wurzel braun, in der letzten Hälfte faſt ſchwarz.

Gegenwärtig wiſſen wir, daß der Wickelbär weit verbreitet iſt. Er findet ſich im ganzen nördlichen Braſilien, in Neu-Granada, Peru, Guiana, Mexiko, ja noch im ſüdlichen Luiſiana und Florida. Nach Humboldt iſt er beſonders am Rio Negro und in Neu-Granada häufig. Er lebt in den Urwäldern, mehr in der Nähe von großen Flüſſen und zwar auf Bäumen. Seine Lebensweiſe iſt eine vollkommen nächtliche; den Tag verſchläft er in hohlen Bäumen, des Nachts aber zeigt er ſich ſehr lebendig und klettert außerordentlich gewandt und geſchickt in den hohen Baumkronen umher, ſeiner Nahrung nachgehend. Dabei leiſtet ihm ſein Wickelſchwanz vortreffliche Dienſte. Er giebt kaum einem Affen an Klettergewandtheit Etwas nach. Alle ſeine Bewegungen ſind äußerſt geſchickt und ſicher. Er kann ſich mit den Hinterfüßen oder mit dem Wickelſchwanze an Aeſten und Zweigen

Digitized by Google

feſthalten und ſo gut an einen Baum klammern, daß er mit dem Kopf voran zur Erde herabzuſteigen vermag. Beim Gehen tritt er mit der ganzen Sohle auf.

Seine Nahrung beſteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, Kerbthieren und deren Larven, Honig und ſüßen Früchten, namentlich Bananen oder Paradiesfeigen. Dem Honig ſoll er mit beſonderer Liebhaberei nachſtellen und viele wilde Bienenſtöcke zerſtören, weshalb er von den Indianern gehaßt wird und von den Miſſionären den Namen Oso melero — Honigbär — erhalten hat. Zur Ausbeutung der Bienenſtöcke benutzt er ſeine merkwürdig lange und vorſtreckbare Zunge, mit welcher er in die ſchmalſte Ritze, in das kleinſte Loch greifen und die dort befindlichen Gegenſtände herausholen kann. Dieſe Zunge ſoll er durch die Fluglöcher der Bienen bis tief in den Stock ſtecken, mit ihr die Waben zertrümmern und dann den Honig auflecken; ſie ſoll ihm gleichſam den Rüſſel des Elefanten erſetzen. In der Freiheit iſt das Thier ziemlich blutgierig und grauſam, ſcheint aber dennoch Pflanzennahrung dem Fleiſche vorzuziehen.

Ueber die Fortpflanzung des ſonderbaren Geſellen wiſſen wir noch gar Nichts; doch ſchließt man aus ſeinen zwei Zitzen, daß er höchſtens zwei Junge werfen kann. In der Gefangenſchaft hat er ſich noch nirgends fortgepflanzt.

Alle Naturforſcher, welche den Wickelbären bis jetzt beobachteten, ſind darin einſtimmig, daß er dem Menſchen gegenüber ſanft und gutmüthig iſt und ſehr bald ſich ebenſo zutraulich und ſchmeichelhaft zeigt, wie ein Hund, Liebkoſungen gern annimmt, die Stimme ſeines Herrn erkennt und die Geſellſchaft des Menſchen der ſeiner eignen Art vorzieht. Er fordert ſeinen Pfleger geradezu auf, mit ihm zu ſpielen und ſich mit ihm zu unterhalten. Deshalb gehörte er in den gemäßigtſten Theilen von Neu-Granada ehemals zu den beliebteſten Hausthieren der Eingebornen. Auch in der Gefangenſchaft ſchläft er faſt den ganzen Tag. Er deckt dabei ſeinen Leib, vor allem aber den Kopf, mit dem Schwanze zu. Legt man ihm Nahrung vor, ſo erwacht er wohl, bleibt aber blos ſolange munter, als er frißt. Nach Niedergang der Sonne wird er wach, tappt anfangs mit lechzender Zunge unſichern Schrittes umher, ſpäht nach Waſſer, trinkt, putzt ſich und wird nun luſtig und aufgeräumt, ſpringt, klettert, treibt Poſſen, ſpielt mit ſeinem Herrn, läßt das ſanfte Pfeifen ertönen, aus welchem ſeine Stimme beſteht, oder knurrt kläffend, wenn er erzürnt wird, wie ein junger Hund. Oft ſitzt er auf den Hinterbeinen und frißt, wie die Affen, mit Hilfe der Tatzen, wie er überhaupt in ſeinem Betragen ein merkwürdiges Gemiſch von den Sitten der Bären, Hunde, Affen und Zibetthiere zur Schau trägt. Auch ſeinen Wickelſchwanz benutzt er nach Affenart und zieht mit ihm Gegenſtände an ſich heran, welche er mit den Pfoten nicht erreichen kann. Gegen das Licht iſt er ſehr empfindlich. Schon beim erſten Tagesdämmern ſucht er einen dunkeln Ort auf und ſein Augenſtern zieht ſich zu einem ganz kleinen Punkte zuſammen. Reizt man das Auge durch vorgehaltenes Licht, ſo giebt er ſein Mißbehagen durch eine eigenthümliche Unruhe in allen ſeinen Bewegungen zu erkennen. Er frißt Alles, was man ihm reicht: Brod, Fleiſch, Obſt, gekochte Kartoffeln, Gemüſe, Zucker, eingemachte Sachen; er trinkt Milch, Kaffee, Waſſer, Wein, ſogar Branntwein, wird von geiſtigen Getränken betrunken und mehrere Tage krank. Ab und zu greift er auch einmal Geflügel an, tödtet es, ſaugt ihm das Blut aus und läßt es liegen. Nach recht lebhafter Bewegung nießt er zuweilen öfters hinter einander. Im Zorn ziſcht er, wie eine Gans, und ſchreit endlich heftig. So zahm er auch wird, ſo eifrig iſt er bedacht, ſeine Freiheit wiederzuerlangen. Ein alter Wickelbär, welchen Humboldt beſaß, entfloh während der Nacht in einem Walde, erwürgte aber noch vorher zwei Felſenhühner, welche zu der Thierſammlung des großen Forſchers gehörten, und nahm ſie gleich als Nahrungsmittel für die nächſte Zeit mit ſich fort.

Ich kann vorſtehende Schilderung, welche im Weſentlichen Humboldt nacherzählt iſt, durchaus beſtätigen. Der Hamburger Thiergarten beſitzt ſeit vorigem Frühjahre (1863) einen Wickelbären, welcher dem eben Mitgetheilten in allen Stücken entſpricht. Er iſt ein höchſt liebenswürdiges Geſchöpf. Ich kaufte ihn in einer Thierbude und gewann mir bald ſeine Zuneigung, weil ich ihn liebkoſte, ſo oft ich zu ihm kam. Er erkannte meine Freundſchaft bald an und geſtattete mir ohne Wider-

ſtreben eine Behandlung, gegen welche er ſich Anderen gegenüber zu verwahren weiß. Ich darf ihn jetzt ſogar aus dem Schlafe wecken, ohne ſeinen Zorn zu erregen.

Auch er bringt den größten Theil des Tages ſchlafend zu. Dabei liegt er zuſammengerollt auf der Seite, den Rücken nach dem Lichte gekehrt. Gegen Abend, immer ungefähr zu derſelben Zeit, wird er munter, dehnt und reckt ſich, gähnt und ſtreckt dabei die Zunge lang aus dem Maule heraus. Dann tappt er geraume Zeit bedächtig und ſehr langſam im Käfig umher. Sein Gang iſt ſehr eigenthümlich und entſchieden ungeſchickt. Er ſetzt ſeine krummen Dachsbeine ſoweit nach innen, daß er den Fuß der einen Seite beim Ausſchreiten faſt, oft aber wirklich, über den der andern wegheben muß. Im Klettern zeigt er ſich viel geſchickter; eigentlich gewandt aber iſt er nicht. Den Wickelſchwanz benutzt er fortwährend. Zuweilen hält er ſich mit ihm und den beiden Hinterfüßen frei an einem Aſte, den Leib wagrecht vorgeſtreckt.

Er frißt alles Genießbare, welches wir ihm geben, am liebſten Früchte, gekochte Kartoffeln und geſottenen Reis. Wenn ich ihm einen kleinen Vogel vorwerfe, naht er ſich höchſt bedächtig, beſchnuppert ihn ſorgfältig, beißt dann zu und hält den Erfaßten beim Freſſen mit beiden Vorderfüßen feſt. Er frißt langſam und, ich möchte ſo ſagen, liederlich; er zerreißt und zerfetzt die Nahrung, beißt auch, entſchieden mit Mühe, immer nur kleine Stücken von ihr ab und kaut dieſe langſam vor dem Verſchlingen. Eigentlich blutgierig iſt er nicht, obgleich er ſeine Raubthiernatur nicht verleugnet.

Schwer dürfte es halten, einen gemüthlichern Burſchen, als er einer iſt, zum Hausgenoſſen zu finden. Er iſt hingebend, wie ein Kind. Liebkoſungen machen ihn ganz glücklich. Er ſchmiegt ſich zärtlich Dem an, welcher ihm ſchmeichelt, und ſcheint durchaus keine Tücke zu beſitzen. Unwillig wird er nur dann, wenn man ihn ohne weiteres aus ſeinem ſüßeſten Schlafe weckt. Ermuntert man ihn durch Anrufen und läßt ihm Zeit zum Wachwerden, ſo iſt er auch bei Tage das liebenswürdige Geſchöpf, wie immer. —

Obgleich der Wickelbär auch in Europa die Gefangenſchaft gut verträgt und ohne Beſchwerde ernährt werden kann, ſieht man ihn doch ſehr ſelten lebend bei uns, mir iſt es unbekannt, warum. Er kann nicht beſonders ſchwer zu erlangen ſein und gehört zu denjenigen Thieren, welche unter allen Umſtänden die Aufmerkſamkeit der Beſchauer zu feſſeln wiſſen, alſo doppelt willkommene Erwerbungen für Thiergärten oder Thierſchaubuden ſind.

Einige Forſcher reihen dem Wickelbären ein noch weit weniger bekanntes Thier an, während Andere ihm unter den Zibetthieren ſeine Stelle anweiſen wollen. Ich ſchließe mich, nachdem ich das betreffende Raubthier lebend geſehen habe, den Erſteren an.

Der **Binturong** (Aretitis — Ictitis — Binturong) ſteht bis jetzt ebenſo einzeln da, als der **Wickelbär**. Er allein vertritt ſeine Sippe. Dem Wickelbären ähnelt er hinſichtlich ſeines Gebiſſes und wegen ſeines wenigſtens greiffähigen Schwanzes, den Zibetthieren durch ſeinen Leibesbau. Den einen wie die anderen übertrifft er an Größe. Ein erwachſenes Männchen wird reichlich vier Fuß lang, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt; das Weibchen iſt nur wenig kleiner. Der Leib iſt kräftig, der Kopf dick, die Schnauze verlängert, der Schwanz lang; die Beine ſind kurz und ſtämmig, die Füße nacktſohlig, fünfzehig, mit ziemlich ſtarken, nicht einziehbaren Krallen bewehrt. Ein dichter, ziemlich rauhhaariger, lockerer Pelz bekleidet den Leib. Das Haar bildet an den kurzen, abgerundeten Ohren Pinſel, iſt aber auch am Leibe und beſonders am Schwanze auffallend lang, überhaupt nur an den Gliedern kurz. Dicke, weiße Schnurren zu beiden Seiten der Schnauze umgeben das Geſicht wie mit einem Strahlenkranze. Die Färbung iſt ein mattes Schwarz, welches auf dem Kopfe ins Graulichе, an den Gliedmaßen ins Bräunliche übergeht. Das Weibchen ſoll grau, das Junge gelblich ausſehen, weil die Spitzen der übrigens ſchwarzen Haare die entſprechenden Färbungen zeigen. Weißlich erſcheinen die Ohrränder und Augenbrauen.

Genus *Mustela*, Linn. Head small, ears short, rounded, and hairy. Body long and slender. Legs short. Feet with five toes, armed with sharp, curved, retractile claws. Tail long, bushy. Anal glands secreting a fetid odour. Dentition: Incisors $\frac{6}{6}$, canines $\frac{1}{1}$, molars $\frac{4}{4}$.

Fig. 1. Pine Marten (*Mustela martes*).

auch im Weiterklettern, indem es ihn dann einfach lockert und auf dem Aſt oder Baumſtamm fortſchleift, ohne jedoch die Umſchlingung zu löſen. Seine Freßluſt ſoll in keinem Verhältniß zu ſeiner Größe ſtehen, jedoch leicht zu befriedigen ſein, weil der Binturong durchaus kein Koſtverächter und gekochter Reis bekanntermaßen ein ſehr billiges Nahrungsmittel iſt.

Auch das letzte Mitglied der Bärenfamilie bildet eine beſondere Sippe, welches man Katzenbär (Ailurus) genannt hat. Der Panda (Ailurus refulgens) hat eine Geſtalt, welche zwiſchen Waſchbär und Katze in der Mitte ſteht. Sein Körper erſcheint wegen des dichten und weichen Pelzes plumper, als er iſt; der langbehaarte Kopf iſt ſehr kurz und faſt katzenartig. Die Schnauze iſt kurz und breit, die Ohren ſind groß, der lange Schwanz ſchlaff und buſchig behaart, daher ſehr dick. Die niederen Beine haben behaarte Sohlen und kurze Zehen mit ſtarkgekrümmten, ſpitzen, halbeinziehbaren Krallen. In der Größe ähnelt das Thier ungefähr einer Hauskatze. Seine Leibeslänge beträgt

Der Panda (Ailurus refulgens).

zwanzig, die des Schwanzes dreizehn und die Höhe am Widerriſt neun Zoll. Die Behaarung beſteht aus Woll- und Grannenhaaren und iſt dicht, weich, glatt und ſehr lang, weshalb auch der Panda viel dicker erſcheint, als es wirklich iſt. Auf der Oberſeite iſt er lebhaft und glänzend dunkelroth gefärbt, auf dem Rücken mit lichtgoldgelbem Anfluge, weil hier die Haare in gelbe Spitzen enden. Die Unterſeite iſt glänzend ſchwarz, ebenſo ſind die Beine gefärbt, doch zieht ſich eine dunkelkaſtanienrothe Querbinde über ihre Außen- und Vorderſeite, Scheitel und Stirn ſpielen ins Lichtgelbe, die langen Wangenhaare ſind weiß, nach rückwärts roſtgelblich. Eine roſtrothe Binde verläuft unterhalb der Augen zum Mundwinkel und trennt die weiße Schnauze von den Wangen. Das Kinn iſt weiß, die Ohren ſind außen mit ſchwarzrothen, innen mit langen, weißen Haaren beſetzt. Der Schwanz iſt fuchsroth mit undeutlichen, lichteren, ſchmalen Ringen.

Die Heimat des Panda iſt das Gebirgsland ſüdlich des Himalaya, zwiſchen Nepal und den Schneebergen. Hier lebt er in Wäldern, welche in bedeutender Höhe liegen, am liebſten auf Bäumen, in der Nähe von Flüſſen und Alpenbächen. Er klettert vortrefflich und jagt nach kleinen Vögeln und deren Eiern, Säugethieren und Kerbthieren, nimmt aber auch gern Früchte zu ſich. Ein lauter Ruf,

Digitized by Google

den man oft von ihm hört, klingt wie Wah, weshalb er auch bei den Eingebornen den Namen Hitwah erhielt. Genaueres über seine Lebensweise ist nicht bekannt. Aus den vier Zitzenpaaren des Weibchens schließt man, daß er viele Junge werfen mag. Dies ist Alles, was wir wissen; denn auch über das Gefangenleben fehlen zur Zeit noch alle Berichte.

* * *

Die zweite Hauptabtheilung der Raubsäuger umfaßt die drei Familien, welche sich vorzugsweise von Kerbthieren nähren. Wollte man die Nahrung allein berücksichtigen, so müßte man noch die Fledermäuse zu ihnen rechnen: Dem widerstreitet aber der Leibesbau der Letzteren, wenn auch das Gebiß mit den übrigen Kerbthierräubern die entschiedenste Aehnlichkeit hat. Wir können die jetzt zu besprechenden Familien als Bindeglieder zwischen den Raubthieren und Fledermäusen betrachten. Diesen ähneln die Kerfräuber auch in der geringern Größe ihres Leibes und in der ganzen Lebensweise. Bei weitem die meisten Mitglieder der drei Familien sind kleine Geschöpfe; denn die Kerbthiere sind nicht so nahrunghaltig, daß ein großes Raubthier, bei uns zu Lande wenigstens, sich von ihnen ausschließlich ernähren könnte; bedürfen doch selbst die kleinen Räuber eines täglichen Bedarfs an Nahrung, welcher ihr eignes Körpergewicht erreicht oder noch übertrifft. Den kerbthierfressenden Fledermäusen stehen daher unsere Thiere in der Gefräßigkeit nicht im geringsten nach. Hierzu kommt nun noch, daß die meisten der kleinen Raubgesellen Nachtthiere sind, wodurch sie wiederum mit den Fledermäusen übereinstimmen. Somit haben die Einen mit den Anderen in ihrem Leben allerdings Vieles gemein; in jeder andern Hinsicht aber unterscheiden sie sich ganz wesentlich von einander.

Die Kerfjäger sind meist Säugethiere von unschönem, häßlichem Aeußern und durch merkwürdige Verkümmerung gewisser Theile, sowie auch wieder durch auffallende Vergrößerung anderer ausgezeichnet. In der Leibesbildung entfernen sie sich am weitesten von den allgemeinen Grundzügen des Baues der Raubthiere. Ihre Gestalten sind die mannichfaltigsten in der ganzen Ordnung. Der Leib ist in den meisten Fällen gedrungen; die Gliedmaßen, höchstens mit Ausnahme des Schwanzes, sind verkürzt; die Nase ist nicht selten rüsselartig verlängert; die Ohren schwanken zwischen sehr verschiedenem Maße; die Sinneswerkzeuge sind eines Theils sehr ausgebildet und auf der andern Seite merkwürdig, ja fast vollkommen verkümmert, und so muß oft ein Sinn den andern übertragen. Mit dieser Leibesbildung stehen die geistigen Fähigkeiten im Einklang. Unsere Thiere sind stumpfe, mürrische, mißtrauische, scheue, die Einsamkeit liebende und heftige Gesellen. Aus diesen Eigenschaften, sowie aus dem Leibesbau geht wieder ihre eigenthümliche Lebensweise hervor. Bei weitem die meisten leben unterirdisch, grabend und wühlend oder wenigstens in sehr tief verborgenen Schlupfwinkeln; einige bewohnen auch das Wasser und andere die Bäume. Durch ihre erstaunliche Thätigkeit thun sie der Vermehrung der schädlichen Kerfe und Würmer, der Schnecken und anderer niederer Thiere, ja selbst auch der Ausbreitung mancher kleinen Nager wesentlichen Abbruch. Sie sind also fast ohne Ausnahme höchst nützliche Arbeiter im Weinberge: aber sie werden dennoch nur von dem Naturkundigen erkannt und geachtet; die große Menge verabscheut sie. Man sieht hierin, wie Vogt sagt, so recht die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß die Nacht keines Menschen Freund ist. „Was nur irgend in der Dunkelheit fleugt und kreucht, wird von dem Volksgefühle schon ohne weitere Untersuchung gehaßt und verabscheut, und es hält außerordentlich schwer, der Allgemeinheit die Ueberzeugung beizubringen, daß die Späher und Häscher, welche dem im Dunkeln schleichenden Verderber auf die Spur kommen wollen, auch den Gängen desselben nachspüren müssen, und nicht am hellen Tageslicht ihrer Verfolgung obliegen können."

„Ein Blick in den geöffneten Rachen eines Kerfjägers überzeugt uns unmittelbar, daß diese Thiere nur Fleischfresser sein können, noch fleischfressender, wenn man sich so ausdrücken darf, als Katzen und Hunde, die das System vorzugsweise Fleischfresser nennt. Die beiden Kiefern starren

von Spitzen und geſchärften Zacken; dolchähnliche Zahnklingen treten bald an der Stelle der Eckzähne, bald weiter hinten über die Ebene der Kronzacken hervor; ſcharfe Piramiden, den Spitzen einer auf zwei Reihen doppelt geſchärften Säge ähnlich, wechſeln mit Zahnformen, welche den Klingen der engliſchen Taſchenmeſſer nicht unähnlich ſind. Die ganze Einrichtung weiſt darauf hin, daß die Zähne dazu beſtimmt ſind, ſelbſt hartſchalige Inſekten, wie Käfer, zu packen und zu halten. Dieſe Charaktere können nicht trügen, denn, wie Savarin, der berühmte franzöſiſche Gaſtronom, den Satz aufſtellen konnte: „Sage mir, was Du iſſeſt, und ich ſage Dir, was Du biſt;“ ſo kann man auch von den Säugethieren ſagen: „Zeige mir Deine Zähne, und ich ſage Dir, was Du iſſeſt und wer Du biſt.“ Der Kerbthierfreſſer kaut und mahlt nicht mit ſeinen Zähnen; er beißt und durchbohrt nur. Seine Zahnkronen werden nicht von oben her abgerieben, ſondern nur geſchärft durch das ſeitliche Ineinandergreifen der Zacken des Gebiſſes. Man nehme ſich nur die Mühe, das Gebiß eines kleinen Nagers, z. B. einer Ratte, mit demjenigen einer Fledermaus oder eines Maulwurfs zu vergleichen, und das unterſcheidende Gepräge Beider wird mit größter Beſtimmtheit in die Augen ſpringen. Das Gebiß einer Hufeiſennaſe, zu den Maßen desjenigen eines Löwen vergrößert, würde ein wahrhaft ſchauderhaftes Zerſtörungswerkzeug darſtellen.“

Ich glaube nicht, daß man den Nutzen, welchen dieſe Thiere dem Menſchen bringen, mit weniger Worten und ſchärfer bezeichnen könnte, als es Vogt hier gethan hat. Und nicht blos er allein hat auf dieſen Nutzen hingewieſen, ſondern ſchon viele Naturforſcher vor ihm! Aber gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil der Menſchen läßt ſich leider nur allzuſchwer ankämpfen, und trauriger Weiſe iſt der Satz nur zu tief begründet, daß der Menſch oft gerade Das, was ihm den meiſten Nutzen bringt, durchaus nicht anerkennen will. Man verfolgt die kleinen Wühler, wo man ſie nur antrifft, ihrer unſchönen Geſtalt, ihrer Lebensweiſe wegen, und vergißt dabei gänzlich, was ſie leiſten, was ſie ſind. Anders freilich wird Derjenige handeln, welcher ſich mit ihrem Leben näher beſchäftigt. Er findet ſo viel, was ihn anzieht und feſſelt, daß er ſehr bald die unſchöne Körpergeſtalt von Vielen, — denn manche ſind keineswegs unſchöne Thiere — vergißt und ihnen allen nun ſeine größte Theilnahme und Unterſtützung zukommen läßt.

Die meiſten bei uns wohnenden Kerbthierräuber halten einen Winterſchlaf und würden zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in der Weiſe für ihre Erhaltung geſorgt hätte. Mit der eintretenden Kälte macht das rege Kerbthierleben gewiſſermaßen einen Stillſtand, und Tauſende und andere Tauſende der unſeren Räubern zur Nahrung beſtimmten Geſchöpfe ſchlummern entweder in den ewigen Schlaf oder wenigſtens in einen zeitweiligen hinüber; damit verödet die Erde für die Feinde der Kerfe, und ſie müſſen jetzt, weil ſie nicht wandern können, wie die Vögel, dem Vorgange der Kerbthiere gewiſſermaßen Folge leiſten. So ziehen ſie ſich denn nach den verborgenſten Schlupfwinkeln zurück oder bereiten ſich ſelbſt ſolche, und fallen hier in den tiefen Winterſchlaf, welcher, wie wir oben kennen lernten, zeitweilig faſt alle Regungen des Lebens aufhebt und ſomit ihrem Leibe bis zum neuen Erwachen die Lebensthätigkeit aufbewahrt. Aber da, wo die ſtrenge Kälte ihren Einfluß nicht ausüben kann, in der Tiefe des Waſſers oder unter der Erde, währt auch im Winter noch das Leben, das Rauben und Morden fort, und ganz Daſſelbe iſt ſelbſtverſtändlich in den glücklichen Ländern der Fall, in welchen es einen ewigen Sommer oder wenigſtens keinen Winter giebt, möge er nun durch die ſengende Gluth des Südens oder die erſtarrende Kälte des Nordens hervorgebracht werden. Schon im Süden Europas, und noch mehr in den Wendekreisländern, treiben die Kerfräuber jahraus, jahrein mit aller Regſamkeit und Friſche ihr Gewerbe, freilich nicht überall; denn gerade unter den Wendekreiſen tritt ja auch ein Winter ein, obwohl hier ihn die Alles verdorrende und vernichtende Gluth der am höchſten ſtehenden Sonne hervorruft.

Aus dieſen Bemerkungen geht die Verbreitung unſerer Thiere ganz von ſelbſt hervor. Sie finden ſich hauptſächlich in den gemäßigten Ländern der Erde und in den waſſerreichen Gegenden unter den Wendekreiſen, nehmen aber ebenſowohl nach Norden hin, oder dort, wo die Hitze allgemeine Trockenheit hervorruft, bedeutend an Arten ab.

Nach ihrem Leibesbau und ihrer Lebensweise scheiden sich die Kerbthierfresser in drei scharfbegrenzte Familien, welche Jedermann bekannt sind, weil wir alle bei uns wohnenden Vertreter derselben, den Igel, die Spitzmaus und den Maulwurf, kennen oder wenigstens kennen sollten. An diese drei bekannten Gestalten wollen wir die übrigen hierhergehörigen und von ihnen in mancher Hinsicht sehr abweichenden Kerfräuber anreihen.

Die Thiere, welche die sechste Familie unserer Ordnung bilden, sind so ausgezeichnet, daß auch die kürzeste Beschreibung genügt, um sie zu kennzeichnen. Ein echtes Raubthiergebiß und ein Stachelkleid sind ihre hervorragendsten Merkmale, und sie finden wir bei allen Arten wieder, welche die Familie aufweist. Ob die Stacheln weich und biegsam oder hart, ob sie gerade oder etwas gebogen sind, ist gleichgiltig: sie sind immer vorhanden, und das Gebiß bleibt immer mehr oder weniger dasselbe. Der Leibesbau der Igel ist plump. Die Beine sind niedrig, der Schwanz ist sehr kurz oder fehlt; die Ohren dagegen sind ziemlich, bei einigen Arten sogar sehr groß, und die Schnauze ist zum Rüssel umgebildet. An den Füßen sitzen regelmäßig fünf und nur ausnahmsweise vier Zehen.

Die Familie hatte ihre Vertreter schon in der Tertiärzeit; gegenwärtig ist sie über Europa, Afrika und Asien verbreitet. Alle Igel leben hauptsächlich in Ebenen und am liebsten in trockenen Gegenden (obwohl sie auch vereinzelt in den Gebirgen emporsteigen) oder in der Nähe des Wassers, an den Ufern der Flüsse und des Meeres. Wälder und Auen, Felder und Gärten, ausgedehnte Steppen sind ihre hauptsächlichsten Aufenthaltsorte. Hier schlagen sie in den dichtesten Gebüschen, unter Hecken, hohlen Bäumen, Wurzeln, in Felsen, Geklüft, in verlassenen Thierbauen und anderen Orten ihren Wohnsitz auf oder graben sich selbst kurze Höhlen. Sie leben den größten Theil des Jahres hindurch einzeln oder paarweise und führen ein vollkommen nächtliches Leben. Erst nach Sonnenuntergang ermuntern sie sich von ihrem Tagesschlummer und gehen ihrer Nahrung nach, die bei den meisten in Pflanzen und Thieren, bei einigen aber ausschließlich in den Letzteren besteht. Früchte, Obst und saftige Wurzeln, Samen, kleine Säugethiere, Vögel, Lurche, Kerfe und deren Larven, Nacktschnecken, Regenwürmer ꝛc. sind die Stoffe, mit welchen die freigebige Natur ihren Tisch deckt. Ausnahmsweise wagen sich einzelne auch an größere Thiere und stellen z. B. den Hühnerarten, ja selbst jungen Hasen nach. Die Igel sind langsame, schwerfällige und ziemlich träge Burschen. Sie halten sich alle am Boden auf; kein einziger kann klettern oder springen. Beim Gehen treten sie mit der ganzen Sohle auf. Unter ihren Sinnen steht der Geruch oben an; aber auch das Gehör ist scharf, während Gesicht und Geschmack sehr wenig ausgebildet sind, und das Gefühl eine Stumpfheit erreicht, die geradezu ohne Beispiel dasteht. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr gering. Alle Igel sind furchtsam, scheu und dumm, aber ziemlich gutmüthig oder besser gleichgiltig gegen die Verhältnisse, in denen sie leben, und deshalb sind sie leicht zu zähmen. Die Mütter werfen drei bis acht blinde Junge, pflegen sie sorglich und zeigen bei der Vertheidigung derselben sogar einen gewissen Grad von Muth, welcher ihnen sonst ganz abgeht. Die meisten haben die Eigenthümlichkeit, sich bei der geringsten Gefahr in eine Kugel zusammenzurollen, um auf diese Weise ihre weichen Theile gegen etwaige Angriffe zu schützen. In dieser Stellung schlafen sie auch. Die, welche in den nördlichen Gegenden wohnen, bringen die kalte Zeit in einem ununterbrochenen Winterschlaf zu, und diejenigen, welche unter den Wendekreisen leben, schlafen während der Zeit der Dürre.

Der unmittelbare Nutzen, welchen sie den Menschen bringen, ist gering; denn gegenwärtig wenigstens weiß man aus einem erlegten Igel kaum noch Etwas zu machen. Größer aber wird der mittelbare Nutzen, welchen sie durch Vertilgung einer Masse schädlicher Thiere leisten, und aus diesem Grunde verdienen sämmtliche Igel, anstatt der sie gewöhnlich treffenden Verachtung, unsere vollste Theilnahme und den ausgedehntesten Schutz.

Die Familie zerfällt in mehrere Sippen, welche sich ebensowohl durch den Leibesbau, als durch die Fähigkeiten unterscheiden.

Unſer Igel (Erinaceus europaeus) mag als Vertreter der einen Sippe gelten. Sie unterſcheidet ſich von den übrigen durch die geringere Größe des Kopfes, welcher ſich in eine kurze, ſpitze Schnauze endet und mäßige oder große Ohren beſitzt, durch kurze, fünfzehige Beine mit ſtarken Krallen und den Stummelſchwanz, welcher bei einigen Arten eigentlich nur angedeutet iſt. Der Rumpf iſt mit harten, ſpitzen, faſt gleichlangen Stacheln bedeckt; der Unterleib, der Vorderhals, der Kopf und die Beine aber tragen borſtiges und weiches Haar. Mehr, als alle übrigen, vermögen ſich die Mitglieder dieſer Sippe zu einem Knäuel zuſammenzuballen.

Wenn an den erſten warmen Abenden, die der junge, lachende Frühling bringt, Alt und Jung hinausſtrömt, um ſich in den während des Winters verwaiſten und nun neu erwachenden Gärten, Hainen und Wäldchen neue Lebensfriſche zu holen, vernimmt der Aufmerkſamere vielleicht ein eigenthümliches Geräuſch im trockenen, abgefallenen Laube, gewöhnlich unter den dichteſten Hecken und Gebüſchen, und wenn er hübſch ruhig bleiben will, wird er bald auch den Urheber dieſes Lärmens entdecken. Ein kleiner, kugelrunder Burſch, mit merkwürdig rauhem Pelz, arbeitet ſich aus dem Laub hervor, ſchnuppert und lauſcht nach allen Seiten hin und beginnt dann ſeine Wanderung mit gleichmäßig trippelnden Schritten. Kommt er näher, ſo bemerkt man ein ſehr niedliches, ſpitzes Schnäuzchen, gleichſam eine nette Wiederholung des gröbern und derbern Schweinsrüſſels vorſtellend, ein Paar klare, freundlich blickende Aeuglein und einen Stachelpanzer, welcher die ganzen oberen Theile des Leibes bedeckt, ja auch an den Seiten noch weit herabreicht. Das iſt unſer, oder ich will eher ſagen mein lieber Gartenfreund, der Igel, ein gemüthlicher, ehrlicher, treuherziger, aber etwas dummer Geſell, welcher ganz harmlos in das Leben hinausſchaut und nicht begreifen zu können ſcheint, daß der Menſch ſo niederträchtig ſein kann, ihn, der ſich ſo hohe Verdienſte um das Geſammtwohl erwirbt, nicht nur mit allerlei Schimpfnamen zu belegen, ſondern auch nachdrücklich zu verfolgen, ja, aus reiner Bubenmordluſt, ſogar todtzuſchlagen. Man muß nur das Entſetzen geſehen haben, mit welchem eine Geſellſchaft von Frauen aufſpringt, wenn ſich plötzlich der Stachelheld zwiſchen ſie drängt oder auch nur von ferne zeigt. Sie thun gerade, als wäre Dies ein Feind, welcher das Leben bedrohen oder ihnen wenigſtens Verletzungen beibringen könnte, an denen ſie Jahre lang zu leiden hätten! Keine einzige der Aufſchreienden aber hat ſich jemals die Mühe genommen, das Thier ſelbſt zu beobachten. Hätte ſie Dies gethan, ſo würde ſie bemerkt haben, daß der ſcheinbar ſo muthig auf den Menſchen zutrabende Held, ſobald er ſich von der Nähe des gefährlichen Feindes überzeugt hat, im höchſten Entſetzen einen Augenblick lang ſtutzt, die Stirne runzelt und plötzlich, Geſicht und Beine an den Leib ziehend, zu einer Kugel ſich zuſammenrollt und in dieſer Stellung verharrt, bis die vermeintliche Gefahr vorüber iſt. Der Harmloſe iſt froh, wenn er ſelbſt nicht behelligt wird; er geht gern jedem größern Thiere und zumal dem Menſchen aus dem Wege.

Unſer Igel iſt, was ſeine Geſtalt anlangt, ſchon durch die Worte beſchrieben, mit welchen ich ſeine Sippe zu kennzeichnen verſuchte. Der ganze Körper mit all ſeinen Theilen iſt ſehr gedrungen, dick und kurz; der Rüſſel iſt ſpitz und vorn gekerbt, der Mund weit geſpalten, die Ohren ſind breit, die ſchwarzen Augen klein. Wenige ſchwarze Schnurren ſtehen im Geſicht, unter den weiß- oder rothgelb, an den Seiten der Naſe und Oberlippe aber dunkelbraun gefärbten Haaren; hinter den Augen liegt ein weißer Fleck. Das Haar am Hals und Bauch iſt lichtrothgelblichgrau oder weißgrau; die Stacheln ſind gelblich, in der Mitte und an der Spitze dunkelbraun; in ihre Oberfläche ſind feine Längsfurchen, 24 bis 25 an der Zahl, eingegraben, zwiſchen denen ſich gewölbte Leiſten erheben; das Innere zeigt eine mit großen Zellen erfüllte Markröhre. Die Länge des Thieres beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes elf Linien, die Höhe am Widerriſt ungefähr fünf Zoll. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen außer ſeiner etwas bedeutendern Größe durch eine ſpitzere Schnauze, ſtärkern Leib und eine lichtere, mehr grauliche Färbung; auch iſt die Stirn bei ihm gewöhnlich nicht ſo tief herab mit Stacheln beſetzt, und der Kopf erſcheint hierdurch etwas länger. An den meiſten Orten unterſcheiden die Leute zwei Abarten des Igels: den Hundsigel, welcher eine ſtumpfere Schnauze, dunklere Färbung und geringere Größe haben ſoll, und den Schweinsigel, deſſen

hauptſächlichſte Kennzeichen in der ſpitzern Schnauze, der hellern Färbung und der bedeutendern Größe liegen ſollen. Dieſe Unterſchiede beruhen offenbar blos auf zufälligen Eigenthümlichkeiten; auch ſind die Anſichten der ſo fein unterſcheidenden naturkundigen Alleswiſſer keineswegs dieſelben, und wenn man der Sache genau auf den Grund geht, wird man regelmäßig mit geheimnißvollen Bemerkungen abgeſpeiſt, aus denen, trotz aller Bemühungen, kein Sinn zu entnehmen iſt. „Ich erinnere mich noch ſehr wohl," ſagt Vogt, „daß mir die Bauern in der Wetterau, in dem Geburtsdorfe meines Vaters, wo wir gewöhnlich die Ferien zubrachten, mit Abſcheu von den Franzoſen erzählten, ſie hätten ſogar Hundsigel am Spieße gebraten und mit großer Befriedigung verzehrt.

Der Igel (Erinaceus europaeus).

Wir ſuchten damals alle Igel zuſammen, deren wir habhaft werden konnten, um den Unterſchied kennen zu lernen; der alte Bauer aber, der unſer Orakel war, erklärte ſie insgeſammt für uneßbare Hundsigel und fügte endlich mit boshaftem Lächeln hinzu, daß die Schweinsigel wohl viel eher an anderen Orten, als im Felde zu finden ſeien."

Unſer Igel iſt ein in Europa ſehr bekanntes Thier. Seine Verbreitung erſtreckt ſich nicht blos über den ganzen Erdtheil, mit Ausnahme der kälteſten Länder, ſondern auch über einen Theil von Aſien: man findet ihn in Syrien, und zwar in einem Zuſtande, welcher von großer Behäbigkeit zeigt; denn er erlangt dort, wie in der Krim, eine viel bedeutendere Größe, als bei uns. In den europäiſchen Alpen kommt er bis zum Krummholzgürtel, einzeln bis über 6000 Fuß hinauf vor; im Kaukaſus

erſteigt er Höhen von 8000 Fuß; in den Karpathen fehlt er. Er findet ſich ebenſowohl in flachen, wie in bergigen Gegenden, in Wäldern, Auen, in Feldern und in Gärten, und iſt in ganz Deutſchland eigentlich nirgends ſelten, aber auch nirgends häufig. Weit zahlreicher iſt er in Rußland, wo er, wie es ſcheint, beſonders geſchont wird, und Reinecke und der Uhu, ſeine Hauptfeinde aus dem Thierreiche, ſoviel andere Nahrung haben, daß ſie ihn in Frieden laſſen können. Laubholz mit dichtem Gebüſch oder faule, an der Wurzel ausgehöhlte Bäume, Hecken in Gärten, Haufen von Miſt und Laub, Löcher in Umhegungsmauern, kurz Orte, welche ihm Schlupfwinkel gewähren, wiſſen ihn zu feſſeln, und hier darf man auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, ihn jahraus, jahrein zu finden. Will man ihn hegen und pflegen, ſo muß man ſein hauptſächlichſtes Augenmerk auf Anlegung derartiger Zufluchtsorte richten. „Früher," ſagt Lenz, „hatte ich in meinem Garten mit Stroh gefüllte, in Abtheilungen gebrachte und mit niederen Gängen verſehene Häuschen für die Igel, ſtellte ihnen auch Milch zum Saufen hin und kaufte zu der Vermehrung neue. Sie zogen aber meinen Zaun und noch mehr einen großen, aus Reiſig und Dornen aufgebauten Haufen vor; durch das Anſchaffen neuer aber brachte ich gar keine Vermehrung zu Stande, wahrſcheinlich weil ſie, ihre Heimat ſuchend, entflohen. Jetzt habe ich dagegen in dem genannten Garten ein zweihundert Schritt langes Wäldchen angelegt, deſſen Buſchwerk dicht in einander ſchließt und wo alle geringen Lücken jährlich mit Dornen beworfen werden, ſo daß ſich weder ein Menſch, noch ein Hund darin herumtreiben kann. Hier ſteht eine Anzahl Käſtchen, die einen halben Fuß lang und breit, einen Fuß hoch, unten und an einer Seite offen ſind und den Igeln eine gute Winterherberge geben. Dieſes Wäldchen behagt ihnen gar ſehr, und neben ihnen tummeln ſich Droſſeln, Rothkehlchen, Zaunkönige, Goldammern und Grasmücken luſtig herum." Ich möchte meinen Leſern anrathen, wenn ſie es können, ebenſo Schlupfwinkel für den unſchuldig Geächteten anzulegen. Aus dem Folgenden mag hervorgehen, warum.

Der Igel iſt ein drolliger Kauz und dabei ein guter, furchtſamer Kerl, welcher ſich ehrlich und redlich, unter Mühe und Arbeit durchs Leben ſchlägt. Er iſt wenig zum Geſellſchafter geeignet, und deshalb findet er ſich auch ſtets allein oder höchſtens in Geſellſchaft mit ſeinem Weibchen. Unter den dichteſten Gebüſchen, unter Reiſighaufen oder in Hecken hat ſich jeder einzeln ſein Lager aufgeſchlagen und möglichſt bequem zurechtgemacht. Es iſt ein großes Neſt aus Blättern, Stroh und Heu, welches in einer Höhle oder unter dichtem Gezweig angelegt wird. Findet er nicht ſelbſt eine ſchon vorhandene Höhle, ſo gräbt er ſich mit vieler Arbeit eine eigne Wohnung und füttert dieſe aus. Sie reicht etwa einen Fuß tief in die Erde und iſt mit zwei Ausgängen verſehen, von denen der eine in der Regel nach Mittag, der andere gegen Mitternacht gelegt iſt. Allein dieſe Thüren verändert er, wie das Eichhorn, zumal bei heftigem Nord- oder Südwind. In hohem Getreide gräbt er ſich ſelten eine Höhle, ſondern macht ſich blos ein großes Neſt. Die Wohnung des Weibchens iſt faſt immer nicht weit von der des Männchens, gewöhnlich in ein und demſelben Garten. Es kommt wohl auch vor, daß beide Igel ſich in der warmen Jahreszeit in ein Neſt legen, ja zärtliche Igel vermögen es gar nicht, ſich von ihrer Schönen zu trennen, und theilen regelmäßig das Lager mit ihr. Dabei ſpielen ſie oft recht allerliebſt mit einander, necken und jagen ſich gegenſeitig, kurz, koſen zuſammen, wie Verliebte Dies überhaupt zu thun pflegen. Wenn der Ort ganz ſicher iſt, ſieht man die beiden Gatten wohl auch bei Tage ihre Liebesſpiele und Scherze treiben, an halbwegs lauten Orten aber erſcheinen ſie blos zur Nachtzeit. Man hört, wie ich oben andeutete, ein Geraſchel im Laube und ſieht den Igel plötzlich in ſchnurgerader Richtung weglaufen, trotz der ſchnell trippelnden Schritte langſam und ziemlich ſchwerfällig. Dabei ſchnuppert er mit der Naſe, wie ein Spürhund, beſtändig auf dem Boden und beriecht jeden Gegenſtand, welchen er unterwegs trifft, ſehr ſorgfältig. Bei ſolchen Wanderungen trieft ihm beſtändig Waſſer aus Mund und Naſe, und man behauptet, daß er den Rückweg nach ſeiner Wohnung durch das Wittern dieſer Flüſſigkeit wieder auffinde. Ich glaube nicht daran, weil ich oft die große Ortskenntniß des Thieres bemerken konnte. Hört unſer Stachelheld auf ſeinem Wege etwas Verdächtiges, ſo bleibt er ſtehen, lauſcht und wittert, und man ſieht dabei recht deutlich, daß der Sinn des Geruchs bei weitem der ſchärfſte iſt, zumal im Vergleich zum Geſicht.

Nicht ſelten kommt es vor, daß ein Igel dem Jäger auf dem Anſtande geradezu bis vor die Füße läuft, dann aber plötzlich ſtutzt, ſchnüffelt und nun eiligſt Reißaus nimmt, falls er nicht vorzieht, ſogleich ſeine Schutz- und Trutzwaffe zu gebrauchen, nämlich ſich zur Kugel zuſammenzuballen. Eine ſolche Igelkugel ſieht ſehr merkwürdig aus. Von der frühern Geſtalt des Thieres bemerkt man nichts mehr. Der ganze Burſche bildet jetzt vielmehr einen eiförmigen Klumpen, welcher an einer Seite eine Vertiefung zeigt, ſonſt aber ringsum ziemlich regelmäßig gerundet iſt. Die Vertiefung führt nach dem Bauche zu und in ihr liegen dicht an denſelben gedrückt die Schnauze, die vier Beine und der kurze Stummelſchwanz. Zwiſchen den Stacheln hindurch hat die Luft ungehinderten Zutritt, und ſomit wird es dem Igel leicht, ſelbſt bei längerm Aushalten in ſeiner Stellung zu athmen. Dieſe Zuſammenrollung verurſacht ihm keine Anſtrengung; denn die Hautmuskeln, welche dieſelbe bewirken, ſind bei ihm in einer Weiſe ausgebildet, wie bei keinem andern Thiere. Die zuſammenrollenden Muskeln zerfallen in die ſogenannte Kappe, welche die Rückenſeite des Rumpfes bedeckt; in den Bauchtheil, welcher die Rumpfſeiten, den Bauch und den obern Theil der Gliedmaßen umgiebt, und in den vordern und hintern Niederzieher. Sie alle wirken gemeinſchaftlich mit ſolcher Kraft, daß ein an den Händen gehörig geſchützter Mann kaum im Stande iſt, den zuſammengekugelten Igel gewaltſam aufzurollen. Einem ſolchen Unternehmen bieten nun auch die Stacheln ganz empfindliche Hinderniſſe. Während bei der ruhigen Bewegung des Thieres das ganze Stachelkleid hübſch glatt ausſieht, und die tauſend Spitzen, im Ganzen dachziegelartig geordnet, glatt über einander liegen, ſträuben ſie ſich, ſobald der Igel die Kugelform annimmt, nach allen Seiten hin und laſſen ihn jetzt als eine furchtbare Stachelkugel erſcheinen. Einem einigermaßen Geübten iſt es gleichwohl nicht ſchwer, auch dann noch einen Igel in den Händen fortzutragen. Man ſetzt die Kugel in die Lage, welche das Thier beim Gehen einnehmen würde, ſtreicht von vorn nach hinten leiſe die Stacheln zurück und wird nun nicht im mindeſten von ihnen beläſtigt. Will man ſich jetzt einen Spaß machen, ſo ſetzt man den Igel auf einen Gartentiſch und ſich ſtill daneben, um das Aufrollen zu beobachten. Nicht leicht kann man eine größere Abwechſelung in den Geſichtszügen wahrnehmen, als ſie jetzt ſtattfindet. Obgleich der Geiſt natürlich ſehr wenig mit dieſen Veränderungen des Geſichtsausdrucks zu thun hat, ſieht es doch ſo aus, als durchliefen das Igelgeſicht in kürzeſter Zeit alle Ausdrücke von dem finſterſten Unmuth an bis zur größten Heiterkeit. Wenn man ſich ruhig verhält, denkt der zuſammengerollte Igel nach geraumer Zeit daran, ſich wieder auf den Weg zu machen. Ein eigenthümliches Zucken des Felles verkündet den Anfang ſeiner Bewegung. Er ſchiebt leiſe den vordern und hintern Theil des Stachelpanzers aus einander, ſetzt die Füße vorſichtig auf den Boden und ſtreckt jetzt ganz ſachte das Schweineſchnäuzchen vor. Noch iſt die Kopfhaut dick gefaltet und finſterer Zorn ſcheint auf ſeiner niedern Stirn zu liegen; ſelbſt das ſo harmloſe Auge liegt unter buſchigen Brauen tief verſteckt. Mehr und mehr glättet ſich das Geſicht, weiter und weiter wird die Naſe vorgeſchoben, weiter und weiter der Panzer zurückgedrückt, und endlich hat man auf einmal das gemüthliche Geſichtchen in ſeiner gewöhnlichen, behäbigen oder harmloſen Ruhe vor ſich, und in dieſem Augenblicke beginnt dann auch der Igel ſeine Wanderung, gerade ſo, als ob es für ihn niemals eine Gefahr gegeben hätte. Stört man ihn jetzt zum zweiten Male, ſo rollt er ſich blitzſchnell wieder zuſammen und bleibt etwas länger, als das vorige Mal gekugelt. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn man von Zeit zu Zeit einen abgebrochenen, kurzen Ruf ausſtößt. Der Laut berührt den Igel wie ein elektriſcher Schlag; er zuckt bei jedem zuſammen, auch wenn man ihm zehnmal in der Minute zuruft. Der bereits ganz an den Menſchen gewöhnte Igel macht es geradeſo, ſelbſt wenn er eben beim Ausleeren einer Milchſchüſſel ſein ſollte. Wiederholt man aber die Neckerei, ſo kriegt er das Ding endlich ſatt und rollt ſich entweder für eine ganze Viertelſtunde lang zuſammen, oder aber — gar nicht mehr, gerade als wiſſe er, daß man ihn doch nur foppen wolle. Anders iſt es freilich, wenn man ſein Ohr mit gellenden Tönen beleidigt. Ein Igel, vor deſſen Ohr man mit einem Glöckchen klingelt, zuckt fort und fort bei jedem Schlage gleichſam krampfhaft zuſammen. Klingelt man nah bei einem Ohre, ſo zuckt er ſeinen Panzer auf der betreffenden Seite herab, bei größerer Entfernung zieht er die Stirnhaut gerade nach vorn.

Immer erfolgt dieſes Zucken in demſelben Augenblick, in welchem der Klang laut wird; man kann ihn ganz nach Belieben ſich verneigen laſſen. Wenn ihn einer ſeiner Hauptfeinde, ein Hund oder ein Fuchs aufſtöbert, kugelt er ſich eiligſt ein und bleibt unter allen Umſtänden in ſeiner Lage. Er merkt an dem wüthenden Bellen oder Knurren der Verfolger, daß ſie ihm in ernſter Abſicht zu Leibe gehen, und hütet ſich wohl, ſich irgend eines ſeiner anererbten Vorrechte zu entäußern. Mittel giebt es freilich noch genug, den Igel augenblicklich dahin zu bringen, daß er ſeine Kugelgeſtalt aufgiebt. Wenn man ihn mit Waſſer begießt oder in das Waſſer wirft, rollt er ſich ſofort auf; das weiß nicht blos der Schelm Reinecke, ſondern auch mancher Hund zum Nachtheile unſers Thieres anzuwenden. Auch Tabaksrauch, den man ihm zwiſchen den Stacheln durch in die Naſe bläſt, bewirkt Daſſelbe; denn ſeinem empfindlichen Geruchswerkzeuge iſt der Rauch etwas ganz Entſetzliches: er wird förmlich berauſcht von ihm, ſtreckt ſich augenblicklich, hebt die Naſe hoch auf und taumelt wankenden Schrittes davon, bis ihn einige Züge reiner, friſcher Luft wieder einigermaßen erquickt haben. In ſeiner Zuſammenkugelung beſteht die ganze Abwehr gegen Gefahren, denen er ausgeſetzt iſt. Auch wenn er, wie es bei dem täppiſchen Kerl häufig vorkommt, einmal einen Fehltritt thut, über eine hohe Gartenmauer herunterfällt oder plötzlich an einem ſteilen Abhang in das Rollen kommt, kugelt er ſich augenblicklich zuſammen und fliegt jetzt mit erſtaunlicher Schnelligkeit den Abhang oder die Mauer hinab, ohne ſich im Geringſten weh zu thun. Man hat beobachtet, daß er von mehr als zwanzig Fuß hohen Wallmauern herniedergeſtürzt iſt, ohne ſich zu ſchaden.

Der Igel ſchläft, wie bemerkt, den ganzen Tag über und kommt erſt in der Dämmerung zum Vorſchein. Dies geſchieht einzig und allein aus dem Grunde, um auf die Jagd zu gehen. Und unſer Stachelheld iſt keineswegs ein ungeſchickter und tölpiſcher Jäger, ſondern verſteht Sachen auszuführen, die man nimmermehr ihm zutrauen möchte. Allerdings beſteht die Hauptmaſſe ſeiner Nahrung aus Kerbthieren, und eben hierdurch wird er ſo nützlich. Allein er begnügt ſich nicht mit ſolcher, ſo wenig nährenden Koſt, ſondern erklärt auch anderen Thieren den Krieg. Kein einziger der kleinen Säuger oder Vögel iſt vor ihm ſicher, und unter den niederen Thieren hauſt er nun vollends in arger Weiſe. Außer der Unmaſſe von Heuſchrecken, Grillen, Küchenſchaben, Mai- und Miſtkäfern, anderen Käfern aller Arten und deren Larven, verzehrt er Regenwürmer, Nacktſchnecken, Wald- oder Feldmäuſe, kleine Vögel und ſelbſt Junge von großen. Man ſollte nicht denken, daß der tölpiſche Burſche wirklich im Stande wäre, die kleinen, behenden Mäuſe zu fangen; aber er verſteht ſein Handwerk und bringt ſelbſt das unglaublich Scheinende fertig. Ich habe ihn einmal bei ſeinem Mauſefang beobachtet und mich über ſeine Pfiffigkeit billig gewundert. Er ſtrich im Frühjahr im niedern Getreide hin und blieb plötzlich vor einem Mauſeloche ſtehen, ſchnupperte und ſchnüffelte daran herum, wendete ſich langſam hin und her und ſchien ſich endlich überzeugt zu haben, auf welcher Seite die Maus ihren Sitz hatte. Da kam ihm nun ſein Rüſſel vortrefflich zu ſtatten. Er wühlte mit großer Schnelligkeit den Gang der Maus auf, und holte ſie ſo auch wirklich nach kurzer Zeit ein; denn ein Quieken von Seiten der Maus und behagliches Murmeln von Seiten des Igels bewies, daß der Räuber ſein Opfer gefaßt hatte. Nun wurde mir freilich ſein Mauſefang klar; dagegen begreife ich noch immer nicht, wie er es anſtellt, in Scheunen oder Ställen das liſtige und behende Wild zu übertölpeln. Weit großartiger als dieſe harmloſen Kämpfe ſind die Gefechte, welche er den Schlangen liefert. Er beweiſt dabei einen Muth, den man ihm nicht zutrauen ſollte. Lenz hat hierüber vortreffliche Beobachtungen gemacht und dieſelben in ſeiner „Schlangenkunde“ veröffentlicht. Dieſem ausgezeichneten Buche entnehme ich das Folgende:

„Am 24. Auguſt that ich einen Igel in eine große Kiſte, in der er zwei Tage ſpäter ſechs mit kleinen Stacheln verſehene Junge gebar, welche er fortan mit treuer Mutterliebe pflegte. Ich bot ihm, um ſeinen Appetit zu prüfen, recht verſchiedenartige Nahrung an, und fand, daß er Käfer, Regenwürmer, Fröſche, ſelbſt Kröten, doch nicht ſo gern, Blindſchleichen und Ringelnattern mit großem Behagen verzehrte. Mäuſe waren ihm das allerliebſte, Obſt aber fraß er nur dann, wenn er keine Thiere hatte, und da ich ihm einſt zwei Tage gar nichts, als Obſt, gab, fraß er ſo

ſpärlich, daß zwei ſeiner Jungen aus Mangel an Milch verhungerten. Hohen Muth zeigte er auch gegen gefährliche Thiere. So ließ ich auf einmal acht tüchtige Hamſter in ſeine Kiſte, und das ſind bekanntlich bitterböſe Thiere, mit denen nicht zu ſpaßen iſt. Kaum hatte er die neuen Gäſte gerochen, als er zornig ſeine Stacheln ſträubte und, die Naſe tief am Boden hinziehend, einen Angriff auf den nächſten unternahm. Dabei ließ er ein eignes Trommeln, gleichſam den Schlachtmarſch, ertönen, und ſeine geſträubten Kopfſtacheln bildeten zum Schutz und Trutz einen Helm. Was half es dem Hamſter, daß er fauchend auf den Igel biß; er verwundete ſich nur den Rachen an den Stacheln, ſo daß er von Blut trieſte, und bekam dabei ſoviel Stöße vom Stachelhelm in die Rippen und ſoviel Biſſe in die Beine, daß er erlegen wäre, wenn ich ihn nicht entfernt hätte. Nun wandte ſich der Stachelheld auch gegen die anderen Feinde und bearbeitete ſie ebenſo kräftig, bis ich ſie entfernte."

„Doch wir gehen zur Hauptſache über und folgen unſerm Helden zum Otternkampfe. Staunend über ſeine Thaten, müſſen wir zugeſtehen, daß wir nicht den Muth haben, ihm es nachzuthun. Am 30. Auguſt ließ ich um $10^1/_2$ Uhr eine große Kreuzotter in die Kiſte des Igels, während er ſeine Jungen ruhig ſäugte. Ich hatte mich im voraus davon überzeugt, daß dieſe Otter an Gift keinen Mangel litt, da ſie zwei Tage vorher eine Maus ſehr ſchnell getödtet hatte. Der Igel roch ſie ſehr bald (er folgt nie dem Geſicht, ſondern immer dem Geruch), erhob ſich von ſeinem Lager, tappte unbehutſam bei ihr herum, beroch ſie, weil ſie ausgeſtreckt dalag, vom Schwanze bis zum Kopfe und beſchnupperte vorzüglich den Rachen. Sie begann zu ziſchen und biß ihn mehrmals in die Schnauze und in die Lippen. Ganz zufrieden mit dieſer Begegnung, ihrer Ohnmacht ſpottend, leckte er ſich, ohne zu weichen, behaglich die Wunde und bekam dabei einen derben Biß in die herausgeſtreckte Zunge! Ohne ſich beirren zu laſſen, fuhr er fort, das wüthende und immer wieder beißende Thier zu beſchnuppern, berührte ſie auch öfter mit der Zunge, aber ohne anzubeißen. Endlich packte er ſchnell ihren Kopf, zermalmte ihn, trotz ihres Sträubens, ſammt Giftzähnen und Giftdrüſen zwiſchen ſeinen Zähnen und fraß dann weiter bis zur Mitte des Leibes. Jetzt hörte er auf und lagerte ſich wieder zu ſeinen Jungen, die er ſäugte. Abends fraß er das noch Uebrige und eine junge, friſchgeborne Kreuzotter. Am folgenden Tage fraß er wieder drei friſchgeborne Ottern und befand ſich nebſt ſeinen Jungen ſehr wohl. Auch war an den Wunden weder eine Geſchwulſt, noch ſonſt Derartiges zu ſehen."

„Am 1. September ging es wieder zur Schlacht. Er näherte ſich, wie früher, der Otter, beſchnupperte ſie und bekam einen guten Theil Biſſe ins Geſicht, in die Borſten und Stacheln. Während er ſo ſchnupperte und ſich die Biſſe wohlſchmecken ließ, beſann ſich die Otter, die ſich bis jetzt vergeblich bemüht und auch tüchtig an ſeinen Stacheln geſtochen hatte, und ſuchte ſich aus dem Staube zu machen. Sie kroch in der Kiſte umher, der Igel folgte ihr ſchnuppernd nach und erhielt, ſo oft er ihrem Kopfe nahe kam, tüchtige Biſſe. Endlich hatte er ſie in der Ecke, wo ſeine Jungen lagen, ganz in der Enge; ſie ſperrte den Rachen mit gehobenen Giftzähnen weit auf, er wich nicht zurück, ſie fuhr zu und biß ſo heftig in ſeine Oberlippe, daß ſie eine Zeitlang hängen blieb. Er ſchüttelte ſie ab, ſie kroch weg, er wieder nach, und dabei bekam er wieder einige Biſſe. Dies hatte wohl zwölf Minuten gedauert; ich hatte zehn Biſſe gezählt, die er in die Schnauze erhalten, und zwanzig, welche ſeine Borſten oder die Luft getroffen hatten. Ihr Rachen, von den Stacheln verletzt, war vom Blute geröthet. Er faßte jetzt ihren Kopf mit den Zähnen, aber ſie riß ſich wieder los und kroch weg. Ich hob ſie nun am Schwanze heraus, packte ſie hinter dem Kopfe und ſah, da ſie ſogleich den Rachen aufſperrte, um mich zu beißen, daß ihre Giftzähne noch in gutem Stande waren. Als ich ſie wieder hineingeworfen, ergriff er ihren Kopf nochmals mit den Zähnen, zerknirſchte ihn und fraß ihn dann langſam, ohne ſich viel um ihr Krümmen und Winden zu kümmern, auf, worauf er zu ſeinen Jungen eilte und ſie ſäugte. Alte und Junge blieben geſund, und keine Spuren von üblen Folgen waren zu ſehen."

„Seitdem hat der Igel oftmals mit demſelben Erfolge gekämpft, und immer zeigte es ſich, daß er den Kopf jedesmal zuerſt zermalmte, während er Dies bei giftloſen Schlangen ganz und gar nicht

berücksichtigte. Was von der Mahlzeit übrig bleibt, trägt er gern in sein Nest und verspeist es dann zu gelegnerer Zeit."

Diese Beobachtung ist unzweifelhaft in jeder Hinsicht merkwürdig. Nach physiologischen Gesetzen läßt es sich nicht einsehen, wie ein warmblütiges Thier so ruhig Bisse aushalten kann, deren Wirkung bei anderen Thieren sogleich Zersetzung des Blutes hervorruft und dadurch den Tod nach sich zieht. Man muß nur bedenken, daß der Biß einer Kreuzotter sehr häufig Säugethiere tödtet, welche wenigstens die dreißigfache Größe und das dreißigfache Gewicht des Igels haben, scheinbar also auch weit stärker sein müßten, als er es ist. Aber unser Stachelheld scheint wirklich giftfest zu sein; denn er verzehrt nicht blos Giftschlangen, deren Gift bekanntlich nur dann schadet, wenn es unmittelbar in das Blut übergeführt wird, sondern auch Thiere, welche dann giftig wirken, wenn sie in den Magen kommen, wie z. B. die allbekannten spanischen Fliegen, deren Leib ja schon auf der äußern Haut heftige Entzündungen hervorruft und deren Genuß anderen Thieren unfehlbar den Tod bringen würde, da ein wenig Pulver von diesen Thieren, welches man einem Hunde oder einer Katze eingiebt, denselben die fürchterlichsten Schmerzen verursacht. Ja, der Igel soll sogar ganz gehörige Gaben Opium, Arsenik, Sublimat oder selbst Blausäure verschlingen, ohne Schaden zu leiden. Hinsichtlich dieser Behauptung will ich jedoch meine Zweifel unverhohlen aussprechen.

Es bedarf nun wohl keiner weiteren Worte, um den großen Nutzen des Igels zu beweisen. Der geringe Schaden, welchen er anrichtet, kann gar nicht in Betracht kommen, zumal derselbe noch gar nicht so erwiesen ist, als manche Leute wissen wollen. Man behauptet z. B., daß er leidenschaftlich gern Hühnereier fräße und diese nicht nur sehr geschickt aufzufinden verstünde, sondern auch höchst pfiffig ausschlürfe, ohne von ihrem Inhalt Etwas zu verschütten. Man will nämlich gesehen haben, daß er das Ei vorsichtig auf den Boden lege, mit seinen Vorderbeinen halte, eine kleine Oeffnung durch die Schale beiße und den Inhalt dann bedächtig auslecke. Außerdem geben ihm die Hühnerzüchter schuld, daß er unter dem Hausgeflügel großen Schaden anrichte, wenn er zu gelegener Zeit in einen Hühnerstall kommen könnte, und Einer will sogar einen Igel gefunden haben, welcher funfzehn Hühner in einer Nacht umgebracht und eine davon gefressen haben soll. Der Beweis für die Wahrheit dieser Angabe ist aber nicht stichhaltig. Nachdem nämlich der Eigenthümer den Schaden gemerkt hatte, legte er rings um den Stall Tellereisen, und am folgenden Morgen fand man drei Igel in diesen Fallen, welche nun die Missethat irgend eines schlauen Marders auf sich nehmen mußten; denn jedenfalls war dieser der Urheber jener Schandthat gewesen, welche jetzt den wahrscheinlich auf Mäusefang umherstreifenden, ungeschickt genug in die Falle tappenden Igeln zur Last gelegt wurde. In ähnlicher Weise dürften wohl auch die vermeintlichen Räubereien an Kaninchen und anderen Thieren zu erklären sein. Wir unsererseits müssen nach allen scharfen Beobachtungen den Igel von solchen Verbrechen vollkommen freisprechen, und können nicht zugeben, daß seine großen Verdienste geschmälert werden.

Der Igel treibt, wie bemerkt, alle seine Geschäfte mit gehöriger Ueberlegung und Langsamkeit. So währt denn auch seine Paarungszeit von Ende März bis zu Anfang Juni. Auch er zeigt sich, wenn er mit seinem Weibchen zusammen ist, sehr erregt. Er spielt nicht blos mit seiner Gattin, sondern stößt auch außerdem Laute aus, welche man sonst blos bei der größten Aufregung vernimmt. Ein dumpfes Gemurmel oder heisere, quiekende Töne oder auch ein helles Schnalzen scheint eine behagliche Stimmung auszudrücken, während ein eigenthümliches Trommeln, wie es der Dachs hören läßt, ein Zeichen von gestörter Gemüthlichkeit, Wuth oder Angst ist. Alle diese Laute werden aber gerade bei der Paarungszeit vernommen; denn der Igel hat ebenfalls seine Noth, um sein Weib gehörig an sich zu fesseln. Unberufene Nebenbuhler drängen sich auch in sein Gehege und machen ihm oft genug den Kopf warm, zumal sein Weibchen, wie Dies so zu gehen pflegt, sich nicht immer in den Schranken einer gebührenden Treue hält. Sieben Wochen nach der Paarung wirft letzteres seine drei bis sechs, in seltenen Fällen wohl auch acht, blinden Jungen in einem besonders hierzu errichteten, schönen, großen und wohl ausgefütterten Lager unter dichten Hecken, Zäunen, Laub- und Mosshaufen

oder in Getreidefeldern. Die neugebornen Igelchen haben etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und sehen anfangs weiß und fast ganz nackt aus, da die Stacheln erst später zum Vorschein kommen. Daß sie schon bei der Geburt vorhanden sind, hat Lenz bei den Igeln gesehen, welche in seinem Zimmer geboren wurden. „Die Sache," sagt er, „giebt auch bei der Geburt gar keinen Anstoß. Die Stacheln stehen auf einer sehr weichen, elastischen Unterlage; der Rücken ist noch ganz zart, und jeder Stachel, den man z. B. mit dem Finger berührt, sticht Einen gar nicht, sondern drückt sich rückwärts in den weichen Rücken, aus dem er jedoch gleich wieder hervorkommt, sobald man die Fingerspitze wegthut. Nur wenn man den Stachel von der Seite mit dem Nagel oder mit einem eisernen Zängelchen faßt, fühlt man, daß er ganz hart ist. Da nun die Thierchen gewöhnlich mit dem Kopfe vorweg geboren werden und die Stacheln etwas nach hinten gerichtet sind, ist an eine Verletzung der Alten nicht zu denken. Es ist bei dem Allen möglich, daß die jungen Igel auch öfters zur Welt kommen, ohne daß die Stacheln aus der Haut stehen."

Um das Maul haben die Neugebornen Borsten, im übrigen sind sie unbehaart und ihre Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang. Anfangs sind sie ganz weiß, nach einem Monate aber hat der junge Igel ganz die Farbe des alten. Dann frißt er schon allein, obgleich er auch noch saugt. Erst ziemlich spät erlangt er die Fertigkeit, sich zusammenzurollen und die Kopfhaut bis gegen die Schnauze herabzuziehen. Die Mutter trägt schon frühzeitig ihren Kindern Regenwürmer und Nacktschnecken, sowie auch abgefallenes Obst als Nahrung in das Lager und führt die kleine Brut später wohl auch abends mit sich aus. Im Freileben beweist sie sich gegen ihre Jungen jedenfalls zärtlicher, als in der Gefangenschaft; denn hier frißt sie, wie ich zu meinem Befremden erfahren mußte, zuweilen die ganze Schar ihrer Kinder mit der ihr überhaupt eignen Seelenruhe auf, der reichlichsten und leckersten Speise ungeachtet!

Gegen den Herbst hin sind die jungen Igel soweit erwachsen, daß sich jeder einzelne selbst seine Nahrung aufsuchen kann, und ehe noch die kalten Tage kommen, hat jeder sich ein ganz anständiges Schmerbäuchlein angelegt und denkt jetzt, wie die Alten, daran, sich seine Winterwohnung herzurichten. Diese ist ein großer, wirrer Haufen, aus Stroh, Heu, Laub und Mos bestehend, im Innern aber sehr sorgfältig zu einem Lager ausgefüttert. Die Stoffe trägt der Igel auf seinem Rücken nach Hause und zwar auf sehr sonderbare Weise. Er wälzt sich nämlich in dem Laube herum, dort, wo es am dichtesten liegt, und spießt sich hierdurch eine tüchtige Ladung auf die Stacheln, welche ihm dann ein ganz großartiges Ansehen verleiht. In ähnlicher Weise schafft er sich auch Obst nach Hause. Man hat Dies oft bezweifelt, Lenz aber hat es gesehen, und einem solchen Beobachter gegenüber wäre fernerer Zweifel ein Frevel, dessen wir uns nicht schuldig machen wollen.

Mit Eintritt des ersten, starken Frostes vergräbt sich der Igel tief in sein Lager und bringt hier die kalte Winterzeit in einer Art Betäubung zu, welche in einem ununterbrochenen Winterschlafe besteht. Die Fühllosigkeit des Igels, welche schon, wenn er am regsten sich bewegt, bedeutend ist, nimmt jetzt noch in merkwürdiger Weise zu. Der Igel ist eins von denjenigen Thieren, welche den tiefsten Winterschlaf halten. Nur wenn man ihm sehr arg mitspielt, erwacht er, wankt ein wenig hin und her und fällt dann augenblicklich wieder in seinen Todtenschlaf zurück. Man hat solchen Igeln während des Winterschlafs den Kopf abgeschnitten, ehe sie noch aus ihrem Schlafe erwachten, und dabei bemerkt, daß das Herz nach der Enthauptung noch lange Zeit fortschlug. Bei einer Gelegenheit war nicht blos das Gehirn, sondern auch das Rückenmark durchschnitten; gleichwohl schlug das Herz noch zwei Stunden fort. Tiefe Verwundungen in der Brust führen bei einem schlafenden Igel den Tod oft erst nach mehreren Tagen herbei. Der Winterschlaf währt gewöhnlich bis zum März. Die jungen Igel sind im nächsten Jahre noch nicht fortpflanzungsfähig, sondern treiben sich während des ganzen nächsten Sommers einzeln umher. Im zweiten Lebensjahre aber paaren sie sich und leben ziemlich gesellig mit ihren Weibchen bis zum Winter, wo dann jeder abgesondert für sich ein Lager bezieht. Unter günstigen Verhältnissen dürfte der freilebende Igel sein Alter auf acht bis zehn Jahre bringen.

Der Igel ist sehr leicht zu zähmen. Man braucht ihn blos wegzunehmen und an einen ihm passenden Ort zu bringen. Hier gewohnt er bald ein und verliert in kürzester Zeit alle Scheu vor dem Menschen. Nahrung nimmt er ohne weiteres zu sich und sucht auch selbst in Haus und Hof oder noch mehr in Scheunen und Schuppen nach solcher umher. Tschudi bezweifelt zwar, daß er zum Mäusefang gebraucht werden kann, weil er einen Igel besaß, welcher mit einer Maus zugleich aus einer Schüssel fraß. Dies beweist jedoch Nichts, da zahlreiche Beobachtungen dargethan haben, daß der Igel ein ganz tüchtiger Mäusejäger ist. In manchen Gegenden wird er zu diesem Geschäft gerade sehr gesucht und namentlich in Niederlagen verwendet, in denen man keine Katze halten mag, weil diese oft die üble Gewohnheit hat, mit ihrem stinkenden Harn kostbare Zeuge zu verderben. Ich habe auch Igel im Käfig gehalten, welche Tage lang mit Mäusen zusammenlebten und mit ihnen Semmelmilch fraßen; schließlich fiel es ihnen aber doch ein, ihre Kameraden abzuwürgen und zu verspeisen. Zur Vertilgung lästiger Kerbthiere, zumal zum Aufzehren der häßlichen Küchenschaben ist der Igel ganz vortrefflich geeignet, und er liegt seinem Geschäft mit größtem Eifer ob. Wenn er nur einigermaßen freundlich und verständig behandelt wird und für ein recht verborgenes Schlupfwinkelchen gesorgt worden ist, befindet er sich sehr wohl in seinem Gefängnisse.

„Ein Igel," erzählt Wood, „welcher einige Jahre in unserm Hause lebte, mußte ein wirkliches Nomadenleben führen, weil er beständig von unseren Freunden zur Vertilgung von Küchenschaben entliehen wurde und so ohne Unterlaß von einem Hause zum andern wanderte. Das Thier war bewundernswürdig zahm, und kam selbst bei hellem lichten Tage, um seine Milchsemmeln zu verzehren. Nicht selten unternahm er kleine Lustwanderungen im Garten, steckte hier seine scharfe Nase in jedes Loch, in jeden Winkel oder drehte jedes abgefallene Blatt auf seinem Wege um, nach Nahrung spürend. Sobald er einen fremden Fußtritt hörte, kugelte er sich sofort zusammen und verharrte dann mehrere Minuten in dieser Lage, bis die Gefahr vorüber schien. Vor uns fürchtete er sich bald nicht im geringsten mehr und lief auch in unserer Gegenwart ruhig auf und nieder. Wahrscheinlich würde das hübsche Thier noch länger gelebt haben, hätte nicht ein unvorhergesehener, alberner Zufall ihm sein Leben genommen. In dem Gartenschuppen wurden nämlich stets eine große Menge von Bohnenstangen aufbewahrt und gewöhnlich sehr liederlich über einander geworfen. Der hierdurch entstehende Reisighaufen übte auf unsern Igel eine besondere Anziehungskraft. Wir durften, wenn er einige Tage verschwunden war, sicher darauf rechnen, ihn dort zu finden. Als wir ihn eines Morgens ebenfalls suchten, fanden wir den armen Burschen an der Gabel einer Stange erhängt. Er hatte wahrscheinlich auf den Haufen klettern wollen, war aber heruntergefallen, zwischen die Gabel eingepreßt worden, und hatte sich nicht befreien können. Der Kummer über diesen Verlust war groß, und niemals haben wir wieder einen so gemüthlichen Hausgenossen gehabt, als ihn."

Unangenehm werden die im Haus gehaltenen Igel durch ihr langweiliges Gepolter bei Nacht. Ihr täppisches Wesen zeigt sich bei allen ihren Streifereien, ja bei jeder Bewegung. Von dem geisterhaften Gang der Katzen findet sich bei ihm keine Spur. Auch ist er ein unreinlicher Bursche, und der widrige, bisamähnliche Geruch, den er verbreitet, ist keineswegs angenehm. Dagegen erfreut er wieder durch seine Drolligkeit und einen hohen Grad von Zähmung, welchen er erlangen kann. Der gefangene Igel gewöhnt sich sehr leicht an die allerverschiedenartigste Nahrung und ebenso auch an ganz verschiedenartige Getränke. Milch liebt er ganz besonders, aber er verschmäht auch geistige Getränke nicht und thut nicht selten hierin des Guten zu viel. Dr. Ball erzählt von seinen Beobachtungen, welche er an den Igeln machte, mancherlei lustige Dinge, und unter anderen auch, daß er dieselben mehr als einmal in Rausch versetzte. Er gab einem starken Wein, ja selbst Branntwein zu trinken, und der Igel nahm davon solche Mengen zu sich, daß er sehr bald vollkommen betrunken wurde. Ein frisch gefangener Igel soll nach dem ersten Rausch, den er gehabt, augenblicklich zahm geworden sein, und der genannte Beobachter hat deshalb späterhin alle seine Igel zunächst mit süßem Branntwein, Rum oder Wein bewirthet. „Mein Bürschchen," sagt er, „benahm sich ganz wie ein trunkner Mensch. Er war vollkommen von Sinnen, und sein sonst so dunkles, aber harmloses Auge

bekam einen eigenthümlichen, unsichern Blick und einen merkwürdigen Glanz, kurz, ganz und gar den Ausdruck, welchen man bei Trunkenen überhaupt wahrnimmt. Er stolperte, ohne uns im geringsten zu beachten, in der merkwürdigsten und lächerlichsten Weise vor sich, wankte, fiel bald auf diese, bald auf jene Seite und geberdete sich in einer Weise, als wollte er sagen: geht mir nur Alle aus dem Wege, denn ich brauche heute viel Platz. Mehr und mehr nahm dann seine Hilflosigkeit überhand; er wankte häufiger, viel öfter und war schließlich so vollkommen betrunken, daß er Alles über sich ergehen ließ. Wir konnten ihn hin und herdrehen, seinen Mund aufmachen, ihn an den Haaren zupfen, er rührte sich nicht. Nach zwölf Stunden sahen wir ihn wieder herumlaufen. Er war vollkommen gebändigt, und seine Stacheln blieben jetzt, wenn wir uns ihm näherten, stets in schönster Ordnung liegen."

Der Igel hat außer dem unwissenden, böswilligen Menschen noch viele andere Feinde. Die Hunde hassen ihn aus tiefster Seele und verkünden Dies durch ihr anhaltendes, wüthendes Gebell. Sobald sie einen Igel entdeckt haben, sind sie außer sich und versuchen alles Mögliche, um dem Stachelträger ihren Grimm zu zeigen. Der verharrt in seiner leidenden Stellung, solange sich der Hund mit ihm beschäftigt, und überläßt es diesem, sich eine blutige Nase zu holen. Die Wuth des Hundes ist wahrscheinlich größtentheils in dem Aerger begründet, dem Gepanzerten nicht nur Nichts anhaben zu können, sondern sich selbst zu schaden. Manche Jagdhunde achten selbst die Stacheln nicht, wenn sie ihren Grimm an dem Igel auslassen wollen. So besaß ein Freund von mir eine Hühnerhündin, welche alle Igel todtbiß, die sie auffand. Als mit zunehmendem Alter ihre Zähne stumpf wurden, konnte sie diese Heldenthaten der Jugend nicht mehr vollbringen, ihr Haß blieb aber derselbe, und sie nahm fortan jeden Igel, welchen sie auffand, in das Maul, trug ihn nach einer Brücke und warf ihn dort wenigstens noch ins Wasser. Der Fuchs soll, wie versichert wird, dem Igel eifrig nachstellen und ihn auf recht niederträchtige Weise zum Aufrollen bringen. Er wälzt nämlich die Stachelkugel mit seinen Vorderpfoten langsam dem Wasser zu und wirft sie da hinein, oder er dreht sie so, daß der Igel auf den Rücken zu liegen kommt, und bespritzt ihn mit seinem stinkenden, abscheulichen Harn, worauf sich der arme Gesell verzweifelt aufrollt, im gleichen Augenblick aber von dem Erzschurken an der Nase gefaßt und getödtet wird. Dann ist es für Meister Reinecke natürlich ein Kleines, den Panzer auszufressen. Auf diese Weise gehen viele Igel zu Grunde, zumal in der Jugend. Aber sie haben einen noch gefährlichern Feind, den Uhu. „Nicht weit von Schnepfenthal," sagt Lenz, „steht ein Felsen, der Thorstein, auf dessen Höhe die Uhus ihr Wesen zu treiben pflegen. Dort habe ich öfters außer dem Mist und den Federn dieser Eulen auch Igelhäute, und nicht blos diese, sondern selbst die Stacheln der Igel in dem Gewöll, welches die Uhus ausspeien, gefunden. Wir heben hier eins dieser Gewölle als eine Seltenheit im Kabinet auf, welches fast ganz aus Stacheln des Igels besteht. — Die Krallen und der Schnabel des Uhu sind lang und unempfindlich, so daß er mit großer Leichtigkeit durch das Stachelkleid des Igels greifen kann. Vor nicht gar langer Zeit gingen unsere Zöglinge unweit Schnepfenthal bei trübem Wetter spazieren. Da kam ein Uhu angeflogen, welcher einen großen Klumpen in den Füßen hielt. Die Knaben erhoben ein lautes Geschrei, und siehe, der Vogel ließ seine Beute fallen. Es war ein großer, frischblutender, noch lebenswarmer Igel." Dagegen gehört jedenfalls in das Gebiet der Fabel, wenn der norwegische Bischof Pontoppidan erzählt, daß sich der Igel in das Lager des Bären schleiche, mit seinen Stacheln dem Wirth so beschwerlich falle, daß dieser sich geradezu, weil er sich an dem kleinen, unverschämten Gaste nicht rächen könne, ebensowohl, wie der Dachs, nach einer andern Wohnung umsehen müsse. Wer nur einmal eine Bärenklaue gesehen, begreift, daß ein einziger Schlag von derselben einem Igel für ewige Zeiten die Lust vertreiben würde, einen Bären zu belästigen. Noch mehr Igel, als den genannten Feinden zum Opfer fallen, mögen eine Beute des Winters werden. Die Jungen, Unerfahrenen wagen sich oft, vom Hunger getrieben, noch im Spätherbst mit der beginnenden Nacht aus ihren Verstecken hervor und erstarren in der Kühle des Morgens. Viele sterben auch während des Winters, wenn ihr Nest dem Sturm und Wetter zu sehr ausgesetzt

ist. So geht in manchen Gärten oder Wäldchen in einem Winter zuweilen die ganze Brut zu Grunde.

Auch noch nach seinem Tode muß der Igel dem Menschen nützen, wenigstens in manchen Gegenden. Sein Fleisch wird wahrscheinlich blos von Zigeunern und ähnlichem herumstreifenden Gesindel verzehrt, aber also doch gegessen, und man hat sogar eine eigne Zubereitungsweise erfunden. Der Igel wird von dem wahren Kochkünstler mit einer dicken Lage gut durchgekneteten, klebrigen Lehms überzogen und mit dieser Hülle übers Feuer gebracht, hierauf sorgfältig in gewissen Zeiträumen gedreht und gewendet. Sobald die Lehmschicht ganz trocken und hart geworden ist, gilt der Braten für gar. Man nimmt ihn vom Feuer, läßt ihn etwas abkühlen und bricht dann die Hülle ab, hierdurch zugleich die sämmtlichen Stacheln, welche in der Erde stecken bleiben, entfernend. Bei dieser Zubereitungsart wird der Saft vollkommen erhalten und ein nach dem Geschmack der genannten Leute ausgezeichneter Braten erzielt. Gesittete und gebildete Leute dürften sich jedoch schwerlich mit solcher Kocherei befreunden, schon unserm Mus sänus zu Gefallen, welcher bekanntlich eine seiner Druden vorzugsweise von Igeln leben läßt. In Spanien wurde er früher häufig genossen, zumal während der Fastenzeit, weil ihm von den Erzfeinden aller Naturwissenschaft, den

Der großohrige Igel (Erinaceus auritus).

Pfaffen, seine Stellung in der Klasse der Säugethiere abgesprochen, und er, wer weiß für welches Thier erklärt wurde. Bei den Alten spielte er auch in der Arzneikunde seine Rolle. Man benutzte sein Blut, seine Eingeweide, ja selbst seinen Mist als Heilmittel oder braunte das ganze Thier zu Asche und verwendete diese in ähnlicher Weise, wie die Hundeasche, von deren Benutzung ich oben gesprochen habe. Selbst heut zu Tage wird sein Fett noch als besonders heilkräftig angesehen. Die Stachelhaut benutzten die alten Römer zum Karden ihrer wollenen Tücher, und man trieb deshalb lebhaften Handel mit Igelhäuten, einen Handel, welcher so bedeutenden Gewinn abwarf, daß er durch Senatsbeschlüsse geregelt werden mußte. Dann wandte man den Stachelpelz als Hechel an, und heutigen Tags sollen noch manche Landwirthe von dem Igelfell Gebrauch machen, wenn sie ein Kalb absetzen wollen. Sie binden dem noch sauglustigen Thiere ein Stückchen Igelfell mit den Stacheln auf die Nase und überlassen es dann der Mutter selbst, den Säugling, welcher ihr äußerst beschwerlich fällt, von sich abzutreiben und an anderes Futter zu gewöhnen.

Daß über den Igel und sein Leben die allerverschiedenartigsten Fabeln ausgeheckt worden sind und heutigen Tages noch geglaubt werden, wird wohl Niemand Wunder nehmen, welcher darauf geachtet hat, wie Ungebildete von einem Gegenstand denken, den sie noch nicht hinlänglich kennen

gelernt haben. Noch jetzt verfolgt man den Igel als Milchdieb und glaubt sogar, daß er den Kühen nachts die Milch aus ihren Eutern sauge; noch heutigen Tages betrachtet man ihn hier und da als ein Wesen, dessen Erscheinen Unglück bringt ꝛc. Kurz, man sucht sich gleichsam selbst zu entschuldigen, daß man ein so nützliches Thier ohne Grund verfolgt und tödtet.

Eine zweite Art unserer Sippe, den großohrigen Igel (Erinaceus auritus), zeigt nebenstehendes Bild. Er unterscheidet sich durch die größeren Ohren und die verlängerte Schnauze von den übrigen; auch sind seine Füße etwas länger und dünner. Der Schwanz ist kurz, kugelförmig geringelt und dunkelbraun. Die Stacheln sind blos zwanzig bis zweiundzwanzigmal gefurcht und die Leistchen zwischen den Furchen mit feinen Haaren besetzt. Die braunen Schnurren sind in vier Reihen geordnet und hinten sehr lang, das Haar ist weich und weiß am Kopfe, aber schmuziggrau, und die Stacheln sind am Grunde weiß, in der Mitte braun und an der Spitze gelblich gezeichnet. Die Leibeslänge beträgt 9½ Zoll, die des Schwanzes einen Zoll. Diese Art befindet sich in Sibirien und in allen übrigen östlichen Ländern des asiatischen Rußlands, zumal in der Tartarei. In Egypten leben ihm sehr verwandte Arten, welche sich hauptsächlich durch den Bau ihrer Stacheln unterscheiden. Die Lebensweise stimmt mit der des unsrigen überein; wenigstens fehlen zur Zeit noch Beobachtungen, welche die etwa bestehenden Unterschiede zu unserer Kenntniß gebracht hätten.

Die Borstenigel (Centetes) bilden eine zweite Gruppe der Familie und gleichsam einen Uebergang von ihr zu der folgenden, welche die Spitzmäuse umfaßt. Noch tragen die hierhergehörigen Thiere ein Stachelkleid, aber die Stacheln sind nicht mehr so lang und viel weicher, als bei den eigentlichen Igeln, auch sind dieselben schon sehr mit Borsten untermengt, während der Kopf mit Haaren bedeckt ist. Die Schnauze ist stark verlängert, und namentlich die Nase ragt weit über die Unterlippe vor. Die Ohren sind kurz, der Schwanz fehlt gänzlich; Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig. Allen Borstenigeln fehlt die Fähigkeit, sich zusammenzurollen, und hierdurch unterscheiden sie sich allerdings sehr wesentlich von den erstbeschriebenen. Die Arten dieser Sippe bewohnen Madagaskar. Sie graben sich während der heißen Jahreszeit in Höhlen ein, in denen sie ebenfalls einen Winterschlaf halten. Sie lieben die Nähe des Wassers und wälzen sich gern im Schlamm. Die Zahl ihrer Jungen soll sehr groß sein, nämlich bis achtzehn ansteigen. Ihr Fleisch wird von den Eingebornen gern gegessen.

Bis jetzt kennt man blos zwei Arten dieser Thiere, von denen der Tanrek (Centetes ecaudatus) die in unseren Sammlungen häufigste ist. Wie die Abbildung zeigt, ist die Gestalt des Thieres noch mehr schweinsähnlich, als die unsers Igels. Dazu ist der Tanrek schlanker und hochbeiniger, als sein europäischer Verwandter. Der Kopf- und Schnauzenbau, sowie die Bildung der Beine sind jedenfalls das Merkwürdigste an ihm; aber auch das Haarkleid ist ganz eigenthümlich. An dem schlanken Leib sitzt der sehr lange Kopf, welcher etwa ein Drittel der ganzen Körperlänge einnimmt, hinten besonders dick ist, nach vornhin aber sich verschmälert; die rundlichen Ohren sind kurz und hinten ausgebuchtet; die Augen klein, aber doch größer, als bei den eigentlichen Igeln; der Hals ist kurz und dünner, als der Leib, aber wenigstens einigermaßen abgesetzt; die Beine sind mittelhoch, die hinteren nur wenig länger, als die vorderen. Von den fünf Zehen an den Füßen ist die mittle am längsten; die Krallen sind mittelstark. Der ganze Körper ist ziemlich dicht mit Stacheln, Borsten und Haaren bedeckt, welche gewissermaßen in einander übergehen oder wenigstens deutlich zeigen, daß der Stachel blos eine Umänderung des Haares ist. Nur am Hinterkopf, am Nacken und an den Seiten des Halses finden sich wahre, wenn auch nicht sehr harte, etwas biegsame Stacheln von ungefähr ½ Zoll in der Länge. Sie bilden einen Schopf, stehen jedoch nicht besonders dick. Weiter gegen die Seiten hin werden die Stacheln länger, zugleich aber auch dünner, weicher und biegsamer. Dazu

treten immermehr Borſten auf, und ſchon auf dem Rücken ſind dieſe bei weitem überwiegend. Sie werden dort ein bis zwei Zoll lang und hüllen auch das Hintertheil des Tanrek vollkommen ein. Die ganze untere Seite und die Beine werden von Haaren bekleidet, und auf der nackten, ſpitzigen Schnauze ſtehen lange Schnurren. Die Schnauzenſpitze und die Ohren ſind nackt, die Füße blos mit kurzen Haaren bedeckt. Stacheln, Borſten und Haare ſind hellgelb gefärbt, bisweilen lichter, bisweilen dunkler; ſämmtliche Gebilde aber ſind in der Mitte ſchwarzbraun geringelt, und zwar auf dem Rücken mehr, als an den Seiten. Das Geſicht iſt braun, die Füße ſind rothgelb; die Schnurren dunkelbraun gefärbt. Die jungen Thiere zeigen auf braunem Grunde gelbe Längsbänder, welche bei zunehmendem Alter verſchwinden. Eine ſogenannte Abart, bei welcher das ganze Geſicht mäuſegrau, der Kopf roth, die Füße rothgelb, die geringelten Haare und Stacheln roth gefärbt ſind, dürfte wohl eine beſondere Art bilden. Der vollkommen erwachſene Tanrek wird zehn Zoll lang und an den Schultern ungefähr vier Zoll hoch.

Der Tanrek (Centetes ecaudatus).

Bis jetzt hat man die Mitglieder dieſer Sippe blos auf Madagaskar gefunden; doch iſt in der neueſten Zeit der Tanrek auf der Moritzinſel heimiſch gemacht, nämlich von Madagaskar aus dahin verpflanzt worden. Das Thier lebt in der Nähe des Waſſers, und zwar ebenſowohl an den Flüſſen, wie am Meere, und gräbt Höhlen und Gänge in die Erde, die ſeine Schlupfwinkel bilden. Er iſt ein ſcheues, furchtſames Geſchöpf, welches den größten Theil des Tages in tiefſter Zurückgezogenheit lebt, blos nach Sonnenuntergang zum Vorſchein kommt, ohne ſich jemals weit von ſeiner Höhle zu entfernen. Nur im Frühling und im Sommer jener Länder, d. h. nach dem erſten Regen und bis zum Eintritt der Dürre, zeigt er ſich. Während der größten Trockenheit, welche, wie ich ſchon wiederholt bemerkt habe, unſerm Winter zu vergleichen iſt, zieht er ſich in den tiefſten Keſſel ſeines Baues zurück, hier die Monate Juni bis November in ganz ähnlicher Weiſe, wie unſer Igel den Winter verſchlafend. Die Eingebornen glauben, daß die heftigen Donnerſchläge, welche die erſten Regen verkünden, ihn aus ſeinem Todtenſchlafe erwecken, und bringen ihn deshalb auf eine geheimnißvolle

Weise mit dem wiederkehrenden Frühling in Beziehung. Dieser ist für den Tanrek allerdings die günstigste Zeit des ganzen Jahres. Er bekommt zunächst ein neues Kleid und hat dann die beste Gelegenheit, sich für die dürren Monate ein hübsches Schmerbäuchlein anzumästen, dessen Fett ihm in der Hungerszeit das Leben erhalten muß. Sobald also der erste Regen die verdurstete Erde angefeuchtet und das Leben des tropischen Frühlings wachgerufen hat, erscheint er wieder langsamen Ganges mit zu Boden gesenktem Kopfe und schnuppert mit seiner spitzigen Nase bedächtig nach allen Seiten hin, um seine Nahrung zu erspähen, welche zum größten Theile aus Kerfen, sonst aber auch aus Würmern, Schnecken und Eidechsen besteht. Gerade deshalb findet er sich wohl am häufigsten in der Nähe des Wassers. Aber er scheint auch noch eine besondere Vorliebe für dasselbe zu haben; denn er steigt in der Nacht gern in seichte Lachen und wühlt dort mit Lust nach Schweineart im Schlamme. Seine geringe Gewandtheit und die Trägheit seines Ganges bringt ihn leicht in die Gewalt der Feinde, welche auch er hat, und ihm ist nicht einmal ein gleiches Mittel zur Abwehr gegeben, wie den eigentlichen Igeln. Seine einzige, aber schwache Waffe besteht in einem höchst unangenehmen, moschusartigen Gestank, den er beständig verbreitet, und wenn er gestört oder erschreckt wird, ziemlich bedeutend steigern kann. Selbst ein plumpes Säugethier ist fähig, ihn zu fangen und zu überwältigen; deshalb fällt er häufig genug blutgierigen Menschen zum Opfer und muß sein Fett und sein süßliches Fleisch zur Nahrung derselben hergeben. Auch die Raubvögel stellen ihm nach, und so hat er, der harmlose, nützliche Bursch, gar viele Feinde, welche ihn bedrohen. Wahrscheinlich würde er den unausgesetzten Verfolgungen bald erliegen, wäre er nicht ein so fruchtbares Thier, welches mit einem Wurfe eine gar zahlreiche Nachkommenschaft, funfzehn bis achtzehn Junge nämlich, zur Welt bringt. Seine Kinderchen erreichen schon nach einigen Monaten eine Länge von vier Zoll und sind sehr bald befähigt, ihre Nahrung sich auf eigne Faust zu erwerben.

In der Gefangenschaft wird der Tanrek leicht zahm, hält aber blos kurze Zeit in ihr aus, selbst im eignen Vaterlande. Man hat vielfache Versuche gemacht, ihn nach Europa überzuführen, und in Ermangelung seines natürlichen Futters ihn an gekochten Reis zu gewöhnen versucht; er nimmt diese Nahrung zwar an, magert aber mehr und mehr dabei ab und stirbt endlich aus Entkräftung. Gleichwohl wäre es nicht unmöglich, daß wir ihn einmal bei uns zu sehen bekämen, wenn nur ein Forscher sich die Mühe geben wollte, für ihn eine gehörige Menge von solchen Kerbthieren mitzunehmen, welche sich, wie die Mehlwürmer, in kleineren Gefäßen ebenfalls stark vermehren.

Das Fleisch unsers Thieres wird blos von den Negern gegessen, von denselben aber auch als besonderer Leckerbissen betrachtet. Sie verkaufen es nicht, sondern vertauschen es höchstens gegen eine Art von Tintenfischen, welche sie mit dem Namen Urite bezeichnen und als das leckerste Gericht der Erde betrachten, wenn sie es nach ihrer Art bereiten d. h. in der Sonne aufhängen, bis ihm ein besonderer „Hochgeschmack" geworden ist.

* * *

Unter den fleischfressenden Raubthieren dürften die Marder gewissermaßen als die vollkommensten angesehen werden, weil sie das Räubergewerbe in der ausgedehntesten Weise zu betreiben verstehen und alle einem Säugethiere möglichen Heimatskreise bewohnen: eine ganz ähnliche Sippschaft haben wir in den Spitzmäusen (Sorices) vor uns. Man kann, ohne der Wahrheit im geringsten zu nahe zu treten, behaupten, daß die Spitzmäuse Marder im Kleinen sind. Wie diese, besitzen sie alle Fähigkeiten, welche ein echtes Räuberleben möglich machen; wie diese, sind sie in allen Gebieten der Erde zu Hause, und wie diese, zeigen sie einen Muth, einen Blutdurst, eine Grausamkeit, welche mit ihrer geringen Größe gar nicht im Verhältniß stehen. Die Spitzmäuse sind sämmtlich kleine, regelmäßig gebaute Raubthiere mit weichem Haarkleid. Der Leib ist schlank, der Kopf lang, der Schnauzentheil gestreckt, das Gebiß sehr vollständig und aus außerordentlich scharfen Zähnen zusammengesetzt, gewöhnlich gebildet von zwei bis drei Schneidezähnen, welche oft gekerbt sind, drei

bis fünf Lück- und drei bis vier echten, vier- oder fünfzackigen Backenzähnen in jeder Reihe. Die eigentlichen Eckzähne fehlen. Eigenthümliche Drüsen liegen an den Rumpfseiten oder an der Schwanzwurzel. Zwölf bis vierzehn Wirbel tragen die Rippen, sechs bis acht sind rippenlos, drei bis fünf bilden das Kreuzbein, vierzehn bis achtundzwanzig den Schwanz.

Gegenwärtig verbreiten sich die Spitzmäuse über die alte Welt und einige aber wenige auch über Amerika; in Australien fehlen sie gänzlich. Sie leben ebensowohl in Ebenen, wie in höher gelegenen Gegenden, selbst auf den Voralpen und Alpen, am liebsten aber in dichteren Wäldern, im Gebüsch, auf Wiesen und Auen, in Gärten und Häusern. Einige wohnen in Steppen, in offnen, steinigen, ja selbst felsigen Gegenden; andere geben den feuchtesten Orten den Vorzug; diese treiben sich im Wasser, jene auf den Bäumen herum. Die meisten sind an die Erde gebunden und führen hier ein unterirdisches Leben, wobei sie sich selbst Löcher oder Gänge graben oder die schon vorhandenen benutzen, nachdem sie den rechtmäßigen Eigenthümer mit Güte oder Gewalt vertrieben. Die meisten suchen die Dunkelheit und den Schatten und scheuen die Hitze, das Licht oder den Regen. Gegen derartige Einflüsse sind sie so empfindlich, daß sie den Sonnenstrahlen häufig unterliegen; andere dagegen lieben die Wärme und lassen sich gern von der Sonne bescheinen. Ihre Bewegungen sind außerordentlich rasch und behend, sie mögen so verschiedenartig sein, als sie wollen. Diejenigen, welche blos laufen, huschen pfeilschnell dahin; die Kletterer wetteifern mit allen übrigen Thieren; die Schwimmer stehen keinem Binnenlandsäugethiere nach, und die wenigen endlich, welche nach Känguru-Art oft auf den Hinterbeinen satzweise springend sich bewegen, sind trotz ihrer geringen Größe so behend, daß sie ein laufender Mensch kaum einholen kann.

Unter den Sinnen der Spitzmäuse scheint der Geruch überall obenanzustehen; nächstdem ist das Gehör besonders ausgebildet. Dagegen ist das Auge mehr oder weniger verkümmert, und nur die Baumbewohner, welche vollkommene Augen haben, machen hiervon eine Ausnahme. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; dennoch läßt sich ein gewisser Grad von Verstand nicht ableugnen. Sie sind raub- und mordlustig im hohen Grade und kleineren Thieren wirklich furchtbar, während sie größeren bedächtig ausweichen, dabei eine vorsichtige Scheuheit zeigend. Schon bei dem geringsten Geräusch ziehen sich die meisten nach ihren Schlupfwinkeln zurück, haben aber auch Ursache, Dies zu thun, weil sie gegen starke Thiere so gut als wehrlos sind. Wir müssen sie von unserm Standpunkt aus nicht nur als harmlose, vollkommen unschädliche Thiere betrachten, sondern in ihnen höchst nützliche Geschöpfe erkennen, welche uns durch Vertilgung schädlicher Kerfe große Dienste leisten. Ihre Nahrung ziehen sie nämlich fast nur aus dem Thierreiche: Kerbthiere und deren Larven, Würmer, Weichthiere, kleine Vögel und Säugethiere, unter Umständen aber auch Fische und deren Eier, Krebse ꝛc. fallen ihnen zur Beute. Die größere Anzahl von ihnen ist ungemein gefräßig. Einzelne verzehren täglich soviel, als ihr eignes Gewicht beträgt. Andere werden selbst den Jungen ihrer Art gefährlich und fressen sie auf, wo sie nur können, d. h. wenn die Mutter sie nicht vertheidigt. Keine einzige Art kann den Hunger lange Zeit vertragen, nicht einmal im Winter. Sie halten deshalb auch keinen eigentlichen Winterschlaf, sondern treiben sich bei einigermaßen milder Witterung sogar auf dem verschneiten Boden umher oder suchen an geschützten Orten, z. B. in menschlichen Wohnungen, ihre Nahrung auf. Von den auf Bäumen Lebenden behauptet man, daß sie auch Nüsse und andere Früchte zu sich nehmen; doch bedarf diese Angabe noch sehr einer Bestätigung, und ihr Gebiß scheint auch wirklich nicht geeignet, eine derartige Kost zu zermalmen. Die Stimme aller Arten besteht in feinen, zwitschernden oder quiekenden und pfeifenden Lauten oder (bei den Baumbewohnern) in einer Art von kurzem Gebell. In der Angst lassen sie klägliche Töne vernehmen und bei Gefahr verbreiten alle einen stärkern oder schwächern Moschus- oder Zibetgeruch, welcher sie im Leben zwar nicht gegen ihre Feinde bewahrt, sie aber doch nur sehr wenigen Thieren als genießbar erscheinen läßt. So lassen die Hunde, Katzen und Marder gewöhnlich die getödteten Spitzmäuse liegen, ohne sie aufzufressen, während die meisten Vögel, bei denen der Geruch- und Geschmackſinn weniger entwickelt ist, sie als Nahrung nicht verschmähen.

Die meiſten Spitzmäuſe ſind fruchtbare Geſchöpfe; denn ſie werfen zwiſchen vier und zehn Junge. Gewöhnlich kommen dieſe nackt und mit geſchloſſenen Augen zur Welt, entwickeln ſich aber raſch und ſind ſchon nach Monatsfriſt im Stande, ihr eignes Gewerbe zu betreiben.

Der Menſch kann unſere Thiere unmittelbar nicht verwerthen; wenigſtens wird nur von einer einzigen Art das Fell als Pelzwerk und der ſtark nach Zibet riechende Schwanz als Mittel gegen die Motten benutzt, das Fleiſch aber nirgends gegeſſen. Um ſo größer iſt der mittelbare Nutzen, den die Spitzmäuſe bringen. Dieſer Nutzen muß ſchon von den alten Egyptern anerkannt worden ſein, weil ſie eine Art von ihnen einbalſamirt und mit ihren Todten begraben haben. Erwähnenswerth iſt, daß dieſe Familie die kleinſten bis jetzt bekannten Säugethiere enthält.

Die Spitzmäuſe laſſen ſich nicht gut in eine einzige Reihe ordnen, weil die Arten nach Leibesbau und Weſen ſich bedeutend unterſcheiden. Wir wollen verſuchen, die verſchiedenen Sippen einigermaßen folgerecht an einander zu reihen. Wenn wir mit denen beginnen, welche auf Bäumen leben und mit jenen ſchließen, die das Waſſer bewohnen, ſo gebührt die erſte Stelle

Die Tana (Cladobates Tana).

den Spitzhörnchen (Cladobates). Der deutſche Name dieſer Thiere iſt gut gewählt; denn ſie ſind wirklich die Eichhörnchen unter den Kerfräubern und ſomit beſſer gekennzeichnet, als mit dem lateiniſchen oder richtiger griechiſchen, welcher „Zweigbeſteiger“ bedeutet. Da unſere Thierchen einer ganz andern Ordnung angehören, wie die Eichhörnchen, kann ihre Aehnlichkeit mit dieſen nur eine oberflächliche ſein. Ihr Kopf ſpitzt ſich in eine lange Schnauze zu, deren ſtumpfe Spitze gewöhnlich nackt iſt. Die Augen ſind groß, die Ohren länglich abgerundet, die Glieder regelmäßig, die Füße nacktſohlig, die fünf Zehen ſind getrennt und mit kurzen Sichelkrallen bewaffnet; der Schwanz iſt lang oder ſehr lang, buſchig, zweizeilig behaart; der Pelz iſt dicht und weich. Das Weibchen hat vier Zitzen am Bauche.

Die verſchiedenen Arten bewohnen Hinterindien und den indiſchen Archipel. Sie ſind echte Tagthiere, welche ihre Räubereien im Angeſicht der Sonne ausführen. Ihr Kleid kennzeichnet ſie ſofort als Baumthiere; denn es ähnelt immer der Farbe der Aeſte, iſt alſo entweder braun oder olivengrünlich. Hierin eben iſt eine Aehnlichkeit mehr zwiſchen ihnen und den eigentlichen Eichhörnchen

Digitized by Google

begründet, ſie erinnern jedoch auch durch ihre Bewegungen an dieſe: die Eingebornen ihrer Heimat haben für ſie und die Eichhörnchen nur eine Benennung.

Unſere Abbildung macht uns mit der größten Art der ganzen Sippe, mit der Tana (Cladobates Tana) bekannt. Sie zeichnet ſich vor den übrigen außer ihrer Größe durch den langen Schwanz aus, und trägt ein dunkelbraunes, ins Schwarze ziehende Fell, welches auf den Unterſeiten einen röthlichen Anflug zeigt und am Kopf und an der Schnauze mit Grau gemiſcht erſcheint. Die Kehle iſt röthlichgrau; der Hinterkopf hat eine dunkle Querbinde; auf dem Rücken verläuft ein dunkelbrauner Längsſtreifen. Die einzelnen Haare des Rückens ſind grau und dunkelbraun geringelt. In der Größe kommt die Tana unſerm Eichhörnchen am nächſten; ihre Leibeslänge beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes acht Zoll. Sie iſt ein raſches, behendes, höchſt munteres Thier, welches ſeine langen, gebogenen Nägel vortrefflich zu benutzen verſteht und faſt mit der Gewandtheit der Affen klettert. Ihre Nahrung beſteht faſt ausſchließlich aus Kerbthieren, welche ſie ebenſowohl im Gezweig, wie auf der Erde zuſammenſucht. Genaueres iſt — mir wenigſtens — nicht bekannt.

Der Preß (Cladobates ferrugineus).

Noch mehr, als die Tana, ähnelt der Preß (Cladobates ferrugineus) unſerm Hörnchen. Er iſt bedeutend kleiner, als die vorige, da ſeine Körperlänge blos acht Zoll, die des Schwanzes aber nur fünf Zoll beträgt, und ebenſowohl durch die Geſtalt, wie durch die Färbung unterſchieden. Seine Stumpfnaſe zeichnet ihn vor den meiſten ſeiner Sippe aus. Der kurze, aber dichte und ſchöne Pelz iſt auf dem Rücken und an den Seiten roſtbraun, auf dem Bauche weißlich oder weißgrau gefärbt. Die einzelnen Haare ſind ſchwarz und lichtgelb geringelt; die Ohren ſind ſchwarz und der Schwanz mit ſehr viel grauen oder weißlichen Haaren untermiſcht. Hinſichtlich ſeiner Sitten und der Nahrung ähnelt der Preß in jeder Weiſe der Tana. Er hat dieſelbe Gewandtheit im Klettern und Kerbthierjagen und dieſelbe Gefräßigkeit. Eins dieſer Thiere iſt gezähmt worden und hat ſich an Milch und ſogar an Brod gewöhnt. Es war jedoch ſtets unruhig und belferte Jeden an, der ihm in den Weg trat. Den größern Theil des Futters ſuchte es ſich ſelbſt, und da es frei im Hauſe herumlaufen durfte, hatte es daſſelbe bald von allen Kerbthieren gereinigt. Bis jetzt hat man vergeblich verſucht, ein derartiges Thier nach Europa überzuführen.

Digitized by Google

Der Federschwanz (Ptilocerus Lowii) ist ein Spitzhörnchen mit langem Rattenschwanz, dessen letztes Drittheil zweizeilig mit starren Haaren besetzt ist. Den Spitzhörnchen ähnelt das merkwürdige Thierchen, welches gegenwärtig als Vertreter einer eignen Sippe gilt, so außerordentlich, daß man es anfangs unter ihnen einreihte, bis man in dem eigenthümlichen Schwanze, dessen straffe Haare an den Federbesatz eines Pfeiles erinnern, sowie in dem einigermaßen verschiedenen Gebiß Unterschiede auffand, welche eine Trennung von den Spitzhörnchen rechtfertigen. Man kennt blos eine einzige Art, welche von dem Naturforscher Low in dem Hause des berühmten Rajah von Sarawak, Sir James Brooke gefangen wurde und seinen Namen zu Ehren des Entdeckers erhielt. Bisher hat man das Thier blos auf Borneo und zwar sehr selten gefunden und über seine Lebensweise noch nichts Gewisses erfahren.

In der Größe kommt der Federschwanz einer kleinen Ratte ungefähr gleich; die Leibeslänge beträgt $5\frac{1}{2}$, die des Schwanzes etwa 7 Zoll; das Fell ist außerordentlich fein und weich. Seine Färbung ist oben schwärzlichbraun, fein gelblich gesprenkelt, an der Unterseite lichter, fast hellgelb; der Schwanz ist schwarz, mit weißlicher Endfahne. Dieses Anhängsel ist offenbar das Merkwürdigste am ganzen Thiere, es erinnert lebhaft an die Schwänze der Wüstenmäuse, welche, wenn man so

Der Federschwanz (Ptilocerus Lowii).

sagen darf, genau nach demselben Grundsatz gebaut sind. Zwei Dritttheile des so langen Gliedes sind vollkommen haarlos, während das letzte Drittel sehr lange, borstenähnliche Haare zeigt. Daß dieser Schwanz dem Thiere beim Klettern vortreffliche Dienste leistet und zur Vermittlung des Gleichgewichts benutzt werden kann, leuchtet ein, und daraus geht wohl auch hervor, daß der Federschwanz ein vortrefflicher Kletterer ist. Das Gebiß weist auf Kerbthiernahrung hin: — mit diesen Schlüssen müssen wir uns begnügen.

Viel genauer, obgleich noch keineswegs hinlänglich bekannt sind die Rohrrüßler (Macroselides), welche eine der eigenthümlichsten Sippen der ganzen Familie bilden. Während die vorhergehenden Thierchen den Schwanz der Springmäuse haben, besitzen die Rohrrüßler deren lange, dünne und fast haarlose Hinterbeine und dazu die längste Nase unter allen Spitzmäusen, eine Nase, welche zu einem förmlichen Rüssel geworden ist und ihnen auch den deutschen Namen verschafft hat, während der Sippenname soviel wie Langschenkel bedeutet. Die Engländer nennen sie „Elefantenspitzmäuse." Der Rüssel zeigt in der Mitte nur einen dünnen Haaranflug und an der Wurzel einen

Fig. 1. Fig. 2.

den Steinen umher, jeden Winkel, jede Ritze, jede Spalte mit der feinen Rüsselnase untersuchend. Oft sieht sie sich auf einen von der Sonne durchglühten Stein und giebt sich hier mit geöffnetem Wohlbehagen der Wärme hin. Nicht selten spielen zwei, vielleicht die Gatten einer gerade zusammenlebenden Paares gar lustig miteinander. Ueber die Fortpflanzung weiß man bis jetzt noch gar Nichts, und auch an Ortsangaben scheinen noch keine Beobachtungen gemacht worden zu sein.

Unsere Abbildung stellt den südafrikanischen Wahrschläfer (Macroscelides typicus) dar, einen der größeren der ganzen Sippe von dunkler aber hellbrauner Farbe auf der Oberseite, welche zuweilen Ruß mit Roth- oder Mäusegrau gemischt ist, und rein weißer oder gelblichweißer Unterseite, weißen Pfoten, vollbraunem Rüssel, mit röthlichbraunen Streifen von der Wurzel gegen die Stirn und röthlichbrauner Spitze. Seine Leibeslänge beträgt 5 Zoll, die des Schwanzes $4^1/_2$ Zoll; der Rüssel ist $^1/_2$ Zoll lang.

Die Spitzratte (Gymnura Rafflesii).

Die noch übrigen Mitglieder unserer Familie ähneln mehr den eigentlichen Spitzmäusen, obgleich gerade die zunächst zu betrachtenden sehr eigenthümlicher Gestalt sind. Unser Bild zeigt uns die durchaus merkwürdige Spitzratte, die Bala der Eingeborenen (Gymnura). Ist ist ein Thier, welches den Ratten an meisten ähnelt, besonders seines langen, runden, nackten und schuppigen Schwanzes wegen, durch den gedrungenen Kopf, mit langer, dünner, weitvorragender Schnauze aber an die Spitzhörnchen sich anschließt. Der Körper ist gedrungen und rohr auf kurzen, kräftigen mit breiten, schmalen und einfachen Krallen bewehrten Füßen. Er ist mit weichem, wolligen Haar und langen, derbigen Grannen bekleidet, welche hauptsächlich am vordern Theile sich besonders auf gemeinschaften an den Ränder ansammeln, mit welchen das Thier auch aufgerollt noch manche Aehnlichkeit hat. Der steife die Spitzratte gleichsam zwischen den Igeln und Spitzmäusen mitten inne.

Man kennt blos eine einzige Art (Gymnura Rafflesii), welche ihren Namen zu Ehren des Entdeckers trägt. Dieser brachte sie aus Sumatra mit und beschrieb sie zuerst unter dem Namen Viverra Gymnura, weil er glaubte, eine Schleichkatze vor sich zu haben. In der neuern Zeit hat man dieselbe Art übrigens auch auf Malakka entdeckt.

Die Körperlänge der Bula beträgt 14, die des Schwanzes fast 11 Zoll. Der Rumpf und die Gliedmaßen sind schwarz, der Kopf und Hals dagegen weiß behaart, nur am Hinterkopf finden sich einzelne schwarze Haare, und über den Augen ein schwarzer Längsstreif; der Schwanz ist bis zur Mitte schwarz und an seiner Endhälfte weiß. Die borstenartigen Haare erreichen oft eine bedeutende Länge. Ueber die Lebensweise ist ebenfalls noch nicht das Geringste bekannt.

An die Bula können wir den Schlitzrüßler (Solenodon paradoxus) anreihen, ein Thier, welches ebenfalls als Vertreter einer besondern Sippe gilt. In seiner äußern Erscheinung gleicht der Schlitzrüßler den echten Spitzmäusen; er unterscheidet sich aber von ihnen durch den dünnen, langen, runden und an der Spitze nackten Rüssel mit seitlichen Nasenlöchern, durch die großen, runden Ohren ohne eine Klappe und den langen, nackten, schuppigen Schwanz. Der Körper ist gedrungen, der Kopf

Der Schlitzrüßler (Solenodon paradoxus).

sehr gestreckt und die Nase noch wieselartig. Alle Füße haben fünf Zehen, an denen lange, etwas zusammengepreßte und gekrümmte Krallen sitzen, welche jedenfalls zum Graben benutzt werden können. Die Augen sind klein. Ein ziemlich dickes Fell, welches blos die Unterbeine und den schuppigen Schwanz frei läßt, auch den Rüssel nur dünn bekleidet, deckt den Körper. Die zwei Arten bewohnen Haiti und scheinen schon zu Kolumbus Zeiten den Europäern bekannt gewesen zu sein, wenn man auch bei der Unzulänglichkeit der betreffenden Angaben nicht mit Sicherheit behaupten kann, daß die bezüglichen Beschreibungen gerade eins dieser Thiere meinen. Soviel steht fest, daß man heut zu Tage noch Nichts über die Lebensweise des, wie sein Name besagt, „auffallenden" Geschöpfes weiß und auch hier eben nur von der Leibesbeschaffenheit reden kann. Der Körper der Aguta, wie dieser Schlitzrüßler auf St. Domingo genannt wird, ist fast einen Fuß lang und trägt einen nur wenig kürzern Schwanz. Der Pelz ist verschieden gefärbt: das Gesicht, der Scheitel und Vorderrücken sind braunschwarz, der Hinterrücken und die Schenkel schwarzbraun, die Seiten des Kopfes und der Hals hellbraun, rostroth und grau gemischt, die Unterseiten und Pfoten fahlbräunlich, die Brust ist hellrostroth, der geschuppte Schwanz bis zur Mitte grau, am Ende weiß.

Der Name der Sippe, bedeutet „Röhrenzähnige" und ist dem Thier seines Gebisses wegen gegeben worden, weil die unteren Schneidezähne eine eigenthümliche Längsrinne aufweisen. Dieses Gebiß deutet auf Kerbthier-Nahrung hin; gleichwohl berichtet Hearne, welcher einen Schlitzrüßler

kurze Zeit lebend hatte, daß derselbe hauptsächlich Körner fresse, wenn auch thierische Nahrung nicht verschmähe.

Ueber die Lebensweise der sehr nahe verwandten zweiten Art hat Peters mehrere Mittheilungen zusammengestellt. Wie die eigentlichen Spitzmäuse, ist auch dieses Thier ein nächtlich lebendes; während des Tages schläft es an irgend einem Versteck, nachts treibt es sich außen umher. In manchen Gebirgen soll es ziemlich häufig sein; verfolgt es der Jäger, so soll es den Kopf verstecken, in der Meinung, sich dadurch zu verbergen, und so ruhig liegen bleiben, daß man es am Schwanze ergreifen kann. In der Gefangenschaft weigert es sich gar nicht, ans Essen zu gehen; da es aber schwer kaut, muß man ihm feingeschnittenes Fleisch vorlegen, damit es nicht etwa erstickt. Reinlichkeit ist zu seinem Wohlbefinden unumgängliche Bedingung: gern stürzt es sich ins Wasser und scheint sich hier angenehm zu unterhalten; dabei trinkt es denn auch mit größerer Leichtigkeit, während ihm sonst die lange Rüsselspitze hier hinderlich ist.

Seine Stimme ist durchdringend und wechselnd: bald erinnert sie an das Grunzen des Schweines, bald an das Geschrei eines Vogels. Zuweilen schreit es wie ein Käuzchen; beim Berühren grunzt es wie die Ferkelratte. Es wird sehr leicht zornig und sträubt dann das Haar in eigenthümlicher Weise. Ein vorübergehendes Huhn oder anderes kleines Thier erregt es aufs höchste und es versucht wenigstens, sich desselben zu bemächtigen. Die erfaßte Beute zerreißt es mit den langen, krummen Krallen wie ein Habicht. — Dann und wann ergießt sich aus seiner Haut eine röthliche, ölige, übelriechende Flüssigkeit.

Die Gefangenen, welche ein Herr Corona hielt, starben theils an den Wunden, welche sie einander bissig zufügten, theils an einer eigenthümlichen Wurmkrankheit. Einige von diesen zeigten sich ganz voll von Würmern, welche sich zwischen dem Bindegewebe und den Muskeln, besonders am Halse in ungeheurer Menge fanden, wie in einen weichen Sack eingehüllt.

Die einheimischen Namen des Thieres sind sehr verschieden; hier und da nennt man es Tejon oder Dachs, in anderen Gegenden Andarás, in der Nähe von Trinidad: Tacuache.

Auch die eigentlichen Spitzmäuse sind in der Neuzeit in mehrere Unterabtheilungen gebracht worden, welche eigentlich auf den Rang von Sippen keinen Anspruch machen können. Man kennt gegenwärtig etwa 20 bis 24 Arten dieser Gruppe; doch erfordern alle Spitzmäuse noch genauere Beobachtungen, um mit aller Sicherheit entweder als Art oder blose Abart bezeichnet werden zu können. Die wahren Spitzmäuse sind die vollkommensten Glieder ihrer Familie; denn sie zeigen die Eigenschaften, welche ich oben besprach, am entschiedensten. Es sind überaus raubgierige, muthige und gewandte Geschöpfe, welche uns durch ihre Räubereien den größten Nutzen bringen und besondere Schonung verdienen. Der Leib ist schlank, der Hals kurz, die Schnauze stark verlängert, rüsselartig; die Hinterbeine sind nicht viel länger, als die Vorderbeine, die Zehen frei, der Schwanz ist lang oder kurz, geringelt, geschuppt und dicht mit Haaren besetzt, die Ohren sind kurz und durch einen an ihnen befindlichen Lappen verschließbar, die Augen sind sehr klein, die Vorderzähne an der Schneide gezähnelt, die übrigen mehrfach zugespitzt.

Eine ausländische Art mag die Reihe der von mir Erwählten eröffnen. Es ist der Mondjuru oder Sondeli (Sorex murinus), die „Moschusratte" aus Indien, welche unsere Abbildung in natürlicher Größe darstellt. Die Färbung des feinen Pelzes ist oben dunkelbraun bis schwarz, unten hell; die nackten Lippen, Ohren und Pfoten sind hellbräunlich fleischfarben. Zuweilen kommen ganz weiße Spielarten vor. Die Länge beträgt etwas über 4 Zoll, die des Schwanzes 2½ Zoll.

Der Sondeli bewohnt verschiedene Theile Indiens und ist dort sehr gehaßt, wegen des außerordentlich heftigen Gestanks, den er aus seinen Afterdrüsen absondert. Dieser Geruch, welcher am meisten dem Moschus ähnelt, hat die Eigenthümlichkeit, sich an alle von der Maus berührte Gegen-

ſtänden anzuhängen und gleichſam in ſie einzudringen, ſei es auch, daß der Sondeli blos über ſie hinweg lief. Der Geſtank iſt ſo heftig, daß damit viel verdorben werden kann. Namentlich die Lebensmittel aller Sorten werden durch die abſcheuliche Gabe, welche ihnen das Thier beibringt, vollſtändig ungenießbar gemacht. „Laßt," ſagt ein Beſchreiber, „einen Sondeli über eine Weinflaſche hinweglaufen, und der Wein wird für alle Zeit derart von Moſchus geſchwängert erſcheinen, daß kein gebildeter Gaumen es auch nur mit einem Tropfen davon zu thun haben mag, ja, die Flaſche muß aus der Nachbarſchaft anderer gebracht werden, weil ſich der fürchterliche Geruch ſogar dieſen mittheilen könnte." Mit dieſer einzigen Angabe habe ich das Thier eigentlich gekennzeichnet; denn es geht ganz von ſelbſt daraus hervor, daß der Sondeli von den Bewohnern Indiens in einer Weiſe gehaßt wird, wie kaum ein anderes Thier, und jedenfalls ſo, wie kein anderes Thier von derſelben Größe. Man verfolgt ihn, wo man nur kann: allein es wird geſagt, daß der Hauptfeind aller Mäuſe, die Katze nämlich, zur Mithilfe bei dieſer Verfolgung ganz unbrauchbar ſei, eben wegen des furchtbaren Geſtankes. In der Lebensweiſe und den Sitten ähnelt er den übrigen Spitzmäuſen vollſtändig.

Der Mondjuru oder Sondeli (Sorex murinus).

In Deutſchland kommen ſechs eigentliche Spitzmäuſe vor, welche drei Sippen oder Unterſippen zugezählt werden. Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris), erreicht nicht ganz die Größe der Hausmaus; denn ihr Körper mißt blos 2¾, höchſtens 3 Zoll, der Schwanz etwas über einen Zoll; die Höhe am Widerriſt beträgt 11 Linien. Die Färbung des feinen Pelzes ſpielt zwiſchen einem ſchönen Rothbraun und dem glänzendſten Schwarz; die Seiten ſind immer lichter gefärbt, als der Rücken; die Unterſeite iſt graulichweiß mit bräunlichem Anfluge; die Lippen ſind weißlich, die langen Schnurren ſchwarz, die Pfoten bräunlich, der Schwanz oben dunkelbraun, unten aber bräunlichgelb. Ein Blick auf die Zeichnung giebt von der Zierlichkeit und Schönheit des Baues den beſten Begriff. Nach der wechſelnden Färbung hat man mehrere Unterſchiede angenommen, welche die Einen für Arten, die Andern für Abarten erklären.

Man findet die gemeine Spitzmaus in Frankreich, England, Schweden, Deutſchland, Italien, Ungarn und Galizien, wahrſcheinlich auch im benachbarten Rußland, in der Höhe ſowohl wie in der Tiefe, auf Bergen, wie in Thälern, in Feldern, Gärten, in der Nähe von Dörfern, oder in Dörfern ſelbſt und gewöhnlich nahe bei Gewäſſern. Im Winter kommt ſie in die Häuſer heran oder wenigſtens in die Ställe und Scheuern. Bei uns iſt ſie die gemeinſte Art der ganzen Familie. Sie bewohnt am liebſten unterirdiſche Höhlen und bezieht deshalb gern die Gänge des Maulwurfs oder verlaſſene Mäuſelöcher, falls ſie nicht natürliche Ritzen und Spalten im Geſtein auffindet. In weichem Boden gräbt ſie mit ihrem Rüſſel und den ſchwachen Vorderpfoten ſelbſt Gänge aus, welche regelmäßig nur ſehr oberflächlich unter der Erde dahin laufen. Wie die meiſten anderen Arten der Familie iſt auch unſere Spitzmaus ein eigentliches Nachtthier, welches nur ungern ſeinen unterirdiſchen Aufenthaltsort verläßt. Niemals thut ſie Dies während der Mittagsſonne, und es ſcheint wirklich, daß die Sonnenſtrahlen ihr überaus beſchwerlich fallen, wenigſtens nimmt man an, daß die vielen todten, welche man im Hochſommer an Wegen und Gräben findet, von der Sonne geblendet den Eingang ihrer Höhle nicht wieder auffinden konnten und deshalb zu Grunde gingen.

Digitized by Google

Fig. 30.—Fruit of Ranunculus, showing the persistent style.

Fig. 31.—Fruit of Geum, showing the persistent style.

Fig. 32.—Fruit of Clematis, showing the persistent style.

Fig. 33.—Fruit of Anemone, showing the persistent style.

Fig. 34.—Fruit of Dryas, showing the persistent style.

Fig. 35.—Fruit of Pulsatilla, showing the persistent style.

Fig. 36.—Fruit of Rosa, showing the persistent style.

Fig. 37.—Fruit of Fragaria, showing the persistent style.

kommen. Nicht einmal die verschiedenen Geschlechter leben im Frieden mit einander, außer zur Paarungszeit. Während des übrigen Jahres frißt eine Spitzmaus die andere auf, sobald sie sie überwältigen kann. Oft sieht man zwei von ihnen in einen so wüthenden Kampf verwickelt, daß man sie mit den Händen greifen kann; sie bilden einen förmlichen Knäuel und rollen nun über den Boden dahin, fest in einander verbissen und mit einer Wuth an einander hängend, welche des unfläthigsten Bulldoggen würdig wäre. Ein wahres Glück ist es, daß die Spitzmäuse nicht Löwengröße haben, sie würden die ganze Erde entvölkern und schließlich verhungern müssen. — Nur höchst selten trifft man größere Gesellschaften von Spitzmäusen an, zwischen denen Frieden herrscht oder zu herrschen scheint. Cartrey hörte einmal in trockenem Laube ein ununterbrochenes Rascheln und Lärmen und entdeckte eine zahlreiche Menge unserer Thiere, seiner Schätzung nach etwa 100 bis 150 Stück, welche unter einander zu spielen schienen und unter beständigem Zirpen und Quiken hin- und herrannten: — eine ähnliche Beobachtung ist mir aber nicht bekannt worden. Der Berichterstatter glaubt, daß es sich bei jener Zusammenkunft um eine großartige Freierei gehandelt habe.

Die trächtige Spitzmaus baut sich ein Nest aus Mos, Gras, Laub und Pflanzenstengeln, am liebsten im Mauerwerk oder unter hohlen Baumwurzeln, versieht es mit mehreren Seitengängen, füttert es weich aus und wirft hier zwischen Mai und Juli 5 bis 10 Junge, welche nackt und mit geschlossenen Augen und Ohren geboren werden. Anfänglich säugt die Alte die Jungen mit vieler Zärtlichkeit, bald aber erkaltet ihre Liebe, und die Jungen machen sich nun auf, um sich selbstständig ihre Nahrung zu erwerben. Dabei schwinden, wie bemerkt, alle geschwisterlichen Rücksichten; denn jede Spitzmaus versteht schon in der Jugend unter Nahrung nichts Anderes, als alles Fleisch, welches sie erbeuten kann, und sei es der Leichnam ihres Geschwisters.

Es ist merkwürdig, daß die Spitzmäuse nur von wenigen Thieren gefressen werden. Die Katzen tödten sie wahrscheinlich, weil sie sie anfangs für eine Maus halten; sie beißen sie aber nur todt, ohne sie jemals zu fressen. Auch die Marderarten scheinen sie zu verschmähen. Blos einige Raubvögel, der Storch sowie die Kreuzotter verschlingen sie ohne Umstände und mit Behagen. Jedenfalls hat die Abneigung der geruchsbegabteren Säugethiere ihren Grund in dem Widerwillen, welchen ihnen die Ausdünstung der Spitzmäuse einflößt. Alle echten Spitzmäuse haben wenigstens einen Antheil des starken moschusartigen Geruchs, welchen wir bei der vorhergehenden Art kennen lernten. Dieser Geruch wird durch zwei Absonderungsdrüsen hervorgebracht, welche sich an den Seiten des Leibes und zwar näher an den Vorder- als an den Hinterbeinen finden, und theilt sich allen Gegenständen, welche die Maus berührt, augenblicklich mit.

Es ist möglich, daß der Aberglaube, unter welchem die Spitzmäuse in manchen Gegenden Europas zu leiden haben, in diesem Geruch mit begründet ist. In England giebt es Gegenden, in welchen das harmlose Thier fast noch mehr gefürchtet wird, als die tückische Viper. Jedermann sieht ein, daß das kleine Geschöpf dem Menschen mit seinen feinen, dünnen Zähnen nicht das Geringste zu Leide thun kann; und dennoch schreibt man dem Bisse der Spitzmaus die giftigsten Eigenschaften zu. Ja das bloße Berühren von einer Spitzmaus wurde als ein sicherer Vorbote irgend welchen Uebels gedeutet, und Thier oder Mensch, welche „Spitzmaus-geschlagen" waren, mußten, nach allgemein giltiger Meinung aller alten Waschweiber in Frauen- oder Männertracht, nothwendigerweise demnächst erkranken, falls sie nicht ein eigenthümliches Mittel schleunigst anwandten, ein Mittel, ganz nach homöopathischen Grundsätzen erdacht und demnach allerdings geeignet, gedankenlosen oder geistesarmen Menschen zu gefallen. Dieses Heilmittel, welches allein gegen die Spitzmauskrankheit helfen konnte, bestand in den Zweigen einer „Spitzmauseſche," welche durch ein sehr einfaches Verfahren zu dem heilkräftigen Baume gestempelt worden war. Eine lebendige Spitzmaus wurde gefangen und mit Siegesjubel zu der Esche gebracht, welcher die Ehre zu Theil werden sollte, das hochgeistige Menschengeschlecht vor den Schlingen des Satans in Gestalt dieses kleinen Raubthieres zu schützen. Man bohrte ein großes Loch in den Stamm der Esche, ließ die Spitzmaus dahinein kriechen und verschloß das Loch durch einen festen Pfropfen. So kurze Zeit nun auch das Leben des menschlichem Blödsinn

geopferten Thieres in dem abscheulichen Gefängniß währen konnte, so kräftig war doch die Wirkung; denn von diesem Augenblick an erhielt die Esche ihre übernatürlichen Kräfte.

Wie verbreitet und allgemein geglaubt dieser Unsinn in der Vorzeit war, geht aus der „Geschichte der vierfüßigen Thiere und der Schlangen von Topsel" hervor, welche im Jahre 1658 zu London erschien. Dieser spaßhafte alte Thierkundige sagt über die Spitzmaus in jenem Buche ungefähr Folgendes:

„Sie ist ein raubgieriges Vieh, heuchelt aber Liebenswürdigkeit und Zahmheit; doch beißt sie tief und vergiftet tödlich, so wie sie berührt wird. Grausamen Wesens, sucht sie jedem Dinge zu schaden, und es giebt kein Geschöpf, welches von ihr geliebt wird, noch eins, welches sie lieben sollte; denn alle Thiere fürchten sie. Die Katzen jagen und tödten sie, aber sie fressen sie nicht; denn wenn sie Dieses thun wollten, würden sie vergehen und sterben. Wenn die Spitzmäuse in ein Fahrgeleise fallen, müssen sie ihr Leben lassen; denn sie können nicht wieder weggehen, Dies bezeugen Marcellus,

Die toskanische Wimperspitzmaus (Pachyura etrusca. — Siehe Seite 674.)

Nicander und Plinius, und die Ursache davon wird von Philes gegeben, welcher sagt, daß sie sich in einem Geleise so erschöpft und bedroht fühlen, als wären sie in Banden geschlagen. Eben deshalb haben die Alten auch die Erde aus Fahrgeleisen als Gegenmittel für den Mäusebiß verschrieben. Man hat aber noch mehrere Mittel, wie bei andern Krankheiten, um die Wirkung ihres Giftes zu heilen, und diese Mittel dienen zugleich auch noch, um allerlei Uebel zu heben. Eine Spitzmaus, welche aus irgend einer Ursache in ein Geleis gefallen und dort gestorben ist, wird verbrannt, zerstampft und dann mit Staub und Gänsefett vermischt: — solche Salbe heilt alle Entzündungen unfehlbar. Eine Spitzmaus, welche getödtet und so aufgehängt worden ist, daß sie weder jetzt noch später den Grund berührt, hilft Denen, deren Leib mit Geschwüren und Beulen bedeckt ist, wenn sie die wunde Stelle drei Male mit dem Leichnam des Thieres berühren. Auch eine Spitzmaus, welche todt gefunden und in Leinen-, Wollen- oder anderes Zeug eingewickelt worden ist, heilt Schwären und andere Entzündungen. Der Schwanz der Spitzmaus, welcher zu Pulver gebrannt und zur Salbe verwandt

wurde, iſt ein untrügliches Mittel gegen den Biß wüthender oder toller Hunde ꝛc.“ Die übrige Verwendung des heilkräftigen Thieres brauche ich nicht anzuführen: — dies eine Pröbchen wird, denke ich, vollkommen genügen. —

Mit unſerer Spitzmaus nahe verwandt, aber einer andern Sippe zugehörig, iſt die toskaniſche Wimperſpitzmaus (Pachyura etrusca oder P. suaveolens), ein Thierchen, welches deshalb beſonderer Erwähnung verdient, weil ſie, ſoweit bis jetzt bekannt, das kleinſte unter allen Säugethieren iſt. Ihre Geſammtlänge beträgt blos $2^1/_2$ Zoll, und hiervon geht ein Zoll auf den Schwanz ab; das Gewicht beträgt höchſtens 30 Gran. Das Thierchen iſt ſomit als ein Zwerg unter den Zwergen anzuſehen. Die Färbung des Pelzes iſt hellbräunlich oder röthlichgrau, der Rüſſel und die Pfoten ſind fleiſchfarben, der Schwanz oben bräunlich, unten lichter, die Füßchen haben weißliche Härchen; ältere Thiere ſind heller und roſtfarbig, die Jungen dunkler und mehr graufarbig. Auffallend iſt die verhältnißmäßig ſehr große Ohrmuſchel.

Dieſe Spitzmaus kommt faſt in allen Ländern vor, welche rings um das Mittelländiſche und Schwarze Meer liegen. Sie iſt im Norden Afrikas, im ſüdlichen Frankreich, in Italien und der Krim gefunden worden. In ihrer Lebensweiſe ähnelt ſie ihren Sippſchaftsverwandten. Zum Aufenthaltsort wählt ſie ſich am liebſten Gärten in der Nähe von Dörfern, aber ſie kommt auch in Gebäuden und Wohnungen vor. Da ſie viel zarter und empfindlicher gegen die Kälte iſt, als unſere nordiſchen Arten, ſucht ſie ſich gegen den Winter dadurch zu ſchützen, daß ſie ſich beſonders warme Aufenthaltsorte für die kalten Monate auswählt. —

Von den übrigen Spitzmäuſen wollen wir blos noch eine einzige Art, die Waſſerſpitzmaus (Crossopus fodiens), hervorheben. Sie zeichnet ſich vor ihren übrigen Verwandten hauptſächlich deshalb aus, weil die Zehen an der Unterſeite mit ſteifen, ſtarken und ziemlich langen Haaren beſetzt ſind, welche die Stelle der Schwimmhäute vertreten.

Die Gelehrten ſind noch uneinig, ob die Verſchiedenheiten, welche unſere Waſſerſpitzmäuſe zeigen, blos zufällige oder ſtändige ſind, welch Letzteres dann allerdings berechtigen würde, mehrere Arten von ihnen anzunehmen. Dem mag ſein, wie ihm wolle, für uns genügt es, das Thier im Allgemeinen zu betrachten.

Die Waſſerſpitzmaus gehört zu den größeren Arten der bei uns vorkommenden Spitzmäuſe. Ihre Geſammtlänge beträgt 4 Zoll 10 Linien, wovon 2 Zoll auf den Schwanz kommen. Der feine, dichte und weiche Pelz iſt gewöhnlich auf dem Oberkörper ſchwarz, im Winter glänzender, als im Sommer, auf dem Unterkörper aber grauweiß oder weißlich, zuweilen rein, manchmal mit Grauſchwarz theilweiſe gefleckt. Die Haare des Pelzes ſtehen ſo dicht, daß ſie vollkommen an einander ſchließen und keinen Waſſertropfen bis auf das Fell eindringen laſſen. Die Schwimmhaare ſind nach dem Alter und der Jahreszeit länger oder kürzer. Sie laſſen ſich ſo ausbreiten, daß ſie wie die Zinken eines Kammes auf jeder Seite der Füße hervorſtehen, und ſich auch wieder ſo knapp an die Seiten dieſer Theile anlegen, daß ſie wenig bemerkbar ſind. Sie bilden, wenn ſie gehörig gebreitet ſind, ein ſehr vollkommnes Ruder und leiſten den Thieren vortreffliche Dienſte. Nach Belieben können dieſe ſie entfalten und wieder zuſammenlegen und beim Laufen ſo andrücken, daß ſie hinlänglich gegen die Abnutzung geſchützt ſind.

Wie es ſcheint, iſt die Waſſerſpitzmaus über faſt ganz Europa und einen Theil Aſiens verbreitet und an geeigneten Orten überall häufig zu finden. Ihre Nordgrenze erreicht ſie in England und in den Oſtſeeländern, ihre Südgrenze in Spanien und Italien. In den Gebirgen ſteigt ſie zu bedeutenden Höhen empor, in den Alpen etwa bis zu 6000 Fuß. Sie bewohnt vorzugsweiſe die Gewäſſer gebirgiger Gegenden und am liebſten ſolche, in denen es auch bei der größten Kälte des Winters noch offne Quellen giebt; denn ſolche ſind ihr im Winter ganz unentbehrlich, um frei aus und ein zu gehen. Bäche gebirgiger Waldgegenden, welche reines Waſſer, ſandigen oder kieſigen Grund haben, mit

Bäumen beſetzt und von Gärten oder Wieſen eingeſchloſſen ſind, ſcheinen Lieblingsorte von ihr zu ſein. Ebenſo gern aber hält ſie ſich in Teichen auf, welche helles Waſſer haben und ſtellenweiſe mit Meerlinſen bedeckt ſind. Zuweilen findet man ſie hier in erſtaunlicher Menge. Oft wohnt ſie mitten in den Dörfern, gern in der Nähe der Mühle, doch iſt ſie nicht an das Waſſer gebunden; denn ſie läuft auch auf den an den Bächen liegenden Wieſen umher, verkriecht ſich unter den Heuſchobern, geht in die Scheuern und Ställe und kommt manchmal auf Felder, welche weit vom Waſſer entfernt ſind; man trifft ſie auch im Innern der Häuſer, zumal in Kellern an. In lockerm Boden nah am Waſſer gräbt ſie ſich ſelbſt Röhren, benutzt aber doch noch lieber die Gänge der Mäuſe und Maulwürfe, welche ſie in der Nähe ihres Aufenthaltsortes vorfindet. Ein Haupterforderniß ihrer Wohnung iſt, daß die Hauptröhre verſchiedene Ausgänge hat, von denen der eine in das Waſſer, die anderen über der Oberfläche deſſelben und noch andere nach dem Lande zumünden. Die Baue ſind Schlaf- und

Die Waſſerſpitzmaus (Crossopus fodiens).

Zufluchtsorte des Thierchens und gewähren ihm bei Verfolgung der Katzen und anderer Raubthiere eine ſichere Unterkunft.

In dieſer Wohnung bringt die Waſſerſpitzmaus an belebten Orten gewöhnlich den ganzen Tag zu; da aber, wo ſie keine Nachſtellung zu fürchten hat, iſt ſie auch bei Tage ſehr munter, beſonders im Frühjahr zur Paarungszeit. Selten ſchwimmt ſie an dem Ufer entlang, lieber geht ſie quer durch von dem einen Ufer zum andern. Will ſie ſich längs des Baches fortbewegen, ſo läuft ſie entweder unter dem Ufer weg oder auf dem Boden des Baches unter dem Waſſer dahin. Sie iſt ein äußerſt munteres, kluges und gewandtes Thier, welches dem Beobachter in jeder Hinſicht Freude macht. Ihre Bewegungen ſind ſchnell und ſicher, behend und ausdauernd; ſie ſchwimmt und taucht vortrefflich und beſitzt die Fähigkeit, bald mit vorſtehendem Kopf, bald mit ſichtbarem ganzen Oberkörper auf dem Waſſer zu ruhen, ohne eine bemerkliche Bewegung dabei zu machen. Wenn ſie ſchwimmt, erſcheint ihr Leib breit, platt gedrückt und gewöhnlich auch mit einer Schicht glänzendweißer, ſehr kleiner

Digitized by Google

Perlen überdeckt. Dieſe Perlen ſind Bläschen, welche ſich aus der von den dichten Haaren zurückgehaltenen Luft bilden. Gerade dieſe geſtaute Luftſchicht über dem Körper ſcheint ihr Fellchen immer trocken zu halten.

Wenn man ſich an einem Teiche gut verſteckt und hier Waſſerſpitzmäuſe beobachtet, welche nicht beunruhigt worden ſind, kann man ihr Treiben recht hübſch wahrnehmen. Schon früh vor oder gleich nach Sonnenaufgang ſieht man ſie zum Vorſchein kommen und im Teiche herumſchwimmen. Dabei halten ſie oft inne und legen ſich platt auf das Waſſer hin oder ſchauen halben Leibes aus demſelben hervor, ſo daß ihre weiße Kehle ſichtbar wird. Beim Schwimmen rudern ſie mit den Hinterfüßen ſo ſtark, daß man nach der Bewegung des Waſſers ein weit größeres Thier vermuthen möchte; beim Ausruhen ſehen ſie ſich überall um und ſtürzen ſich, ſo wie ſie eine Gefahr ahnen, pfeilſchnell in das Waſſer, ſo geſchwind, daß der Jäger welcher ſie erlegen will, ſehr nahe ſein muß, wenn ſie der Hagel ſeines Gewehres erreichen ſoll; denn wie manche Steißfüße ſtürzen ſie ſich in dem Augenblick in die Tiefe, in welchem ſie den Rauch aus dem Gewehre wahrnehmen, und entkommen ſo wirklich noch dem ihnen zugedachten Tode. In früheren Zeiten, wo man noch keine Schlagſchlöſſer an den Gewehren hatte, hielt es ſehr ſchwer, Waſſerſpitzmäuſe zu erlegen: ſie waren verſchwunden, ſowie das Feuer auf der Pfanne aufblitzte. Selten bleibt die kleine Taucherin lange auf dem Grunde des Waſſers, gewöhnlich kommt ſie bald wieder auf die Oberfläche herauf. Hier iſt ihr Wirkungskreis, hier ſieht man ſie an einſamen, ſtillen Orten den ganzen Tag über in Bewegung. Sie ſchwimmt nicht nur an den Ufern, ſondern auch in der Mitte des Teiches herum, oft von einer Seite zur andern und ruht gern auf einem in das Waſſer hängenden Baumſtumpf oder auf einem darin ſchwimmenden Holze aus. Zuweilen ſpringt ſie aus dem Waſſer in die Höhe, um ein vorüberfliegendes Kerbthier zu fangen, und ſtürzt ſich Kopf unterſt wieder hinein. Dabei iſt ihr Fellchen immer glatt und trocken, und die Tropfen laufen ihr, ſowie ſie wieder auf die Oberfläche kommt, vom Felle ab, wie Waſſer, welches man auf Wachstafft gießt. Im kranken Zuſtande verliert ſich dieſe Eigenſchaft des Pelzes: die Haare werden durchaus naß und die Feuchtigkeit dringt bis auf die Haut; dann aber geht die Waſſerſpitzmaus auch ſehr bald zu Grunde.

Das volle Leben des ſchmucken Thieres zeigt ſich am beſten bei ihrer Paarung und Begattung, welche zum erſtenmal im Jahre im April oder Mai vor ſich zu gehen pflegt. Unter beſtändigem Geſchrei, welches faſt wie „Siſiſi“ klingt und, wenn es von mehreren ausgeſtoßen wird, ein wahres Geſchwirr genannt werden kann, verfolgt das Männchen das Weibchen. Letzteres kommt aus ſeinem Verſteck herausgeſchwommen, hebt den Kopf und die Bruſt aus dem Waſſer empor und ſieht ſich nach allen Seiten um. Das Männchen, welches den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht unzweifelhaft ſchon geſucht hat, zeigt ſich jetzt ebenfalls auf dem freien Waſſerſpiegel und ſchwimmt, ſo wie es die Verlorene wieder entdeckt hat, eilig auf ſie zu. Dem Weibchen iſt es aber noch nicht gelegen, die ihm zugedachten Liebkoſungen anzunehmen. Es läßt zwar das Männchen ganz nahe an ſich heran kommen, doch ehe es erreicht iſt, taucht es plötzlich unter und entweicht weit, indem es auf dem Grunde des Teiches eine Strecke fortläuft und an einer ganz andern Stelle wieder emporkommt. Doch das Männchen hat Dies bemerkt und eilt von neuem dem Orte zu, an welchem ſich ſeine Geliebte befindet. Schon glaubt es, am Ziele zu ſein, da verſchwindet das Weibchen wieder und kommt abermals anderswo zum Vorſchein. So geht das Spiel Viertelſtunden lang fort, bis ſich endlich das Weibchen dem Willen des Männchens ergiebt. Dabei vergißt keines der beiden Gatten, ein etwa vorüberſchwimmendes Kerbthier oder einen ſonſtigen Nahrungsgegenſtand aufzunehmen, und nicht ſelten werden bei dieſer Liebesneckerei auch alle Gänge am Ufer mit beſucht.

Im Verhältniß zu ihrer Größe ſind die Waſſerſpitzmäuſe wahrhaft furchtbare Raubthiere. Sie verzehren nicht blos Kerfe aller Arten, zumal ſolche, welche im Waſſer leben, Würmer, kleine Weichthiere, Krebſe und dergleichen, ſondern auch Lurche, Fiſche, Vögel und kleine Säugethiere. Die harmloſe Maus, welcher ſie in ihren Löchern begegnen, iſt verloren; die vor kurzem ausgeflogene Bachſtelze, welche ſich unvorſichtig zu nahe an das Waſſer wagt, wird plötzlich mit derſelben Gier überfallen, mit welcher ſich ein Luchs auf ein Reh ſtürzt, und in wenigen Minuten abgewürgt; der Froſch

welcher achtlos an einer Fluchtröhre vorüberhüpft, wird plötzlich an den Hinterbeinen gepackt und trotz ſeines kläglichen Geſchreis in die Tiefe gezogen, wo er bald erliegen muß. Die Schmerlen und Elleritzen werden in kleine Buchten getrieben und hier auf eigne Weiſe gefangen: die Waſſerſpitzmaus trübt das Waſſer und bewacht den Eingang der Bucht; ſobald nun einer der kleinen Fiſche an ihr vorüberſchwimmen will, fährt ſie auf denſelben zu und fängt ihn gewöhnlich: ſie fiſcht, wie das Sprichwort ſagt, im Trüben. Aber nicht blos ſo kleine Thiere werden von der Waſſerſpitzmaus angefallen und getödtet: ſie wagt ſich ſogar an Geſchöpfe, deren Gewicht das ihre um mehr als das Sechzigfache übertrifft, ja man kann ſagen, daß es kein Raubthier weiter giebt, welches eine verhältnißmäßig ſo große Beute überfällt und umbringt.

„Vor einigen dreißig Jahren," ſagt mein Vater, „wurden im Frühjahr im Heinſpitzerſee in Eiſenberg mehrere Karpfen von zwei Pfund und darüber gefunden, denen die Augen und das Gehirn ausgefreſſen war. Einigen von ihnen fehlte auch an dem Körper hier und da Fleiſch. Dieſe merkwürdige Erſcheinung kam in einem Wochenblatte zur Sprache und veranlaßte einen heftigen Streit zwiſchen zwei Gelehrten einer benachbarten Stadt, in welchem der eine behauptete, die Teichfröſche ſeien es, welche ſich den Fiſchen auf den Kopf ſetzten, ihnen die Augen auskratzten und das Gehirn ausfräßen. Dies wurde von Denen geglaubt, bei welchen der Froſch überhaupt in ſchlechtem Rufe ſteht, von Solchen z. B., welche dem unſchuldigen Grasfroſch ſchuld geben, daß er den Flachs nicht nur verwirre, ſondern ihn auch, ja ſelbſt Hafer fräße. Auch unſer alter ehrwürdiger Blumenbach wurde von den genannten Gelehrten in den Streit gezogen, weil er in ſeiner Naturgeſchichte ſagt, die Fröſche fräßen Fiſche und auch Vögel. Der Gegner vertheidigte die Teichfröſche mit Geſchick, allein ihr Ankläger war nicht ſo leicht aus dem Sattel zu heben. Er brachte die getrockneten Kinnladen in einer Abbildung zur Anſchauung und ſuchte aus ihnen die Gefährlichkeit der Teichfröſche zu beweiſen. Endlich wurde auch ich erſucht, meine Stimme in dieſem Streite abzugeben. Ich zeigte, um die Unſchuld, den guten Namen und die Ehre der Fröſche zu retten, die Unmöglichkeit des ihnen Schuld gegebenen Verbrechens, da es ihnen bekanntlich gänzlich an Mitteln gebricht, daſſelbe auszuführen. Man ſchien mir Glauben zu ſchenken, doch blieb der Mörder der Karpfen unbekannt. Ich wußte nun zwar, daß die Spitzmäuſe Fiſche fangen und auch Fiſchlaich begierig aufſuchen, hatte auch an den gefangenen Waſſerſpitzmäuſen, welche ich eine Zeitlang lebend beſaß, die mörderiſche Natur derſelben hinreichend kennen gelernt; dennoch glaubte ich nicht, daß das kleine Thier ſo große Fiſche anfallen und tödten könne: aber der Beweis wurde mir geliefert."

„Ein Bauergutsbeſitzer des hieſigen Kirchſpiels zog in ſeinem Teiche ſchöne Fiſche und hatte im Herbſt 1829 in den Brunnenkaſten vor ſeinem Fenſtern, welcher wegen des zufließenden Quellwaſſers niemals zufriert, mehrere Karpfen geſetzt, um ſie gelegentlich zu verſpeiſen. Der Januar 1830 brachte eine Kälte von 22° und bedeckte faſt alle Bäche dick mit Eis; nur die „warmen Quellen" blieben frei. Eines Tages fand der Beſitzer ſeines Brunnens zu ſeinem großen Verdruß in ſeinem Röhrtroge einen todten Karpfen, welchem die Augen und das Gehirn ausgefreſſen waren. Nach wenigen Tagen hatte er den Aerger, einen zweiten anzutreffen, der auf ähnliche Weiſe zu Grunde gerichtet worden war, und ſo verlor er einen Fiſch nach dem andern. Endlich bemerkte ſeine Frau, daß gegen Abend eine ſchwarze „Maus" an dem Kaſten hinaufkletterte, im Waſſer herumſchwamm, ſich einem Karpfen auf den Kopf ſetzte und mit den Vorderfüßen ſich feſtklammerte. Ehe die Frau im Stande war, das zugefrorene Fenſter zu öffnen, um das Thier zu verſcheuchen, waren dem Fiſche die Augen ausgefreſſen. Endlich war das Oeffnen des Fenſters gelungen, und die Maus wurde in die Flucht getrieben. Allein kaum hatte ſie den Kaſten verlaſſen, ſo wurde ſie von einer vorüberſchleichenden Katze gefangen, dieſer wieder abgenommen und mir überbracht. Es war unſere Waſſerſpitzmaus, und ſie wird heute noch von mir ſorgfältig aufgehoben mit einem Zettel, auf welchem ihr Verbrechen angemerkt iſt. So waren denn die fraglichen Mörder der Karpfen in dem Heinſpitzerſee entdeckt worden, Mörder, welche ohne die Aufmerkſamkeit der Frau vielleicht heute noch unbekannt wären. Dabei muß ich noch bemerken, daß die von mir aufbewahrte Waſſerſpitzmaus nicht die einzige war, welche jenen Brunnenkaſten heim-

ſuchte, es kam eine um die andere nach ihr. Dies bewog den Beſitzer einen vergifteten Karpfenkopf in den Kaſten zu legen, mit welchem er auch mehrere Waſſerſpitzmäuſe umbrachte."

Etwa drei Wochen nach der Paarung wirft das Weibchen ſechs bis acht blinde Junge in ein Neſt, welches in ſelbſt gegrabenen Löchern in den Uferrändern der Teiche oder Bäche ſteht und mit dürrem Moſe, Grashalmen oder Baumblättern ausgefüttert iſt. Im Verlauf von fünf bis ſechs Wochen ſind die Jungen ſoweit ausgewachſen, daß ſie ſchon mit auf die Kerbthierjagd ausziehen können. Dann paart ſich die Mutter wahrſcheinlich zum zweiten Male und zieht eine neue Brut heran.

Die Feinde der Waſſerſpitzmaus ſind faſt dieſelben, welche wir bei der gemeinen Spitzmaus kennen lernten. Bei Tage geſchieht jenen gewöhnlich Nichts zu Leide; wenn ſie aber des Nachts am Ufer herumlaufen, werden ſie oft eine Beute der Eulen und Katzen. Nur die Erſteren verzehren ſie, die Letzteren tödten ſie blos und werfen ſie, ihres Moſchusgeruches wegen, dann weg. Der Forſcher, welcher Waſſerſpitzmäuſe ſammeln will, braucht deshalb blos jeden Morgen die Ufer der Teiche abzuſuchen; er findet dann in kurzer Zeit ſoviel Leichname dieſer Art, als er braucht.

In der Gefangenſchaft können die Waſſerſpitzmäuſe nicht lange am Leben erhalten werden. Mein Vater hatte mehrmals Waſſerſpitzmäuſe lebendig, doch ſtarben alle ſchon nach wenigen Tagen. Diejenige, welche am längſten lebte, wurde beobachtet. „Da ſie ſehr hungrig ſchien," ſagt mein Vater, „legte ich ihr eine todte Ackermaus in ihr Behältniß. Sie begann ſogleich, an ihr zu nagen, und hatte in kurzer Zeit ein ſo tiefes Loch gefreſſen, daß ſie zu dem Herzen gelangen konnte, welches ſie auch fraß. Dann verſpeiſte ſie noch einen Theil der Bruſt und der Eingeweide und ließ das Uebrige liegen. Sie hielt, wie ich Dies bei anderen Spitzmäuſen beobachtet habe, beſtändig den Rüſſel in die Höhe und ſchnüffelte unaufhörlich, um etwas für ſie Genießbares zu erſpähen. Hörte ſie ein Geräuſch, ſo verbarg ſie ſich ſehr ſchnell in dem Schlupfwinkel, welchen ich für ſie angebracht hatte. Sie that ſo hohe Sprünge, daß ſie aus einer großen, blechernen Gießkanne, in welcher ich ſie erſt hatte, faſt entkam. Am erſten Tage kam ſie ſtets trocken aus dem Waſſer hervor, am zweiten Tage war Dies ſchon weniger und kurz vor ihrem Tode faſt gar nicht mehr der Fall. Sie war ſehr biſſig und blieb, bis ſie ganz ermattete, ſcheu und wild."

In der letzten Sippe begegnen wir wieder höchſt merkwürdig geſtalteten Thieren, welche nur noch in der Familie der Maulwürfe durch ähnliche Formen vertreten ſind. Die **Biſamſpitzmäuſe** (Myogale), wie man ſie genannt hat, ſind eigentlich noch mehr Waſſerbewohner, als die Waſſerſpitzmäuſe, wenn man auch nicht ſagen kann, daß ſie in ihrem Elemente heimiſcher wären, als dieſe. Aber ſchon der erſte Blick auf ihre Geſtalt und namentlich auf die Füße kündet ſie als Waſſerbewohner im vollſten Sinne. Ihr Körperbau iſt gedrungener, als bei den übrigen Spitzmäuſen; der Hals iſt außerordentlich kurz, ebenſo dick, als der Leib, und von dieſem nicht zu unterſcheiden. Dabei ruht dieſer auf niedrigen Beinen, deren fünf Zehen durch eine lange Schwimmhaut mit einander verbunden ſind; die Hinterbeine ſind länger, als die vorderen; der Schwanz iſt länglich gerundet, gegen das Ende ruderartig zuſammengedrückt, geringelt und geſchuppt und nur ſpärlich mit Haaren beſetzt; die äußeren Ohren fehlen und die Augen ſind ſehr klein. Das Merkwürdigſte am ganzen Thiere iſt die Naſe, welche noch eher ein Rüſſel genannt werden kann, wie bei den Rohrrüßlern. Sie beſteht aus zwei langen, dünnen, verſchmolzenen, knorpligen Röhren, welche aber durch Hilfe zwei größerer und drei kleinerer Muskeln auf jeder Seite nach allen Richtungen ſich bewegen und zu den verſchiedenartigſten Zwecken gebraucht werden können, namentlich zu dem Betaſten aller Gegenſtände. In dieſem Rüſſel ſcheinen alle übrigen Sinne vertreten zu ſein, und ſomit iſt die Biſamſpitzmaus als echtes Naſenthier zu betrachten. Die Lippen ſind fleiſchig und ſchlaff. Unter der Schwanzwurzel liegt eine zwei Linien große Moſchusdrüſe, welche aus zwanzig bis vierzig Säckchen beſteht, deren jedes einen oben bauchigen und einen unten ſchmälern Theil hat und in der Wandung viele Drüſen-

Order 4. Cetacea. Fig. 1. Common Dolphin, *Delphinus delphis*. Fig. 2. Common Porpoise, *Phocæna communis*. Fig. 3. Sperm Whale, *Physeter macrocephalus*. Fig. 4. Common Rorqual, *Balænoptera rostrata*. Fig. 5. Greenland Whale, *Balæna mysticetus*. Fig. 6. Sirenia. Dugong, *Halicore dugong*.

Der Desman bewohnt den Südosten Europas und zwar hauptsächlich die Flußgebiete der Ströme Wolga und Don; in Asien findet er sich blos in der Bucharei. Sein Leben ist an das Wasser gebunden, und nur höchst ungern unternimmt er kleine Wanderungen von einem Bache zum andern. Ueberall, wo er vorkommt, ist er häufig.

Sein Leben ist sehr eigenthümlich, dem des Fischotters ähnlich. Es verfließt halb unter der Erde, halb im Wasser. Stehende oder langsam fließende Gewässer mit hohen Ufern, in welchen er sich leicht Gänge graben kann, sagen ihm am meisten zu. Hier findet man ihn auch einzeln oder paarweise in großer Anzahl. Die Röhren sind künstlich und ebenfalls nach Art des Fischotterbaues angelegt. Unterhalb der Oberfläche des Wassers beginnt ein schief nach aufwärts steigender Gang, welcher unter Umständen eine Länge von zwanzig und mehreren Fuß erreichen kann; dieser führt in einen Kessel, welcher regelmäßig vier oder fünf Fuß hoch über dem Wasserspiegel und jedenfalls über dem höchsten Wasserstand liegt, somit auch unter allen Umständen trocken bleibt. Ein Luftgang nach oben hin findet sich nicht; dennoch ist die Angabe, daß der Desman im Winter oft in seinen Bauen ersticken müsse, als alberne Fabel anzusehen. Es wäre zu unsinnig, wenn das von Luftmangel gequälte Thier nicht sein eigentliches Element, das Wasser, aufsuchen und in ihm nach einer Oeffnung im Eise spähen sollte, welche ihm den nöthigen Sauerstoff zuführen muß.

Als vortrefflicher Schwimmer und Taucher bringt der Desman den größten Theil seines Lebens im Wasser zu, und nur wenn ihn Ueberschwemmungen aus seinen unterirdischen Gängen vertreiben, betritt er die Oberfläche der Erde, aber auch dann entfernt er sich nur gezwungen auf kurze Strecken von dem Wasser. Hier treibt er sich Tag und Nacht, Sommer und Winter herum; denn wenn auch Eis die Flüsse deckt, er geht unter ihm seinem Gewerbe nach und zieht sich blos, wenn er gesättigt und ermüdet ist, nach seiner Höhle zurück, deren Mündung immer so tief angelegt ist, daß auch das dickste Eis sie nicht verschließen kann. Seine Nahrung besteht aus Blutegeln, Würmern, Wasserschnecken, Schnaken, Wassermotten und Larven anderer Kerbthiere. Die Fischer sagen freilich, daß er Wurzeln und Blätter vom Kalmus fresse, haben sich aber zu solchem Glauben nur von dem Umstande verleiten lassen, daß der Desman gerade diese Pflanzen als vorzügliche Jagdgebiete besonders oft nach Beute absucht.

So plump und unbeholfen der Wychuchol auch erscheint, so behend und gewandt ist er. Sobald das Eis aufgeht, sieht man ihn in dem Schilfe und in dem Gesträuch des Ufers unter dem Wasser hin spazieren, sich hin- und herwenden, mit schnellen Bewegungen des Rüssels Gewürm suchen und oft, um zu athmen, an die Oberfläche kommen. Bei heiterm Wetter spielt er im Wasser und sonnt sich am Ufer. Der Rüssel wird nach allen Seiten gekrümmt und mit ihm betastet er Alles: er scheint ihm auch vollkommen die übrigen Sinne zu ersetzen. Oft steckt er ihn in das Maul und läßt dann schnatternde Töne hören, welche denen einer Ente ähneln. Reizt man ihn oder greift man ihn an, so pfeift und quiekt er, wie die Spitzmaus, sucht sich auch durch Beißen zu vertheidigen. Mit dem Rüssel vermag er, wie man anfänglich beobachtet hat, sehr hübsch und geschickt Regenwürmer und andere kleine Thiere zu erhaschen und nach Elefantenart in das Maul zu schieben. Somit verdient er eigentlich den Namen Elefantenspitzmaus, welcher, wie wir sahen, den Rohrrüßlern gegeben wurde. Im Trocknen wird er sehr unruhig und sucht zu entkommen; sobald er dann in das Wasser gelangt, scheint er sich ordentlich beglückt zu fühlen und wälzt sich vor Vergnügen hin und her.

Man kann den Wychuchol ziemlich leicht fangen, zumal im Frühling und zur Zeit der Begattung, wo die Verliebten mit einander spielen. In einem großen Netze, welches man durch das Wasser zieht, findet man dann regelmäßig mehrere verwickelt. Aber man muß dabei natürlich die Vorsicht gebrauchen, immer nur kürzere Strecken auf einmal durchzufischen, damit die Thiere, welche durch die Netze in ihren Bewegungen gehindert werden, nicht unter dem Wasser ersticken. In den Reußen und Netzen, welche die Fischer ausstellen, werden sehr viele von ihnen aufgefunden, welche auf diese Weise ums Leben gekommen sind. Im Herbst betreibt man eine förmliche Jagd auf den Wychuchol, weil um diese Zeit seine Jungen erwachsen sind und die Ausbeute dann ergiebig wird.

Ueber die Fortpflanzung und die Zahl der Jungen des Desman ist bis jetzt noch nichts Sicheres bekannt; doch scheint es, daß er sich ziemlich zahlreich vermehrt, und hierfür sprechen auch die acht Zitzen, welche man am Weibchen findet. Wie häufig das Thier sein muß, geht daraus hervor, daß man die Felle, welche man zur Verbrämung der Kappen und Hauskleider verbraucht, nur mit einem oder zwei Kreuzern unsers Geldes bezahlt. Im Winter werden aus unbekannten Gründen meistens Männchen, selten Weibchen, gefangen, im Sommer dagegen nur wenig Männchen.

Pallas ist der Einzige, welcher auch über den gefangenen Desman Etwas mittheilt. Das Thier hält stets nur sehr kurze Zeit in der Gefangenschaft aus, selten länger, als drei Tage. Doch glaubt genannter Forscher, daß Dies wohl in der üblen Behandlung liegen möchte, welche der Wychuchol beim Fange Seitens der Fischer erleiden muß. Wenn man ihm in sein Behältniß Wasser gießt, zeigt er eine besondere Lust, schmatzt, wäscht den Rüssel und schnuppert dann umher. Läßt man den unruhigen Gesellen gehen, so wälzt er sich unaufhörlich von einer Seite auf die andere, und indem er sich auf die Sohle der einen Seite stützt, kämmt und kratzt er sich so schnell, als mache er es mit zitternder Bewegung. Die Sohlen sind wunderbar gelenkig und können selbst die Lenden erreichen, der Schwanz dagegen bewegt sich wenig und wird fast immer wie eine Sichel gebogen. Der Desman ergreift alle ihm zugeworfene Beute hastig mit dem Rüssel, wie mit einem Finger, und schiebt sie sich ins Maul, schnüffelt auch nach allen Seiten hin beständig herum und scheint dieselbe Unersättlichkeit zu besitzen, wie andere Mitglieder seiner Familie. Abends begiebt er sich zur Ruhe und liegt dann mit zusammengezogenem Leib, die Vorderfüße auf einer Seite, den Rüssel nach unten, fast unter den Arm gebogen, auf der flachen Seite. Aber auch im Schlafe ist er unruhig und wechselt oft den Platz. Nach sehr kurzer Zeit wird das Wasser von seinem Unrathe und von dem Geruch der Schwanzdrüsen stinkend und muß deshalb beständig erneuert werden. Doch auch bei dieser Sorgfalt hält das arme, seiner Heimat entzogene Geschöpf nicht lange in der Behausung des Menschen aus.

So angenehm der Desman durch seine Beweglichkeit und Lebendigkeit ist, so unangenehm wird er durch den Moschusgeruch, welcher so stark ist, daß er nicht nur das ganze Zimmer füllt und verpestet, sondern sich auch allen Thieren, welche jenen fressen, mittheilt und förmlich einprägt. Wie es scheint, hat der Desman weder unter den Säugethieren, noch unter den Vögeln viele Feinde: um so eifriger aber stellen ihm die großen Raubfische und namentlich die Hechte nach. Solche Uebelthäter sind dann augenblicklich zu erkennen; denn sie stinken so fürchterlich nach Moschus, daß sie vollkommen ungenießbar geworden sind. Der Mensch verfolgt das schmucke Thier seines Felles wegen, welches dem des Bibers und der Zibetratte so ähnelt, daß sich Linné verleiten ließ, den Desman als Castor moschatus oder „Moschusbiber" unter die Nager zu stellen.

Die am tiefsten stehenden aller Kerfjäger haben sich gänzlich unter die Oberfläche der Erde zurückgezogen und führen hier ein in jeder Hinsicht eigenthümliches Leben.

Die Maulwürfe sind fast über ganz Europa und einen großen Theil von Asien, sowie Südafrika und Nordamerika verbreitet. Ihre Artenzahl ist nicht eben groß, doch ist es wahrscheinlich, daß es noch viele den Naturforschern unbekannte Maulwürfe giebt. Alle Arten sind so auffallend gestaltet und ausgerüstet, daß sie ohne alle Schwierigkeit zu erkennen sind. Der gedrungene Leib ist ganz walzenförmig geworden und geht ohne abgesetzten Hals in den Kopf über, welcher sich seinerseits zu einem Rüssel verlängert und zuspitzt. An dieser Leibeswalze stehen vier kurze Beine, von denen die vorderen als verhältnißmäßig riesige Grabwerkzeuge erscheinen. Die Hinterpfoten sind schmal, gestreckt und rattenartig; der Schwanz ist ganz kurz. Augen und Ohren sind fast gänzlich verkümmert und vollständig in dem ungemein feinen, weichen, kurzen und dichten Pelze verborgen. Letzterer ist auch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Haare einen wirklichen Metallglanz haben; denn diese Eigenthümlichkeit findet man sonst bei keinem Säugethiere weiter. Mit diesen äußerlichen Merkmalen

ſteht die Anlage und Ausbildung der inneren Theile natürlich im innigſten Einklange. Der Bau und die Stellung der Vorderfüße, die hauptſächlichſten Merkmale des Maulwurfs, bedingen eine Stärke des Oberbruſtkorbes, wie ſie verhältnißmäßig kein anderes Thier beſitzt. Das Schulterblatt iſt das ſchmalſte und längſte, das Schlüſſelbein das dickſte und längſte in der ganzen Klaſſe. Auch der Oberarm iſt ungemein breit, der Unterarm ſtark und kurz. Zehn Knochen finden ſich in der Handwurzel und an den kurzen Zehen lange, ſtarke Grabkrallen, außerdem fällt die Verwachſung von zwei bis vier Halswirbeln auf. — Man ſieht auf den erſten Blick, daß dieſe rieſigen Vorderglieder blos zum Graben beſtimmt ſein können: ſie ſind Schaufeln, welche man ſich nicht vortrefflicher geſtaltet denken kann. An dieſe Knochen ſetzen ſich nun auch beſonders kräftige Muskeln an, und daher kommt eben die verhältnißmäßige Stärke des Thieres im Vordertheile ſeines Körpers. Das Gebiß iſt ebenfalls ſehr eigenthümlich, und hauptſächlich durch die feinen, äußerſt ſcharfen, ſpitzigen Zähne ausgezeichnet, welche wie verſchiedene Nadelreihen in einander greifen.

Alle Maulwürfe bewohnen meiſt ebene, fruchtbare Gegenden der genannten Erdtheile. Nicht ſelten kommen ſie zwar auch im Gebirge vor, doch bleibt die Ebene unter allen Umſtänden vorzugsweiſe ihre Heimat. Wieſen und Felder, Gärten, Wälder und Auen werden von ihnen natürlich den trockenen, unfruchtbaren Hügelabhängen oder ſandigen Stellen vorgezogen. Nur ausnahmsweiſe finden ſie ſich an den Ufern der Flüſſe oder Seen ein und noch ſeltner begegnet man ihnen an den Küſten des Meeres. Alle Arten führen ein vollkommen unterirdiſches Leben. Sie ſcharren ſich Gänge durch den Boden und werfen Haufen auf, ebenſowohl im trocknen, lockern oder ſandigen, als im feuchten und weichen Boden. Manche Arten legen ſich weit ausgedehnte und ſehr zuſammengeſetzte Baue an.

Die Maulwürfe oder *Mulle* ſind Kinder der Finſterniß und empfinden ſchmerzlich die Wirkung des Lichts. Deshalb kommen ſie auch nur ſelten freiwillig an die Oberfläche der Erde und ſind ſelbſt in der Tiefe bei Nacht thätiger, als bei Tage. Ihr Leibesbau verbannt ſie entſchieden von der Oberfläche der Erde. Sie können weder ſpringen, noch klettern, ja, kaum ordentlich gehen, obgleich ſich manche ziemlich raſch auch auf der Erde fortbewegen — meiſt blos mit der Sohle der Hinterfüße und dem Innenrande der Hände den Boden berührend. Um ſo raſcher iſt ihr Lauf in ihren Gängen unter der Erde und wahrhaft bewundernswürdig die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie graben. Auch das Schwimmen verſtehen ſie ſehr gut, obgleich ſie von dieſer Fertigkeit blos im Nothfalle Gebrauch machen. Die breiten Hände geben ganz vorzügliche Ruder ab und die kräftigen Arme erlahmen im Waſſer erklärlicher Weiſe noch weit weniger, als beim Graben in der Erde.

Unter den Sinnen der Maulwürfe ſind der Geruch und das Gehör ſowie das Gefühl beſonders ausgebildet, während das Geſicht ſehr verkümmert iſt. Ihre Stimme beſteht in ziſchenden und quiekenden Lauten. Die geiſtigen Fähigkeiten ſind gering, obwohl nicht in dem Grade, als man gewöhnlich zu glauben geneigt iſt. Doch ſind die ſogenannten ſchlechten Eigenſchaften weit mehr entwickelt, als die guten; denn alle Mulle ſind im höchſten Grade unverträgliche, zänkiſche, biſſige, räuberiſche und mordluſtige Thiere, welche ſelbſt den *Tiger* an Grauſamkeit übertreffen und mit Luſt einen ihres Gleichen auffreſſen, ſobald er ihnen in den Wurf kommt.

Die Nahrung aller Mulle beſteht ausſchließlich in Thieren, *nie aus Pflanzenſtoffen*. Unter der Erde lebende Kerbthiere aller Art, Würmer, kleine *Krebſe*, *Aſſeln* und dergleichen bilden die Hauptmaſſe ihrer Mahlzeiten. Außerdem verzehren ſie aber, wenn ſie es haben können, kleine Säugethiere und Vögel, Fröſche und Nacktſchnecken. Ihre Gefräßigkeit iſt ebenſo groß, wie ihre Beweglichkeit; denn ſie können blos ſehr kurze Zeit ohne Nachtheil hungern und verfallen deshalb auch nicht in einen Winterſchlaf. Gerade aus dieſem Grunde werden ſie als Kerbthiervertilger ſehr nützlich, während ſie durch ihr Graben dem Menſchen viel Aerger bereiten.

Gewöhnlich ein oder zwei Mal im Jahre wirft der weibliche Maulwurf zwiſchen drei bis fünf Junge und pflegt dieſelben ſorgfältig. Die Kleinen wachſen ziemlich raſch heran und bleiben ungefähr einen Monat oder zwei bei ihrer Mutter. Dann machen ſie ſich ſelbſtſtändig, und die Wühlerei be-

ginnt. In der Gefangenſchaft kann man die Maulwürfe nicht erhalten, weil man ihrer großen Gefräßigkeit nicht Genüge zu leiſten vermag.

Unſer gewöhnlicher Maul- oder Mullwurf (Talpa europaea) iſt der Vertreter der erſten Sippe dieſer Familie. Er iſt ein ſo ausgezeichnetes Thier, daß er auch von dem Unkundigſten leicht erkannt werden muß. Der kurze, dicke, walzenförmige Körper, der Mangel äußerer Ohren, die nur ſchwer zu entdeckenden, ſehr kleinen Augen und der kurze Schwanz, die rüſſelförmige Naſe und die gewaltigen Grabfüße ſind Merkmale, welche vereinigt bei keinem andern Geſchöpfe mehr vorkommen und den Maulwurf ſehr auszeichnen. Dazu kommt nun noch, daß er ſich namentlich den Landbewohnern oft in recht unangenehmer Weiſe aufdrängt und deshalb ſelbſt unter den Bauern genauere Beobachter gefunden hat. Ja, man darf ſogar ſagen, daß viele Landleute den Maulwurf und ſeine Sitten beſſer kennen, als mancher Naturforſcher.

Der Maul- oder Mullwurf (Talpa europaea).

Nach der oben mitgetheilten Familienbeſchreibung können wir ſeine Eigenthümlichkeiten mit wenigen Worten ſchildern. Von der Leibeswalze ſtehen die ſehr kurzen Beine ziemlich wagerecht ab; die Vorderbeine ſind ſo kurz, daß der Bauch des Thieres vollſtändig auf dem Boden liegt. Die ſehr breite, handförmige Pfote kehrt die Fläche, welche bei anderen Thieren die innere iſt, immer nach außen und rückwärts. Unter den ganz kurzen Zehen iſt die mittelſte am längſten, die äußeren aber verkürzen ſich allmählich und ſind faſt vollſtändig mit einander durch Spannhäute verbunden, ja beinah verwachſen. Breite, ſtark abgeplattete und ſtumpfſchneidige Krallen bewehren ſie. An den ſchwachen und kurzen Hinterfüßen ſind die Zehen getrennt und die Krallen ſpitz und ſchwach. Die Augen haben $^1/_8$ Linie im Durchmeſſer, d. h., ſie ſind etwa von der Größe eines Mohnkernes. Sie liegen in der Mitte zwiſchen der Rüſſelſpitze und den Ohren und ſind vollkommen von dem Kopfhaar überdeckt, haben aber Lider und können von dem Thiere willkürlich hervorgedrückt und zurückgezogen, alſo benutzt werden. Die Ohren ſind klein und haben keine äußeren Ohrmuſcheln, ſondern ſind außen blos von einem kurzen Hautrande umgeben, welcher ebenfalls unter den Haaren verborgen liegt und beliebig zur Oeffnung und Schließung des Gehörganges gebraucht werden kann. Die Behaarung iſt überall ſehr dicht, kurz und weich, ſammtartig; auch die glänzenden Schnurren und Augenborſten ſind

Digitized by Google

kurz und dabei sehr fein. Dieser Pelz bedeckt den ganzen Körper mit Ausnahme der Pfoten, der Sohlen, der Rüsselspitze und des Schwanzendes. Er zeichnet sich durch seinen bald mehr ins Bräunliche, bald mehr ins Bläuliche oder selbst ins Weißliche schillernden Glanz aus. Die nackten Theile sind fleischfarbig, die Augen schwarz, wie kleine einfarbige Glasperlen; denn man kann an ihnen den Stern von der Regenbogenhaut nicht unterscheiden.

Unser gemeiner Maulwurf ist 5, höchstens $5\frac{1}{2}$ Zoll, nebst Schwänzchen 6 Zoll lang; die Höhe des Körpers am Widerrist beträgt gegen zwei Zoll. Das Weibchen ist schlanker gebaut, als das Männchen, und junge Thiere sind etwas mehr graulich gefärbt. Dies sind die einzigen Unterschiede, welche zwischen den Geschlechtern und Altern bestehen. Es giebt aber auch Abarten, bei denen die aschgraue Färbung des Jugendkleides eine bleibende ist, oder welche am Bauche auf der aschgrauen Grundfarbe breite, graugelbe Längsstreifen zeigen, ja selbst solche, welche mit weißen Flecken auf schwarzem Grunde gezeichnet sind. Aeußerst selten findet man auch wohl gelbe und weiße Maulwürfe, wahre Albinos. Bemerkenswerth ist, daß die im Osten ihres Verbreitungskreises wohnenden Maulwürfe größer sind, als die bei uns vorkommenden.

Das Vaterland des Maulwurfes erstreckt sich über ganz Europa, mit Ausnahme weniger Länder, und reicht noch bis in den östlichen Theil von Nord- und Mittelasien hinüber. Viele Forscher sind der Ansicht, daß auch der nordamerikanische Maulwurf weiter Nichts als eine Abart des unsrigen sei. In Europa bilden das südliche Frankreich, die Lombardei und die nördliche Türkei seine Südgrenze. Von hier aus steigt er nach Norden hinauf, bis in das Dovrefjeld, in Großbritannien bis zu dem mittlern Schottland und in Rußland bis zu den mittlern Dwinagegenden. Auf den Orkney- und Shetlandsinseln, sowie auf dem größten Theil der Hebriden und in Irland fehlt er gänzlich. In Asien geht er bis zur Lena und südwärts bis in den Kaukasus; in den Alpen steigt er bis zu 6000 Fuß Gebirgshöhe empor. Er ist überall gemein und vermehrt sich da, wo man ihm nicht nachstellt, in überraschender Weise.

Von seinem Aufenthalt giebt er selbst sehr bald die sicherste Kunde, da er beständig neue Hügel aufwerfen muß, um leben zu können. Diese Hügel bezeichnen immer die Richtung und Ausdehnung seines jedesmaligen Jagdgrundes. Bei seiner außerordentlichen Gefräßigkeit muß er diesen fortwährend vergrößern und daher auch beständig an dem Ausbau seines unterirdischen Gebietes arbeiten. Ohne Unterlaß gräbt er wagrechte Gänge in geringer Tiefe unter der Oberfläche und wirft, um den losgescharrten Boden zu entfernen, die bekannten Hügel auf. Blasius beschreibt seine unterirdischen Anlagen mit folgenden Worten:

„Unter allen einheimischen, unterirdischen Thieren bereitet sich der gemeine Maulwurf am mühsamsten seine kunstreichen Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch für die Einrichtung seiner Wohnung und Gänge, für Sicherheit gegen Gefahr mancherlei Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten ist seine eigentliche Wohnung, sein Lager, eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, die von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern und dergleichen und meist weit entfernt von dem täglichen Jagdgebiet. Mit letzterm, in welchem die sich täglich vermehrenden Nahrungsröhren sich manchfaltig verzweigen und kreuzen, ist die Wohnung durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden. Außer diesen Röhren werden noch eigenthümliche Gänge in der Fortpflanzungszeit angelegt. Die eigentliche Behausung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, stark drei Zoll weiten Kammer, welche zum Lagerplatz dient, und aus zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere in gleicher Höhe mit der Kammer, dieselbe ringsum in einer Entfernung von ungefähr sechs bis zehn Zoll einschließt, und der kleinere, etwas oberhalb der Kammer, mit dem größern ziemlich parallel verläuft. Aus der Kammer gehen gewöhnlich drei Röhren schräg nach oben in die kleinere Kreisröhre und aus dieser, ohne Ausnahme abwechselnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, fünf bis sechs Röhren schräg abwärts in die größere Kreisröhre; von letzterer aus strecken sich strahlen-

förmige und ziemlich wagrechte nach außen, und ebenfalls wieder abwechſelnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren etwa acht bis zehn einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen hin, die aber in einiger Entfernung meiſt bogenförmig nach der gemeinſamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder anſteigenden Bogen in dieſe Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zu der Wohnung gehörigen Röhren ſind ſehr dicht, feſt zuſammengeſtampft und glatt gedrückt. Die Kammer ſelbſt iſt zum Lager ausgepolſtert mit weichen Blättern von Gräſern, meiſt jungen Getreidepflänzchen, Laub, Mos, Stroh, Miſt oder zarten Wurzeln, welche der Maulwurf größtentheils von der Oberfläche der Erde herbeiführt. Kommt ihm Gefahr von oben, ſo ſchiebt er das weiche Lagerpolſter zur Seite und fällt nach unten, ſieht er ſich von unten oder von der Seite bedroht, ſo bleiben ihm die Verbindungsröhren zu der kleinern Kreisröhre theilweiſe offen. Die Wohnung bietet ihm zu Schlaf und Ruhe unter allen Umſtänden Sicherheit dar, und iſt deshalb auch ſein gewöhnlicher Aufenthalt, wenn er nicht auf Nahrung ausgeht. Sie liegt ein bis zwei Fuß unter der Erdoberfläche. Die Laufröhre iſt weiter, als die Körperdicke, ſo daß das Thier ſchnell und bequem vorwärts kommen kann; auch in ihr ſind die Wände durch Zuſammenpreſſen und Feſtdrücken von auffallender Feſtigkeit und Dichtigkeit. Aeußerlich zeichnet ſie ſich nicht, wie die übrigen Gänge durch aufgeworfene Haufen aus, indem bei der Entfernung die Erde nur zur Seite gepreßt wird. Sie dient blos zu einer möglichſt raſchen und bequemen Verbindung mit dem täglichen Jagdgebiete und wird nicht ſelten von anderen unterirdiſchen Thieren, Spitzmäuſen, Mäuſen und Kröten benutzt, die ſich aber ſehr zu hüten haben, dem Maulwurf in ihr zu begegnen. Von außen kann man ſie daran erkennen, daß die Gewächſe über derſelben verdorren und der Boden über ihr ſich etwas ſenkt. Solche Laufröhren ſind nicht ſelten hundert bis anderthalbhundert Fuß lang. Das Jagdgebiet liegt meiſt weit von der Wohnung ab und wird tagtäglich Sommer und Winter in den verſchiedenſten Richtungen durchwühlt und durchſtampft. Die Gänge in ihm ſind blos für den zeitweiligen Beſuch zum Aufſuchen der Nahrung gegraben und werden nicht befeſtigt, ſo daß die Erde von Strecke zu Strecke haufenweiſe an die Oberfläche der Erde geworfen wird und auf dieſe Weiſe die Richtung der Röhren bezeichnet. Die Maulwürfe beſuchen ihr Jagdgebiet gewöhnlich dreimal des Tages morgens früh, mittags und abends. Sie haben daher in der Regel ſechsmal täglich von ihrer Wohnung aus und wieder zurück die Laufröhre zu durchlaufen und können bei dieſer Gelegenheit, ſobald dieſes Rohr aufgefunden iſt, mit Sicherheit in Zeit von wenigen Stunden gefangen werden."

Das Innere der Baue ſteht nie unmittelbar mit der äußern Luft in Verbindung, doch dringt dieſe zwiſchen den Schollen der aufgeworfenen Haufen in hinreichender Menge ein, um dem Maulwurf den nöthigen Sauerſtoff zuzuführen. Außer der Luft zur Athmung bedarf das Thier aber auch Waſſer zum Trinken, und deshalb errichtet er ſich ſtets beſondere Gänge, welche zu nahen Pfützen oder Bächen führen, oder gräbt, wo ſolche ihm mangeln, beſondere Schächte, worin ſich dann Regenwaſſer ſammelt.

Ein alter Maulwurfsfänger hat häufig an der unterſten Stelle tiefer Röhren ein ſenkrechtes Loch gefunden welches den Brunnen bildet, aus dem der Maulwurf trinkt. Er ſagt: „Manche dieſer Löcher ſind von beträchtlicher Größe. Sie waren oft anſcheinlich trocken, allein wenn ich ein wenig Erde hineinwarf, überzeugte ich mich, daß ſie Waſſer enthielten. In dieſen Röhren kann der Maulwurf ſicher hinab- und heraufrutſchen. Bei naſſem Wetter ſind alle ſeine Brunnen bis an den Rand gefüllt und ebenſo in manchen Arten von Boden auch bei trockner Witterung. Wie ſehr der Maulwurf des Waſſers benöthigt iſt, ergiebt ſich übrigens aus dem Umſtande, daß man bei anhaltender Trockenheit in einer Röhre, welche nach dem Loche oder Waſſerbehälter führt, ihrer ſehr viel fangen kann."

Das Graben ſelbſt wird dem Maulwurf ſehr leicht. Mit Hilfe ſeiner ſtarken Nackenmuskeln und der gewaltigen Schaufelhände, mit welchen er ſich an einem beſtimmten Orte feſthält, bohrt er ſeine Schnauze in den lockeren Boden ein, zerſcharrt nun um ſich herum die Erdſchollen mit den Vorderpfoten und wirft ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter ſich. Durch die eigenthümliche Einrichtung ſeiner Ohren, welche, wie ich oben bemerkte, geſchloſſen werden können, iſt er vor dem

Eindringen von Sand und Erde in dieſelben vollkommen geſchützt. Die aufgeſcharrte Erde läßt er ſo lange hinter ſich liegen, in ſeinem eben gemachten Gange, bis die Menge ihm unbequem wird. Dann verſucht er an die Oberfläche der Erde zu kommen und wirft die Erde nach und nach mit der Schnauze heraus. Dabei iſt er faſt immer mit einer fünf bis ſechs Zoll hohen Schicht lockerer Erde überdeckt. In leichtem Boden gräbt er mit einer wirklich verwunderungswürdigen Schnelligkeit. Oken hat einen Maulwurf ein Vierteljahr lang in einer Kiſte mit Sand gehabt und beobachtet, daß ſich das Thier faſt ebenſo ſchnell, wie ein Fiſch durch Waſſer gleitet, durch den Sand wühlt, — die Schnauze voran, dann die Tatzen, den Sand zur Seite werfend, die Hinterfüße nachſchiebend. Noch ſchneller bewegt ſich der Maulwurf in den Laufgängen, wie man durch ſehr hübſche Beobachtungen nachgewieſen hat.

Ueberhaupt ſind die Bewegungen des Thieres ſchneller, als man glauben möchte. Nicht blos in den Gängen, ſondern auch auf der Oberfläche des Bodens, wo er gar nicht zu Hauſe iſt, läuft er verhältnißmäßig ſehr raſch, ſo daß ihn ein Mann kaum einholen kann. In den Gängen aber ſoll er ſo raſch gehen, wie ein trabendes Pferd. Auch im Waſſer iſt er, wie bemerkt, ſehr zu Hauſe, und man kennt Beiſpiele, daß er nicht blos breite Flüſſe, ſondern ſogar Meeresarme durchſchwommen hat. So erzählt Bruce, daß mehrere Maulwürfe an einem Juniabend bei Edinburg über fünfhundert Fuß weit durch das Meer nach einer Inſel geſchwommen ſind, um ſich daſelbſt anzuſiedeln. Nicht ſelten kommt es vor, daß der Wühler über breite Flüſſe ſetzt, und Augenzeugen haben ihn dabei in ſehr lebhafter Bewegung geſehen. Auch in großen Teichen bemerkt man ihn zuweilen; er ſchwimmt hier, den Rüſſel ſorgfältig in die Höhe gehalten, ſcheinbar ohne alle Noth und zwar mit der Schnelligkeit einer Waſſerratte. Da er nun noch außerdem ſich unter dem Bett ſelbſt großer Flüſſe durchwühlt und dann am andern Ufer luſtig weitergräbt, giebt es für ſeine Verbreitung eigentlich gar kein Hinderniß, und mit der Zeit findet er jedes gut gelegene Oertchen ſicher auf. So hat man, wie Tſchudi ſagt, öfters gefragt, wie der Maulwurf auf die Hochebene des Ueſernthales komme, „welche doch ſtundenweit von Felſen und Flühen, von einem Schneegebirgskranze und den Schrecken des Schöllemenſchlundes umgeben iſt.“ „Unſers Erachtens,“ bemerkt der genannte Forſcher, „darf man ſich nicht denken, es habe irgend einmal ein keckes von dem Inſtinkt geleitetes Maulwurfspaar die ſtundenweite Wanderung aus den Matten des untern Reußthales unternommen und ſich dann, in der Höhe bleibend, angeſiedelt. Die Einwanderung bedurfte vielleicht Jahrhunderte, bis das neue Kanaan gefunden war. Sie gingen unregelmäßig, langſam, ruckweiſe von unten über die Grasplätzchen und erdreichen Stellen der Felſenmauern nach oben mit vielen Unterbrechungen, Rückzügen, Seitenmärſchen, im Winter oft auf den nackten Steinen unter der Schneedecke fort; und ſo gelangte das erſte Paar wahrſcheinlich von den Seitenbergen her in das Thal, in deſſen duftigen Gründen es ſich raſch genug vermehren konnte.“

Die Hauptnahrung des Maulwurfs beſteht in Regenwürmern und Kerbthierlarven, welche unter der Erde leben. Namentlich der Regenwürmer halber legt er ſeine großen und ausgedehnten Baue an. Und dieſe Thiere wiſſen auch wirklich, daß ſie an dem Maulwurfe einen Feind haben, wie man ſich ſehr leicht überzeugen kann, wenn man einen Pfahl in lockeres Erdreich ſtößt und dann mit ihm rüttelt. Da kommen von allen Seiten Regenwürmer aus der Erde hervor und verſuchen, ſich auf der Oberfläche zu retten, ganz offenbar, weil ſie glauben, daß die Erſchütterung von einem wühlenden Maulwurf herrührte. Außer dieſen Würmern und Larven frißt er aber noch Käfer, namentlich Mai- und Miſtkäfer, Maulwurfsgrillen und alle übrigen Kerbthiere, welche er erwiſchen kann, wie auch Schnecken und Aſſeln, die ihm beſonders zu behagen ſcheinen. Sein ungewöhnlich feiner Geruch hilft ihm die Thiere aufſpüren, und er folgt ihnen in größeren oder kleineren Tiefen, je nachdem ſie ſelbſt höher oder niedriger gehen. Aber er betreibt nicht blos in ſeinem Bau die Jagd, ſondern holt ſich auch ab und zu von der Oberfläche, ja wie man ſagt, ſogar aus dem Waſſer eine Mahlzeit. Die arme Spitzmaus oder Wühlmaus, der Froſch, die Eidechſe oder Blindſchleiche und Natter (im Winter ſogar die Kreuzotter), welche ſich in ſeinen Bau verirren, ſind verloren. Selbſt ein anderer Maul-

wurf wird augenblicklich auf Tod oder Leben angefallen und, wenn er bezwungen worden ist, aufgefressen. Aber der gierige Räuber geht auch wirklich auf die Oberfläche der Erde hinaus, um zu morden.

„Ich habe," sagt Blasius, „mehrere Mal im Freien beobachtet, daß ein Frosch von einem Maulwurfe überlistet und an den Hinterbeinen unter die Erde gezogen wurde, bei welcher unfreiwilligen Versenkung das unglückliche Opfer ein lautes, klägliches Geschrei ausstieß." Und Lenz beobachtete, daß er ähnlich auch mit den Schlangen verfährt; ich werde gleich erzählen, wie.

Der Hunger des Maulwurfs ist unstillbar. Er bedarf täglich soviel an Nahrung, als sein eignes Körpergewicht beträgt, und hält es nicht über zwölf Stunden ohne Fraß aus. Hiervon hat man sich durch mehrere sehr hübsche Beobachtungen überzeugt.

Flourens, welcher überhaupt wissen wollte, was das Thier am liebsten fräße, setzte zwei Maulwürfe in ein Gefäß mit Erde und legte eine Meerrettigwurzel vor. Am andern Tage fand er die Wurzel unversehrt, von einem Maulwurfe aber blos die Haut, das Uebrige, selbst die Knochen aufgefressen. Er that sodann den Lebenden in ein leeres Gefäß. Das Thier sah schon wieder sehr unruhig und hungrig aus. Nun brachte der Beobachter einen Sperling mit ausgerupften Schwungfedern zu dem Maulwurf. Dieser näherte sich dem Vogel augenblicklich, bekam aber einige Schnabelhiebe, wich zwei bis drei Mal zurück, stürzte sich dann plötzlich auf den Spaz, riß ihm den Unterleib auf, erweiterte die Oeffnung mit den Tatzen und hatte in kurzer Zeit die Hälfte unter der Haut mit einer Art von Wuth aufgefressen. Flourens setzte sodann ein Glas Wasser in das Gefängniß. Als es der Maulwurf bemerkte, stellte er sich aufrecht mit den Vordertatzen auf das Glas und soff mit großer Begierde, dann fraß er nochmals von dem Sperling, und jetzt war er vollständig gesättigt. Es wurde ihm nun Fleisch und Wasser weggenommen; er war aber schon sehr bald wieder hungrig, leer, höchst unruhig und schwach, und der Rüssel schnüffelte beständig umher. Kaum kam ein neuer lebender Sperling hinzu, so fuhr er auf ihn los, biß ihm den Bauch auf, fraß die Hälfte, soff wieder gierig, sah dann sehr strotzend aus und wurde vollkommen ruhig. Am andern Tage hatte er das Uebrige bis auf den umgestülpten Balg aufgefressen und war schon wieder hungrig. Er fraß sogleich einen Frosch, welcher aber auch blos bis Nachmittag anhielt. Da gab man ihm eine Kröte; sobald er an sie stieß, blähte er sich auf und wandte wiederholt die Schnauze ab, als wenn er einen unüberwindlichen Ekel empfände; er fraß sie auch nicht. Am andern Tage war er Hungers gestorben, ohne die Kröte oder Etwas von einer Möhre, Kohl oder Salat angerührt zu haben. Drei andere Maulwürfe, welche Flourens blos zu Wurzeln und Blättern gesperrt hatte, starben alle drei vor Hunger. Diejenigen, welche mit lebendigen Sperlingen, Fröschen oder mit Rindfleisch und Kellerasseln genährt wurden, lebten sehr lange. Einmal setzte der Beobachter ihrer zehn in ein Zimmer ohne alle Nahrung. Einige Stunden später begann der Stärkere den Schwächern zu verfolgen; am andern Tage war dieser aufgefressen, und so ging Das fort, bis zuletzt nur noch zwei übrigblieben, von denen ebenfalls der eine den andern aufgefressen haben würde, wäre beiden nicht andere Nahrung gereicht worden.

Oken fütterte seinen Gefangenen mit geschnittenem Fleisch und zwar mit rohem ebensowohl, wie mit gekochtem, sowie es gerade zur Hand war. Brod und Pflanzenstoffe rührte das Thier nie an. Als der Forscher einen zweiten Gefangenen zu dem ersten brachte, entstand augenblicklich Krieg unter den Thieren. Sie gingen sofort auf einander los, packten sich mit den Kiefern und bissen sich minutenlang gegenseitig. Hierauf fing der Neuling an zu fliehen, der Alte suchte ihn überall und fuhr dabei blitzschnell durch den Sand. Oken machte nun dem Verfolgten in einem Zuckerglase eine Art von Nest zurecht und stellte es während der Nacht in den Kasten. Am andern Morgen lag der Schützling aber doch todt im Sande. Wahrscheinlich war er aus dem Glase gekommen und von dem frühern Eigner des Gefängnisses todtgebissen worden, und zwar jedenfalls nicht aus Hunger, sondern aus angeborner Böswilligkeit. Der schwache Unterkiefer war dabei entzweigebissen. Am andern Tage war auch der Alte todt, nicht an einer Verwundung, sondern, wie es schien, an Uebereiferung und Erschöpfung im Kampfe.

Lenz nahm einen frischen und unversehrt gefangenen Maulwurf und ließ ihn in ein Kistchen,

deſſen Boden blos zwei Zoll hoch mit Erde bedeckt war, damit er hier, weil er keine unterirdiſchen Gänge bauen konnte, ſich die meiſte Zeit frei zeigen mußte. Schon in der zweiten Stunde ſeiner Gefangenſchaft fraß er Regenwürmer in großer Menge. Er nahm ſie, wie er es auch bei anderm Futter thut, beim Freſſen zwiſchen die Vorderpfoten und ſtrich, während er mit den Zähnen zog, durch die Bewegung der Pfoten den anliegenden Schmuz zurück. Pflanzennahrung der verſchiedenſten Art, auch Brod und Semmel, verſchmähte er ſtets, dagegen fraß er Schnecken, Käfer, Maden, Raupen, Schmetterlingspuppen und Fleiſch von Vögeln und Säugethieren. Am achten Tage legte ihm Lenz eine große Blindſchleiche vor. Augenblicklich war er da, gab ihr einen Biß und verſchwand, weil ſie ſich ſtark bewegte, unter der Erde. Gleich darauf erſchien er wieder, biß nochmals zu und zog ſich von neuem in die Tiefe zurück. Das trieb er wohl ſechs Minuten lang; endlich wurde er aber kühner, packte feſt zu und nagte, konnte aber nur mit großer Mühe die zähe Haut durchbeißen. Nachdem er jedoch erſt ein Loch gemacht hatte, wurde er äußerſt kühn, fraß immer tiefer hinein, arbeitete gewaltig mit den Vorderpfoten, um das Loch zu erweitern, zog zuerſt Leber und Gedärme hervor und ließ ſchließlich Nichts übrig, als den Kopf, die Rückenwirbel, einige Hautſtücken und den Schwanz. Dies war am Morgen geſchehn. Mittags fraß er noch eine große Gartenſchnecke, deren Gehäus zerſchmettert worden war, und Nachmittags verzehrte er drei Schmetterlingspuppen. Um fünf Uhr hatte er bereits wieder Hunger und erhielt nun eine etwa $2^1/_2$ Fuß lange Ringelnatter. Mit dieſer verfuhr er gerade ſo, wie mit der Blindſchleiche, und da ſie aus der Kiſte nicht entkommen konnte, erreichte er ſie endlich und fraß ſo emſig, daß am nächſten Morgen Nichts mehr übrig war, als der Kopf, die Haut, das ganze Gerippe und der Schwanz. Einer Kreuzotter gegenüber, welche ihn unfehlbar getödtet haben würde, wurde ſein Muth nicht auf die Probe geſtellt; denn er kam durch einen Zufall früher ums Leben. Doch glaubt Lenz, daß er unter der Erde, wo er entſchieden muthiger, als in der Gefangenſchaft und in Gegenwart von Menſchen iſt, auch wohl eine Kreuzotter angreifen dürfte, wenn dieſe zum Winterſchlaf einen ſeiner Gänge bezieht und hier von ihm in ihrer Erſtarrung angetroffen wird.

Recht deutlich kann man ſich an gefangenen Maulwürfen von der Schärfe ihres Geruches überzeugen. Ich brachte einen in eine Kiſte, welche etwa einen halben Fuß hoch mit Erde bedeckt war. Er wühlte ſich ſofort in die Tiefe. Nun drückte ich die Erde feſt und legte ſein geſchnittenes, rohes Fleiſch in eine Ecke. Schon nach wenig Minuten hob ſich hier die Erde, die feine höchſt biegſame Schnauze brach durch und das Fleiſch wurde verzehrt. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der Geruch den Maulwurf auf allen ſeinen Jagden leitet.

Der Geruch befähigt ihn, auch die Nahrung zu entdecken, ohne ſie zu ſehen oder zu berühren, und leitet ihn erfolgreich durch ſeine verwickelten, unterirdiſchen Gänge. Alle Maulwurfsfänger wiſſen, wie ſcharf dieſer Sinn iſt, und nehmen deshalb, wenn ſie Fallen ſtellen, gern einen todten Maulwurf zur Hand, mit welchem ſie die Raſenſtücke oder Fallen abreiben, die ſie vorher in ihrer Hand gehabt haben. Die feine, höchſt bewegliche Naſe dient ihm zugleich als Taſtwerkzeug. Dies ſieht man hauptſächlich dann, wenn das Thier zufällig auf die Oberfläche der Erde gekommen iſt und hier eine Stelle erſpähen will, welche ihm zu raſchem Eingraben geeignet ſcheint. Er rennt eilig hin und her und unterſucht taſtend überall den Grund, bevor er ſeine gewaltigen Grabwerkzeuge in Thätigkeit ſetzt. Auch während er eifrig gräbt, iſt dieſe Naſe immer der Vorläufer des Thieres nach jeder Richtung hin. — Das Gehör iſt vortrefflich. Wahrſcheinlich wird es beſonders benutzt, um Gefahren zu entgehen; denn der Maulwurf vernimmt nicht blos die leiſeſte Erſchütterung der Erde, ſondern hört auch jeden ihm bedenklich erſcheinenden Ton mit aller Sicherheit und ſucht ſich dann ſo ſchnell als möglich auf und davon zu machen. — Daß der Geſchmack hinter dieſem Sinne zurückſteht, geht ſchon aus der Vielartigkeit der Nahrung und aus der Gier hervor, mit welcher er frißt. Er giebt ſich keine Mühe, erſt zu unterſuchen, wie eine Sache ſchmeckt, ſondern beginnt gleich herzhaft zu freſſen und ſcheint auch zu zeigen, daß ihm ſo ziemlich alles Genießbare gleich ſei. Deshalb iſt jedoch noch nicht abzuleugnen, daß auch ſein Geſchmacksſinn rege iſt, nur freilich in einem weit untergeordneteren Grade, als die vorher genannten Sinne. Hinſichtlich des Geſichtes will ich hier nur an die bereits in der Einleitung ange-

führten hochdichterischen Worte unsers Rückert erinnern; denn jene Verse enthalten die vollste Wahrheit. Uebrigens gebraucht der Maulwurf sein Auge wirklich. Man weiß genau, daß er sich nach diesem Sinne richtet, wenn er schwimmend Ströme über setzt, welche ihm zum Unterwühlen zu breit sind. Will man seine Sehfähigkeit prüfen, so braucht man einen gefangenen Maulwurf blos ins Wasser zu werfen. Sobald er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, zu schwimmen, legt er augenblicklich die das Auge umgebenden Haare aus einander und zeigt die kleinen, dunkelglänzenden Kügelchen, welche er jetzt weit hervorgedrückt hat, um sie besser benutzen zu können.

Schon aus dem bis jetzt Mitgetheilten ist hervorgegangen, daß der Maulwurf im Verhältniß zu seiner Größe ein wahrhaft furchtbares Raubthier ist. Dem entsprechen auch seine geistigen Eigenschaften. Er ist wild, außerordentlich wüthend, blutdürstig, grausam und rachsüchtig, und lebt eigentlich mit keinem einzigen Geschöpf im Frieden, außer mit seinem Weibchen, und mit diesem auch blos während der Paarungszeit und so lange die Jungen desselben klein sind. Während des ganzen übrigen Jahres duldet er kein anderes lebendes Wesen in seiner Nähe und am allerwenigsten einen Mitbewohner in seinem Bau, ganz gleichgiltig, welcher Art dieser sein möge. Falls überlegne Feinde, wie das Wiesel oder die Kreuzotter, seine Gänge befahren, und zwar in der Absicht, auf ihn Jagd zu machen, muß er freilich unterliegen, wenn er auf diese ungebetenen Gäste trifft: mit den ihm gleich kräftigen oder schwächeren Thieren aber beginnt er einen Kampf auf Leben und Tod, welcher regelmäßig das Unterliegen des Eindringlings oder sein eignes Verderben nach sich zieht. Nicht einmal mit Anderen seiner Art, seien sie nun von demselben Geschlecht, wie er, oder nicht, lebt er in Freundschaft. Zwei Maulwürfe, die sich außer der Paarungszeit treffen, beginnen augenblicklich einen Zweikampf mit einander, welcher in den meisten Fällen den Tod des einen, in sehr vielen anderen Fällen aber auch den Tod beider herbeiführt. Am eifersüchtigsten und wüthendsten kämpfen natürlich zwei Maulwürfe desselben Geschlechts mit einander, und der Ausgang solcher Gefechte ist dann auch sehr zweifelhaft. Der eine unterliegt, verendet und wird von dem andern sofort aufgefressen. So ist es sehr begreiflich, daß jeder Maulwurf für sich allein einen Bau bewohnt und sich hier auf eigne Faust beschäftigt und vergnügt, entweder mit Graben und Fressen oder mit Schlafen und Ausruhen. Fast alle Landleute, welche ihre Betrachtungen über das Thier angestellt haben, sind darin einig, daß der Maulwurf drei Stunden „wie ein Pferd" arbeite und dann drei Stunden schlafe, hierauf wieder dieselbe Zeit zur Jagd verwende und die nächstfolgenden drei Stunden wieder dem Schlafe widme u. s. f.

Ein anderes Leben beginnt um die Paarungszeit. Jetzt verlassen die liebebedürftigen Männchen und Weibchen zur Nachtzeit häufig genug ihren Bau und streifen über der Erde umher, um andere Maulwurfspaläste aufzusuchen und hier Besuche abzustatten. Es ist erwiesen, daß es weit mehr Männchen, als Weibchen giebt, und daher treffen denn auch gewöhnlich ein Paar verliebte Männchen eher zusammen, als ein Maulwurf mit einer Maulwürfin. So oft Dies geschieht, entspinnt sich ein wüthender Kampf und zwar ebensowohl über, als unter der Erde, oder hier und dort nach einander, bis endlich der eine sich für besiegt ansieht und zu entfliehen versucht. Endlich, vielleicht nach mancherlei Kampf und Streit, findet der männliche Maulwurf ein Weibchen auf. Er versucht nun, dieses, nachdem er sich hinlänglich von dessen Geschlecht überzeugt hat, mit Gewalt oder Güte an sich zu fesseln. Er bezieht also mit seiner Schönen entweder seinen oder ihren Bau und legt hier Röhren an, welche den gewöhnlichen Jagdröhren ziemlich ähneln aber zu einem ganz andern Zwecke bestimmt sind, nämlich um das Weibchen darin einzusperren, wenn sich ein anderer Bewerber für dasselbe findet. Sobald er seine liebe Hälfte derart in Sicherheit gebracht hat, kehrt er sofort zu dem etwaigen Gegner zurück. Beide erweitern die Röhren, in welchen sie sich getroffen, zu einem Kampfplatze, und nun wird auf Tod und Leben gefochten. Das eingesperrte Weibchen hat sich inzwischen zu befreien gesucht und, neue Röhren grabend, sich weiter und weiter entfernt; der Sieger, sei es jetzt der erste oder der zweite Bewerber, eilt ihm jedoch nach und bringt es wieder zurück, und nach mancherlei Kämpfen gewöhnen sich die beiden mürrischen Einsiedler auch wirklich an einander. Jetzt graben sie

gemeinſchaftlich Sicherheits- und Nahrungsröhren aus, und das Weibchen legt ein Neſt für ihre Jungen an, in der Regel da, wo drei oder mehr Gänge in einem Punkte zuſammenſtoßen, damit bei Gefahr möglichſt viele Auswege zur Flucht vorhanden ſind. Das Neſt iſt eine einfache Kammer, welche dicht mit weichen, meiſt zerbiſſenen Pflanzentheilen ausgefüttert iſt; hauptſächlich mit Laub, Gras, Moos, Stroh, Miſt und anderen derartigen Stoffen, welche von der Oberfläche der Erde herbeigeholt und dicht in einander verflochten worden ſind. Gewöhnlich liegt es in einer ziemlichen Entfernung von dem früher geſchilderten Keſſel, iſt aber ihm durch die Laufröhre verbunden. Nach etwa vierwöchentlicher Tragzeit wirft das Weibchen drei bis fünf blinde Junge in dieſes Neſt, welche zu den unbehilflichſten von allen Säugern gerechnet werden müſſen. Sie ſind anfangs ganz nackt und blind und etwa ſo groß, wie eine derbe Bohne. Aber ſie zeigen ſchon in der früheſten Jugend dieſelbe Unerſättlichkeit, wie ihre Eltern, und wachſen deshalb ſehr ſchnell heran. Die Mutter giebt die größte Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Kinderſchar kund und ſcheut keine Gefahr, wenn es deren Rettung gilt. Wird ſie zufällig mit den Jungen aus dem Boden gepflügt oder gegraben, ſo ſchleppt ſie dieſelben im Maule in ein nahes Loch oder in einen Moos-, Miſt- oder Laubhaufen ꝛc., und verbirgt ſie hier vorläufig ſo eilig als möglich. Aber auch das Männchen nimmt ſich ihrer an und ſchleppt ihnen mit der Mutter Regenwürmer und andere Kerbthiere zu oder theilt bei Ueberfluthungen redlich die Gefahr und ſucht, die Jungen im Maule an einen ſichern Ort zu ſchaffen. Nach etwa fünf Wochen haben die Kleinen ſchon ungefähr die halbe Größe der Alten erreicht, liegen aber immer noch im Neſte und warten, bis eines von den Eltern ihnen Aezung zuträgt, welche ſie dann mit unglaublicher Gier in Empfang nehmen und verſpeiſen. Wird ihre Mutter ihnen weggenommen, ſo wagen ſie ſich wohl auch, gepeinigt vom wüthendſten Hunger, in die Laufröhre, wahrſcheinlich um nach der Mutter zu ſuchen. Nicht ſelten hat man auch, wenn das Weibchen gefangen worden war, das Männchen todt bei ſeiner Gattin liegen gefunden. Der Kummer hatte es umgebracht! Werden die Thiere nicht geſtört, ſo wagen ſich die jungen Maulwürfe endlich aus dem Neſte heraus und wohl auch auf die Oberfläche, wo ſie ſich necken und mit einander balgen. Ihre erſten Verſuche im Wühlen ſind noch ſehr unvollkommen; ſie ſtreichen ohne alle Ordnung flach unter der Oberfläche des Bodens hin, oft ſo dicht, daß ſie kaum mit Erde bedeckt ſind, und verſuchen es nur ſelten, aufzuwerfen. Aber die Wühlerei lernt ſich mit den Jahren, und im nächſten Frühjahre ſind ſie ſchon vollkommen geſchult in ihrer Kunſt. Ungeachtet man junge Maulwürfe vom April an bis zum Auguſt und noch länger findet, darf man doch nicht annehmen, daß das Weibchen zweimal im Jahre wirft, ſondern hat vollkommen Urſache, zu vermuthen, daß die Paarungs- und demzufolge auch die Wurfzeit in ſehr verſchiedene Monate fällt. Es läßt ſich Dies ſchon aus der Schwierigkeit erklären, welche der Maulwurf überwinden muß, ehe er ein Weibchen findet.

Der Maulwurf hält keinen Winterſchlaf, wie mancher andere Kerbthierjäger, ſondern iſt Sommer und Winter in ewiger Bewegung. Er folgt ganz den Thieren, Regenwürmern und Kerbthieren, und zieht ſich mit ihnen in die Tiefe der Erde oder mit ihnen zur Oberfläche des Bodens empor, gerade ſo, wie ſie ſteigen oder fallen. Nicht ſelten ſieht man Maulwürfe im friſchen Schnee oder in tief gefrornem Boden ihre Haufen aufwerfen, und unter dem weichen Schnee unmittelbar über dem gefrornen Boden machen ſie oft große Wanderungen. Glaubwürdige Fänger haben berichtet, daß ſich der Maulwurf in ſeinen Höhlen ſogar Wintervorräthe anlege: eine große Menge Würmer nämlich, welche theilweiſe verſtümmelt würden, jedoch ſo, daß ſie nicht daran ſtürben. Sie behaupten, daß in ſtrengen Wintern dieſe Vorrathskammern reicher geſpickt wären, als in milden u. ſ. w. Dieſe Thatſache bedarf jedoch noch ſehr der Beſtätigung, wie es überhaupt über den Maulwurf noch viel zu beobachten giebt.

Wohl jeder meiner Leſer ſieht ein, daß alle Beobachtungen über unſer Thier nicht eben leicht ſind, und ich denke mir, daß ſich mancher von ihnen billig über die Beſtimmtheit gewiſſer Angaben verwundert und die Frage aufgeworfen haben wird: Wie iſt es möglich, ein ſo verſteckt lebendes Thier überhaupt zu beobachten? Darauf muß ich antworten, daß die Naturforſcher hier einen großen Theil ihres Wiſſens den alten, erprobten Maulwurfsfängern verdanken, welche ſie auf dieſe

oder jene Eigenſchaften des Thieres aufmerkſam gemacht haben und geradezu die erſten Lehrmeiſter geworden ſind. Außerdem hat man nun ſehr viel von den gefangenen Maulwürfen gelernt, und ich habe deshalb gewiſſe augenfällige Beobachtungen in ihrem Wortlaut gegeben. Und endlich, jede gewonnene Beobachtung iſt, wie es bei der Wiſſenſchaft überhaupt zu geſchehen pflegt, auf das ſorgfältigſte aufbewahrt, aber auch geprüft worden. So hat man ſchließlich ein klares Bild bekommen. Von der Art und Weiſe der Beobachtung will ich blos ein Beiſpiel anführen. Lecourt wollte die Schnelligkeit des Maulwurfs in ſeinen Gängen unterſuchen. Zu dieſem Zweck wandte er ein ebenſo geeignetes, als ergötzliches Mittel an. Er ſteckte eine Menge von Strohhalmen reihenweiſe in die Laufröhre, ſo, daß ſie von dem dahineilenden Maulwurf berührt und in Erſchütterung gebracht werden mußten. An dieſe Strohhalme befeſtigte er oben kleine Papierfähnchen und ließ jetzt den in ſeinem Jagdgebiet beſchäftigten Maulwurf durch einen Hornſtoß in die Laufröhre ſchrecken. Da fielen denn die Fähnchen der Reihe nach in demſelben Augenblicke ab, in welchem ſie der Maulwurf berührte, und der Beobachter mit ſeinem Gehilfen bekam hierdurch Gelegenheit, die Schnelligkeit des Laufens für eine gewiſſe Strecke mit aller Sicherheit zu ermitteln. — Die Baue kann man ſehr leicht kennen lernen, indem man ſie einfach ausgräbt; die Art des Wühlens ſieht man bei gefangenen Maulwürfen; die ausgewühlten Kampfplätze und Zweikämpfe zwiſchen liebenden Bewerbern hat man entdeckt, indem man den Lärm des Kampfes vernahm und die Thiere ſchnell ausgrub u. ſ. w.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß der Maulwurf durch Wegfangen der Regenwürmer, Maulwurfsgrillen, Engerlinge und anderer verderblicher Kerbthiere großen Nutzen ſtiftet, und er wird deshalb an allen Orten, wo man ſeine aufgeworfenen Haufen leicht wegſchaffen kann, immer eines der wohlthätigſten Säugethiere bleiben. Allein ebenſo gewiß iſt es, daß er in gehegten Stellen und vor allem in Gärten nicht zu dulden iſt, weil hier der Schaden, den er durch ſein Aufwerfen oder durch das Durchwühlen der Erde, aus welcher theure Pflanzen ihre Nahrung ziehen, durch das Herauswerfen derſelben, kurz, durch ſeine ganze Wühlerei den geordneten Pflanzenſtaat weſentlich gefährden kann. Und deshalb iſt es wohl immerhin angerathen, ihn an allen Orten, wo man ihn nicht hegen mag, unbarmherzig wegzufangen. Auf Wieſen, in Laubwäldern, in vollen Feldfruchtſtücken iſt er ein Gaſt, welcher unbedingt geſchützt werden ſollte: an andern, oben bezeichneten Orten aber verſteht er unſäglichen Aerger zu bereiten, und deshalb wird er noch heutigen Tages faſt überall ziemlich rückſichtslos verfolgt. Man kennt ſehr viele Mittel, um ihn zu vertreiben, thut aber jedenfalls am beſten, wenn man die Sorge einem alten, erfahrenen Maulwurfsfänger übergiebt, welcher die Kunſt, ihn auszurotten, weit beſſer verſteht, als Beſchreibungen ſie lehren können, und bekanntlich auf jedem Dorfe zu finden iſt. Nur ein einziges Mittel will ich angeben, weil daſſelbe noch ziemlich unbekannt und von großem Nutzen iſt. Wenn man einen Garten oder einen andern gehegten Platz mit aller Sicherheit vor dem Maulwurf ſchützen will, braucht man weiter Nichts zu thun, als ringsum eine Maſſe klar gehackter Dornen, Scherben oder andere ſpitze Dinge in die Erde einzugraben, etwa bis zu einer Tiefe von $1^1/_2$ oder 2 Fuß. Eine ſolche Schutzmauer hält jeden Maulwurf ab; denn wenn er ſie wirklich durchdringen will, verwundet er ſich an irgend einer Spitze im Geſicht und geht dann regelmäßig ſehr bald an dieſer Verwundung zu Grunde.

Außer dem Menſchen hat der Maulwurf viele Verfolger. Der Iltis, das Wieſel, die Eulen, die Falken, der Buſſard, die Raben und der Storch lauern ihm beim Aufwerfen auf, und das kleine Wieſel verfolgt ihn ſogar in ſeinen Gängen, wo er, wie oben bemerkt, auch der Kreuzotter nicht ſelten zum Opfer fällt. Auch die Pintſcher machen ſich ein Vergnügen daraus, einem grabenden Maulwurf aufzulauern und ihn mit einem plötzlichen Wurf aus der Erde zu ſchleudern; dann tödten ſie ihn durch wenige Biſſe. Nur die Füchſe, Marder, Igel und die genannten Vögel verzehren ihn, die anderen Feinde tödten ihn blos und laſſen ihn dann liegen.

Bei uns zu Lande bringt der getödtete Maulwurf faſt gar keinen Nutzen. Sein Fell wird höchſtens zur Ausfütterung von Blaſerohren oder zu Geldbeuteln verwendet. Die Ruſſen verfertigen aus demſelben kleine Säckchen, mit denen ſie bis nach China Handel treiben.

Der Maulwurf hat ebenfalls zu vielen fabelhaften Gerüchten Anlaß gegeben. Die Alten hielten ihn für ſtumm und blind und ſchrieben ſeinem Fette, ſeinem Blute, ſeinen Eingeweiden, ja ſelbſt dem Felle wunderbare Heilkräfte zu. Heutigen Tages noch beſteht an vielen Orten der Aberglaube, daß man von dem Wechſelfieber geheilt werde, wenn man einen Maulwurf auf der flachen Hand ſterben laſſe, und manche alte Weiber ſind feſt überzeugt, daß ſie Krankheiten durch bloſes Auflegen der Hand heilen könnten, wenn ſie dieſe vorher durch einen auf ihr ſterbenden Maulwurf geheiligt hätten.

Es iſt ganz natürlich, daß ein Thier, welches in ſeinem Leben ſo wenig bekannt iſt, dem gewöhnlichen Menſchen als wunderbar oder ſelbſt heilig erſcheinen muß: denn eben da, wo das Verſtändniß aufhört, fängt das Wunder an.

Unſer Maulwurf hat nur ſehr wenig Verwandte und unter ihnen zwei oder drei, welche mit ihm zu ein und derſelben Sippe gehören. Ein ſolcher iſt der blinde Maulwurf (Talpa coeca), welcher im Süden Europas und namentlich in Italien, Dalmatien und Griechenland, ſeltner in Südfrankreich vorkommt. Seinen Namen erhielt er, weil eine feine, durchſchimmernde Haut ſeine verhältnißmäßig noch kleineren Augen überzieht. Sie iſt dicht vor den Sternen von einer ganz feinen, ſchrägen, nicht klaffenden Röhre durchbohrt, durch welche das Auge nicht ſichtbar wird. Außerdem unterſcheidet ſich das Thier nur ſehr wenig von ſeinem nördlichen Vetter: hauptſächlich blos durch den längern Rüſſel, die breiteren Obervorderzähne und noch andere geringere Eigenthümlichkeiten im Gebiß und die (anſtatt grau-) weißbehaarten Lippen, die Füße und den Schwanz. Das dichte, ſammtähnliche Haar des Körpers iſt dunkelgrauſchwarz mit bräunlichſchwarzen Haarſpitzen. In der Größe iſt kaum ein Unterſchied zu bemerken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der blinde Maulwurf ſchon den Alten bekannt geweſen iſt. Ariſtoteles erwähnt ihn unter dem Namen Aspalax; denn gerade die Beſchreibung dieſes vortrefflichen Naturforſchers beweiſt, daß er unſern Maulwurf gar nicht gekannt, ſondern den ſüdlichen vor ſich gehabt habe. In der Neuzeit haben einige Forſcher behauptet, den blinden Maulwurf auch im äußerſten Norden von Deutſchland gefunden zu haben.

Dieſes Thier legt ſich weniger ausgedehnte Röhren an, als der gemeine Maulwurf und geht auch nicht ſo tief unter die Oberfläche hinab, wie dieſer, ganz wie es mit ſeinen heimatlichen Verhältniſſen im Zuſammenhange ſteht. Das Neſt für die Jungen legt er in ſeiner Wohnkammer an, im übrigen aber ähnelt er ſeinem Vetter in jeder Hinſicht.

Nun giebt es noch einen echten Maulwurf (Talpa Wogura) auf Japan, welcher ſich von dem unſern außer durch die Färbung durch die Zahl ſeiner unteren Schneidezähne unterſcheidet, aber genau wie jener lebt. Andere Mitglieder dieſer Sippe kennt man zur Zeit noch nicht.

Die nachſtehenden Sippſchaftsverwandten unſers Maulwurfs ſind die Sternmaulwürfe (Condylura — Rhinaster, Astromycetes —), gleichſam die amerikaniſche Ausgabe der unſrigen. Sie ſcheinen die echten Maulwürfe in verbeſſerter Form wiederzugeben, wenigſtens würde darauf hin der merkwürdig ausgebildete und durch einen ſtrahligen, ſternförmigen Kranz beweglicher Knorpellappen ſehr ausgezeichnete Rüſſel hindeuten. Die Vorder- und Hinterfüße ſind fünfzehig, die äußeren Ohren fehlen, wie bei unſerm Maulwurfe, dafür aber haben die Sternmaulwürfe einen langen Schwanz (den längſten in der ganzen Familie), und ſomit in ihrer Naſe und dem Schwanze Kennzeichen, welche ihnen durchaus eigenthümlich ſind.

Der gemeine Sternmull (Condylura cristata), ein Thier von etwa ſechs Zoll Körperlänge, wovon jedoch $1\frac{3}{4}$ Zoll auf den Schwanz kommen, iſt beträchtlich kleiner, als unſer Maulwurf, von

welchem ihn außer den angegebenen Merkmalen der geſtrecktere Körper hinlänglich unterſcheidet. Bei weitem das Merkwürdigſte am ganzen Thiere iſt der Kopf und an dieſem wieder die lange Schnauze, welche in einem kurzen, dünnen Rüſſel endigt, an deſſen Vorderſeite ſich die Naſenlöcher befinden. Sie ſind von einer ganz eigenthümlichen, ſternförmigen Einfaſſung kleiner, ſpitzer und ſehr beweglicher Knorpelfortſätze umgeben, welche das Thier nach Willkür auszubreiten oder zuſammenzulegen vermag, und zwar in ſo ausgedehntem Grade, daß es ebenſogut einen ſchönen Stern herſtellen, als die Naſenlöcher vollkommen verſchließen kann. Dieſer Naſenſtern beſteht aus ſechzehn größeren Knorpelſtrahlen, von denen ſich jederſeits acht an den Seiten befinden, ſowie aus vier kleineren, von denen zwei oben und zwei unten am Sterne ſtehen. Bis jetzt weiß man noch nicht gewiß, ob die Zahl dieſer Fortſätze bei allen Sternmullen ſtändig dieſelbe iſt oder ob ſie abweicht, und ſomit kann man auch noch nicht entſcheiden, ob die Arten, welche einige Naturforſcher aufgeſtellt haben, als wiſſenſchaftlich begründet

Der gemeine Sternmull (Condylura cristata).

anzuſehen ſind oder nicht. Eine Art, welche Harlan unter dem Namen Condylura macrura beſchrieb, ſoll nach Audubons Meinung der Sternmull während der Rollzeit ſein. Letzterer Forſcher glaubt wahrgenommen zu haben, daß ſich der Schwanz um dieſe Zeit bedeutend verlängere und verdicke. Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß dieſe Behauptung noch ſehr des Beweiſes bedarf.

Die Behaarung des Sternmulls iſt kurz, weich, ſammtartig und anliegend, wie bei unſerm Maulwurf; ihre Färbung iſt ſchieferſchwarz mit lichtbräunlichem Anfluge, am Rücken aber etwas dunkler, als unten und an den Seiten. Eine andere Art oder Abart iſt prächtig ſmaragdfarben und hat zweiundzwanzig Naſenknorpel. Eine dritte Art iſt bräunlichſchwarz mit zwanzig Naſenknorpeln u. ſ. w.

In der Lebensweiſe gleichen die Sternmulle den europäiſchen Maulwürfen vollſtändig. Sie graben ſich ähnliche Gänge unter der Erde, werfen Haufen auf und leben von Kerbthieren, wie dieſe. Die Jungen, welche Audubon fand, zeigten noch keine Spur der Anhängſel an ihrer Naſe.

Digitized by Google

Eine dritte Sippe enthält die Goldmulle (Chrysochloris), die ſüdafrikaniſchen Vertreter der bisher Genannten. Sie haben noch ganz die walzenförmige Geſtalt und den kurzen, weichen Pelz der eigentlichen Maulwürfe, unterſcheiden ſich aber von dieſen hinlänglich durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und ihre anders gebildeten Pfoten. Die Vorderfüße beſitzen nämlich blos drei große Sichelkrallen, während die Hinterfüße noch fünfzehig ſind und kurze Krallen tragen. Aeußere Ohrmuſcheln fehlen, wie bei unſeren Maulwürfen; das Auge iſt verdeckt; die kurze, zugeſpitzte Schnauze endet in einen nackten Knorpel, und die weiche Behaarung ſchimmert in einem wahrhaft blendenden Metallglanz, welcher dem Schiller mancher Kerbthiere und Vögel in Nichts nachgiebt und ſelbſt mit dem Edelſteingefieder der Kolibris wetteifern kann. Einen ſolchen Haarglanz beſitzt außer wenigen anderen Maulwürfen kein Säugethier weiter: und Dies allein ſchon würde genügen, um unſere Theilnahme für den Goldmull zu erwecken. In dem Gebiß zeigen ſie ebenfalls große Eigenthümlichkeiten. Die Zähne, von denen in jeder Reihe zehn hinter einander ſtehen, ſind durch kleine Lücken von einander getrennt, und gleich der erſtere ähnelt dem ſtarken, einwurzlichen Eckzahne; die beiden

Der grüne Goldmull (Chrysochloris inaurata)

folgenden kleineren ſind ebenfalls eckzahnartig. Dieſe Zähne ſtehen aber im Zwiſchenkiefer und müſſen deshalb als Schneidezähne angeſehen werden, während derjenige, welcher an der eigentlichen Stelle des Eckzahnes ſteht, in ſeiner Form ein Lückzahn iſt. Noch andere Eigenthümlichkeiten des Gerippes brauchen wir hier nicht weiter zu erwähnen.

Alle Goldmulle bewohnen den ſüdlichen Theil Afrikas. Sie leben dort ganz in der Weiſe unſerer Maulwürfe und ſind bei den Einwohnern, namentlich bei den europäiſchen Anſiedlern, ebenſo verhaßt, wie die Maulwürfe, weil ſie in den Gärten oft großen Schaden anrichten.

Der grüne Goldmull (Chrysochloris inaurata) iſt ein Bewohner des Kaplandes und namentlich in der Nähe der Kapſtadt ſehr häufig. In der Geſtalt und Größe ähnelt er unſerm gemeinen Maulwurfe; die Körperlänge beträgt fünf Zoll, die Höhe am Widerriſt $1\frac{1}{2}$ Zoll. Seine Augen ſind außerordentlich klein und von der allgemeinen Körperhaut überdeckt. Der Pelz iſt braun mit prachtvollem Metallglanze, die Augengegend und ein Streifen zum Mundwinkel ſind mattbraungelb, die Kehlgegend iſt grünlich. Der Grund des Pelzes iſt ſchieferfarben, die Krallen lichthornfarben.

Digitized by Google

the Wombat (*Phascolomys*) and the Koala (*Phascolarctus*), which are the largest of the Marsupials, and the Phalangers (*Phalangista*), which are the most numerous in species.

Fig. 58.—Skull of Wombat (*Phascolomys*).

The Wombats are heavily built animals, with short limbs and a short tail. They have a large head, with small eyes and ears, and a broad muzzle. The fur is coarse and bristly. The Wombats are nocturnal animals, and live in burrows which they excavate with their powerful claws. They are vegetable feeders, and are found in Australia and Tasmania.

The Koala (*Phascolarctus*) is a native of Australia. It is a clumsy animal, with a short tail, and a head like that of a Wombat. The fur is long and woolly. The Koala lives in trees, and feeds on the leaves of the Eucalyptus.

The Phalangers (*Phalangista*) are arboreal animals, with a long tail, which is prehensile in some species. They have a pointed head, with large eyes and ears. The fur is soft and woolly. They are found in Australia, Tasmania, and New Guinea.

Fig. 59.—Skull of Phalanger (*Phalangista*).

Außer dieſen berückſichtigten Sippen rechnen einige Forſcher eine andere hierher, welche den eigentlichen Spitzmäuſen noch näher ſteht, als die zuletzt erwähnte. Die einzige bis jetzt bekannte Art derſelben, der Himiſu (Urotrichus talpoides), bewohnt die gebirgigen Gegenden Japans, gräbt blos wagrechte Gänge in gebirgigen Gegenden und wirft keine Hügel auf. Seine Körperlänge beträgt nur $3^1/_2$ Zoll und die des Schwanzes einen Zoll. Der Pelz iſt tiefdunkelbraun, bei einigen mehr oder weniger bläſſer. Der Rüſſel und die Pfoten ſind bräunlichfleiſchfarben. Der walzenförmige Leib, der kurze Schwanz, die ſtarken Pfoten, die mangelnden Ohren und Augen, ſowie der nackte Rüſſel ähneln den betreffenden Theilen der Maulwürfe, die lange Schnauze aber und das Gebiß den Spitzmäuſen.

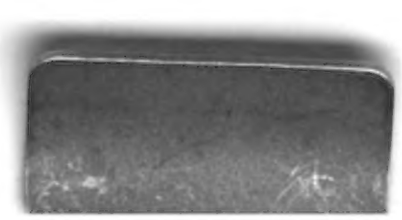
In der Vorzeit lebten noch einige andere Sippen auf unſerer Erde, von denen man hier und da die Knochenreſte aufgefunden hat.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google